Globus.

XIV. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Vierzehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1868.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Weltverkehr.

Zur Völkerkunde.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Die Maka-Gnian-Berge am Senegal.

Mage's Reise vom Senegal bis an den obern Niger.

Erster Artikel.

Plan der Reise. — Ausrüstung. — Die Mitglieder der Expedition. — Instructionen. — Hadsch Omar und dessen Reich am obern Niger. — Fahrt auf dem Strome nach Bakel und Medine. — Der Strom zwischen Feln und Guina. — Die verwirrten Zustände in Khasso, Logo und Natiaga. — Fieberanfall. — Beschwerlichkeiten der Reise durch eine menschenleere Einöde. — Der Wasserfall von Guina und die dreißig Stromriegel. — Charakter der Landschaft. — Der Affenberg. — Flußpferde. — Bafulabe und der Bakhoy. — Der Mungo-Park-Berg. — Ein schwarzer Barde.

Die Reise, welche Capitän Mage im Jahre 1863 von St. Louis an der Mündung des Senegal nach dem westlichen Sudan unternahm, gehört zu den wichtigsten unserer Zeit. Sie giebt uns nähere Kunde über Gegenden, die bisher nur theilweise oder überhaupt noch nicht erforscht worden waren, und gewährt uns einen Einblick in die merkwürdigen Völkerbewegungen, durch welche jener Theil Afrikas, südlich von der großen Wüste, eine völlige Umgestaltung erfahren hat. Wir sehen den Kampf, welchen fanatische Bekenner des Mohammedanismus gegen das alte und urwüchsige Heidenthum der Schwarzen führen, und wie nach grimmigen Verheerungen und Verwüstungen, von denen eine mehr als hundert Meilen ausgedehnte Strecke heimgesucht wurde, am obern Niger neue Staaten oder vielmehr Herrschaften entstehen, wie das westliche Fulbereich Massina von einem Glaubensstreiter über den Haufen geworfen wird, der in der linken Hand den Koran hält und mit der rechten bald das Schwert, bald die Brandfackel schwingt. Er selber, der Touconleur Hadsch Omar, scheidet von hinnen, nachdem er auch Timbuktu bedrohet hat, und drei seiner Söhne folgen ihm in der Herrschaft. Aufmerksame Leser des „Globus“ erinnern sich, daß wir alle diese Vorgänge ausführlich erzählt haben. Hier soll, des Verständnisses halber, nur erwähnt werden, daß der Hadsch Omar zuerst den Versuch wagte, sich am obern Senegal ein Reich zusammenzuerobern. Die Ausführung eines solchen Planes durften die Franzosen um keinen Preis gestatten, weil ihnen alsdann der Handelsweg vom Senegal nach dem Niger versperrt worden wäre; auch hätten sie an einem solchen Reich einen sehr lästigen Nachbar gehabt. Deshalb führten sie Krieg gegen den Hadsch und vertrieben ihn vom Senegal. Was ihm hier mißlungen war, führte er dann am obern Niger durch; dort wurde er Gebieter und dort war er den Franzosen nicht mehr gefährlich. Gleich diesen mußte auch ihm daran liegen, den Handelsverkehr zwischen den beiderseitigen Gebieten zu befördern, denn aus einem solchen konnten ihm Vortheile erwachsen, und deshalb war ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den ehemaligen Feinden möglich.

Ueber die **Zustände** am **obern Niger** gelangte nur dann und wann einige Kunde nach St. Louis, und die Nachrichten lauteten widersprechend; es handelte sich also zunächst darum, über die Dinge ins Klare zu kommen. Schiffslieutenant **Mage**, der schon früher eine Wanderung nach Tagant gemacht und Jahre lang am Senegal und an der Küste gelebt hatte, erbot sich, die beschwerliche und gefährliche Reise nach dem obern Niger zu wagen. Er hat seine Aufgabe trefflich gelöst und steht würdig neben seinem Vorgänger **Mungo Park**, an dessen Darstellungsweise manche seiner Schilderungen erinnern. Mage hat seinen Bericht theils in der amtlichen „Revue maritime et coloniale“, theils in „Le Tour du Monde“ veröffentlicht. Für die Völkerkunde insbesondere enthält derselbe viel Neues und Wichtiges, und der Werth der Mittheilungen wird erhöht durch die vortrefflichen Illustrationen, durch welche sie an Anschaulichkeit wesentlich gewinnen. Wir werden das Wichtigste aus Mage's Darstellung herausheben und zunächst die Reise vom Senegal bis zum Niger erzählen; eine zweite Abtheilung, welche wir nach Verlauf einiger Monate folgen lassen, schildert die Zustände in der Region des obern Niger.

* * *

Die Franzosen hatten in Senegambien an dem Obersten **Faidherbe** einen ungemein tüchtigen Gouverneur. Dieser ausgezeichnete Mann faßte namentlich die Handelsverhältnisse ins Auge. Es war seine Absicht, den Verkehr aus dem innern Sudan, welcher zum großen Theil durch die drittehalbhundert Meilen breite Sahara nach Norden geht, von dieser Richtung nach dem Senegal hin abzulenken. Es kam ihm zunächst darauf an, eine Reihe von **Handelsstationen** zwischen Medine am Senegal und **Bamaku** am Niger herzustellen. Im Februar 1863 erbot sich Mage, die zwischen beiden Punkten liegende Region näher zu erforschen. Er verließ Bordeaux am 25. Juni. Dr. Quintin, Marinechirurgus, schloß sich ihm an. „Am 12. Juli landeten wir in St. Louis und ich ging sofort ans Werk, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Ich hatte schon fünf Jahre am Senegal gedient und kannte so ziemlich alle Küstenpunkte. Neun Monate lang hatte ich im Innern, zu Makhana am obern Senegal, mittewegs zwischen Bakel und Medine, unter den Schwarzen verlebt; auch meine Reise nach der Oase Tagant zu den Duaïsch-Mauren hatte beigetragen, mich leidlich zu acclimatisiren. Ich kannte den Charakter der Mauren wie der Schwarzen und wußte, wie man mit ihnen umgehen muß. Ich las noch einmal die Werke von Raffenel, Caillé, Mungo Park und Barth und studirte alle vorhandenen Karten. So fand ich, daß man fast gar nichts selbst über solche Gegenden wußte, welche unseren Besitzungen zunächst liegen. Für die Strecke oberhalb Medine hatten wir einige Kunde durch **Pascal**, der aber nicht weit über die Wasserfälle von Guina hinausgekommen war.“

St. Louis, Hauptstadt Senegambiens, Nordseite.

Einige Tage vor Mage's Abreise von St. Louis starb ein Bambara-Neger, welcher die Wanderung hatte mitmachen wollen. Die Leute sagten: „**Schon jetzt einer gestorben?**“ Mehrere Europäer erboten sich zur Mitreise, Mage zog es indessen klüglich vor, nur schwarze Männer mitzunehmen, theils Scharfschützen, theils Laptots, d. h. Leute, welche als Matrosen dienen. Sie wußten alle mit den Waffen umzugehen, waren an Gehorsam und Arbeit gewöhnt und konnten, da sie verschiedenen Völkern der Senegal- und Obern-Niger-Region angehörten, auch als Dolmetscher nützlich werden.

Mage entwirft ein Bild von seinen Begleitern, die er auch photographiren ließ. **Bakary Güöye**, der ihn früher auf der Wanderung nach Tagant begleitet hatte, war als Aufseher auf einem Dampfschiff angestellt; als er von dem Reiseplan hörte, stellte er sich sofort ein und erbot sich, für

H. Koch. sc.

A. de N.

Porträts von Schwarzen aus Mage's Begleitung.

30 Francs monatlich zu dienen. Er war ein Wolof oder Yoloff aus Guet N'dar, dem Dorfe, welches in der Nähe von St. Louis auf einer sandigen Landzunge liegt, hatte schon zehn Dienstjahre und sich auch einige Zeit in Frankreich aufgehalten. Er war nur halb und halb Muselmann, sprach Französisch, Yoloff und Toucouleur; überhaupt ein erprobter Mensch, mit welchem sich etwas anfangen ließ. Sein Auftrag war zunächst, andere geeignete Leute in Vorschlag zu bringen. Zuerst stellte er seinen Freund Bubakary Gnian vor, einen Toucouleur. So bezeichnet man die Bewohner der Landschaft Futa, welche Beimischung von Blut aus den Adern der Peuhls (Fulbe) haben; sie sind intelligenter als die eigentlichen Neger, kriegerisch, fanatische Mohammedaner und bildeten die Kerntruppen des Hadsch Omar. Bubakary Gnian war Bootsmann und trat unter denselben Bedingungen in Dienst, wie sein Freund. Er verstand Französisch, Toucouleur und Soninke. Die nachfolgenden Leute waren schon früher im Dienste Mage's gewesen, z. B. Dethié N'diaye, ein Serêr; er war ein Leckermaul, sprach Französisch, Yoloff und Peuhl; dann Latir Sene, dessen Porträt wir geben, ein Yoloff aus Dakar, in Gorée als Leckermaul bekannt, aber auch als rechtschaffener Mensch. Samba Yoro hatte als Führer eines Stromschiffes gedient; er war ein Peuhl aus Bondu und in seiner Jugend drei Jahre in Frankreich gewesen; intelligent, unermüdlich bei der Arbeit, tapfer; er spricht gut Französisch, war unterwegs Hauptdolmetscher. Dann Aliun Penda, früher Sklav in Futa, von wo er nach St. Louis geflüchtet war; ein vortrefflicher Mensch und, obwohl eifriger Mohammedaner, doch den Weißen aufrichtig zugethan. Er hatte sich vor Kurzem verheirathet; unterwegs ist er gestorben. Wir übergehen einige andere Begleiter und nennen nur noch Mamboye, einen Yoloff aus Cayor, Sergeanten bei den Scharfschützen; er war in seiner Jugend von den Trarzas-Mauren geraubt worden, hatte bei ihnen Arabisch gelernt und war ein guter Soldat. Das Gefolge des Reisenden bestand nur aus zehn schwarzen Männern.

Latir Sene, Laptot aus Gorée.

Mage hatte einen leichten, vierruderigen Nachen zimmern lassen; vermittelst desselben wollte er den Senegal oberhalb Medine befahren, womöglich auch den obern Niger. Das Boot konnte auf ein Wagengestell und dieses in den Nachen gesetzt werden, so daß der Transport weder zu Lande noch zu Wasser Schwierigkeit hatte. Im Uebrigen war die Ausrüstung dürftig genug. Die französische Regierung bewilligte nur 5000 Francs, und von dieser armseligen Summe sollte Alles bestritten werden. Zwei Maulthiere bekam Mage leihweise, ein drittes mußte er kaufen, ebenso zwei erbärmliche Pferde aus Cayor; das eine kostete 36 und das andere 60 Francs. Der Gouverneur glaubte sich nicht ermächtigt, ihm dergleichen zur Verfügung zu stellen, weil man am Senegal der Meinung ist, daß alle Pferde von arabischer Race am obern Strome dem Klima erliegen. Für den Ankauf maurischer Pferde, die von 500 bis 800 Francs kosten, reichten Mage's Mittel nicht aus. Für alles noch verfügbare Geld kaufte er verschiedene Waaren ein, die im Verkehr mit den Schwarzen ihm bessere Dienste leisten konnten als baare Münze. Hinterher wurde ihm vom Marineminister noch ein Credit von 4000 Francs eröffnet; davon erfuhr er aber erst etwas, als er sich schon über 100 Meilen weit im Innern befand, in Bafulabé, der Ortschaft, wo der Bafing und der Bakhoy sich vereinigen. Es war die Absicht des Gouverneurs, von diesem Punkte aus drei Zwischenstationen zu errichten, nach Bamaku hin, wo der Niger schiffbar wird.

In der Reiseinstruction heißt es: „Sie werden versuchen, die gerade Linie inne zu halten. Auf dieser führt der Weg zunächst durch das Land der Djawaras; sie sind Serrakollets und bewohnen eine Provinz von Kaarta, und dann durch Fula-Dugu, eine dem Beherrscher von Segu tributpflichtige Provinz. Diese Richtung schlug auch Mungo Park auf seiner zweiten Reise ein, aber während der letztverflossenen Jahre haben die Karawanen, welche von Bakel am Senegal nach dem obern Niger ziehen, einen andern Weg genommen, nämlich nach Norden hin gegen Diangunte zu, oder nach Süden hin, am Faleme aufwärts und dann durch Dschialonkadu. Aber beide Wege sind länger als die gerade Linie. — — Vermittelst der Stationen, welche Niederlagsplätze für den Verkehr und Schutzstätten für die Karawanen sein würden, hätten wir eine sichere Straße nach dem obern Niger und damit auch die Aussicht, den Handel, welchen Marokko nach dem Sudan in Händen hat, in unser Gebiet zu lenken." Der Gouverneur entwickelt diese Ansicht näher und sagt weiter: „Ich schicke Sie deshalb an den Hadsch Omar, der nun Gebieter eines großen Reiches im centralen Sudan ist. Er war in der jüngsten Zeit Gebieter von Kaarta, Segu, Bakuna, Fula-Dugu, Masina; Timbuktu war ihm tributpflichtig und zwischen dieser Stadt und Futa Dschiallon beherrscht er den Lauf des Niger. Man behauptet jetzt, daß er gestorben sei, während Andere wissen wollen, er sei mächtig und gewaltig in Masina. Wenn er nicht mehr lebt, so wenden Sie sich in meinem Namen an seinen Nachfolger, oder falls das Reich zerstückelt wäre, an die Gebieter der Landschaften, welche Sie berühren. Ueber den Erfolg Ihrer Sendung können Sie mir entweder in Person oder brieflich Auskunft geben, oder auch, falls die Möglichkeit vorliegt, den Niger bis zu seiner Mündung hinabfahren, oder endlich durch die Wüste nach Algier, Tripolis oder Marokko gehen. Auf Ihrer frühern Wanderung durch Tagant haben Sie Beweise von Umsicht und Muth gegeben und Erfahrungen gesammelt."

Schon zwei Monate vor Mage's Abreise hatte der General Faidherbe zwei schwarze Eilboten auf dem Wege durch Kaarta nach Segu geschickt mit einer Depesche an den Hadsch Omar, „den Fürsten der Gläubigen, Sultan des centralen Sudan". Es heißt in derselben: „Dieses Schreiben soll Dir ankündigen, daß ich gleich nach der Regenzeit einen meiner Offiziere an Dich abfertigen werde, was Du ja früher gewünscht hast. Derselbe ist ein ausgezeichneter Mann, besitzt mein volles Vertrauen und wird mit Dir über Angelegenheiten verhandeln, die uns interessiren. Namentlich wird er Dir wichtige Vorschläge in Betreff des Handelsverkehrs machen; durch einen solchen würden Dir beträchtliche Ein-

künfte zufallen" &c. Dieser Brief ist datirt: St. Louis, 30. Juli 1863.

Am 12. October des genannten Jahres bestieg Mage die Kanonierschaluppe „Couleuvrine". Er besuchte die verschiedenen Posten am linken Ufer des Senegal, namentlich Richard Toll, Dagana, Podor und mehrere andere, war aber schon am 19. bei dem wichtigen Fort Bakel, das er am 26. verließ, nachdem Gouverneur Faidherbe ihm dort mündlich noch einige weitere Instructionen gegeben hatte. Mage kaufte noch ein Pferd, das zwar 248 Francs kostete, aber trotzdem nicht viel werth war. Auch schaffte er zwölf Esel an und belud sie mit 800 Rationen für seine Schwarzen, einem Centner Pulver, 600 Patronen, wissenschaftlichen Instrumenten, Arzneien und verschiedenen Waaren. Von diesen schickte er einen beträchtlichen Theil zu Wasser nach Medine, das er am 30. October erreichte.

Von nun an begannen die Beschwerlichkeiten der Reise. Man mußte viele Neben- und Zuflüsse des Senegal überschreiten; es war ein Glück, daß Mage das oben erwähnte tragbare Boot bei sich hatte. Aber es fehlte nicht viel, so wäre es mit der ganzen Reise gleich anfangs zu Ende gewesen. Bei Kotere, einem Dorf in Kamera, war der Weg versperrt. Vor der Ernte pflegen nämlich die Bauern ihre Lugans, d. h. Gartenfelder, gegen Eindringen des Viehes dadurch zu schützen, daß sie alle Zugänge durch aufgehäuftes Dornenreisig unwegsam machen. „Meine Leute wollten sich nun einen Weg bahnen und warfen dabei eine alte Frau, die das nicht leiden wollte, unsanft zu Boden. Sie schrie laut, das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, und die Männer, welche mit Knütteln herbeieilten, nahmen meinen Leuten die Gewehre weg. Es war weder mir noch dem Dorfschulzen möglich, Ordnung zu schaffen. Ich selber wurde mit einem Dolchstiche bedroht und mehrmals niedergeworfen. Unter diesen Umständen mußte ich alle meine Kaltblütigkeit aufbieten, und insbesondere meinen Leuten anbefehlen, nicht zu feuern. Die Bauern aber — es waren Serracollets von der Soninkerace — luden ihre Gewehre und ich mußte das Schlimmste befürchten. Da wurde ich zum Glück von Einigen erkannt, die 1859 und 1860 auf der „Couleuvrine", die ich damals befehligte, gedient hatten. Sie schlossen sich mir und dem Schulzen an und drängten die hitzigen jungen Männer zurück, während der treue Bakary Gneye meine Leute um sich schaarte. Wir fingen unsere Thiere ein, welche sich in dem Garten gütlich thun wollten, und ich ging dann mit Dr. Quintin und einem Dolmetscher ins Dorf, um die erforderliche Aufklärung zu geben. Man stellte mir auch ohne Widerrede die Flinten zurück, und es war im Grunde weiter kein Schaden angerichtet, als daß mir das Glas meines Chronometers zerbrochen war. Ich konnte ihn von nun an bloß als Secundenzeiger benutzen."

Fort Richard Toll am Senegal.

In Medine beschaffte Mage noch allerlei Vorräthe und erforschte dann den Senegal oberhalb der Katarakten von Felu. Das Boot wurde auf dem Wagengestell um die Wasserfälle herumgefahren. Der Senegal ist auf der Strecke zwischen den Katarakten von Felu und jenen von Guina im Jahre 1859 vom Marinelieutenant Pascal erforscht worden. (— Ueber diese Reise enthält der „Globus" I, S. 17 ff. einen Bericht und zugleich eine Illustration der Wasserfälle von Felu. —) Vor Pascal, der damals nach Bambuk ging, war Brossard de Corbigny 1858 während der Regenzeit zu Lande bis Bagu-Kho, Mage selber 1860 gleichfalls zu Lande, aber in der trockenen Jahreszeit, bis nach Guina gekommen. Jetzt konnte er fünf Tage auf die Erforschung der verschiedenen Fälle, Stromschnellen und Felsenleisten verwenden und eine genaue Karte des Stromlaufes zwischen Guina und Medine entwerfen. Von dem letztgenannten Punkte aus, wohin Mage zurückgekehrt war, erfolgte der definitive Aufbruch am 25. November 1863.

Man hat namentlich zu Anfang einer solchen Landreise die allergrößte Noth mit den Schwarzen, weil sie keinen Be-

griff von Ordnung haben und nicht thun, was man ihnen sagt, oder doch die Befehle schlecht und nachlässig ausführen. Gewöhnlich fallen unterwegs Ladungen von den Eseln herunter und man muß die ganze Karawane halten lassen; darüber geht dann manche Stunde verloren. Nach und nach macht es sich erträglicher, die Thiere werden weniger mißhandelt und manchmal geht tagelang hinter einander Alles gut. Ohne übermenschliche Geduld und unerschütterliche Ruhe kann man gar nichts anfangen, und in das Gezänk und die gelegentlichen Prügeleien muß man sich um keinen Preis einmischen. „In der ersten Zeit war es mir unmöglich, meinen Gleichmuth zu bewahren und ich verspürte die Folgen."

„Als ich," sagt Mage, „Medine (den am weitesten landeinwärts vorgeschobenen Posten am Senegal) verließ, hatte Sambala, König von Khasso, eine kleine Armee ausgeschickt, es wurde aber geheim gehalten, wohin dieselbe gehen sollte. Das ist so Brauch bei den Schwarzen. Ich wünschte jedoch darüber ins Klare zu kommen und wandte mich an Diugu Sambala, einen Vetter des Königs, der anfangs von nichts wissen wollte, mir aber am Ende doch mittheilte, daß es sich um einen Zug gegen Dentilia handle. Freilich konnte ich nicht wissen, ob er mir die Wahrheit gesagt hatte, aber ich glaubte ihm und traf demgemäß meine Maßregeln. Sambala hatte nach Medine alle Häuptlinge rufen lassen, die ihm als seine Verbündeten Hülfstruppen stellen sollten. Unter diesen befanden sich Altiney Sega, Häuptling von Natiaga, und Nyamodo, Häuptling von Logo. Beide Landschaften sind Provinzen von Khasso, ihre Einwohner Khassonkes, und Sambala führte den Titel König von Khasso, obwohl ihm nicht alle Provinzen gehorchten. Die französische Regierung sah in ihm einen Verbündeten und gab sich deshalb alle Mühe, seine Autorität zu verstärken; er hat sich aber dafür keineswegs erkenntlich bewiesen. Die Dinge standen nun so, daß Nyamodo von Logo wohl Sambala's Vasall war, aber keinen Tribut zahlte und sein Residenzdorf Sabusire möglichst stark befestigte, um nöthigenfalls Widerstand leisten zu können. Altiney Sega seinerseits hatte sich dem Hadsch Omar, als derselbe weit und breit das Land verheerte, klüglich unterworfen, mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht und den damaligen Häuptling von Natiaga, Semmu, vertrieben. Er folgte dem Propheten bis an den obern Niger, nach Segu, verließ ihn aber dort. Er begriff, daß die Franzosen Herren am Senegal seien und deswegen bat er den Commandanten zu Medine, sich im Dorfe Natiaga niederlassen zu dürfen. Nachher bauete er in einer Schlucht, die als ein wahres Thermopylä betrachtet werden kann, das Dorf Tinke. Als er in Medine, auf Sambala's Ruf, sich eingefunden hatte, bat er mich, ihn in Natiaga zu besuchen, und der Gouverneur ließ ihn mit Auszeichnung behandeln, weil er annahm, daß dieser Häuptling meinen Zwecken förderlich sein könnte. Ich hielt ihn für einen geheimen Agenten des Hadsch Omar und besuchte ihn in Natiaga. Er hatte sich krank melden lassen, um mich nicht zu empfangen, ich drang aber mit Gewalt in seine Hütte und er mußte mich anhören. In nachdrücklicher Weise gab ich ihm den Rath, mit seinen Nachbaren in Frieden und Eintracht zu leben und die in Ruinen liegenden Dörfer wieder aufzubauen, namentlich Usalla, das eine herrliche Lage am Flusse hat. Natürlich versprach er, damit gleich am nächsten Morgen den Anfang zu machen. Als ich aber einen Führer nach Bafulabe verlangte, erklärte er, kein Mensch wisse den Weg dorthin, weil derselbe seit fast zehn Jahren verödet sei; trotzdem schickte er am andern Tage einen seiner Khassonkes. Ich schenkte ihm nämlich beim Abschied eine mit Goldfäden besetzte Sammetkappe und diese hatte ihn für den Augenblick günstig gestimmt. Die Schwarzen sind eitel über alle Begriffe."

Fort Bakel am Senegal.

„An jenem Abende bestieg ich mehrere Anhöhen; von einer derselben hatte ich eine herrliche Aussicht. Bis nach Dingira hin überblickte ich die Krümmungen des Stromes,

und die Wasserfälle und Stromschnellen schimmerten im Silberglanze, während die Berge von Natiaga einen majestätischen Anblick gewährten. Unter mir war unser Lagerplatz; zur Rechten lagen die majestätischen Berge von Maka-Guiau; das Ganze hatte etwas Feenhaftes. Der Boden ist unglaublich fruchtbar, Wasser in Fülle vorhanden, und in den Flüssen wimmelt es von Fischen. Auch fehlt es weder an Gold noch an Eisen; die Stromschnellen bieten Wasserkraft in beliebiger Menge dar. Aber die Menschen wissen mit allen diesen Schätzen nichts anzufangen, sie haben nicht einmal angemessene Kleidung; die Frauen gehen halbnackt, die Wohnungen sind armselig, die Hausgeräthschaften und Ackerwerkzeuge dürftig, und mit dem Schmieden und dem Weben ist es kläglich bestellt. Und doch sind diese Leute, wie überhaupt alle Stämme am Senegal, seit zweihundert Jahren in mehr oder weniger Berührung mit den Europäern gewesen; aber was sie an Kraft und Einsicht etwa besitzen, das wenden sie zum Bösen an, zu Krieg und Raubzügen, während sie keinerlei Fortschritt sich angeeignet haben. Erdmandeln sind hier in Fülle vorhanden. Für 4 Ellen blauen Baumwollenzeuges, sogenannter Guinee, die einen Geldwerth von etwa 18 Silbergroschen hatten, bekam ich einen Centner Erdmandeln, welcher in St. Louis mit 10 bis 12 Francs bezahlt wird."

Von Medine bis nach Mansola geht der Weg an dem durch keine Hindernisse versperrten Flusse hin bis Dingira; oberhalb dieses Punktes folgt dann eine Stromschnelle und eine Felsenleiste nach der andern. Mage mußte sich durch hohes Gras und Gestrüpp und über Felsen Bahn brechen; flüchtige Antilopen und Perlhühner kamen häufig in Sicht. Auf jedem Baume saßen Papageyen, die eine wahre Plage für die Felder sind; auf jedem Felsen bellte oder grimassirte ein grauer Affe oder ein Pavian. Hier hatte Mage einen heftigen Fieberanfall; während die Hitze erdrückend war, schüttelte ihn der Frost, plagte ihn ein nicht zu stillender Durst; er sank betäubt dreimal vom Pferde. „Wer kein Senegalfieber gehabt hat, kann auch nicht ermessen, was ich damals litt; und in einem solchen Zustande mußte ich durch den Bagukhofluß reiten, der damals gerade zu passiren war. Am andern Ufer ruhete ich aus und das Fieber ließ nach. Abends schlug ich mein Lager ein paar hundert Schritte oberhalb der Katarakte von Guina auf und ließ am andern Tage mein Boot aus Banganura auf dem Wagengestell herbeischaffen. Bald schwamm es dann auf einer Strecke, wo man nie vorher ein europäisches Fahrzeug gesehen hatte und wo auch wohl schwerlich sobald wieder ein solches schwimmen wird. Es ging so weit Alles ganz leidlich, bis auf meine Gesundheit; aber ich war des Fiebers wegen nicht ängstlich, nahm Abführmittel, und der dritte Anfall war bereits schwach; das Quinin hatte sich als Heilmittel bewährt. Ich war übrigens noch sehr schwach und bedurfte der Ruhe. Die Rasttage benutzte ich, um die Flußkarte zu entwerfen, Briefe zu schreiben und die Lage von Guina zu bestimmen. Ich fand 14 Grad 0 Minuten 45 Secunden nördlicher Breite und nach Schätzung 13° 30′ 14″ westlicher Länge von Paris."

Engschlucht beim Dorfe Natiaga.

Einige Offiziere, welche die Expedition von Medine aus bis zu den Wasserfällen begleitet hatten, machten mit Dr. Quintin eine Untersuchungsfahrt stroman, während Mage zurückblieb, um sich einigermaßen zu erholen. Sie kamen über drei kleine Stromschnellen hinweg, gelangten aber etwas weiter hin an einen wahren Katarakt und mußten umkehren. Das war an derselben Stelle, wo 1859 Pascal gleichfalls nicht weiter kommen konnte; damals stand dort das nun zerstörte Dorf Fukara. Mage aber war entschlossen, um jeden Preis den Stromlauf des Senegal bis Bafulabe hinauf zu erforschen, obwohl er jetzt ohne Führer war und die vor ihm liegende Gegend nicht kannte. Waren überhaupt Wohnplätze vorhanden, und wenn es dergleichen gab, welchem Stamme gehörten die Leute an, und welcher Aufnahme hatten die beiden Europäer sich zu gewärtigen?

„Am 1. December 1863 verließ ich den Wasserfall von Guina, und von nun an lag eine unbekannte Einöde vor mir. Von Banganura an bis eine Tagereise über Bafulabe hinaus war das Land menschenleer; das wußte ich. Dr. Quintin und ich waren nun auf uns allein angewiesen, denn mit unseren Schwarzen konnte begreiflicherweise ein Ideenaustausch oder vertraulicher Verkehr nicht stattfinden. Ich lud einen Theil meiner Lebensmittel ins Boot, namentlich ausgezeichnete Melonen, welche die Neger von Tamba Cumba Fara mir gegen etwas Pulver verkauft hatten. Während Dr. Quintin mit Samba Yoro und fünf anderen Schwarzen und mit unseren Thieren sich am Lande einen Weg bahnte, versuchte ich auf dem Wasser bis an den oben erwähnten Fall zu gelangen. Die Karawane bestand jetzt aus uns beiden Europäern, 10 Arbeitern, 2 Maulthieren, 3 Pferden, 14 Eseln und 5 Ochsen, von denen einer beladen war. Vier Mann handhabten das Boot, es lag also den übrigen sechs Leuten ob, alle diese Thiere zu führen und zu besorgen. Gewöhnlich banden wir Maulthiere und Pferde so zusammen, daß eins hinter dem andern ging; ein Mann trieb die Ochsen und die Esel wurden von den noch übrigen geleitet. Nun ging es manchmal durch ausgetrocknete Flußbetten und nicht selten fiel von dem einen oder andern Thiere eine Ladung herab, namentlich wenn wir uns in solch einem „Marigot" befanden. Zumeist hatten wir uns einen Weg durch zehn bis zwölf Fuß hohes Gras zu bahnen oder durch Dickichte stacheliger Mimosen, in welchen Kleider und Haut zerfetzt wurden. Man wird begreifen, daß wir unter solchen Umständen nur langsam vorwärts kamen. Oftmals lagen auch Schluchten vor uns und wir mußten dann umkehren, um einen andern Weg zu suchen."

„Am 1. December hatten wir bei unserm Lagerplatz am linken Ufer des Senegal mächtige Feuer angezündet, um die wilden Thiere fern zu halten, insbesondere auch die Hippopotamen, deren dumpfes Schnaufen wir die ganze Nacht hindurch vernahmen. Diese gewaltigen Monstra waren dort wohl nie zuvor beunruhigt worden, sie beherrschten das Wasser; jetzt aber waren sie grimmig, weil wir laut schrien, mit den Rudern schlugen und einige auch durch Schüsse verwundeten. Wir rasteten gewöhnlich auf feinem Sand an solchen Stellen, wo die Flußpferde Nachts ans Land auf die Weide zu gehen pflegen; dort fanden auch unsere Thiere gutes Futter. Kam nun ein Hippopotamus an einen solchen Platz, so sah es dort unser Lagerfeuer, grunzte, tauchte unter und kam wieder mit dem Kopfe zum Vorschein und schnaufte. Aus der Ferne hörten wir das Geschrei der Hyäne und das Brüllen des Löwen. Ruhiger Schlaf war nicht möglich und ich machte mir gerade bei Nacht große Sorgen. Meine Schwarzen hatten bis jetzt noch keine eigentlichen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen erfahren; aber fortan wurde das ganze Leben ein anderes, ich mußte ihnen nothwendig schwere Arbeiten auferlegen, und jetzt schon war viel Hader und Streit unter ihnen. Mit Freuden bemerkte ich jedoch, daß Dr. Quintin mit großer Ruhe und Umsicht zu Werke ging. Er schlief, gleich mir, mit dem Revolver in der Hand."

Der Kataract von Guina am Senegal.

Der Reisende schildert dann die in der That ungeheuren Beschwerden und Schwierigkeiten des weitern Vordringens auf und an dem Strome, und wie eine Felsenleiste, eine Stromschnelle der andern folgte. Die Leute sprangen ins Wasser, um das Boot hinüberzuziehen, und benahmen sich dabei vortrefflich. Sie begriffen, wie viel für ihre eigene Sicherheit darauf ankam, daß jeder Befehl genau ausgeführt wurde, denn eine falsche Bewegung konnte verhängnißvoll werden. Manchmal mußte man das Boot ausladen und zu Lande um solche Stellen herumschaffen, die gar nicht zu passiren waren. „Der Senegal hatte in jener Gegend eine Breite von 450 bis 600 Fuß, und die Berge traten jetzt näher an den Strom hinan. Ganz auffallend war eine Anhöhe, welche in einer Menge von Terrassen bis ins Wasser reichte. Sowohl das schwarze und röthliche Gestein, wie jeder

Baum war mit *Affen* buchstäblich und in solcher Menge bedeckt, daß diese Thiere einander förmlich drängten. War das ein Brüllen und Springen, als wir ihnen nahe kamen! Es liegt nicht die mindeste Uebertreibung darin, wenn ich behaupte, daß auf jenem Terrassenberge, dem Hauptquartiere der Affen, mindestens 6000 Kynokephalen beisammen waren! Hinter jener Anhöhe mußten wir durch einen Marigot, der große Schwierigkeiten darbot. Abends steckten wir das Gras in Brand, um andern Tages einen freien Weg vor uns zu haben. Aber die Ochsen hatten sich verlaufen, und wir mußten sie nun in dem zwölf Fuß hohen Gras aufsuchen; das Boot war auch noch nicht da und meine Sorge war groß. Da hörte ich gegen sieben Uhr Abends aus der Ferne den Gesang der Laptots und bald nachher waren sie bei uns. Unterwegs war das Boot von Hippopotamen buchstäblich umzingelt gewesen; man konnte sie mit den Rudern schlagen und mußte sich manchmal ihrer durch Flintenschüsse erwehren. Ich bin sehr oft von ihnen verfolgt worden, aber einen eigentlichen Angriff haben sie nie gemacht. Am 4. December, nach einer kalten und sehr feuchten Nacht, war der Weg ganz entsetzlich; die Pfade, welche einst zu den längst in Ruinen liegenden Dörfern führten, waren mit Dorngestrüpp überwachsen, gegen welches wir durch Feuer nur wenig ausrichten konnten. In der Nähe des Affenberges, um welchen wir herum mußten, bemerkte ich in einem Marigot ganz frische Spuren von einem Löwen; als ich der Anhöhe näher kam, erhoben die Affen ein unbeschreibliches Gebell und Geheul. Das ärgerte mich, ich war in Folge der ungeheuren Anstrengungen gereizt und übler Laune und feuerte in eine Gruppe hinein. Ein Affe fiel; im Nu stürzten sich andere über ihn her, trugen ihn fort und die übrigen verschwanden. Der Berg war verödet."

„Weiter aufwärts hatten wir ein eigenthümliches Schauspiel. Eine Schaar von Flußpferden ging in seichtem Wasser.

Der Affenberg am obern Senegal.

Als wir näher kamen, stürzten sich die alten in tiefes Wasser; einem jungen, das seiner Mutter folgen wollte, schoß ich drei Kugeln in den Kopf. Trotzdem kam es der Alten nahe, war aber bald erschöpft, wurde vom Strome getrieben und fiel den Katarakt hinab. Ich werde diesen Vorfall nie vergessen; die Mutter erhob sich mit dem halben Leib über das Wasser, schoß hinter dem Jungen her und stürzte ihm in den Abgrund nach. In dieser Hingebung einer Mutter lag so viel Rührendes und Ergreifendes, daß ich mich tief bewegt fühlte. Das war auch bei meinen Laptots der Fall, sie machten sich aber trotzdem gleich ans Werk, um die beiden Hippopotamen aufzusuchen und dann vom Fleische derselben ein leckeres Mahl zu bereiten; ihre Mühe war übrigens vergeblich. Ich meinerseits habe am Senegal niemals von solchem Fleische gekostet, aber am Cazamance aß ich einmal davon. Es schmeckte wie Rindfleisch, die Faser ist jedoch gröber. Es giebt eine nahrhafte Speise ab; das Fett kann ich nicht loben, weil der Geschmack etwas ranzig ist."

„Oberhalb jenes Kataratts fand das Boot auf einer Strecke von etwa sechs Lienes kein Hinderniß. Der Strom war zwischen steilen Ufermauern zusammengedrängt; aus allen Spalten drang Wasser hervor, das da und dort kleine Cascaden bildete. An den trockenen Stellen bemerkte ich wilde Tauben, grau mit rothen Augen, in geradezu ungeheurer Menge; auch viele Wasserhühner und große graue Ratten sahen wir. Am 6. und 7. December mußten wir unter ungemeinen Anstrengungen eine Anzahl von Stromschnellen überwinden, welche ich als *Stromriegel* (Barrages) von *Malambele* bezeichnen will, nach einem Dorfe, welches hier einst gestanden hat. Am 7. schrieb ich in mein Tagebuch: Wir haben große Beschwerlichkeiten. Ein Krokodil hat den Versuch gemacht, einen Ochsen an der Tränke zu erschnappen. Seit Guina haben wir kein Krokodil gesehen; sollten wir hier ein Anzeichen haben, daß die Hindernisse im Strome vorüber und daß wir endlich in die Nähe von Bafulabe gekommen sind? — Diese Hoffnung wurde

nicht bestätigt; wir hatten noch drei Felsenleisten zu überwinden."

„Endlich, am 9. December, als ich mit dem Boote die letzte Barrage überwunden hatte, sah ich, daß der Strom sich in zwei Arme theilte. Da war also die Vereinigung des Bakhoy mit dem Bafing, dem andern Arme des Senegal, und hier war die Stätte von Bafulabe! Ich legte an und ging auf einem Hippopotamuspfade etwas landein, um mir die Gegend zu betrachten. Es war aber die höchste Zeit, daß wir diesen Punkt erreichten, denn die Dinge standen nicht gut und die Schwarzen bedurften sehr der Ermuthigung. Es war eine große Reizbarkeit in sie gekommen; namentlich konnten Samba Yoro, mein Flußcapitän, und Bakary Gueye, mein Vertrauensmann, sich nicht mit einander vertragen, und ich mußte einschreiten, damit sie nicht handgemein wurden. Ein anderer tüchtiger Mann, Namens Barra, war in ein Stromloch gefallen und hatte sich an einem scharfen Steine das Bein schwer verwundet. Mein Sergeant Mamboye, der namentlich bei den Arbeiten am Lande treffliche Dienste leistete, hatte Fieberanfälle, und unter den Uebrigen war auch kein einziger, dessen Füße nicht durch das Dornengestrüpp gelitten hätten."

Fort Dagana am Senegal.

„Am 10. December stand ich am Senegal, unweit der Mündung des Bakhoy. Das Boot kam näher, ich ging auf dasselbe zu, gelangte aber in ein wahres Labyrinth von Dornen, in welchem ich Stücke von Rock, Hosen und Haut preisgeben mußte. Als ich mich endlich mit Mühe und unter Schmerzen hindurchgearbeitet hatte, verlor ich mich fast in hohem Grase. Dort hätte ich gern auf zwei prächtige Antilopen Feuer gegeben, dämpfte aber sofort meine Waidmannslust, weil ich in unmittelbarer Nähe einen Löwen brüllen hörte. Mein Maulthier riß mit mir aus, ich kam aber doch an die Stelle, wo das Boot lag; eine halbe Stunde später fanden sich auch Dr. Quintin und Barra ein, und wir hatten schon Gestrüpp und Gras niedergehauen, um freien Platz für eine Lagerstätte zu gewinnen, als auch die übrige Mannschaft anlangte. Am folgenden Tage rasteten wir, trockneten Fleisch in der Sonne und brachten das Gepäck wieder in Ordnung. In der Umgegend deuteten allerlei Spuren an, daß sich dort Leute umhertrieben; deshalb mußten wir auf unserer Hut sein, und ich ließ um das Lager Dornen in solcher Weise aufhäufen, daß wir im Nothfalle geschützt waren und jedem Angreifer erfolgreichen Widerstand leisten konnten."

Der Mungo-Park-Berg in Bambuk.

„Ich schickte am 12. December Yssa und Sidi aus, um zu erkunden, ob etwa in der Umgegend ein Dorf sei. Der letztgenannte war ein Khassonke, also in seinem Vaterlande, und konnte mit den Einwohnern reden. Er hatte den Auftrag, ihnen recht nachdrücklich zu Gemüthe zu führen, daß ich in durchaus friedlicher Absicht käme, das Land kennen lernen und wo möglich Handel treiben wolle; übrigens seien wir alle so wohl bewaffnet, daß wir jeden Angriff zurückschlagen könnten."

„Während nun meine beiden Sendboten nach einem Dorfe suchten, ruhete ich in Bafulabe aus, nicht ohne ein Gefühl von Befriedigung. Wir hatten eine bisher unbekannte Strom- und Landstrecke erforscht, etwa 40 Lieues, und nicht weniger als 30 Stromschnellen und Katarakten, theils zu Lande, theils zu Wasser, glücklich, obwohl mit vielen Anstrengungen überwunden."

„Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen mußte der directe Weg von Bafulabe zum Niger am Bakhoy aufwärts gehen. Dieser ergießt sein weißes Wasser (ba = Wasser; khoy = weiß) in den klaren Bafing (fing =

blau oder schwarz, dunkel); daher die Bezeichnung Bafulabe, d. h. die beiden Flüsse."

Mage fuhr in seinem Boote bis Makadugu, einem Weiler auf einer Insel im Bakhoy; ein größeres Dorf, das Kalé heißt, liegt gegenüber auf dem linken Ufer. Nun war er in der Landschaft Bambuk. In der bisher durchwanderten Landschaft Khasso wohnten Peuhls mit Malinkes gemischt; und so verhält es sich auch in Natiaga und Logo. Jetzt war er unter reinen Malinkes. Pascal, der 1859 bei ihnen gewesen war, fand keine Ursache, sie zu loben, ebensowenig etwa dreißig Jahre früher Major Gray. Mage wurde seinerseits vom Dorfhäuptlinge Diadieh recht gut aufgenommen und nach Landesbrauch beim Schmied einquartiert. Den Vater dieses Häuptlings hat Mungo Park

GAUCHARD. BRUNIER

Emile Bayard

Schwarzer Barde in einem Malinkedorf am Bakhoy.

besucht, als er von Walibe kam. Man zeigte dem Reisenden eine Anhöhe, welche der Schotte bestiegen hatte. Auch Mage erklomm diesen Berg, der gleich allen übrigen jener Gegend sehr steile Abfälle hat; auf dem Gipfel liegt eine wohlbewachsene Hochebene, und man konnte von dort sehr gut den Bakhoy verfolgen, der aus Südsüdost kommt und dann zwischen zwei nicht eben hohen Hügelketten verschwindet.

In den Dörfern der Malinke pflegt Abends der Griot, der Barde der Neger, zu spielen und zu singen, und Mage hatte oft Gelegenheit, einen solchen Troubadour zu hören, z. B. in Niantanso. Der Mann war höchlich erstaunt, als er sich porträtirt sah. Unser Bild zeigt, daß es sich hier um eine wahre Charakterfigur handelt.

Das neuentdeckte Wrangells=Land.

Eine arktische Controverse. Von **Dr. Sophus Ruge.**

Bekanntlich gelangte im vorigen Winter nach Europa die Kunde, es sei nördlich von Sibirien die gebirgige Küste eines neuen Landes im Eismeere gesehen worden. Die in San Francisco erscheinende „Alta California", das „Nautical Magazine", der „Moniteur universel" und andere Zeitschriften brachten den Bericht des Entdeckers, des nordamerikanischen Walfischfängers Capitän Long.

Von der Beringstraße kommend sah er unter 70° 46′ N. und 178° 30′ O. v. Gr. am 14. August 1867 zuerst die Küste und näherte sich ihr bis auf 18 englische Meilen, ohne des Eises wegen landen zu können. Er fuhr 100 englische Meilen ostwärts am Lande hin bis etwa 178° W. v. Gr., fand halbweges einen Berg, dessen Höhe er auf 2480 Fuß schätzt, und konnte vom Schiffe aus einen grünlichen Gestadestreifen erkennen, welcher mit Gewißheit auf dichten Pflanzenwuchs schließen ließ. „Ich habe dieses Land Wrangells=Land genannt," sagt Capitän Long, „als geeigneten Tribut für das Andenken eines Mannes, welcher . . . das Offensein des Polarmeeres schon vor 45 Jahren bewiesen hat. . . . Die erste Kenntniß von diesem Lande wurde der civilisirten Welt von dem russischen Marine=Lieutenant Ferd. Wrangell."

Gegen den Namen Wrangells=Land hat nun Dr. Petermann Einsprache erhoben (Mittheilungen 1868, S. 5); er meint, Long habe merkwürdiger Weise und jedenfalls in voller Unwissenheit der Sachlage das Land mit einem Namen getauft, der wohl der unpassendste und unmotivirteste sein dürfte; er scheine keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß gerade Wrangell alles gethan habe, um die Existenz jenes Landes zu bestreiten und in Zweifel zu stellen. Viel zweckmäßiger würde das Land den Namen von Andrejew, Kellet u. A. tragen.

Allein dieser Ansicht Petermann's ist nun wieder der russische Akademiker K. v. Baer entgegengetreten. Derselbe hat zur Vertheidigung Wrangell's eine kleine Schrift veröffentlicht („Das neuentdeckte Wrangells=Land. Von Dr. K. v. Baer. Dorpat 1868"), aus deren Inhalte wir im Folgenden den kurzen Verlauf der Beweisführung mittheilen wollen. Es handelt sich also in der Streitfrage vor Allem darum, ob dem Andrejew eher als dem noch lebenden Admiral Wrangell die Ehre gebühre, Pathenstelle bei dem neuentdeckten Lande zu vertreten.

Wir wenden uns zuerst zu dem Bericht des ältern Reisenden, des Kosaken Andrejew. Derselbe unternahm im Auftrage der russischen Regierung 1763 eine Schlittenfahrt nach der Gruppe der Bäreninseln nördlich von der Mündung der Kolyma. Nachdem er die vier ersten Inseln dieser Gruppe umfahren hatte, besuchte er auch die fünfte, welche nach seiner Angabe 140 Werst im Umkreise und 50 Werst Durchmesser hat. Die Entfernung dieser letzten Insel, der Vier=Pfeiler=Insel, vom Vorgebirge Krestowoi schätzt Andrejew auf 550 Werst. Und in Bezug auf die Richtigkeit seiner Angaben schließt er dann sein Journal mit den Worten: „Was meine Angaben betrifft, so sind sie richtig, und es kann darin nur vielleicht ein unbedeutender Fehler von einigen Wersten stattfinden." Ungeachtet dieser bescheidenen Versicherung hat Andrejew sich doch bei seiner Aufnahme um 440 Werst geirrt. Kein Wunder, daß Wrangell überall, wo er Andrejew's Angaben prüfen konnte, dieselben ganz übermäßig unzuverlässig fand. So beträgt nach Wrangell's Aufnahme die Entfernung der Vier=Pfeiler=Insel von dem Vorgebirge Krestowoi nicht 550, sondern nur 110 Werst und der Umfang derselben Insel nicht 140 Werst, sondern nur 19 Werst.

Demnach ist es klar, daß auf die Berichte dieses Kosaken=Sergeanten nicht viel zu geben ist. Auch wenn derselbe von einem fern im Eismeere gelegenen Lande, das er von der Vier=Pfeiler=Insel aus gesehen haben will, berichtet, wird man ihm mit gerechtem Mißtrauen entgegenkommen. Denn dieses Land soll eben nach Dr. Petermann's Ansicht das von Long entdeckte Gebiet sein. Andrejew's Worte sind aber so dunkel, daß man in der That nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was er gesehen hat, ob Land oder offenes Meer. K. v. Baer giebt uns eine wörtliche Uebertragung dieses kosakisch=russischen Berichtes. Auf einem Berge der Vier=Pfeiler=Insel stehend, das Gesicht nach Süden gewendet, sah Andrejew etwas Blaues oder Schwarzes. Seine Worte lauten: „Aber nach links, nach der östlichen Seite, kaum beinahe siehst Du Blaues, blau scheint, oder zu nennen irgend ein Schwarzes." Daß dieses blaue oder schwarze Etwas aber nicht Long's Entdeckung gewesen sein kann, erhellt einfach aus der Entfernung der Vier=Pfeiler=Insel von dem westlichen Ende des Wrangell=Landes, eine Entfernung, die mehr als 90 Meilen beträgt. Zu einer Aussichtsweite von 6 Graden gehört aber ohne Berücksichtigung der Strahlenbrechung eine Höhe von fast 5 Meilen. Dadurch fällt also die Möglichkeit, von der östlichen Bären=Insel aus das Wrangells=Land zu sehen, hinweg, selbst wenn man die überraschende Klarheit weiter Fernen am Eismeere nicht leugnet. Wir fügen zur Erläuterung dessen eine Stelle aus Hedenström's Reise (Erman's Archiv XXIV, 144) bei. „Im Frühjahr," sagt dieser Entdecker Neu=Sibiriens, „sind im Allgemeinen alle Gegenstände über dem Meere außerordentlich weit sichtbar. Der Berg Muksunowka, der noch nicht einmal 3500 englische Fuß hoch ist, ist aus 250 Werst und mehr sichtbar. Aber zu der Zeit, wo der Schnee schon anfängt etwas zu thauen, sind von dem sibirischen Festlande in einer Entfernung von 450 Werst die Holzberge auf Neu=Sibirien zu erkennen, welche doch nur 210 englische Fuß Höhe haben. Welchen Ursachen soll man dieses zuschreiben? Einer das gewöhnliche Maß übertreffenden Brechung der Lichtstrahlen, oder einer gegen den Pol anomal zunehmenden Abplattung der Erdoberfläche?" —

Mag man sich die Aussicht noch so klar denken, sicherlich hat doch Andrejew nicht gewußt, was das ferne blauschwarze Etwas sei; und wir würden Dr. Petermann entschieden Unrecht thun, wenn wir annehmen wollten, seine Vermuthung oder sein Glaube an ein Andrejew'sches Polarland fuße lediglich auf dieser trüben Aussicht. Er betont vielmehr eine zweite Reise desselben aus dem Jahre 1764, auf welcher der Kosaken=Sergeant zu Schlitten das ferne Land aufgesucht habe. Allein ungefähr 20 Werst, ehe er dasselbe erreichte, stieß er auf frische Spuren einer zahlreichen Völkerschaft (— soll wohl heißen: vieler Menschen —), die, wie es schien, mit Renthieren dorthin gefahren war, und da er nur wenige Begleiter hatte, so wagte er es nicht, weiterzugehen, sondern kehrte nach der Kolyma zurück. „Und diese

Entdeckung — meint Dr. Petermann — habe wohl das größte Aufsehen gemacht.“

Dieses Aufsehen muß doch nicht so groß gewesen sein, wie Dr. Petermann es sich denkt, „denn in Rußland hat diese zweite Reise von Andrejew so wenig Aufsehen gemacht, daß die Admiralität in St. Petersburg, welche ausdrücklichen Befehl von der damals regierenden Kaiserin Catharina II. hatte, dem Capitän-Lieutenant Billings außer den nothwendigen Instrumenten auch die Karten und Nachrichten aller Vorgänger in diesen nordischen Gegenden mitzugeben, von dieser angeblichen zweiten Reise Andrejew's nichts wußte, sondern ihrer nur in einer nachträglichen Instruction erwähnen konnte, ohne daß man jemals erfahren, wie sie zu dieser Nachricht gekommen sein mag, ob vielleicht durch bloßes Gerücht. Auch in Irkutsk muß keine Nachricht von dieser zweiten Reise Andrejew's sich vorgefunden haben. Ja, Pallas, der noch im letzten Bande der „Neuen nordischen Beiträge 1796“ Sagen über Länder nördlich vom Tschuktschenlande mittheilt, der überhaupt an diesen hochnordischen Unternehmungen besondern Antheil nahm, hat des Andrejew gar nicht erwähnt“ (K. v. Baer, das neuentdeckte Wrangells-Land, S. 24). Nehmen wir nun dazu, daß Wrangell in seinem Reisewerke (deutsche Ausgabe Bd. II, S. 273) ausdrücklich betont: „In der angegebenen Richtung (wo Andrejew das blauschwarze Etwas gesehen) haben wir das Meer auf 250 Werst weit befahren und untersucht, ohne irgend etwas einem Lande Aehnliches zu entdecken,“ so können wir der Ansicht K. v. Baer's nur beipflichten, daß es ein besonderes Verdienst Wrangell's sei, das Märchenhafte der Andrejew'schen Entdeckung nachgewiesen zu haben. „Daß Andrejew von der Vier-Pfeiler-Insel bis an das von Long entdeckte Land mit Hunden gefahren und, ohne neues Futter einzunehmen, nach Nischne Kolymsk zurückgekehrt sei, halte ich für ganz unmöglich. Um weite Fahrten mit Hunden zu machen, muß man zahlreiche Schlitten mit Proviant mitnehmen, wodurch solche Fahrten sehr kostbar werden. Aus diesem Grunde ist es höchst unwahrscheinlich, daß Andrejew eine solche Fahrt mit eigenen Mitteln unternehmen konnte. Es ist auch nicht glaublich, daß er von der Regierung zu einer neuen Fahrt beauftragt worden war, denn in diesem Falle wäre es doch gar zu albern gewesen, 20 Werst vor dem Lande umzukehren. Auch würde dann wohl ein Ausrüstungsdocument aufgefunden sein, nach welchem man vergeblich gesucht hat. Warum überhaupt umkehren, da hier herum nirgends Menschenfresser oder zwecklose Todtschläger sich finden? Im ganzen Hochnorden freut man sich, wenn man auf Spuren von Menschen trifft; man gewinnt dadurch an Sicherheit gegen das Umkommen durch Hunger und Kälte. — Ich halte die Andrejew'sche Entdeckung ganz einfach — für Schwindel, dieses Wort nicht im medicinischen Sinne genommen, sondern in dem Sinne, in welchem es jetzt häufig von den Zeitblättern gebraucht wird, als Versuch zum Gewinn ohne Verdienst. Die Sibiriaken leiden an dieser Krankheit, besonders aber die Kosaken.“ (K. v. Baer a. a. O. S. 10 u. 14.)

Daß Wrangell darum auf seiner Karte Andrejew's Land nicht angedeutet hat und diese Unterlassung ausdrücklich betont (S. 268), werden wir nur als Folge wohlbegründeter Kritik anzuerkennen haben; aber damit ist von ihm noch nicht geleugnet, daß nicht weiter östlich im Eismeere Land sein könne. Wrangell hat nicht die Existenz eines Polarlandes oder einer großen Insel im Eismeer nördlich von Ostsibirien bestritten, sondern nur nachgewiesen, daß das in Andrejew's Berichten angedeutete Land nordöstlich von der Kolymamündung bis zum 72° N. und 170° O. Gr. nicht existire. Ob er an das Vorhandensein eines Polarlandes weiter östlich glaube, darüber belehrt uns zunächst seine Karte, die etwa unter 177° O. v. Gr. unter unbestimmten Umrissen Berge im Meere bezeichnet mit der Inschrift: „Berge bei heiterm Sommerwetter vom Cap Jakan sichtbar.“ Auch sagt er (Bd. II, 274) ausdrücklich: „Ich will keineswegs behaupten, es könne in jener Region des Eismeeres kein bisher unentdecktes Land sich befinden. Im Gegentheil scheint es mir sogar wahrscheinlich, daß im Norden vom Cap Jakan irgend ein noch unbekanntes Land liegen kann, welches aber in gar keiner Verbindung mit der sogenannten Andrejew'schen Entdeckung steht.“ —

Dr. Petermann erklärt nun zwar, er habe sich nie versucht gefühlt, Wrangell's Ansicht (über Andrejew's Entdeckungen) zu theilen, sondern habe seit einigen zwanzig Jahren auf seinen Karten jenes Polarland zu verzeichnen und zu vertreten für das Richtigere erachtet; allein trotzdem finden wir auf der citirten Karte 5 (Mittheilungen 1865) das hypothetische Polarland dem Cap Jakan gegenüber eingetragen, da, wo wir es auch bei Wrangell fanden. Darin liegt doch, bildlich, kartographisch ausgedrückt, eine Uebereinstimmung mit Wrangell's Angaben; also dürfte dem russischen Admiral wohl auch mehr als dem Kosaken-Sergeanten die Ehre gebühren, das von Long entdeckte Land mit seinem Namen belegt zu sehen. Deshalb meint K. v. Baer, „kann es doch nur ein Scherz sein, wenn Dr. Petermann mit Cursivschrift hervorhebt, daß die Position des Long'schen Wrangell-Landes ganz genau, haarscharf, wie mit dem feinsten Zirkel abgemessen, mit dem Lande zusammentrifft, wie wir es auf der citirten Karte von 1865 verzeichnet haben; denn er weiß ja wohl, daß die Spitze seines Landes oder Archipels auf Wrangell's Angaben beruht. Wenn die Fortsetzung von Petermann's Land bis Grönland bestätigt wird, dann wäre der vollste Grund zur Glorification, in welche Jedermann einstimmen wird. Aber wir verstehen ja wohl, daß Alles nur geschieht, um der arktischen Expedition die Sporen in die Seite zu setzen, und wir möchten nur, es wäre geschehen, ohne die begründeten Rechte Anderer in Abrede zu stellen, die sonst Herr Petermann so gern und kräftig anerkennt.“

„Ein übler Umstand ist es aber, daß die vorläufigen Nachrichten über Long's Entdeckung nicht unbedeutend von einander abweichen.“ Nach dem „Moniteur“ liegt die Küste des neuen Landes unter 73°30′ N.; nach dem „Nautical Magazine“ unter 70°46′ bis 48′ N. —

Auffällig ist uns auch gewesen, daß Dr. Petermann, während er (Mittheilungen 1868, 5) einerseits die Behauptung ausspricht, das von Long entdeckte Land falle haarscharf wie mit dem feinsten Zirkel gemessen mit dem Lande zusammen, wie er es 1865 deutlich verzeichnet habe, andererseits in der jüngst publicirten Karte (Mittheilungen 1868, Heft VI) von jener „genauen“ Zeichnung wesentlich wieder abweicht; wir vermuthen, nach den Angaben des „Nautical Magazines“. Allein dadurch rückt der Südrand des neuen Landes unter die Breite von 70° N., dem Cap Jakan gegenüber, in die Gegend, wo Wrangell's Bergumrisse liegen.

Hoffen wir, daß Dr. Petermann in dieser veränderten Zeichnung zugleich die Anerkennung der Verdienste Wrangell's und der zu Recht bestehenden Benennung Wrangells-Land ausspricht.

Warum ist die Gesammtwärme der Erdoberfläche in Sonnennähe kleiner als in Sonnenferne?

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

Vor funfzig, sechszig Jahren war man noch fest der Ansicht, daß die Sonne selbst ein an sich dunkler und kalter Himmelskörper sei, welcher die Eigenschaft besitze, durch Vibrationen des Aethers Lichtstrahlen zu entwickeln und damit zugleich den in allen Körpern ruhenden Wärmestoff zur Bewegung und Wahrnehmung zu bringen. Damals beantwortete sich die aufgestellte Frage unmittelbar aus der Hypothese schon von selbst. Denn je ferner von der Sonne, je länger der Lichtweg durch Aether und Luft, um so größer mußte hiernach die Wärmewirkung ausfallen. Von einer so handgreiflichen Erklärungsgrundlage, welche vorzugsweise in den Erfahrungen der Bergreisenden und Luftschiffer ihren wahrscheinlichen ersten Halt gewonnen hatte, sind wir längst wieder befreit. Man denkt überhaupt nicht mehr daran, die Wärme für einen Stoff zu nehmen, und findet es nichts weniger als verständlich, von einem bald ruhenden kalten, bald bewegten warmen Wärmestoffe zu reden. „Es ist eine genugsam festgestellte Thatsache," sagt J. R. Mayer, der geniale Begründer unserer neuesten Wärmetheorie, „daß die Sonne kein kaltes, phosphorescirendes, sondern ein sehr intensiv-erwärmendes Licht ausstrahlt, und solche erwärmenden Strahlen von einem kalten Körper herleiten zu wollen widerspricht ebenso sehr der Vernunft als der Erfahrung."

Durch eine so veränderte wissenschaftliche Grundlage wurde nun aber die Beantwortung unserer Frage viel schwieriger, und ganz besonders deswegen, weil der natürliche Gedankengang gerade eine entgegengesetzte Wirkung erwarten läßt, so daß die Erdoberfläche in Sonnennähe stärker erwärmt sein müßte als in Sonnenferne. Um so erfreulicher und dankbarer blickt man daher jetzt auf das glücklich zu Stande gebrachte große Werk einer vollkommen befriedigenden Erklärung. Es gehört zu den schönsten Glanzpunkten der Fortschritte unserer Wissenschaften. Wir wollen versuchen, dasselbe allgemeinfaßlich zur Darstellung zu bringen.

Der Wechsel der Temperatur auf Erden ist unendlich groß und steht genau im Verhältnisse der veranlassenden Ursache, wobei die beständig sich ändernde Lage der Erde und ihre Entfernung von der Sonne, wodurch Zonen, Tags- und Jahreszeiten gebildet werden, die wichtigste erste Grundlage abgeben. Aber dennoch herrscht in dieser großen Mannichfaltigkeit ein ununterbrochenes Streben zur Ausgleichung und Feststellung einer constanten Gesammttemperatur der ganzen Erdoberfläche. Und ebenso muß auch die dem Erdinnern zugeschriebene Eigenwärme schon lange einen unveränderlich festen Grad angenommen haben; denn nach astronomischen Gründen muß die Summe der ganzen Erdwärme schon seit Jahrtausenden zu einer stationären Größe geworden sein. Laplace, der scharfsinnige, große Himmelsforscher, widmete diesem Gegenstande seine ganze Aufmerksamkeit, und kam 1820 zu dem berühmten Resultate seiner meisterhaften Forschung, daß die Dauer des mittlern Erdentages seit zweitausend Jahren nicht um $^1/_{300}$ einer Secunde kleiner geworden sei, folglich könne auch die Erde seitdem nicht kälter geworden sein, weil sonst ihr Durchmesser habe abnehmen und die Geschwindigkeit ihrer Tagesbewegung zunehmen müssen.

Man hat sich bemüht, aus den schon seit längerer Zeit angelegten meteorologischen Beobachtungstabellen ein allen Anforderungen gewissenhaft entsprechendes genaues Resultat herauszufinden, und danach hat sich ergeben, daß die Gesammttemperatur an der Oberfläche der Erde im Januar $9{,}_9$ Grad R., im Juli $13{,}_5$ Grad R. ausmacht; folglich bliebe für die Sonnenferne ein Ueberschuß von $3{,}_6$ Grad R. höherer Temperatur, und die durchschnittliche Jahreswärme der Erde wäre $11{,}_7$ Grad R.

Damit wird nun durch sorgfältig eingesammelte Erfahrung die Hauptgrundlage unseres Themas als eine nicht zu bezweifelnde Thatsache bestätigt. Auch sind die dabei thätig gewesenen Gewährsmänner, Alexander von Humboldt, Franz Arago, Kämtz, Dove und Andere, von so anerkanntem Rufe, daß man den Gedanken an die Möglichkeit eines Irrthums nicht Raum geben kann. Dieselbe sehr schwierige Untersuchung ergab aber auch noch ein anderes Resultat, welches zu dem vorhergehenden nicht bloß ein interessantes Seitenstück bildete, sondern auch zugleich zum Fingerzeig für das Auffinden der Ursache gedient hat. Man fand nämlich als mittlere Jahrestemperatur der Nordhälfte unserer Erde $12{,}_4$ Grad R., und die mittlere Jahrestemperatur der Südhälfte derselben nur $10{,}_9$ Grad R., woraus zugleich das Mittel für die Gesammttemperatur der ganzen Erde gerade wie vorher $11{,}_7$ Grad R. gefunden wird. Können wir nun auch nicht in Abrede stellen, daß diese auf Beobachtung gestützte Abwägung in späteren Jahren noch einige Aenderung erfahren werde, so geht doch so viel mit Gewißheit daraus hervor, daß die Gesammttemperatur der Erde eine constante sei, aber innerhalb gewisser Grenzen, und zwar in Sonnenferne gerade um so viel größer, als kleiner in Sonnennähe.

Nähmen wir gar keine Rücksicht auf den Stoff und die Form der Oberfläche unseres Planeten, so folgte die Verschiedenheit der Wärme auf Erden rein aus der Stellung gegen den wärmeerregenden Körper, die Sonne, oder, was auf dasselbe hinausläuft, gegen die Richtung der Erdbahnsebene, also ohne Weiteres aus der nördlichen oder südlichen Breite der Erdoberfläche. Wissen wir nun auch, daß die Wirklichkeit sehr wesentlich von dieser ideellen Anschauung abweicht, so hilft sie uns doch sehr als Grundlage des Vergleichens, und hat besonders für unsern speciellen Zweck das Gute, ein empfehlenswerthes Vorbild zum Aufsuchen der Wahrheit zu sein. Bleiben wir also einstweilen bei der Voraussetzung. Während des Winters der nördlichen Halbkugel ist die Erde der Sonne am nächsten, es müßte daher die Winterkälte im Norden gemildert, dagegen die Sommerwärme gesteigert werden, so daß also aus einem solchen milden Winter und heißen Sommer ein Ueberschuß an Jahreswärme hervorginge. Und im Sommer der nördlichen Halbkugel, wo die Erde der Sonne am fernsten ist, müßte daher ein gemäßigter Sommer des Nordens einem sehr kalten Winter im Süden gegenüberstehen, so daß also aus einem strengen Winter und kühlen Sommer ein Mangel an Jahreswärme sich ergäbe. Stände nun auch dabei der Möglichkeit einer jährlichen Ausgleichung nichts entgegen, so führte diese Betrachtung doch zu einem Resultate, welches mit der Wirklichkeit gar nicht in Einklang zu bringen wäre.

Dieser offenbare Widerspruch ist eine unmittelbare Folge der fehlerhaften Voraussetzung. Wir dürfen die große Verschiedenheit in Stoff und Form der Oberfläche unserer Erde nicht außer Acht lassen, wir müssen zunächst als Hauptsache ins Auge fassen, daß in der Nordhälfte eben so stark das Festland vorherrscht, wie in der Südhälfte das Wasser. Das Klima der Nordhälfte muß also sehr überwiegend ein continentales sein, während die Südhälfte ganz vorzugsweise ein Seeklima besitzen muß. Dove hat das Verdienst, dies Resultat aus gründlichen meteorologischen Untersuchungen zuerst aufgefunden und klar ausgesprochen zu haben. Es liegt darin der Schlüssel zur Aufklärung einer großen Reihe von geographischen Wetterphänomenen, ganz vorzugsweise aber auch der für die Lösung unserer Aufgabe. Schon in Jahre 1845, als Dove seine wichtige Entdeckung der Akademie zu Berlin mitgetheilt hatte, deutete er auf die hohe Bedeutung derselben für die geographische Wetterkunde und für die Physik der Erde überhaupt hin. Doch vergingen volle zwei Jahre, ehe man die Sache so scharf ins Auge faßte, als sie es verdiente. Dann wies Sabine in einem Berichte an die „Britische Association“ mit Nachdruck darauf hin. Derselbe sprach 1847 die eben so denkwürdigen als wahren Worte aus, in denen die Thatsache als „the most novel at least, if not the most important of the results“ bezeichnet wurde. Damit begann erst eigentlich die Beachtung der Dove'schen Entdeckung; doch dauerte es wieder fast zwanzig Jahre, ehe sie voll zur Geltung kam und bevor ihr Werth ganz erkannt wurde. Die sich Bahn brechende neue Theorie der Mechanik der Wärme zog sie allmälig mehr und mehr an die Oeffentlichkeit und zeigte entschieden auf Dove's Entdeckung hin, wie auf einen ehrenvollen Glanzpunkt des Fortschritts der neuen Wissenschaft.

Daß die Südhälfte der Erde durchschnittlich eine tiefere Temperatur besitze als der Norden ist eine schon lange festgestellte Thatsache; man hat auch nicht unterlassen, die Ursachen dafür aufzusuchen, begnügte sich aber zuletzt nur mit der Ansicht, daß die Aequatorialströmung überall die Tendenz an den Tag lege, nach Norden hin abzuzweigen, wodurch eine verhältnißmäßig höhere Temperatur in den Gewässern und in der Luft herübergebracht werde. Läßt sich auch gegen die Richtigkeit dieser Ansicht nichts einwenden, so hat sich doch herausgestellt, daß dies nicht der alleinige Grund sein kann, da er zu schwach ist, das ganze Ergebniß befriedigend zu erklären. Man ging auch zum Theil in den Folgerungen zu weit, so daß man zur Zeit Cook's und Forster's die Ansicht hatte, es sei das ganze südliche Polarmeer eine ewig starre, unzugängliche Eismasse. So erzählt J. R. Forster: „Die Gebirge der Insel Neu-Georgia sind mitten im Sommer mit Schnee beladen, der sich bis an den Meeresstrand herab erstreckt. Nur auf Landspitzen, wo die Sonne noch einigermaßen wirken kann, schmilzt endlich jene Winterdecke und läßt den schwarzen Felsen völlig entblößt zurück. Wir fanden an unserm Landungsplatze nur zwei Pflanzenarten: nämlich das Hakenkraut und eine Art Knaulgrases.“ Eine solche Beschreibung des Klimas für 55½ Grad südlicher Breite erweckt Grausen. „Die westliche Küste des Feuerlandes,“ sagt Forster, „ist ein nacktes und ödes Felsengebirge mit schneebedeckten Gipfeln. In einem großen Hafen desselben, nordwärts vom Cap Horn, wo wir einige Tage zubrachten, fand man nirgends eine Spur des Pflanzenreiches, ausgenommen auf etlichen flachen, felsigen Holmen, die mit einem sumpfigen, moosartigen Rasen bedeckt waren, und in den niedrigsten Thälern oder Bergklüften ein kleines Gesträuch, darunter nur selten ein Baum war.“

Man muß annehmen, daß Forster in eine sehr ungünstige Gegend dieses Landes gekommen sei, denn sein Reisegefährte Cook hat an anderen Orten jener Gegend sogar einen Reichthum an Pflanzen und selbst Wälder angetroffen. Und in der St. Franciscus-Bay (55° 54′ südl. B. und 67° 30′ westl. L.) konnte Weddell Bäume zu Brettern sägen. J. Banks war in der St. Vincents-Bay neben der Straße le Maire (55° südl. B.) noch glücklicher; denn in Zeit von vier Stunden fand er schon mehr als 100 neue Pflanzen, Birken von 30 bis 40 Fuß Höhe und 2 bis 3 Fuß unterer Stammdicke, und eben so auch vortreffliche Buchen. Byron fand am Hungerhafen in der Magellans-Straße (53° 44′ südl. B.) die schönsten Bäume, die er je gesehen hatte, so daß er überzeugt war, daß man aus dieser Gegend die ganze britische Marine mit den besten Masten der Welt versehen könne; einige Bäume waren sehr hoch und hatten mehr als 8 Fuß im Durchmesser; in den Wäldern stieß er sogar auf Papageyen. Nach Froriep's Notizen (XXVIII, 296) kommen auf Staaten-Insel, dieser Südspitze Amerikas, Berge von 2000 Fuß Höhe vor, welche bis auf den Gipfel mit Bäumen bewachsen sind, so daß man selbst im Mai, wo doch der südliche Herbst schon seine Herrschaft führt, die Vegetation am Cap Horn noch in voller Kraft und Schnee nur als seltene Ausnahme angetroffen habe. Doch wie ungleich diese Berichte und Erfahrungen sind, erkennt man aus den Mittheilungen von Banks und Solander auf Cook's erster Reise um die Welt. Auf einer kleinen Excursion in einer dieser Inseln (54° 45′ südl. B.) war am 16. Januar, also im höchsten Sommer der dortigen Gegend, eine so empfindliche Kälte mit Schneegestöber verbunden, daß die Gesellschaft Gefahr lief umzukommen. Wenn einige das südliche Polarmeer für gar nicht befahrbar ansahen, so hatte schon Weddell durch die That bewiesen, daß er noch über 74° südl. B. hinaus das Meer frei von Eis und befahrbar gefunden habe; und dies bestätigen auch neuere Reisende.

Die südliche Erdhälfte ist also im Ganzen genommen kälter als die nördliche, aber dennoch erreichen die extremen Kältepunkte doch nicht die Tiefe wie im Norden, und ebensowenig erreichen die extremen Wärmepunkte im Süden dieselbe Höhe wie im Norden; es leuchtet klar hervor, daß hierbei das Dove'sche Verhältniß vom See- und Festlandsklima vorherrscht. Wir wollen diese Punkte etwas näher ins Auge fassen.

Bringt man zu einem Pfunde Wasser von 15° Wärme ein Pfund Sand von 25° Wärme und rührt das Gemenge gehörig durch, so steigert sich hier die Wärme nur bis 17°. Also haben die 8° Wärme des Sandes nur 2° Wärme des Wassers bewirken können. Stellt man den Versuch umgekehrt als Rückprobe an, so daß man zu einem Pfund Wasser von 25° ein Pfund Sand von 15° thut, so nimmt das ganze Gemenge eine Temperatur von 23° an, woraus also wieder folgt, daß 2° Wasserwärme ausreichten, den Sand um 8° zu erhöhen. Hiernach besitzt also jeder Grad Wasserwärme eine viermal so große erwärmende Kraft als ein Grad Sandwärme. Ständen also Wasser und Sand bei übrigens gleichen Umständen unter demselben erwärmenden Einflusse, so würde dadurch das Wasser in derselben Zeit nur ein Viertel so hoch erwärmt sein als der Sand. Und auch umgekehrt, ständen Wasser und Sand bei übrigens gleichen Umständen unter demselben Wärme verzehrenden Einflusse, so müßte in derselben Zeit das Wasser nur ein Viertel so viel Wärmegrade verloren haben als der Sand. Dies ist eine Wahrnehmung, ein Gesetz, welches die Physiker mit Wärmecapacität oder specifischer Wärme bezeichnen. Daß dabei eigentlich alle uns bekannten Stoffe in Untersuchung kommen müssen, und die Genauigkeit noch viel feiner,

als hier angedeutet, durchgeführt werden kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung, übrigens reicht für unsere Zwecke das gegebene Beispiel vollkommen aus. Wir dürfen für den Sand nur den Continent und für das Wasser nur das Meer setzen, so haben wir in der Entwickelung ihrer Beziehung zur Sonnenwärme schon den wichtigsten ersten Factor zur Bildung des Festlands- und des Seeklimas.

Thut man in den einen von zwei ganz gleichen Blechcylindern ein Pfund zerkleintes Eis von Null Grad Réaumur und in den andern eben so viel Wasser von derselben Temperatur, versenkt in beide Inhalte ein paar ganz harmonisch gehende Thermometer, und stellt dann beide Gefäße in einen auf dem Feuer stehenden mit siedendem Wasser angefüllten offenen Kessel, wodurch also beide Cylindergefäße derselben constanten Wärmequelle ausgesetzt sind, so sieht man, daß das Thermometer im eiskalten Wasser fast augenblicklich zu steigen anfängt, während das im Eise ganz unverwandt auf 0° stehen bleibt. Das erstere sieht man nach und nach auf 10, 20, 30, 40, 50, 60 Grad emporsteigen, während das andere ganz unverändert auf 0° stehen bleibt; alle zugeführte Wärme bewirkt auf den Inhalt des Eisgefäßes gar nichts weiter als den Act des Schmelzens. Aber sowie dieser vollendet ist, welches bei dem Thermometer im andern Gefäße mit 63½° R. angedeutet wird, sieht man wie das hier befindliche Thermometer auch zu steigen anfängt, und es dauert dann nicht lange mehr, bis beide einen ganz übereinstimmenden Stand von 78 bis 79° R. erreichen. Darüber können sie nicht hinaus; denn mit Hülfe des siedenden Wassers in einem offenen Gefäße kann man in einem hineingestellten Gefäße nie wieder Wasser zum Sieden bringen. Das Eis von 0° R. braucht also 63½° R., um seinen festen Aggregatzustand in einen tropfbar-flüssigen umzuwandeln.

Nach der Theorie der alten Wärmelehre sagte man, daß diese 63½° R. unwahrnehmbar versteckt oder latent würden. Unserer heutigen Theorie zufolge wird die zum Schmelzen verbrauchte Wärme dazu benutzt, den Atomen des Eises die erforderlichen Spannkräfte für den tropfbar-flüssigen Aggregatzustand zu verleihen. Offenbar muß diese Wärme wieder frei werden, sobald die Spannkräfte nicht mehr nöthig sind und das Wasser wieder zu Eis erstarrt. Damit haben wir nun einen zweiten wichtigen Factor kennen gelernt, welcher besonders in hohen Breitengraden einen Unterschied im See- und Festlandsklima bewirken kann, denn bei dem Acte des Gefrierens wird der darüber befindlichen Luft Wärme abgegeben, während der des Schmelzens auf derselben Seite eben so viel Wärme verzehrt.

In einem verschlossenen Gefäße nimmt bekanntlich das abgesperrte Wasser einen den Siedepunkt weit übersteigenden Wärmegrad an. So fand schon 1762 Black, daß das Wasser im luftdicht verschlossenen Papinianischen Topfe einst eine Wärme von 205° C. besaß. Als er diesen Topf öffnete, verwandelte sich ein Fünftel des Wassers augenblicklich in Dampf von 100° C. Temperatur, während das zurückbleibende Wasser in lebhaft wallendes Sieden überging, aber ebenfalls nur 100° C. zeigte. Der übrige große Vorrath von abgesperrter Wärme mußte also von den Dämpfen verschluckt sein, alle fünf Theile des Inhalts hatten 105° C. Wärme verloren, und diese hatten sich in dem einen Theile concentrirt zu 5 mal 105 oder 525° C. Diese Wärme war also im alten Sinne bei der Dampfbildung latent geworden, oder wurde nach der neuesten Ansicht dazu verwendet, den Wasseratomen die erforderliche Spannkraft zu ihrer Dampfexistenz zu verleihen. Das Wasser hat also zu jeder höhern Aggregatstufe einen höhern Grad von Eigenwärme nöthig, den es natürlich wieder freigiebt, sobald es wieder in eine tiefere Stufe zurücksinkt. Wir wollen hier nur bemerken, daß man nach allmälig verbesserten Apparaten und sorgfältigeren Messungen den Grad der latenten Dampfwärme 537,2° C. oder 429,8° R. gefunden hat. Damit haben wir nun aber auch den dritten wichtigen Factor zur Bildung des Seeklimas kennen gelernt. Denn das Wasser des Meeres ist ganz ununterbrochen dem Verdampfungsprocesse unterworfen, wodurch eine große Menge von Sonnenwärme unwahrnehmbar dem Dampfe der Luft zugeführt wird, bis sie bei der spätern Regenbildung sich wieder frei macht, wovon aber der festen Erdrinde wenig oder gar nichts zu Theil wird.

Der vierte Factor liegt unverkennbar in dem günstigern Reflex für Licht und Wärme an der Oberfläche des Wassers im Vergleich zu eben diesem Proceß an der Oberfläche der festen Erdrinde.

Der Charakter des Continentalklimas ist übrigens viel eher dem Wechsel unterworfen als der des Seeklimas, weil dabei außer der geographischen Breitenlage auch noch die Rücksicht auf Tief-, Stufen- und Hochland, auf Wald-, Acker- und Wüstenboden und auf mancherlei andere Verhältnisse zu nehmen ist, die bei dem Seeklima entweder gar nicht vorkommen oder doch in einem sehr untergeordneten Grade auftreten. Wie verschieden indeß das Continentalklima auch auftreten mag, so ist es doch jedenfalls immer extremer als unter übrigens gleichen Umständen das Seeklima. Wir beziehen uns in dieser Hinsicht auf eine meisterhafte Schilderung, welche John Tyndall in seiner neuen Mechanik der Wärme*) davon gegeben hat.

„Hierbei," sagt er, „müssen wir des großen Einflusses gedenken, welchen der Ocean zur Milderung der Extreme des Klimas ausüben muß. Die Sommerhitze wird im Weltmeere aufgespeichert und während des Winters langsam abgegeben. Dies ist theilweise der Grund, warum Temperaturextreme in einem Inselklima nicht vorkommen. Der Sommer kann auf einer Insel niemals die brennende Hitze des continentalen Sommers erreichen; hingegen ist aber auch der Winter auf einer Insel niemals so streng als der des Continents. An mehreren Orten des letztern wachsen Früchte, welche bei unserm englischen Sommer nicht reif werden; allein in denselben Gegenden ist unser Immergrün unbekannt, weil es den dortigen Winter nicht überstehen kann. Im Allgemeinen ist der Winter in Irland wie der der Lombardei. Im nordöstlichen Irland unter gleicher Breite mit Königsberg bringen es die Winter nur selten zu Eis, daher gedeihet hier die Myrthe im Freien ebenso vortrefflich wie in Portugal. Die geringe Wärme des Sommers ist dagegen hier auch nicht im Stande, Weintrauben, Mandeln und Wallnüsse zur Reife zu bringen." In Astrachan, welches mit dem Nordcap gleiche Winterkälte, aber eine viel überwiegendere Sommerwärme hat, werden die schönsten Obstsorten und herrlichsten Trauben gezogen, woran am Nordcap nie zu denken ist, weil hier die höchste Sommerwärme kaum 5° erreicht, während sie in Astrachan zu 18 bis 20° steigen kann. Man darf übrigens nur einen Blick auf eine mit Jahresisothermen versehene nördliche Polarkarte werfen, um sogleich überzeugt zu sein, wie der thermische Einfluß des Meeres die Extreme der Continente zu mildern strebt.

Wir glauben nun gehörig vorbereitet zu sein, an die Lösung unserer Aufgabe heranzutreten. Der Einfluß der Mee-

*) „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung von John Tyndall." Autorisirte deutsche Ausgabe. Herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1867.

resnähe ist nach den mitgetheilten Erfahrungen und den ihnen zu Grunde liegenden Ursachen ein abstumpfender für die Extreme der Sommerwärme und Winterkälte, während der Einfluß der Continente gerade für das Auftreten der Extreme günstig ist. Auf der Nordhälfte unserer Erde waltet im Vergleich zur Südhälfte das feste Land sehr bedeutend vor; auf der Südhälfte herrscht also das mildernde Seeklima vor, während auf der Nordhälfte das extreme Continentalklima die Oberherrschaft besitzt. Denken wir uns die Erde bei ihrem Jahresumlauf in der Nähe der Sonne, wo der Norden Winter und der Süden Sommer hat, so muß wegen Sonnennähe der Winter ein milder sein, aber ebenso muß auch der Sommer ein milder sein, weil seine extreme Hitze durch das vorherrschende Seeklima abgestumpft wird. In dieser ersten Erdlage haben wir also die Summe von einem milden Winter und einem milden Sommer, folglich eine milde durchschnittliche Erdwärme. — Gehen wir zu der entgegengesetzten Lage der Erde, zu ihrer Sonnenferne, so fällt auf die Nordhälfte der Sommer und auf die Südhälfte der Winter; dort herrscht das Continentalklima, hier das Seeklima vor, also ist der Sommer entschieden heiß, der Winter aber mild. In dieser zweiten Erdenlage haben wir also die Summe von einem heißen Sommer und einem milden Winter, folglich eine die Milde etwas überragende Durchschnittswärme der ganzen Erde.

Damit haben wir hoffentlich einen für jeden Gebildeten leicht faßlichen und auch befriedigenden Beweis geliefert,

daß die Gesammtwärme der Erdoberfläche in Sonnennähe kleiner sein muß als in Sonnenferne.

Den Fachmännern der Wissenschaft, an deren Spitze Dove steht, war eine so allgemein gehaltene Untersuchung des wichtigen Gegenstandes noch nicht ausreichend; sie mußten sehr speciell in ein scharfes Abwägen und Berücksichtigen aller mitwirkenden Umstände eingehen, aber das Ergebniß dieser mühsamen Forschung führt zuletzt doch auch zu derselben Entscheidung.

Schließlich wollen wir noch einen scheinbaren Einwurf zu beseitigen suchen. Es ist nämlich von der gesteigerten Kraft der Sonnenwärme durch Näherstehen der Erde nur bei dem Nordwinter die Rede gewesen, und man könnte daher Bedenken tragen, das Ganze für richtig zu halten, weil dies nicht auch auf den Südsommer angewandt wurde, und weil von der verminderten Kraft der Sonnenwärme durch das Fernstehen der Erde überall gar nicht die Rede gewesen ist. Darauf dient zur Antwort, daß der Unterschied der Kraft der Sonnenwärme zwischen Sonnennähe und Sonnenferne überhaupt ein verschwindend kleiner sei, von dem man höchstens nur bei dem continentalen Winter des Nordens etwas Notiz nehmen konnte. Dies haben wir gethan; aber es liegt auf der Hand, daß, wenn wir dies auch unterlassen hätten, das Endresultat nur noch günstiger für die Behauptung ausgefallen wäre. Der Sonnendurchmesser erscheint uns in Sonnennähe $32' 34{,}_6''$ und in Sonnenferne $31' 30{,}_1''$, woraus denn als kleinste Entfernung von der Sonne 20,300,000 geogr. Meilen und als größte Entfernung 21,030,000 geogr. Meilen gefunden ist. Da nun aber die Kraft der Wärme, gerade wie die des Lichtes, sich umgekehrt wie die Quadratzahlen der Entfernung verhält, so müßte sie sich in Erdnähe zu Erdferne wie 441 : 400 verhalten. Dies Verhältniß wird indeß noch bedeutend dadurch verkleinert, daß die Erde in Sonnennähe kürzer verweilt als in Sonnenferne, und es bleibt dann ein kaum noch zu berücksichtigender Unterschied zwischen beiden.

Die Veränderung in der gegenseitigen Stellung der Menschenracen und die wirthschaftlichen Verhältnisse.

Von **Karl Andree**.

Die Stellung, welche bisher die verschiedenen großen Menschengruppen gegen einander eingenommen, erfährt in unseren Tagen eine durchgreifende Veränderung. Diese ist von ganz ungeheurer Bedeutung; sie erscheint so gewaltig, inhaltschwer und folgenreich, wie kaum eine andere in der Geschichte, und sie wird namentlich auf die Umwandelung in den wirthschaftlichen Verhältnissen mächtig einwirken. Die ganze Tragweite einer solchen, alle Lebensverhältnisse berührenden Umgestaltung können wir noch nicht ermessen, wohl aber ist schon jetzt mit Sicherheit zu erkennen, daß sie ein durchaus neues Gepräge haben werden.

Wie viele althergebrachte, allgemein geglaubte und für richtig erachtete Ansichten und Vorstellungen haben sich schon jetzt als unhaltbar erwiesen! Die Tage, in welchen man die Dinge vorzugsweise nach dem Maßstabe der jüdischen Bücher, oder der alten classischen Literatur, oder vom Standpunkt eines einzigen religiösen Bekenntnisses zu beurtheilen ein Recht hatte, sind für alle unbefangenen und gebildeten Geister entschieden vorüber. Die Welt ist weiter geworden, die Menschen der verschiedenen Erdtheile sind einander näher gerückt; es giebt ferner keine isolirten Gegenden und der Verkehr ist kosmopolitisch. Wir haben seit dreihundert Jahren unermeßlich viel Neues gelernt und an Einsicht nach allen Richtungen hin gewonnen. Vor Allem aber eröffnete die Forschung in den Naturwissenschaften ganz neue Horizonte, und stellte Thatsachen fest, von welchen man ehemals keine Ahnung hatte. Man faßt den Menschen heute ganz anders auf als vormals. Die Anthropologie ist eine Wissenschaft, welche zu Ergebnissen geführt hat, mit denen die theologischen Dogmen nicht zu vereinigen sind. Die „Welt“ ist nun älter als sechs- bis siebentausend Jahre und als „Adam und Eva“.

Es erscheint als eine der vielen Aufgaben dieser Wissenschaft, die Erscheinungen im Leben der Menschen und Völker unbefangen zu würdigen, und diese Pflicht liegt ihr um so mehr ob, weil gerade auf diesem Gebiete noch so viele Wahnvorstellungen gang und gebe sind, die theils in religiösen Dogmen wurzeln, theils aus einer, wie man meint, philanthropischen oder „humanitären“ Quelle entspringen. Weder die einen noch die anderen haben der Wissenschaft und den Thatsachen gegenüber eine Berechtigung. Aber die Formeln, in welche man diese Wahnvorstellungen gefaßt hat, sind bequem und geläufig; sie hören sich gut an, es scheint fast, als ob sich bei ihnen auch etwas denken lasse. Etwas denken, allerdings, aber nicht das Wahre und nicht das, was richtig ist.

Diese Wahnvorstellungen werden und müssen schwinden, und es wird nichts helfen, daß Viele so zäh an ihnen festhalten. Nicht bloß die starren Anhänger kirchlicher Dogmen können lernen, wenn sie anders wollen, sondern vor allen Dingen werden namentlich auch die „Freisinnigen“ in vielen Anschauungen eine völlige Frontveränderung zu machen haben, denn manche Sätze der Philanthropen sind den Thatsachen gegenüber schon längst baufbrüchig geworden.

Es scheint, als ob die Bewegung, welche auf allen geistigen Gebieten so mächtig zu Tage tritt, ebensowohl eine völlig durchgreifende, eine radical umgestaltende sein werde, wie jene, durch welche die wirthschaftlichen Verhältnisse ein ganz neues Gepräge schon jetzt gewonnen haben. Dieses kennzeichnet sich sofort, wenn wir uns an einige Erscheinungen erinnern, welche seit dem Jahre 1830 hervortraten. Damals fingen die neuen Transportmittel kaum erst zu wirken an. Seitdem ist die Dampfschifffahrt kosmopolitisch geworden und wir haben die Eisenbahnen. Der Telegraph umspannt fast den Erdball. Früher verlassene Handelswege haben ihre Bedeutung zurückerhalten, während neue Bahnen eröffnet worden sind; die Südsee ist erwacht; durch den Ertrag der Goldgruben im westlichen Nordamerika, Australien und Neuseeland sind dem Welthandel neue Antriebe gegeben worden; durch die vermehrten Zahlmittel ist es möglich geworden, die großartigen Werke herzustellen, gegen welche die hochgepriesenen der alten Römer sich doch nur winzig ausnehmen. Eine friedliche Völkerwanderung findet ununterbrochen statt; die Waarenerzeugung und der Waarenverbrauch nehmen in reißender Progression zu, der Austausch wächst. Als Factoren im großen Verkehr sind Amerika, Australien und die ostasiatischen Länder in die erste Reihe getreten. Die Russen sind von der Newa bis an den turkestanischen Serasschan, vom Baltischen Meere bis nach Samarkand und Buchara Herren, während die Engländer als Gebieter des Landes vom Cap Komorin und vom Irawaddy bis zur Grenze von Afghanistan dastehen. Innerasien und Südasien sind, gleich Vorderasien, in den Bereich europäischen Einflusses gezogen worden und können sich desselben nicht mehr erwehren. Der träumerische Orient ist für immer in seiner alten Ruhe gestört worden. Er erfährt an sich, daß der Satz von activen und von passiven Menschenracen auf Thatsachen beruht.

Auch China und Japan sind eröffnet worden, und der Handelsverkehr Europas mit diesen Ländern stellt sich schon jetzt auf mehr als 600 Millionen Thaler im Jahre. Selbst diese Reiche, welche sich so lange ablehnend gegen die Außenwelt verhielten, konnten in diesem Zeitalter der Missionen und der Baumwolle dem großen Verhängniß nicht entrinnen. Das ist, wir werden weiter unten sagen weshalb, ein Glück für die Menschheit im Großen und Ganzen.

Die wichtigsten Stapelproducte des Welthandels sind kosmopolitisch geworden; man hat die Erzeugnisse der verschiedenen Zonen aus der einen Erdhälfte nach der andern verpflanzt: Zucker, Kaffee, Taback, Gewürze, Baumwollenarten ꝛc. In den Tagen des Colonialwesens waren die Producte in der Aequatorialgegend und an den Wendekreisen zumeist Erzeugnisse der Sklavenarbeit, und in Brasilien und auf Cuba sind sie das auch heute noch. Man brachte aber Neger nur nach jenen Gegenden, wo der eingeborene Indianer zur Arbeit platterdings unfähig ist, wo die Natur ihm dieselbe versagt hat und wo man auch durch Zwang mit ihm nichts ausrichtete. Da man trotzdem es mit dem letztern versuchte, ging er zu Grunde, verschwand er von der Erde, wie auf den karaibischen Inseln und im östlichen Brasilien. Ueberall dort aber, wo der eingeborene amerikanische Mensch von Haus aus die Fähigkeit zum Arbeiten in sich trug und trägt, hielt er sich und der Neger war dort überflüssig, z. B. in vielen Theilen von Mexico und Peru und überall, wo das Klima den weißen Menschen das Arbeiten im Freien erlaubte.

Ohne Sklavenarbeit war kein Anbau in den Colonien möglich, namentlich nicht in den fruchtbarsten, heiß-feuchten Gegenden der Tropenländer. Durch Sklavenarbeit ist der Aufschwung der Gewerbe, des Seehandels und des Wohlstandes in Europa während dreier Jahrhunderte bedingt worden. Der in Afrika für die Welt, für die Menschheit und für sich selbst unnütze Neger leistete als Zwangsarbeiter der Cultur und der Civilisation erhebliche Dienste; er stand als brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft da. Schlimm genug und schimpflich in hohem Grade für seine weißen, christlichen Gebieter, daß sie ihn vielfach wie ein Vieh behandelten und daß das Sklavereiverhältniß so abscheulich und barbarisch sich gestaltete. Nicht minder infam war die Art und Weise, in welcher der Sklavenhandel und die Negerverschiffung über See betrieben wurde; die Greuel der sogenannten Mittelpassage zwischen Westafrika und Amerika schrien zum Himmel.

Aber an der Sklaverei als solcher nahm man bis vor etwa einhundert Jahren kaum einen Anstoß; nur die Quäker eiferten gegen dieselbe; im Uebrigen fand man ein Verhältniß in der Ordnung, das so alt ist, wie die menschliche Gesellschaft. Als 1768 Carsten Niebuhr auf einem Schiffe der christlichen Malteserritter das Mittelmeer befuhr, waren die Ruderer mohammedanische Sklaven.

Nichts ist begreiflicher, als daß endlich die edleren Gefühle in der Brust wohlmeinender Menschen überwallten und daß ein Kreuzzug gegen den Sklavenhandel eröffnet wurde. Die Philanthropen kamen auf. Wie segensreich namentlich auch für den Neger hätten sie wirken können, wenn sie neben ihren preiswürdigen Wallungen auch dem gesunden Menschenverstande das ihm gebührende Recht zuerkannt hätten! Aber man schüttete das Kind mit dem Bade aus, statt zu reformiren, den Neger in seinem innersten Wesen zu begreifen, ihn, den ewig Unmündigen, unter wohlwollende Obhut und Vormundschaft zu stellen, und ihm ein seinem Naturell angemessenes, menschenwürdiges Dasein zu schaffen, ihn zu einem nützlichen Mitgliede der Gesellschaft zu machen, — statt dessen richteten sie den Neger zu Grunde. Der Abolitionismus hat seine verderbliche Arbeit zur größern Hälfte gethan; sie wird bald ganz vollendet sein und der Neger ist dann geliefert.

Mancher wird ein Kreuz schlagen, wenn er dieses liest; er wird Abscheu vor solchen Ansichten hegen, und Abscheu auch vor denen, welche sie aussprechen. Wer aber in der Culturanthropologie bewandert ist, wird die Richtigkeit dieses auf Thatsachen und Geschichte beruhenden Ausspruches willig zugeben *).

---

*) Ich schrieb 1856 in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift eine Abhandlung über die Umwandelungen im Weltverkehr der Neuzeit (Nr. LXXIII, S. 210 bis 256), und nahm in derselben auch Bezug auf eine Versammlung von Glasgower Kaufleuten, welche über die „depressed condition of our Westindia Colonies“ Berathung pflog; ich hob hervor, „daß Niemand, gegenüber einer unter dem Scheine der Philanthropie irregeleiteten öffentlichen Meinung, den Muth hatte, das letzte Wort zu sagen und zu erklären: Die Emancipation (in der Art wie sie übereilt wurde, ohne jegliche Sorge für den ehemaligen Sklaven) war nicht bloß eine durchaus fehlerhafte Maßregel, nicht bloß eine Ungerechtigkeit gegen Pflanzer und Sklavenbesitzer, sondern ganz eminent eine Ungerechtigkeit gegen die Neger selbst, welche man dadurch in Barbarei zurückwarf. Die Maßregel war heillos, weil sie Allen Schaden und Keinem irgend welchen Nutzen brachte, weder dem Staate, noch den Weißen und am allerwenigsten den Schwarzen.“ Ein Geistlicher, welcher die Verhältnisse auf Jamaica aus eigener Anschauung erläuterte, sprach (am 22. September 1852): „Viele Pflanzungen sind verlassen worden; keine Straße, kein Weg wird ausgebessert; sie sind ungangbar; keine Einnahme ist zu erheben. Die Geistlichen und Lehrer ziehen sich

Wir wollen versuchen, vom anthropologischen Standpunkt aus eine Erläuterung zu geben.

So weit und so lange wir die verschiedenen Gruppen des Menschengeschlechtes kennen, finden wir bei denselben constante Eigenartigkeiten, besondere Racenanlagen und durchaus verschiedene Begabungen. Diese machen sich geltend in Bezug auf Alles, was wir unter dem Namen Civilisation oder Gesittung überhaupt verstehen, in geistigen Auffassungen, in Religion, im Staatswesen, im ganzen Charakter. Die verschiedenen Racen sind nicht unbedingt kosmopolitisch, sondern ihre Verbreitung und Bewurzelung wird durch geographische und klimatologische Umstände bedingt. Der Eskimo kann kein Aequatorialmensch werden, der Neger vom Senegal oder der Waldindianer vom Amazonenstrom kein Polarmensch. Jede große Gruppe ist für besondere Regionen von der Natur selber angelegt. Die Natur hat die sogenannte Menschheit hierarchisch angelegt, nicht demokratisch und, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, nicht egalitär. Der ganze Verlauf der Geschichte spricht dafür, und nicht minder die Anthropologie wie die Völkerkunde. Das Gleichheitsprincip hält absolut nicht Stich gegenüber der Abstufung der Racen; es gehört zu den Wahnvorstellungen, die keine andere Unterlage haben als die hohle Luft; es ist auch nicht im mindesten „liberal“, sondern einfach absurd*).

Der Neger ist intellectuell geringer begabt, als der weiße Mensch oder der Ostasiat. Er hat auch stets anderen Racen gedient und niemals andere beherrscht oder irgend welchen Cultureinfluß gehabt. Er kann arbeiten, wenn er durch Zwang dazu angehalten wird. Das hat man von den Zeiten der Pharaonen bis auf den heutigen Tag begriffen; man hat ihn, hier unter milderen, dort unter strengeren Formen, dienen und arbeiten lassen, und so geschieht es auch von Seinesgleichen in seiner eigenen afrikanischen Heimath, wo von Uranbeginn Alles auf Sklaverei, namentlich auch auf jene des Weibes, gestellt war, noch ist und auch wohl künftig sein wird. Dieser Neger war bis zur Zeit der Entdeckung Amerikas Sklav nur in einzelnen Theilen der Alten Welt. Vor dreihundert Jahren verpflanzte man ihn nach der westlichen Erdhalbe und machte ihn zum Arbeiter in den Colonien. Durch den Sklavenhandel über See wurde er zunächst in den tropischen Ländern kosmopolitisch; dort sollte und mußte er arbeiten, und wurde indirect von großer Bedeutung für die Entwickelung des Culturlebens. Ohne seine Arbeit hätte es sich nicht verlohnt, auch nur das Fahrgeld für ihn zu bezahlen; er arbeitet aber nicht, wann und wo er nicht muß. Beim Bau tropischer Erzeugnisse handelt es sich um regelmäßige Arbeit, auf die sicher und rechtzeitig zu rechnen ist, und diese ist vom Neger nicht ohne Zwang zu erlangen. Die Abolitionisten haben ihn nun zu einem freien Nichtarbeiter gemacht, und eben dadurch richten sie ihn zu Grunde, namentlich auch moralisch. Er verwildert; der Rückschlag zur afrikanischen Barbarei ist in den heißen Ländern in vollem Gange; in gemäßigten Klimaten kann der Neger die Concurrenz mit den weißen Arbeitern niemals bestehen; er ist und bleibt ein Proletarier.

Aber tropische Producte will die Welt haben und weil nun einmal der freie Neger nicht oder doch nicht so arbeitet, wie Nachfrage und Bedarf es erfordern, so sieht man sich nach besseren Kräften um. Glücklicherweise sind dergleichen vorhanden. „Freie“ Arbeit (— die weißen Fabriksklaven gelten ja für „freie“ Arbeiter bei den Philanthropen —) kann nur durch Menschen beschafft werden, die arbeitslustig sind. Das ist der Neger nicht und ist er nie gewesen. Müßiggänger sind unnütz auf Erden. Die Sklaverei ist in den Colonien abgeschafft oder wird es doch bald überall sein und dadurch ist auch dem Neger sein Urtheil gesprochen, die „Freiheit“ richtet ihn zu Grunde. Auf der Zuckerinsel Mauritius ist er längst vom indischen Malabaren völlig überflügelt worden; seine Zahl hat sich binnen dreißig Jahren um ein Viertheil vermindert und heute leben dort etwa 40,000 faule Neger neben 160,000 indischen Kulis, welche gern und willig arbeiten und erwerben.

Mit der ersten Sklavenladung, die aus Afrika nach Amerika kam, begann eine Revolution in der gegenseitigen Stellung der Racen und zugleich eine völlige Umwandelung in den wirthschaftlichen Verhältnissen. Für Amerika ist diese Zuthat schwarzer Elemente geradezu verhängnißvoll geworden. Aber das erste Kulischiff, welches aus einem chinesischen Hafen ostasiatische Arbeiter nach der neuen Welt brachte, eröffnete nicht minder eine neue Aera. Es war gleich den Schneeflocken, welche der Lawine vorausgehen, und diese ostasiatische Lawine wird den schwarzen Menschen überschütten oder verdrängen, auf jeden Fall seine Dienste entbehrlich machen.

Es trifft sich, daß gerade in der Zeit, da der Abolitionismus seine radicale Aufgabe nahezu vollendet hat, das lange verschlossene Asien eröffnet wurde. Die ersten Agitationen der Negerbefreier in Nordamerika und die Verkündigung der Emancipation im britischen Westindien fallen so ziemlich in dieselben Jahre, in welchen England seine gottlosen Opiumkriege gegen China begann und die Eröffnung einiger Seehäfen im Blumenreiche der Mitte erzwang. Je mehr die Abolitionisten in der Neuen Welt Boden gewannen und ihrem Ziele näher rückten, um so mehr wurde im fernen Osten der europäische Einfluß vorwaltend. Den gegenwärtigen Stand der Dinge im Inselreiche des Sonnenaufgangs habe ich neulich geschildert („Globus“ XIII, S. 247. 270); Japan ist nun ein- für allemal in die großen Wellenschläge des Verkehrs hineingezogen worden und fügt sich; noch mehr, es begreift die neuen Verhältnisse.

Aber dasselbe ist auch mit China der Fall, und wir haben in unserer Zeitschrift die einzelnen Momente, welche dafür kennzeichnend erscheinen, häufig erörtert oder doch berührt. Am entschiedensten tritt der Bruch mit dem altchinesischen Systeme dadurch zu Tage, daß der Kaiser die übrigen Monarchen nun ausdrücklich als gleichberechtigt anerkennt. Ich möchte sagen, er habe den Knopf vom alten Pagodenthurme genommen, als er an die Spitze der Gesandtschaft, welche Nordamerika und die europäischen Höfe besucht, um mit diesen diplomatischen Verkehr auf allgemein völkerrechtlichen Grundlagen anzuknüpfen, — als er an die Spitze derselben einen weißen, abendländischen Mann, den Nordamerikaner Anson Burlingame, stellte.

Von nun an werden die 300 Millionen ostasiatischer Menschen so zu sagen erst flüssig. Die Schranken, durch welche sie innerhalb ihres allerdings weit ausgedehnten, aber von der Außenwelt abgeschlossenen Reiches zumeist auf sich allein angewiesen waren, sind gefallen. Von nun an können sie ungehindert über dieselben hinaus-

---

zurück; die Obiah- und Meyall-Männer (Fetischpriester) legen den Negern das Joch afrikanischen Aberglaubens auf, und wenn nicht eine gütige Vorsehung sich ins Mittel legt, so werden alle Missionsarbeiten und Antisklavereibemühungen ganz unfehlbar keinen andern Ausgang nehmen, als Verwüstung und Barbarei.“ — Nun denke man an den jüngsten Aufstand auf Jamaica und wie die Philanthropen den Gouverneur Eyre, dem die Weißen Rettung vor dem Blutbade verdankten, mißhandelt haben. Es war brav von Thomas Carlyle, in dieser Angelegenheit den Phantasten ihren Standpunkt klar zu machen.

*) We live in an analytical and disintegrative age, whose vocation it is, to destroy the shams and unveracities bequeathed to us by an effete past. J. W. Jackson, Anthropological Review XXI, p. 130.

strömen in die weite Welt; der ostasiatische Mensch wird kosmopolitisch und er ist in eminentem Sinn eine Arbeitskraft.

Ich erinnere mich, daß schon vor zehn oder funfzehn Jahren Karl Neumann die Chinesen als das tüchtigste Volk zum Colonisiren in heißen Gegenden bezeichnet hat. Der Ausspruch ist richtig. Der Chinese ist in Hinterindien und im ostasiatischen Archipelagus zugleich Ackerbauer, Handwerker, Bergmann und Schiffer. Gewerbe und Verkehr sind in Annam wie in Siam und theilweise auch in Birma in seinen Händen, und auch die niederländischen Besitzungen verdanken ihm einen nicht geringen Theil ihrer wirthschaftlichen Regsamkeit. Er hat überall Erfolg, einmal weil er flüssig arbeitet, dann aber auch, und darauf lege ich besonderes Gewicht, weil er ein cooperativer Mensch ist und weiß, was das Zusammenlegen der Arbeitskräfte, das gemeinsame Wirken auf ein und dasselbe Ziel hin, bedeutet. Das gerade mangelt dem Malayen, welcher dazu keine Racenanlage hat, und daraus erklären sich die Erfolge der Chinesen in allen Gegenden, in denen Malayen wohnen. Diese Regionen Hinterindiens und des Archipelagus sind als die erste Etappe der großen chinesischen Auswanderung zu betrachten.

Aber die Fluthwelle drängt längst immer weiter und weiter. Sie ist mit kleinen Schlägen bis Peru, Brasilien, Guyana, Demerara und nach den Antillen gedrungen, mit stärkerer Kraft schon nach Australien und Californien. Das Alles sind erst Anfänge; die Kulis, welche man an vereinzelte Punkte Amerikas geschafft hat, können nur als Vorläufer betrachtet werden; in unseren Tagen aber steht der große Auszug bevor, durch welchen die Arbeitsverhältnisse, namentlich auch die Arbeitslöhne und die Preise der Colonialwaaren, eine tiefgreifende Veränderung erfahren müssen. Die Abolitionisten werden sich bald überzeugen, wie ihr „schwarzer Bruder, Mensch und Mitbürger“ von dem weizengelben Menschen überflügelt ist; dieser hat ganz anderes Schrot und Korn in sich.

Diese Umwandelung wird keine plötzliche sein, sie kann nur langsam vor sich gehen, muß aber tief in alle Lebensverhältnisse eingreifen. Zunächst wird man den Chinesen verlangen und haben müssen in jenen Ländern, wo die Zwangsarbeit der Neger aufgehört hat. Verständige Colonialverwaltungen begreifen das, z. B. die niederländische in Guyana. Sie hat die Sklaven bedingt freigegeben; sie bahnte für die ersten zehn Jahre Uebergänge an; aber in der festen, auf alter Erfahrung beruhenden Ueberzeugung, daß nach dem Eintreten völliger Emancipation auf Negerarbeit platterdings nicht mehr zu rechnen sei und ein Ersatz dafür geschafft werden müsse, hat sie zunächst eine Million Gulden ausgeworfen, um die Einführung chinesischer Kulis zu ermöglichen. In den englisch-westindischen Colonien hat man sich zu ähnlichen Mitteln entschließen müssen. Auch sie finden in der Arbeit dieser Ostasiaten die Abwendung des Ruins, und das ausgedehnte Kaiserreich Brasilien, in welchem die Aufhebung der Negersklaverei vorbereitet wird, kann demselben nur entgehen, wenn es den Chinesen eine Heimath bietet.

China reicht vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Grade nördlicher Breite, von den Tropen bis dorthin, wo die Flüsse zwei bis drei Monate hindurch mit einer Eisdecke belegt sind. Es hat eine große Mannichfaltigkeit des Klimas, sein Volk gedeiht auch und bewurzelt sich in der Aequatorialregion des indischen Archipelagus, und Chinesen allein werden fähig sein, die fruchtbaren Gegenden am Amazonenstrome, die jetzt nahezu verödet sind, nutzbar für die Welt zu machen. Die Vortheile des Anbaues in diesen nun der Schifffahrt aller Flaggen eröffneten Gebieten des größten Stromes der Welt liegen so klar auf der Hand und sind so lockend, daß man gern zu dem einzigen Auswege greifen wird, der allein ersprießlich sein kann. Je nach der Heimath des Chinesen kann man ihn in der heißen Zone oder im Erdgürtel mit gemäßigtem Klima als Handwerker oder Anbauer verwenden, und schon darin liegt ein Vortheil gegenüber dem Neger.

Der Chinese ist zur Auswanderung geneigt, und wo er sich in Verhältnissen befindet, die ihm zusagen, bleibt er dauernd im Lande wie in Hinterindien und im Archipelagus. In Australien und Californien hat er sich allerdings nicht bewurzelt und er verfährt dort, wie unsere europäischen Kaufleute in den heißen Ländern; sobald er eine gewisse Summe erworben hat, kehrt er in sein Vaterland zurück. Er trifft dort mit einer überlegenen Anzahl von weißen Menschen zusammen, denen er als ein Geschöpf von anderer Race fremdartig gegenübersteht. Hier muß er in zweite Linie zurücktreten; der Kaukasier ist dem mongolischen Menschen überlegen, wie dieser dem Neger, und dieser hat unter der Racenantipathie zu leiden.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse des Ostasiaten überall, wo er Racen begegnet, denen gegenüber er eine ethnische Ueberlegenheit in sich trägt, — gegenüber den Negern, den Indianern und den Mischlingen. Denn er gehört einem uralten Culturvolk an, dessen ganze Civilisation zwar einen andern Zuschnitt hat als unsere europäische und in der uns Manches seltsam erscheint. Aber ein Culturvolk sind die Chinesen, und in der Scala intellectueller Begabung stehen sie gleich hinter den Europäern.

Man denke sich Millionen dieser Ostasiaten nach Amerika versetzt, nicht in die Gegenden, wo der weiße Mensch Feldarbeiten verrichten kann, denn dort wären sie überflüssig, sondern in die Länder, wo der Waldindianer als Jagdnomade umherstreift, wo der freie Neger nicht arbeitet, wo ein für alle besseren Zwecke unbrauchbares Gewimmel von Mischlingen wohnt und die Zahl der weißen Leute verhältnißmäßig gering ist. Das ganze tropische Amerika wird durch jene Menschen eine völlige Umwandelung erfahren, weil sie arbeiten, methodisch und andauernd arbeiten. Ich will noch weiter gehen; selbst manche Theile Afrikas werden für die Welt erst nutzbar werden, wenn statt der Neger und der für den Ackerbau ungeeigneten Kaffern chinesische Ansiedler den Boden in Angriff nehmen.

Wir sehen in unseren Tagen eine gewaltige ethnische Krisis; diese ist durch die Racenüberlegenheit der weißen Menschen hervorgebracht worden. Durch den Einfluß der Europäer und die Berührung mit ihrer Civilisation werden manche Völker vom Erdboden so völlig vertilgt, daß nicht eine Spur von ihnen übrig bleibt (viele Indianer in Nordamerika ꝛc.). Andere leisten jenen Einflüssen einigen Widerstand, sie ringen, um eine jetzt landläufig gewordene Floskel anzuwenden, in dem Kampf um das Dasein, aber es wohnt ihnen nicht genug Zähigkeit inne, um denselben bestehen zu können; sie versinken in Agonien und verenden allmälig (Südseeinsulaner). Wieder andere dienen zum Experimente für vermeintlich philanthropische Bestrebungen; man bekehrt an ihnen herum und wirft sie völlig aus dem innern Gleichgewichte, weil man ihnen zumuthet und aufdringt, was sie geistig nicht begreifen und packen können (Madagaskar). Abermals andere werden von der christlichen Civilisation durch Kriege langsam ausgerottet (in Nordamerika, Neuseeland). An noch anderen macht man waghalsige Versuche, welche durch unheilvoll wirkende Abstractionen eingegeben wurden, man hat den Halbbaren freigegeben und losgelassen; und wir haben in den südamerikanischen Republiken und Westindien die Beweise dafür, wie das wirkt und wie culturfeindlich das

ist. Selbst die Indianer haben durch Vermischung mit melanischem Blute gelitten, das ja überall corrumpirend wirkt. Sie alle, diese Wald= oder Steppenindianer, Südseemenschen, Madegassen, Kaffern, Neger und Mischlinge, sind für höhere Zwecke unbrauchbar. Der Gang der Ereignisse schreitet über sie hinweg und tritt sie mit eisernem Fuße nieder.

Aber dadurch entstanden Lücken. Nun trifft es sich, daß gerade in einer solchen Zeit eine lebenskräftige Race einspringen kann, um dieselben auszufüllen. Die Ostasiaten sind vollkommen befähigt, der Welt, der Culturentwickelung große Dienste zu leisten, natürlich so weit ihre ethnischen Anlagen das gestatten. Es hat lange gedauert, bevor wir activen europäischen Menschen uns die weite Welt zum Schauplatz unserer Betriebsamkeit und Thätigkeit erkoren und eroberten; noch vor 400 Jahren kannten wir keinen Seeweg nach Ostindien, kein Amerika, keine Südsee. Dann aber begann der Drang nach außen und heute empfinden alle Meere und alle Erdtheile unsere Macht und unsern Einfluß.

Jetzt ist die Reihe, kosmopolitisch zu werden, auch an jene 300 Millionen weizengelber Ostasiaten gekommen. Bisher waren ihre Kräfte vielfach gebunden und auf einen bestimmten Raum beschränkt; nun werden sie losgelassen und ziehen über See, um überall, wohin sie kommen, zu arbeiten. Es liegt im Wesen der Dinge, daß sie in anderen Ländern und in steter Berührung mit anders gearteten Völkern Manches von ihrem specifischen Chinesenthum ablegen werden und müssen; sie treten dann allmälig in eine neue Phase der Civilisation. Wie diese sich gestalten werde, vermag heute Niemand zu sagen, aber so viel ist gewiß, daß die Welt nur gewinnen kann, wenn der chinesische Exodus großartige Ausdehnung gewinnt und der Ostasiat in der neuen Welt den Afrikaner überflügelt hat.

Dorf= und Städteleben in den nordöstlichen Districten des Caplandes.

Von **Dr. L. Hollaender.**

I.

Noch ein Mal will ich dich betrachten, ehe ich von dir scheide. Man lebt nicht sieben Jahre in dem elendesten Städtchen Südafrikas, ohne daß die Trennung schwer das Herz bedrängt. Du ewig brauner Berg, der stets beim ersten Blick durchs Fenster meinen Augen sich gezeigt, und ihr anderen kleinen Hügel ringsherum, von denen herab ich die Stadt wachsen und größer werden sah, noch ein Mal will ich euch besteigen und die vor mir liegenden Häuser und Straßen betrachten, um das ganze Bild fest meinem Gedächtniß einzuprägen, damit ich es immer vor mir haben kann in der alten Heimath, in Europa.

Wie ruhig liegst du vor mir, du niedliches Dörfchen mit weiß angestrichenen, reinlichen Häusern, erglänzend in der Sonne heißen Strahlen, mit flachen Dächern und grünen Jalousien an den Fenstern, die Schatten und Kühle im Innern des Zimmers verbreiten. Ich sehe viereckige, regelmäßig ausgelegte Plätze und Straßen dazwischen, hier und da mächtig entwickelte Weiden oder kräftige australische Gummibäume, deren stämmiger Wuchs die Mühe kaum verräth, die die erste zarte Pflanze dem sorgsamen Hausbewohner bereitet hat.

Zu meiner Rechten, mehr nach Westen hin, schlängelt sich in breitem Bett ein kleiner Fluß mit vorspringenden Steinen, dicht bedeckt mit Leinen aller Art zum Trocknen, und an demselben vereinzelte Kaffirfrauen emsig die nasse Wäsche auf einem großen ebenen Steine zur Reinigung ausklopfend.

Deutlich treten mehrere große Häuser unter allen übrigen hervor. Mehr nach Westen hin, an dem einen Ende des Dorfes, entdecke ich ein plumpes, kreuzförmiges Gebäude mit Stroh gedeckt — die alte holländische reformirte Kirche —, und unter mir, fast dicht zu meinen Füßen, ein scheunenartiges, mit Eisen bedachtes Haus, — die neue holländische Kirche der Altgläubigen, die aus der Gemeinschaft ihrer Brüder und Schwestern ausgeschieden, weil sie nur die Psalmen David's und keine anderen Gesänge in ihrem Gottesdienste dulden wollten.

Am andern Ende des Städtchens, mehr nach Nordosten hin, sehe ich eine kleine zierliche Capelle, die englische Kirche, und ganz in der Mitte, eine Seite des großen, viereckigen Platzes vollständig ausfüllend, ein großes Schulgebäude mit der öffentlichen Bibliothek. Die katholische Capelle mit einem Kreuz am Giebel, das wesleyanische Bethaus, das Gerichtshaus, die zwei Bankgebäude, zwar auch sichtbar, aber wenig in die Augen fallend, vollenden die Anzahl der öffentlichen Gebäude, während im Hintergrunde ein stiller Platz bemerkbar wird, der, mit einer Mauer umgeben, in seinem Innern von wenigen neuen, weißen Grabsteinen bedeckt ist — der stillste Theil in dieser stillen Scenerie.

Hier und da entdecke ich noch ein zweistöckiges Haus, vor dessen Thür als der bemerkbarste Punkt eine große Wollwage oder ein zweiräderiges Wägelchen erscheint. Aber dann nichts als kleine Häuschen mit flachen, weißen Dächern, geradlinigen, menschenleeren und verödeten Straßen, und über das ganze Bild ein tiefblauer, von keiner Wolke getrübter Horizont, keine Bewegung in der Luft und erdrückende Sonnenhitze überall.

Das ist das Städtchen.

Es liegt in einer ziemlich dreieckigen Ebene, von allen Seiten von bald kleineren, bald größeren Hügeln umgeben. Gerade mir gegenüber ist ein ziemlich hoher Berg, an seiner südwestlichen Seite begrenzt durch ein enges Thal, hier Kloof oder Kluft genannt, das sich wohl eine deutsche Meile lang, bald sich verengernd, bald sich wieder erweiternd, hinzieht. Mitten drin schlängelt sich der oben erwähnte Fluß mit einzelnen Weidenbäumen, Rhododendronbüschen und allerhand Lianen an seinen Ufern, der eigenthümlichen Scenerie des Thals einen wunderbaren Reiz verleihend, dessen ziemlich hohe Berge bald starr und kahl und dichter in die Höhe ragen oder auch von einer Menge von Agavestauden, Cacteen und allerhand stachlichen Büschen dicht bedeckt sind.

In der öden, dürren Zeit des Sommers bleibt dieses Thal meistens grün. Des Flüßchens Wasser trocknet so schnell nicht aus, wie gewöhnlich die meisten Flüsse in Südafrika, und außerdem ist das Thal an manchen Stellen zu eng, als daß der Sonne versengende Strahlen überall hindringen könnten. Aber dafür sind auch die dasselbe einschlie=

ßenden Berge der Lieblingsaufenthalt einer unzähligen Menge von ziemlich großen Affen, jener lustigen Personen des Thierreichs, die mit ihren possirlichen Sprüngen jede menschliche Gaukelei verlachen und mit Ausnahme kleiner Diebereien in den Gärten der benachbarten Farmen ziemlich harmlos sind, aber furchtbar und entsetzlich werden, wenn sie einmal von einem unvorsichtigen Jäger angegriffen sind. Das Gebrüll des Löwen, das Geheul des Schakals und das rauschende Dröhnen des Straußes sind Kindergejammer gegen das tosende, schrillende, heulende, wuthschnaubende Geschrei einer ganzen Affenmeute, und verloren ist der unglückliche Schütze, den nicht ein schnellfüßiges Pferd eiligst aus dem Bereiche dieser Bestien bringt, die wie auf ein Commando sich mit Steinen, losgerissenen Baumstämmen ꝛc., die sie auf den Jäger werfen, bewaffnet haben.

Entlang dem Abhange dieser Berge führt eine gut angelegte Straße vom Städtchen zu den nächsten Farmen, und unbegreiflich wird es dem Europäer, wenn er die Spuren der alten Straße erblickt, wie ehemals, unter diesem Steingerölle, in diesen Löchern und über den vorspringenden Felsblöcken ein Wagen fortgezogen werden konnte.

Zur linken Seite mehr nach Südost starren andere Berge in die Höhe, die ich par excellence die Doppersdorper Berge nennen will, denn um es mit einem Male zu sagen, das Städtchen, das ich beschrieben, ist Dopperdorp, wenige Meilen vom Oranjeflusse gelegen, das im Jahre 1848 noch aus einer elenden Strohhütte bestanden, deren Bewohner auf dem ihnen von der Regierung angewiesenen Boden verhungern zu müssen glaubten, während er heute bereits mehrere Hundert gut gemauerter Häuser zählt und jene oben beschriebenen öffentlichen Gebäude enthält.

Auf einem kleinern Hügel mir gegenüber sind drei kleine viereckige, weiße Gebäude, fast ähnlich den Grabmälern von Propheten, wie sie Lamartine beschreibt, in Wirklichkeit jedoch drei Pulvermagazine darstellend, die den drei größten Handlungshäusern des Ortes angehören, während zu meiner Rechten, nach Westen hin, kleine Hügel sich befinden, die sich gen Süden zu größeren Bergen und Gebirgen ausdehnen, die man die Bamboaberge nennt und welche die dritte Terrasse von den dreien, aus denen die östlichen Provinzen des Caplandes bestehen, bilden.

Alle diese Erhebungen wie auch die Thäler, die von ihnen eingeschlossen werden, sehen gewöhnlich braun oder grau aus, sind theilweise bedeckt von dünnem Grase oder dornigen Gebüschen, so daß in der That unser Städtchen sowie die nahe liegenden Farmen und Bauernhöfe mit ihren deutlich sichtbaren grünen Weidenbäumen wie Oasen in der Wüste erscheinen. Das Bett des Flüßchens ist zwar breit, enthält jedoch während des Sommers außer in dem oben beschriebenen Thale nur sehr wenig Wasser. Aber zu bedauern ist der Stadtbewohner, der nach einem drei- bis vierstündigen Regen von dieser Seite her ins Dörfchen oder Städtchen kommen muß.

Da es nur sehr wenig Brücken in Südafrika giebt, ja dieselben sich kaum auf den großen Transportstraßen finden, und Flüsse selbst nach dem geringsten Regen ungeheuer anschwellen und mit so entsetzlicher Wucht dahinströmen, daß selbst schwimmende Pferde nicht gegen die Macht der brausenden Wogen ankämpfen können, so hat schon mancher gute Ehemann, der nach langer Reise oder nach einem tagelangen Ritt in glühender Sonnenhitze seinen häuslichen Comfort dringend ersehnte, sich bescheiden müssen, auch diese letzte Nacht im Angesicht der ersten Häuser des Dorfes und im Angesicht der rauchenden Schornsteine hungrig und fröstelnd im Freien zu campiren.

Die erste Zeit, die man in so einem südafrikanischen Städtchen zubringt, wird man eigenthümlich überrascht von dem fast orientalischen Anstrich, von der eigenartigen, beschaulichen Weise des dortigen Lebens, und nicht selten wird man an alle die südlichen Märchen längst verklungener Jugendzeit gemahnt. Am Morgen und Abend kommen schwarz- und braunhäutige Rebekka's zur Pumpe auf den Marktplatz, um Wasser zu schöpfen, die Kannen, Krüge oder Eimer auf dem Kopfe balancirend. Ein einziger Rock umkleidet ihre wohlgerundeten Hüften, während eine große wollene Decke, die ehemals weiß gewesen, jetzt aber durch den Gebrauch bereits eine vollständig unbestimmte Farbe angenommen hat, so malerisch als möglich um den Unterleib drapirt ist, so daß man bei der geringsten Bewegung der Arme die vollen Schultern sowohl als die anschwellende Brust erblicken kann.

Denn auf nichts ist das Kaffirweib — denn diese muß die schwereren Hausdienste verrichten — stolzer, als auf ihren wohlgerundeten Busen, den sie auch vielleicht noch koketter als unsere weißen Damen bei jeder Gelegenheit zur Schau zu tragen versteht.

Wir befinden uns im Hochsommer, im Anfang Januar. Da es gerade Mittag ist, so herrscht im Städtchen die größte Ruhe. Kein Mensch, kein Thier, kein Wägelchen bewegt sich auf den schattenlosen Straßen und Plätzen, die Sonne versendet ihre glühendsten Strahlen, und in der ganzen Atmosphäre herrscht eine so tiefe, tonlose Ruhe, als ob alles Leben in der Natur erstorben wäre. Alle Jalousien sind vor den Fenstern geschlossen und in den kühlen Zimmern ruhen behaglich Mann, Frau und Kind, die Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu erwarten, das indessen die Kaffirfrauen unter Summen und Schwatzen herrichten und das in der Regel zwischen 3 und 4 Uhr eingenommen wird. Denn bei 26 bis 28° R. im Schatten erstirbt wohl jegliche Lust zur Arbeit, und genug Zeit dazu giebt der kühlere Morgen in einem Lande, wo man zur Erwerbung des Lebensunterhaltes nur geringer Arbeit bedarf. Ist das Mittagbrot vorüber, das meist aus Hammelfleisch, etwas Gemüse nebst englischem Biere oder Sherrywein — der gewöhnliche Cap-Landwein ist zu stark fuselhaltig — besteht, dann fängt es an sich im Städtchen zu regen. Die Pferde werden aus dem Stalle oder aus dem Felde von der Weide, wo sie frei umherlaufen, geholt, an den Wagen geschirrt oder gesattelt und nach allen Richtungen hin strömen Reiter und Wagen, um die letzte kühle Luft kurz vor Sonnenuntergang zu genießen.

Mit der Dämmerung finden sich Alle wieder zu Hause ein und ein einfacher Thee beschließt die Mahlzeit und die Arbeit des Tages. Im Winter versammelt ein gemüthliches, hell aufloderndes Feuer die Familie nebst etwaigen Besuchern am Herde. Vielleicht wird dann auch musicirt, vorgelesen ꝛc., aber nach 10 Uhr ist Alles bereits im Bett, während zur Sommerzeit des Mondes wunderbar klares Licht häufig noch lange nach Mitternacht fröhliche Gruppen an der Veranda irgend eines Hauses beleuchtet.

Aber dieses ruhige, beschauliche und einförmige Leben wird öfters in der Woche und im Jahre durch gewisse mehr aufregende Ereignisse unterbrochen. Zu diesen gehören vor Allem zuerst die ein Mal alle acht Tage aus den westlichen und südlichen Provinzen anlangende Post, und das Eintreffen der Bewohner des Districts, d. h. der Boers am Sonnabend, um den sonntäglichen Gottesdienst zu besuchen.

Da wird es auf einmal lebendig in unserm stillen Städtchen, und Straßen, in denen man die ganze Woche über weder Mensch noch Vieh erblickt, bevölkern sich plötzlich in einer Weise, die der Uneingeweihte zuvor für unmöglich gehalten hätte. In jedem südafrikanischen Dörfchen oder Städtchen — beide Bezeichnungen sind für das ganze Capland

gleichbedeutend, da man eigentlich nur die Hauptorte des Landes, wie die Capstadt, Grahamsstadt und King-Williamsstadt, als Städte anerkennt — bestehen mehrere Straßen vollständig aus den den Farmern angehörigen Häusern. Meist befinden sich diese Straßen ganz in der Nähe der Kirche, damit der fromme Boer und die noch frömmere Ehefrau nur ja nicht weit zu gehen nöthig haben.

Natürlicherweise bleiben diese Häuser, in denen sich auch ein bestimmtes Mobiliar, wie eine Bettstelle und einige Stühle und Tische befinden, und von denen manche sogar, je nach dem Reichthum des Besitzers, aufs Glänzendste ausgestattet sind mit Spiegeln, Sophas, Teppichen, kurz mit allem möglichen englischen Comfort, stets geschlossen und werden nur für kurze Zeiträume während der Anwesenheit der Farmer im Dorfe geöffnet und gelüftet.

Von Sonnabend Nachmittag an erscheint nun ein Wagen nach dem andern und jeder gezogen von 6 bis 8 Pferden oder 18 bis 20 großen langhornigen und stämmigen Ochsen. Bald ist es der schon so oft beschriebene lange, schwere afrikanische Zeltwagen, gegen 18 Fuß lang und 5 Fuß breit, ohne Federn, ohne Sitze rc., in welchem die ganze Familie einfach auf den von Hause mitgenommenen Betten und Kissen mehr malerisch als bequem sich hinstreckt, wobei dem Ochsenlenker allein vorn eine Kiste als Sitz dient, bald ist es ein auf starken Federn ruhender Pferdewagen, der bereits im Innern luxuriöse Sitze für 8 bis 10 Personen enthält, oder es ist ein moderner zweirädriger Gig, von vier munteren Pferden gezogen, in dem sich ein junges Ehepaar mit zwei Kindern und einem Kaffirmädchen befindet.

Sobald nun der Wagen das bestimmte Haus erreicht hat, d. h. alle darin sitzenden Menschenkinder, schwarze sowohl als weiße — der Bauer reist nie ohne Dienerschaft — trotz der lebensgefährlichen Straßen und Flüsse, glücklich und wohlbehalten vor dem Hause angelangt sind, wirft pater familias seine lange Bambuspeitsche auf die Seite, springt herunter vom Wagen und öffnet majestätisch die Thür seines Hauses. In unglaublicher Schnelle machen die Hottentoten ein Feuer auf dem Herde, sofort werden die mitgebrachten Betten und Matratzen an den möglichst unpassendsten Plätzen oder Winkeln auf dem ungedielten Fußboden ausgebreitet, Kaffee wird gekocht, kleine Stückchen gerösteten Weißbrotes, ähnlich unseren Biscuits, werden aus Kisten und Kasten hervorgelangt und zu dem indessen fertig gewordenen Kaffee wohlbehaglich verzehrt.

Die Töchter setzen sich in einfachen, aber mehr zweckmäßigen als geschmackvollen Kleidern entlang der Wand des Frontzimmers, dessen Thür direct zur Straße führt, zur Mutter, die bereits mit dem zwischen beiden Beinen eingeklemmten Kleide am Kaffeekessel sitzt, den sie durch darunter liegende glühende Holzkohle warm zu halten sucht, während die Söhne hinausstrolchen, um nach den Pferden oder Ochsen zu sehen oder um ihre etwaigen Bekannten aufzusuchen. Die Kinder und Enkelkinder, denen bereits zur Feier der Ankunft mehrere Blechbüchsen mit Confect geholt worden sind, lagern sich auf dem Hofe oder auf der Straße zu den schwarzen Spielgenossen und wälzen sich dort herum oder prügeln oder beschmutzen sich noch mehr als gewöhnlich.

Ist der Wagen hinter das Häuschen in den Hof hineingefahren und sind Pferde und Ochsen zur Stadt hinaus zum Wasser und zur Weide getrieben, denn weder Sommer noch Winter erhalten diese Futter, sondern müssen sich ihre Nahrung auf dem freien Felde suchen, dann stellen die ersten Verwandten und Bekannten sich ein, es wird allen eine Tasse wässerigen Kaffees kredenzt und nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln und Nachfragen über die gegenseitige Gesundheit kommt schnell das Gespräch auf den Zustand der Weiden, auf die Schafe, auf die übermäßige Dürre und Trockenheit, die regelmäßig vorherrscht, und das Thema der Unterhaltung ist erschöpft.

Nach und nach füllen sich auch die verschiedenen Geschäftslocale, in denen Alles zu erhandeln ist, was der äußere sowohl als der innere Mensch bedarf. Hier giebt es Alles, von der Stecknadel bis zum Beile, vom Taschentuche bis zum fertigen seidenen Kleide, von dem Briefbogen an bis zur 15 Pfund schweren, messingbeschlagenen holländischen Bibel aus dem Jahre 1650, Wein und Cognac, Hüte und holländischen Käse, Messer und Gabeln, Tinte und Champagner, Kaffee, Lichter, kurz alles, was sich die kühnste Phantasie kaum träumen ließe und was selbst der cultivirteste Mensch kaum entbehren könnte. Diese Geschäftslocale, die zufolge ihrer Reichhaltigkeit auch eine sehr bedeutende räumliche Ausdehnung haben, sind gewissermaßen die öffentlichen Versammlungsplätze der Farmer, und wenn auch die Männer den Einkauf meist den Frauen überlassen, so finden sie sich doch auch dort bald nach ihrer Ankunft im Dorfe ein. Natürlich freut sich der Kaufmann, obgleich die Männer ihm nur den Platz für die Käuferinnen verstellen, über die Ehre des Besuches, man schüttelt sich zur Begrüßung gegenseitig die Hände, ohne natürlich je den Hut abzunehmen, und bald haben sich die Herren zu verschiedenen Gruppen constituirt. Nach und nach erscheinen auch langsamen Schrittes die ehrbaren, meist fünf Ellen im Umkreise messenden Ehefrauen mit ihren erwachsenen und unerwachsenen Kindern und wo möglich mit einem Säugling an der Brust, und nun beginnt die große Arbeit des Einkaufens, wobei bei der großen Menge der Käufer und dem Mangel jeglicher Auswahl die Damen zufrieden sind, eben nur den Stoff oder den Gegenstand zu erlangen, der ihnen gerade vorgezeigt wird. Natürlich wird jede Frau mit „Tante“ und jedes Mädchen mit „Nichte“ angeredet, während dem Verkäufer, wenn er bejahrt, das Prädicat „Ohm“, wenn jung, die Anrede „Neffe“ zuertheilt wird.

Hier und da hat sich auch eine Gruppe der Boers auf der Straße selbst an irgend eine beliebige Ecke aufgepflanzt, die die neueste Politik oder die neuesten Nachrichten aus Europa bespricht, — neue Wagen kommen im sausenden Galopp durch die Straßen gefahren, während andere Familien bereits den Pfarrer besucht oder den Doctor consultirt oder mit einem Agenten eines streitigen Rechtspunktes wegen conferirt haben.

So beginnt der Tag allmälig sich zu neigen, bis kurz vor Sonnenuntergang eine von der Kirche her ertönende gesprungene Glocke sämmtliche Kaufläden rc. entleert und die Gläubigen in der kreuzförmigen, weißgetünchten reformirten Kirche zur Abendandacht versammelt.

Am andern Morgen, am Sonntag, würde man unser Dörfchen für eine ziemlich bevölkerte, größere Stadt halten, wollte man von den vielen Leuten, die sich um diese Zeit im Prachtanzuge in feierlichen Familiengruppen zur Kirche begeben, einen Schluß ziehen. Denn auf einmal hat sich die ganze Scenerie des sonst so öden und leblosen Städtchens geändert und sieht man jetzt von den mitunter ziemlich barocken altmodischen Trachten und Figuren ab, die langsamen Schrittes, die mächtige Bibel in der Hand, dahinschreiten, so vergißt man vollständig im Innern Südafrikas zu sein, sondern glaubt sich in irgend eine kleine Stadt Hollands oder Deutschlands versetzt. Dagegen erscheint die Ruhe, in der gegen 10 Uhr, wenn Alles andächtig in der Kirche versammelt ist, die ganze Stadt befindet, um so trostloser und monotoner, denn Sonnabend Abend ist das letzte Pferd, der letzte Wagen in der Stadt angelangt und nichts, keine Musik

irgend eines Privathauses, kein Geräusch auf der Straße stört die sabbathliche Stille des heiligen Tages.

Nach Beendigung des Gottesdienstes um 1 Uhr, wenn die Sonne senkrecht ihre heißesten Strahlen auf die Erde sendet und die ganze Atmosphäre, von keinem Lüftchen bewegt, in glühendster Hitze erzittert, da beginnt das Mittagsbrot und unmenschliche Portionen kalten Schöpsenfleisches mit trockenem Brot oder kaltem Reis werden von unseren Helden verzehrt. Nach dem Essen schläft die ganze Bevölkerung in al fresco Manier auf den auf der Erde ausgebreiteten Betten den Schlaf des Gerechten, bis am Nachmittag wiederum die zersprungene, topfmäßig tönende Glocke die Frommen zur Andacht ladet.

Der Abend endlich schließt mit einer Predigt für die schwarze Bevölkerung, die meist irgend ein verkommener Schulmeister aus Holland abhält, der vielleicht bis zu einem Missionär, von dem noch später die Rede sein wird, sich aufgeschwungen hat. An dieser Andacht nimmt jedoch kein Boer Theil. Er weiß sehr wohl, daß der Kaffir nur des Gesanges wegen die Kirche besucht und er selber hat sich ja bereits mit seinem Gotte inmitten seiner weißen Freunde — denn zur großen Kirche hat kaum der Schwarze Zutritt — abgefunden.

Sobald die ersten Sterne des prachtvoll geschmückten Firmamentes sichtbar werden und die große hellleuchtende Figur des weitausgestreckten südlichen Kreuzes sich zeigt, liegt Farmer, Weib, Kind und das getreue Hausgesinde — Hund, Kaffir und Hottentot — im tiefsten Schlafe; letztere freilich, um sich zwischen 12 und 1 Uhr des Nachts wieder zu fröhlichen bacchantischen Tänzen in freier Natur in der ihnen angeborenen braunen natürlichen Tracht zu versammeln.

Und entsetzlich genug sticht das nächtliche wüste Treiben da draußen hinter den letzten Häusern des Städtchens ab von der puritanischen Sonntagsfeier des Farmers. Die Töne, die da erschallen, haben nichts gemein mit den Lobgesängen und Hallelujahs christlicher Heiligen, und die wilden Sprünge und sensuellen Verrenkungen der nackten Horde ähneln wohl kaum dem fröhlichen Tanze David's vor der Bundeslade, — des einzigen Tanzes, den der gläubige Boer wohl noch gelten lassen dürfte.

Montag Morgen, oft schon mit dem ersten Hahnenschrei, ist der Farmer mit seiner Familie und mit seinem Wagen verschwunden, die Thür seines Hauses ist verschlossen und die Läden vor den Fenstern sind wieder umgeschlagen oder heruntergelassen. Hier und da findet sich noch ein verspäteter Ueberrest. Einige haben noch verschiedene Einkäufe zu besorgen, andere haben noch beim Agenten Geschäfte oder müssen noch Arzneien für die nächsten vier Wochen vom Doctor holen — aber Mittag ist Alles vorüber, und das ganze Gewühl der letzten beiden Tage ist ebenso plötzlich verschwunden, als es begonnen hat. Der Kaufmann hat seinen Profit gemacht und der Farmer seine leiblichen wie religiösen Bedürfnisse befriedigt.

Am Hofe des Königs Mongkut zu Bangkok in Siam.

Von **Robert Schomburgk** *).

I.

Todtenfeier zu Ehren einer Königin.

Von eigenthümlichen siamesischen Ceremonien giebt Schomburgk uns eine Schilderung bei Gelegenheit einer Todtenfeier, der Verbrennung der Ueberreste der Königin. Ein Tempel war nahe dem Palaste des Königs auf einem freien Platze errichtet. Denselben umgaben eine Menge von Logen, die des Königs durch prächtige Vorhänge ausgezeichnet. Die Ueberreste der Verstorbenen, in einer reich geschmückten metallenen Urne verwahrt, standen auf einem von Säulen getragenen Katafalk von herrlicher Mosaikarbeit. Die Verbrennung fand am 18. April (Charfreitag) statt. Der König und die Prinzen waren, in Nachahmung europäischer Sitte, schwarz gekleidet, während sonst Weiß die Trauerfarbe der Siamesen ist. Ein Sohn der Verstorbenen, ein fünfjähriger Knabe, weinte, als ob sein kleines Herz brechen wollte, die sämmtlichen anderen Kinder verhielten sich fast gleichgültig. Nachdem die religiösen Ceremonien abgehalten worden waren, zündete der König eigenhändig das feine Sandelholz und die anderen wohlriechenden, mit Harz getränkten Hölzer an, welche die Urne umgaben. Das Metall wurde rothglühend und die Ueberreste verglimmten zu Asche. Diese wurde darauf in einem prächtigen Mausoleum beigesetzt.

Als Schomburgk anlangte, um dem letzten feierlichen Acte beizuwohnen, wurde er sogleich in die königliche Loge geführt. Mongkut, im Kreise seiner Kinder nach morgenländischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, empfing ihn sehr huldreich, erkundigte sich nach den Erfolgen seiner letzten Reise und überreichte ihm ein Andenken seiner verblichenen Gemahlin, ein sehr hübsch gearbeitetes Blumenkörbchen und ein kostbares Glaskästchen, welches auf seinem aus Spiegelglas bestehenden Boden sehr kunstreich verfertigte Blumen und Schmetterlinge, dazwischen eine Sammlung der verschiedensten Goldmünzen enthielt.

Bei einbrechender Nacht fanden herrliche Feuerwerke statt, gegen welche Alles verschwindet, was man in Europa derartiges sieht.

Nachdem diese Feier vorüber, verließ der König die Loge und die eingeladenen Gäste fanden ein Mahl — auch für europäische Gaumen einladendes Mahl — in den Sälen, welche in der Nähe der Verbrennungsstätte errichtet worden waren, und in welchen der Kalasam (Premierminister) und der Prinz Krom Sluang, der jüngere Bruder des Königs, offene Tafel hielten.

Die Zahl der versammelten Zuschauer belief sich auf 15,000 bis 16,000. Die Gouverneure der verschiedenen Provinzen waren sämmtlich gegenwärtig, und die mit der Feier verknüpften Unkosten sollen enorme gewesen sein. Die

*) Aus dessen hinterlassenen Briefen.

Verbrennung bildete übrigens nur den Schluß der Todtenfeier, welche Monate lang vorbereitet ward *).

Wenn ein Bekenner Buddha's seinen Tod nahe fühlt, wünschen seine Angehörigen ihm den Empfang seiner Seele in der unsichtbaren Welt so würdig als möglich zu bereiten, und sie glauben dies zu erreichen, wenn sie die Gedanken des Sterbenden fest auf Buddha zu richten suchen. Sie wiederholen deshalb den Namen des Gottes, den sie am häufigsten P'ra Strahang anrufen, 8 bis 10 Mal in der Minute, und fahren damit fort, bis der Körper ihres Freundes kalt und steif ist. Dann brechen alle Glieder der Familie, die Sklaven in und außer dem Hause mitgerechnet, in lautes Weinen und Klagen aus. In der Sterbestunde der Königin betrachtete der Gemahl es als sein Vorrecht, der Scheidenden, so lange seine Kräfte es zuließen, ununterbrochen den Namen Buddha's zuzurufen, und als sie vollendet hatte, hielt er es nicht unter seiner Würde, vor allem Volk bitterliche Thränen zu vergießen.

Wenn eine Person von hohem Range aus dem Leben geschieden ist, so besucht der König das Trauerhaus und badet den Körper eigenhändig mit Wasser, nach ihm thun dasselbe andere Prinzen, der Reihenfolge ihres Ranges nach. Darauf wird der Todte mit sauberen Beinkleidern und knapp anschließender Jacke bekleidet und fest in ein Sterbetuch gewickelt. So wird derselbe in sitzender Stellung in eine kupferne Urne gebracht und diese in eine zweite vom feinsten Golde eingeschlossen. Die innere Urne hat eine eiserne Vergitterung im Boden, die andere hat an dem vorstehenden Rande der Außenseite einen Hahn, durch welchen die flüssigen Theile des in Auflösung begriffenen Körpers abgelassen werden, bis derselbe trocken geworden ist.

Unter Trauermusik von Trompeten und Pfeifen wird die Urne auf eine erhabene, in drei Abstufungen bis zu 5 Fuß aufsteigende Plattform gesetzt. Alle Insignien der königlichen Würde, welche der Prinz bei Lebzeiten trug, werden ihm zu Füßen gelegt, so die goldenen Teller, auf welchen er gewohnt war die Kleider gebracht zu sehen, welche er anlegen wollte, seine goldene Betelbüchse, sein Cigarrenbehälter, sein goldener Spucknapf, sein Schreibzeug &c. Die Trauermusik wechselt ab mit den Klageliedern der Trauerweiber, welche die Verdienste des Verstorbenen besingen. Dies geschieht mehrere Stunden lang Morgens, Mittags und Abends. Die Zwischenpausen werden ausgefüllt durch geistliche Vorträge und Gesänge in der Pali-Sprache, wobei vier Buddhistenpriester mit einander abwechseln.

Dieser Dienst dauert Tag und Nacht sechs bis acht, bei einem Könige zwölf Monate lang.

Während dieser Zeit beeilt man sich, die P'ramöne zu errichten, das ist das glänzende Gebäude, unter welchem der Todte einige Zeit auf einem mit Silber, Gold und Diamanten geschmückten Thron ausgestellt wird, um dann den Flammen übergeben zu werden. Je nach dem Ansehen des Verblichenen ist Größe und Kostbarkeit des Gebäudes verschieden. Zur Anfertigung desselben — zum Leichenbegängniß eines Königs darf man nicht etwa die bei früheren Gelegenheiten verwendeten Hölzer benutzen — werden königliche Befehle an alle Gouverneure der vier nördlichsten Provinzen gesendet, wo starkes Bauholz im Ueberfluß sich befindet, um die vier großen Pfähle für die Mittelpfeiler der P'ramöne herbeizuschaffen. Diese müssen 200 bis 250 Fuß hoch sein und wenigstens 12 Fuß im Umfange haben. Zwölf kleinere werden von den Gouverneuren der anderen Provinzen verlangt. Der Transport dieser Hölzer ist sehr schwierig und wird meistens durch Elephanten und Büffel bewerkstelligt; so weit es geht, benutzt man auch die Flüsse zum Flößen. Die Pyramide wird in Pagodenform gebaut, der obere Theil ist achtseitig und wird mit bemaltem Papier bedeckt, was ein wundervolles Ansehen giebt, aber die Betrachtung in der Nähe nicht wohl verträgt. Von jeder der vier Ecken der Pyramide dehnt sich ein Seitenflügel von dem Hauptpfeiler 40 Fuß lang aus. Diese Gebäude haben ebenfalls Pagodenform und sind hübsch verziert, ebenso die Hallen, von welchen sie die Grenze bilden. Zwischen jedem dieser Eckpfeiler ist ein prächtiger Säulengang.

Rings um die Pyramide in einem Umfange von einem Acre Land wird eine Verzäunung von Bambus gemacht, in deren Innerm sich die vielen reich und phantastisch verzierten Logen befinden, von welchen schon einmal geredet wurde; die des Königs mit scharlachrothem Tuche bedeckt und mit goldenen Draperien ausgeschmückt. Hier und da sind auf dem Fußboden, der aus einer merkwürdigen Arbeit von Bambus und Schiefer besteht, eine Menge eigenthümlicher siamesischer Standarten aufgestellt; unter diesen der königliche Sonnenschirm aus neun Stockwerken bestehend, an einem gemeinschaftlichen Stabe zusammenhängend, die einzelnen Abtheilungen je zwei und zwei einige Zoll breit von einander geschieden. Diese Abtheilungen werden aufsteigend kleiner, die oberste hat nicht mehr als 1 Fuß im Durchmesser, die unterste 4 Fuß und mehr. — Es giebt ferner verschiedene vergoldete und bemalte Standarten, einige mit einer Maschinerie versehen, welche kleine Papierfiguren in immerwährender Bewegung erhält. Diese stellen Engel, Teufel oder auch leidende Seelen in der Hölle dar; hier und da sieht man auch in einer Nische rohe landschaftliche Scenerien der niederen Serien der buddhistischen himmlischen Welt, sowie auch die fürstlichen Wohnungen daselbst zu schauen sind mit schönen Lustgärten und Teichen und Darbietung der verschiedensten sinnlichen Genüsse, die, wie eine heiße Einbildungskraft sich ausmalt, der Himmel seinen Bewohnern gewährt.

An der Außenseite der Bambuswälle befinden sich verschiedene Gebäude zum Gebrauch der Prinzen, Regierungsbeamten und Anderer, welche nicht hinreichenden Raum im Innern fanden. Hier giebt es Spielhäuser, Theater, Carousseles, Maskeraden, sich drehende Figuren an hoch gehobenen Stäben, ferner athletische Vorstellungen, Scheingefechte, Ringkämpfe &c. Außerdem sind außerhalb der P'ramönepforten große Etablissements angelegt, in welchen Jedermann vom Höchsten bis zum Geringsten zu jeder Tageszeit unentgeltlich Erfrischungen dargeboten werden, eine große Auswahl in der That schmackhafter Gerichte und Früchte.

In der Mitte des Ganzen, gerade unter der höchsten Spitze der großen Halle befindet sich die P'ramöne, deren Gipfel zur Aufnahme der mit den königlichen Ueberresten angefüllten goldenen Urne bestimmt ist. Dieselbe ist herrlich mit Gold, Diamanten und anderen kostbaren Steinen decorirt und überwölbt von einem reichen, vergoldeten Traghimmel. Dicht unter diesem hängen in der Form von Armleuchtern die zartesten weißen Blumen. Der Boden dieser Pyramide ist unbeschreiblich glänzend und geschmackvoll decorirt; die prächtigsten Sachen in Porcellan, Glas, Alabaster; silberne und goldene künstliche Blumen und Früchte, untermischt mit wirklichen Früchten; Bilder von Vögeln und anderen Thieren, Kindern, Engeln &c.

Zur Erleuchtung der Halle sind riesige Armleuchter in den vier Ecken aufgehängt, von zahllosen anderen Lichtern an den übrigen Theilen der Pyramide unterstützt.

Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, an welchem die König-

*) Diese Mittheilungen, welche einen interessanten Einblick in die Culturverhältnisse Siams gewähren, sind zum Theil den Schomburgk'schen Briefen und Aufzeichnungen, zum Theil dem in englischer Sprache in Bangkok 1863 herausgegebenen siamesischen Kalender entlehnt.

lichen Ueberreste nach der P'ramëne geführt werden sollen, versammeln sich alle Prinzen, Edelleute und hohen Beamten des Königreichs mit Tagesanbruch in dem königlichen Palaste. Die goldene Urne, mit Diamanten bedeckt, wird auf einen hohen goldenen Wagen, eine Art Dschaggernath, gesetzt und von Pferden gezogen, aber von Hunderten von Menschen unterstützt. Diesem Zuge folgt ein Wagen mit den angesehensten Hohenpriestern des Reichs, auf hohen Polstern sitzend und während der ganzen Fahrt aus den heiligen Büchern lesend. Der zweite Wagen ist von einigen der geliebtesten Kinder der oder des Verstorbenen eingenommen. Ein mehrere Zoll breites, an der Urne befestigtes Silberband umschließt den Wagen der königlichen Kinder und reicht bis zu den Sitzen der Hohenpriester; sie deutet eine mystische Verbindung zwischen dem Verblichenen, seinen Kindern und dem heiligen Buche an.

Auf dem folgenden Wagen liegen die an den Enden vergoldeten Hölzer, welche zur Verbrennung bestimmt sind. Auf anderen, aber kleineren Wagen von Holz, welche paarweise dem Leichenconduct folgen, befinden sich Figuren von Elephanten, Rhinocerossen, Löwen, Tigern und fabelhaften Thieren aller Art, welche man unmöglich beschreiben kann. Dieselben sind von Bambusweiden gemacht, mit Papier überzogen und bemalt, wie solches der überreizten Phantasie der Buddhisten entspricht. Jede dieser Thierfiguren hat auf ihrem Rücken ein großes Behältniß, das mit Priestergewändern und anderen Geschenken angefüllt ist. Hunderte von weißgekleideten Menschen — Engel vorstellend —, mit weißen 8 bis 10 Zoll hohen Turbanen in Pagodenform, umgeben den Zug, jedesmal vier zu jeder Seite. Sie tragen in Glas nachgebildete Lotosblumen in den Händen. Die Procession wird von den melancholischen Klängen der Muscheln, Trompeten und Pfeifen begleitet. Erst wenn die Urne auf dem Gipfel der P'rabencha- oder P'ramëne-Pyramide aufgesetzt worden ist, verstummt die Musik, die Silberbänder werden abgelöst; die Hohenpriester und mehr als einhundert andere Geistliche versammeln sich in der Mitte, und nachdem sie eine sitzende Stellung eingenommen, tragen sie eine Betrachtung über die Kürze und Unsicherheit des menschlichen Lebens vor, wobei sie die Blicke stets niedergeschlagen halten. Nach etwa zehn Minuten räumen sie ihre Plätze einer zweiten Reihenfolge von Priestern ein, und so geht es fort, bis Tausende von Geistlichen ihren Tribut an Gebeten und Segenssprüchen dargebracht haben.

Sämmtliche Unterthanen — Mann und Weib, Alt und Jung, Vornehm und Gering — schneiden beim Leichenbegängniß ihres Königs, als Zeichen ihrer Trauer und Achtung für den Verstorbenen, ihr Haar gänzlich ab.

Die Priester, welche jetzt noch Tage und Wochen lang den Trauerdienst versehen, werden von dem neuen Könige reichlich mit Geschenken bedacht, die alle aus seiner Privatcasse fließen. Diese Gaben bestehen in gelben Gewändern, Bettstellen mit Mosquitonetzen, Matratzen, Kissen, Handtüchern, Betelbüchsen, Cigarrenhaltern, Reiskesseln und anderm Geräth, Lampen, Leuchtern, kleinen Booten ꝛc. Auch unter das Volk werden von Seiten des Königs zahlreiche Geschenke ausgetheilt: Silber- und Goldmünzen, auch goldene Ringe, in grüne Blätter zu kleinen Bällen eingewickelt, werden unter die Menge geworfen, und Jeder, den des Königs Gnade ausersehen, das fliegende Geschenk zu empfangen — gleichviel ob er Prinz, Minister oder ein schlichter Mann — muß, wenn der Preis unglücklicherweise zu Boden fiel, auf allen Vieren herankriechen, ihn zu haschen, was in der Menge jedes Mal große Belustigung erweckt. Außerdem befinden sich an den vier Außenseiten des Begräbnißplatzes riesig große künstliche Bäume, Käppä p'ru'ck genannt, mit Gold- und Silbermünzen behängt, im Werthe von 100 Ficals an jedem (eine sehr hohe Summe). Vier Männer sind beschäftigt diese herrlichen Früchte zu pflücken und unter das Volk zu streuen.

Diese geldtragenden Bäume sollen die vier Bäume symbolisiren, welche in jeder der vier Ecken derjenigen Stadt gefunden werden sollen, wo der neue Buddha geboren werden wird, und welche nicht nur Geld tragen werden, sondern überhaupt Alles, was der Mensch auf Erden braucht: Plantanen, Orangen, Betelnuß, Taback, Kleider, Gold, Diamanten u. s. w.

Auch eine fliegende Lotterie ist bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich. Der König wirft eigenhändig die Loose unter das Volk, welche auf größere und kleinere goldene oder silberne Geschenke lauten.

Jeden Abend wird die Pyramide innen und außen mit Wachslichtern und Kokosnußöl prächtig erleuchtet. Außen auf dem Platze finden Transparente und Schattenspiele statt, Scenen aus siamesischen, chinesischen und malayischen Dramen hinter einem weißen Mousselinvorhange abgespielt, durch bengalisches Feuer erleuchtet. Um 8 Uhr beginnen die Feuerwerke, gewöhnlich von dem Könige selbst angezündet.

Ihr hört zuerst das Knattern von Raketen, Ihr sehet Rauch und gleich darauf Feuerschlangen blitzschnell an kleinen Bambusbäumen hinauflaufen. Plötzlich steht ein Dutzend schlanker Bäume in vollem Feuer da, ein glänzendes Licht um sich her verbreitend. Kaum sind diese verlöscht, so entzündet ein neuer Blitzstrahl andere Sträucher, an denen in wenigen Minuten Hunderte von Feuerrosen, Dahlien, Oleander und anderen Blumen in allen nur denkbaren Formen und Farben erblühen, unaufhörlich die Farben wechselnd, bis sie plötzlich in Dunkelheit dahinwelken. In raschester Folge steigen an verschiedenen Orten gleichzeitig Hunderte von Raketen und Feuerrädern auf, dazwischen hört man ein erschreckliches Brüllen, wie das Gestöhn und Gestampfe einer wilden Herde. „Bellende Elephanten" wird dieses Kunststück genannt. Der Siamese liebt, wie alle Morgenländer, grelle Contraste. So löst sich denn auch bald dieses disharmonische Gewirr in ein liebliches Summen, Zwitschern, Zirpen zahlloser Vogelstimmen auf, und buntfarbige Feuervögel hüpfen und fliegen in allen Richtungen um Euch her, einige steigen hoch auf in die Lüfte und zerplatzen mit leichtem Knall. Hier und da drehen sich auf der Spitze einer kleinen Stange Kreisel, welche Puppenfiguren darstellen, andere, welche im schnellen Wirbel Feuerregen auswerfen. Eine großartigere Ueberraschung bieten im neuen Scenenwechsel die feuerspeienden Vulcane, wohl 50 an der Zahl, welche mit großem Geräusch kräftige Strahlen von rothglühendem Eisen, Schwefel und Lava versenden. Es fehlt an Raum, die vielen Varietäten dieser Feuerwerke aufzuzählen. Jeden Abend giebt es deren neue. All diese Spiele dauern bis gegen Mitternacht, wo der König sich in seine Wohnung zurückzieht. Die schaulustige Menge zerstreut sich, mit Ausnahme der wachehabenden Priester, welche auch während der Nacht ihre Gebete fortsetzen.

Endlich wird die Urne ihrer goldenen Verhüllung entkleidet und auf einen tiefern Standort am Fuße der Pyramide gebracht. Alle Kostbarkeiten, welche die P'ramëne schmücken, werden mit wunderbarer Schnelligkeit entfernt und darauf die wohlriechenden Hölzer in Kreuzform auf die Plattform gelegt, kostbare Gewürze und Specereien darüber gestreut. Eine Mine, mit Schießpulver gefüllt, führt von einem bestimmten Theile der Halle aus bis zu dem Sitze des Königs und steht mit dem Scheiterhaufen in Verbindung.

Der König zündet mit elektrischem Feuer die Lunte zu

seinen Füßen an. Plötzlich bricht inmitten der Hölzer eine Flamme aus. Der Rangfolge nach legen nun sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen, Hofbeamte und Edelleute brennende Wachskerzen auf die Hölzer, ihre letzte dem Verstorbenen erwiesene Liebesgabe.

Um die P'ramëne und die übrigen Baulichkeiten vor Feuergefahr zu behüten, sind verschiedene kräftige Männer mit Wasserschläuchen zur Hand, andere sind mit eisernen Schürern bewaffnet, das Feuer, wo es nöthig, anzufachen. Während des Anzündens erheben die Trauerweiber ihr Klagegeschrei, begleitet von den schrillen Tönen der Trauermusik.

Der Verbrennungsact selbst dauert nicht länger als höchstens eine Stunde, das Feuer wird ausgelöscht, ehe die Knochen vollständig zu Asche verglüht sind, der Rest dieser Knochenkohle wird sorgfältig gesammelt und in einer kleinen goldenen Urne verwahrt, welche am nächsten Morgen, nachdem die P'ramëne wieder in vollem Glanze hergestellt worden, auf den Gipfel derselben aufgestellt wird, um noch drei Tage zur Schau zu stehen, und endlich wird sie in feierlicher Procession — ähnlich wie die zuerst geschilderte — an einem heiligen Orte innerhalb des königlichen Palastes beigesetzt. Die beim Verbrennen des Körpers verstreuete Asche aber wird in klarem, weißem Mousselin gesammelt, auf einen goldenen Teller gelegt und in Procession zu Schiffe gebracht, darauf etwa eine Meile unterhalb des Flusses dem Wasser übergeben.

Die Unbemittelten, welche nicht die Kosten einer eigenen P'ramëne zur Leichenverbrennung der Ihrigen anwenden können, benutzen eine der allgemeinen Pyramiden, welche in Verbindung mit den größeren Tempeln stehen. Die Feierlichkeiten dauern nur wenige Tage und bestehen meistens in Absingen von Gebeten und Austheilung von Geschenken an die Priester.

Der ungebildete Theil des Volkes glaubt, daß die vielen der Priesterschaft und durch diese Buddha selbst erwiesenen Ehren sowohl der Seele des Verstorbenen als auch demjenigen zu Gute kommen, welcher die Leichenfeier veranstaltet; der intelligentere Theil der Siamesen leugnet, daß irgend welche Gutthat dem über die Grenzen dieser Welt geschiedenen, d. h. in einer der sechszehn großen Höllen oder ihrem Zubehör weilenden Geiste zukommen könne. Wenn aber der Geist ein schwatzendes Gespenst, ein prate, oder yak, oder raska wird (böse Geister, welche unter den Menschen herumschwärmen und vorzugsweise die überlebenden Verwandten beunruhigen), so glauben auch sie, daß den armen Seelen große Vortheile durch ein feierliches Leichenbegängniß zu Theil werden; ihre Leiden werden gemildert und die Zeit ihrer Verbannung wird abgekürzt werden. Die Bekenner der neuen Schule Buddha's indessen suchen das Motiv dieses kostspieligen Gottesdienstes nur in der durch altes Herkommen geheiligten Gewohnheit und dem Wunsche, bei dem Heimgange der Angehörigen nicht für kalt oder knauserig gehalten zu werden.

Ein allgemeiner Gebrauch ist es ferner, diejenigen, welche an den Pocken, an Cholera, im Kindbett, durch Mord, Selbstmord, im Gefecht oder durch irgend einen Unglücksfall umgekommen sind, für einen bis zwei Monate zu begraben, dann wieder auszugraben und nun erst zu verbrennen. Der Aberglaube sagt, wenn dies anders geschähe, würden die abgeschiedenen Geister kommen, ihre Freunde zu plagen und Veranlassung zu einem unnatürlichen Tode derselben geben.

Die Leichen hingerichteter Verbrecher werden an einem ablegenen Orte den Raubthieren preisgegeben.

Aus Denver City in Colorado.

Denver City liegt auf der großen Straße nach dem weiten Westen auf einem Punkte, wo die rollenden Prärien aufhören und wo die Felsengebirge beginnen. Die Stadt wird jedenfalls bedeutend werden; die große Westbahn bringt ihr einen schwunghaften Verkehr, Gold strömt von weit und breit herbei und an unternehmenden Menschen ist kein Mangel.

Es sieht in den neuen „Minenstädten" bekanntlich wild genug aus. Anfangs strömt eine Menge gefährlichen Gesindels dort zusammen und das Menschenleben ist keinen Pfifferling werth. So war es auch in Californien, bis die Vigilanzausschüsse die Gerechtigkeitspflege in die Hand nahmen und zunächst ein halbes Hundert unzweifelhafter Charaktere an eben so viele Galgen oder Bäume hingen, und denen, die noch nicht für den Strick reif schienen, den Laufpaß gaben. Das Uebermaß des Unfugs veranlaßt ein nachdrückliches Einschreiten, und gewöhnlich treten dann Männer auf, deren Umsicht und Willenskraft dem Gemeinwesen zugute kommt. Sie schaffen reine Bahn. So geschieht es auch in Colorado.

Der Engländer Hepworth Dixon hat im vorigen Jahre ein Werk herausgegeben, das von Anfang bis zu Ende von spannendem Interesse ist; es führt den Titel: „Das neue Amerika." Es enthält vortreffliche Mittheilungen über die ganze weite Region vom Missouri bis zur Stadt am großen Salzsee; über das Prärieleben, die Indianer, die Mormonen, welche wir hier von einer neuen Seite kennen lernen; und dann auch über die seltsamen religiösen und kirchlichen Verhältnisse in den östlichen Staaten, namentlich über die Shakers, über die Bibelcommunisten, die Leute der freien Liebe und dergleichen Absonderlichkeiten mehr. Für einen Engländer ist Dixon innerlich so frei und unbefangen wie nur möglich; er ist ein Denker, hat ein klares Urtheil und schreibt anziehend. Das Buch ist uns erst jetzt zu Händen gekommen und wir wollen Einiges aus dem Abschnitt über Denver hervorheben. Dixon war vor etwa drei Jahren dort. Die Stadt, sagt er, hat etwa viertausend Einwohner und zehn oder zwölf „ausgelegte" Straßen, zwei Gasthöfe, eine Bank, ein Theater, ein halbes Dutzend Capellen, ungefähr funfzig Spielhöllen und reichlich einhundert Grogschenken. Wenn man in diesen schmutzigen, heißen Straßen geht, glaubt man sich in eine Teufelsstadt versetzt. Jedes fünfte Haus ist eine Schenke, ein Schnapsladen, ein Lagerbiersalon; jedes zehnte Haus eine Spielhölle oder Bordell, was in der Regel zusammenfällt. In diesen fürchterlichen Höhlen gilt das Leben des Menschen nicht mehr als das eines Hundes. Vor ein paar Jahren, als es noch nicht so gut in Denver stand wie jetzt, wurden die rechtschaffenen Leute sehr oft durch Schüsse aus dem Schlafe geweckt, und nicht selten fand man dann einen todten Menschen, der aus dem Fenster auf die Straße geworfen worden war. Von Nachforschung und Untersuchung war keine Rede. Die ordentlichen Leute sagten: ein Schurke weniger, und der, welcher ihn abgethan hat, liegt vielleicht in den nächsten Tagen auch schon im Straßenschlamme.

Ein Pennsylvanier, Wilhelm Gilpin, den man als den Gründer von Colorado bezeichnet, nahm dann ein Einsehen. Ein Vigilanzausschuß trat zusammen und Scheriff Wilson griff rücksichtslos ein. Auch war es von gutem Einflusse, daß achtbare Frauen nach Denver kamen. Aber die Vigilanzmänner dürfen

doch mit Revolver und Strick nicht sparsam sein. Wer die Mitglieder sind, weiß man natürlich nicht, aber gewiß ist, daß alle achtbaren Leute zu denselben gehören und daß sie zahlreiche geheime Agenten haben, welche dieser Vehme alle erwünschte Auskunft geben. Ein Mann ist verschwunden, man sieht ihn nicht mehr in der Stadt. Man fragt nicht weiter danach, geschieht es aber dennoch, so wird der Gefragte mit den Achseln zucken und kurz die Redensart hinwerfen: „Ist wohl in die Luft gegangen." Das heißt, er hängt an einem Pappelbaume. Der geheime Ausschuß hält seine Sitzungen bei Nacht. Es trifft sich wohl, daß man am Morgen, wenn man die Hausthür aufschließt, an einem Baume in der Hauptstraße einen Menschen hängen sieht; gewöhnlich wird er indeß noch vor Tagesanbruch abgeschnitten und außerhalb der Stadt beigescharrt wie eine verendete Katze. Die Begräbnißstelle wird geheimgehalten und dadurch allen Weiterungen vorgebeugt.

Von dem oben erwähnten Scheriff Robert Wilson weiß Dixon pikante Dinge zu erzählen. Der Mann ist auch Friedensrichter und Auctionator und wird im gemeinen Leben nur als Bob bezeichnet. Er soll in jungen Jahren ein Spieler und noch etwas Schlimmeres gewesen sein; jetzt ist er ein Vierziger, von kräftigem, gedrungenem Körperbau und mit einem Kopfe wie der olympische Zeus. Die Geschichten, welche man auf den Prärien von seinen waghalsigen Thaten erzählt, machen das Blut erstarren. Eines Tages erzählte er mir, wie er drei Pferdediebe eingefangen habe.

Den modischen Anschauungen in Denver zufolge gilt der Mord für ein verhältnißmäßig leichtes Vergehen; vor ein paar Jahren noch war dieses Verbrechen buchstäblich an der Tagesordnung. In irgend einer Spielhölle kam es zu Zank und Streit, sofort wurden die Revolver gezogen, und wer dabei nicht so flink war wie der andere, nun, der wurde sofort eine Leiche. Jedermann hütete sich wohlweislich, sich um eine solche Kleinigkeit weiter zu bekümmern; es gab ja nun einen Halunken weniger in der Stadt. Was gilt hier das Menschenleben? Und wer möchte die Rache einer Horde bösartigster Teufel dadurch auf sich lenken, daß er fragte, wer einen Mann erschossen habe und weshalb?

Ich sprach mit der Frau eines ehemaligen Mayors der Stadt. Als sie vor ungefähr fünf Jahren nach Denver kam, lagen etwa sechszig Leichen neben einander auf dem Kirchhofe; von diesem Schock Menschen war auch nicht ein einziger natürlichen Todes gestorben. Wenn in den Straßen Zank entstand, dachte Niemand daran, sich in den Streit zu mischen. Eines Abends, sagt Dixon, saß ich in meinem Zimmer und schrieb; unter meinem Fenster fiel ein Pistolenschuß, und als ich hinausblickte, sah ich, daß ein Mann sich an der Erde wand. Seine Kameraden schleppten ihn fort, Niemand dachte daran, den Thäter zu verfolgen. Meiner Wohnung gegenüber ist ein Brunnen; an diesem standen gegen Abend zwei Soldaten und tranken Wasser. Ein Engländer, der auf dem Balcon des „Planters House" stand, hörte, wie der eine Soldat dem andern sagte: „Guck mal, da ist ein Schuhflicker; brenne ihm eins auf den Pelz." Sofort legte der andere Soldat sein Gewehr an und feuerte, und der arme Schuster konnte von Glück sagen, daß die Kugel nicht ihn selber, sondern nur seine Wand traf. Den beiden Soldaten geschah nichts, und als ich meine Verwunderung aussprach, daß die Offiziere unthätig blieben, verwunderte man sich sehr über meine Verwunderung!

Wenn ein Halunke nicht wenigstens ein halbes Dutzend Mordthaten verübt und ein- für allemal „den Mord sich in den Kopf gesetzt" hat, geschieht ihm so leicht nichts auf den „Ebenen". Bei Central City lebte ein Kerl, der den Mord als Handwerk trieb und mehr als ein halbes Dutzend Leute erschossen hatte; man ließ ihn aber ungeschoren, bis er dann endlich einmal auf frischer That ertappt wurde. Als er nun gefangen war und mit seines Gleichen Grog trank, warf er die Bemerkung hin, daß er jetzt keine Lust mehr habe, Blut zu vergießen. Ein Anderer begegnete eines Tages, als er nach Central City hineinritt, einem Bekannten und lud ihn zum Trinken ein. Dieser wollte sich aber nicht gern in solcher Gesellschaft sehen lassen, und gab eine ablehnende Antwort. Sofort zog jener auf offener Straße, am hellen Tage ein Pistol und rief: „Barmherziger Gott, kann ich denn gar nicht einmal zur Stadt kommen, ohne daß ich Einen abthun muß?" Und bei diesen Worten schoß er den Andern auf dem Flecke todt. Das war aber sein Letzter; man packte ihn und hing ihn sofort an einen Pappelbaum.

Mord gilt für ein kleines, Pferdediebstahl dagegen für das größte Verbrechen, das allemal mit dem Tode bestraft wird. In Denver waren eines schönen Tages fünf Pferde verschwunden und man meldete die Sache bei Wilson an. Der Verdacht des Scheriffs fiel sogleich auf drei Raufbolde aus den Minen (mining rowdies), Brownlee, Smith und Carter, die erst seit Kurzem in der Stadt sich aufhielten. Nachforschungen in allen Schenken und schlechten Häusern ergaben, daß sie jetzt nicht mehr da seien, und nun wußte Wilson, was er zu thun hatte. Er ließ sein Pferd satteln, steckte Revolver und Bowiemesser zu sich und trabte wohlgemuth auf dem Wege hin, der zum Platteflusse führt. Dieser war im Frühjahr hoch angeschwollen; trotzdem ritt Wilson hindurch; seine Waffen hielt er mit einem Arme über dem Kopfe, ritt dann den ganzen Tag und die ganze Nacht und immer weiter, bis er etwa 150 Miles von Denver und 5 Miles von der nächsten Menschenwohnung die Diebe auf einer Wiese einholte. Carter und Smith, beide beritten, führten jeder ein Pferd, Brownlee ritt auf dem fünften Pferde hinterher. Es war ganz früh am Morgen und Wilson ließ sich mit Brownlee, der ihn für einen heimkehrenden Goldgräber hielt, in ein Gespräch ein. Bis gegen Mittag ritt er, scheinbar ganz harmlos, mit den drei Gesellen, weil er hoffte, daß ihm unterwegs Leute begegnen würden, die ihm bei Verhaftung behülflich sein könnten. Als aber Niemand sich blicken ließ, beschloß er, das gefährliche Unternehmen auf eigene Faust zu wagen; er änderte plötzlich den Ton und sprach:

„Meine Herren, wir sind nun weit genug geritten; jetzt müssen wir umkehren." — „Zum Teufel, wer sind Sie denn?" rief Brownlee und griff zum Gewehr.

„Ich bin Bob Wilson," sagte der Scheriff ganz gelassen, „und kam, um Euch nach Denver zurückzuholen. Man sagt, Ihr hättet dort Pferde gestohlen. Gebt mir Eure Waffen; Recht soll Euch werden."

„Zum Teufel mit Dir!" schrie Brownlee und wollte seinen Revolver abdrücken, aber in demselben Augenblicke fuhr ihm eine Kugel ins Gehirn und er sank fluchend zu Boden. Die beiden Anderen dreheten sich um und wollten nun ihrerseits Feuer geben, aber in der Verwirrung ließ Smith sein Pistol fallen und in demselben Augenblicke lag auch Carter am Boden. Smith war vom Pferde gesprungen, um sein Pistol zu holen; jetzt aber verlegte er sich aufs Bitten.

„Hierher! Jetzt komm und halte mein Pferd; sobald Du ein Glied rührst, feuere ich. Daß ich nicht fehle, hast Du gesehen."

Der Dieb zitterte und stotterte: „Ja, Sir, Euer Schuß ist sicher."

„Nun paß auf, was ich sage. Ich bringe Dich und diese Pferde nach Denver. Hast Du sie gestohlen, um so schlimmer für Dich; wenn nicht, so wird Dir kein Haar gekrümmt; Recht soll Dir werden."

Wilson nahm dann die Revolver der drei Diebe an sich. Als er Herrn Dixon den Vorfall erzählte, sprach er: „Ich war anfangs ungewiß, ob ich nicht die Schüsse herausziehen sollte, doch ließ ich sie in den Läufen." Er band sie alle drei in ein Tuch, lud seine eigene Waffe wieder und führte nun seinen Mann zum nächsten Ranch (Gehöft, Meierei). Dort wohnte ein mit einer Engländerin verheiratheter Franzose, dem sich Wilson zu erkennen gab und der ihm gern behülflich war. Smith wurde an einen Pfahl gebunden und in seiner Gegenwart erhielt die Frau gemessene Weisung, ihn sofort niederzuschießen, wenn er den Versuch zu fliehen mache. Dann ritten Wilson und der Franzose zurück, scharrten die beiden Diebe in die Erde und nahmen die Pferde, welche mit gebundenen Beinen auf der Weide

zurückgeblieben waren, mit sich. Unterdeß hatte Smith der Frau goldene Berge versprochen, sie sagte ihm aber, daß sie ihm „eine Kugel in den Mund jagen" werde, falls er noch ein einziges Wort sage. Dann sprach er kein Wort mehr. Wilson brachte ihn nach Denver und dort hing man ihn an den Pappelbaum.

Aus allen Erdtheilen.

Georg Schweinfurth hat im Juli seine dritte Reise nach Nordostafrika angetreten, nachdem er zuvor einige Zeit in Dresden verweilt hatte. Der in jeder Beziehung trefflich vorbereitete Naturforscher schifft von Suez nach Kosseir und geht von dort durch die Wüste nach Berber am Nil. In Chartum gedenkt er nicht länger zu bleiben als für die Zwecke seiner Reise nöthig; er will sobald als möglich den weißen Nil aufwärts fahren, um in das Land der vielbesprochenen Nyam Nyam zu gelangen. Dort gedenkt er zunächst ein ganzes Jahr in der Nähe der Wasserscheide zu verweilen und von seinem Standort aus die Umgegend so weit als irgend thunlich zu erforschen, namentlich in Bezug auf die geographischen und die botanischen Verhältnisse. Gerade in jener Gegend, die erst jetzt anfängt bekannt zu werden, sind manche wichtige Probleme zu lösen. Von dorther bekommt der Nil sehr bedeutende Zuflüsse und wer weiß, ob nicht in jener Richtung nach Südwesten hin die eigentlichen Quellgewässer des großen Stromes liegen? Auch in ethnographischer Beziehung bietet jene Region ein hohes Interesse dar. Während Dr. Schweinfurth's speciell sachwissenschaftlichen Arbeiten über die geographischen Verhältnisse und die Pflanzenwelt für Fachzeitungen bestimmt sind, werden wir unsererseits in der Lage sein, den Lesern des „Globus" Schilderungen über die Völkerkunde aus der Feder des Reisenden mitzutheilen und wir werden dann ohne Zweifel vieles Neue erfahren. Doch sind vor der Mitte des Jahres 1869 keine Briefe aus dem Lande der Nyam Nyam von ihm zu erwarten. Wir hoffen, daß unserm bereits an Erfahrung reichen Freunde ein günstigeres Schicksal beschieden sei als dem französischen Reisenden Le Saint. Wir lesen soeben, da wir unsere Nummer in die Presse geben, daß der Tod ihn ereilt habe. Speciellere Nachrichten haben wir darüber noch nicht gefunden. — Gerhard Rohlfs ist in der ersten Juliwoche wieder in Bremen eingetroffen.

Ein Reisetagebuch aus vier Welttheilen. Der Verfasser, Max Wichura, war „botanisches Mitglied der preußischen Expedition nach Ostasien". Er schildert in den Briefen, welche er an Mitglieder seiner Familie schrieb, die Erlebnisse in den von ihm besuchten Gegenden sehr lebendig und manchmal recht interessant, namentlich die Physiognomie des Pflanzenwuchses. Das Buch (Breslau, Verlag von Morgenstern 1868) führt uns dabei die täglichen Ereignisse vor, welche auf allen dergleichen Reisen vorkommen; aber es wäre wohl zweckmäßig gewesen, in einem auch für das große Lesepublicum bestimmten Werke viele lediglich persönliche Bemerkungen fortzulassen. Was für die Familie von großem Interesse sein kann, ist es darum noch nicht für Andere. Wir betonen das, weil in der neuern Zeit diese Art und Weise, in sogenannte Reisebeschreibungen eine Menge ganz irrelevanter persönlicher Dinge einzumischen, viel zu sehr in den Vordergrund tritt. Dem verstorbenen Wichura selber, der ein sehr tüchtiger Mann und trefflicher Beobachter war, soll übrigens damit kein Vorwurf gemacht werden.

Mit Vorliebe schildert er Japan; wir finden also auch bei ihm den Satz bestätigt, daß das Inselreich des Sonnenaufgangs alle Europäer durch seine Eigenthümlichkeiten fesselt. Wir wollen eine Stelle mittheilen.

„Meine Gedanken sind immer noch in Japan und ich denke, es wird auch der Glanzpunkt unserer Reiseerinnerungen bleiben. Alles so gänzlich anders, wie bei uns, und doch diese Ordnung des Staatsorganismus bis in die kleinsten Glieder hinein. Die Natur wunderlieblich gemischt aus tropischen und nordischen Vegetationsformen. Das Volk hochcivilisirt. Selbst der gemeine Mann, der Lastträger, von einer Höflichkeit, Urbanität und Politur des Betragens, daß manche unserer Gebildeten daran lernen könnten. In allen mechanischen Dingen eine Geschicklichkeit und Accuratesse ohne Gleichen. Dabei in den besseren Köpfen der regste Eifer, sich mit den europäischen Wissenschaften bekannt zu machen, und dem entgegen wieder die fremdenfeindliche Politik der Regierung und der in einzelnen meuchelmörderischen Attentaten sich kundgebende Haß gegen die Europäer. Man wird nicht müde ein Gemälde zu betrachten, wo Licht und Schatten und Gegensätze aller Art in so interessanter und eigenthümlicher Art mit einander gemischt sind, wie in Japan. Auch ist ein Blick auf dieses Volk gerade in diesem Augenblicke besonders interessant. Noch steht das ganze Staatsgebäude in seiner althergebrachten wohlbegründeten Form. Noch sind die Daïmios mächtig und die Kaiser bloße Schatten. Noch wird man an das Lehnswesen unsers Mittelalters erinnert, wenn man die schwertbewaffneten, mit Wappen und Abzeichen wunderlich versehenen Offiziere der Fürsten in langen Schaaren ernst und feierlich durch die Straßen von Yeddo ziehen sieht. Noch giebt es einen geistlichen Kaiser in Miako, der in seinem Schlosse geboren wird und stirbt, ohne es je verlassen zu haben, während der weltliche Kaiser aus seiner dreifach ummauerten Citadelle doch wenigstens einigemal im Jahre ausgehen darf, freilich nur, nachdem der übrigen Bevölkerung von Yeddo anbefohlen, zu Hause zu bleiben, damit sein Auge durch den Anblick der Niedriggeborenen nicht verletzt werde. Aber schon beginnt die Morgenröthe einer neuen Zeit zu tagen. In der Berührung mit den Fremden kann das auf strengste Abgeschlossenheit gegründete politische System Japans sich nicht halten. Die Gährung hat, wie mir scheint, begonnen, und sie wird unaufhaltsam fortschreiten, bis aus dem alten Most ein neuer Wein sich abgeklärt haben wird. Viel Schönes, viel liebenswürdige Eigenschaften des Volkscharakters werden dabei zu Grunde gehen. Man wird an die jetzigen Zeiten zurückdenken, wie man sich der romantischen Zustände unserer europäischen Staaten im Mittelalter, namentlich der alten Clanverfassung von Schottland erinnert, halb bedauernd, daß sie untergegangen, halb erfreut, daß man ihrer Barbarei entwachsen ist. Aber als Kind der modernen, Alles nivellirenden Civilisation noch in solche völlig lebendig gebliebene Vorzustände unserer eignen Geschichte hineinzublicken, zumal wenn sie wie in Japan das fabelhafte Colorit des Orients an sich tragen, das bleibt ewig interessant und unvergeßlich und regt zu immer neuen Betrachtungen an. Japan bildet sowohl zwischen v. Richthofen und mir als in meiner aus dem Capitän, Pieschel und mir bestehenden Tischgesellschaft das tägliche Thema der Unterhaltung, und immer vereinigen wir uns schließlich zu dem Resultat, daß es ein wunderbar interessantes Land ist, desgleichen jetzt auf Erden nicht mehr gefunden wird. Viel ist darüber schon geschrieben worden und noch mehr wird in Zukunft geschrieben werden. Aber ich glaube, die Physiognomie eines Volkes läßt sich durch Worte so wenig deutlich machen, wie die eines menschlichen Gesichts. Man muß es selbst sehen, um seine individuell interessanten Züge in sich aufzunehmen, und darum halte ich es für ein Glück, daß es mir vergönnt war, fünf Monate in Japan zu verweilen, seine reizende Flora zu studiren und nebenher einen Blick auf die Bevölkerung und deren wunderbare Institutionen zu werfen."

Amerika und die Fidschi-Inseln. Man meldet von den Fidschi-Inseln wie folgt:

Vor mehreren Jahren desertirten von einem hier anlegenden amerikanischen Schiffe drei Matrosen, die später von den Insulanern aufgegriffen, erschlagen und verzehrt wurden. Als dieses Verbrechen der amerikanischen Regierung zu Ohren kam, verlangte dieselbe Genugthuung. Es kam zu einem Vergleich, dahin lautend, daß sich der König oder Häuptling zur Leistung einer gewissen Summe in Waarenwerthe verstand, deren erste Ratenzahlung auch wirklich erfolgte, während die später fälligen ausblieben. Der König hat nun einen neuen Vertrag mit Amerika abgeschlossen, dessen Instrument in einem mächtigen bunt gefärbten Zahn eines Walfisches besteht, an dessen beiden Enden ein sehr festgedrehtes Seil aus Gras befestigt ist, das zunächst als Handhabe dient, dann aber insbesondere das Bindende des Vertrages veranschaulichen soll. Das Ganze, sehr sorgfältig in Baumrinde verpackt, wurde dem amerikanischen Präsidenten übersandt und der Ueberbringer war beauftragt zu erklären, daß der König, nachdem er die Ratenzahlung nicht innegehalten, zur Sicherstellung seine Inseln an Amerika auf drei Jahre verpfände, wogegen dieses wieder sich verpflichten solle, ihn gegen etwaige Usurpation in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Es scheint dieses ein Vorgehen Amerikas gegen Frankreich anzudeuten, das sich immer mehr in der Südsee ausbreitet und noch im letzten Jahre sich wieder das Protectorat über einige Inseln angeeignet, zu denen auch Oparo gehört, wo die Panama, New Zealand and Australian Royal Mail Company Mitte vorigen Jahres eine Kohlenstation angelegt hat. (— Den neuesten Berichten aus der Südsee zufolge machen die Nordamerikaner Miene, die Fidschi-Inseln dauernd zu besetzen. Aus Berthold Seemann's Werke wissen wir, daß England, welchem sie angeboten wurden, eine Occupation ablehnte. —) —g—

Die Engländer in Abyssinien. Aus einem uns freundlich mitgetheilten Schreiben können wir folgende charakteristische Züge mittheilen.

„König Theodor wollte, als die Engländer noch nicht bis halbwegs Magdala waren, die sogenannten Gefangenen schon freigeben. Seine europäische Umgebung, namentlich der Missionär Waldmaier, Herr Zander und der Franzose Bartel, riethen ihm jedoch ab und erklärten, er müsse jetzt eine Schlacht annehmen; das sei nun Ehrensache für ihn. Als viele Abyssinier bei dem Treffen im Verschlothale geblieben waren, hielt der König großen Kriegsrath, der nur aus Eingeborenen bestand, und diese verlangten, er solle die Gefangenen hinrichten lassen; das werde vom abyssinischen Gesetze der Blutrache erfordert. Auch dem widersetzte sich Theodor. Nach der Erstürmung der Feste, deren unterer Theil durch Verrath der Besatzung den Engländern übergeben wurde, hatte er dann Niemand mehr, der für ihn kämpfen wollte. Er wurde in der Kirche von Magdala begraben."

„Ein schottisches Regiment plünderte dort zuerst, erbrach auch die Gräber, warf die Leiche des Abuna Salama aus ihrer Gruft und beraubte diese ihrer Kostbarkeiten, namentlich der zwei goldenen Kreuze. Später wurden diese auf Befehl des Commandanten wieder an Ort und Stelle gebracht, die Gruft aber nicht geschlossen und sie verbrannten, als die Strohhütten Magdalas von den Engländern in Brand gesteckt wurden. Zander und Schimper sind in Abyssinien geblieben. Die Zustände sind schlimmer als je, da kein gemeinsames Oberhaupt mehr da ist."

„Der sogenannte Vicekönig Kasai, der seines Zeichens ein Straßenräuber und Verwandter des frühern Statthalters von Tigre ist, hat die Engländer mit viel Tact behandelt, d. h. mit moralischen Fußtritten. Der Wagschum Gobodze ließ sich weder auf Einladungen noch Befehle Napier's im Lager sehen, und eben so wenig haben das die kleineren Fürsten gethan. Ein kleiner Theil der englischen Armee bleibt in Zula zurück, wohl um dort die vollständige Auflösung aller Bande der Ordnung abzuwarten."

Die Chinesen in Californien. Die nachstehenden Mittheilungen, welche der Pariser „Moniteur" neulich aus San Francisco erhielt, wollen wir unseren Lesern, im Hinblick auf den Aufsatz über die „Veränderung in der gegenseitigen Stellung der Menschenracen" nicht vorenthalten.

„Es wäre ungerecht, die sehr wesentlichen Dienste zu verkennen, welche die in Californien einwandernden Chinesen leisten. Sehr arbeitsam, mäßig und folgsam haben sie die Eisenbahnarbeiten, zu denen sie verwandt worden waren, mit einer ungehofften Schnelligkeit vollendet, welche europäische Arbeiter nicht entwickelt haben würden. Die meisten dieser Chinesen werden von chinesischen Gesellschaften, die in San Francisco ihre Vertreter haben, angeworben. Die Verträge sind gewöhnlich fünf Jahre bindend. Nach Ablauf dieser Frist hat der Chinese in der Regel durch seine Thätigkeit und seine Sparsamkeit sich ein kleines Capital, etwa 100 Dollars, erworben; er wird frei und wird vertragsmäßig in die Heimath, die er nie vergißt, wieder zurückgeschafft. Dort kauft er sich ein Schiff und eine Frau und betreibt bis an sein Lebensende irgend ein Gewerbe. Bei seinen Landsleuten steht er aber, als weitgereister und welterfahrener Mann, in besonderer Achtung. Diese bescheidenen chinesischen Auswanderer tragen vielleicht mehr als die Regierungen zur Verbreitung der Civilisationsideen in dem himmlischen Reiche bei. So lange die Chinesen in Californien weilen, leben sie unter sich und besuchen sowohl für Geschäft wie für Vergnügen ihre eigenen Versammlungsplätze. Selten kommen sie, außer der Arbeitszeit, mit den Weißen in Berührung, und richten sich pünktlich nach den Vorschriften ihrer Religion und ihrer heimathlichen Gesetze. Sie gehorchen einer von ihnen gewählten Behörde und wenden sich so selten wie möglich an die amerikanischen Gerichtshöfe. Die Bemühungen der Polizei können sie selbst nicht hindern, unter einander Gerechtigkeit zu üben. So wurde kürzlich eine junge Chinesin, die einen ihrer Landsleute bestohlen hatte, des Nachts aufgegriffen, geknebelt, insgeheim vor ein chinesisches Gericht gestellt und dann lebendig begraben. Jeder der Anwesenden trat auf dem Grabe herum, um jede Spur dieses gerichtlichen Mordes zu verwischen. Erst später erhielt die Polizei durch einige unvorsichtige Aeußerungen Kunde von der That. Es gelang aber nicht unter den 60,000 Chinesen, die in Californien leben, die Schuldigen ausfindig zu machen. Uebrigens macht sich doch mit der Zeit eine gewisse Annäherung der Chinesen an die „Weißen" bemerklich. Es haben in neuester Zeit sogar verschiedene dieser Einwanderer vor den amerikanischen Gerichten Prozesse gegen die chinesischen Gesellschaften wegen Nichterfüllung gewisser Bedingungen ihrer Contracte geführt und sie waren durch die schnelle Justiz befriedigt. Einige wenige haben sich sogar fest angekauft und gedenken Californien nicht mehr zu verlassen. Im Allgemeinen ist aber der Drang zur Heimkehr so stark bei diesen Leuten, daß sie sich in ihren Contracten für den Fall ihres Versterbens in Californien die Zurückschaffung ihrer Leiche nach China ausbedingen."

Tschechencolonien in Rußland. Bei der Sympathie, welche von den Führern der Böhmacken für alles Moskowitische zur Schau getragen wird und in Anbetracht der panslavistischen Bestrebungen einer großen russischen Partei kann folgende Nachricht nicht Wunder nehmen; sie steht in der russischen „St. Petersburger Zeitung":

„Der Moskauer landwirthschaftliche Verein hat beschlossen, eine Colonisirung durch Tschechen anzubahnen und für diesen Zweck ein besonderes Comite gebildet. Die Gesellschaft glaubt, daß bei den zu Tage getretenen Sympathien der slavischen Stämme für Rußland die Einrichtung von fünf bis sechs tschechischen Colonien in guten Gegenden hinreichen werde, um die Uebersiedelung in größerm Maßstabe in Gang zu bringen. Es sind hierbei folgende Grundsätze aufgestellt worden: 1) Das Land wird den Einwanderern als volles Eigenthum überlassen und die Zahlung dafür auf mehrere Jahre repartirt. 2) Das zur Ansiedelung bestimmte Terrain muß vorher von den Be-

vollmächtigten der zur Auswanderung Entschlossenen besehen werden, um allen Mißverständnissen vorzubeugen. 3) Da die Ansiedler die Reise auf eigene Kosten zu machen haben, darf das für sie bestimmte Land nicht weit vom Meere, von schiffbaren Flüssen und Eisenbahnen entfernt liegen und muß von guter Beschaffenheit sein. 4) Die Einwanderer dürfen keine Proletarier sein, sondern müssen ein kleines Capital (mindestens 200 Rubel per Familie) besitzen, um den Besitzern eine gewisse Garantie zu bieten."

Britisch Westindien und Guyana. Diese Inseln nehmen insgesammt ein Areal von 12,583 englischen Quadratmeilen ein, mit einer Bevölkerung von 933,484 Seelen, d. i. 451,528 männlich und 481,956 weiblich. Davon fallen wieder 441,255 auf Jamaica, 152,727 auf Barbadoes, 36,412 auf Antigua und 35,487 auf die Bahamas. Die Bruttoeinnahme im Jahre 1865 ergab 863,794 Pf. St., wobei Jamaica mit 295,398 und Trinidad mit 220,794 Pf. St. interessirt sind; während die Ausgabe sich auf 874,173 Pf. St. belief. In den Jahren 1860 bis Ende 1865 stand die Colonialschuld am höchsten im Jahre 1864 und zwar mit 1,176,564 Pf. St. Der Tonnengehalt der im Jahre 1865 ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 1,449,096 Tonnen und davon kommen 1,149,962 T. auf britische Schiffe. Der Totalimport war am höchsten im Jahre 1864, wo er sich auf über 9 Mill. Pf. St. steigerte, während er im Jahre 1865 auf 5 Mill. Pf. St. herabsank. Der Export im Jahre 1864 war sehr nahe 8½ Mill. Pf. St. und beanspruchen davon die Bahamas 4½ Mill. und Trinidad 1 Mill. Pf. St. Die hauptsächlichsten Importartikel bilden Brot, Butter, getrocknete Fische und Mehl. Der Werth des im Jahre 1865 exportirten Rums betrug in Jamaica 162,751 Pf. St., in Barbadoes 2038 Pf. St. und in Trinidad 9806 Pf. St.

Das Areal des britischen Guyanas beträgt 76,000 englische Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 148,026 Seelen. Der Import im Jahre 1865 ergab den Werth von 1,359,212 Pf. St., oder ungefähr 150,000 Pf. St. weniger als im Jahre 1864. Importirt werden hauptsächlich Butter, Mehl, getrocknete Fische, Reis und Spirituosen. Der Export erreichte sein Maximum im Jahre 1865, wo 14,565 Puncheons Syrup, 37,406 Puncheons Rum und 86,262 Orhoft Zucker verschifft wurden und ergab die Höhe von 2,089,639 Pf. St. Die Einnahme der Colonie betrug im Jahre 1865 309,372 Pf. St. und die Ausgabe, mit Einschluß von eingelösten Bonds, 390,894 Pf. St. Die ein- und ausgelaufenen Schiffe hatten einen Tonnengehalt von 329,131 Tonnen. —g—

Zur Statistik des britischen Indiens. Der Handel und der Fortschritt der britischen Besitzungen in Indien, deren Areal 956,436 englische Quadratmeilen beträgt und deren Bevölkerung sich nach dem Census von 1861 auf 143,271,210 Seelen belief, stellt sich in nachfolgenden vergleichenden Items aus den Jahren 1852 und 1865 sehr eclatant dar:

	Jahr 1852. Pf. St.		Jahr 1865. Pf. St.	
Brutto-Einnahme	fast 28	Millionen	über 45½	Millionen
Brutto-Ausgabe	„ 27	„	46	„
Oeffentliche Schuld	„ 75½	„	nahe 98½	„
Import	„ 17	„	49½	„ *)
Export	„ 21½	„	nahe 69½	„

Dazu mögen noch folgende Einzelnheiten aus dem Jahre 1865 erwähnt werden.

Die im Jahre 1865 ein- und ausgelaufenen Schiffe, mit Ausschluß der Küstenfahrer, hatten einen Gehalt von 4,268,666 Tonnen und davon kamen wieder 3,228,284 auf britische und 1,040,382 auf fremde Schiffe.

Die hauptsächlichsten Importartikel bildeten, abgesehen von Baargeld und Species, Baumwolle, Twist und Garn, Kupfer, Salz und Weine.

Von den wesentlichsten Exportartikeln lieferten im Jahre 1865 Rohbaumwolle die Höhe von 37½ Mill. Pf. St., Opium sehr nahe 10 Mill. Pf. St., Reis 5½ Mill., Sämereien fast 2 Mill. und Wolle und Rohseide jeder Artikel über eine Million Pfund Sterling. Der Export an Opium während der letzten 13 Jahre erreichte quantitativ sein Maximum in 1865, aber seinen höchsten Werth in 1863. Der Wollexport hat stetig zugenommen, im Jahre 1852 wurden 7,057,161 Pfd. verschifft, wogegen im Jahre 1865 das Quantum von 23,432,689 Pfd.

Eine Vorlage, die auf Antrag des Lord W. Hay dem britischen Parlamente Mitte des vorigen Jahres 1867 gemacht wurde, giebt die Höhe des Areals, der Einwohner und der Polizei der drei bedeutendsten Städte Indiens folgendermaßen an:

Name.	Areal.	Einwohner.	Polizei.	Macht 1 Policeman auf
Calcutta.				
1. Die eigentl. Stadt	etwas über 7 engl. □-M.	377,924	1643	230 Einw.
2. Die Vorstädte . .	29 engl. □-M.	238,325	1026	232½ „
Madras	27 engl. □-M.	460,000	834	551½ „
Bombay	21 engl. □-M.	816,562	1500	544⅓ „

—g—

Eisenbahnen in Nordamerika. Die Länge sämmtlicher Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas am 31. December 1867 ergab 54,325 Miles und waren davon 38,005 dem Verkehr übergeben und 16,320 noch im Bau begriffen. Die Totalkosten, die Einrichtung mit eingerechnet, betrugen 1,654,050,399 Dollars. Unter den einzelnen Staaten steht Pennsylvanien mit 4192 Miles Eisenbahnen an der Spitze, dann folgen Ohio mit 3397, Illinois mit 3224, Neuyork mit 3182 und Indiana mit 2306 Meilen.

Woher der Name Fenier? Zu Helsingfors in Finnland erschien ein Werk, welches den Titel führt: „Tiedot Suomen suvun muinai sundesta", d. h. Kunden aus der finnischen Vorzeit; Verfasser ist der Geschichtsforscher Yrjo Koskinen. Er weist nach, daß die weltstürmenden Hunnen für uns die erste historische Nation sind, welche man ganz unbedenklich für Uralfinnen erklären darf. Adolf Erman hat in seinem „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" eine eingehende Besprechung jenes Buches (XXIV, S. 341 ff.) und wir finden in derselben Folgendes:

„Die Aestyer des Tacitus waren nicht Vorfahren der heutigen Eesten (Ehsten), sondern ein litthauisches Volk, später unter dem Namen Preußen bekannt. Jenen Namen, der nichts anderes als Ostländer bedeutet, hatten sie augenscheinlich von Germanen bekommen, und nachher ging er auf die Wirolaiset über, auf finnische Menschen, nämlich die heutzutage sogenannten Ehsten, als diese den Germanen bekannt wurden. Wenn man aber die Aestyer des Tacitus dem finnischen Stamme absprechen muß, so gehören die Fenni um so sicherer dahin. Dieses von ihm zu den rohesten Wilden gerechnete Volk darf man nicht als dasjenige betrachten, welches die Gesänge Kalévala hervorgebracht, aber es war ohne Zweifel stammverwandt mit jenem und mit den Suomalaiset (Finnen) unserer Tage. Der Name Fenni, bei Ptolemäus Finnoi, ist eigentlich keltischen Ursprungs und von Kelten zu Germanen übergegangen."

„Neueren Forschungen zufolge heißt in den alten Sagen der Irländer Fena ein Urvolk, welches, denselben Sagen zufolge,

*) Davon repräsentiren resp. 5 und 21 Mill. Pf. St. den Werth an edelen Metallen und resp. 10 und 23 Mill. Pf. St. den Import aus Großbritannien.

aus Afrika und Spanien gekommen wäre. Dieses scheint dann mit den später angelangten Kelten sich vermischt zu haben, so daß die Bevölkerung von ganz Irland mit jenem Namen belegt wurde. Eigentlich ist Fena Mehrzahl des Wortes Feon, welches röthlich-blond und schön bedeutet, und der Stammherr der Irländer führt auch den Namen Feon Mac Cumhail (Feon des Cumhail Sohn), welcher gleich ist dem Feon Gall oder Finn Gall (Fingal) der schottischen Hochländer. Ein sagenhafter Stammbaum macht ihn zum Enkel des Bask (Eusk), das Wort Bask ist aber selber altirisch und gleichbedeutend mit Feon. Die Sage scheint dahin zu zielen, daß jene alten Fena und das Volk Eusk (die Basken) gleiches Stammes gewesen. Die Benennung „rothblonde“ erinnert an das rothe Haar und die blauen Augen, welche oft als Merkmale des finnischen Stammes betrachtet werden; auch die helläugigen Tschuden der russischen Sage reihen sich hier an.“

Thierräthsel bei den Battas auf Sumatra. Wir haben mehrfach Thierfabeln und Märchen wilder oder halbwilder Völker mitgetheilt; so jüngst solche, welche bei den Herero in Südwestafrika vorkommen. Jüngst erhielten wir den „Kurzen Abriß einer Battaschen Formenlehre im Toba-Dialekte“, welcher zu Barmen im dortigen Missionshause gedruckt worden ist. Die Arbeit ist nach einem holländischen Dictate des Herrn H. N. van der Tunk durch August Schreiber verdeutscht worden. Wir finden in demselben sieben Räthsel, von denen wir die drei nachstehenden mittheilen wollen.

Rathe, rathe! — Was denn?

Wie kam es, daß ein Bodat-Affe eine Gurke kriegte, die an einem Felsabhange wuchs? sprach der Räthselerzähler.

Das ging so zu: der Bodat fand eine große Heuschrecke. „Gieb dich gefangen, Heuschrecke, damit ich dich auffresse!“ — „Warum willst du mich gefangen nehmen, Affe, was habe ich dir zu leide gethan?“ — Sollte ich dich nicht gefangen nehmen? Du hast Flügel und kannst also die Gurke fressen, die dort auf dem Abhange ist. Wohlan, willst du die für mich holen zum Fressen, dann will ich dich nicht auffressen.“ — „Die will ich schon kriegen.“ Darauf flog die Heuschrecke nach dem Abhange und biß den Stiel der Gurke durch, die Gurke fiel herunter und wurde dann von dem Bodat aufgefressen. „Sieh da, so kam es, daß ein Bodat eine Gurke zu fressen kriegte, die am Felsabhange wuchs,“ sprach der Auflöser.

Rathe, rathe! — Was denn?

Wie kam es, daß ein Gumpok-Käfer einen Bär zu fressen kriegte?

Das ging so zu: der Gumpok kroch an einem Felsabhange. Da begegnete ihm ein Bär. „Gieb dich gefangen, Gumpok, damit ich dich auffresse!“ — „Warum willst du mich gefangen nehmen, was habe ich dir zu leide gethan?“ — „Du hast mir gerade nichts zu leide gethan, aber ich bin hungerig, und darum will ich dich fressen.“ — „Steht es so, Großvater, dann mußt du mich nur auffressen. Aber laß uns erst noch eine Wette machen: wir wollen uns diesen Abhang hinunterrollen. Wenn du unten ankommst, dann friß mich nur auf, kommst du nicht hin, dann darfst du mich auch nicht fressen.“ — „Soll das gelten, dann roll du dich nur zuerst hinunter,“ sprach der Bär. Der Gumpok rollte sich hinunter. „Ich bin schon da, Großvater!“ rief er. „Roll dich nun auch selbst, Großvater.“ Da schickte sich der Bär an und rollte weiter und weiter bis an den Rand des Flusses, er stieß aber so seinen Kopf an einen Stein, daß er starb. Da rief der Gumpok all seine Kameraden zusammen, und sie fraßen den Bär auf. „So kam es, daß ein Gumpok einen Bär zu fressen kriegte,“ sprach der Auflöser.

Rathe, rathe! — Was denn?

Wie kam es, daß eine Libelle einen Hirschbock zu fressen kriegte?

Das ging so zu: Eine Libelle kam an den Rand eines Batatenfeldes und sah, wie ein Hirschbock furchtsam um den Rand des Feldes herumschnüffelte, er wollte gern an die Kartoffeln, fürchtete aber die Leute, die Kartoffeln holten. Da fand er die Libelle, die sich auf eine Fußangel gesetzt hatte. „Gieb dich gefangen, Libelle, du sollst meine Speise sein, um meinen hungerigen Bauch zu kuriren; denn mein Bauch thut mir sehr weh, weil nichts darin ist, und ich kann nicht an die Kartoffeln kommen, ich fürchte die Kartoffelholer.“ So sprach er. „So? Großvater! Was hast du lieber zu fressen, wenig oder viel? Wenn du mich auch auffrißt, da sollst du wahrlich nicht satt von werden. Aber, was ich sagen wollte, willst du eine Wette mit mir eingehen, so will ich machen, daß du Kartoffeln genug zu essen kriegst. Willst du nicht, dann mußt du hungerig bleiben, denn zu essen bekommst du dann nichts,“ sprach die Libelle. „Was hast du denn für eine Wette vor, sag', laß mich einmal hören!“ sagte der Hirsch. „Wohlan, wenn du dich hier oben auf meinen Sitzplatz stellen kannst, dann will ich bei dem Manne dort für dich um Kartoffeln zu fressen bitten, und dann sollst du mich hernach auch auffressen. Kannst du aber nicht hierherkommen, dann darfst du mich nicht auffressen.“ — „Soll das unsere Wette sein? Recht so.“ Darauf sprang der Hirsch gegen die Spitze der Fußangel, so daß dieselbe ihm in die Brust drang und er starb. Die Libelle aber rief darauf ihre Kameraden zusammen und sie machten ein Mahl von dem Hirsch. So kam es, daß eine Libelle einen Hirsch zu fressen kriegte.

* * *

— Herr v. Lesseps läßt die Angabe verbreiten, daß der Suez-Canal unfehlbar im Jahre 1869 fertig sein werde; er könne dann der großen Schifffahrt und dem großen Weltverkehr eröffnet werden. Auf die Versprechungen des Hrn. v. Lesseps darf man aber nicht vertrauen; seine erste Zusage lautete, daß die Eröffnung Anno 1861 stattfinden solle. Die Kostenanschläge sind, wie sich voraussehen ließ, um mehr als die Hälfte überschritten worden, und eben jetzt, in der Mitte des Jahres 1868, fehlen wieder 75,000,000 Francs. Nichts bürgt dafür, daß auch diese Summe ausreiche; Actionäre finden sich nicht, und man will nun das Geld vermittelst einer Prämienlotterie aufzubringen suchen.

— Die Eisenbahn vom Hafenplatz Islay an der peruanischen Küste, landein nach Arequipa, wird eine Länge von etwa 25 deutschen Meilen haben und soll vom Engländer Meigs für 12 Millionen Dollars hergestellt werden. Der Plan war schon 1860 entworfen. Arequipa liegt 7250 Fuß über dem Meere. Man will späterhin zu gelegener Zeit den Schienenweg bis Puno bauen.

— In Costa rica hatte eine nordamerikanische Gesellschaft Concession zum Bau einer Eisenbahn von Limon am Atlantischen Ocean bis Punta Arenas an der Südsee erhalten. Sie erfüllte aber ihre Verpflichtung nicht und so ist der Vertrag hinfällig geworden. Die Regierung von Costa rica hatte ihrerseits vollkommen pflichtgetreu gehandelt und dem Unternehmen allen Vorschub geleistet. — In England hat man neuerdings den Plan einer Hondurasbahn wieder aufgenommen.

— Die „Weiberfrage“ macht in der That Fortschritte. Selbst in Lissabon erscheint jetzt ein Blatt: „Die Frauenstimme“, an welcher nur weibliche Federn beschäftigt sind; Hauptredacteur ist Francisca D'Assis Martinez Wood, eine Portugiesin, die sich mit einem Engländer verheirathete und die Frauenemancipation eifrig befürwortet.

— Burridge, ein südaustralischer Colonist, ist im Besitze einer Sammlung sehr ausgezeichneter Perlen, die zum Theil so groß wie Erbsen sind; ihre Farbe ist verwaschen weiß und die Form kugelig. Er will dieselben in einer gewissen Art Fisch an der Südküste entdeckt haben, den er aber nicht weiter specificiren will, es sei denn, daß man ihm das Geheimniß mit 1000 Pf. St. abkaufe.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Mage's Reise vom Senegal bis an den obern Niger.

Zweiter Artikel.

Aufenthalt in Bafulabe. — Ein Gesandter des Häuptlings von Kundian. — Diango und dessen Gefolge; Kriegsmusik. — Aufenthalt in Kundian; die Festung; Casernen der Kriegersklaven. — Habsucht und Bettelei. — Der obere Senegal ist nicht schiffbar. — Medina Gongu. — Die Negerdörfer und ihre Unbequemlichkeiten. — Eine verödete Gegend. — Der Berg bei Firia. — Baobabbäume. — Niantanso. — Am Bakhoy. — Die Landschaft Kita. — Ein maurischer Marabut und dessen Tochter. — Die Ortschaft Makandiambugu. — In Kaarta. — Schwarze Kaufleute und deren Sklaven. — Das Dorf Kurundingkoto. — Ein Albino-Neger. — In Gettala. — Kopfputz der Frauen. — Wandernde Kaufleute; Steinsalz aus der Sahara. — In Gemukura. — Der Häuptling Tierno Usman. — Dandagura von Farabugu. — Allerlei Verdrießlichkeiten. — Ankunft zu Diangirte in Diangunte.

Wir haben den Reisenden bis dorthin begleitet, wo der Bafing und der Bakhoy nach ihrem Zusammenflusse den Senegal bilden, nach Bafulabe. Dort verweilte er zwanzig Tage, zeichnete Pläne und suchte nach Baumaterial, das er auch in Menge fand, Kalk allein ausgenommen. Es handelte sich, wie schon früher bemerkt wurde, darum, zu gelegener Zeit an diesem Punkte einen Handelsposten zu errichten.

Die Kunde von der Anwesenheit einiger Europäer hatte sich bald weit umher verbreitet, und deshalb konnte es nicht befremden, daß eines schönen Tages Gesandte erschienen, welche im Auftrage Diango's kamen. Dieser war Häuptling von Kundian und dem Hadsch Omar unterthan; er ließ sagen, daß die Fremden sofort das Land räumen müßten, wenn sie nicht gekommen seien, den Hadsch zu besuchen. Mage bemerkt, daß ihm das gerade gelegen gekommen sei; er hatte nun mit den Toucouleurs zu thun und mußte über das Schicksal seiner Reise ins Klare kommen. Nun erfuhr er auch, daß Kundian in landesüblicher Weise stark befestigt sei und eine zahlreiche Besatzung habe, vermittelst welcher die vom Hadsch bezwungenen Malinkeländer in Unterwerfung gehalten und unbarmherzig ausgeplündert wurden. Der dort commandirende General oder Häuptling Diango war ein Sklav des Hadsch und ließ eine freundliche Aufnahme versprechen durch seinen Gesandten, der sich, wie unsere Illustration zeigt, ganz martialisch ausnahm. Dieser Tall (d. h. Mann von einem Toucouleurstamme der kriegerischen Torodos, zu welcher der Hadsch selber gehörte) war schlank gewachsen, starkknochig und in seinen Gesichtszügen lag etwas Wildes und Grausames. Nachdem er früher zu Podor am untern Senegal Diener bei einem Kaufmanne gewesen, war er jetzt General in Kundian. Seine Begleitung bestand aus dreißig Mann Fußvolk und sechs Reitern, die recht gute Pferde hatten.

Mage erklärte, daß er mit ihm nach Kundian gehen, bis auf Weiteres aber sein Gepäck zurücklassen wolle; zunächst komme es ihm darauf an, von Diango zu erfahren, in welcher Richtung die Weiterreise zu erfolgen habe. Trotz aller Hindernisse, die der Bafing darbot, fuhr er dann mit seinem Boote bis Waliha, einem Malinkedorfe, wo er im Gebüsche sein Lager aufschlug und dann mit Dr. Quintin und zwei Leuten sich nach Kundian aufmachte. Der Pfad läuft zumeist in einer kleinen Entfernung vom Flusse, manchmal aber auch dicht an demselben hin; man trifft nur an zwei Stellen auf Hindernisse, weil man über einige tiefe Marigots (Nebengewässer, Hinterwasser) muß; der eine liegt bei Koria, der andere, unweit von Kundian, ist der Galamagi, und in dessen Nähe liegt das Dorf Kabada. Hier verabschiedete sich General Tall, um in Kundian bei Diango die Ankunft der Europäer zu melden, und führte diese in das Dorf Bugara.

Dort erschien bald nachher Diango an der Spitze von drei Compagnien Fußvolk und mit etwa hundert Reitern, die ohne Ordnung umhergalopirten, während die Infanterie nach dem Tone der Tabala (Negertrommel) einherschritt. Diese besteht aus einer großen hölzernen Halbkugel, die mit Ochsenhaut überzogen wird; den Trommelstock bildet ein biegsamer Stiel mit einer dicken Kautschukkugel; auf einen Schlag folgen nach einer kleinen Pause zwei andere Schläge und das ist die Regimentsmusik. Diango hatte einen rothen Burnus übergeworfen und trug einen schwarzen Turban; sein Pferd wurde am Kopfe von vier Sklaven geführt; vier andere hielten den Schweif. In seinem Gefolge befanden sich viele Marabuts und Talibes; die letzteren sind Schüler und Zöglinge der Marabuts und vom Hadsch Omar zu Soldaten gemacht worden, obwohl es sonst bei den Mohammedanern als Regel gilt, daß weder Marabuts noch Talibes Waffen tragen und Krieg führen dürfen.

Der Empfang war ganz freundlich, aber es ließ sich doch ein gewisses Mißtrauen nicht verkennen. Dieses wurde indeß erklärlich, als Mage erfuhr, daß der früher erwähnte Sambala, der sogenannte König von Medine, ein Dorf geplündert habe. Er wußte, daß Mage auf der Reise war, hatte sogar dessen Leuten prophezeiet, keiner von ihnen werde lebendig auch nur bis Bafulabe kommen, und er hatte das Dorf vielleicht nur in der Absicht geplündert, um den Europäern Verlegenheit zu bereiten. Er sah es nur höchst ungern, daß die Franzosen mit dem Hadsch, der einen Theil seiner Angehörigen ermordet hatte und mit dem er früher selbst Krieg geführt, in Verbindung treten wollten. Eine

solche mußte zur unmittelbaren Folge haben, daß die zwischen dem Gebiete der Franzosen und jenem des Hadsch Omar liegenden Gebiete insofern abhängig wurden, als deren Häuptlinge ferner keine Raubzüge, Razzias, unternehmen durften, und diese bildeten doch eine Hauptquelle ihrer Einkünfte! Mage war so klug gewesen, dem General Tall zu zeigen, welche Vorräthe und Geschenke er bei sich führte, war überhaupt ganz offen gegen ihn gewesen und das hatte guten Eindruck gemacht. So nahm denn auch Diango keinen Anstand, die Europäer nach Kundian zu geleiten.

Dort verweilte Mage drei Tage, ließ sein Gepäck und seine Leute nachkommen und wanderte dann weiter. Diango sollte ihm verabredetermaßen einen Führer bis Segu mitgeben, das man auf einem directen und keineswegs beschwerlichen Wege in etwa vierzehn Tagen erreichen könne. Nach Mage's Beobachtungen liegt Kundian unter 13° 8′ 57″ nördlicher Breite; die Länge ist nach Schätzung 12° 58′ 22″ westlich von Paris; die Ortschaft besteht aus einer Festung und einem Dorfe, theilweise mit Häusern aus Mauerwerk; auch diese sind mit Stroh gedeckt. Die Festung, ein regelmäßiges Viereck

Ein General des Hadsch Omar in Kundian.

mit Seiten von je 160 Meter, wird von 16 Thürmen flankirt; nur zwei derselben haben Pforten, aber eine davon wird niemals geöffnet; die Mauer ist 8 bis 9 Meter hoch, besteht aus Mauerwerk und Pisé und wird in jedem Jahre ausgebessert. Man ließ die Europäer nicht in die Festung, sie erfuhren aber, daß sich innerhalb derselben eine Wohnung des Hadsch Omar befand, und daß in derselben eine seiner Frauen hause. Auch die Casernen der Sofas, d. h. solcher Sklaven, welche Kriegsdienste thun, lagen innerhalb der Mauern, eben so die Wohnungen für eine Anzahl von Talibes. Die ganze Lage ist derart, daß auch regelmäßige Truppen einen schwierigen Angriff haben würden. Die Umgegend ist goldreich, Getreide wächst in Menge, aber der Viehstand war völlig zu Grunde gerichtet worden. Unter diesen Umständen konnte ein Ochse, welchen Mage bekam, für ein splendides Geschenk gelten. Diango war ein Malinke und die Hab- und Raubsucht, welche seiner Race eigenthümlich ist, trat bei jeder Gelegenheit hervor. Mit dem Geschenke, das Mage ihm anbot, war er nicht zufrieden; dieser aber erklärte, daß er Alles, was ihm begegne, dem Hadsch Omar erzählen wolle, und nun wurde Diango überaus zahm; er bettelte um Salz, um blaue Guinees und dergleichen. Ueberhaupt war der

Tanz der Malinkes in Makadiambugu.

Aufenthalt in Kundian nicht angenehm; männliche und weibliche Griots machten Musik und tanzten; der eine Häuptling bettelte um eine Hose, der andere um etwas Anderes, der Doctor wurde von Kranken bestürmt und die ewige Anstrengung machte ihn krank. Mage hatte ein kaltes Bad genommen und bekam in Folge desselben ein Fieber.

Am 9. Januar geleitete Diango die Reisenden eine Strecke weit und Mage erhielt beim Abschiede von ihm einen goldenen Ring im Werthe von etwa 36 Francs. Dagegen gab er ein mit Seide gesticktes Sammetkäppchen und war froh, endlich diese Bettlergesellschaft verlassen zu können. Diango hatte ihn versichert, daß er den Hadsch in Segu antreffen werde, und er glaubte schon die größten Schwierigkeiten hinter sich zu haben.

Von Kundian aus ging der Weg nach Norden, wieder an den Bafing, welcher spät Nachmittags gegenüber Medina Gongu, d. h. Insel Medina, erreicht wurde; auf derselben lag das gleichnamige Dorf. Unterhalb des Eilandes war ein Wasserfall, oberhalb eine querüberlaufende Felsenleiste. Damit war die Bestätigung gegeben, daß der Senegal in seinem ganzen obern Laufe nicht schiffbar ist und daß Mage wohl daran gethan hatte, sein Boot in Waliba zurückzulassen. Man mußte über den Fluß setzen, und das war eine beschwerliche Sache, weil die beiden großen Nachen, welche als Fährboote dienten, mit höchst armseligen Rudern versehen waren. An manchen derselben befindet sich nicht einmal eine Kalebasse, sondern nur ein hohler Kürbis! Indessen befand sich Mage Abends sieben Uhr auf dem andern Ufer, wo er sein Lager im Freien aufschlug. Er war, nach den unerträglichen Belästigungen in Kundian, fest entschlossen, nie wieder in einem Dorfe zu übernachten, und dabei gewann er auch an Zeit. Denn gleichviel, ob die Dörfer aus Stroh- oder Erdhütten bestehen, ob sie befestigt oder mit Dornreisig und Pfahlwerk umgeben sind, — der Plan ist immer derselbe.

Berge am Bafing, unweit von Firia.

Den Eingang bildet eine enge Pforte; um hindurchzukommen, muß man abladen, die Sachen bis zu der bestimmten Wohnung tragen, die oft weit entfernt liegt und durchgängig nichts weniger als angenehm oder bequem ist, wohl aber schmutzig, heiß, dumpf, ungesund und obendrein hat man noch viel vom Rauch auszustehen. Viel wohler befindet man sich unter einem Käsebaume (bentènier), und ein solcher befindet sich bei fast jedem Dorfe. Vermittelst seiner gigantischen Wurzeln bildet er gewissermaßen Verschläge, welche für das kleinere Gepäck als Magazine dienten; ein Mann legte sich als Wächter vor dieselben, zündete ein Feuer an und dann war Alles vor Dieben sicher.

Uebrigens befanden sich die Reisenden von Kundian ab in einem Lande, wo eine Autorität vorhanden war und Gehorsam erzwang; sie setzten also getrost ihren Weg gen Osten fort. Aber die ganze Gegend war verödet; überall fanden sie Trümmer und nicht selten auch Schädel, die in der Sonne bleichten. Vielleicht ist von je hundert Menschen, welche vor 1858 dort wohnten, nur einer übrig geblieben; der Rest erlag dem Gemetzel, der Hungersnoth und manchen anderen Leiden, welche eine Folge der Sorglosigkeit dieser schwarzen Menschen sind. Dagegen waren Antilopen in großer Menge vorhanden. Die Reisenden wanderten in einer Reihe hinter einander durch das zwölf Fuß hohe Gras, und ihr amtlicher Führer Famhara war der letzte im Zuge. Das Thal des Bafing, welches nun sehr eng erschien, wurde verlassen und der Weg ging nach Gangaran hinein, wo mehr Menschen wohnen, Malinkes, deren Kleidung durchgängig von gelber Farbe ist. Diese gewinnen sie aus den Wurzeln und Blättern eines Baumes, den sie Rhat nennen und der auch gelbes Holz hat; aus der Asche des letztern waschen sie eine Beize, vermittelst welcher die blaue Farbe des Indigo haltbar wird. Insgemein findet man bei den Malinkedörfern Baumwollenfelder; so einst auch bei Firia. „Abends hat-

ten wir einen feenhaften Anblick. Der ganze Berg war hell beleuchtet von mehreren Hundert Fackeln. Nun sahen wir auch das oben auf der Höhe liegende Dorf, von welchem Leute herabkamen, um uns ein Abendessen zu bringen. Dasselbe bestand aus etwa dreißig Kalebassen voll Fleisch, für uns in zwei Hühnern und in Eiern; Negerkorn zum Pferdefutter wurde gleichfalls verabreicht. Sodann verabredeten wir, daß die Dorfbewohner am andern Tage beim Transport des Gepäckes über die Berge behülflich sein sollten. Ich begriff nicht, wie überhaupt diese steilen Höhen passirt werden könnten, und in der That mußte Alles von Menschen hinaufgetragen werden; die Thiere zog man hinterher. Oben befanden wir uns dann auf einer Hochebene, auf welcher mehrere Bergreihen zusammenstießen. Nun wurde mir die Bodengestaltung klar; — wir hatten hier das Thal des Senegal verlassen."

„Noch an demselben Tage wurde Niantanso erreicht, ein einigermaßen befestigtes Dorf, zu welchem wir durch eine enge Schlucht gelangten, und wo wir uns unter hohen Baobabs lagerten. Diese Bäume sind eine wahre Wohlthat für die Schwarzen. Ihre Frucht, das sogenannte Affenbrot, ist sehr adstringirend, und das Mehl derselben, wenn mit Milch genossen, ein wirksames Mittel gegen die Dysenterie; ich habe das an mir selber erfahren; obendrein ist ein solches Getränk sehr erfrischend. In knapper Zeit bereitet man auch einen Brei aus dem Mehl; aus den getrockneten und zerpulverten Blättern besteht das Lallo, ein ganz feiner grüner Staub, welchen die Yoloffs allemal in ihren Kuskus (Mais- oder Hirsebrei) mengen, wie die Bambaras in ihren Lack Lallo. Aus der Rinde gewinnt man einen zähen Faden, aus welchem Stricke gedreht werden; diese sind aber nicht besonders dauerhaft. — Unser Führer veranlaßte, daß uns bei Niantanso eine Hütte gebaut wurde, und zwar aus Sekos, d. h. aus groben Strohmatten. Auch wurde

Dorf Niantanso.

die Lagerstelle sorgfältig gereinigt und man brachte uns frisches, klares Wasser in einem großen irdenen Gefäße."

„Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, kamen mehrere Häuptlinge aus den umliegenden Dörfern und jeder brachte einige Lebensmittel. Auch die Häuptlinge von Diakifé und Bambandinian stellten sich ein; der von Firia schickte drei Hühner, auch bekam ich etwas Reis und kaufte noch allerlei Lebensmittel für mein Gefolge. Für zwei Handvoll Salz gab man mir ein Huhn und etwa sechs Pfund Reis für fünf Schuß Pulver. Dann bestieg ich eine Anhöhe; von dort gewahrte ich in östlicher Richtung eine Kette von Bergen, welche wir am nächsten Tage passiren mußten. Sie sind, wie überhaupt der Boden in Bambuk, sehr eisenhaltig, und die Bewohner schmelzen auch Eisen. Das Metall hat dort nur geringen Werth; ich gab für ein großes Messer einen „Kopf" Taback im Werthe von etwa 4 Groschen."

„Am andern Morgen kamen wir über einige niedrige Hügel und durch zwei Marigots und dann auf einen höhern Berg von etwa 550 Fuß. Die Kette, welche ich hier überschritt, war die beträchtlichste auf der ganzen Reise; sie ist die Scheidelinie zwischen dem Bafing und dessen Nebengewässern. Auf der andern Seite lagen dann bebauete Ebenen vor uns, und während der nächsten Tage kamen wir durch Gegenden, in denen eine gewisse Art von Wohlstand nicht zu verkennen war. Abends lagerten wir beim Dorfe Makhana, und dort erhielt ich zuerst Kunde von den Wirren, welche das Reich des Hadsch Omar zerrütteten und die von so nachtheiligem Einflusse für den Zweck unserer Reise waren. In jener Zeit legten wir aber der Sache noch keine besondere Wichtigkeit bei; es handelte sich vorerst nur um einen Aufstand in der Provinz Belédugu, wo die Krieger des Sultans Ahmadu einige Dörfer ausgeplündert hatten. In der Gegend, wo ich mich eben befand, erschienen die Leute sehr gedrückt, und die Gaben, welche sie mir brachten, waren nicht etwa freiwillige, sondern ein Tribut, welchen die Krieger des Hadsch Omar erheben, wohin sie kommen."

Am 15. Januar 1864 kam Mage an den Bakhoy. Sein Wasser brach sich mit Heftigkeit an einer Felsenbank, die eine natürliche Furth bildete. Der Uebergang war beschwerlich und es ging dabei ein Sack mit Salz verloren. Der Reisende dachte an Mungo Park, welcher den Fluß einige Stunden weiter abwärts beim Dorfe Gamfárage überschritt und der die Beschwerden einer solchen Passage sehr lebhaft geschildert hat.

Das getrocknete Fleisch war verzehrt und Mage mußte einen seiner Ochsen schlachten, aber heimlich im Gebüsche. Denn auch in jener Gegend gab es kein Hornvieh mehr; die Bewohner hatten nur Wildpret. Im Dorfe würden der Häuptling, die Schmiede, die Griots und noch andere Fleisch von dem Ochsen erbettelt haben. Der Lagerplatz am Bakhoy befand sich unter 13°7′ Nord. Leider wurde gerade dort die Zwietracht unter Mage's Schwarzen immer größer und es ereigneten sich manche unangenehme Auftritte. Auch der Führer erkrankte. Der nächste Lagerplatz war in Kurukoto, dem ersten Dorf in Kita, einer kleinen Landschaft, die nach dem gleichnamigen Berge bezeichnet wird. Sie gehört zur Provinz Fuládugu, in welcher sich jetzt die Reisenden befanden. In Kita wohnen Malinkes; der Hauptort heißt Makandiambugu, und sechszehn Dörfer liegen, zumeist nach Osten hin, um den Berg herum, der sich als vereinzelte Granitmasse erhebt. Man kann das obere Plateau ohne Beschwerde erreichen; auf demselben steigen einige Anhöhen bis zu etwa 250 Meter über der Ebene empor. Beim Herabsteigen fand Mage einige natürliche Cisternen, die mit Wasser gefüllt waren, und dann auch Terrassen, auf welchen das Feld bebaut war. In Kriegszeiten flüchten sich die Leute auf den Berg, der eine natürliche Festung bildet.

Ein neun Tage langer Aufenthalt an diesem Berge war sehr lästig, aber nicht zu vermeiden, weil der Führer an einer Lungenentzündung darniederlag. Gerade dem Einflusse dieses Führers verdankte Mage die gute Aufnahme. In Semeh, einem Dorfe am Kita, traf er einen fast schwarzen maurischen Marabut, der aus der Oase Wallata (in der südlichen Sahara) stammte und ihn mit Zuvorkommenheit überhäufte. Seine Tochter, ein großes, schönes Mädchen von etwa siebenzehn Jahren, ging absolut unbekleidet, denn einen drei Finger breiten Streifen von Baumwolle kann man doch eben so wenig als Kleidung bezeichnen, wie einen Gürtel von Glasperlen. „Als ich dem Marabut einige Bemerkungen darüber machte, entgegnete er, das sei bei ihm zu Lande so der Brauch und altes Herkommen. Und in der That erinnerte ich mich, daß ich die Tochter Bakar's, des Königs der Dnaïsch-Mauren, in ähnlicher Evakleidung gesehen hatte; nur war sie noch mehr Eva als die Tochter des Marabut und eben so wenig wie diese verlegen. Eine dritte maurische Schönheit sah ich auch in sehr naturwüchsigem Zustande, und diese war für mich eine interessante Erscheinung; sie wurde nämlich von ihrer maurischen Familie im Zelte auf Mast gehalten, und die Fütterung hatte so gut angeschlagen, daß ihr die Fettwülste am ganzen Leibe herumhingen. Sie wird deshalb für den Liebhaber ein theures Stück Fleisch gewesen sein."

Der Berg bei Kita.

Die Kitabauern bestellen ihre Felder mit Baumwolle, Melonen und Kürbis; Negerhirse, Erdmandeln und Reis werden mehr nach Norden hin gebaut. Auch findet man süße Kartoffeln, ein bitteres Gemüse, das Diakhatu heißt, und die Baumbutter (Karite; die Shea Tutu Mungo Park's; Caillé's Cé). Schwarze Seife (Kata) wird aus Asche und Erdmandelöl bereitet. Die Bevölkerung von Kita besteht aus Malinkes; aber aus Fuladugu sind manche Peuhls herübergekommen, nicht solche, die das Malinke reden und dann von den Malinkes schwer zu unterscheiden sind, sondern Diawandus-Peuhls, welche hier, wie anderwärts, auf Kosten der Malinkes leben. Diese beschäftigen sich gern mit We-

berei. In der Nähe der Brunnen werden die Felder mit Taback bepflanzt.

Endlich konnte der Reisende weiter ziehen; er hatte Lebensmittel genug bis zum Niger, der, wie man ihm sagte, in gerader Linie nur noch acht Tagereisen entfernt sei. Seine Instruction wies ihn an, über Bangassi zu gehen, wo einst Mungo Park drei Tage bei Serenummo., dem Könige von Fuladugu, sich aufgehalten hatte. Aber von Bangassi waren nur Trümmer übrig; in Fuladugu trieben sich Banditen umher; im Uebrigen war das Land fast menschenleer und verödet, und es mußte deshalb eine andere Richtung eingeschlagen werden, nach Murgula hin, einer Festung des Hadsch Omar im Lande Birgo, und von dort aus nach Kulikoro oder Nyamina. Aber am 27. Januar erfuhr Mage, daß in Beledugu und bei den Mandingos Aufstände ausgebrochen seien. Deshalb kam es darauf an, zu versuchen, ob er über Diangunte an den Niger gelangen könne. Er bemerkt, daß Makandiambugu in Kita (13°1′56″N. 11°44′34″ W.) seiner Lage wegen ein wichtiger Platz sei und von Bedeutung werden müsse, sobald einmal Ruhe in diesen Gegenden herrsche. Die Luft ist nicht ungesund, der Boden fruchtbar und die Karawanen, welche mit Salz und Vieh von Nioro nach Bure gehen, würden dort Rast halten, wie überhaupt alle Handelsleute, die den Verkehr zwischen Niger und Senegal vermitteln.

Jenseits Kita war das Land wieder verödet. Der zweite Bakhoy, welcher sich in den früher erwähnten Bakhoy ergießt (oberhalb Faugalla im Malinkedistricte Feleba), mußte passirt werden. Unterwegs begegnete man nur zwei kleinen Karawanen; die eine hatte Salz nach Bure geladen und wollte von dort Gold zurückbringen; die andere führte Ochsen, um dagegen Sklaven einzutauschen. Da, wo der zweite Bakhoy überschritten wurde, nimmt derselbe von Osten her einen Fluß auf, den Ba Ule, 13°40′55″ Nord. Nun

Malinkesklaven als Lastträger in Kaarta.

war Mage in Kaarta, denn zwischen dieser Landschaft und Fuladugu macht der Bakhoy die Grenze.

Unterwegs machte der Reisende Bekanntschaft mit einigen Diulas, die nun auch als Führer dienten; sie waren Serrakollets oder Soninkes aus Kaarta. Der eine hatte vor etwa fünf Jahren seine Heimath Guemukur als armer Mensch verlassen und kam jetzt als wohlhabender Mann zurück. Zwar seine Kleidung sah elend aus, aber er hatte nun eine Frau, ein Kind und fünf Sklaven. Der Lebenslauf dieses Serrakollethändlers war folgender gewesen. Erst brachte er Salz nach Bure und tauschte Gold ein. Dann ging er über Timbo, Hauptstadt von Futadschallon, nach Sierra Leone, bauete dort Erdmandeln, sammelte dadurch einiges Vermögen und kaufte eine Sklavin; als diese ihm ein Kind gebar, wurde sie seine freie Frau. Er prügelte seine Sklaven sehr; Mage dagegen ließ die Unglücklichen, welche an den Füßen litten, auf den Eseln reiten, die jetzt nicht mehr mit Lebensmitteln bepackt waren. Er begegnete auch einem Toucouleur vom Senegal, der einen ungeheuern Turban trug und einen gewaltigen Säbel in kupferner Scheide schleppte. Er war von Alibu, dem dritten Sohne des Hadsch Omar, beauftragt, von Dingiray in Futadschallon aus (das Alibu beherrschte) nach Segu an Sultan Ahmadu, zweiten Sohn des Hadsch, einige Packen Seide, Burnus und andere Gegenstände als Geschenke zu überbringen. Er hatte seine Sklaven in der Weise an einander gekettet, wie unsere Illustration zeigt; sie waren Malinkes von der Dschallonka-Race. Manchmal mußten sie auch die Gewehre ihres Gebieters tragen; ihre Kleidung bestand in armseligen Fetzen.

„Ich war nun in Kaarta. Diese ausgedehnte Landschaft wird begrenzt: im Norden von der Sahara, im Osten von Bakhunu, im Westen von Diafunu und Diombokho; im Süden und Südwesten vom Bakhoy, von Fuladugu und Diangunte. Vor mir ist Kaarta nur von zwei Europäern

besucht worden; von Mungo Park 1796, als Daise Koro Massassi König war, und 1845, als Kandia herrschte, von Raffenel. Aus den Berichten dieser Reisenden geht hervor, daß Kaarta als Staat schwach da stand. Mit seinen schwarzen Nachbaren konnte es wohl fertig werden, da es aber in ununterbrochener Fehde mit Segu lag und stets von inneren Zerrüttungen heimgesucht wurde, vermochte es einer gut organisirten Streitmacht, jener des Hadsch Omar, keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten und wurde abhängig; es ist aber dort Alles zerklüftet."

„Am 1. Februar 1864 lag endlich das Bergland hinter mir und ich war in der Ebene. In dem Dorfe Kurundingkoto, das ganz reinlich aussah, waren die Leute eifrig mit Zeugweben beschäftigt. Ein Marabut erschien als Beamter des Hadsch Omar, erklärte, es sei seine Pflicht, mich zu empfangen, mir eine Wohnung anzuweisen, und schenkte mir dann einen jungen Ziegenbock; ferner erhielten wir einige Hühner, etwas Reis, Milch und auch ein wenig Heu. Das Dorf liegt in der Ebene, wird aber von Felshöhen überragt, in deren Rissen und Spalten viele Bäume wuchsen. Besonders stattlich nahm sich ein riesiger Baobab aus. Ich fragte im Scherze meinen Führer Famhara, ob wir ihn nicht zur Zielscheibe unserer Kugeln nehmen sollten? Er hatte nämlich mehrmals behauptet, daß die Schwarzen viel besser treffen könnten als die Weißen, und so viel ist richtig, daß sie mit ihren armseligen Gewehren, welche sie von den Europäern erhalten, und mit ihrem schlechten Pulver das Mögliche leisten. Famhara ging auf meinen Vorschlag ein und sprach lachend: Schieße Du nur zuerst! — Ich nahm Mamboyes Flinte, überzeugte mich, daß nur eine Patrone in derselben war (die Schwarzen glauben, daß eigentlich zwei derselben zu einem richtigen Schuß erforderlich seien), zielte und traf den Baum; ja, die Kugel hatte eine große Frucht von demselben herabgeschlagen. Nun staunten die Leute und dieser Treffer stellte mich sehr hoch in der Meinung der Schwarzen. Diesen Baobab habe ich gezeichnet. Ich will noch bemerken, daß ich in diesem Dorfe einen Albino-Neger sah. Er war ein Knabe von etwa sieben Jahren und gesund; sein Haar war weiß, das Auge nicht roth, die Hautfarbe ein sehr helles Mattgelb; er bot aber einen widerwärtigen Anblick dar, weil die scharf ausgeprägte Negerphysiognomie in Verbindung mit der kränklichen Hautfarbe einen unangenehmen Eindruck machte. Dieser wurde noch verstärkt durch die furchtsame, gedrückte Miene und die frühzeitigen Falten im Gesicht; auch fühlte sich seine Haut sehr grobkörnig an. Ich habe späterhin manche Albinos gesehen, theils ganz weiße, theils schwarz und weiß gefleckte, und auch bei ihnen dieselbe Bemerkung über Haut und Gesichtszüge gemacht." (— Albinos sind unter den Negern keineswegs selten; Richard Burton giebt darüber in seinen verschiedenen Werken über Afrika viele Nachweise. Bei manchen schwarzen Negerpotentaten dürfen dergleichen Negerkakerlaken im Hofstaate nicht fehlen. —)

Der Baobab bei Kurundingkoto.

„Der Weg ging weiter über Gettala. Die Leute dort erklärten, daß sie unter der Herrschaft des Hadsch zufrieden seien, weil man sie nun nicht mehr ausplündere; man arbeite, weil er es so befohlen habe. Der Häuptling hieß Uoïo und war ein Bambara-Kagorota oder Kagoronke, oder einfach gesagt ein Kagoro, und hatte drei Söhne; einer derselben brachte mir einen Ziegenbock und 25 frische Eier. Meine Leute bekamen Abends Kalebassen voll Nurukuti, d. h. ein Allerlei, und auch Futter für die Thiere wurde geliefert. Ueberhaupt war die Aufnahme freundlich, und Alt und Jung kamen neugierig herbei, um uns zu besehen. Ich machte hier die Bemerkung, daß alle Leute sowohl das Bambara wie das Soninke sprachen. Das erklärt sich aus der Vermischung dieser beiden Stämme, welche die Bevölkerung nicht bloß in Kaarta, sondern auch in Segu und bis nach den Konggebirgen hin bilden. In der ganzen ausgedehnten Region wohnen Leute dieser Stämme in allen Dörfern, theils getrennt, theils neben einander und vermischt; theils reden sie

die eine Sprache, theils die andere, oder beide neben einander. Zwischen ihnen eingesprengt sind dann noch die Peuhls, Fulbe."

„Weiterhin, in Marena, bemerkte ich zum ersten Male einen anders gestalteten Kopfputz als den, welchen ich bei den Malinkes von Kundian ab gesehen hatte. Seit der Hadsch Omar Gebieter ist, müssen die Männer das Haupthaar scheeren. Die Frauen flechten das Haar in sehr viele kleine Zöpfe, was zwar recht hübsch aussieht, aber doch der Reinlichkeit Eintrag thut. Beim Flechten tränkt man das Haar mit Honig und ranziger Butter; hinterher bestreut man sie mit fein gepulverter Holzkohle. Nun denke der Leser sich selber, was daraus wird durch Hitze, Schweiß und Staub, und ohnehin wird der Kopfputz nur alle vierzehn Tage erneuert. Manche schwarze Schöne hat zwei bis drei Tage nöthig, um ihn regelrecht und nach der Mode herzustellen."

„Unterwegs begegnete mir eine Gesellschaft von Diulas, die aus Nioro mit einer Ladung Steinsalz kamen. Dieses sogenannte Salz von Tischit kommt bekanntlich aus der Sebcha von Idschil in der westlichen Sahara, welche Vincent 1860 auf seiner Reise nach Adrar besucht hat. Die Tischits sind keine Nomaden, sondern seßhafte Mauren; sie holen das Salz, vertreiben dasselbe weit und breit im Sudan, und verhandeln es dort an andere Diulas (Kaufleute), zumeist an Serrakottels oder Soninkes, welche es ihrerseits weiter vertreiben. Die Salzsteine haben die Gestalt von Ziegelsteinen, sind 40 Centimeter breit, 60 lang und haben eine Dicke von etwa 15 Centimeter. Jene Diulas hatten in Nioro von meiner Reise gehört, wollten aber nicht glauben, daß ich nach Segu gehen werde; die Schwarzen halten es ja für eine Sache der Unmöglichkeit, daß ein Europäer aus den Hülfsquellen des Landes seinen Unterhalt finden könne. Jetzt machten sie mir viele Complimente; das ganze Land liebe mich, weil ich zum Hadsch Omar gehen wolle; es würde sehr ersprießlich sein, wenn ich mich mit ihm verständige; sie möchten gern mit den Weißen Handel treiben und von ihnen Waaren kaufen, aber bis jetzt verhindere man sie daran. Mir war es natürlich sehr angenehm, solche Gesinnungen zu hören."

„Weiterhin begegneten uns zwei Herden von Ochsen, stattliche Thiere, welche nach Bure getrieben wurden, um dort gegen Gold und Sklaven vertauscht zu werden. Die Straße dorthin mußte also sicher sein. — Beim Dorfe Bambara Muntan sah ich, zum ersten Male seit Fuladugu, wieder einen Wald, und zwar von Palmen; sie waren zu hoch, als daß wir ihre Früchte hätten bekommen können; von den Eingeborenen werden dieselben nicht gepflückt, sondern gesammelt, nachdem sie abgefallen sind und dann gekocht; sie sehen dann safrangelb aus und haben einen ungemein durchdringenden Terpentingeruch."

„Ich war mit meinem Führer Fambara vorausgegangen nach dem Dorfe Namabugu, wo wir im Palaverhaus einkehrten (dem Bentang; Caillé schreibt Banacoro). Sofort erschien der Häuptling, ein hochbetagter Greis, der schon kindisch war und unverständliche Worte sprach; er fächelte sich mit einem Ochsenschwanze Kühlung zu. Bei einem andern Dorfe, Turumpo, weideten Ochsen und Ziegen, und dort erhielt ich viel Milch. Das war mir in hohem Grade angenehm, denn Milch ist auf der Reise die gesundeste Nahrung, und dieser verdanke ich es ohne Zweifel, daß ich in Afrika nicht zu Grunde gegangen bin. Die Frauen brachten Butter, um Glasperlen einzutauschen. Diese Damen, vom Peuhl-Diawandusgeblüt, waren recht hübsch, sehr kokett, sahen aber doch etwas wild aus. Dort bemerkte ich auch zu meiner nicht geringen Verwunderung die grauen Papageyen (Psittacus erithacus), welche am Senegal nicht vorkommen, während sie auf der ganzen Küstenstrecke von Gabon nach Norden hin bis Sierra Leone und selbst bis zum Rio Geba ganz allgemein sind."

„Dann gelangte ich nach Gemukura, d. h. Neu-Gemu, zum Unterschied von dem Gemu, wo zu Mungo Park's Zeit der König wohnte. Man hatte mir unterwegs gesagt, daß von dort an die Reise ferner keine Schwierigkeiten biete und Lebensmittel in großer Menge vorhanden seien. Es machte auf mich einen angenehmen Eindruck, daß ich nun endlich Häuser aus gestampfter Erde sah; sie hatten flache Dächer und einige sogar eine Art von Obergeschoß. Bislang war mir dergleichen in den Ländern der Schwarzen noch nicht vorgekommen. Das nahm sich aus der Ferne recht gut aus, als ich jedoch näher kam, fand ich die Mauer im Verfall; in den Baumwollen- und Tabacksfeldern und neben den Brunnen standen viele Strohhütten. Aber ich war doch nun in einer größern Ortschaft und hoffte bei einem Toucouleur, Tierno Usman, welcher hier den Hadsch vertrat, gute Aufnahme zu finden. Zunächst suchte ich lange nach einem saubern Platz, um dort mein Lager aufzuschlagen; aber weit und breit war Alles entsetzlich unrein. Als ich endlich unter einem Baume campiren wollte, wurde mir angekündigt, daß zwei mit Strohmatten bedeckte Hütten für mich hergerichtet worden seien. Dieselben lagen etwa 600 Schritt nördlich vom Dorfe und ich begab mich dorthin."

„Gleich nachher begrüßte mich Tierno Usman. Er trug einen gewaltigen Turban, hielt in der Hand einen Rosenkranz mit großen Kugeln und murmelte Gebete, während zwei Talibes (Marabutzöglinge) neben ihm hergingen, gleichsam um ihn zu stützen. Das ganze Behaben dieses noch keineswegs bejahrten Mannes machte auf mich von vornherein einen sehr unangenehmen Eindruck. Er nahm ohne Weiteres in der Hütte Platz und ließ sich von seinen Begleitern Rücken und Beine kneten. Meinem Dolmetscher Samba Yoro imponirte diese Unverschämtheit sehr und er sagte zu mir: Das ist ein großer Marabut! Es kam aber noch besser. Usman ließ sich zu der Bemerkung herab, er sähe wohl, daß es mir an nichts fehle, ich hätte ja allerlei Vorräthe in Hülle und Fülle, und was dergleichen Redensarten mehr waren. — Die Diulas verließen uns hier, und Fambara rieth mir, einen Führer zu verlangen, der uns nach Diangunte geleiten solle. Alles wurde mir versprochen, aber am Abend hatte man mir nicht einmal eine Matte zurechtgelegt; ich bekam für mich und den Doctor nur nach mehrmaligem Verlangen ein Huhn und etwas Reis; meinen Leuten gab man nichts; ich mußte unsere eigenen Vorräthe angreifen, und für das Vieh erhielt ich etwas Hirse auch nur erst, nachdem ich sie dringend gefordert hatte."

„Am Morgen war ich nach einer ziemlich schlaflosen Nacht in gereizter Stimmung; seit einiger Zeit fühlte ich mich ohnehin stark angegriffen und abgemattet. Um 7 Uhr stellte sich Tierno Usman ein, um mit mir zu palavern, benahm sich aber noch scheinheiliger als am Tage zuvor. Er sagte mir, ich müsse nach Nioro gehen zum großen Häuptling Mustafa, der mir behülflich sein werde, Segu zu erreichen; der Weg über Diangunte sei zu beschwerlich und unsicher; ich würde ohnehin höchstens vier Tage Zeit verlieren. Ich ließ ihn wohl eine halbe Stunde lang reden, obwohl es mir schwer wurde, ruhig zu bleiben. Dann aber sagte ich ihm mit Entschiedenheit, daß ich in Nioro nichts zu suchen hätte und nicht gekommen sei, um Mustafa zu besuchen, sondern den Hadsch Omar in Segu. Einen Weg hätte ich schon versperrt gefunden; wolle man mir auch einen zweiten verlegen, so würde ich nicht etwa einen dritten wählen, sondern ohne Weiteres nach St. Louis zurückgehen. Wenn man mir keinen Führer nach Diangunte gebe, so würde ich beim Hadsch Klage füh-

ren, und der werde wissen, wer die Verantwortlichkeit zu tragen hätte."

„Trotzdem gab Usman lange nicht nach; als er mich aber unerschütterlich fand, rückte er mit einem andern Vorschlag heraus. Ich möchte doch, so sprach er, nach Farabugu gehen; dort wohne ein Sofa des Hadsch, und dieser Sofa (— die Sofas sind Sklaven, welche Kriegsdienste thun; eigentlich Leute, welche die Pferde ihres Herrn zu besorgen und den letztern auf den Feldzügen zu begleiten haben —) habe einen seiner Leute hergeschickt, um mich zu begrüßen. Nun wurde dieser Mann vorgeführt, mir aber riß alle Geduld und ich erklärte kurz und bündig, daß ich entweder nach Diangunte oder nach St. Louis zurückgehen würde. Endlich zog Usman andere Saiten auf; er habe mir seine Vorschläge ja nur deshalb gemacht, um mir angenehm zu sein; ich könne ja thun, was mir gut scheine, und kein Mensch dürfe dagegen etwas einwenden. Damit hatte dieses Palaver ein Ende."

„Gleich nachher erschien eine andere wichtige Figur, Dandagura, Häuptling von Farabugu. Der große Mann trug um den rothen Fes einen gewaltigen Turban, und bildete in seiner Art eine stattliche Erscheinung, als er von seinem hohen maurischen Rosse herabgestiegen war. Sein Gefolge bestand aus etwa zwanzig Reitern. Er trug weite Haussa-Beinkleider, Stiefel, deren Nähte gestickt waren, und einen weiten mit Seide benäheten Ueberwurf. Er hatte seinen Griot, seinen Schmied und mehrere Talibes mitgebracht, und die ganze Gesellschaft nahm, ohne mich weiter zu fragen, sofort in meiner Hütte Platz, die nur klein war. Die Menschen waren dicht an einander gedrängt, die Hitze war ganz fürchterlich und der Häuptling nahm seinen Turban ab. Die widerwärtige Ausdünstung dieser Neger (— parfum d'Afrique —) machte mich förmlich elend und steigerte meine ohnehin üble Laune."

„Dandagura sagte, ich müßte hier warten, bis er eine

Tierno Usman, Maraout in Gemukura (Kaarta).

Armee gesammelt habe, um mir mit derselben das Geleit zu geben, denn die Wege seien unsicher! — Meine Antwort lautete kurz und bestimmt: Morgen reise ich nach Diangunte oder nach St. Louis! — Vielleicht gedachte er mich einzuschüchtern, als er betonte, daß er ein Sofa des Hadsch Omar sei und das Commando führe. Er setze kein Vertrauen in mich, bis er die an seinen Gebieter gerichteten Briefe gesehen habe. Diese zeigte ich ihm sofort; als er sie aber öffnen wollte, fuhr ich ihn zornig an und rief: das müsse er bleiben lassen. Meine Haltung machte Eindruck auf ihn; bei den Schwarzen behält gewöhnlich Recht, wer am lautesten und meisten schreit. Jetzt schlug auch er, ähnlich wie Usman, einen ganz andern Ton an; man wolle mir ja keine Vorschriften machen; er seinerseits bitte mich, einige Tage in Farabugu bei ihm zu verweilen und dergleichen mehr. Ich erinnerte mich aber an meine Erlebnisse in Kundian und wußte, daß es sich nur um Erpressung von Geschenken handle.

„Es war in der Hütte nicht mehr auszuhalten und ich befahl deshalb Famhara, die Leute hinauszuschaffen. Aber Dandagura erklärte, daß er bleiben werde; er sei ja gekommen, um mir seinen Besuch zu machen. Dabei streckte er sich auf der Matte lang aus! Ich hatte mir vorgenommen, äußerlich ruhig zu bleiben und nichts zu compromittiren; deshalb warf ich ihn nicht hinaus, sondern sagte nur, daß ich schreiben wolle; wenn er mir nichts mehr mitzutheilen habe, möge er mir meine Matte geben und mich in Ruhe lassen. Das Alles rührte ihn nicht im Mindesten. Nun trat ich hinaus, um in heißem Sonnenschein auf und ab zu gehen und sagte ihm, da ich nicht mehr Herr in meiner Hütte sei, so überließe ich sie ihm. Dann sah ich mir seine Pferde an, unter denen einige sehr schöne waren. Für eins derselben wurden mir 40 Stück Guinees, d. h. blaues Baumwollenzeug, abgefordert, diese stellten sich auf einen Geldwerth von 900 Francs. Gern hätte ich dem Doctor ein besseres Pferd verschafft, aber eine so große Summe durfte ich nicht

aufwenden. Inzwischen war Dandagura immer noch in meiner Hütte. Als ich ihm endlich sagen ließ, daß ich beim Hadsch über sein Benehmen Klage führen wolle, kam er heraus und äußerte, die Hütte sei nun frei. Ich ließ ihn stehen und ging hinein."

„Sehr wohl verstand und begriff ich die Anschläge dieser Gauner. Sie hatten ein Complot gemacht, um mir Geschenke abzupressen. Der eine hatte mir gesagt: Ich verlange nichts von Dir, ich brauche keine Geschenke; giebst Du mir welche, so will ich sie nehmen, fordere Dir aber keine ab. — Ich biß nicht an den Köder. Dandagura ließ mich um eine rothe Kappe ersuchen. Unter anderen Umständen hätte ich sie ihm gegeben, denn ich weiß wohl, welchen Eindruck ein solches Geschenk macht; aber jetzt war ich ärgerlich, schlug sein Begehren rundweg ab und hatte das Vergnügen, ihn mit leeren Händen abziehen zu lassen. Am Abend hatte ich indeß einen neuen Auftritt mit Tierno Usman, welchem ich derbe Dinge sagte. Mit zahmer Unterthänigkeit bettelte er um eine rothe Kappe, Pulver, Papier und Flintensteine. Die beiden ersten gab ich ihm, Papier und Steine aber nicht; dabei verlangte ich dringend nach dem mir versprochenen Führer. Als dieser am nächsten Morgen nicht da war, ließ ich aufpacken, denn ich war entschlossen, um jeden Preis und auf jede Gefahr hin abzureisen. Als Usman erschien, ließ ich ihn hart an; dann ging er fort, um, wie er sagte, mir einen Führer zu holen. Aber gegen acht Uhr war er noch nicht wieder da. Ich gab nun einem Manne einen Feuerstein, damit er mir den rechten Weg zeige, und brach auf. Eine Viertelstunde später brachte dann Famhara den Führer und obendrein noch einen Marabut!"

Dandagura, Häuptling von Farabugu.

So befand sich denn Mage endlich auf dem Wege nach Diangunte. Am 7. Februar war sein letzter Ochse so abgemattet, daß er nicht mehr aufstehen konnte. Er gab ihn den Negern im Dorfe Madiga, die ihn sofort abschlachteten und verzehrten. An einigen Marigots hielten sich weiße Stelzenläufer in ungeheurer Menge auf; ebenso an einem

See bei Tinkara, dessen Bewohner mit getrockneten Fischen handeln. Am Morgen wurde der Reisende durch Löwengebrüll geweckt; bald nachher brachten einige Mauren Giraffenschwänze zum Verkauf.

Nach viertehalb Stunden wurde Diangirte erreicht; denn diesen Namen hat das ehemals Diangunte geheißene Dorf auf Befehl des Hadsch Omar erhalten. Dort erschien zu Roß der Häuptling Tierno Bubakar Sirey, mit einem Gefolge von Talibes. Unter diesen waren einige, die etwas Französisch sprachen; Frau und Tochter des einen befanden sich eben damals in St. Louis. Der Dolmetscher Famhara erzählte alle Reiseerlebnisse seit Kundian; der Häuptling hieß den Reisenden willkommen und versprach, Alles für ihn zu thun. Dann wiederholte er das, was Famhara in Toucouleur gesprochen hatte, dem Häuptlinge der Kagoros in der Bambarasprache, und dieser hielt dann eine Anrede an seine eigenen Leute. Die Bambaras schlugen sofort einige Hütten für die Europäer auf. Sie haben dabei weiter nichts zu thun, als Pfähle in den Boden zu stecken und Strohmatten über dieselben zu legen. Aber sie arbeiteten höchst unordentlich, schrien und zankten sich ohne Aufhören; Niemand führte die Aufsicht; der eine riß ein, was der andere gemacht hatte. „Da sah ich so recht greifbar ein Bild des Lebens und Treibens der Neger vor mir: Unordnung unter allen möglichen Gestalten!"

„Ich kaufte einen fetten Hammel für zehn Ellen Guinee und zwei Flaschen Butter für sechs Ellen. Der Häuptling schickte Hühner und Reis, kam gegen Abend selbst wieder, brachte ein Rind und gab mir auch einen großen Sack voll Hirse für mein Vieh. Meine Leute erhielten ein reichliches Nachtessen, ich bekam noch Milch und wir lebten im Ueberfluß; auch am andern Tage gab man uns zu essen und zu trinken vollauf."

Diangunte war früher stets eine kleine unabhängige Landschaft, galt aber als Provinz von Segu und zahlte dorthin Tribut. Man kann sie von Ost nach West in zwei Tagereisen durchwandern und von Norden nach Süden braucht man nicht so viel Zeit. Sie wird begrenzt im Südwesten von Kaarta, im Nordosten von Bakhunu, im Osten von Segu, im Südosten von Beledugu, das auch an Segu Tribut zahlt, und im Süden von Fuladugu. Die einzige größere Ortschaft ist Diangirte. Dort wohnen 540 Talibes mit ihren Familien, und sie bilden die Besatzung der Stadt, wenn dieser Name erlaubt ist. Die Bambaras, also die früheren Besitzer des Landes, wohnen außerhalb der Mauern in Strohhütten. Auf den Feldern bauet man Reis, Hirse, Mais, Erdmandeln, Baumwolle, Indigo, Bohnen, Paradiesäpfel, Zwiebel und etwas Tankoro oder Tanaka, d. h. Taback.

Die sogenannte „Republik" Paraguay.

Schon ins vierte Jahr dauert der Krieg, welchen das kleine Paraguay gegen drei Nachbarstaaten zu führen hat. Es besteht denselben mit einer merkwürdigen Ausdauer und mit einer solchen Zähigkeit, daß jetzt, seit dem Maimonat, sogar Tausende von Frauen zu Kriegsdiensten herangezogen werden. Der Kampf wird mit einer beispiellosen Erbitterung geführt; offenbar will der Präsident Lopez seine Sache ausfechten bis zum letzten Mann.

Es verlohnt sich, einen Blick auf diese Wirren am La-Plata-Strom zu werfen, und unsere Leser zu orientiren. Die meisten Berichte in den europäischen Zeitungen sind unzuverlässig, weil im Sinne der einen oder andern Partei absichtlich gefärbt. Jeder Dampfer bringt, zunächst durch den Telegraphen von Lissabon her, widersprechende Nachrichten, theils im Interesse Paraguays, theils in jenem der drei Verbündeten. Dazu kommt, daß in Deutschland einige Publicisten auch fremdartige Dinge hereinziehen, z. B. daß Brasilien noch Negersklaven habe und sich in schwerer Finanzbedrängniß befinde. Beides ist richtig, gilt aber in der Sache selber auch von Paraguay, obwohl dieses dem Namen nach keine Sklaverei mehr hat.

Wir wollen uns bei der nachstehenden Erörterung lediglich an Thatsachen halten.

Paraguay ist gleichsam ein südamerikanisches Mesopotamien zwischen dem Paraguaystrom und dem Parana. Seine Nachbaren sind im Norden und Osten Brasilien, im Westen das Gran Chaco, welches theils zu Bolivia, theils zu Argentinien gehört; im Süden und Südosten die argentinische Provinz Corrientes und die Missiones. Der Flächenraum wird ungefähr 4000 Geviertmeilen betragen, und auf diesem wohnen zwischen 800,000 bis 1,200,000 Menschen, die zu sieben Achteln Indianer sind und zu der großen Völkergruppe der Guaranis gehören.

Nach der Losreißung von Spanien, seit dem Jahre 1811, spielte in Paraguay der vielbesprochene Doctor Francia eine große Rolle. Nur allein sein Wille galt und war Gesetz. Er war klug genug, sein Land und Volk vor den Revolutionen und inneren Kriegen zu bewahren, von welchen die meisten übrigen Republiken Südamerikas bis auf den heutigen Tag heimgesucht werden. Diese waren einer Schlachtbank vergleichbar; in Paraguay herrschte die Ruhe eines Kirchhofes. Der Staat wurde als Republik bezeichnet, aber Francia war ein so unumschränkter Autokrat, wie nur jemals ein Sultan es gewesen ist. Nach seinem Tode, 1841, vererbte die Dictatur auf seinen Verwandten Lopez und späterhin ging sie auf dessen Sohn über.

Francia konnte sein System der Abschließung aufrecht erhalten, seine Nachfolger vermochten es nicht länger. Sie traten in Berührung mit dem Auslande und mußten über die freie Schifffahrt auf den Strömen Verträge schließen. Der jüngere Lopez zog viele Ausländer herbei; er war Jahre lang in Europa gewesen und hatte den Ehrgeiz, das kleine Paraguay groß und mächtig zu machen. Vor allen Dingen traf er seit Jahren und von langer Hand her große Kriegsrüstungen.

In Südamerika haben fast alle Nachbaren Grenzstreitigkeiten mit einander. Alle diese Staaten sind äußerst dünn bevölkert, Hunderte und Tausende von Geviertmeilen unbebaut und unbewohnt, und doch liegen sie fast alle in Hader mit einander über diesen oder jenen Grenzstreifen. Auch Paraguay will mehr Gebiet haben. Im Norden nimmt es den Raum zwischen dem Rio Apa (22° südl. Br.) bis hinauf zum Rio Branco (21° südl. Br.) in Anspruch; derselbe hat aber stets zu den ehemals portugiesischen Besitzungen gehört. Im Südosten erhebt es Ansprüche auf eine weite Strecke argentinischen Gebietes auf dem linken Ufer des

Parana von Candelaria an aufwärts bis zur Mündung des Rio grande de Curitiba*). Aber diese Ansprüche sind weder von Argentinien noch von Brasilien anerkannt worden.

Auf welche Weise wurde Paraguay in den verhängnißvollen Kampf verwickelt? Lopez hatte, wie gesagt, seit langer Zeit gerüstet; er häufte, wie die Folge lehrte, Kriegsmaterial in so ungeheurer Menge auf, daß er noch jetzt, obwohl der Kampf schon ins vierte Jahr dauert, keinen Mangel daran verspürt, während doch Bezugsquellen von außen her ihm versperrt sind. Dagegen waren die Argentiner und die Brasilianer keineswegs gerüstet, und hatten große Anstrengungen zu machen, als der Krieg sie überraschte.

In dem arg zerrütteten Staat Uruguay war vor vier Jahren die Partei der Blancos am Ruder. In jenem Staate wohnten etwa 40,000 brasilianische Unterthanen, welche sich bei ihrer Regierung über schwere Bedrückungen von Seiten des Präsidenten Berro beklagten. Auf die Vorstellungen des brasilianischen Cabinets erfolgte keine Antwort; man verbrannte das Ultimatum auf öffentlichem Markte und schleifte die brasilianische Flagge im Straßenkoth umher. Brasilien machte gemeinschaftliche Sache mit dem vertriebenen Präsidenten Flores, dem Haupte der Coloradopartei, ließ Truppen einrücken und durch seine Flotte einige Häfen bombardiren. Die durch eine Revolution zur Macht gelangte Blancopartei unterlag und Flores, der auch seinerseits Revolutionär in landesüblicher Weise war, kam wieder ans Ruder.

Brasilien hatte es offenbar nicht auf Ländererwerb abgesehen, sondern wollte, herausgefordert und beschimpft wie es war, Genugthuung nehmen. Es vertrieb die ihm feindliche Regierung, setzte seinen Verbündeten ein und hat auch den europäischen Mächten gegenüber erklärt, die Integrität Uruguays solle unangetastet bleiben. Das ist auch bis jetzt der Fall gewesen.

Nun mischte sich Lopez ein. Der Paraguaystrom ist in Folge von Schifffahrts- und Handelsverträgen ein freies Wasser und bildet eine fahrbare Straße zur brasilianischen Provinz Matto grosso. Von Rio aus war dorthin ein neuer Gouverneur unterwegs; als er auf dem kleinen brasilianischen Dampfer „Marques de Olinda“ den Strom hinauffuhr, ließ Lopez das Schiff und dessen Ladung, die zum Theil aus Baargeld bestand, wegnehmen und machte den Gouverneur sammt dem Schiffsvolke zu Gefangenen. Lopez beging eine Handlung, welche gegen alles Völkerrecht verstößt; er hatte keine Kriegserklärung erlassen. Brasilien nahm dann begreiflicherweise den Fehdehandschuh auf.

Lopez verübte noch einen zweiten Bruch gegen das Völkerrecht. Die La-Plata-Staaten waren bei dem Kriege unbetheiligt, vollkommen neutral. Trotzdem und gleichfalls ohne Kriegserklärung verletzte er argentinisches Gebiet, indem seine Truppen in dasselbe einrückten, um die brasilianische Westgrenze zu bedrohen. Sie trieben Viehherden fort und nahmen argentinische Staatsangehörige als Gefangene mit sich. So entstand begreiflicherweise eine Tripelallianz der von ihm herausgeforderten Staaten, und es ist ungerechtfertigt, wenn man auf diese die Verantwortlichkeit schieben will.

Betrachten wir nun die inneren Verhältnisse Paraguays und sehen wir zu, wie es sich mit der „republikanischen“ Verfassung desselben verhält.

Francia war „El Supremo“, der Höchste; sein Wille galt und er hatte sich wenig um Förmlichkeiten zu bekümmern. Sein Nachfolger, Lopez der Erste, fand es angemessen, die Dictatur vermittelst einer Constitution, die er selber entworfen hatte, zu legalisiren. Das Statut vom 13. März 1844 gewährte ihm Alles, was er wünschen konnte, aber Paraguay war nun eine — „Republik“.

Jenes Staatsgrundgesetz ist ein interessantes Actenstück. Im ersten Capitel wird die Theilung der Gewalten ausgesprochen und festgestellt, aber im siebenten heißt es: „Der Präsident übt außerordentliche Machtbefugniß aus im Fall einer Invasion oder bei inneren Unruhen und überhaupt wenn es nöthig erscheint, die Ordnung und die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten.“ Er allein hat auch das Recht zu entscheiden, wann und ob er die Ordnung für bedroht hält; sein Wille giebt stets den Ausschlag, er ist thatsächlich Dictator.

Jenes erste Capitel erkennt dem Congreß ausschließlich das Recht zu, Gesetze zu geben; in der Wirklichkeit übt aber dasselbe nur allein der Präsident. Denn der Congreß soll sich immer nur nach fünf Jahren versammeln; in der Zwischenzeit verfügt der Präsident Alles, was er für nothwendig erachtet, und die Abgeordneten haben hinterher die Maßregeln gutzuheißen.

Wie ist der Congreß zusammengesetzt? Der erste Artikel des zweiten Capitels verfügt, daß die Wahlmethode den früheren Gesetzen, welche Francia gegeben hatte, gemäß sei. Factisch werden in Folge dessen die Abgeordneten vom Präsidenten oder dessen Agenten ernannt. Dieser ernennt auch den Präsidenten des Congresses, und es ist mehrfach vorgekommen, daß er selber den Vorsitz geführt hat.

Der Congreß hat das Budget festzustellen; aber auch dieses Recht ist illusorisch, da er allemal nur nach Ablauf von fünf Jahren zusammentritt und inzwischen der Präsident vermöge seiner Machtbefugniß thun kann, was ihm beliebt. Man findet das auch dermaßen in der Ordnung, daß während der Session von 1867 ein Abgeordneter unter allgemeiner Zustimmung erklärte, daß des Landes Glück und Wohlfahrt mit dem Wohle des Präsidenten einerlei sei.

Die Sitzungen sollen öffentlich sein, aber das Leibbataillon des Präsidenten hält Ehrenwache, und Niemand darf, „aus Respect vor den Deputirten“, dem Congreßgebäude sich nähern; er muß vier Cuadras, etwa 600 Schritte, von demselben entfernt bleiben.

Jede Congreßsession darf nur fünf Tage dauern. Die Versammlung hat innerhalb dieser Zeitfrist die Verordnungen, Maßregeln &c. der verflossenen fünf Jahre zu prüfen und gutzuheißen, das Budget festzustellen und neue Gesetzvorschläge zu erörtern; — alles in fünf Tagen! Versuche zu einer übrigens auch nur schwachen Opposition sind zweimal vorgekommen, 1842 und dann 1862. Der Congreß von 1856 hatte Lopez dem Ersten die Ermächtigung ertheilt, in einem geheimen Testamente (pliego reservado) „den Vicepräsidenten der Republik“ zu bezeichnen. Das Ganze war im Voraus abgekartet und der Congreß gab seine Genehmigung ohne Weiteres einstimmig. Ein Abgeordneter äußerte indeß gegen einen seiner Nachbaren: dazu hätte man nicht nöthig gehabt, ihn aus weiter Ferne her einzuberufen. Das hörte Lopez, der zugegen war; er sprang auf und schrie: „Wer ist der freche Kerl? Hinaus mit Dir, Du Vieh!“ Jener Deputirte reiste denn auch sofort aus Asuncion ab. Es giebt in Paraguay kein Beispiel, daß ein Vorschlag des Präsidenten vom Congreß anders als einstimmig angenommen worden wäre.

Mit der richterlichen Gewalt verhält es sich ganz so wie mit der gesetzgebenden. Der Präsident ist Special- (privativo) Richter über alle Angelegenheiten, welche das Statuto reservirt hat. Ueber politische Vergehen und Verbrechen

*) Ich finde, daß auf der „Mapa de la republica del Paraguay, formada por el coronel Alfredo M. de Graty“ von 1866 diese beiden Gebiete zu Paraguay gerechnet werden. Herr v. Graty gilt für einen sehr eifrigen Beförderer der Interessen des Dictators Lopez. A.

haben die ordentlichen Gerichte keine Zuständigkeit, sondern die Entscheidung ist der vollziehenden Gewalt anheimgegeben, und der Präsident entscheidet über Leben und Tod. Rechenschaft hat er nicht zu geben. Es ist übrigens ein einziges Mal vorgekommen, daß ein politischer Proceß vor die ordentlichen Gerichte gebracht wurde, aber das geschah aus offenliegenden Ursachen. Einer der Angeschuldigten war ein Engländer, und Lopez wußte sehr wohl, daß er sich Unannehmlichkeiten zugezogen hätte, falls er auch diesen Ausländer in summarischer Weise behandelte.

Die Verfassung bestimmt (Capitel 4, Artikel 2), daß der Präsident ein Bürger del fuero comun, d. h. im Lande geboren, sein solle, nicht unter 33 Jahr alt, von anerkannter Geistesfähigkeit und Rechtschaffenheit, von Patriotismus und guter Aufführung, und daß er auch einen Besitz von 8000 Piastern haben müsse. Er soll vom Congresse bezeichnet werden; die Verfassung enthält die Titel, welche er führt, und bezeichnet ihn als El Supremo, den Höchsten, welchem alle Bürger Gehorsam schuldig seien. Sie müssen ihm einen Eid leisten, wenn er sein Amt antritt; er ernennt seine Minister und bestimmt deren Befugnisse; er befehligt die Armee und stellt nach Belieben fest, wie stark dieselbe sein solle; er ernennt und entfernt nach seinem Belieben alle Offiziere und bürgerlichen Beamten, denn auch die Militärgrade bekleidet der Inhaber lediglich vermittelst der „pura comision“.

Die Bürger haben das Recht, dem Supremo Bittschriften einzureichen; man weiß aber nicht, ob das jemals geschehen ist. Der Präsident schwört bei Gott, Jesus und den heiligen Evangelien, alles Mögliche für die Wohlfahrt der Republik zu thun. Die Glocken der Kathedrale in Asuncion verkünden es jedesmal dem Volke, wenn der Supremo seinen Palast verläßt. Früher geschah das auch, wenn der Bischof zur Kirche ging; Lopez befahl aber, daß das nicht ferner der Fall sein dürfe; er erachtete diesen Brauch unverträglich mit der höchsten Würde des Oberhauptes der Republik. Am Geburtstage des Supremo wird das Volk befehligt, vor dem Palaste Tänze aufzuführen. Das thun die Indianer recht gern. Und es liegt keine große Uebertreibung darin, wenn Jemand gesagt hat: „Paraguay ist kein Staat, sondern ein Indianerstamm, und Lopez ist kein Präsident, sondern ein Kazike.“ Von einem republikanischen Staate kann keine Rede sein, wenn der Präsident eine Gewalt ausübt, wie nur irgend ein Autokrat. Auch ist, man kann sagen, die Dynastie erblich; Francia war 29, Lopez der Erste 22 Jahre Herrscher, und der Letztere ernannte seinen Sohn, der jetzt regiert, zum Nachfolger. Der Präsident besitzt vermöge der Verfassung der „Republik“ uneingeschränkte Macht. —

Seit nun einem halben Jahrhundert hat die Dictatur keinen Widerstand erfahren. Paraguay kennt keine inneren Unruhen und Parteikämpfe und bildet in dieser Beziehung den schärfsten Gegensatz zu Uruguay und Argentinien, zu Peru und Bolivia, zu Venezuela und Neugranada, zu Ecuador und Mexico, wo ein Pronunciamiento und ein Aufstand dem andern folgt. Hier wildes anarchisches Treiben, dort autokratischer Zwang; Maßhalten nirgends.

Paraguay ist überwiegend ein Indianerland und die allgemeine Umgangssprache ist das Guarani; schwerlich verstehen hunderttausend Paraguayenser das Spanische. Die einzige Zeitung im Lande ist der „Semanario“, ein amtliches Wochenblatt. Das ganze Regierungssystem und dessen Durchführung wäre in einem andern Lande Südamerikas nicht möglich; in Paraguay jedoch entspricht dasselbe den Anschauungen fast der Gesammtheit des Volkes, die ja, wie bemerkt, aus Guarani-Indianern besteht. Diese haben zwei Jahrhunderte lang unter der Zucht der Jesuiten gestanden, welche in jenem Mesopotamien die Gebieter waren. Unter allen Missionären sind sie die einzigen, welche in gewisser Beziehung ein anthropologisches Verständniß hatten; sie nahmen den Indianer als einen geistig Unmündigen, sie leiteten und überwachten ihn, sie handelten als Vormünder und erzielten in ihrer Art große Erfolge. Das Beste in ihrer Methode aber entlehnten sie den Maximen, welche die peruanischen Inkas gegenüber den von ihnen unterworfenen Völkern befolgt haben. Daß die Jesuiten ihre „Erziehung und Leitung“ der Indianer in besserer, wenn man will mehr menschenwürdiger Weise hätten betreiben können, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden; hier kommt es nur darauf an, zu betonen, daß sie dem Doctor Francia und den beiden Dictatoren Lopez das dermalige Regierungs- oder vielmehr Beherrschungssystem möglich gemacht haben. Dasselbe ist nur eine Fortsetzung der Maximen des Jesuitenordens und das Volk, wie gesagt, offenbar mit dieser Continuität einverstanden; das System entspricht ihm und seinen Anschauungen. Es ist damit zufrieden, sonst ließen sich die Ausdauer, der Muth, die Tapferkeit und der Ingrimm nicht erklären, mit welchen diese braunen Menschen einen Krieg führen, der ihr Land zu Grunde richtet und ihnen die größten Beschwerden und Entbehrungen auferlegt. Die Zucht aus der Schule der Jesuiten, aus den Tagen der Herrschaft der weißen Patres, wirkt noch bis auf diesen Tag. Der Gehorsam, der ganz blinde Gehorsam ist noch heute in ungeschwächtem Maße vorhanden. Bei den Jesuiten war jeder Guarani Soldat; er ist es auch unter der Dictatur und gehört entweder zum stehenden Heere, zur Nationalmiliz oder zu der sogenannten Hülfsgarde, einer Art von Landsturm. Die Offiziere erhalten geringen Sold, die Mannschaft bekommt Kleider und Nahrung. Das Ganze entspricht der Lebensweise der Indianer, bei denen jeder Mann auch Krieger ist. Sie sind tapfer und streitlustig; abergläubisch, von langer Hand her gegen alles Ausländische fanatisirt; von der Außenwelt abgeschlossen, wie sie stets waren, und im Allgemeinen ohne Unterricht, wissen sie nichts von den Verhältnissen fremder Staaten. Auch religiös hat man sie fanatisirt. Auf den verschiedenen Schlachtfeldern fand man todte Guaranis, die ein Amulet am Halse trugen, ein kleines Säckchen; in demselben steckte ein vom Priester geschriebener Absolutionszettel, welcher dem Soldaten die Versicherung gab, daß er in Paraguay wiedergeboren werden solle, falls er auf dem Schlachtfelde falle.

Aus solchem Gehorsam erklärt sich auch das Monopolsystem, welches Francia und die Dictatoren in der „Republik“ durchführen konnten. Die Leute — man kann kaum von einem Volk in staatlicher Hinsicht reden — arbeiten für sie; sie legen die Waffen auf Geheiß nieder und ackern dann; sie holen aus den Yerbales den Paraguaythee, der auch ein Monopolartikel ist, oder arbeiten auf den Werften oder in den Zeughäusern der Regierung. Dem Namen nach sind diese Guaranis freie Republikaner, in der Wirklichkeit Zwangsarbeiter. Daß von religiöser Freiheit in Paraguay keine Rede ist, versteht sich von selbst. El Supremo verfügt und gebietet; der Clerus übt großen Einfluß, der ihm nicht verkümmert wird, so lange auch er dem Supremo nicht hinderlich entgegentritt: die Guaranis gehorchen, arbeiten auf Befehl und führen Krieg.

Das ist die „Republik“ Paraguay. **A.**

Dorf- und Städteleben in den nordwestlichen Districten des Caplandes.

Von **Dr. L. Hollaender.**

II.

Das zweite große Ereigniß im Städtchen, das jedoch allwöchentlich einmal wiederkehrt, während die großen Kirchenversammlungen nur alle vier bis sechs Wochen stattfinden, ist die Ankunft der Post. Dieselbe bringt allmonatlich Briefe und Zeitungen aus Europa und alle acht Tage die neuesten Nachrichten aus dem Caplande. Kaum können wir uns in unseren civilisirten Verhältnissen und geordneten Zuständen das Gefühl vergegenwärtigen, das der empfindet, der nur ein Mal im Monat Nachrichten von den Seinen erhalten kann, aber wohl denken kann man sich die Aufregung, welche die Ankunft der Post in dem sonst geräuschlosen Leben eines südafrikanischen Städtchens hervorbringen muß.

Schon früh am Morgen, zwischen 5 und 6 Uhr, — die Post ist erst um 6 Uhr fällig, — finden sich bereits vereinzelte Personen vor dem Hause des Agenten, der zugleich Postsecretär ist, ein, um von dort aus den Berg zu beobachten, welchen herunter das zweiräderige Wägelchen, das die so lange ersehnten geschäftlichen, politischen und socialen Neuigkeiten birgt, herunterkommen muß. Mit jeder halben Stunde mehren sich die Menschen, und ist die Zeit vorüber, in welcher der Wagen hätte angekommen sein müssen, dann beginnen die Vermuthungen über den Grund der Verzögerung, deren es leider allwöchentlich sehr viele giebt. Ein Mal hat ein entsetzlicher Sturzregen alle Flüsse überschwemmt und Wagen und Pferde mit fortgerissen, oder die Post überhaupt nicht durchgelassen, das andere Mal ist ein Rad gebrochen, oder das Geschirr entzweigegangen, oder endlich, es hat sich der Kutscher, ein Branntwein liebender Hottentot, dieses Mal stärker denn je betrunken u. s. w.

Je länger die Post ausbleibt, desto mehr vergrößert sich die Aufregung, und wenn auch der eingeborene weiße Afrikaner dadurch aus seiner phlegmatischen Ruhe sich nicht herausreißen läßt, um so aufgeregter werden sämmtliche Europäer, Engländer sowohl wie Deutsche, die auch in der Regel zufolge der größern Ausdehnung ihrer geschäftlichen Beziehungen durch die Verzögerung am meisten betroffen werden.

Da erscheint plötzlich auf der Spitze des Berges eine kleine Staubwolke, gleich darauf ein Wägelchen mit zwei Pferden bespannt, das sofort als die Postkarre von allen Kennern mit und ohne Fernglas erkannt wird. Immer stärker wird der Staub, im Fluge rollt das Wägelchen den steilen Berg hinunter, viel zu schnell für die längst halb todt gehetzten Pferde, die kaum noch Kraft genug besitzen, dem Wagen voranzueilen, und schaumbespritzt und von Staub vollständig überzogen langt endlich das Gespann vor dem Posthause an — zur Freude der gesammten Schwarzen und der sehr zahlreichen Hundebevölkerung, die sich indessen ebenfalls angesammelt hat.

Schnell ist der Hottentot, nachdem er aus einem Ochsenhorn mühsam einige Töne hervorgezaubert, von seinem Sitze heruntergesprungen, noch schneller sind zwei Passagiere, die vielleicht seit zwei Tagen und drei Nächten ununterbrochen auf der Karre gesessen und seit dieser Zeit nicht mehr geschlafen haben, ihm gefolgt. Eiligst werden die Briefsäcke ins Haus getragen, und nun kommt die unbeschreiblich unsägliche halbe Stunde, in der die Briefschaften und Journale geordnet werden.

Allmälig haben sich aber auch alle Personen, die nur irgendwie Briefe erwarten, hier zusammengefunden. Nicht verschmäht es der reiche, behäbig seinen Backenbart streichelnde Kaufherr, der vielleicht 2000 Ballen Wolle jährlich nach Europa sendet, sich mit seinem jüngsten Commis, der nur einige Zeilen von seiner Mutter erwartet, um diese Zeit zu kürzen, freimüthig zu unterhalten, — der Landrath, die höchste Person des Ortes, fragt jovial den ersten beliebigen Maurergesellen, dessen er ansichtig wird, How do you do, — und der Doctor sogar, der sonst so gern erzählt, daß ihm die Zeit fehle, alle seine Patienten zu besuchen, wagt es, sich eine halbe Stunde lang im aufregendsten Nichtsthun sehen zu lassen. Alle nur erdenklichen Nüancirungen einer erwartungsvollen Physiognomie sind auf den verschiedenen Gesichtern ausgeprägt, und wenn auch einzelne Herren durch manche schlechte Späße die Zeit sich zu verkürzen suchen — in jedem, selbst in dem anscheinend ruhigsten Gesichte zeigt sich die höchste Erregung, bis der kleine Schieber am Fenster des Postbüreaus in die Höhe gezogen wird und die Briefe zur Vertheilung kommen. Ob auch der Einzelne mitunter ganze Packete von Briefschaften erhält, hochtriumphirend trägt der Reichste und Höchstgestellteste selber seinen Schatz nach Hause.

Wüßten es alle die Verwandten in der Heimath, wie dem Ausgewanderten, der fern von ihnen allein dasteht in der großen, weiten Welt, auch die geringste Notiz über Unbekanntes und selbst auch Bekanntes wehmüthig das Herz durchzuckt, und wie jegliche Nachricht aus dem Heimathlande, die dem Absender auch noch so unbedeutend erscheint, in der Ferne so ganz eigenthümliche Gefühle, Erinnerungen und Anklänge wachruft, sie würden für ihre Verwandten und Bekannten nicht so spärlich im Briefschreiben sein. Und wer erst selbst die Empfindung dessen durchgekostet oder das Gesicht dessen gesehen hat, der oft Monate lang, jedesmal nach Ankunft der Post, ohne auch nur eine Zeile, eine Zeitung oder sonst irgend ein Lebenszeichen erhalten zu haben, langsam sich aus dem Kreise der Frohbeglückten fortschleichen muß — der weiß allein die Seligkeit dessen zu würdigen, dem wieder eine Nachricht aus der süßen Heimath zugekommen.

Es giebt aber auch noch andere Ereignisse, welche die Eintönigkeit des Lebens in unserm Städtchen unterbrechen. Zu diesen gehört vor Allem die jeden Donnerstag vor offenen Thüren stattfindende Gerichtssitzung, die von dem Landrath, der zugleich oberster und einziger Richter ist, abgehalten wird. Und wenn auch hier weniger gelehrte, juridische Redensarten fallen, und wenn auch das Corpus juris und das Landrecht nicht allen Aussprüchen zu Grunde gelegt werden, so kann man doch im Allgemeinen annehmen, daß trotz alledem und alledem Niemandem ein Unrecht geschieht. Freilich handelt es hier sich meistentheils um geringe Schuldforderungen bis zu 20 Pf. St. (134 Thlr.), Beleidigungen gewöhnlicher Art, wie um einige Pferdepeitschenhiebe — ein Gentleman gebraucht nie seine Hand zum Schlagen —, kleine Spitzbübereien und andere Kleinigkeiten.

Das Contingent der kleinen Spitzbuben stellen jedoch meist nur Kaffirn und Hottentoten, die sich auch sonst noch am Donnerstag einfinden, wenn sie Beschwerden gegen ihren Herrn vorzubringen haben, d. h. wenn sie nicht eindring-

lich genug gehauen worden sind für ihre Faulheit, Liederlichkeit und Niederträchtigkeit. Denn bekannt ist die Thatsache in ganz Südafrika, daß der Schwarze nur dann sich nicht über etwaige Strafen seines Herrn beklagt, wenn er seine Prügel so recht ordentlich gespürt hat. Nur über eine kleine Dosis wird er murren und sich darob beim Landrath beklagen, der natürlich dann den Herrn, so will es das Gesetz, in eine Geldstrafe verurtheilen muß, so sehr er auch den unwissenden Europäer in seinem Innern bedauert, daß er noch so wenig die Sitten des Landes kennen gelernt hat.

Zur Classe der Trunkenbolde &c., die auch an diesem Gerichtstage abgeurtheilt werden, gehören meist jene vagabondirenden weißen Maurer und Zimmerleute, die sich aus den desertirten oder entlassenen englischen Soldaten recrutiren — jene Halbschwarzen, die besonders am Sonntag fleißig in die Kirche gehen und dort am lautesten singen oder schreien, und jene Kaffirn, die es in der Bekleidung bereits zu einem weißen Vatermörder und einem schwarzen Frack nebst schwarzem Cylinder gebracht haben, im Uebrigen aber in der zwar ungeschmückten aber wohl mit Fett eingeriebenen braunen Haut, wie sie ihnen der liebe Gott gegeben, stolz einherschreiten.

Würdevoll sitzt der Landrath auf erhöhtem Stuhl in einer Art von Katheder, und unter ihm irgend ein Schreiber, der das Protocoll führt, während die Agenten, die hier auch als Advocaten fungiren, sich gegen gute Bezahlung bemühen, für ihre Clienten in schwarzer oder weißer Haut so viel wie möglich zu sprechen, bis endlich die ganze Angelegenheit zur Zufriedenheit beider oder wenigstens einer Partei entschieden wird.

Oftmals wirkt es aber doch höchst komisch, wenn der Landrath, was auch schon in manchen Orten vorgekommen ist, ein vollständig entwickelter Säufer ist, der jede Nacht von Bekannten oder Unbekannten nach Hause geschleppt wird, irgend ein Individuum, wegen Scandals in der Trunkenheit verübt, verurtheilen und dazu eine höchst moralische Strafpredigt halten muß. Aber im Allgemeinen ist die Jurisdiction dieser Landräthe oder Magistrate, wie sie genannt werden, ohne Tadel. Meist sind es tüchtige Männer, die von unten auf im Büreau gearbeitet und sich dabei eine gewisse Sachkenntniß und Routine angeeignet haben. Die lateinische oder gar die griechische Sprache hat sie nie gequält, vielleicht haben sie sich höchstens das Wort corpus delicti gemerkt, das sie stets citiren, um sich bei noch unwissenderen Leuten in Respect zu setzen, aber sie haben sich ihren Kopf frei gehalten von allem gelehrten Wust und sprechen nur nach ihrem gesunden Menschenverstande Recht, was wohl den einfachen südafrikanischen Verhältnissen auch am angemessensten ist.

Wo es sich um Mord und Todtschlag, um bedeutendere Diebstähle oder um größere Summen Geldes handelt, da freilich ändert sich die Scene. Zwei Mal im Jahre wird dann zu diesem Zwecke eine trotz des mündlichen Verfahrens mehrere Tage lang dauernde Schwurgerichtssitzung anberaumt, zu der unter großen Kosten und großen Beschwerden mit ungeheurem Pomp einer der vier Oberrichter vom Obertribunal (supreme court) aus der Capstadt im Städtchen anlangt. Diese Richter sind jedoch keineswegs mit den gewöhnlichen Magistratspersonen oder Landräthen zu vergleichen. Es sind dies Männer, die dem obersten Gerichtshofe jedes europäischen Staates Ehre machen würden, Männer, die auf einer außerordentlich hohen Stufe von Bildung und Gelehrsamkeit stehen und die erst im höhern Alter, nachdem sie Jahre lang in England oder im Caplande als Advocaten plaidirt und sich so auf diese Weise ausgezeichnet haben, zu den Richterstellen berufen werden. Und hier muß ich besonders eines solchen Richters erwähnen, des Herrn Watermeier, der, vor kurzer Zeit in England verstorben, sich besonders um die Einführung deutscher Literatur am Caplande verdient gemacht hat. Seine Uebersetzungen der Heine'schen Lieder ins Englische gehören zu den besten derartigen Arbeiten. Leider jedoch sind sie niemals über das Capland, woselbst sie nur von Wenigen gelesen werden, und wo noch viel weniger Personen Interesse daran finden, hinaus gekommen.

Mit dem Oberrichter kommen außerdem noch einige wirkliche Advocaten aus der Capstadt an, denn nur solche dürfen vor einem Schwurgericht plaidiren.

Die feierliche Einholung eines solchen Oberrichters mit dessen Gefolge bildet natürlich auch wieder ein Hauptereigniß für das Städtchen und ein Hauptvergnügen für die männliche Bevölkerung. Sobald der Quartiermacher angekommen ist und die Zeit der Ankunft des hohen Herrn von ungefähr sich ermessen läßt, da wird es von Neuem lebendig im Orte. Alle nur erdenklichen Wagen und Pferde werden herausgeholt, sämmtliche Gewehre geladen, und befindet sich eine Liebhaber-Trompeter-Compagnie, wovon noch später die Rede sein wird, im Städtchen, so wird diese sofort requirirt, und mit lautem Hörnerschall, mit Gewehrschüssen und sonstigem Scandal wird der alte Herr, der den Scandal und den Staub, den die Gesellschaft aufwirbelt, zu allen Henkern wünscht, empfangen und im Triumph in das Städtchen escortirt.

Verirrt sich zufälligerweise ein Gouverneur oder, wie es im Jahre 1859 der Fall war, gar ein englischer Prinz (Prinz Alfred) in so ein Städtchen, dann wird dieselbe Ceremonie wiederholt, nur daß, um größern Scandal hervorzubringen, die gesammte Boerbevölkerung des Districtes requirirt wird und die verschiedenen Honoratioren des Städtchens in schwarzem Frack und weißen Glaceehandschuhen sich vereinigen, um dem Gouverneur eine Loyalitätsadresse vorzulesen.

Am Morgen nach der Ankunft des Oberrichters, Punkt 9 Uhr, beginnt gewöhnlich die Schwurgerichtssitzung und zwar zuerst mit den Criminalfällen, von denen in der Regel mehrere, besonders in den Grenzdistricten, vorliegen. Aber so viel Fälle von Mord und Todtschlag während eines achtjährigen Aufenthaltes in unserm Districte vorgefallen — gehängt ist noch kein Mörder worden. Der Oranjefluß ist zu nahe von hier und über denselben hinaus hat das englische Gebiet und somit auch heute noch die Civilisation trotz Republik und Volksparlament ein Ende.

Ja, diese ehrenwerthe Republik, die man auf der Karte als Oranje-Republik angezeichnet findet, führt bereits seit dem Jahre 1865 mit den benachbarten Basuto-Kaffirn Krieg, — wie es scheint, einzig und allein aus dem Grunde, damit die ehrenwerthen Republikaner ihre Schulden an die englischen Colonisten in der Capcolonie nicht zu bezahlen brauchen. Man hat dort, nach dem Grundsatze „inter arma silent leges", sämmtliches Gerichtsverfahren eingestellt und wird den Krieg wohl so lange hinführen, bis endlich die englische Regierung, die längst froh ist, diese Republik im Jahre 1848 freigegeben zu haben, gedrängt durch die Kaufleute ihres Landes, Einspruch erheben, und was bereits vorgeschlagen ist, das ganze Basuto-Land an die Provinz oder Colonie von Natal annectiren wird.

Die anderen Fälle, die der Oberrichter zu beurtheilen hat, und zwar ohne daß Geschworene hierbei zugezogen werden, bestehen meist in höheren Schuldforderungen, die in letzter Zeit sich um so mehr gehäuft haben, als innerhalb der letzten Jahre in allen diesen Städtchen mehrere Bankinstitute errichtet worden sind und so Geld zu allerhand gewagten Speculationen, die ohne dieses niemals unternommen worden wären, flüssig geworden ist.

Ferner bemerkenswerth ist das Erscheinen unserer Zeitung, die meist in den kleineren Städtchen allwöchentlich

ein Mal ins Haus gesendet wird. Ja, ein Städtchen ohne eigene Zeitung gehört in den nordöstlichen Distrieten fast zu den Ausnahmen. In den größeren Plätzen an der See und im Süden, wie in der Capstadt, Port-Elisabeth oder in Grahamstadt, der Hauptstadt der östlichen Provinzen, existiren mehrere große Zeitungen, theils in englischer, theils in holländischer Sprache, die wöchentlich drei- bis viermal erscheinen.

Meistens sind auch diese Zeitungen, besonders die der vorhin genannten größeren Plätze, sehr gut redigirt, wohingegen die der kleineren Städtchen manche nach europäischen Begriffen nicht gerade sehr schätzenswerthe Eigenschaften besitzen. Daß sie alle in großem Format, wie etwa in dem der „Kreuzzeitung“ erscheinen, daß sie alle hochtönende Namen wie „Dopperdorp Times“, „Dunderberg Moniteur“, „Stinkplaatz Herald“ ꝛc. führen, das versteht sich eigentlich von selbst, aber das ist auch Alles, worin sie den besseren Zeitungen gleichen. Die entsetzlichsten Klatschgeschichten und die gemeinsten Verdächtigungen finden sich nur allzu häufig darin, und zwar scheint es oft nur eine Geldfrage zu sein, bis zu welchem Grade ein anständiger Mensch verlästert werden soll. So ein Redacteur hat natürlich dabei durchaus nichts zu verlieren. Die angegriffene Partei kann ihn höchstens vor dem Civilrichter verklagen und schließlich — die enormen Kosten des ganzen Prozesses selber tragen. Denn obgleich der Redacteur stets auch Besitzer der Zeitung und Drucker und Setzer in eigner Person ist, so sind seine Einkünfte im Verhältniß zu seinen Ausgaben doch meistens nur gering, und er freut sich, da man ihn an seinem Geldbeutel doch nicht schädigen kann, schließlich noch verklagt zu werden, denn auf diese Weise wird er leichten Kaufes zum Märtyrer für „die Freiheit der Presse“. Billiger ist es schon, dem Redacteur einen neuen Artikel zu bezahlen und sich auf diese Weise wieder zu einem respectabeln, anständigen Manne umschreiben zu lassen.

Eine solche Zeitung bringt in der Regel einen ziemlich gut geschriebenen Leitartikel über communale, sociale oder politische Angelegenheiten des Caplandes, die neuesten Nachrichten aus den beiden Republiken jenseits des Oranjeflusses, etwaige interessante Gerichtsverhandlungen ꝛc. Aber die Hauptsache bilden und bleiben die in großer Schrift gedruckten Annoncen, die um so unnöthiger sind, als die liebe Zeitung meist über das Städtchen hinaus keine Abonnenten hat und derartige Nachrichten sich dort durch gedruckte Zettel leichter und billiger verbreiten ließen. Aber der Herr Redacteur geht selbst von Woche zu Woche herum, sich die Annoncen einzusammeln und wehe dem Manne, der lange Zeit hindurch nichts mehr annonciren ließ. Zuerst erscheint eine kleine hingeworfene Notiz über eine nächstens zu erörternde Schandthat auf irgend einem socialen, communalen oder politischen Gebiete; hilft diese nichts, dann folgt ein langer Leitartikel über irgend eine Nachlässigkeit, die sich der betreffende Herr in seinem öffentlichen Charakter als Stadtverordneter oder als Friedensrichter ꝛc. — denn fast jeder Einwohner hat einen öffentlichen Charakter — zu Schulden kommen ließ. Glücklicherweise sind diese Verhältnisse nicht in allen Orten dieselben. Manche der Redacteure, und dies ist auch in Dopperdorp der Fall, sind höchst achtungswerthe, ehrbare Männer, die sich bereits einiges Vermögen erworben und derartige Kunstgriffe überhaupt nicht mehr nöthig haben.

Reisebilder aus der romanischen Schweiz.

Von Dr. Bernhard Endrulat.

III.

Eine Besteigung des Piz Languard. — Bergamaskische Schäfer. — Verfolgung der Singvögel durch die Italiener. — Die Flora am Piz Languard. — Anblick der Berninagruppe. — Rundblick vom Piz Languard aus.

Wir haben uns in den früheren Schilderungen schon auf Plätzen bewegt, die weiter von Pontresina entfernt liegen, als derjenige Punkt, dessen eigenthümliche Schönheit vorzugsweise dazu beigetragen hat, daß das Dörfchen in den letzten zehn Jahren ein häufiger aufgesuchtes Ziel der Schweizerreisenden geworden ist. Wir meinen den Piz Languard, jene vom Bernina durch das Pontresiner Thal geschiedene Bergspitze, welche wenigstens einen Einblick und zwar einen überaus herrlichen, in die Geheimnisse dieses Altvaters der rhätischen Gebirge gestattet, während der Zutritt zu ihnen den Sterblichen bis auf wenige glückliche Ausnahmen hartnäckig verschlossen ist.

Der Piz Languard — „Fernsicht“ bedeutet der Name — liegt östlich von Pontresina und zwar unweit dieses Ortes, ist aber von ihm aus, vorliegender Höhen halber, nicht zu erblicken. Erst im Jahre 1852 haben einzelne Reisende unter Führung des früher erwähnten Johann Colani ihn zu ersteigen unternommen. Ihre begeisterte Schilderung von dem oben genossenen Schauspiel hat Nachfolger angelockt, welche wiederum den Ruhm des neuentdeckten Aussichtspunktes weiter verbreiteten, und so hat die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr zugenommen. Schon 1857 erreichte sie die Höhe von 200 Personen, eine Zahl, welche von jedem folgenden Jahre um ein Beträchtliches übertroffen worden ist.

Eine Besteigung des Piz Languard vereinigt, ganz abgesehen von der Aussicht, die er darbietet, mannichfache Vorzüge vor denen anderer berühmter und viel besuchter Berghöhen in sich. Vor Allem ist sie unter gewöhnlichen Umständen und bei Beobachtung der gebührenden Vorsicht gänzlich gefahrlos, während die glückliche Ausführung des Unternehmens Einem dennoch das behagliche Bewußtsein einflößt, man habe etwas nicht gerade Geringfügiges und Alltägliches gethan. Denn man hat nach etwa vierstündigem, bisweilen anstrengendem Steigen und Klettern, wozu Vollbesitz körperlicher Kraft, einige Geübtheit namentlich in Handhabung des Bergstocks und jedenfalls Schwindelfreiheit erforderlich sind, eine Höhe von 10,340 Fuß rheinländischen Maßes erreicht, ist also dem Riesenhaupte des benachbarten Bernina, dessen Höhe auf 12,830 Fuß angegeben wird, bis auf etwa drittehalbtausend Fuß nahe gekommen.

Der Aufgang zum Piz Languard befindet sich beim obern Dorfe und führt an der vorhin erwähnten alten Kirche und

der Thurmruine vorüber mit wenigen Schritten in einen dichten, kühlen Wald von Lärchen und Arven, in welchem man auf ziemlich steilem Fußwege wohl eine Stunde lang emporzusteigen hat.

Beim Austritt aus dem Walde nimmt uns die weitausgedehnte grüne Matte der Languard-Alp auf, die wir, wie viele andere im obern Engadin, von einer eigenthümlichen Bewohnerschaft besetzt und bewirthschaftet finden. In der großen, schwarzen, von unendlichem Schmutze starrenden Hütte vor uns hausen bergamasker Schäfer, deren Herden die Alpe abweiden. Seit uralten Zeiten verpachten die graubündtner Gemeinden diejenigen Alpen, welche sie nicht für das eigene Vieh gebrauchen, an ihre italienischen Nachbaren in den Thälern von Brescia und Bergamo, die sie von Mitte Juni bis Ende August mit ihren Schafherden in Beschlag nehmen. Man rechnet, daß 30,000 bis 40,000 solcher fremden Schafe jährlich die Gastfreundschaft der rhätischen Berge benutzen. Hirten und Herden sind von eigenthümlichem Schlage. Die Hirten, größtentheils aus dem Seriana- und Brembana-Thale der Provinz Bergamo stammend, sind meistens große, stolze Gestalten mit oft schönen, markirten, wettergebräunten Gesichtern, wilden Bärten und langen, schwarzen, an der Seite in Locken herabfallenden Haaren. Ein spitzer, brauner Calabreserhut und ein kunstloser, braun- oder weißwollener Mantel, den sie malerisch um die Schulter zu werfen wissen, sind die eigenthümlichsten Stücke ihrer dürftigen Kleidung. Italienische Leidenschaftlichkeit und Verwogenheit mögen ihnen nicht abzusprechen sein, doch gelten sie im Engadin für durchaus harmlos, friedfertig und ehrlich. Ohne dies wäre es auch einem einzelnen Reisenden oder Naturforscher kaum zu rathen, manche Nebenthäler, wie das Val da fain, Val Muragl u. s. w., in denen sie die einzigen menschlichen Wesen sind, die man in stundenweiter Runde antrifft, zu besuchen. Thatsächlich ist die ungemeine Einfachheit und Genügsamkeit dieser Bergamasken; Polenta Morgens, Polenta Mittags und Polenta Abends, das ist ihr ganzer Speisezettel. Polenta ist ein bekanntlich aus Maismehl und Wasser gekochter dicker Brei, dessen einzige Würze in einem Stück Käse besteht. Man kann es bei solcher Einfachheit der regelmäßigen Nahrung den armen Leuten kaum verdenken, daß sie sich einmal zur Abwechslung nach einem Braten sehnen, und da ihnen größere Geschöpfe unerschwinglich sind, den kleinen und kleinsten Vögeln zu diesem Zwecke nachstellen, wiewohl es andererseits beklagenswerth ist, daß diese Lust nach Leckerbissen vielleicht Hunderttausenden von Singvögeln jährlich das Leben kostet. Es ist traurige Thatsache, daß in den Lärchen- und Arvenwäldern des Engadins nur selten ein Vogellaut zu hören ist. Die befiederten Sänger, welche ihnen zustrebten, sind auf ihrem Durchzuge durch Italien weggefangen worden, wo man sich bekanntlich ebenfalls kein Gewissen daraus macht, die Singvögel aller Art zu braten, oder wenn ja einige glücklich über das Gebirge herübergeschlüpft sind, so fallen sie noch hier in die Schlingen, welche die bergamasker Schäfer ihnen aufs Emsigste stellen.

Die Schafe aus Bergamo stellen nicht gerade eine edle und schöne Race dar. Es sind große, plumpe, hochbeinige und langohrige Thiere mit langer aber grober Wolle. Wenn sie in der ersten Hälfte des Juni aus ihren Winterquartieren auf die graubündtner Weiden herüberrücken, entwickeln sie eine enorme Gefräßigkeit, und man hat berechnet, daß der Schaden, den die Thiere durch Wegfressen des jungen Baumwuchses, durch Ausreißen der Wurzeln auf den Alpentriften, Heruntertreten des Erdreichs ꝛc. anrichten, bedeutender ist, als der Zinsertrag, den sie den Verpächtern einbringen.

Der Anblick, den eine Karawane von bergamasker Schäfern, eine Völkerwanderung im Kleinen, auf ihrem Her- oder Hinzuge gewährt, ist so bunt-abenteuerlich und interessant, wie ein Maler ihn sich nur wünschen kann. Die romantischen Hirtengestalten, steinalte Greise von höchst patriarchalischem Aussehen unter ihnen, die Schafherde, bei Wohlhabenden mit einigen Kühen und Ziegen untermischt, die mit den Habseligkeiten, Lagerutensilien, Küchengeräth ꝛc. der Schäfer bepackten Esel mit Reitern, deren lange Beine auf beiden Seiten fast den Boden berühren, zum Schluß große Wachthunde, das Alles zieht in der Gebirgseinsamkeit an uns wie eine Traumerscheinung oder wie ein verkörpertes Märchen vorüber.

Da uns die Betrachtung der Alpenhütte mit ihren fremdartigen Bewohnern, von denen wir noch eine Familie häßlicher schwarzer Schweine zu erwähnen haben, doch schon eine Zeitlang von Verfolgung unsers Weges abgehalten hat, so mögen wir noch einige Augenblicke mehr daran wenden, um mit aller Vorsicht an den Rand des Felsens in der Nähe der Hütte vorzutreten, der sich hier schwindelndsteil in eine Thalschlucht hinabsenkt, in welcher das Languardwasser zwischen Felsblöcken hindurch schäumend und tosend seinen Weg sucht. Von hier aus sieht man auch zuerst im Hintergrunde des engen Thals, in allerdings noch beträchtlicher Entfernung, die Spitze des Languard.

Gerade auf sie zu führt nun der Pfad an zerrissenen, wildzerspaltenen Syenitfelsen hin, auf denen noch einige verkrüppelte Arven, deren ganzes Leben ein fortwährendes Absterben ist, Fuß gefaßt haben; in den Rissen und Spalten, auf den Vorsprüngen dieser Felsen findet der Botaniker reiche Ausbeute. An einer nur mit ziemlicher Gefahr zu erkletternden Stelle wächst hier auch das viel gesuchte, viel gepriesene „Edelweiß“ (Gnaphalium Leontopodium Scop.). Alpenrosen und Edelweiß! — wem, der jemals mit einigem Sinn für ihre charakteristischen Erscheinungen auch im Kleinen in den Alpen weilte, stehen nicht bei Nennung dieser Namen die Wunder des Hochgebirges frisch und voll vor Augen? Das ist der Vorzug, den die oft verspotteten Sammler der kleinen Naturgegenstände genießen, daß ihnen ein einziges bezeichnendes Pflänzchen, verblichen und vertrocknet, eine ganze Gegend lebendiger wieder ins Gedächtniß zurückruft, als es vielleicht dickleibige Tagebücher bei Anderen zu thun vermögen.

Nachdem wir auf unserm Weiterwege eine reiche, kräftig sprudelnde Quelle des köstlichsten Wassers, aus der man auch ohne den Antrieb des Durstes trinkt, nur um die edle Gottesgabe nicht ganz ungenützt dem Abgrunde zueilen zu lassen, überschritten haben, können wir, den eigentlichen Pfad verlassend, uns links die Höhe hinaufwenden. Die ganze, mit Schutt und Geröll bedeckte, hier und da von einem Schneefelde unterbrochene Halde ist gangbar; unser Weg wird auf diese Weise kürzer, wenn auch ein wenig beschwerlicher. Die Umgebung beginnt an die Oede des Albula-Passes zu erinnern. Auch die pfeifenden Murmelthiere sind da. Eine alte Angabe ist es, daß Gemsenherden, welche in der Nähe dieser Thiere grasen, von ihrem warnenden Signale Notiz nehmen. Leider kann man auch auf den einsamen Abhängen des Piz Languard darüber keine Beobachtungen anstellen, denn die Gemse, welche einst hier nicht selten anzutreffen war, ist auch von hier verschwunden. In nicht gar langer Zeit, fürchten wir, wird auch sie in diesen Gebirgen gleich dem rhätischen Steinbock, der nur noch auf dem Wappenschilde des Cantons Graubündten erhalten ist, zu den ausgestorbenen Thieren gehören.

Haben wir endlich die Schutthalde erstiegen, so sind wir am Fuße des Languardkegels angelangt. Es beginnt der dritte, angreifendste Theil der Ersteigung.

Man kann sich keine bessere Vorstellung von der Beschaffenheit des aus Granit und Schiefer bestehenden Berges machen, als wenn man sich denkt, eine ungeheure Felsmasse sei durch eine Pulverexplosion zerrissen worden und in sich zusammengestürzt. Von einem ordentlichen Pfade kann unter solchen Umständen keine Rede sein; ein Hinaufreiten auf Eseln oder Maulthieren ist eine absolute Unmöglichkeit. Es gilt, von Kante zu Kante, von Block zu Block, oft mit Zuhülfenahme der Hände, emporzusteigen. Manchmal bewegt sich so ein zwischen seinen Kameraden mit nur einem Ende eingeklemmter Granitblock unter dem Gewicht unseres Körpers, und der Gedanke, mit ihm in die Tiefe hinabzukollern, ist nicht gerade die angenehmste Zugabe zu den Mühen und den Genüssen der Ersteigung. Die mit Hacke und Brechstange bewaffnete menschliche Hand könnte allerdings an dem Wege mehr nachhelfen und bessern, als sie gethan, indeß hat auch diese Ursprünglichkeit ihren Reiz, und daß die Sache nicht gar zu schlimm ist, sieht man daraus, daß bereits eine große Anzahl von Damen, jüngeren sowohl wie älteren, den Piz Languard glücklich bestiegen hat.

Auf dem Kegel finden wir, wo sich zwischen den Blöcken hinreichende Erde gelagert hat, eine interessante Welt von Miniaturpflanzen. Die Arten von Ranunculus, Androsace und Gentiana, die uns durch ihren Zunamen glacialis an ihre Vertrautheit mit der Eisregion erinnern, erscheinen bis zur Spitze hinauf. Ferner sammelt man: Arenaria biflora L., Potentilla frigida Vill., Senecio carniolicus Wild. und andere. Den lieblichsten Anblick aber gewähren die oft handgroßen Rasen von Eritrichium nanum Schrad., dem nächsten Verwandten der Familie des Vergißmeinnicht. Aus dem feinen, dichten und lichten Grün blicken uns die himmelblauen Blüthen hier in der steinernen Wildniß so treuherzig und vertraut an, wie geliebte blaue Menschenaugen.

Die letzten Schritte oder Sprünge, die Absätze der immer schmaler werdenden Pyramide hinauf wird man nicht ohne gesteigerte Aufregung zurücklegen können, und nicht, ohne aufs Tiefste ergriffen, ja erschüttert zu sein, wird man zum ersten Male auf dem Gipfel des Berges stehen. Denn überaus herrlich und großartig ist Alles, worauf unser Blick fällt, und es bedarf einiger Zeit, ehe wir uns so weit gesammelt haben, daß wir ruhig und bewußt die Einzelmusterung zu beginnen vermögen.

Die Bergkuppe, auf der wir uns befinden, ist kein breiter Rücken, sondern eine wirkliche Spitze. Zwanzig, höchstens dreißig Personen, auf ihr stehend, sitzend, lagernd, füllen den vorhandenen Raum vollständig aus. Wir kommen uns vor, wie auf einer einsamen himmelhohen Warte, — unabsehbare, schauerliche, mit Schnee und Eis bekleidete Abgründe ringsum.

Der erste Forscherblick eines jeden Ersteigers des Piz Languard gilt gewiß der Bernina-Gruppe, von deren Großartigkeit bei geheimnißvoller Verschlossenheit wir unten im Thale so viel gehört haben. Da liegt sie vor uns, eine riesige Silbermasse mit blitzenden, blendenden Hörnern und Spitzen von reinstem Krystall, so nah, so überschaulich, daß man meinen möchte, die ausgestreckte Hand könne sie ergreifen! Wie ein hochragender Herrscher im Kreise seiner Vasallen thront der Piz Bernina inmitten zahlreicher anderer Riesenhäupter. Gerade im Süden von uns erheben sich Munt Pers (= mont perdu), Piz d'Arlas, Piz Cambrena und vor Allen Piz Palü, dieser letztere eine Eispyramide von 12,300 Fuß Höhe. Etwas weiter im Hintergrunde umgeben ihn links und rechts Piz Verona, Piz Zoppo, Crasta güzza (der spitze Grat) und andere Firste, Grate und Scheitel von fast gleicher Höhe. Rechts vom Piz Bernina ragen Morterasch und Tschierva (Hirschkuh), Roseg und la Sella (Sattel) empor, in weiterer Entfernung Piz Tremoggia, il Chapütschin (das Käppchen), Piz Güz, Piz Lat, Monte dell' Oro und zahlreiche andere Höhen. Zu unseren Füßen liegen Piz Schalchagn und Rosatsch und weiterhin Corratsch (der große Rabe). Zwischen allen diesen eisstarrenden Zacken breitet sich das unabsehbare Meer ihrer Gletscher, deren weiße Ausläufer sich nach allen Richtungen hin erstrecken, aus.

Erheben wir unsern Blick aus der Nähe zu dem uns einschließenden äußersten Horizonte, so gewahren wir uns inmitten eines Panoramas von Felsspitzen, wie es reichhaltiger kein Punkt der Erde darzubieten im Stande sein dürfte. Man behauptet, daß man bei klarem Wetter vom Piz Languard aus über eintausend benannte Bergspitzen sehen könne, und daß diese Behauptung keine übertriebene ist, wird das Panorama beweisen, dessen Zeichnung vor vielen Jahren bereits in Angriff genommen worden, und dessen Vollendung, wenn sie nicht schon erfolgt ist, jedenfalls bald zu gewärtigen sein wird. Von wichtigeren Berggruppen und Berghäuptern sind sehr klar die Umrisse der Berner Alpen mit ihren höchsten Spitzen: Finsteraarhorn, Schreckhorn, Mönch und Jungfrau zu sehen; aus der Urschweiz tauchen Titlis, Tödi und Glärnisch auf, drüberhin die Churfirsten am Wallensee und aus Appenzell der Sentis. Rechts davon schließen sich vorarlberger Höhen und die tiroler Berge an, unter letzteren namentlich prächtig die Oetzthaler Ferner, dann die Wildspitz, das Hochjoch, der Etschstock, das Wormser oder Stilfser Joch. Gerade im Osten, unsern und sehr deutlich, steigt die imposante, schneebedeckte Gruppe des Ortler als eine dreispitzige Krone auf.

Beobachter, welche den Horizont von hier aus mit Fernröhren durchforscht haben, wollen den Monte Rosa deutlich erkannt haben; den Montblanc aufzufinden, ist jedoch auch dem eifrigsten Suchen bis jetzt nicht gelungen und wird vielleicht auch nie gelingen, weil er wahrscheinlich schon unter dem Horizont liegt. Die gerade Entfernung des Montblanc vom Piz Languard beträgt nämlich weit über dreißig deutsche Meilen, ebenso die des Groß-Glockner, der gleichfalls vergebens gesucht wird.

Man wird es uns glauben, daß man viele Stunden, versunken in schweigende Betrachtung dieser unendlich mannichfaltigen und imposanten Gebirgs- und Gletscherwelt zubringen kann. Das Bedürfniß nach Mittheilung ist ein geringes; selbst große Gesellschaften weilen hier oben lautlos, wie in andächtigem Schweigen. Das Gedonner einer drüben im Bernina stürzenden Lawine stört die feierliche Stille nicht, denn der gewaltige Laut paßt harmonisch in die gewaltige Umgebung hinein.

Imposant wirkt auch die Farbenmonotonie, welche rund um unsern Standpunkt herum herrscht. Rechnet man die krystallgrüne Oberfläche einiger kleiner Gletscherseen dicht unter dem Piz Languard, die den größten Theil des Jahres hindurch zugefroren sind, nicht, so wird das Grau der Felsen, das Weiß der Gletscher und Schneefelder in der ganzen Runde nur an einer einzigen Stelle durch das Grün einer freundlichen Oase unterbrochen. Das ist gerade gegen Westen, wo man einen Theil des Innthals mit den von Wiesen und Wald umkränzten Ortschaften Cresta, St. Moritz und Campfèr sammt den dazwischenliegenden Seen, dem Statzer- und St. Moritzer-See, erblickt. Diese Dörflein sind auch die einzigen Niederlassungen der Menschen, welche man vom Languard aus gewahrt, man müßte denn noch die Alphütte im Val Prünas nördlich, dicht unter uns, hinzufügen wollen.

Daß Sonnenauf- und Untergänge, vom Languard aus gesehen, zu den entzückendsten Schauspielen der Gebirgswelt gehören müssen, läßt sich leicht annehmen. Vielleicht gewährt eine nicht weit unter der Spitze des Kegels zu errichtende Hütte, in der ein Heulager zu übernachten gestattet, in Bälde

die Möglichkeit, sich dieser Naturgenüsse ohne allzu große Strapazen und Entbehrungen zu erfreuen.

Der Rückwege vom Piz Languard stehen uns zwei zu Gebote; der eine ist derselbe Weg, der uns empor geführt hat. Auf ihm langen wir in etwa zwei Stunden wieder unten im Thale an. Der zweite Weg geht vom Fuße des Trümmerkegels in südöstlicher Richtung über den Languard-Gletscher, an dem fest zugefrorenen See unterhalb einer Kalkwand, die den Namen la Pischa führt, vorbei ins Val da fain (Heuthal) hinab. Dieses Thal, eine reiche botanische Fundgrube, mündet bei der Alp da Pontresina in die uns schon bekannte Bernina-Straße, die uns dann in unser Standquartier zurückbringt. Aufwärts führt das Val da fain unterhalb des links emporragenden Piz della Stretta in das Livigno-Thal, das bereits zu Italien gehört. Der eben erwähnte Rückweg ist reich an Schönheiten, aber wegen der starken Zerklüftungen des verhältnißmäßig nur kleinen Languard-Gletschers, die oft mit frischgefallenem Schnee trügerisch überdeckt sind, nicht ohne Lebensgefahr und jedenfalls nicht ohne Führer zu wählen.

Seine förmliche Einweihung als Wallfahrts- und Aussichtspunkt hat der Piz Languard am 1. August 1856 mit einer gewissen Feierlichkeit erhalten. An jenem Tage brachte eine Anzahl von Einwohnern Pontresinas und Anderen eine eiserne Fahne, mit dem graubündtner und dem schweizer Wappen geziert, auf seine Spitze und pflanzte sie dort auf; eine Orientirungstafel, an deren Pfosten in blecherner Büchse ein Fremdenbuch aufbewahrt wird, kam als spätere Ausstattung hinzu.

Wir können unsere Schilderung des herrlichen Berges, der Perle des graubündtner Gebirges, nicht besser schließen, als mit der Anführung der kleinen Festrede, welche bei jener Gelegenheit der Commandant Ladner von Igis bei Chur, ein Sommereinwohner von Pontresina, der sich um die ganze Angelegenheit sehr verdient gemacht hatte, hielt. Er sprach auf dieser Tribüne, wohl der eigenthümlichsten, auf der je ein festliches Wort erklungen, etwa also:

„Dir, würdiger Greis, Piz Languard, bringen wir, Kinder des 19. Jahrhunderts, heut' einen zierlichen Bannerschmuck dar. Empfange ihn als Auszeichnung vor deinen Brüdern, als Belohnung für die großartige Aussicht, welche du gewährst. Trage ihn stolz und frei Jahrhunderte hindurch, ein Symbol der unvergänglichen rhätischen Freiheit. Nimm jeden Besucher freundlich auf und entlaß ihn gesund und begeistert, damit er all das Herrliche, was er auf dieser Stelle gesehen, weiter verkündigen möge. Dir und allen denen, die dich heute grüßen und noch grüßen und ehren werden, ein weithin schallendes Hoch!"

Häusliches Leben der Mohammedaner zu Bagdad am Tigris *).

I.

Behandlung der Kinder; Festlichkeiten nach der Geburt. — Mannbarerklärung. — Leben und Treiben der jungen Männer. — Der junge Türke als Tschapkyn, d. h. Taugenichts, und wie man ihn züchtigt. — Wie es mit der Erziehung der Mädchen steht. — Nikiah; Verkauf der Töchter durch die Eltern. — Zeitweilige Ehen; Scheidungen; Polygamie.

Das häusliche Leben in Bagdad ist besonders im Sommer entsetzlich monoton und widerstrebt unseren Begriffen von „ein Mensch zu sein". Von öffentlichen Unterhaltungen ist vollends gar keine Rede und innerhalb seiner vier Mauern spielt der Bagdader die Hauptrollen des tragikomischen Schauspiels unseres Daseins. Die Geburt, die Hochzeit und der Tod sind, wie überall, die hervorragenden Momente des Lebens, denen man durch Ceremonien den größten Ausdruck zu geben trachtet. Am einfachsten kommt der Mensch auf die Welt, d. h. nur insofern darunter die Formalitäten, welche sich an dies Ereigniß knüpfen, verstanden werden. Die Hebamme ist dabei die wichtigste Person, die sich ihre Mühe unendlich höher honoriren läßt, als es bei uns zu Lande gesetzlich gestattet ist. Kaum begrüßt der kleine Weltbürger die Erde, so ist das erste, woran man denkt, die Sorge, ihn vor dem Einfluß der Dämone, der Dschin und der Gerüche zu schützen, weshalb man an das Tuch, das man um seinen Kopf schlingt, einige Amulete in der Gestalt von Steinen, Kapseln mit Koranversen u. s. w. befestigt. Unerläßlich ist ein Stück von der Nabelschnur, welches das Kind, mindestens so lange es saugt, beibehält. Es ist erstaunenswerth, mit welchen Zaubermassen ängstliche Mütter oft die Häupter ihrer Kleinen beladen. Auf die Wöchnerin selbst nimmt man in Bagdad nicht viel Rücksicht, weil vielleicht ihr Zustand dort, Dank der Unbekanntschaft mit unseren Hysterie erzeugenden Corsets, selten gefährlich ist. Die glückliche Mutter geht gewöhnlich am dritten Tage schon wieder an ihre häuslichen Geschäfte.

Eine Musikbande — Lärmmacher, die von Harmonie und Noten keine Ahnung haben — hat ihre Späher in der ganzen Stadt vertheilt, und kaum wittert sie irgendwo eine Niederkunft, so stürmt sie förmlich das Haus, dringt in den Hof ein und beginnt nun, kraft der Sitte, ein gräßliches Concert auf urwüchsigen Instrumenten, unter denen die große Pauke stets eine hervorragende Rolle spielt. Nach einem angemessenen Geschenke ziehen sich diese Speculanten zurück und machen nun den Bettelleuten und Gratulanten Platz. Die Hebamme erhält von Wohlhabenden meist ein Honorar von 50 bis 100 Gulden, begnügt sich aber damit keineswegs, sondern erhebt jedesmal einen Tribut, wenn das Kind zu zahnen, zu gehen und zu sprechen anfängt. In den Krankheiten, denen es unterworfen ist, wird nur sie consultirt und verordnet gewöhnlich ein aus bitteren und adstringirenden Ingredienzien zusammengesetztes Universalpulver. Bei reichen Leuten wird die Hebamme für die kleinsten Dienste mit Geschenken überhäuft, und ihr Gewerbe ist, wenn sie Ruf hat, ein sehr einträgliches, so daß sie bald ein Vermögen sammelt. Ein Arzt dagegen, wenn er auch noch so geschickt wäre und von seiner Praxis allein leben wollte, könnte froh sein, wenn er, als ihr Famulus von ihr protegirt, Gelegenheit hätte, das trockne Brot zu verdienen. Und warum sollte man auch nicht die Professionisten, welche den Menschen in die Welt helfen, bes-

*) Vom Verfasser der „Einblicke in den osmanischen Orient", deren unsere Leser sich erinnern werden. Die Schilderung beruht auf langjähriger Beobachtung, die unser Landsmann an Ort und Stelle gemacht hat.

ser honoriren als diejenigen, welche ihn mit ihren Droguen hinauskünsteln!

Das Kind wird die ersten sechs Wochen hindurch, die Arme am Leibe, fest eingewickelt und macht so sein erstes irdisches Märtyrthum durch; seine Wiege schwebt zwischen zwei zweibeinigen Pfosten an einem beweglichen Verbindungsholze ziemlich nahe über dem Boden. Am Tage im Sommer und auf der Reise bereitet ihm die Mutter gern eine Hängematte aus zwei parallelen Stricken, um die lose ein Tuch geschlagen wird. Um die Stricke aus einander zu halten und gleichzeitig das Tuch, wenn das Kind darin ruht, festzuklemmen, dienen zwei Hölzer an den Enden. Fängt das Kind zu laufen an, so befestigt man an seinen Fußgelenken silberne Spangen mit Schellen, welche nicht nur als Schmuck dienen, sondern auch Nachricht geben, wo sich das kleine hülfsbedürftige Wesen nach einem unbewachten Augenblicke befindet. Werden die Sprößlinge größer, dann erhalten sie Spielzeug, doch niemals Puppen. Das verstößt gegen den Koran. Eine Bagdader Frau erblickt überdies in jeder Puppe ein Gespenst, das sich unversehens beleben und ihrem Kinde Schaden zufügen könnte. Nichtsdestoweniger folgen die Mädchen, so gut wie bei uns, der Stimme der Natur und warten statt der Puppen Kissen und Klötze. — Die Spiele der Knaben sind sehr oft mit denen der unseren identisch und wiederholen sich in gewissen Jahreszeiten. Der kleine Araber spielt mit dem Balle, schlägt den Reifen, dreht den Kreisel und läßt den Drachen steigen. Das letztere ist gegen das Ende des Sommers sehr beliebt, und eine Hauptfreude besteht darin, Nachts eine Papierlaterne an der Schnur aufsteigen zu lassen, so daß man glaubt, es stände ein neues Gestirn am Himmel.

Eine wichtige Zeit für den jungen Muselmann ist die Beschneidung, welche indeß sehr wenig von den unter den Türken maßgebenden Gebräuchen verschieden ist. Festlichkeit herrscht mehrere Tage vorher in dem Hause der Eltern, und die Reichen halten sogar während dieser Zeit freie Küche und fetiren, wer immer kommen will, Reich und Arm, mit den Nationalgerichten: dem Pilau und dem Dolma (mit Reis, gehacktem Hammelfleisch und Zwiebeln gefüllte Gurken). Da bewegt sich die Bettlerin neben der von Edelsteinen und Schönheit strahlenden Dame und ißt und schlürft Süßigkeiten nach Herzenslust; die Männer unterdessen vergnügen sich in dem Selamlik an einem substantiellen Sijafet (Gastmahl), wonach es dann zu einigen Gläschen zu viel des berauschenden Dattelarraks kommt. Der junge Gläubige, der gewöhnlich zu der ganzen Herrlichkeit ein halb dummes, halb ängstliches Gesicht macht, wird von seiner Mutter und ihren Verwandten und Zofen mit Schmeicheleien und Leckerbissen überhäuft, von den Männern und seinem Chodscha (Lehrer) dagegen zu dem Ehrgeiz aufgeregt, muthig in die Reihe der Moslim zu treten. Naht endlich die verhängnißvolle Stunde, so wird zuerst, wie das bei allen feierlichen häuslichen Gelegenheiten Sitte ist, ein öffentlicher Umzug durch die Stadt gehalten. Gewöhnlich statten Wohlhabende mehrere arme Knaben, welche an der Ceremonie theilnehmen, mit neuen Anzügen aus; der Sohn des Hauses aber starrt, wie das prächtige Paradepferd, auf dem er, von einem Reitknecht am Zügel langsam geführt, sitzt, von Gold und Geschmeide. Hinter dem vornehmsten, der Stellung seines Vaters nach, reihen sich die übrigen; unmittelbar vor dem Zuge schreiten gewöhnlich mit dumm gravitätischen, aristokratische Faulheit zur Schau tragenden Mienen die schwarzen Eunuchen in reicher Tracht; ganz an der Spitze marschirt eine Musikbande, worunter immer ein paar lärmmachende Paukenschläger und Querpfeifer zu verstehen sind; hinten folgen die Verwandten und dann, mit Ausnahme der Reitknechte, welche bei den Pferden bleiben, die übrigen disponibelen Diener. In dieser Weise bewegt sich die Procession durch alle Hauptstraßen der Stadt, gefolgt von einem schreienden Schwarme bewundernder Gassenjungen. Endlich erscheint der blutige Moment selbst und die jungen Opfer werden dann meist in dem Vorhof der Moschee von einem mit den betreffenden chirurgischen Kenntnissen ausgerüsteten Imam mittelst eines scharfen Rasirmessers in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufgenommen. Dann ist für den hoffnungsvollen Dulder natürlich Tanz und Spiel vorbei, aber um so wilder amüsiren sich seine erwachsenen Freunde und Verwandten. Zuweilen läuft die fromme Procedur, wenn sie namentlich bei Erwachsenen vorgenommen wird, übel ab, und der Eine oder Andere muß seinen Glauben mit dem Leben bezahlen. Auch die Mädchen in Bagdad unterliegen einer Circumcision.

Für den Knaben beginnt nach der Operation ein neues Dasein; er geht aus den zarten Händen der Weiber in die rauheren seines Geschlechtes über. Aus dem Harem wird er verbannt. Um ein Geschäft zu lernen und daheim nicht lästig zu fallen, giebt ihn der Vater zu einem Meister in die Lehre. Bei ihm pflückt er, wie ich oft Zeuge gewesen, ebensowenig Rosen, wie der Schusterjunge des lieben Deutschlands im Dienst des Herrn Knieriem und Gattin. So der Araber und der Christ. Der junge Türke lernt nichts und bestimmt sich, wenn er kriegerische Instincte an sich wahrnimmt, zum Heiter (irregulären Landreiter) oder wird im entgegengesetzten Fall Tabackshändler oder Gewürzkrämer. Daß der Jude nur schachere, wäre eine ungerechte Behauptung, denn er treibt, wie schon früher erwähnt, einige nicht mit großen körperlichen Anstrengungen verbundene Handwerke. Der Wohlhabende, der auf Weisheit speculirt, setzt seine Koranstudien unter der Anleitung eines unwissenden Chodschas fort oder bewirbt sich um eine Staatsanstellung, die ihm auch durch den Einfluß seiner Eltern, ohne alle Kenntnisse, zu Theil wird. Die Jahre, ehe er Manns genug ist, sein für ihn aufgewärmtes Amt anzutreten, verbringt er im süßen Nichtsthun mit Spielen auf den Gassen, wobei er denn sehr bald in ruchlose Flegeleien verfällt, welche selbst unserer lieben Jugend nicht so leicht in den Sinn kommen. Endlich schließt er sich gar an die Domestiken an, zu denen er aus Furcht vor Entehrung der Sklavinnen seines Vaters verwiesen wird, und läßt sich von diesem niedrigen Gesindel zum vollkommenen Tschapkyn erziehen. Tschapkyn bedeutet im Türkischen einen Taugenichts im engern Sinne, der müßig geht, sich zeitweilig betrinkt und alle erdenklichen Lüderlichkeiten und dann auch Verbrechen begeht. Von diesen Tschapkyns wimmelt es in allen türkischen Städten; sie zeichnen sich vor unseren jungen Tagedieben durch eine noch viel brutalere Sinnlichkeit aus. Bagdad ist namentlich eine sehr entsittlichte Stadt und ihre türkische Bevölkerung nimmt in Trunksucht und unnatürlicher Lust unstreitig die erste Stelle ein. Kleinigkeiten heißen öffentliche Rohheiten, auf die in jedem geordneten Staate die härtesten Strafen stehen. In der Familie geht es nicht besser: die Frau und Schwester sind Wesen niederer Ordnung, und ein Vater klatscht Beifall und ruft „Aferin! Aferin!", wenn sein dreizehnjähriger Sohn die eigene Mutter prügelt. „Hat ein Weib auch Verstand?" ist ein beliebtes auch unter der orientalischen Jugend gäng und gäbes Sprichwort. Kein Wunder, daß eine derartige, nicht nur vernachlässigte, sondern unnatürliche und bestialische Erziehung einen Kern von teuflischen Fanatikern heranbildet, an denen alle Civilisationsversuche scheitern müssen und welche stets zu Mordscenen, wie sie in Damaskus sich ereignet, aufgelegt sind.

Aus dem Stande der Tschapkyn sind fast sämmtliche höheren türkischen Beamten hervorgegangen und recrutiren sich beständig daraus. Der eigentliche Araber ist nüchtern,

fleißig und intelligent, und nur durch die unaufhörliche türkische Bedrückung so heruntergekommen, wie man ihn in den Städten und auf den Dörfern, wo die tyranischen Zwangsherren gebieten, antrifft. Unter den unabhängigen Stämmen hat sich noch, abgesehen von den barbarischen Naturinstincten, die alte Sitteneinfalt erhalten. Während unter den Moslim der Tschapkyn gefürchtet und bewundert dasteht und auf den ersten Sprossen der Leiter zum Großvezier oder zuweilen auch zum Galgen paradirt, suchen die Christen Bagdads seinem für sie unfruchtbaren Auskommen in ihrer Mitte entgegenzutreten. Das Verfahren zur Ausrottung des Unkrautes ist summarisch. Ist es erwiesen, daß ein Tangenichts von Sohn seine Familie anhaltend durch Trunk und liederlichen Umgang entehrt, haben alle Ermahnungen der Eltern und des Geistlichen nichts gefruchtet und das Uebel greift sichtbar um sich, so versammeln sich die Verwandten des Unverbesserlichen und constituiren sich in geheimer Sitzung zum Tribunal. Der noch arglose junge Sünder wird vorgeführt und der Vater oder Onkel bringt ihm dann die Reihe seiner Fehltritte und Unthaten in das Gedächtniß und schließt endlich mit der Bemerkung, daß nunmehr der Moment der Ahndung hereingebrochen sei. Dann werfen sich die Executoren über den Tschaplyn, der oft über zwanzig Jahre alt ist, her, binden ihn und bläuen ihn dann mit Stöcken unnachsichtlich so lange durch, bis er um Gnade und Erbarmen schreit und Reue und einen bessern Lebenswandel gelobt.

Die Erziehung des Mädchens beschränkt sich auf den elementaren Schulunterricht, der bei den fähigeren Köpfen hinreicht, einen Begriff von Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwecken. Nur die wenigsten indeß machen sich wirklich mit den Geheimnissen des Alphabets vertraut. Und was würde ihnen das nützen? Den Werth des Weibes schätzt man neben der Ausstattung weit mehr nach dem Gewicht, als nach den geistigen Fähigkeiten und den Kenntnissen. Dazu kommt noch, daß die Reife des weiblichen Geschlechts in jenen Klimaten oft erstaunlich früh, ja manchmal schon mit dem neunten Jahre eintritt, dann aber hört selbstverständlich die Gelehrsamkeit auf. Die junge Bibi wird nunmehr ausschließlich von ihrer würdigen Mutter zu einer Zierde des Harems erzogen. Es wäre sehr unanständig und thöricht, wollte sie sich in die häuslichen Angelegenheiten mischen und ihrer Erzeugerin hülfreiche Hand leisten. Sie könnte sich darüber die zarte Haut der Finger verderben oder wäre gar im Stande, an Gewicht abzunehmen. Um eine möglichst große Zunahme des letztern zu erzielen, wird sie von ihren Verwandten ermahnt und angehalten, die schwellenden Kissen der Ottomanen nur im äußersten Nothfall zu verlassen, dagegen bringt man ihr recht viel Pillaf und Süßigkeiten auf und erhält sie bei guter Laune, indem man ihr in Aussicht stellt, ein reicher alter Rechtgläubiger werde geruhen, sie mit seinem Antrag zu beehren. Sind glücklicherweise ihre Eltern wohlhabend genug, um nicht mit den Reizen der Töchter glücklich zu speculiren, so blüht ihr schon ein angenehmeres Loos und sie braucht sich nicht für den Hochzeitsmarkt auffüttern zu lassen. Die ärmeren Leute verkaufen meist unter dem euphemistischen Namen des „Nikiah" ihre Töchter und erwarten die Kunden. Alte Weiber machen es sich zur Aufgabe, für reiche Wüstlinge nach schönen Mädchen spürend in den Häusern umzugehen. Haben sie für ihren Gönner ein Prachtexemplar gefunden, so wird der Handel unter dem sehr nichtigen Vorwande einer Heirath eingeleitet. Der brave Mann, der gegen ein Douceur von einigen tausend Piastern die gesetzliche Verbindung mit der dreizehnjährigen Schönheit wünscht, war vielleicht schon der glücklich Geschiedene von zwanzig Gemahlinnen und besitzt nebst einigen Sklavinnen noch drei andere legitime Fractionen seines Ichs.

Die Religion erleichtert die Trennung der Ehe so ungemein, daß es nur der Erklärung des Mannes vor dem Kadi und die Entrichtung des vorher festgesetzten Entschädigungsgeldes bedarf, um die ihm überdrüssig gewordene Frau ihrem Schicksale zu überlassen. Die Schia sind darin noch leichtfertiger als die Sunniten. Ein Bekenner Aali's verheirathet sich sehr häufig nur contractlich für eine gewisse vorher festgesetzte Zeit; ja, ehrsame Wittwen, die das dringende Bedürfniß fühlen, durch eine Pilgerfahrt nach Mekka oder Kerbela ihrer gepreßten Seele Luft zu machen, gehen, um Scandal zu vermeiden und in der Bedienung nicht gehindert zu sein, mit einem beliebigen gemietheten Führer nur für die Dauer der Reise ein Ehebündniß ein, welches indeß sehr häufig nicht einmal praktisch zum Vollzuge kommt. In den öffentlichen Häusern Persiens gar ist der ehrbare Unternehmer des Geschäftes gemeinlich ein Imam (Priester), welcher seine Kunden am Abend mit den Damen ihrer Wahl ganz nach dem Ritus traut und contractlich die Entschädigungssumme festsetzt; am folgenden Morgen sodann trägt der Gatte weniger Stunden auf Ehescheidung an, und die Verbindung wird nun wieder gesetzlich nach Zahlung der bedingten Caution von dem Imam gelöst.

Daß unter solchen Umständen die allgemeine Sittlichkeit nicht gehoben wird, sondern vielmehr eine ungeheuere Demoralisation immer mehr Platz greift, ist sehr erklärlich und damit auch der Zustand unheilbaren Verfalls, an dem die Türkei und Persien leiden. Die Polygamie, wenn sie gewisse Grenzen nicht überschreitet und in Anbetracht der klimatischen Verhältnisse sich auf drei Weiber beschränkt, ist an sich keine so durchaus verdammenswerthe Institution, doch nur falls ihre Absicht erreicht wird: die Debauche aus der Familie zu entfernen und den vielen heirathsfähigen schönen Mädchen, welche, wie ja in Europa, so oft sitzen bleiben müssen, Gelegenheit zu bieten, dem Beruf, den die Natur in sie gelegt, zu folgen. Diese Gründe wiegen um so schwerer in der Wagschale der Vernunft, als die sinnlichen Orientalinnen sich nicht mit Theeklatschen, Versedrechseln, Romanschreiben, Clavierklimpern und Betkränzchen ästhetisch über den Mangel eines Gatten und der Lust Mutter zu werden trösten können noch wollen. Willigen sie nun gar selbst ein, in schwesterlicher Verträglichkeit mit den anderen beiden Frauen zu leben, so kann man weder ihnen noch ihrem Manne, vom muselmännischen Standpunkt aus, einen Vorwurf machen. Die Maitressen, welche die christlichen reichen Leute neben ihren Familien auszuhalten pflegen, sind jedenfalls noch viel unsittlicher. Allein das Demoralisirende bei der Sache ist eben die höchst niedrige Behandlung, welcher diese Weiber von Seiten ihres Mannes ausgesetzt bleiben, wenn ihnen nicht die Geburt eines Sohnes Rechte auf seine Achtung erwirbt. Die Mutter allein wird durch das Gesetz um ihres Kindes willen geschützt und hat wenigstens Alimentationsrechte. Eine Unfruchtbare steht bei den Orientalen in keinem größern Ansehen, als eine öffentliche Dirne und wird selbst von ihren Mitgenossinnen geringschätzig behandelt.

Am Hofe des Königs Mongkut zu Bangkok in Siam.

Von **Robert Schomburgk.**

II.

Die Ceremonie des Haarabschneidens bei einer Prinzessin. — Hochzeitsfeierlichkeiten.

Ein anderes Mal war Schomburgk Zeuge der Feierlichkeit, welche die Haarabschneidung einer jungen Prinzessin begleitete, womit nach siamesischer Sitte die Einführung der jungen Dame in die Gesellschaft stattfindet. Der eigentliche Name dieser Ceremonie ist Kone-Chook. Ihre Entstehung wird folgendermaßen erzählt: Ein Bramine hatte einen kleinen todtkranken Sohn; die Aerzte erklärten, daß er nach sieben Tagen ein Raub der Yäks (bösen Geister) sein würde. In seiner Angst befragte der arme Vater einen berühmten Buddhistenpriester um seinen Rath. Derselbe verordnete verschiedene geistliche Uebungen, welche in dem Krankenzimmer Tag und Nacht vorgenommen werden sollten, dabei sollte man dem Kinde das Haar, welches seit seiner Geburt noch nicht abgeschnitten worden, vollständig abscheeren. Die Vorschriften wurden pünktlich befolgt, das Kind genas — und die als heilsam gepriesene Cur wurde fortan bei gefährlichen Krankheiten der Kinder überall angewandt. Später ließ man vorsichtshalber bei allen Kindern einen Haarbüschel auf dem Scheitel bis zu ihrem 9., 11., 13., 15. oder 17. Jahre stehen, kürzere oder längere Zeit, je nach ihrer körperlichen Reife, und verband mit der dann erfolgenden Haarabschneidung eine religiöse Ceremonie, durch welche die bösen Geister mehr und mehr die Macht über die Kinder verlieren sollen. Alle Siamesen, denn auch die Peguaner und die Cambodjaner, legen sehr großes Gewicht auf Erhaltung und rechtzeitige Abschneidung der Scheitellocke, sie fürchten, daß ihre Kinder sonst dem Wahnsinn verfallen müßten. Die Anhänger der neuen buddhistischen Schule, deren Protector der jetzige König ist, gestatten die Sache nur als einen durch das Alter geheiligten Gebrauch und benutzen diese Gelegenheit, ihren Kindern ein Fest zu veranstalten und sie mit reichen Geschenken zu erfreuen. — Die Kinder tragen bis zu diesem Zeitpunkte das auf einem Fleck von etwa Thalergröße geschonte Scheitelhaar glatt und nett aufgerollt und von einer goldenen Nadel gehalten, es gilt für sehr schön, wenn der Scheitelknoten annähernd Pagodenform bildet. Der übrige Theil des Kopfes wird vorzugsweise bei den besseren Classen kurz geschoren und sehr reinlich gehalten.

Das Fest der Haarabschneidung der kleinen elfjährigen Prinzessin Somawatz, Schomburgk's besonderm Liebling, wurde sehr großartig gefeiert. Nachdem zwei Tage lang die üblichen Andachtsübungen Seitens der Priesterschaft stattgefunden, welche vorher mit Festmahlzeiten und reichen Geschenken bedacht worden, fand am Morgen des dritten Tages in Gegenwart aller Prinzen, Edelleute und hohen Beamten die Ceremonie der Haarabschneidung in dem Salon des Königs statt, wobei der König selbst dem Haarabschneider die Scheere reichte, während Muschelbläser, Trompeter, Pfeifer und Trommler eine wahrhaft betäubende Musik machten. Des Kindes Kopf wurde vollständig bis auf die Augenbrauen geschoren. Darauf wurde ein Tragsessel für die kleine Prinzessin gebracht, welchen sie in reich verziertem Anzuge einnahm. Amazonen und Mädchen des Harems stellten sich zu beiden Seiten des Thrones der kleinen Hoheit auf und ein ehrwürdiger Bonze badete ihr Haupt mit heiligem Wasser. Darauf abermalige Speisung der Priester. Nach dem Zurückziehen derselben allgemeines Festmahl, wobei kleine Teller mit den verschiedensten Speisen auf den Fußboden zu Füßen der in verschiedenen Gruppen auf Polstern und Teppichen sich lagernden Gesellschaft gestellt wurden.

Nach Beendigung des Mahles wurden zwei große Standarten gebracht — Baisée genannt —, deren Einrichtung dem früher erwähnten königlichen Regenschirm ähnlich ist. Sie sind ungefähr fünf Fuß hoch und haben fünf Abtheilungen. Der Stiel ist in einem Fußgestell von Weidenholz befestigt, leicht und tragbar. Die verschiedenen Fächer der Baisée sind von Pisangblättern gemacht, mit Silber- und Goldpapier ausgeschmückt. Jede Abtheilung ist mit einem tief ausgezackten Rande umgeben und hat einen flachen Bodeneinsatz wie eine gewöhnliche Zinnpfanne. Auf diesen Einsätzen befinden sich nun: gekochter Reis (k'ow-k'wan genannt), eine Menge kleiner Kuchen, wohlriechendes Oel, duftende Blumen, junge Kokosnüsse und Pisangfrüchte. Andere Geschenke mancherlei Art werden gebracht und rund herumgelegt, das Ganze krönt ein herrliches Blumenbouquet. Zwischen diese zwei Standarten wurde nun das königliche Kind mit seinem Thronsessel gesetzt. Darauf bildete sich eine Procession, woran der ganze Hof Theil nahm. Die Garde der Amazonen in neuen Uniformen, einige scharlach, andere dunkelblau, eröffneten den Zug; diesen folgte eine Anzahl junger Mädchen, Töchter siamesischer Edelleute, und junge Damen aus dem Harem des Königs mit ihren Kammerfrauen, dann kamen Töchter der Vornehmen aus den Provinzen von Laos und aus Cambodja, und etwa 400 bis 500 Siamesinnen (gerade nicht alle dem jugendlichen Alter angehörend) beschlossen den Zug. Drei goldene Armleuchter mit dicken brennenden Wachskerzen gingen bei der Procession von Hand zu Hand und wurden vor der Prinzessin geschwenkt, damit der Rauch ihr Angesicht träfe, was den Einfluß der ihr gespendeten Segenswünsche erhöhen sollte. Bei dieser Gelegenheit, wo es sich um ein Königskind handelte, fanden neun Umgehungen um die Standarten statt, für andere Kinder läßt man es mit fünf Rundgängen genug sein.

Die Feier schloß mit Einsegnung der Prinzessin durch einen alten Braminen; derselbe nahm ein wenig von dem Reis der mit etwas Kokosmilch angefeuchteten Baisée und schob es dem Kinde in den Mund; dann tauchte er seinen Finger in das Oel, berührte die wohlriechenden Blumen und bestrich damit den Fuß der Prinzessin an drei Stellen. Anderen Kindern wird das heilige Oel auf die Stirn gestrichen, aber das Haupt des Königskindes ist für solche Berührung zu heilig. Ein gelehrter Buddhistenpriester sprach zum Schluß den Segen. Bei einem Knaben wird sein k'wan, das ist der Geist der Tapferkeit und des Muthes, angerufen, in seiner Brust Wohnung zu machen, damit er ein Mann werde, der ohne Furcht durch diese Welt des Kampfes und der Anfechtung schreite.

Nach Beendigung der Feier wurden Geschenke in Gold

und Silber zu den Füßen der Prinzessin niedergelegt. Jedes Familienglied des königlichen Hauses, jeder Edelmann, jeder Beamte bis zu dem niedrigsten Grade darf es nicht unterlassen, seine Ehrerbietung in solcher Weise zu bezeigen. Die bei solcher Gelegenheit dargebrachten Gaben erreichen Beträge von 20 bis 640 Picals, je nach dem Ansehen und der Wohlhabenheit des Gebers. Der jetzige König hat beschlossen, die bei der Haarabschneidung seiner Kinder besonders für die entfernt wohnenden Beamten außerordentlich bedeutenden Unkosten ihnen in anderer Weise zurückzuerstatten. Er hat verordnet, daß ihm jedes Mal eine genaue Rechnung ihrer Auslagen eingereicht werde, welche bei Auszahlung des Gehaltes mit berichtigt werden sollen.

Von den Hochzeitsfeierlichkeiten der Siamesen liegen uns charakteristische Schilderungen vor. Wenn ein Jüngling dieses Landes zur Ehe schreiten will, so wird zuerst eine màasu, d. i. ein ältliches Frauenzimmer, welches von den Eltern der Erwählten gekannt und wohlgeachtet ist, als Freiwerberin abgesandt. Wenn diese den Weg eröffnet und erfahren, daß keine unübersteigliche Hindernisse der beabsichtigten Verbindung im Wege stehen, so wird eine Versammlung der männlichen und weiblichen Verwandtschaft des jungen Mannes in das Elternhaus gebeten und mit diesen die Sache nach allen Seiten erwogen. Erfolgt ihre Zustimmung, so wird nach Befragung astrologischer Zeichen ein Tag ausgewählt, an welchem die Aeltesten der Familie die Eltern der Braut besuchen. Sie werden höflich empfangen, mit Betelnuß, Seriblatt, Kalk und Taback auf Präsentirtellern von Tomback oder Gold bewirthet, und darauf wird in folgender Weise die Verhandlung eröffnet:

„Herr und Frau N. haben geglaubt, daß heute ein günstiger Tag für das Geschäft sein würde, welches wir vorhaben. Sie haben uns beauftragt, mit Euch in Betreff ihres Sohnes zu berathen, welcher noch keine Frau hat. Sie wünschen, daß er eine Familie gründe und haben ihn deshalb gefragt: kennst Du eine Person, welche Du gern zum Weibe haben möchtest, und welcher Du Dich in Krankheit anvertrauen möchtest und Deine Leichenfeierlichkeiten nach dem Tode? Der junge Mann hat geantwortet, daß er Eure Tochter im Auge habe als eine solche, der er sich glücklich schätzen würde sich anzuvertrauen in Krankheit und im Tode. Seine Eltern haben uns darauf beauftragt, Euch, die hochverehrten Eltern dieses jungen Mädchens, zu besuchen und Euch zu bitten, Worte des Segens zu sprechen. Was hast Du, Vater, und was hast Du, Mutter, zu sagen über diesen Gegenstand?“ Die Eltern antworten: „Wir lieben unsere Tochter sehr, und der Sohn der sehr geehrten Eltern, von welchen Ihr kommt, ist ebenfalls ein sehr geliebtes Kind. Ein altes Sprüchwort sagt: Gehe langsam und Du wirst Dein Ziel sicher erreichen, und eine verlängerte Bemühung wird ebenfalls guten Erfolg haben. Darum wollen wir erst Rath halten mit unseren Verwandten zur rechten und zur linken Hand und hören, was sie auf Euren Vorschlag sagen, und dann wollen wir unsere Antwort geben.“ Nach einiger Zeit erkundigt sich die Gesandtschaft, ob die Verwandten der Braut der Verbindung geneigt seien? Wenn die Eltern den Antrag für günstig halten, so lautet ihre Antwort: „Wir haben mit unseren Aeltesten Rath gehalten und finden sie einig in der Meinung, daß, wenn der junge Mann aufrichtig fühlt, er könne unserer Tochter seine Person in Krankheit und im Tode anvertrauen, dieses Vertrauen gepflegt werden solle, daß es möge wachsen und blühen. Aber wie steht es mit dem Alter beider Theile? Sind ihre Geburtsjahre und Geburtstage in den Wochen und in den Monaten, welche zu einander passen?“ (Diese Frage bezieht sich auf den Aberglauben, daß Personen, in gewissen Jahren geboren, unmöglich mit einander leben können*). Unverträglich sind z. B. das Jahr der Ratte und das Jahr des Hundes, — das Jahr der Kuh und das des Tigers, — oder des Hahns und Hundes, — oder des Hundes und Affen, — jedes dieser Paare wird als unvereinbar angesehen. Wenn also ein Ehemann in dem einen dieser Jahre geboren wäre und die Frau in dem andern, so würden sie naturgemäß mit einander streiten, einander beißen oder gar verzehren! Nachdem die Eltern, um solches Unheil zu verhüten, die Geburtstage und Geburtsjahre beider Theile erkundet, begeben sie sich zu einem Weissager und erfragen, ob die betreffenden Jahrgänge der jungen Leute ihnen gestatten werden, glücklich mit einander zu leben? Fällt die Antwort bejahend aus, so gilt es, bei der nächsten Verhandlung die Mitgift des Brautpaars zu bestimmen. The P'oon bezeichnet die Geldsumme, welche von den Eltern zur Errichtung eines Geschäfts, the Sinsäwt diejenige, welche zum Bau eines Wohnhauses für das junge Paar bewilligt wird. Die Eltern der Braut erklären: „Wir sind keineswegs so wohlhabend, daß wir einen sehr großen Betrag zu diesem Zwecke verwenden könnten; aber erlaubt uns zu fragen, wie viel werden die Eltern des jungen Mannes ihrem Sohne zur Aussteuer geben?“ Die Aeltesten antworten: „Was dies betrifft, so wird es gänzlich Euch überlassen zu sagen, was Ihr angemessen findet.“ Darauf Jene: „So schlagen wir vor, daß sie zum Bau einer Wohnung die Summe von 80 Picals und zur Anlage des Geschäfts 800 Picals bewilligen. Das Haus wird von Holz gemacht, mit drei Räumen unter einem Dache. Und dazu müssen sie sich verpflichten, Betel und Kuchen und 100 Präsentirteller zur Hochzeit zu geben. Werden sie willig zu diesem Allen sein?“ Die Aeltesten erwiedern: „Wir verabschieden uns, um diesen Vorschlag den Eltern des jungen Mannes zu überbringen und ihre Meinung zu erfahren. Aber wir bitten Euch, uns zu erlauben, nach der Mitgift der màach'im (der Braut) zu fragen?“ — „Wenn die verehr-

*) Die Siamesen haben zwei Cyclen, einen innerhalb des andern. Der größere umfaßt 12 Jahre, der kleinere 10. Der Name des ersten ist Pee, des zweiten Sòk. Jedes Jahr hat seinen besondern Namen.

Die 12 Jahre des ersten Cyclus heißen:

1. Pee Ch'òòăt	=	Jahr der Ratte.
2. Pee Ch'ălóó	=	„ der Kuh.
3. Pee K'án	=	„ des Tigers.
4. Pee T'aw	=	„ des Kaninchens.
5. Pee Mărang	=	„ des großen Drachen.
6. Pee Măsing	=	„ des kleinen Drachen.
7. Pee Mămeeă	=	„ des Pferdes.
8. Pee Mămaa	=	„ der Ziege.
9. Pee Wàwk	=	„ des Affen.
10. Pee Răka	=	„ des Hahnes.
11. Pee Chaw	=	„ des Hundes.
12. Pee Kŏŏn	=	„ des Schweines.

Die Jahre des zweiten Cyclus heißen:

Ekă sȏk	=	1. Jahr des Cyclus.
T'o sȏk	=	2. „ „ „
Treeni sõk	=	3. „ „ „
Chãttăwa sȏk	=	4. „ „ „
Bengâ sȏk	=	5. „ „ „
Ch'áw sȏk	=	6. „ „ „
Sȃpp'ă sòk	=	7. „ „ „
Htt'ă sõk	=	8. „ „ „
Nŏpp'ă sȏk	=	9. „ „ „
Sămratt'ĭ sȍk	=	10. „ „ „

Indem sie ihre Jahreszahl schreiben, fügen sie den Namen eines jeden Cyclus hinzu, z. B. (Januar 1864) heißt 1225 Pee Kŏŏn Bengă sŏk.

Die heilige Aera der Siamesen wird von dem Todesjahre Buddha's an gerechnet. Das sind 2407 Jahre im Vollmond des Mai (1864). Diese Aera Buddha's heißt P'ŏŏt'ă Săkkărât.

Ihre bürgerliche Aera (kleine Aera = Chŏŏlă Săkkărãt) wird von der Thronbesteigung eines ihrer mächtigsten Könige, Pră Bòòang, an gerechnet — 1224 (der 20. März 1863).

lichen Eltern des jungen Mannes thun wollen, wie wir vorgeschlagen, so wollen wir unserer Tochter 800 Picals mitgeben, dazu 2 bis 3 Sklaven."

Wenn alle diese Bedingungen zugestanden worden, wird die Betelschüssel bereitet, genannt Betel der Unterhaltung, durch welche feierliche Einladung dem Bräutigam Gelegenheit zur freiern Unterhaltung mit seiner Braut zugestanden wird. Dabei bezeigt er den Eltern seine Ehrerbietung, indem er vor ihnen niederkniet, beide Hände vor dem Angesicht und das Haupt tief auf den Boden niedergebeugt.

Von dieser Zeit an ist der Bräutigam beschäftigt, in Gemeinschaft mit dem Schwiegervater Bauholz zu dem beabsichtigten Hause aufzusuchen. Gewöhnlich wird das Haus des jungen Paares neben der Werkstätte des Vaters der Braut errichtet. Nach Vollendung des Baues werden die Wahrsager um den glücklichsten Tag befragt, an welchem die Hochzeit stattfinden kann. Hierauf erfolgen Einladungen an Verwandte und Nachbaren, die Einrichtung des neuen Hauses vervollständigen zu helfen. Eine Musikbande voran begiebt sich die Procession zu Lande oder zu Wasser mit den Ausstattungsgegenständen, den Hochzeitskuchen, den Betelnußtellern und zwei weißen Anzügen als Geschenke für die Eltern der Braut vor die Wohnung derselben, wo in Gegenwart der Versammlung die besprochene Aussteuer und die Sklaven der Braut übergeben werden. Man begiebt sich nun in das neue Haus, die Geschenke werden hier aufgestellt, das Geld — die Mitgift von Seiten beider Elternpaare — wird zusammengethan und von den Aeltesten gezählt; dann wird dasselbe mit süß duftendem Oel und wohlriechenden Blumen bestreut, oben darauf wird ein kleiner Kuchen gelegt, die Segenswünsche für Braut und Bräutigam symbolisirend, auf daß ihr Reis, ihr Oel, ihre Parfümerien immer zunehmen mögen.

Ein Festmahl vereinigt noch für eine Stunde die Gesellschaft, dann zieht man sich zurück, um erst in der Abendkühle wieder zusammenzutreffen. Eine Anzahl von 5 bis 6 Priestern kommen nun, die religiösen Dienste zu verrichten. Kurz vorher ist der Bräutigam in Gesellschaft seiner jungen Freunde in das neue Haus zurückgekehrt, wo die Braut einen schön geputzten Knaben mit einem Teller voll Betelnuß an ihn absendet, ihn und seine Begleiter einzuladen, sich in der Hochzeitshalle niederzulassen. Sie selbst begiebt sich etwas später — von einer Schaar prächtig gekleideter Jungfrauen begleitet — ebenfalls dahin. Aber sie und ihre Freundinnen sind fürs Erste noch durch einen Vorhang, welcher die Halle theilt, von der männlichen Gesellschaft geschieden. Wenn die religiösen Gesänge und Gebete beendet sind, wird der Vorhang gelüftet und Braut und Bräutigam werden auf erhöhte Sitze geführt, das heilige Wasser zu empfangen, womit das älteste Haupt der Familie ihre Köpfe besprengt. Darauf vertauscht die Braut das genäßte Obergewand mit einem trocknen, noch kostbarern Kleide, während der Bräutigam ebenfalls einen andern schönen Anzug anlegt, Pà hàwi-háw genannt, der ihm, ein Geschenk seiner Braut, durch einen geschmückten Knaben auf einem silbernen Teller dargereicht wird. In einem andern Zimmer beten unterdessen die Priester für das Wohl des jungen Paars. Darauf werden die Geistlichen mit Thee, Betelnuß und Zuckerkand bewirthet und mit gelben Gewändern und anderen werthvollen Gegenständen beschenkt. Erst nachdem die Priester sich entfernt, ladet die Familie der Braut die Gäste zu einem festlichen Zusammensein ein, das aber nicht über eine Stunde dauert; dann kehren Alle in ihre verschiedenen Wohnungen zurück. Auch die Braut bleibt bei ihren Eltern, der Bräutigam allein verweilt über Nacht in dem neuen Hause, läßt jedoch in der Hochzeitshalle eine Musikbande oft bis spät in die Nacht hinein muntere Weisen aufspielen, und der Braut wird eine Serenade gebracht.

Im Laufe des andern Morgens versammeln sich die Gäste von Neuem und wetteifern mit einander, den Priestern mit Leckerbissen aufzuwarten; wenn dieses vorüber, nehmen sie selbst die Festmahlzeit ein. Am Abend wird zum Schluß der Feierlichkeiten dem jungen Paare das Hochzeitsbett bereitet, und dies gilt als eine große Ehre für die damit Beauftragten. Es wird das achtbarste, glücklichste, hübscheste Ehepaar hierzu aus der Verwandtschaft ausgewählt, welches reich mit Kindern gesegnet und der Braut besonders befreundet ist. Um 9 Uhr wird die Braut von den Aeltesten der Familie feierlich ihrem Bräutigam zugeführt. Die Verwandten geben dem jungen Paare noch eine Stunde lang die besten Rathschläge und Ermahnungen und ziehen sich dann unter Segenswünschen für das Gedeihen des neuen Hausstandes zurück. Nach zwei bis drei Tagen macht das junge Paar feierliche Besuche bei den beiderseitigen Eltern; die Braut führt eine Menge kleiner Geschenke, Kuchen, Blumenbouquets 2c., mit sich, welche sie an die verschiedenen Glieder der Familie vertheilt. Sie kniet bei ihrem Eintritt vor den Schwiegereltern nieder, worauf diese ihr werthvolle Geschenke an Juwelen oder Geld überreichen. Bei den Eltern der Braut bezeigt der junge Mann kniend seine Verehrung und empfängt ebenfalls Geschenke an Silber oder Gold.

Erst nach der Geburt des ersten Kindes wird die Aussteuer, welche die Eltern der Braut so lange in Verwahrung genommen, der jungen Mutter ausgehändigt. Bis zu dieser Zeit hat das junge Paar auf Kosten der Brauteltern gelebt, nun erst stehen sie auf eigenen Füßen. Dieses Familienereigniß wird von Verwandten und Freunden durch Darbringung reicher Geschenke für das Kind festlich begangen.

Was die königlichen Hochzeitsfeierlichkeiten betrifft, so ist wenig davon im Volke bekannt. Die Ceremonie wird in der Stille des königlichen Palastes vollzogen. Nach altem Herkommen gereicht es den siamesischen Königen zur höchsten Ehre, eine recht große Anzahl von Frauen zu halten. Der jetzige König hat es gewagt, diese herkömmliche Gewohnheit zu beschränken, wie er schon viele andere segensreiche Reformen unternommen. Während sein Bruder, der zweite König, nicht weniger als 120 Weiber (zur Hälfte Laos, zur Hälfte Siamesinnen) hält, hat er ihrer nicht mehr als 30.

Die Frauen des Königs führen den Namen Nang-hàm, verbalisch: verbotene Frau — das bedeutet eine Frau, welcher verboten ist, aus dem Palast zu gehen. — In früheren Zeiten wurden dieselben in sehr strenger Aufsicht gehalten, unter dem jetzigen Könige genießen sie größere Freiheiten, doch verlassen sie den Palast nur selten und nicht ohne besondere Erlaubniß.

Die Könige werben nicht in der Weise des Volks um ihre Frauen, das würde eine Gleichberechtigung voraussetzen, welche die königliche Würde nicht zuläßt. Hat der König ein Mädchen gesehen, welches ihm gefällt, oder ist ihm mitgetheilt worden, daß in dieser oder jener Familie ein schönes Mädchen sich befinde, so sendet er eine Botschaft an die Eltern, die Tochter zur Nang-hàm zu fordern, ein Antrag, welcher von denselben als hohe Ehre angesehen wird. Bei der Thronbesteigung eines Königs bieten die hochgestelltesten Edelleute ihm ihre Töchter oder Nichten als Nang-hàms an, woher es kommt, daß der königliche Harem oft mehr als 1000 Frauen gezählt hat.

Diese Frauen bringen ihre Zeit jedoch nicht etwa mit müßigen Tändeleien hin; im Gegentheil hat jede ihre bestimmte Aufgabe. Einige sind als Herrinnen über andere gesetzt. Den älteren Frauen ist als ein besonderes Ehrenamt die Erziehung der jungen Edelfräulein übergeben, welche

schon als Kinder in den Palast gebracht wurden, um für ihre künftige Stellung vorbereitet zu werden. Die heiligste Pflicht der Matronen ist es, über die Keuschheit und Sittigkeit dieser jungen Mädchen zu wachen.

Früher wurden sämmtliche im Palast erzogenen Kinder zu königlichen Nang-häms erwählt; der jetzige König giebt nur wenigen diesen Vorzug, die übrigen stellen Ehrendamen des Hofes vor und steht es ihnen frei, zu jeder Zeit sich vom Hofe zurückzuziehen. Eine von der Stellung der Nang-häms abweichende nimmt natürlich die Königin-Gemahlin ein. Zuweilen haben die siamesischen Könige zwei Königinnen zu gleicher Zeit; in solchem Falle ist die eine der andern im Range übergeordnet und heißt Königin zur rechten Hand, jene andere ist Königin zur linken Hand.

Zu den größten Seltenheiten gehört es, daß die Töchter auswärtiger Könige zu Gemahlinnen der siamesischen Könige gewählt werden. In den Annalen des königlichen Hauses finden sich nur zwei solcher Fälle verzeichnet und diese fanden schon vor mehreren hundert Jahren statt.

Auch wird eine ebenbürtige Verbindung mit einer Prinzessin des königlichen Hauses zu vermeiden gesucht, da von solcher Seite leicht ein Anspruch auf Mitregentschaft erhoben werden könnte, eine Gefahr, der sich das absolute Königthum nicht gern aussetzt. Immerhin aber ist es eine Prinzessin von einer der angesehensten siamesischen Fürstenfamilien, welcher die Ehre einer Königin-Gemahlin zu Theil wird. Doch muß die junge Fürstin sich einer Probezeit unterziehen, ehe ihre Erhöhung stattfinden kann. Der Krönungsact besteht vorzugsweise in der Taufe mit heiligem Wasser, von den Priestern durch einen Aufguß von Blättern bestimmter Bäume und Sträucher zubereitet, welches sehr stärkend und heilsam für den menschlichen Körper sein soll. Dieses Wasser heißt Nam maug k'au. Nachdem zwei Tage in religiösen Uebungen, unterbrochen von Festmahlzeiten der Braminen und Buddhistenpriester, zugebracht worden und nachdem letztere reiche Geschenke erhalten haben, wird die Prinzessin am Nachmittag des dritten Tages auf einen Thron geführt, durch dessen Baldachin von weißem Mousselin das Wasser sie besprengt. Während dieser Ceremonie sprechen die Priester ihre Gebete, und Muschelbläser, Trompeter und Pfeifer thun ihr Bestes. Mit dem Wechseln des nassen Gewandes, welches die Prinzessin mit einem reich mit Gold, Perlen und Diamanten besetzten Kleide vertauscht, ist ihre Inauguration als Königin von Siam vollzogen.

Zur Kennzeichnung der Civilisation im christlichen Europa.

Das Königreich Italien hat 355,000 Mann Soldaten, so daß einer auf 68 Köpfe der Bevölkerung kommt; es hebt jährlich 51,000 Recruten aus. Seine Staatseinnahmen betragen 317,000,000 österreichische Gulden; seine Ausgaben 405,700,000; sein Soldatenbudget erfordert in Friedenszeit 54 Millionen.

Das Kaiserthum Rußland hält 1,238,000 Soldaten auf den Kriegsstand, oder einen von 65 Köpfen; es hebt jährlich 112,000 Recruten aus oder einen von 600 Seelen; seine Einnahmen betragen 654,480,000 Gulden; die Ausgaben figuriren in den Finanztabellen mit derselben Ziffer; seit 1862 ist die Einnahme von 466 auf 654 Millionen hinaufgeschraubt worden; das Heer kostet 188,890,000 Gulden oder 40 Procent von allen Staatseinnahmen. Diese Ziffern giebt die „Oesterreichische Militärische Zeitschrift“.

Schade, daß wir nicht daneben auch die Ausgaben finden, welche für Schulen und überhaupt den Volksunterricht verausgabt werden; dann auch Mittheilungen darüber, wie viel Vermögen, Einkünfte und Besoldungen der katholischen Geistlichkeit in Italien, des griechisch-orthodoxen Clerus in Rußland betragen. Daß da wie dort die Schulen schmachvoll vernachlässigt worden sind, liegt offen zu Tage; die Verwahrlosung ist der Art, daß ein deutscher Mensch sich davon keine Vorstellung machen kann. Wir leiden zwar auch am Soldatenwesen in übertriebener Weise; der norddeutsche Bund stellt in Kriegszeiten 928,500 Mann auf, Bayern 118,600, Baden 43,600, Würtemberg 45,600; und das reicht zur Vertheidigung unseres Landes vollkommen aus. Wir haben aber neben den Casernen doch Schulen überall und spüren den Segen. Aber Rußland!

Die „Deutsche St. Petersburger Zeitung“, ein vortrefflich redigirtes Blatt, welches dem Deutschthum nichts vergiebt und sich gleichzeitig für die moralische und intellectuelle Hebung des russischen Volkes lebhaft interessirt, bringt folgende sehr charakteristische Schilderungen:

„Diebstahl, Raub, Straßenraub, von Einzelnen und ganzen Banden mit unerhörter Frechheit, vollständigster Verhöhnung der nahen Behörden und empörender Grausamkeit verübt — das sind die Neuigkeiten, welche uns vorzugsweise aus den inneren Gouvernements nicht nur von Privatblättern, sondern auch von officiellen Organen gemeldet werden. Hier haben Diebe eine Kirche geplündert, dort wird unter einer Straße ein unterirdischer Gang nach dem Rentamte geführt; diese Stadt „leidet durch Diebe und Gauner“ und hat sogar Morde zu beklagen; eine andere wird sammt ihrer Umgegend von Räubern in solchem Schrecken gehalten, daß die Einwohner mit Anbruch der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße zu gehen wagen und der Polizeimeister des Ortes selbst sie zur Vorsicht auffordert; hier wird in einer Entfernung von acht Werst von der Gouvernementsstadt die Post beraubt und der Conducteur und der Postillon ermordet; dort entdeckt man Falschmünzer u. s. w. u. s. w. Kaufleute, Dorfälteste, Branntweinverkäufer in Schenken, greise Beamtenwittwen, Priester, Gutsbesitzer — Alle werden Opfer frecher Bösewichter. Man mordet die Mutter und zugleich den an ihrer Brust liegenden Säugling. Weder Geschlecht noch Alter, weder Armuth noch Krankheit — nichts hält das Verbrechen auf: vollständigste Nivellirung!“

So schildert eine russische Zeitung, die „Wjest“, den moralischen Zustand des Volkes. Sie begnügt sich übrigens nicht mit dieser erschütternden Schilderung, sondern bringt aus den statistischen Annalen den durch unwiderlegbare Zahlen gelieferten Beweis herbei, daß die Verbrechen seit 1860 in steter Zunahme begriffen sind. Nach officiellen Angaben betrug die Zahl der wegen Verbrechen criminaliter belangten Personen im Jahre 1860 321,612, 1861 356,542, 1862 370,756 und 1863 467,519.

Diese Zahlen sind an und für sich deutlich und bedürfen keines Commentars. Daß die Criminalstatistik für die Zeit nach 1863 nicht günstigere Nachrichten aufzuweisen haben wird, ersehen wir aus der seitdem in stetem Wachsen begriffenen Zahl der Todesstrafen.

Wir sind trotzdem weit davon entfernt, das Volk darob anzuklagen, finden vielmehr die aus den obigen Zahlen sich ergebenden Verhältnisse vollkommen natürlich. Mit der Einführung eines mildern und humanern Strafverfahrens, mit welcher die Aufhebung der Branntweinpacht und die furchtbare Entwickelung des Lasters der Trunksucht zusammenfiel, mußte sich die Gegenwirkung gegen die Zeit einstellen, in welcher das Volk unter Ruthe und Peitsche stand. Die Anklage wegen Zunahme der Verbrechen trifft also weniger die Gegenwart als die Vergangenheit. Wir haben daher auch nicht zu klagen, sondern zu sühnen.

Soll aber das heilige Werk, welches mit Aufhebung der Leibeigenschaft und Abschaffung der jedes menschliche Gefühl verletzenden Körperstrafen begann, seinen Abschluß erhalten, so muß den durch Beseitigung des materiellen Zwanges entfesselten Leidenschaften ein wirksameres Gegengewicht entgegengesetzt werden, als die Einführung der Todesstrafe es sein könnte.

Dieses Gegengewicht ist einzig und allein eine erhöhte Bildung des Volkes.

Wie es mit dieser Bildung augenblicklich beschaffen ist, ersehen wir aus dem Berichte, welchen der „Russische Invalide" vor einiger Zeit über die vorjährige Recrutenaushebung veröffentlicht hat. Unter den 92,104 wirklich angenommenen Recruten des Reichs (also mit Ausschluß Polens) waren nur 7851 des Lesens kundig. Rechnen wir davon die 181 aus den privilegirten Ständen als Stellvertreter eingetretenen Personen, 864 Juden und die 2170 Lutheraner, die wohl alle lesen können, ab, so bleiben nur 4636 des Lesens kundige Individuen, d. h. 5 Procent der ganzen Masse übrig. Erwägt man nun, daß die zur Einstellung in den Dienst gelangte Altersclasse bereits unter dem Einflusse der neuen Zeit gestanden hat, also auch durch deren Anforderungen gewonnen haben wird, so muß sich das Verhältniß für die Gesammtmasse, besonders wenn man noch das weibliche Geschlecht hinzurechnet, viel ungünstiger gestalten; man kann mit gutem Grunde annehmen, daß kaum mehr als 3 Procent des Lesens kundige Individuen im Volke anzutreffen sein werden.

Dürfen wir uns bei einem solchen Mangel an Erziehung wundern, wenn die Zahl der Verbrecher mit jedem Jahre wächst?

Man könnte uns einwenden, daß Bildung noch keine Erziehung sei. Zugegeben, geistige Bildung wäre noch keine moralische, wie steht es dann aber mit dieser letztern? Das hat uns Herr Pogodin in seiner Rede in der Moskauer Gouvernements-Landversammlung vom 8. Januar verrathen, indem er erklärt, daß, obgleich Karamsin schon vor 70 Jahren behauptet, es gehöre ein Mann von hohem Genie dazu, um einen Volkskatechismus zu schreiben, dieser Katechismus bis jetzt noch nicht da sei und das Volk noch keine andere religiöse Erziehung erhalte, als die, welche die einzigen Worte „Herr, erbarme dich meiner!" gewähren, da es von dem ganzen übrigen Gottesdienst nichts verstehe. So ist es in der That!

Das Volk selbst fühlt diesen Mangel sehr tief und macht unerhörte Anstrengungen, um ihm abzuhelfen. Wo sich ihm nur eine Gelegenheit darbietet, eilt es herbei, um etwas zu lernen. So berichtete vor Kurzem die Ssamarasche „Eparchialzeitung", daß die Sonntagsschule, welche der Geistliche in der Festung Ssarotscha (Kreis Busuluk) eröffnet, am ersten Sonntage 45, am zweiten 100 Lernbegierige, darunter 40 Erwachsene, besucht haben, und daß das ziemlich geräumige Local der Sonntagsschule im Dorfe Nowyjekostytschi (Kreis Ssamara) nicht die Menge derjenigen habe fassen können, welche die Lebensgeschichte der Heiligen und die Erklärung der Evangelien anzuhören wünschten.

Jeden Augenblick lesen wir, daß die Bauern dieser oder jener Gemeinde beschlossen haben, ihre sauer erworbenen Einnahmen zu besteuern und Schulen zu gründen, aber sie finden eben nur wegen Untauglichkeit entlassene Subjecte, fortgejagte Schreiber und verabschiedete Soldaten, die als Lehrer verwendet werden können, und diese Personen wirken natürlich nicht gerade heilsam auf die Erziehung der Jugend ein.

Noch ganz vor Kurzem theilte die „Wolhynische Gouv.-Ztg." mit, daß die Bauern in Südwest-Rußland den lebhaftesten Wunsch hegten, ihren Kindern Unterricht ertheilen zu lassen, und daß sie die Ausgabe dafür nicht scheuen würden, wenn sie nur geeignete Lehrer fänden. Dergleichen Nachrichten laufen aber in Menge aus allen Theilen des Landes ein.

Eine Wendung zum Bessern erkennen wir darin, daß die Provinzial-Institutionen sich der Sache der Volksbildung anzunehmen beginnen und auch einflußreiche Organe der russischen Presse endlich sich dazu bequemen, dieser hochwichtigen Angelegenheit eine ernstere Aufmerksamkeit zu schenken."

So viel über Rußland, wo das Heer nahe an 200 Millionen Gulden kostet, das aber kein Seminarium zur Bildung von Volksschulmeistern aufzuweisen hat.

Und nun Italien. Wir stellen aus öffentlichen Blättern über die moralischen Zustände in einzelnen Gegenden folgende Angaben zusammen. Das neue Königreich hat bis jetzt, Mitte 1868, ein Deficit von 820 Millionen Lire angehäuft und für 1869 kommt ein solches von 162 Millionen hinzu; dann ist die Milliarde voll: bei hohem Steuerdruck. Die Zahl der Verbrechen nimmt in schreckenerregender Weise zu. Amtlichen Ausweisen zufolge befanden sich unter den in dem einen Monat April von der Gendarmerie verhafteten Verbrechern nicht weniger als zweihundertneunundsiebenzig Mörder, 729 waren verhaftet, weil sie andere Leute verwundet hatten, 297 waren Räuber, 21 Brandstifter, die übrigen Diebe. Wohlgemerkt, das Alles binnen 30 Tagen. In Bologna wird eine Falschmünzerbande entdeckt, an deren Spitze ein Graf steht und deren Agenten Polizeiinspectoren sind. Die Vorgänge erinnern an die Räuber- und Banditenromane, dergleichen wir in den Leihbibliotheken finden. Die Polizei sucht lange vergeblich nach dem reichen Grafen Mattei, der mehrere Landhäuser besitzt; auf seiner Villa Folignono läßt er den Bauern vorreden, die Polizeibeamten seien verkleidete Briganten. Die Männer der öffentlichen Ordnung werden dann von den Bauern belagert und der Graf, welcher 150,000 Lire im „Geschäft" angelegt hatte, damit die Falschmünzerei in großem Stile betrieben werden könne, entschlüpfte.

Die Romagna stand früher unter Herrschaft des Papstes; sie war noch ärger verwahrlost als die übrigen Provinzen des Kirchenstaates, der sich den Ruf des allerschlechtesten in Europa erworben hat. In der Deputirtenkammer zu Florenz gab der Abgeordnete Finzi Erläuterungen. Der Mangel einer öffentlichen Gerechtigkeit habe dort zur Selbsthülfe getrieben. Zahlreiche Gesellschaften seien entstanden zum Zwecke der Ausübung einer Privatjustiz, die leicht in Privatrache ausarten mußte. Die politischen Vereine, welche in den übrigen Theilen Italiens sich rein erhalten hätten von Blutschuld, dienten in der Romagna oft genug zu verbrecherischen Zwecken. So habe sich die Bevölkerung daran gewöhnt, die Privatjustiz mehr zu achten und zu fürchten als die öffentlichen Gerichte, und der allgemeine Schrecken dauere

auch jetzt fort, trotz der veränderten Regierung, vornehmlich durch den Einfluß einer frevelhaften Presse, welche nicht aufhöre, das Ansehen der Institutionen und der Personen zu untergraben. Der Minister des Innern bestätigte durch ausführliche statistische Nachweise diese Behauptungen. In der Provinz Ravenna, welche etwa 200,000 Einwohner zählt, sind in den neun Monaten vom September 1867 bis zum letzten Mai dieses Jahres nicht weniger denn 64 Tödtungen, 237 Fälle von Straßenraub, 110 Raufhändel mit Körperverletzung, 481 Diebstähle und sonstige Eigenthumsverletzungen, 5 Brandstiftungen und 11 Widersetzungen gegen die bewaffnete Macht verübt worden. Trotz dieser haarsträubenden Zahl der Verbrechen meinte der Minister nur einige Missethäter dafür verantwortlich machen zu können und zu deren Verfolgung keine Ausnahmsgewalten zu bedürfen. Allein mit dieser ziemlich harmlosen Auffassung standen mehrere der eignen Mittheilungen des Ministers im Widerspruch. Er las Bruchstücke aus einem Berichte des ermordeten Staatsanwalts Cappa vor, woraus erhellt, daß die so häufigen Blutthaten in der Romagna nicht das Werk einzelner Individuen, sondern einer weitverbreiteten Genossenschaft von Verbrechern sind. Einige der einen politischen Charakter zur Schau tragenden Geheimbünde sind nichts anderes als solche Verbrecherbanden, welche den von der Justiz Verfolgten Verstecke gewähren, die Deserteure unterstützen, Wechsel ziehen auf Personen, die ihnen nichts schulden, aber aus Angst bezahlen u. s. w. Im Jahre 1866 kamen in Italien 9037 Fälle von gewaltsamen Todesarten vor.

Aus allen Erdtheilen.

Ein Attentat gegen koreanische Königsknochen, verübt unter norddeutscher Bundesflagge.

Es handelt sich dabei um eine wunderliche Geschichte, die wir in der zu Hongkong erscheinenden „Overland China Mail" vom 12. Juni ausführlich erzählt finden. Das Wesentliche ist Folgendes.

Der König von Korea, jener langen ostasiatischen Halbinsel, welche vom russischen und chinesischen Gebiete begrenzt wird, verbietet den europäischen Missionären bei Todesstrafe den Eingang in sein Reich. Diese Landesgesetze sind den Sendboten wohl bekannt und sie wissen, was ihnen in Folge einer Uebertretung derselben bevorsteht. Trotzdem haben sich manche eingeschlichen und sind dafür nach den Gesetzen bestraft worden. Die napoleonische Politik nahm davon Anlaß, wie immer unter dem Vorwande und im Namen der „Civilisation", ein Geschwader auszurüsten, das aber nicht viel ausrichtete. Es schoß eine Stadt in Brand, schleppte allerlei koreanische Habe auf die Schiffe und zog dann wieder ab. Diese Vorgänge sind seiner Zeit im „Globus" ausführlich erzählt worden.

Man treibt in unseren Tagen das Flibustierhandwerk im Großen und bezeichnet es dann als „Krieg", oder man unternimmt Buccanierzüge im Kleinen und sucht dabei möglichst viel für sich herauszuschlagen. Daß aber ein französischer Pater auf eigene Faust einen höchst abenteuerlichen Raubzug unternimmt, um mit Hülfe eines biedern Hamburger Handelsmannes mosaischer Abkunft und eines in der Wolle gefärbten Yankees Königsknochen aus dem Grabe zu stehlen, — das ist sicherlich noch nie dagewesen. Es giebt wirklich Neues unter der Sonne.

Der französische Priester, dessen Namen wir in der „China Mail" nicht erwähnt finden, heckte einen schlauen Plan aus, um von der koreanischen Regierung die Zulassung der Verkündiger des Evangeliums zu erzwingen und nebenher noch Schadenersatz für die Verfolgung der Missionäre zu erhalten. Unter Umständen hätte sich also ein gutes Geschäft machen lassen. Nun war der Großvater des jetzt regierenden Königs von Korea ein beim Volke ungemein beliebter Herrscher; nach seinem Tode ist er wie ein Heiliger verehrt worden und seit lange schon glauben die Leute, die Sicherheit des Reiches hänge davon ab, daß die Gebeine des Vielgeliebten, welche unter einem Grabhügel ruhen, nicht angetastet werden. Diese Gebeine wollte der Pater stehlen und sie den Koreanern nur herausgeben, wenn sie sich zur Erfüllung der von ihm gestellten Bedingungen verpflichten würden.

Der fromme Priester war in Schanghai mit einem „Gentleman of the american persuasion", dem Yankee Jenkins, bekannt geworden und wußte diesem jenen Anschlag recht plausibel zu machen. Jenkins sah großen Profit im Hintergrunde, trieb Geld auf und miethete den deutschen Dampfer „China" für 4000 Dollars monatlich. Die deutschen Kaufleute, welchen derselbe gehört, wollten ihn nicht ohne Weiteres auf einer „Jagd nach wilden Gänsen" riskiren und verlangten eine Bürgschaft von 100,000 Dollars, die auch wirklich gestellt wurde.

Als die Sache so weit in Ordnung war, mietheten der Pater und der Yankee zweihundert chinesische Arbeiter, deren jeder monatlich 9 Taels (zu etwa 7 Schilling engl.) Arbeitslohn bekommen sollte. Es war die Aufgabe dieser weizengelben Söhne des Blumenreiches, den hohen Erdhügel abzutragen, unter welchem die Königsknochen liegen. Man stachelte den Eifer dieser Kulis dadurch an, daß man ihnen die Schätze, welche sich bei dem Monarchengerippe befänden, als Beute in Aussicht stellte. Herr Oppert aus Hamburg schloß sich der „Expedition" an, und die „China" ging unter norddeutscher Bundesflagge, Schwarz, Weiß und Roth, in See nach Korea.

Die drei „Resurrectionisten" kamen sammt ihren Kulis richtig an Ort und Stelle, und das „Diggen" nach Königsknochen und Schätzen wurde mit Eifer betrieben, bis sich Hunger einstellte. Man hatte gemeint, in Korea Lebensmittel in Menge zu finden, aber die Koreaner wollten weder dem Pater, dem Yankee und dem Hebräer, diesen würdigen Vertretern abendländischer Civilisation, noch den bezopften Chinesen auch nur ein Korn Getreide verkaufen. Hunger thut weh, Noth kennt kein Gebot, und nun raubte die Expedition Getreide und Vieh. Die ungebildeten Koreaner nahmen das übel, griffen zu ihren Flinten, schossen eine Anzahl Chinesen todt und jagten die ganze Expedition an die Küste; mit Ach und Krach erreichte sie den Dampfer und fuhr unter Schwarz Weiß Roth nach Schanghai zurück.

Die Welt würde von dieser interessanten Königsknochenexpedition schwerlich etwas gehört haben, wenn Herr Oppert den Chinesen den versprochenen Lohn richtig ausgezahlt oder ihre seiner Meinung nach übertriebenen Ansprüche befriedigt hätte. Als er das nicht that, zogen sie vor seine Wohnung und belagerten ihn zwei Tage und zwei Nächte lang; dann nahm die Polizei ein Einsehen und vermittelte ein Uebereinkommen, mit welchem die Kulis zufrieden waren. Vom Pater und vom Yankee hat man vorerst weiter nichts gehört.

Das ist die Geschichte. Sie liefert wieder einen Beweis, in wie rücksichtslos brutaler Weise nicht selten die Leute aus dem Abendlande in Ostasien verfahren. Die „China Mail" fragt, weshalb der nordamerikanische Gesandte sich unthätig verhalten habe? Jener Jenkins sei doch der Mann, welchen er der chine-

sischen Regierung dringend empfohlen habe, damit er die Kohlengruben in der Provinz Kiangsu in Betrieb nehme. Was den Vertreter Norddeutschlands, Herrn von Tettenborn, betreffe, so sei es dessen Pflicht, doch ein Einsehen zu nehmen in Betreff eines Flibustierzuges so seltsamer Art, welcher unter norddeutscher Flagge stattgefunden habe. Und in Betreff des Paters, welcher die ganze Sache angezettelt habe, verstehe es sich doch wohl von selber, daß zunächst seine geistlichen Vorgesetzten ihn zur Verantwortung zu ziehen hätten.

Zwei Thierfabeln aus dem Kaukasus.

Mitgetheilt von Adolf Bastian.

1. Eine Fabel der Tschetschenzen. Ein Tiger, ein Wolf und ein Fuchs gingen miteinander auf die Jagd. Sie erlegten einen Hirsch, eine wilde Ziege und einen Hasen. „Wir müssen diese Beute theilen," sagte der Tiger und übertrug dies Geschäft dem Fuchse. Der Fuchs erwiderte: „Dir, o Tiger, als dem Aeltesten, gehört, aller Gerechtigkeit nach, der Hirsch; die Ziege gehört, aller Gerechtigkeit nach, für dich, o Wolf, und dies kleine Häschen nehme ich für mich, von rechtswegen." „Ha!" schrie der Tiger, „theilst du so? Ich sehe, dein Verstand ist nur beschränkt und deine Einsicht bedarf der Erleuchtung." Mit den Worten sprang er auf ihn zu und zerriß ihn. Dann befahl er dem Wolf, die Theilung vorzunehmen. Dieser verneigte sich und sprach folgendermaßen: „Dir, o Mächtigster der Herrscher, gebührt der Hirsch. Willige ein, ihn zu verzehren und möge er dem fürstlichen Magen ein Balsam sein, daß seine Gesundheit sich erfrische und lange dauere das Leben des Herrn. Auch die Ziege, Allergnädigster, gehört dir, sie paßt für dein Abendessen. Ach, und möchtest du morgen zum Imbiß den Hasen deiner würdig finden, möchtest du ihn huldvoll verzehren und ihm die Gunst gewähren, dein Frühstück bilden zu dürfen." „Einsichtsvoll hast du getheilt, o Wolf!" rief der Tiger. „Ei, sag' mir doch, o Wolf, woher kam dir solche Fülle der Weisheit und des Verstandes." Der Wolf, auf den zerrissenen Fuchs zeigend, sagte: „Deine Pfoten haben mir Kopfklugheit gegeben."

Diese Fabel findet sich, wie im indo-europäischen Fabelschatz in vielfachen Versionen, so auch in Afrika.

2. Eine Fabel der Immerethier. Ein Mann fand eine Schlange unter einem Felsblock liegen, der auf sie herabgefallen war und sie zu erdrücken drohte. Mit vieler Mühe wälzte er den Stein hinweg, als die befreite Schlange züngelnd auf ihn zusprang. „Halt!" rief er aus, „ist das meine Belohnung?" „So ist meine Natur," entgegnete die Schlange. Der Mann schlug vor, sich an einen Richter zu wenden und beide begaben sich zum Löwen, ihm den Fall zur Entscheidung vorlegend. „Wie kannst du auf Dankbarkeit hoffen?" sagte der Löwe zum Menschen, nachdem derselbe seine Klage vorgebracht hatte. Man kam indeß überein, einen zweiten Richter zu befragen, und die Wahl fiel auf den Fuchs, der am Wege angetroffen wurde. Nachdem dieser die Auseinandersetzung angehört hatte, meinte er, daß die Lage der Schlange unter einem Felsstein ihm fast unmöglich erscheine. Es würde nöthig sein, daß er sich selbst vorher durch den Augenschein überzeuge, wie es sich damit verhalten habe, weil er sonst sich nicht befugt fühlen könne, ein Urtheil zu fällen. Um ihn rasch zu überzeugen, legte sich die Schlange an die frühere Stelle mit übergewälztem Felsstein, und der Fuchs rieth dann dem Menschen, sich schleunigst aus dem Staube zu machen und den Prozeß fallen zu lassen. —

Eine identische Fabel, in der der Tiger die Stelle der Schlange einnimmt, habe ich aus dem siamesischen Nonthuk-Pakaranam in der Zeitschrift „Orient und Occident" Jahrgang III, Heft IV, S. 486 veröffentlicht.

Aus Siebenbürgen. Unsere Landsleute in Siebenbürgen, die Sachsen, sind in wissenschaftlicher Beziehung von jeher am rührigsten gewesen, die Geschichte und Natur ihres Landes zu erforschen und durch die Pflege dieser Studien in der Culturverbindung mit dem westlichen Europa, speciell mit Deutschland, zu bleiben. Sie zeigen sich darin, trotz ihrer Minderzahl im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung des Landes, als die eigentlichen Culturträger. Das ist um so mehr zu würdigen, als sie, vom großen Mutterlande völlig getrennt, wie ein vorgeschobener Posten germanischer Gesittung dastehen. Nicht bloß das „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde", sondern auch die Gymnasialprogramme, welche uns vorliegen, geben dafür ein rühmliches Zeugniß. Der achte Band des „Archivs" (Heft 1) enthält außer der Reise Georg Schulter's nach Indien in den Jahren 1696 bis 1699, auf die wir gelegentlich zurückkommen werden, und außer der fortgesetzten Sammlung siebenbürgischer Rechtsalterthümer einen trefflichen Aufsatz von J. Hintz über die topographisch-socialen Verhältnisse in Siebenbürgen, in welchem er die wissenschaftliche Methode Riehl's, wie sie in dessen „Naturgeschichte des Volkes" gegeben ist, zum Muster nimmt und auf seine Heimath anwendet. Wir entnehmen diesem Aufsatze Folgendes:

„Siebenbürgen trägt in seiner Mitte, in seiner gebirgigen Umschließung eine bunte Abwechselung von Berg und Thal und von kleinen Gewässern, dann bei den reichen Naturschätzen, welche eine vielerlei abgeschlossene Selbstbefriedigung gewähren, den Charakter mannichfaltigster innerlicher Besonderung an sich. Siebenbürgen ist, zunächst unter großen Flachländern ringsum, ein Gebirgsland, ein hochgelegenes Gebirgsland, ein Waldland — „Transsilvania". Gebirg und Wald sind die Bewahrer naturwüchsiger Volkssitten. Das Gestein der Gebirge macht $^1/_5$ des Landes unproductiv; von den bleibenden $^4/_5$ sind beinahe $^2/_5$ Waldboden. Viel Gebirge, viel Wald — viel rohe Natur im Volke! Das sind seine Schattenseiten, aber auch seine Lichtseiten.

Kunst, Gewerbe und Handel steigen nicht gern in die Gebirge; sie ziehen mehr den Flüssen und Ebenen nach. Aber was die große See für das Küstenvolk bedeutet, indem sie es in seiner Naturfrische erhält, das thut für ein Binnenvolk der Wald und die Wildniß. Leider thun sie es bei uns im Uebermaß. In unseren vielen Gebirgen herrscht die altgewohnte Wald- und Weidewirthschaft. Wald und Weide sind bei uns von großer socialer Bedeutung. Sie erhalten das Volk urwüchsig, fröhlich und unternehmend, aber sie sind leider auch die Mutter unseres Verderbnisses in den herrschenden Viehdiebereien, Waldplünderungen und an Brandlegungen im Lande. Gebirge, Wald und Weide fesseln die größte Anzahl der Romänen und des magyarischen Zweiges der Szekler, und isoliren sie wesentlich von den Bewohnern der Thäler und des Flachlandes. Wallachen und Szekler im Gebirge steigen nur im Sommer ins Land herab, ewig dieselben in ihren Sitten und in all ihrem Wesen. Der andere Theil dieser Volksgenossen bebaut die engen Niederungen und trifft hier mit den ausschließlich dem Flachlande angehörigen Ansiedelungen der Deutschen und Magyaren zusammen. Die aus den Ebenen Ungarns kommenden Magyaren und unsere Sachsen, die gewiß auch aus keinem Gebirgslande eingewandert sind, nahmen die Thalebenen Siebenbürgens ein. Die kleineren Thäler, dann Wald und Gebirge hielten die Wallachen und Szekler fest. Daher sind die Ortschaften im Flachlande Siebenbürgens hauptsächlich sächsischen und magyarischen Ursprungs; die Namen der Flachgebiete, der Felder und Flüsse sind ungarische und deutsche. Dagegen haben die Gebirge und Gebirgsthäler hier wallachische, dort szeklerische Namen, und die Ortschaften daselbst sind die uralten Anlagen der Wallachen und Szekler.

Doch, ob im Gebirge oder im Thal und vom Waldbauer angefangen bis zum Kornbauern und Städter, leben die Siebenbürger fast von Ort zu Ort ein social eigenthümliches Leben, gesondert in ihren Einrichtungen, in Tracht und Sitte und Erwerb, so mannichfaltig, wie es die Bodengestalt ihres Landes ist. Der Mangel an schiffbaren Flüssen machte das Leben von jeher im Einzelnen und im Ganzen klein und local. Das Land, welches vom großen Weltverkehr abseiten gelegen ist und einer großen Wasserstraße entbehrt, mußte dem natürlichen und socialen Particularismus verfallen. Wir sehen eine bunte Welt zusam-

menwohnender Volksstämme vor uns, räumlich gemischt und dennoch social unvermischt; denn jeder hält an seinen blutverwandten, localen, gewerblichen, häuslichen, kirchlichen Eigenthümlichkeiten. So viel Gegensätze im Volksleben und so unvermittelt finden sich auf einem Raume von 1000 Quadratmeilen wohl nirgends in der Welt. In Siebenbürgen giebt es dreierlei Land: Ungarland, Szeklerland und Sachsenland. Die zahlreichen Romänen in den drei Ländern des Landes sind vor Kurzem mit jenen in die rechtliche Gleichheit eingetreten, aber die sociale Ungleichheit unter diesen Nationalitäten ist geblieben. In diesem Nationalitätengewirr grinst hinter jeder Bergesgruppe hervor der Nationalitätenhader und der Haß, die Eifersüchteleien selbst der Städte und der Dörfer, die an demselben Bache liegen. Die zahlreichen Gemarkungsstreitigkeiten (die Hattertprocesse) sind ein siebenbürgisches Unicum. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ist man ein „Fremder", ein „Hergelaufener", wenn man nicht dort geboren ward. Das ist bei allen Nationalitäten dasselbe. Siebenbürgen ist in seinen Sitten und Gesetzen, in Gewerben und im Anbau des Landes die Heimath des Mittelalters geblieben, nachdem dieses goldene Zeitalter des Particularismus, der Zerrissenheit, des örtlichen Glückseligkeitsdünkels im übrigen Europa schon längst verschwunden ist. Das Beharren, das zähe Festhalten an veralteten Zuständen überwiegt. Die Bewegung fehlt, weil es an einem geistig und ökonomisch gehobenen gewerblichen Mittelstande fehlt. Wenn die Bewegung in diesem Lande zuweilen eintrat, so trat sie stoßweise, wie ein Gewitter, ein. Siebenbürgen stellt sich vorläufig als ein Land im Zustande der höchsten socialen und ethnographischen Decentralisation dar. Das Land hat es bis heute zu keiner bleibenden Hauptstadt bringen können. — Wir sind in einer socialen Umgestaltung begriffen. Mögen wir vor schroffen Uebergängen bewahrt werden. Sie thun nicht gut. Auch die leichter befahrenen Berge und Thäler bleiben Berg und Thal. Das sociale Ausgleichen der Schroffheiten darf nicht in ein übertriebenes Nivelliren ausarten."

Die „Vargasia" zu Caracas. So lautet der Titel des Bülletins, welches die naturwissenschaftliche Gesellschaft in der Hauptstadt Venezuelas herausgiebt. Wir ersehen aus den drei ersten Nummern, welche der Herausgeber uns zugesandt hat, daß die Freunde der Wissenschaft selbst während der unaufhörlichen bürgerlichen Unruhen und Kriege in jenem Lande sich nicht irremachen lassen und ihre Sitzungen halten, als ob tiefer Frieden wäre. Man ist freilich dort zu Land an Zuckungen und Unruhen gewöhnt; sie sind gleichsam der normale Zustand. Die Benennung „Vargasia" führt die Zeitschrift nach dem verdienstvollen venezuelanischen Naturforscher Vargas, der einst Rector der Hochschule zu Caracas war und dessen Leben und Werke im Bülletin beschrieben werden. Präsident der Gesellschaft und, wie es scheint, recht eigentlich die Seele derselben ist ein Deutscher, Hr. Adolf Ernst, welcher auch den Antrieb zur Bildung der Gesellschaft gegeben hat; einer der Secretäre ist Herr G. v. Löwenfels. Die in den uns vorliegenden Nummern stehenden Mittheilungen sind zumeist botanischer Art und für die Fachmänner gewiß von Interesse. Anton Goering hat einen Vortrag über seine Wanderungen in Cumana gehalten; Ernst einen solchen über die Säugethiere in Venezuela. In Bezug auf physikalische Geographie ist eine fleißige Arbeit von Aristides Rojas über die Erdbeben auf den Antillen in den Jahren 1867 auf 1868 beachtenswerth.

Die Korallenfischerei im Mittelländischen Meere. Sie wird vorzugsweise von Italienern betrieben und giebt von Jahr zu Jahr größern Ertrag. Die Fischer bringen ihre Ausbeute zumeist nach Genua, Livorno und Neapel. Die Schiffe zerfallen in zwei Classen; die der ersten sind Lugger von 10 bis 12 Tonnen und mit 12 bis 14 Köpfen bemannt. Man rüstet sie zu Torre del Greco aus und sie arbeiten in den Monaten Februar und März. Die Schiffe der zweiten Classe sind noch kleiner, denn sie haben nur 3 bis 6 Tonnen Tragfähigkeit und diese fahren unter französischer Flagge, obwohl das Schiffsvolk aus Italienern besteht, gewöhnlich 5 bis 6 Köpfe. Sie fischen das ganze Jahr hindurch. Jene ersteren besuchen die Küste von Afrika und Sardinien, halten sich in einer Entfernung vom Lande von 15, 20 und bis zu 30 Miglien und fahren nur in einen Hafen, wenn das unbedingt nöthig ist, und die Mannschaft ist abwechselnd Tag und Nacht thätig und nährt sich lediglich von Schiffsbrot und Maccaroni. Von der zweiten Classe waren 1867 nur 27 in Thätigkeit, während auf den mehr als 100 Fahrzeugen der ersten Classe die Bemannung mehr als 1200 Köpfe betrug. Der Preis der Korallen ist verschieden und wechselt; man zahlt für das Kilo im Durchschnitt 75 Francs; 1867 fiel der Preis auf 60, in manchen Jahren ist er aber auch schon auf 100 Francs gestiegen.

Das Neuyorker Postamt. Dem Bericht des Comites für Postangelegenheiten im Congresse entnimmt das „Newyorker Journal" folgende Notizen:

Abgesandt werden in Neuyork täglich durchschnittlich 250,000 Briefe. Im Jahre 1867 wurden von den Briefträgern 19,268,786 Briefe und Zeitungen ausgetragen. Es kamen in demselben Jahre 8,918,158 aus dem Auslande an. Von den 12,288,134 Dollars 32 Ct., die für Postmarken und Postcouverts in den Vereinigten Staaten im Jahre 1867 eingenommen wurden, kommen auf Neuyork 1,812,911 Dollars 23 Ct. Als im Jahre 1864 die Postverwaltung anfing, sich mit der Uebermittelung von Geldbeträgen zu befassen, betrug die Anzahl der ausgestellten Geldscheine im ersten Monat (December 1864) 1116 (Gesammtbetrag der empfangenen Gelder 20,814 Dollars 17 Ct.). Wie bedeutend der Postverkehr zugenommen hat, kann man daraus ersehen, daß, während im Jahre 1858 nur 238 Angestellte im Postamte waren, deren jetzt 565 sind. Jeder Angestellte hat durchschnittlich 30 Quadratfuß Platz, manche nur 10 Quadratfuß. — Nach dem Berichte des Arztes des Neuyorker Postamtes, des Dr. W. G. Gilletti, gehen dem Postdienst durch Krankheiten der Angestellten monatlich 150, jährlich also 1800 Arbeitstage verloren. Es sind meistens Krankheiten der Lungen, rheumatische Beschwerden und Fieber, von denen die Postbeamten befallen werden. Der Gesundheitszustand der Beamten würde natürlich bedeutend besser sein, wenn sie nicht in einem so elenden Holzschuppen arbeiten müßten.

Wir wollen hier einige Notizen über das Londoner Postamt beifügen, dessen Einrichtung für musterhaft gilt. Die 1152 Briefträger desselben beförderten 1863 mehr als 76 Millionen Briefe und werden 1868 wohl an 90 Millionen zu befördern haben, täglich also etwa 280,000, wöchentlich 1,730,000. Jeder erhält 25 Schilling (8 Thlr. 10 Groschen); die Ausgabe des Postamtes beträgt 120,000, der Reinertrag ungefähr 300,000 Pf. St., also reichlich zwei Millionen Thaler.

Statistisches über Großbritannien. Den Veröffentlichungen des britischen Handelsamtes zufolge betrug zu Ende des Jahres 1867 die Einwohnerzahl des Vereinigten Königreichs 30,157,473 oder 211,415 Seelen mehr als die letzte Volkszählung ergeben hatte. England und Wales waren nämlich von 21,210,020 Einwohner auf 21,429,508 gestiegen, und Schottland von 3,153,413 auf 3,170,769. Dagegen hat Irlands Bevölkerung in den letzten 15 Jahren, in denen die Englands und Schottlands gleichmäßig zunahm, beständig abgenommen, und seine Einwohnerzahl 5,557,196 war am Ende vorigen Jahres wieder um 5429 kleiner als bei der letzten Zählung. Andererseits ist jedoch zu bemerken, daß auch die Abnahme sich bei Irland jährlich verringert. Im Vereinigten Königreich kommt auf 30 Köpfe ein Armer, und nicht weniger denn 1,034,823 Personen genießen öffentliche Unterstützungen im Betrage von jährlich 8,564,605 Pf. St. Was die Erziehung betrifft, so ist in Großbritannien allein (für Irland fehlen leider die bezüglichen Ausweise) die Durchschnittszahl der Kinder, welche Elementarschulen besuchen, von 461,445 in 1854 auf nicht weniger als 1,147,463 in 1867 gestiegen, während die jährlichen Zuschüsse aus Staats-

mitteln zum Volksunterricht in demselben Zeitraume nur von 326,436 Pf. St. auf 682,201 Pf. St. erhöht wurden. Die Lebensmittel haben sich in England zwar — wie überall — vertheuert, so Weizen von 53 Sh. 3 P. pr. Quarter in 1853 auf 64 Sh. 5 P., Gerste von 33 Sh. 2 P. auf 40 Sh. und Hafer von 21 Sh. auf 26 Sh.; aber auf der andern Seite hat auch der Handel so zugenommen, daß bei theureren Lebensmitteln der Gewinn ungefähr ein gleicher bleibt. Der Importwerth ist von 97,184,726 Pf. St. in 1854 auf 181,183,971 Pf. St. gestiegen. Diese Zahlen liefern ein für die Prosperität des Landes günstiges Ergebniß. Dasselbe wird bestätigt durch die Ausweise der Sparcassen, deren Depositen 12,138,095 Pf. St. betrugen, gegen 7,400,141 Pf. St. in 1854 — ein Zeichen, daß namentlich in den mittleren Classen der Wohlstand während der letzten 14 Jahre bedeutend zugenommen hat. — Hält man dagegen das Einkommen der Regierung, unter welcher diese Vortheile erzielt wurden, so ergiebt sich, daß dasselbe von 57,535,215 Pf. St. in 1853 zwar auf 72,334,062 Pf. St. in 1857 stieg, von dort an aber beträchtlich abnahm; für das Fiscaljahr 1. April 1867 bis 31. März 1868 betrugen die Staatseinnahmen 69,600,218 Pf. St. Seit 1857 hat sich auch die Steuerlast, pro Kopf gerechnet, in Folge der verbesserten Steuersysteme vermindert; während vor 11 Jahren 2 Pf. St. 14 Sh. 2 P. per Kopf erhoben wurden, beträgt die Durchschnittssumme der directen und indirecten Steuern jetzt nur noch 2 Pf. St. 7 Sh. 3 P. für jeden Einzelnen. Von den Quellen dieser Einnahmen haben die Erträgnisse der Zölle, 22,650,000 Pf. St., nur um 512,945 gegen 1853 zugenommen, wo der Exportwerth nur die Hälfte betrug. Die Erträgnisse der Stempelgebühren, Accise und directen Steuern dagegen haben bedeutend zugenommen, und der Gewinn der Post, jetzt 4,630,000 Pf. St., hat sich geradezu verdoppelt.

Schulden der australischen Colonien im Jahre 1866. Die öffentliche Schuld der Colonie Südaustralien belief sich am 1. Juli 1867, wo ein neues Finanzjahr begann, auf 684,000 Pf. St. Dazu müssen noch gerechnet werden die vom letzten Parlamente bewilligten und nunmehr auch zur Ausgabe gekommenen Bonds zur Bestreitung der Kosten für angefangene Eisenbahnen und andere Bauten, wodurch sich die Schuld auf 1,251,000 Pf. St. erhöht. Außerdem gab das Parlament im November vorigen Jahres seine Zustimmung zu einer neuen Anleihe für noch andere Eisenbahnen, wodurch sich jetzt die öffentliche Schuld auf zwei Millionen Pfund Sterling stellt oder reichlich 11 Pf. St. pro Kopf der Bevölkerung, wenn diese auf 180,000 Seelen angesetzt wird.

Es möge nun eine Zusammenstellung der Schulden sämmtlicher Colonien Australiens, mit Ausnahme von Westaustralien, folgen und ist dazu das Datum des 30. Juni 1866 gewählt, da die Nachrichten über die Finanzverhältnisse des letzten Jahres (30. Juni 1867) noch nicht vollständig vorliegen.

Name.	Datum und Jahr.	Oeffentliche Schuld. £	Bevölkerung.	Macht pro Kopf. £	sh.	P.
Südaustralien . .	30. Juni 1867	1,251,000	175,000	7	3	—
Südaustralien . .	30. Juni 1866	751,000	165,934	4	10	6
Victoria	30. Juni 1866	8,733,445	632,998	13	16	—
Neusüdwales . . .	30. Juni 1866	5,638,530	421,000	13	8	—
Queensland . . .	30. Juni 1866	3,021,186	95,100	31	15	—
Tasmanien . . .	30. Juni 1866	553,230	97,368	5	13	7

—g—

Sklaverei in einer britischen Colonie. Einwohner von Brisbane, der Hauptstadt der australischen Colonie Queensland, erklären in einem Memorial, welches sie kürzlich an die Königin von England gerichtet, daß in ihrer Colonie etwas der Sklaverei sehr Aehnliches bestehe. Es ist die alte Geschichte von der Immigration, — unter diesem milden und unschuldigen Worte verbirgt sich oftmals ein abscheuliches Unrecht und eine Schande. Die Squatters und Farmers von Queensland geben vor, daß es an Arbeitern bei ihnen fehle, was aber in Wahrheit nichts anderes bedeutet, als daß sie sich weigern, Löhne zu zahlen wie sie den Colonialverhältnissen eben angemessen sind. Um nun diesen fingirten Arbeitermangel zu beseitigen, hielten sie es für das Vortheilhafteste, sich Eingeborene von den Südseeinseln zu verschaffen, die ja ihre Arbeiten so gut wie umsonst besorgen könnten. So wurden zuerst im Jahre 1863 Insulaner von den Neu-Hebriden importirt; nach und nach nahm dieses Geschäft sehr bedeutende Dimensionen an und Polynesier wurden zu Hunderten nach Queensland transportirt. Dieser Handel ist ein reines Privatunternehmen, über das die Regierung auch nicht die geringste Controle übernommen hat. Die Wilden werden von Speculanten gekauft oder, wie sie es natürlich nennen, gemiethet und dann wieder an die, welche billige Arbeiter gebrauchen, um 6 bis 10 Pf. St. pro Kopf verschachert. Die armen Menschen werden aus ihrer Heimath verlockt, indem die Schiffer ihnen hohen Lohn und freie Rückkehr in ihre Heimath nach Verlauf eines Jahres versprechen, beides wird ihnen aber nicht gehalten und sie können von Glück sagen, wenn etliche von ihnen nach drei oder vier Jahren wirklich zurückgebracht werden. Ja, es wird mit Bestimmtheit behauptet, daß nicht wenige dieser Polynesier gewaltsam von der Schiffsmannschaft fortgeschleppt wurden, so daß sie kaum um etwas besser sind als Sklaven.

Sehr ernste Folgen haben sich bereits aus diesem Versuche, einen derartigen Sklavenhandel in der Südsee zu betreiben, eingestellt und mehrere Engländer wurden unlängst von den Eingeborenen der Neu-Hebriden erschlagen, indem letztere erklärten, daß sie sich an dem Raube ihrer Landsleute nach Queensland und den Fidschi-Inseln (dem Hauptsitze der Methodistenmission, die hier Baumwollenplantagen u. s. w. angelegt hat!) rächen wollten. Aber darf man sich da wundern? Civilisirte Völker schicken ihre Flotten und Soldaten aus, um eine Unbill, welche ihren Landeskindern widerfahren, zu ahnden, und die Wilden machen es eben so, nur in ihrer Weise. Dabei kann man sich leider überzeugt halten, daß, wo immer es zu Collisionen zwischen den Europäern und den Wilden kommt, in den meisten Fällen die ersteren mit ihrer übervortheilenden Habsucht die Schuld tragen.

Und wenn nun in dieser Angelegenheit ein Memorial an die Königin gerichtet wurde, so glaube man nur ja nicht, daß dieses aus Sympathie für die betrogenen Insulaner hervorgegangen, — es ist wieder das reine Selbstinteresse der weißen Arbeiter, denen auf solche Weise Arbeit und Verdienst entgeht, welches die Bittschrift, eingekleidet freilich in Humanitätsfloskeln, veranlaßt hat. Die ganze Sache legt ein trauriges Zeugniß über die Qeensländer Regierung ab, welche solchem Menschenhandel längst hätte entgegentreten sollen. Wenn man aber weiß, daß es in Australien meist die Herren Squatters und großen Farmer sind, welche im Parlament und in der Regierung das Ruder führen und die gern vor der Zeit ihren Säckel füllen möchten, so ist damit die Lösung gegeben. —g.—

Ein an der Küste von Neuseeland gefangener, den Zoologen bisher völlig unbekannter Marsupial-Fisch. Eine den Zoologen bisher unbekannte Species aus der amphibischen Thierwelt wurde im December vorigen Jahres von Neuseeland nach Melbourne (Australien) gebracht und erregt dort in öffentlichen Ausstellungen die allgemeinste Aufmerksamkeit und Bewunderung. Das Thier hat eine merkwürdige Structur, und die Besonderheiten haben eben den Besitzer veranlaßt, demselben den wie es scheint sehr passenden Namen Sea-Kangaroo, See-Känguruh, zu geben.

Der Fischer Hansen befand sich im Juli vorigen Jahres mit seinem Boote nahe am Meeresufer zwischen Donohoes und

Makauui an der Westküste von Neuseeland, als er ein am Strande stehendes wunderbares Geschöpf bemerkte. Der gute Mann erinnerte sich, daß in England „any monster makes a man“ und machte daher einen herzhaften Angriff auf den Fremdling. Er schlug mit dem Ruder seines Bootes das Thier nieder und ergriff es dann beim Schwanze — denn es hatte einen Schwanz ähnlich dem des Känguruh, nur nicht ganz so dick. Aber der Schlag hatte nicht kräftig genug gewirkt, das Thier machte eine rasche Wendung und packte mit seinem furchtbaren Gebisse, welches dem der Haie sehr gleicht und aus mehreren dichten Reihen äußerst scharfer, sägenartiger Zähne besteht, seinen Angreifer beim Beine und verursachte ihm drei sehr garstige Wunden. Dieser gab indeß nicht nach, sondern wiederholte seine wuchtigen Schläge so lange bis er sich der Beute vergewissert hatte.

Das Thier hat einen weiten runden Bauch; an jeder Seite große dicke Floßfedern; ein dem Haie gleichkommendes Maul mit oben erwähntem Gebisse; eine lang vorgestreckte knorpelige Schnauze und einen ausgeprägt fischartigen Geruch, — also soweit entschieden Fisch. Dann aber hat es wieder Beine ganz wie ein Känguruh, nämlich hinten ein größeres und in der Front bloß ein rudimentäres Paar. Und diese Aehnlichkeit wird noch durch die ihm eigene hüpfende Bewegung erhöht, sowie durch den langen Schwanz, welcher dem Thiere im Wasser höchst wahrscheinlich als Ruder und zum Balanciren dient, und endlich noch durch den Umstand, daß es zu der Familie der Marsupialia gehört. Es besitzt sowohl Kiemen zum Gebrauche im Wasser, als auch andere Athmungswerkzeuge, welche seinem Aufenthalte in der freien Luft dienen, — und in dieser Beziehung ist es wieder Amphibie, mit förmlich entschiedener Hinneigung zu den Carnivoren. Wenn aufrecht stehend beträgt seine Höhe $2\frac{1}{2}$ Fuß, seine Länge dagegen, vom Ende der Schnauze bis zur Schwanzspitze, mißt 5 Fuß.

Der Besitzer hat das Fell dieses See-Känguruhs präpariren und gut ausstopfen lassen und macht damit jetzt eine Rundreise in die australischen Colonien, beabsichtigt aber auch England zu besuchen und dann seinen Fang bei den dortigen Museen bestens zu verwerthen. Den Professoren der Zoologie an der Universität Melbourne hat dieses sonderbare Thier viel zu schaffen gemacht; sie wissen nicht recht es unterzubringen. —g.—

Missionen der Katholiken in China. Dieselben sind jetzt über das ganze Blumenreich der Mitte verbreitet und zählen 24 Stationen, unter 19 Bischöfen und 5 apostolischen Präfecten verschiedener Nationen, Italiener, Franzosen, Spanier und Belgier. Jeder Bischof hat nicht weniger als vier Missionäre unter sich; bei einigen beläuft sich die Zahl derselben bis auf 20, und je nach Anzahl derselben ist jede Mission in eben so viele Bezirke getheilt. Die Anzahl der Christen in den einzelnen Missionen ist sehr ungleich; während sie bei einzelnen nur etwa 2000 beträgt, steigt sie in einigen bis zu 70,000. Bei jeder Mission befindet sich eine Art von Gymnasium, in welchem auch in Latein, Philosophie und Theologie Unterricht ertheilt wird; dazu kommen Elementarschulen und Waisenanstalten. Die bedeutendste höhere Lehranstalt ist jene von Sikawi, in der Nähe von Schanghai; sie wird von deutschen und italienischen Priestern geleitet, welche den etwa 300 Zöglingen Unterricht auch in verschiedenen Handwerken, im Zeichnen, Malen und der chinesischen Literatur ertheilen, letzteres mit solchem Erfolge, daß schon mehrere Zöglinge in Peking die Prüfungen trefflich bestanden und dort höhere Grade erhalten haben. Mit manchen Missionen sind Druckereien verbunden; jene in Schanghai hat schon fünf Auflagen der chinesischen Uebersetzung des Neuen Testamentes geliefert, sodann mehrere theologische und mathematische Werke. Die Bibelübersetzungen sind mit einem Commentar versehen, um den Chinesen den wahren Sinn schwieriger Stellen zu erläutern. Auch ein Wörterbuch in lateinischer und chinesischer Mandarinensprache ist dort gedruckt worden. Chinesische Landkarten hat die Mission in Neapel und Leipzig drucken lassen. — Die Barmherzigen Schwestern haben acht Anstalten; in Canton steht ein Findelhaus und ein Waisenhaus unter ihrer Leitung; ein Gleiches ist in Hongkong der Fall, wo sie auch Schule halten. — Die 24 Missionsbezirke sind folgende: Kuang tung mit Kuan su; Hongkong mit den umliegenden Inseln und einigen Strecken des Festlandes; Yünnan; Tibet; Kueïtscheu; das östliche, dann das westliche und das südliche Sze tschuen; Honan; Hupe; Schansi; Kiang wan; Ost-, Nord- und Süd-Pe tschi li; Kiang; Kiang si; Schen si; Schantung; Fo kien; Korea; die Mandschurei; die Mongolei.

* * *

— Unter den Romanschreibern und Novellisten in Japan ist Herr Kioyte Bakin der beliebteste. Eine seiner Erzählungen füllt nicht weniger als 106 Bände, ist aber auch in der kurzen Zeit von — 38 Jahren vollendet worden.

— Yankee und Chinese im Gegensatze. Die chinesische Gesandtschaft, welche unter der Führung Anson Burlingame's im Juni Washington besuchte, verweilte auch in Baltimore. „Der Bahnzug mußte dort eine Zeitlang warten und sofort drängte sich eine neugierige Menge heran, um die fremden Wunderthiere anzugaffen. Einige Loafers aus dem Haufen schrien in die Wagen hinein, fragten, wie es dem Johnny Chi oder dem Billy Sun gehe; kurz, sie belästigten die himmlischen Söhne auf echt amerikanische pöbelhafte Weise. Schließlich reichte einer dieser Bummler eine Karte zur Wagenthür hinein und forderte einen Chinesen auf, ihm ein Autograph zu geben. Der englisch redende Dolmetscher Teh nahm die Karte und schrieb die lakonischen Worte: Learn politeness, d. h. lernt anständiges Betragen, und warf dann die Karte unter die Menge. Ein Polizist hob die Karte auf, las laut vor, was der Chinese geschrieben hatte und nach einem verlegenen Lächeln zerstreute sich die pöbelhafte Bande.“ So schreibt das „Deutsche Newyorker Journal“ vom 27. Juni. — Dasselbe Blatt erzählt außerdem Folgendes: Die Mandarinen und ihre Suite sind übrigens sonst sehr empfindlich und fühlen es sehr unangenehm, wenn man den Respect gegen sie aus den Augen läßt. So sah einer der englisch sprechenden Dolmetscher, die bekanntlich Mandarinen fünften Ranges sind, vorgestern dem Billardspiel in dem Billardsalon des Fifth Avenue-Hotels zu. Als einer der Spieler gerade einen guten Stoß gemacht hatte, schlug er dem Chinesen vertraulich auf die Schulter und sagte: „Johnny, das war ein prächtiger Stoß, nicht wahr?“ Mit den Zeichen der höchsten Entrüstung trat der Angeredete zwei Schritte zurück und antwortete dem ungehobelten Gesellen in fließendem Englisch: „Mein Herr, mein Name ist weder Johnny noch John, auch geziemt es sich für gebildete Leute nicht, Fremden ohne Weiteres auf den Rücken zu schlagen und sie in einer so unceremoniellen und familiären Weise anzureden. Ich habe, ebenso wie jeder Gentleman in Amerika, das Recht, zu fordern, daß man mich respectire; sollte Ihnen dies nicht einleuchten, so wenden Sie sich gefälligst an Herrn Burlingame, von dessen Gesandtschaft ein Mitglied zu sein ich die Ehre habe.“ Sprach's und ging erhobenen Hauptes von dannen. Der „Gentleman“ mit dem Billardqueue wurde in Folge dieser trefflichen Abfertigung von den Anwesenden tüchtig ausgelacht und zog wie ein begossener Pudel ab. — Die Namen einiger der Diener der Chinesen klingen höchst merkwürdig; sie sind sehr lang, wie überhaupt in China sich der Name eines Mannes, je höher er auf der Standesleiter steigt, immer mehr verkürzt; während die beiden Mandarinen zweiten Ranges die einfachen Namen Sun und Chi führen, finden sich unter den Dienern Namen wie folgende: Choon-chi-tiam, Shaon-chen-peau, Lenesheee, Lion-hea-heuan, Hung-pung-joo, Hwet-lian-foi, Changhoo-fang und Chang-hug-won. Die chinesischen Diener zeichnen sich übrigens durch ausgezeichnete Reinlichkeit, Nüchternheit und Wohlerzogenheit aus.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Mage's Reise vom Senegal bis an den obern Niger.

Dritter Artikel.

In Diangirte. — Der Tata des Hadsch Omar. — Charakter der Gegend. — Die Diulas und Serracollets. — Massassis aus Kaarta. — Zudringlichkeit der Mauren. — Die Speise Lack Lallo. — Der große Marabut von Tumbula. — Marconnah und die Palmyrapalmen. — Zug der Karawane. — Der Dubabelbaum. — Anblick des Nigers bei Yamina. — Der Häuptling Serinte. — Fahrt auf dem Strome nach Segu.

Wir haben den Reisenden in der Stadt Diangirte, in der Landschaft Diangunte, verlassen und wollen ihn nun auf seiner Wanderung bis Yamina und Segu am Niger begleiten.

Als das bemerkenswertheste Gebäude in jener Stadt schildert er den Tata, d. h. den Palast des Hadsch Omar, von welchem wir eine Abbildung geben. Derselbe ist, gleich allen übrigen Wohnungen der Stadt, aus gestampftem Lehm aufgeführt, hat aber zwei Thürme, die recht gut unterhalten waren; als eine Art von Schmuckwerk dienen Zinnen im

Palast des Hadsch Omar in Diangirte.

maurischen Stil. Sehr gern hätte Mage sich diesen Palast im Innern betrachtet, man verweigerte ihm jedoch Einlaß wie man denn überhaupt die Frauen vor ihm zu verbergen suchte. Er hatte dem Ortsvorsteher einige Bogen Papier geschenkt und dafür war der Mann so dankbar, daß derselbe ihn in sein Haus einlud. Als jedoch Mage in den Hofraum trat, in welchem sich einige Weiber befanden, liefen diese sofort weg. Im Allgemeinen sind sie bei den muselmännischen Völkern Senegambiens nicht so scheu und zurückhaltend; erst Hadsch Omar hat die Neuerung bei den Toucouleurs eingeführt, daß sie sich vor fremden Männern nicht blicken lassen sollen.

Die Abreise war auf den 10. Februar bestimmt. Der Häuptling Tierno Bubakar, dessen schon früher erwähnt worden ist, versprach einige Führer; er ließ dem Europäer insgeheim sagen, daß derselbe, falls er ihm ein Geschenk machen wolle, dazu die Nacht benutzen möge; dann brauche er mit keinem Andern zu theilen und könne sicher sein, daß man es ihm nicht stehle. Wahrscheinlich hatte er sich auf etwas Erkleckliches gefaßt gemacht. Mage blieb aber auch hier seinem Vorsatze getreu, nur wenig zu geben, und schickte ihm bloß eine mit Gold gestickte Kappe, etwas Papier und Pulver. Der Ortsvorsteher kam noch einmal und bat um noch einige Bogen Papier. Er trug jetzt einen alten, sehr werthvollen Säbel mit schön damascirter Klinge, einem sehr fein ciselirten Handgriff und den Knauf bildete das Haupt eines römischen Kaisers.

Am 10. Februar konnte Mage seine Wanderung nach dem Niger antreten. „Wir Alle," sagt er, „hatten uns ausgeruht, waren guten Muthes und zogen munter gen Osten. Die Führer ließen, wie gewöhnlich, längere Zeit auf sich warten; als sie endlich erschienen, sprengte auch Bubakar hoch zu Roß heran und gab uns das Geleit. Auf seinen Befehl schlossen sich uns drei Talibes an und einer davon hatte einen Brief an den Sultan Ahmadu. Auch die Leute von Dingiray mit ihren zerlumpten Sklaven und zwei Männer von Gemukura verstärkten unsern Zug, der nun zahlreich genug war, um Feinde abwehren zu können. Beim Abschiede gab mir der alte Bubakar seinen Segen, indem er ein wenig in seine Hand spie und sich dann mit dieser über das Gesicht fuhr.

Gegen Mittag kamen wir durch einen Wald, dessen Bäume mit Heuschrecken buchstäblich bedeckt waren; sie hatten alle Blätter abgefressen und waren nun darüber aus, selbst die Rinde zu verzehren. Diese Thiere richten auf den Feldern ungeheuern Schaden an; durch ihren Flug und ihre unablässigen Bewegungen verursachen sie ein Geräusch, das jenem eines Hagelwetters gleicht. Etwas später kam ich an einen Marigot, der jetzt trocken lag, aber sein Bett war auffallend tief. Von einem alten Mauren erfuhr ich, daß dieser Wasserlauf in der Regenzeit durch Beledugu ziehe und sich mit dem Niger vereinige. Aller Wahrscheinlichkeit zufolge war es also der berühmte Ba Ule, von dem ich schon so viel gehört hatte; als ein eigentlicher Fluß konnte jedoch derselbe nicht bezeichnet werden; ich habe späterhin ermittelt, daß er, als großer Marigot von Beledugu, der Ortschaft Dina gegenüber sich mit dem Niger vereinigt.

Kopfputz und Nasenring der Soninkemädchen.

Bei Kalabala, einem von Bambaras bewohnten Dorfe, standen neugebauete Strohhütten neben den Ruinen der alten Häuser; auch hier war, wie überall weit und breit, während der Eroberung durch den Hadsch und dessen Toucouleurs Alles niedergebrannt worden. Die früheren Wohnungen bestanden, wie jene in Diangirte, aus gestampfter Erde. Gegen Abend wurde ich beim Dorfe Fabugu angenehm überrascht, als ich eine Rindviehherde erblickte, die aus ein paar hundert Häuptern bestand. Die Hirten waren unvermischte Peuhls (Fulbe); sie hatten Adlernase, weiches, zu Zöpfen geflochtenes Haar und dünne Lippen. Uebrigens verlebten wir eine schlimme Nacht, trotzdem wir eine recht gastliche Aufnahme gefunden hatten. Unser Brot ging auf die Neige, von Kaffee und Zucker war schon längst keine Rede mehr. Ich finde in meinem Tagebuche Folgendes: — „Schlaflose Nacht; bin fast krank; habe gestern wenig gegessen. Wenn ich nur ein Stück Brot hätte!" Ja, ein Stück Brot, weiter nichts. Und wie oft habe ich mich auch später danach gesehnt! Wer ruhig daheim sitzt, hat keinen Begriff, wie niederschlagend dergleichen Entbehrungen einwirken.

Die folgenden Tage waren gleichfalls sehr beschwerlich. Wir überschritten nun die Grenze von Segu und das Gelände wurde, je weiter wir kamen, mehr und mehr hügelig. Die Ebenen von Kaarta und Diangunte lagen hinter uns; jetzt war das Land besser mit Bäumen bestanden und die Eintönigkeit wurde durch Gründe und Thalschluchten unterbrochen; dann und wann stieg auch ein Felsen empor. Bei den Dörfern sah man überall mit Taback bestellte Felder, ich kümmerte mich aber wenig um die Gegend, weil ich nur einen einzigen Gedanken hatte: — immer weiter, fortkommen, den Niger erreichen, ehe die Kräfte versagen!

Aus der Gegend, in welcher ich mich befand, stammen viele der Hausirer, welche weit und breit das westliche Afrika durchziehen und unter der Bezeichnung Dinlas bekannt sind. Das Wort gehört der Soninkesprache an. Die Dinlas sind für die Vertheilung der Waaren und überhaupt für den Handelsverkehr von einer Bedeutung, die man nicht unterschätzen darf. Allen Leuten, die mir gastlich begegneten, gab ich ein Geschenk, etwas Pulver zum Beispiel oder sonst eine Kleinig-

keit, denn viel konnte ich ja nicht geben; dazu reichten meine Mittel nicht aus und außerdem hatte ich alle Ursache, meine ohnehin geringen Vorräthe so viel als möglich aufzusparen. Außerdem phantasirte ich damals noch von dem Plane, als ein Nachfolger Mungo Park's, mich auf dem Niger einzuschiffen und denselben wo möglich bis zur Mündung hinabzufahren. Deshalb mußte ich meine Vorräthe so viel als irgend möglich schonen und darum trieb es mich mit aller Macht vorwärts. So kam ich nach Tiefugula, einem großen Tatadorfe, d. h. die Häuser desselben bestanden aus Lehm, während das daneben liegende Dorf ein Gupuilli war, also nur Strohhütten hatte. Etwas entfernt, nach Nordosten hin, stand auch ein Dorf der Peuhls an einem Bergabhange; die Hütten desselben waren, wie gewöhnlich bei den Fulbe, von erbärmlichem Aussehen, aber neben denselben sah man Rindvieh und Pferde.

In jenem Tatadorfe bestand die Mehrzahl der Bewohner aus Soninkes; die übrigen waren Fulbe und Mauren; letztere befanden sich übrigens nur auf der Durchreise und verkauften hier Salz. Die ersteren redeten das Soninke und waren Serracollets von reinem Geblüte; trotzdem haben sie das Stammeszeichen, gleichsam das Wappenschild der Bambaras angenommen, indem sie sich von der Schläfe bis zum Kinn hinab drei tiefe Einschnitte über die Wange ziehen, um Narben hervorzubringen; außerdem tragen sie in dem durchlöcherten Nasenknorpel einen Ring von Gold, Kupfer oder auch von Wachs. Das sieht ganz abscheulich aus, man glaubt aber damit großen Staat zu machen. Dieser barbarische Brauch, welchem sich auch die Soninkes anbequemt haben, herrscht übrigens im centralen Sudan überall vom sogenannten Konggebirge bis nach Timbuktu, vom Adamaua bis an das Stromgebiet des Senegal; in diesem letztern selbst kommt er glücklicherweise nicht vor.

Ein Khassonkemädchen aus Medina.

Die Leute von Tiefugula verkauften mir gegen einige Glasperlen ganz vortreffliche Zwiebeln, Paradiesäpfel, Milch und Butter, was Alles ich mir eben gut schmecken ließ, als der Besuch eines Massassis aus Gemene angemeldet wurde. Ich erfuhr, daß alle Massassis im Lande Kaarta, welche dem Schwerte des Hadsch Omar entronnen oder nicht nach Khasso oder Bambuk geflüchtet waren, sich in dem etwa drei Stunden entfernten Dorfe Gemene aufhalten mußten; man hatte sie dort internirt. Zwei hübsche schwarze Männer, bei denen der Massassistypus trefflich ausgeprägt war (er ist der hübscheste unter den Bambaravölkern), traten herein und benahmen sich mit auffallender Gewandtheit. Ihr Stamm verdankt seine physischen Vorzüge wahrscheinlich den zahlreichen Kreuzungen mit den Fulbe. Jene Männer trugen schwarze Bubu-Lomas, das heißt ein Kleid von feinem Stoffe, der im Lande selbst bereitet und mit dem dunkelsten Indigo gefärbt wird; um den Kopf war ein Tamba, Turban, gewickelt; der Pulverbeutel hing, wie es auch bei den Mauren Brauch ist, an rothseidenen Schnüren; jeder hatte einen Säbel umgehängt und ein Doppelgewehr in der Hand. Ich wiederhole, daß diese hübschen Leute durch ihr sehr anständiges Benehmen überraschten; sie schrien nicht, sondern sprachen in angemessenem Tone und fuhren nicht, was sonst bei den Bambaras üblich ist, mit den Armen in der Luft umher. Ihr Vater, so sagten sie mir, hätte erfahren, daß zwei weiße Männer angekommen seien; er schicke sie, um mich zu begrüßen und mir seine Beihülfe bei der Weiterreise anzubieten. Beledugu befinde sich im Aufstande; seine bewaffneten Krieger ständen beim Dorfe Tumbula, durch welches ich passiren müsse. Ich möchte nur zu ihm kommen; bei ihm würde ich ganz sicher sein; er würde mir ein bewaffnetes Geleit geben; seine Familie habe stets freundschaftliche Gesinnungen gegen die Weißen gehegt und bei ihr habe (der französische Reisende) Raffenel die beste Aufnahme gefunden. Eine solche solle auch uns zu Theil werden. Wer aber Raffenel's Reisebericht gelesen hat, wird sich erinnern, daß in demselben nichts Verlockendes erzählt worden ist. Deshalb gab ich eine ablehnende Antwort und bemerkte, ich sei auf der Reise nach Segu begriffen, wo ich den Hadsch Omar besuchen wolle. Ich stände unter der Leitung seiner Talibes und würde die einmal bestimmte Richtung nicht verlassen. Als jene Männer fortgegangen waren, brachte mir der Dorfschulze als sehr willkommenes Geschenk einen prächtigen grauen Ochsen, den ich sofort abschlachten ließ. Dann gab ich, wie es bei den Malinke und den Bambaras Brauch ist, dem Manne, welcher mir das Thier geschenkt, ein Vorderviertel nebst einem Rippenstücke. Sie ziehen das Vorderbein dem Hinterviertel vor; ich aber ließ einen Theil des Fleisches trocknen und beschenkte den wackern Schulzen mit etwa 30 Ellen Baumwollenzeug, worüber er höchlich entzückt war.

Am 15. Februar fiel in der Nacht das Thermometer auf 9° C. Morgens wurde ich in höchst unangenehmer Weise durch zudringlichen Besuch von Mauren und Maurinnen belästigt. Unweit vom Dorfe hatten Leute vom Stamme der Laklalls ein Lager aufgeschlagen. Sie benahmen sich, wie es Brauch bei den Mauren ist, unverschämt und bettelhaft. Die Schwarzen haben vor ihnen Furcht und einen instinctiven Respect; sie erkennen die Ueberlegenheit dieser hellern Race an. Jene, mit denen ich zu thun hatte, waren von ziemlich reinem arabischen Typus und einige konnten für recht hübsch gelten. Auch unter den Frauen, die schmutzige und abgerissene Gewänder von Guinee trugen, sah ich ein paar recht hübsche Geschöpfe; man hatte aber schon angefangen sie zu mästen, und sie hatten schon so viel Fett angesetzt, daß ihr Wuchs unförmlich erschien. In Tiefugula hätte ich mich erholen und wieder etwas kräftigen können, denn an Nahrungsmitteln war gar kein Mangel; aber ich konnte nicht zu Ruhe kommen, weil ein großer Zudrang von Besuchern war, und vor allen Dingen ärgerte ich mich über die Mauren. Ich kannte dieses Gesindel schon von meiner Reise nach Tagant her und auch hier in Tiefugula waren

sie, was sie überall sind, — Diebe! Seit drei Monaten befand ich mich in den Negerländern und bis dahin war mir noch nichts gestohlen worden. Während ich nun hier die Breite bestimmte (14° 22′ 46″ N.) und das Gepäck aufladen ließ, weil wir Abends in Medina sein wollten, fehlte ein Bayonnet. Als ich den Schulzen davon in Kunde setzen ließ, kam er und sprach: Das haben die Mauren gethan; passe wohl auf Deine Sachen, sonst nehmen sie Dir Alles weg!

Von den Mauren war nichts wieder zu bekommen und so reisten wir ab. Man führte mich zuerst nach Norden bis Sebindinkile, einem kleinen Dorfe, das in der unmittelbaren Nähe der großen Bambaraortschaft Gige liegt; dann bogen wir nach Südost ab und erreichten nach fünftehalb Stunden Medina, ein ziemlich großes Soninkedorf. Famhara begrüßte den Ortsvorsteher, der mir sagen ließ, es seien hier viele Diebe und ich möchte mein Gepäck ja recht sorgfältig bewachen. Jene Diebe seien so gewandte Burschen, daß sie sogar einigen durchziehenden Mauren eine Flinte und einen Stein Salz gestohlen hätten. Hier traf das alte Sprüchwort zu: Auf einen Schelmen anderthalbe! Ich meinerseits stellte eine Schildwacht auf, welche das liebe Publicum zurückweisen sollte; das war aber eine schwere Aufgabe. Der Abend brach herein und man hatte mir noch nichts zu essen geschickt; den Leuten dagegen brachte man, dem bei den Bambaras üblichen Brauche gemäß, Lack Lallo, das heißt ein Mehl aus gekochter Hirse; man bereitet daraus einen dicken Teig, in welchen Aloo oder Lallo geknetet wird, nämlich getrocknetes Fleisch oder Fisch. Lallo bedeutet eigentlich das getrocknete und zu Pulver gestampfte Blatt des Baobabbaums. Abends schickten die Peuhls etwas Milch für Famhara, der mir davon abgab; weiter bekam ich in diesem Dorfe nichts, wohl aber vernahm ich eine schlimme Kunde. Es hieß, Ahmadu, König von Segu, habe die Stadt Sansandig in Asche gelegt. Theilweise wurde dieses Gerücht widerlegt, aber ich konnte aus demselben wenigstens so viel abnehmen, daß in Segu nicht Alles in Ordnung war und Sansandig, eine der wichtigsten Städte, als ein Herd des Aufstandes gegen den Sohn des Hadsch Omar betrachtet wurde. Ich bemühete mich, der Sache näher auf die Spur zu kommen, bemerkte aber bald, daß man mich planmäßig in die Irre zu führen suchte, und deshalb war es mir nicht möglich, die Wahrheit zu erfahren.

Mir blieb, gleichviel wie die Dinge am obern Niger standen, keine andere Wahl, als vorwärts zu gehen, und so trat ich am 16. Februar Abends meine Wanderung nach Tumbula an. Man findet diesen Ort auf keiner Karte, aber meine senegambischen Begleiter hatten den Namen oftmals gehört. Das ist auch erklärlich, weil das Dorf von Soninkes bewohnt ist, von denen manche in den französischen und englischen Handelscomptoiren gewesen waren. So hatte mich schon in Kundian ein Serracollet-Dinla erkannt, der sich früher eine Zeit lang am Cazamance aufhielt, wo ich den dort auf Station liegenden „Griffon" befehligte.

Commandant von Tumbula war ein großer Marabut Namens Badara Tunkara; Hadsch Omar hatte ihn eingesetzt und er war demselben sehr ergeben. Der hochbejahrte Mann erschien mit einem Gefolge, das ihm die größte Hochachtung bezeigte. Als Oberkleid trug er einen schwarzen, mit Gold gestickten Burnus, eine rothe Kappe und einen weißen, eng anliegenden Turban. Sofort fiel mir sein hübsches Gesicht auf, eben so seine merkwürdige Aehnlichkeit mit Amat N'diaye An, dem Tamsir, d. h. Oberhaupt der Religion, in Saint Louis. Der große Marabut nahm uns freundlich auf; er habe sich, so sagte er, lange in Sierra Leone aufgehalten; er kenne und liebe die Weißen. Seine Freundlichkeit bewies er auch dadurch, daß er mir einen jungen Ochsen zum Frühstück schickte. Gern hätte er mich längere Zeit in seinem Dorfe behalten, wollte von mir Baumwollenzeug kaufen und bot mir dafür eine hübsche Tamba sembe, d. h. dunkelblaue Schärpe. Ich ließ mich aber nicht aufhalten, weil ich an jenem Tage noch nach Marconnah wollte, machte dem alten Marabut ein Geschenk und zog weiter. Der Doctor war inzwischen von Kranken förmlich belagert worden, hatte sich aber nur mit dem Bruder des Häuptlings beschäftigen können, der an einer Augenkrankheit litt. Der Staub war so entsetzlich, daß es ein Wunder ist, wenn Jemand nicht an den Augen leidet; ich setzte meine Reisebrille auf, mußte sie aber bald wieder abnehmen, weil sie sofort mit feinem Staub überzogen worden war; wir aßen und tranken Staub in und bei Tumbula. Dasselbe ist gegenwärtig Hauptort der kleinen und sehr fruchtbaren Provinz Lamba lake; sie wird von Soninkes bewohnt, die arbeitsam sind und sich im Wohlstande befinden. In diesem Lande und in Fadugu, wohin ich demnächst kommen sollte, werden die sehr gesuchten schwarzen Lomas und Tamba sambes verfertigt.

Palmyra nobilis.

Marconnah liegt nur etwa drei Stunden entfernt und der Weg führt durch ein Hügelland mit hübscher Vegetation. Dort traten schon einzelne Ronierpalmen (— Palmyra nobilis —) auf, und unweit vom Dorfe erhebt sich ein Felsplateau, das erste, welches ich seit langer Zeit gesehen. Das Dorf ist groß und hat eine Tata. Dort sowohl wie bei Titura überraschte mich der ausgedehnte Anbau des Tabacks, und die Felder waren sehr gut gehalten. Taback ist hier ein sehr wichtiger Handelsartikel und wird in Menge nach den Märkten am Djioliba, d. h. dem Niger, ausgeführt. Man hat verschiedene Sorten, es mangelte mir jedoch an Zeit, eine nähere Prüfung anzustellen. Wir reisten

so rasch, daß ich an den Rastplätzen genug damit zu thun hatte, Notizen niederzuschreiben, die Route zu verzeichnen und mit den Leuten zu palabern. Jede andere Arbeit war unmöglich, ich fühlte mich ohnehin überbürdet und mußte nicht selten alle meine Willenskraft aufbieten, um nur das Allernothwendigste zu beschaffen. Famhara hatte einen Bruder in diesem Dorfe und dieser kam mit dem Dorfschulzen; sie baten mich, einen Tag in Marconnah zu bleiben. Darauf ließ ich mich nicht ein, zum großen Verdrusse Famhara's, dem ich es übrigens nicht verargen konnte, daß er gern bei den Seinigen sich ein wenig ausruhen wollte. Man schickte mir zwei Ziegen, und da ich nun Fleisch in Menge hatte, so gab ich dem Schulzen die beiden Vorderviertel von dem Ochsen, welchen man mir in Tumbula geschenkt.

Als ich am nächsten Morgen nach Soso aufbrach, ließ Famhara sich nicht blicken; ich reiste ohne ihn ab mit einem Führer, den ich im Dorfe nahm, und kam bald in einen prächtigen Wald von Palmyrapalmen. Um acht Uhr war ich bei den Ruinen von Moniokuru, kam dann nach Yorome und Uacha oder Uacharu, das in einer prächtigen Ebene liegt. Hier standen überall Palmyrapalmen mit noch unreifen Fruchtbüscheln. Unter ihrem Schatten lagerte ich; manche Bäume hatten bis zu den ersten Zweigen eine Höhe von mehr als 90 Fuß. Samba Yoro kletterte an einem der kleinsten Bäume hinauf und fing an, die Frucht abzuschneiden, aber sofort thaten die Bauern Einsprache. Das war um so mehr zu bedauern, da die Früchte noch nicht reif waren; denn nun war ihre Milch, welche späterhin eine Mandel bildet, noch frisch und flüssig, schmeckte vortrefflich und war eben so süß wie die Kokosmilch. Famhara hatte sich inzwischen eingefunden und kostete diese Milch; er hatte dergleichen aber früher ebensowenig gekannt wie jene Bauern. Jetzt schalt er diese aus, führte ihnen zu Gemüthe, daß der gütige Gott diese Bäume den Menschen gegeben habe, daß

Ein Dubabelbaum bei Morubugu.

sie, die Bauern, die Palmen nicht gepflanzt und folglich gar kein Recht hätten, Anderen den Genuß der Früchte zu verwehren. Wir setzten unsere Absicht durch und hieben etwa hundert Palmen nieder. Als nun die Bauern von der herrlichen Milch kosteten, waren sie ganz mit uns einverstanden und machten sich nun auch ihrerseits ans Werk, um Bäume niederzuschlagen. Sie werden noch lange an uns denken; denn bislang hatten sie keine Ahnung davon, welch eine herrliche Nahrung ihnen diese Milch gewähren könne. Von Jahrhundert zu Jahrhundert lebten sie inmitten dieser Palmbäume, ohne zu ahnen, welchen Schatz sie an denselben haben; sie warteten, bis die reife Frucht abfiel. Diese aber ist sehr faserig und schmeckt stark nach Terpentin.

In jener Gegend leben viele Peuhls; sie werden hier als Fulars bezeichnet und haben schlanken Wuchs; ihre Gesichtszüge beweisen klar, daß sie viel Blut von den Bambaras und Soninkes in sich haben, sie unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß sie sich keine Narben ins Gesicht schneiden.

Am folgenden Tage hatten wir bedeckten Himmel und kamen nur langsam fort; unsere abgemagerten Gäule waren kaum im Stande uns zu tragen, Esel und Maulthiere waren in kläglichem Zustande. Aber wir befanden uns wenigstens auf offenem Wege und brauchten uns nicht durch Dornengestrüpp Bahn zu brechen. Die Gegend bot mit ihren hohen Palmen einen anmuthigen Anblick dar, und unterwegs trafen wir mit zwei Karawanen zusammen; sie brachten Baumwollenzeuge auf den Markt nach Yamina. Das Land wird von Soninkes und Bambaras bewohnt, aber die Sprache der letzteren ist vorwaltend.

Wir näherten uns nun dem Niger und unsere Karawane wurde immer ansehnlicher, weil sich unterwegs viele einzelne Partien anschlossen. Aber wann sollte ich den Fluß erblicken? In Tumbula sagte man mir, er sei nur noch drei Tagereisen entfernt und jetzt, in Masoso, hieß es auch noch, daß wir ihn in drei Tagen erreichen könnten. Am 19. erreichte ich Morubugu, 13° 50′ 38″ N. Man erzählte, daß ein

Trupp Dinlas (Soninkehändler) von den Rebellen in Beledugu überfallen worden sei; diese zögen im Lande umher, trieben Raub, hätten junge Mädchen entführt und erlaubten den Landleuten nicht, ihre Erdmandeln (Arachis) einzuernten. Das lautete bedenklich, aber ich mußte vorwärts, obwohl ich nicht im Mindesten geneigt war, einen Kampf zu bestehen. Unsere Thiere waren, wie gesagt, in kläglichem Zustande, und ohnehin war meine Mission eine friedliche. Deshalb wollte ich mich ohne Noth in keine Händel einlassen.

Ich kam in ein großes Dorf, das wieder einmal den Namen Medina führte; viel davon lag in Trümmern, und die neue Tata nahm nicht einmal die Hälfte der frühern Ortschaft ein. Hier sah ich zum ersten Mal bei den Schwarzen regelmäßig verfertigte Lehmsteine. Sie werden von den Soninkes zum Aufführen der Hauswände verwandt; als Mörtel dient ein Gemisch von kleingehacktem Stroh, fettigem Thon, Pferdeurin und allerlei Unrath von Thieren. Diese Masse läßt man etwa einen Monat lang gähren; dann gilt sie für brauchbar. Während der Doctor und ich die Lehmsteinfabrikation betrachteten, trällerte ich eine Arie aus irgend einer Oper. Als ein Schwarzer uns singen hörte, stand er ganz verdutzt da, und als wir darüber in ein helles Gelächter ausbrachen, kannte sein Erstaunen keine Grenzen. Die Leute fragten sich, ob wir weißen Männer etwa Griots seien, denn diese schwarzen Barden sind die alleinigen Musiker in diesen Ländern. Man schmeichelt ihnen, hält sie aber in geringer Achtung; sie gelten für eine Art von Possenreißer, über die man lacht und denen man kleine Gaben reicht. Aber weiße Männer als singende Griots! Das war neu dort zu Lande.

Unsere Karawane bestand nun aus mindestens anderthalb hundert Mann, und über eine solche Anzahl erschraken die Bewohner des Dorfes Puta dermaßen, daß sie sich in ihren Häusern verschlossen. Wir unsererseits hätten aber, abgemüdet wie wir waren, mit unseren elenden Thieren und dem vielen Gepäck, einem Dutzend gut bewaffneter, entschlossener Männer keinen erfolgreichen Widerstand leisten können. Indessen war es in jener Gegend nicht geheuer und ich bereitete mich auf Alles vor; auch hatten wir Späher vorausgeschickt, die auskundschaften sollten, ob etwa die Rebellen von Beledugu in der Nähe seien. Bald hörte ich ein lautes Geschrei; man brachte einen Mann und zwei Frauen als Gefangene ein, angeblich rebellische Bambaras. Man band ihnen sofort die Arme zusammen, nahm ihnen jedes Kleidungsstück ab und gab ihnen erst später einige Fetzen zurück. Zwei andere waren glücklich entkommen. Von diesem an sich unbedeutenden Vorfalle wurde viel Aufhebens gemacht, und von Bakel aus schrieb man nach St. Louis, ich sei überfallen worden, habe jedoch die Räuber zurückgeschlagen und zwei derselben in Segu an den Sohn des Hadsch Omar abgeliefert." —

Palast der Tochter des letzten Königs von Yamina.

Wir wollen aus den ferneren, etwas eintönigen Schilderungen das Folgende herausheben. Mage kam nach Banamba, einem von Soninkes bewohnten Dorf; es war das größte, welches er bisher gesehen. Der Häuptling war eben ausgezogen, um Tribut für seinen Gebieter Ahmadu zu erheben, kam aber bald nachher zurück. Die Schwarzen drängten sich dicht an den weißen Mann hinan und wurden ihm sehr lästig; er wurde sie erst los, als er sie mit Wasser begoß, „welches die Schwarzen wie Katzen fürchten". Das Dorf hat breite, krumme Straßen; die Häuser sind ebenerdig und haben Thüren, durch welche man aufrecht gehen kann, — die ersten dieser Art, welche Mage im Lande gesehen. Einige kleine Plätze sind von Bäumen beschattet; dort wird Markt gehalten. Unter einem Butterbaume (Karite, Schea oder Cé, wie die Bambaras ihn nennen) wurden Kuchen aus Hirsemehl und Butter gebacken; sie werden Momis genannt und schmecken ranzig. Eine Art von Napf diente als Backofen.

Jenseit des Bambaradorfes Sikolo fällt das Gelände

schroff ab; Mage befand sich nun auf einem etwa 40 Fuß tiefer liegenden Plateau und eine Stunde später auf einer andern, viel niedrigern Stufe. Als er in Morubugu ankam, war er völlig erschöpft. Neben diesem Dorfe stand ein ganz prächtiger Dubabelbaum (eine Ficus); er ist immer grün und sein Gezweig bildet ein schattiges Laubdach, das auf etwa funfzig lebendigen Säulen ruhet. Dort rastete der Reisende eine Weile; vor ihm lag eine platte Ebene. Nach drei Uhr Nachmittags kamen einige Palmen in Sicht, bald nachher einige Mauern.

So wurde endlich Yamina erreicht, die zweitwichtigste Handelsstadt im Königreiche Segu und um vier Uhr stand Mage am Ufer des Niger.

Vor der Stadt lag eine ungeheure Sandbank; auf einer Menge von Pfählen waren Netze zum Trocknen aufgehängt, und am andern Ufer zog sich gleichfalls eine weite Sandbank hin. Mungo Park's Schilderungen zufolge erwartete er einen breiten, imposanten Strom zu sehen, doch vor ihm lag nur ein Fluß von etwa 600 Meter Breite zwischen flachen Ufern. Aber bei Hochwasser hat der Niger bei Yamina gewiß mehr als 2000 Meter Breite.

Ein Zweck der gefahrvollen Reise war erreicht. „Mit sehr schwachen Mitteln war mir gelungen, was seit Mungo Park so manche Andere vergeblich erstrebt hatten. Ich stand nun an dem großen Strome, ohne einen einzigen Mann verloren und meine Vorräthe beträchtlich erschöpft zu haben. Werde ich, das war meine Frage an mich selbst, nun auch in Bezug auf den übrigen Theil meiner Sendung glücklich sein? Luftschlösser! Volle siebenundzwanzig Monate mußte ich widerwillig an demselben Strome verbleiben, nach dessen Anblick ich mich so lebhaft gesehnt hatte."

Mage ritt um die Stadt herum, an den kleinen Häusern hin, welche dem Flusse entlang stehen; zu diesem führen Hinterthüren hinaus. Ein unregelmäßiger Uferdamm, auf welchen alle möglichen Unreinigkeiten geschüttet werden, bildet eine Art von Schutz gegen das Hochwasser. „In die Stadt gelangten wir über einen kleinen Platz, wo ein Schmied unter einem Schuppen arbeitete; dieser bestand aus vier Stangen, über die man ein paar Matten gelegt hatte. Wir mußten bald nachher in einem Winkel halten, vor der Thür eines Hauses, das mir wie eine Moschee vorkam, weil es mit einer Art von Arabesken verziert war, welche entfernt an maurischen Stil erinnerten. Ich erfuhr später, daß in diesem Hause eine Tochter des letzten Königs Ali von Yamina gewohnt hatte; dieser war der Sohn jenes Königs Mansong, der zu Mungo Park's Zeiten herrschte. Wir entlasteten unsere Thiere, ich ließ das Gepäck in einem Winkel aufstauen und warf mich vollständig erschöpft nieder. Dr. Quintin that ein Gleiches. So lagen wir wohl eine halbe Stunde da, während die Menge immer mehr anwuchs. Die schwarzen Leute wollten einmal weiße Menschen sehen, und die Mauren ihrerseits benahmen sich am unverschämtesten.

Fahrzeug auf dem Niger.

Unsere Lage war fast unerträglich geworden, als Famhara mit einem alten Schwarzen erschien, der uns Luft zu machen versuchte. Er rief: Asigi, Asigi! (setzt Euch) und das that auch die Menge, es strömten aber unablässig andere herzu. Dieser Alte war ein Soninke und erbot sich, uns eine Wohnung zu besorgen. Zunächst führte er uns in das Haus, welches vormals die Königstochter innegehabt hatte, fand es aber nicht passend, weil die Decken eingefallen und die freien Räume als Aborte benutzt worden waren. Er führte mich dann in seine eigene Wohnung, und so war ich denn endlich wieder unter Dach und Fach bei dem alten Serinte, meinem gefälligen Wirthe. Auf dem Wege dorthin folgte uns in den Straßen eine große Menschenmenge, die nur dadurch einigermaßen zurückgehalten wurde, daß Famhara links und rechts in sie hineinpeitschte, wobei zu meinem Genüge auch auf die hochmüthigen Mauren mancher Schlag fiel. Diese, welche in jedem Schwarzen nur einen verworfenen Sklaven sehen, erfuhren nun ihrerseits eine Demüthigung.

Vor der Thür von Serinte's Hause saß eine alte Hökerin, welche geröstete Erdmandeln und Bohnen, Mehlkugeln, die mit Honig, Pfeffer und anderen Gewürzen versetzt sind, hier feilbot; sie hatte auch die schon früher erwähnten Monis oder Hirsekuchen mit Karitebutter. Neben der Hökerin arbeitete eine wichtige Person, nämlich der Schuster des Hauswirthes. Er war des letztern Vertrauensmann, Freund und Lederarbeiter. In seiner letztern Eigenschaft gehört er einer verachteten Kaste an, gleich den Griots, und auch das ärmste Frauenzimmer einer andern Classe würde sich nicht dazu verstehen, einen solchen Lederarbeiter zu heirathen.

Durch einen finstern Gang kam man in zwei innere Höfe; dort wohnten die Sklaven, deren mehrere im Hause selbst geboren waren und deshalb als Mitglieder der Familie betrachtet wurden; auf einer andern Seite und dort abgeschlossen lagen die Frauengemächer. Uns wurde ein besonderer Hofraum angewiesen, auf welchen vier oder fünf beinahe mannshohe Thüren hinausführten; die Gemächer waren aber so klein, daß man kaum ein Bett darin hätte stellen können. Wir richteten uns ein so gut es eben ging, und unser Wirth versprach, die neugierige Menge nach Kräften fern zu halten. Das war jedoch eine sehr schwierige Aufgabe. So kamen z. B. maurische Karawanenkaufleute aus Tischit und Tuat, durch welche Serinte sich hatte einschüchtern lassen, und belästigten mich mit allerhand Fragen. Anfangs war ich höflich und sagte ihnen, daß ich Ruhe nöthig habe. Als das keinen Eindruck auf sie machte, legte ich mich auf meine Matte hin und der Maure aus Tuat forderte mich dann auf, mohammedanische Gebete herzusagen. Nun riß mir alle Geduld und ich gab ihm eine Antwort, die zu derb ist, als daß ich sie hier wiederholen könnte. Darüber freueten sich meine Leute, obwohl sie zumeist Muselmänner waren, doch sehr, denn auch ihnen sind die Mauren unausstehlich. – Der Tuater, welchem ich dann die Thür vor der Nase zuschlug, kam nicht wieder, und den anderen Mauren goß ich Wasser ins Gesicht und auf die Kleider. Das hat ihnen mißfallen und nun blieben auch sie fort." —

Wir haben schon im vorigen Jahre eine Schilderung des Lebens und Treibens in dieser ehemals wichtigen Handelsstadt gegeben (— „Auf dem Marktplatz in Yamina am Niger; von Capitän Mage"; „Globus" XII, S. 89 —) und damals hervorgehoben, daß die Bevölkerung derselben aus friedlichen Soninkes bestehe, welche weder den Truppen des Hadsch Omar noch jenen seines Sohnes Ahmadu Widerstand leisteten. Nun gaben sich die heidnischen Bambaras, welche gegen den Mohammedaner und Toucouleur Ahmadu, ihren Bezwinger, in Aufstand waren, alle Mühe, sich Yaminas zu bemächtigen, um ihrem Feinde die Straße nach Nioro zu verlegen, weil er von dort einen bedeutenden Theil seiner Vorräthe bezog. Drei Viertheile von Yamina fand Mage in Trümmer und unbewohnt, die Felder der Umgegend lagen wüst.

Ein Soninkemädchen.

Serinte führte seinen europäischen Gast in den Bilur oder Boleru, ein großes Versammlungshaus, das unbewohnt ist, in welchem sich aber Leute einfinden, welche sich mit einander in kühlem Schatten unterhalten wollen. Es ist ein sogenanntes Palaverhaus, in welchem dann und wann auch Nachts Leute ein Unterkommen suchen; sie schlafen auf der platten Erde. Dort traf Mage zusammen mit Simbara Sakko, einem alten Soninke; er war Häuptling oder Vorstand des großen Clans der Sakkos. Am andern Morgen ging er mit Serinte zu Bakary Kane, dem Gildevorsteher der Bootsleute, welche als Somonos, d. h. Fischer, bezeichnet werden. Im Hause derselben sah er eine große Menge von Fischereigeräthen aller Art, welche im Lande selbst verfertigt werden; doch hatten auch europäische Angelhaken bis dorthin ihren Weg gefunden. Die Seile und Leinen werden aus einer Art von Hanf gemacht, der im Bambara N'da n'du genannt wird; bei den Yolofs heißt er Bissabbuki oder wilder Bissab; er wächst in Menge an den Flußufern und liefert eine graue, sehr starke und dauerhafte Faser, welche vom Wasser nicht angegriffen wird, während die aus der Baobabrinde verfertigen Seile bald faulen.

Bakary Kane zeigte dem weißen Manne seine Frauen, die allerdings nicht hübsch waren, und war so freundlich, nicht nur ihm eine Pirogue zur Verfügung zu stellen, sondern ihn zu begleiten. Solch ein Nigerfahrzeug ist etwa 30 Fuß lang und nicht über 4 Fuß breit. Die Pirogue, in welcher sich Mage befand, war aus zwei halben Kähnen zusammengesetzt; zum Kalfatern hatte man Gras, Hanfwerg und fetten Thon genommen. Manchmal nagelt man an Stellen, wo Löcher oder Risse sich zeigen, auf der Außenseite Bretter auf; die eisernen Nägel, welche man dazu verwendet, werden im Lande selber verfertigt. Unsere Abbildung zeigt, von wie primitiver Art ein solches Fahrzeug erscheint und wie schwerfällig und unbeholfen es ist. Welch ein Abstand zwischen einem solchen Negerkahn und den prächtigen Schiffen der Südseeinsulaner! Mage fand das Wasser des Niger viel kälter als das im Senegal, und den Strom selbst, der allerdings damals seinen niedrigsten Wasserstand hatte, bei Yamina kaum 2 Meter tief. Es fuhren, weil gerade Markttag war, viele Kähne hinüber und herüber. Die Frauen waren alle wenigstens mit einem Lendenschurze bekleidet; jene der Bambaras und der Fulbe gehen gewöhnlich barhaupt; manche tragen Ringe auch am Nasenknorpel und um die Arme. Die Bambaramänner tragen eine weiße oder gelbe Baumwollenmütze von eigenthümlicher Form. Dieselbe hat, wie unsere Abbildung zeigt, zwei aufwärtsstehende Zipfel und bildet eine Art von Sack, in welchem man allerlei Dinge verwahrt, namentlich die beliebten Kolo- oder Gurunüsse.

Am andern Tage packte Mage allerlei von seinen Siebensachen aus, um damit Handel zu treiben. Brasilische Granate und runde Korallen stachen insbesondere den Maurinnen ins Auge und der Bernstein zog Käuferinnen aller Clas-

sen an; nicht minder gefielen die Niaye oder feinen Glasperlen aller Farben. Die Einnahme des weißen Mannes betrug nicht weniger als 54,000 Kaurimuscheln, welche auch in Yamina ein Hauptzahlmittel bilden. Auf dem Markte fand er viel Salz aus der westlichen Sahara, englische Kleiderstoffe und sowohl Rauch- als Schnupftaback.

Man begreift sehr wohl, daß Mage ungeduldig war, das nächste Ziel seiner Reise, die Stadt Segu, zu erreichen, denn dort befand sich Sultan Ahmadu. Durch den eben von dort zurückgekehrten Bürgermeister von Yamina wurde der Europäer im Namen dieses Herrschers begrüßt. Mit Mühe und Noth verschaffte er sich einige Piroguen, von denen die eine an nicht weniger als neun Stellen leck war, richtete sich nothdürftig ein und fuhr stromab. Die Neger wissen mit dem Segeln nicht umzugehen, sie schieben den Kahn mit Stangen fort und benutzen dann und wann Handruder. Bei niedrigem Wasserstande hat der Niger in jener Gegend einzelne Stellen, welche selber für kleine Dampfer nicht zu passiren wären; Kähne jedoch können zu jeder Jahreszeit die ganze Strecke von Mamanabugu bis Timbuktu befahren.

Gesichtstypus und Kopfschmuck der Bambaras in Yamina.

Die Stromfahrt war von keinem besondern Interesse. Mage kam an den Ortschaften Tamani, Mignon und auch an Say vorüber, das einst von Mungo Park besucht worden war; weiter abwärts lag das große Dorf Sama, welches aus drei verschiedenen Abtheilungen besteht, in deren jeder eine verschiedene Völkerschaft wohnt: Bambaras, Soninkes und Somonos.

So erreichte er Segu. Hier verlassen wir für jetzt den Reisenden; seine interessanten Erlebnisse am obern Niger und sein mehrjähriger Aufenthalt beim Sultan Ahmadu sollen später einmal geschildert werden.

Das Ballspiel in Rom.

Festkämpfe, Wettspiele waren einstens die höchste Freude der Römer; der lauteste Ruf der, welcher die Circenses begehrte. Dies Erbstück aus Roms glänzender Zeit bewahrte sich, nachdem schon lange alle anderen entschwunden waren, und wach blieb zum Mindesten immer die Erinnerung daran, die Sehnsucht danach. Als dann anderswo die ritterliche Vollkraft sich in Turnieren austobte, waren zu Rom Ringkämpfe und Wettrennen im Schwange (am Monte Testaccio und auf Piazza Navona) und zu Lebzeiten des Tribuns verbluteten im Kolosseum 18 adelige Jünglinge, von Stierhörnern durchbohrt. Ja, noch in diesem Jahrhundert fanden nicht ungefährliche Giostren, Stiergefechte, im Mausoleum des Augustus statt. Und jetzt? Im Stadium des Domitian hörst Du vielleicht ein lebhaftes Zungengefecht zwischen einer Fruttarola und einer Käuferin, siehst am flavianischen Amphitheater zerlumpte römische Brut ihr unschuldiges Marroncino spielen, und im Circus Maximus gar ruhen vom härtesten Kampfe, von all dem Elend und der Verachtung, die ihnen in der heiligen Stadt beschieden sind, die Kinder Israels aus. Aber doch hat Rom noch eine Arena; es bekämpfen sich alltäglich die Blauen und die Rothen, wie vor Jahrhunderten die Blauen und die Grünen, und einen glücklichen Schlag des Cestus lohnt lauter Beifall. Nur giebt es dabei keine Todte noch Verwundete; unter Pius des

Neunten „milder“ Regierung wird kein unnöthiges Blut vergossen.

Die Arena, welche ich meine, ist das Sferisterio an den Quattro fontane, zum Palast Barberini gehörig, welches vom Fürsten Francesco Barberini 1814 erbaut und von seinem Sohne Enrico in diesem Jahre erneuert worden ist. Hier findet jetzt wiederum, nach zwanzigjähriger Unterbrechung, während dreier Monate, jeden Tag die beiden Stunden vor Avemaria, das Ballspiel (giuoco del pallone) statt, ein altrömisches Spiel, welches sich auch in Spanien und Südfrankreich erhalten hat. Der länglich viereckige, ganz ebene Raum von bedeutender Ausdehnung (trotzdem hält ihn die allgemeine Ansicht noch für zu kurz) ist auf der einen Langseite von einer hohen mit Luftlöchern versehenen Mauer, die sich nach den Enden zu ziemlich absenkt, auf allen übrigen Seiten von den Zuschauerplätzen eingeschlossen. An derjenigen Kurzseite, von welcher der Ball geworfen wird (parte della battuta), erhebt sich eine durch Bedeckung und Netzwand vollständig geschützte Gallerie (loggia). Gleichermaßen versichert ist die gegenüber (parte della ribattuta) liegende doppelte, leicht ausgebogene Logenreihe (palchi). Die Hälfte der darunter befindlichen Sitze sowie diejenigen an der Langseite — theils in der Arena selbst, theils dahinter auf hohen Steinstufen (gradinata), theils endlich auf der Plattform (loggiato), wo auch ein Café errichtet ist — sind gar nicht oder durch Netze nur ungenügend gedeckt, da der Ball immer von oben Zugang hat.

Dieser Ball, pallone, von den alten Römern follis genannt, besitzt einen Durchmesser von ungefähr einem Decimeter und besteht aus einer Schweinsblase, worüber zunächst eine Hülle von Sämischleder gespannt ist und schließlich acht Stücke von Sohlleder in Gestalt von Kugeldreiecken sorgsam zusammengenäht sind. Die Luft wird durch eine enge Oeffnung hineingepumpt; innen an dieser befindet sich ein ledernes Kläppchen, welches bei größerer Verdichtung der Luft stärkern Widerstand leistet und hermetisch schließt. Dieser gegen eine Libbra schwere Ball ist hart und elastisch zu gleicher Zeit und springt von der Erde bis zu einer Höhe von sechs Meter zurück.

Die Gesellschaft, welche gegenwärtig ihre Vorstellungen giebt (meist Romagnolen), ist aus 12 giuocatori, 2 mandatori (auch mandarini), 2 pallonari und 1 cacciarolo oder chiamatore zusammengesetzt.

Die Giuocatori, Ballspieler, die jedesmal in der Zahl von 4 oder 6 oder 8 auftreten, sind möglichst leicht bekleidet, mit einem weißen Camisol, weißen Kniehosen und Strümpfen, und in Schuhen. Als Kennzeichen der Partei tragen die Einen einen rothen, die Anderen einen hellblauen Schurz. Die rechte Hand und ein Theil des Unterarms ist mit dem Bracciale bewaffnet. Der Ball würde nämlich nicht mit der Pritsche und noch weniger mit der bloßen Hand zu regieren sein; auch der Ledercestus, den die Alten beim Ballspiel anwandten, war nicht ganz praktisch und ungefährlich. Und so ist denn schon seit undenklichen Zeiten der Bracciale im Gebrauch, der den Ball mit größter Sicherheit und Stärke schleudert. Dieses Werkzeug ist ein Stück hartes Holz, $6^1/_2$ Libbra schwer, mit cylinderförmiger Aushöhlung, in welche die Faust leicht, doch ohne vielen leeren Raum zu lassen, gesteckt werden kann. Ein innen angebrachtes rundes Querholz dient als Griff. Die Außenseite ist mit großen Zähnen oder stumpfen Pyramiden besetzt, welche kreuz-, nicht schachförmig vertheilt sind, und die das Ausgleiten des Balles verhindern sollen.

Der Mandatore in einem ganz weißen Polichinellanzug hat die Aufgabe, den Ball in einem flachen Bogen dem von einem geneigten Laufbrette (trappolino) auf ihn zueilenden Battitore zum Schlag zu werfen. So heißt nämlich derjenige von der jedesmaligen Partei der Battuta, welcher den Ball zu Beginn des Spieles oder, nachdem derselbe außer Cours gekommen ist, auswirft, während sämmtliche anderen Spieler ihn nur zurückwerfen (rimandare).

Die Pallonari füllen beständig in einer Ecke der Arena die Bälle mit Luft; denn diese entweicht natürlich nach und nach durch die wiederholten Schläge, wodurch der Ball an Elasticität verliert.

Der Cacciarolo, Kampfwart, steht in der Mitte der Langseite vor den Zuschauern an einem Pfahle, den ein am Boden hinlaufender, die Arena in gleiche Hälften theilender Marmorstreif mit der gegenüber an der Mauer gemalten Meta, in deren Knopf die barberinische Biene erscheint, verbindet. An Pfahl und Meta befinden sich Vorrichtungen zur Befestigung eines Strickes, wovon nachher. Der Cacciarolo also trägt Mütze und Blouse von blauer Farbe, doch dunkelblauer, sonst wäre eine gewisse Parteilichkeit angedeutet. Er hält in der Hand ein blau- und rothgetheiltes Holzschild, auf welchem er durch das Einstecken von drei Metallstiften in Löcher einestheils die Zahl der von der einen oder der andern Partei gewonnenen Spiele (denn es wird immer sofort abgezogen), anderntheils das Verhältniß beider Parteien während eines Spieles bezeichnet. In zweifelhaften Fällen bezieht er sich auf einen hinter ihm sitzenden Deputirten; solche wohnen allen öffentlichen Spielen bei.

Jeden Nachmittag wird nach einer kurzen Vorübung oder Plänkelei (palleggio), die jedoch selten ohne Interesse ist, eine Reihe von regelmäßigen Spielen gespielt. In Bezug auf den Platz, da die Battuta weit mehr Chancen bietet, vertheilen sich dieselben gleich unter beide Parteien und zwar wird nach je zwei Spielen gewechselt; nur von den beiden letzten, den sogenannten Ehrenspielen (all' onore), kommt eins auf die Blauen, eins auf die Rothen. Sie pflegen dabei an einander vorüberzuschreiten, ohne sich anzureden, ja ohne sich anzusehen, um den Anschein eines Einverständnisses zu meiden, von welchem dann der Ausgang im Publicum geschlossener Wetten abhängig sein würde. Auch die Spieler selbst fordern sich zuweilen zu einer Art von Wette heraus, deren Gewinn oder Verlust den günstigen oder ungünstigen Erfolg der Partei verdoppelt. Es ist oft vorgekommen, daß ein Einzelner seine Partei, besonders wenn er deren Hauptstütze ist, aus diesem oder jenem Grunde (welcher jedoch immer ein klingender gewesen sein wird) zu Schaden gebracht hat; unter den vielen Hunderten in römischer Mundart abgefaßten Sonetten von Giuseppe Gioachino Belli begegnen wir auch einem, das einen solchen ränkevollen Ballspieler schildert. Beim ersten Auftreten in der Battuta oder Ribattuta macht jede Partei dem Publicum ihr Compliment und zwar der Battitore, indem er einen leichten Anlauf nimmt, wie um den Ball zu schleudern, ihn aber nur schwach berührt und sich dann verbeugt.

Das Spiel geht nicht in der Mitte der Arena vor sich, sondern auf der Seite der Mauer. Gewöhnlich spielen drei gegen drei, in zwei sehr spitzwinkeligen Dreiecken gruppirt, da je Einer (il terzo) den beiden Anderen ziemlich weit voransteht, die er, wenn er den Ball nicht selbst zurückschlägt, durch Zurufe aufmerksam macht und anfeuert. Bei der einfachen Spielweise (passa-e-ripassa) ist nur die Weite und die Richtung des Wurfs bestimmt. Der Ball muß den Querstrich in der Mitte der Arena passiren, ohne vorher den Boden berührt zu haben, und darf nicht nach rechts oder links abgehen, d. h. weder jenseits der Mauer noch jenseits der die Zuschauer schützenden Netzwand oder eines mit ihr in der Entfernung von etwa $4^1/_2$ Decimeter parallel laufenden Marmorstreifs niederfallen. Das bloße Anschlagen des Bal-

les an die Mauer ist nicht verpönt. Der Ball kann entweder, ehe er zur Erde gekommen ist (posta), oder nach einmaligem Absprung (di sbalzo) zurückgeworfen werden. Zuweilen wird durch einen ausgespannten Strick die dritte Raumbedingung, die einer gewissen Höhe, hinzugefügt (giuocare col cordino). An diesem Strick ist ein Netzbehang mit vier Glöckchen befestigt, damit der unmittelbar darunter gehende von dem unmittelbar darübergehenden Balle leichter unterschieden werde. Letztere Methode, bei welcher man gewöhnlich zu Vieren spielt, hat einen großen Vorzug, nämlich den, daß sie die kurzen und flachen Würfe ausschließt, welche, unschön und roh, doch ebenso schwierig zu pariren sind, wie die Floretstöße eines Naturalisten. Der in jeder Hinsicht beste Wurf dagegen ist die Votata: der Ball trifft die an einer der beiden Kurzseiten befindlichen Zuschauerräume oder fliegt über sie hinweg. In diesem Falle ist es den Gegnern durchaus unmöglich, den Ball zurückzusenden. Denn es gilt als Fehler (maniamento) nicht bloß der fehlerhafte Wurf (fallo), sondern auch die verschuldete oder unverschuldete Nichterwiderung eines guten Wurfs. Ein Fehler macht den Gegnern einen Point und jedes Spiel besteht aus vier Points. Die beiden ersten Points werden als 15 gezählt (daher heißt der Point überhaupt quindici), die beiden letzten als 10, so daß wer zuerst 50 erreicht, gewinnt. Indessen wenn beide Parteien auf 40 stehen würden, werden auf jeder Seite 10 abgerechnet, so daß der Sieg wenigstens durch einen Vorsprung von 2 Points errungen wird. Zur Verdeutlichung geben wir das Beispiel einer Partie. Der Cacciarolo ruft und notirt zugleich:

i torchini 15!
15 pari!
i torchini 30, i rossi 15!
„ 40, „ 15!
„ 40, „ 30!
alle due pari!
i torchini 30, i rossi 40!

Eh 50!! 4 giuochi i rossi (welche vorher 3 hatten) e si passa (man wechselt die Plätze)! Matsch (marcio) ist es, wenn die Einen auf 50 gelangen, ohne daß den Anderen ein Point angerechnet worden ist.

Das Spiel scheint der Beschreibung nach einförmig zu sein und diesen Eindruck macht es in Wirklichkeit auf die meisten Fremden. Die Römer hingegen, und zwar Herren und Damen, Soldaten und Geistliche, die Jugend, der das Spiel noch neu ist, nicht minder als die Aelteren, besuchen das Sferisterio mit großem Zudrang und ich gestehe, daß ich ihren Geschmack theile. Denn so einfach die Bedingungen des Spieles sind, so erfordert dasselbe doch eine bedeutende Gewandtheit und Kraftanstrengung und erhält durch lebendigen Fortgang stets in Spannung. Aus den verschiedenartigen Stellungen dieser kräftigen Gestalten, die mich vielfach an kämpfende Gladiatoren erinnern, wird auch der Künstler Manches schöpfen können. Bald sehen wir den Spieler sich niederkauern oder gestreckt hinwerfen oder glatt an die Mauer drücken, um dem heransausenden Balle auszuweichen; dann wieder mit gebogenen Knien und vorgestrecktem Oberkörper herzustürzen, um den zu kurz oder in schräger Richtung geworfenen Ball noch aufzufangen; oder in ruhiger würdiger Haltung ihn erwarten und mit weit ausgeholtem Schlage zurückzuschleudern. Bene! Bravo! und Händeklatschen ertönen bei einem besonders schönen, d. h. hohen und weiten Wurfe oder bei einem schwierigen Rückschlag, aber hauptsächlich, wenn der Ball längere Zeit in regelrechter Weise hin- und herfliegt. Denn nur in der Minderzahl der Fälle legt er den Weg mehr als vier Mal zurück; zwölf Mal z. B. ist schon eine große Seltenheit. Mit Mißfallsbezeigungen ist man weit sparsamer, was nicht sowohl aus Gutmüthigkeit oder Wohlerzogenheit, als aus einer gewissen Unsicherheit des Urtheils herrühren mag. Eine sehr häufige Veranlassung zu allgemeiner Heiterkeit bietet das Niederfallen des Balles unter die Zuschauer. Man springt und beugt sich dann zur Seite, als ob eine Bombe einschlüge, und da am meisten die Cylinder, welche der Römer bombe nennt, ausgesetzt sind, so könnte man mit einem Wortspiele von dem Aufeinanderplatzen der Bomben reden. Jetzt zerschmettert der Ball, welcher hart wie Holz ist, nur die dünne Lehne eines Stuhles oder versetzt einen schlummernden Hund in tödtlichen Schrecken; jetzt richtet er unter den Limonaden, Syrupen und Moree eines herumwandelnden Burschen die heilloseste Verwirrung an oder befördert den kleinen buckligen Zigararo — der unermüdlich sein: „Hier ist der Cigarrenhändler! wir haben forti! scelti! wer will?" schreit — rasch einige Schritte vorwärts. Oft wird das Geschoß erst durch den unberechenbaren Rückprall gefährlich und nimmt Diesem, der verliebt nach einer Loge hinaufblickt, von hinten die Kopfbedeckung ab oder läßt sich Jenem, der sich mit schadenfrohem Lächeln umsieht, wuchtvoll auf die Nase nieder, die er von da ab immer und immer wieder verdrießlich befühlt. So durchaus scherzhaft ist jedoch die Sache nicht; in früheren Zeiten hat man Manchen halbtodt hinausgetragen, ja, ein mit Kraft allerdings aus größter Nähe gegen die Brust eines Ochsen geschleuderter Ball soll im Stande sein, diesen wirklich zu tödten. Noch vor Kurzem erhielt ein Speckhändler eine solche Quetschung, daß ihm 36 Blutegel gesetzt wurden.

Der Ballspieler wird gut bezahlt (man sagt mir, 45 und 50 Scudi monatlich, sowie Benefiz; die Stunde Arbeit also über $1^1/_2$ Thaler). Aber auch an Ehre mangelt es ihm nicht. Die Namen der Tüchtigen sind in Aller Munde und ihr Andenken erhält sich lange; so waren einst, vor viertehalb Jahrzehnten, Gentiloni und Tuzzuloncino berühmt. Jetzt ist der Liebling des Publicums ein gewisser Agostinelli, der aber kaum anders als mit dem Kosenamen Bimbo, d. i. Knäbchen — denn er ist jung, hübsch und leicht — bezeichnet wird. Bimbo soll als Zeichen öffentlicher Anerkennung eine Binde empfangen. Einige der Gesellschaft besitzen schon solche, die sie in anderen Städten erhalten haben. Früher wurde in Rom das Ballspiel auch von Liebhabern geübt, so unter Anderen gerade in unserm Sferisterio von Seiner Heiligkeit, da er — heitere Zeit! — noch bei der Nobelgarde diente. Was Wunders, daß dieses Spiel zu dichterischen Ergüssen begeistert hat? In der Bibliothek der S. Maria sopra Minerva entdeckte ich eine zu Zeiten Cosmo's II. oder des III. verfaßte lateinische Elegie mit mythologischem Zierrath: Ludus follis, und Gabriello Chiabrera richtete an Cintio Venanzio da Cagli, den Sieger im Florentiner Ballspiel des Sommers 1619, schwülstige Verse:

. . . .
Und in der Gluth des Tages
Den Flug der großen Bälle zu regieren,
Und rings die luft'gen Pfade mit dem Echo
Der Schläge zu erfüllen,
Wie Jupiter zuweilen Blitze schleudernd
Die Fischer beben läßt und Eichen spaltet.

Rom. Hugo Schuchardt.

Reisebilder aus der romanischen Schweiz.

Von **Dr. Bernhard Endrulat.**

IV.

Der Palü-Gletscher. — Das Puschlavthal. — In Poschiavo. — Der Badeort Le Prese.

Die Lage des Thals von Pontresina ist der Art, daß man in ihm auf zwei Seiten: ganz nahe im Osten und unfern im Süden, von italienischem Grund und Boden umschlossen wird. Wie sehr aber widerspricht in ihm Alles den verklärten Vorstellungen, den sonnigen Phantasiebildern, die der Name Italien in uns erzeugt! Alles, was wir noch gesehen haben, trägt den strengen, wilden, großartigen Ausdruck des Nordens an sich, und Italien — so lau und blau, so sonnig und wonnig! Und doch! So himmelweit diese Gegensätze aus einander zu liegen scheinen, wenige Stunden genügen, uns aus dem einen in die Mitte des andern zu versetzen. Eben standen wir noch, wo im ewigen Eise auch der letzte, leiseste Pulsschlag der Natur erstarb, und nun umfängt uns das reichste Leben, wie es schon vor der Schwelle jenes seligen Gartens, den wir Italien nennen, dem nordischen Wanderer voll und üppig entgegenblüht.

Wer aus dem Engadin und seinen Nebenthälern nach Italien will, der hat die Wahl zwischen zwei gleich schönen, gleich reizerfüllten Straßen. Die erstere führt im Innthal aufwärts an St. Moritz, Campfèr, Silvaplana, Sils-Maria und anderen Ortschaften vorüber wie in das Nichts hinein in die menschenlose, pflanzenleere Oede um den Maloja-Paß. Jenseit desselben erwacht allmälig beides: Pflanzen- und Menschenleben, wieder. Wir kommen nach Casaccia, wo die wilde Schönheit der Gegend ihren Höhepunkt erreicht. In Vicosoprano hält die Post Mittagsrast und hier hören wir noch einmal Deutsch sprechen, und zwar recht deutsches Deutsch, denn die Wirthin ist eine Münchenerin. In rasender Eile geht es von hier bergab; die Straße bricht durch ein schwarzes Felsenthor, der Wagen hält in Castasegno; Kastanien und Maulbeerbäume, Mais und Wein umgeben uns — wir sind in Italien! Morgens um 8 Uhr verließen wir das Herz der Gletscherwelt und Nachmittags wandeln wir schon in den südlich-lauen Lüften, die in den Gärten auf den Berghängen bei Chiavenna um Wein, Lorbeer und Oleander kosen.

Noch leichter aber macht es uns der andere Weg, einen Athemzug in italienischer Luft zu thun, ja, wir brauchen auf ihm nicht einmal die politische Grenze Italiens zu überschreiten: noch auf Schweizer Grund und Boden können wir uns mitten in Italien fühlen.

Dem freundlichen Leser ist die Bernina-Straße, die von Samaden aus zunächst Pontresina berührt, schon bis zu den beiden Seen, dem schwarzen und dem weißen, ja bis zur Paßhöhe mit ihren Gallerien bekannt. Wir verlassen sie auf unserer jetzigen Wanderung, von Pontresina kommend, noch vor dem ersten der beiden Seen, um einen sich rechts abzweigenden Weg zu nehmen. Nicht etwa um größerer Bequemlichkeit willen. Denn die „alte“ Straße, die wir einschlagen, ein bloßer Saumpfad, verhält sich zu der neuen, wie das holprigste Pflaster der abgelegensten Kleinstadt zu den Trottoirs einer Residenzhauptstraße. Es giebt weite Strecken auf ihr, die eine wilde Mosaik von großen und kleinen Granitblöcken darstellen, wo man zu dem Glauben verführt werden kann, man klettere wieder auf dem Trümmerkegel des Piz Languard umher. „Reichsstraße“ ist ein noch bisweilen gebrauchter Name für diese Krone aller halsbrechenden Gebirgswege. Hängt dieser Name, wie wohl nicht anders möglich, mit unserm alten deutschen Reiche zusammen, so haben vielleicht auf dieser Straße unsere alten Kaiser ihre Römerzüge zum Theil unternommen, und wenn dies der Fall gewesen, dann begreifen wir, daß ein solcher Zug als eine unendliche Mühseligkeit geschildert werden konnte. Für alles beschwerliche, nur langsam fördernde Steigen und Klettern aber entschädigt der Weg durch die höchst anziehenden Aussichten, zu denen er uns hinleitet.

Zunächst führt er uns an dem Cambrena-Gletscher entlang, jener Eismasse, welche den Lago bianco speist. Hier wird er von zahlreichen Gletscherbächen überfluthet. Einige von ihnen, bescheidene Gerinne, lassen sich leicht überspringen. Bei anderen kommt man nicht so leichten Kaufs davon. Hier gilt's, auf großen Steinen, die man selbst erst in die rauschenden, jach dahinschießenden eiskalten Wellen trägt oder wälzt, einen künstlichen Balancirübergang zu bewerkstelligen. Für einen Einzelnen möchte das eine allzu beschwerliche, wenigstens allzu zeitraubende Arbeit sein; da ich mich aber auf meiner damaligen Wanderung in Gesellschaft dreier anderer Touristen befand, so ging sie leidlich flink und vor allen Dingen höchst vergnüglich von Statten. Ihren Höhepunkt erreichte unsere fröhliche Stimmung jedes Mal, wenn sich nach einem zur Noth gelungenen Sprunge, nach einem nicht ohne bedenkliches Schwanken ausgeführten Uebergange zeigte, daß auf dem verlassenen Ufer ein Reisetäschchen, ein Alpenstock oder ein anderer unentbehrlicher Ausrüstungsgegenstand zurückgeblieben war, um dessentwillen sein Eigenthümer den nicht ungefährlichen Weg noch einmal hinüber und wieder herüber, natürlich unter Aeußerungen freundschaftlicher, harmloser Schadenfreude der Uebrigen, zurücklegen mußte.

Unsere heitere Laune machte aber einem tiefen Ergriffensein Platz, unsere scherzhaften Zornausbrüche über den heillosen Weg verstummten, als wir nach längerer Wanderung, um einen Felsenvorsprung biegend, plötzlich vor einem lange erwarteten, aber nun alle unsere Vorstellungen weit übertreffenden Bilde standen. Unser Weg hatte uns auf einen Punkt gebracht, auf dem wir dem Palü-Gletscher uns gerade gegenüber befanden, ihm, so zu sagen, voll ins Gesicht sehen konnten. Zu unseren Füßen lag ein tiefer Thalkessel, der Boden mit grüner Alpenmatte bedeckt, auf der einige zerstreute Hütten standen, und durch die sich ein bläulich-silberner Faden, der Abfluß des Gletscherwassers, schlängelte. Jenseits aber steigt der Gletscher empor, so daß wir ihn von seinem Fuße an bis zum Firn überschauen können. Und welche gigantische, mannichfach gestaltete Masse ist das! Gegen diesen Anblick treten Roseg, Morteratsch und Cambrena besiegt in den Hintergrund. Es giebt nur ein Bild, ein schon oft gebrauchtes, um demjenigen, der dies großartige Schauspiel nicht mit eigenen, entzückten Augen genossen hat, eine annähernde Vorstellung von ihm zu geben. Denke man sich einen Wasserfall, aber einen so riesigen, himmelhoch her-

abstürzenden, daß gegen ihn Niagara- und vollends Rheinfall wie Kinderspielzeug erscheinen, einen Wasserfall, der uns in verschiedenen Absätzen viele Millionen Quadratfuß Oberfläche entgegenhält, und denke man sich nun, dieser ganze, unübersehbare Schwall sei mitten im Strudeln, Schäumen und Emporspritzen plötzlich auf ein allmächtiges Zauberwort in starres Eis verwandelt worden, dann wird man eine entsprechende Idee von der Großartigkeit des Palü-Gletschers haben.

Der Palü-Gletscher ist der reinste und blankste von allen Bernina-Gletschern. Alle anderen sind auf ihrem Rücken mit grauen Haufen und Streifen herabgestürzten Gerölls, den sogenannten Moränen, bedeckt; auf seiner abschüssigen Oberfläche kann sich dergleichen nicht halten. Größere Steine namentlich, die von den gleich zwei Ufern ihn einschließenden Felswänden auf den Gletscher hinabstürzen, sausen auf ihm mit Dampfesschnelligkeit abwärts und vermehren die am Fuße des Eisstromes im Thalkessel bereits hoch aufgethürmte Schuttmauer.

Das Farbenspiel, das die Oberfläche des Gletschers bei günstiger Beleuchtung darbietet, ist ein nicht mit Worten wiederzugebendes; vielleicht versagt auch der Pinsel des gewandtesten Malers hier seine Dienste. Funkelnde Rubinen, blendendes Silber im Sonnenglanze, tiefstes Ultramarin im Schatten und dazwischen alle Nüancen aller Farben — wessen Palette wäre so reich, um ein getreues Abbild dieser Staunen und Entzücken erregenden Erscheinung geben zu können?

Nur mit Mühe, nur indem wir uns energisch vorstellten, daß wir noch weit vom eigentlichen Ziele unserer Wanderung seien, konnten wir uns von dem wunderbaren Schauspiele trennen.

Abwärts führt nun der Weg aus dem Reiche der vegetationslosen Trümmerwelt in freundlichere Bezirke, in denen wenigstens Lärche und Arve wieder gedeihen. Zunächst kamen wir bei zwei Ortschaften, Cavaglia und Cavagliola, vorüber, Ortschaften von einer Bauart, wie wir sie in der ganzen Gegend noch nicht gesehen hatten. Es waren Haufen von Blockhäusern, die mit Absicht auf einen möglichst kleinen Raum zusammengedrängt schienen. Und in der That war bei der Erbauung dieser Orte die Rücksicht auf Bequemlichkeit oder gar Schönheit nicht maßgebend gewesen. Trotzdem man nämlich bis hierher schon beträchtlich wieder bergab gestiegen ist, trotzdem man über eine üppige Wiesenmatte schreitet, ist die Höhe hier doch noch eine so beträchtliche, die Rauhheit des Klimas eine so empfindliche, daß Menschen nur während der wenigen Sommerwochen hier zu hausen vermögen. Die Bevölkerung von Cavaglia und Cavagliola, übrigens nur wenige Familien, zieht daher im Herbst mit Sack und Pack tiefer ins Thal hinab, und ihre leer stehenden Blockhäuser, die sich durch ihr Naheaneinanderstehen gegenseitig vor den Unbilden der Winterwitterung schützen, deckt dann tiefer Schnee. Zwischen beiden Orten vereinigt sich das Wasser vom Piz Palü mit dem Abfluß des Lago bianco zu einem Flüßchen, das den Namen Cavagliasco führt. Es fällt nach kurzem Laufe in den Poschiavino, einen rauschenden, reißenden Bergstrom, der am Bernina-Paß entspringt, den See von Poschiavo durchströmt und dann in die Adda mündet.

Die Gegend um Cavaglia ist berüchtigt wegen eigenthümlicher, von Jahr zu Jahr jedoch immer seltener werdender Bewohner. Nach den ernstgemeinten Aussagen glaubwürdiger Leute giebt es hier herum noch Bären. Die Scenerie ist ganz atta-trollisch; wir machten uns denn auch auf ein romantisches Zusammentreffen mit den ungefügen Bewohnern dieser Gebirgseinsamkeit, die wir bei unserer Anzahl und unserer Ausrüstung mit kräftigen Alpenstöcken rc. nicht glaubten fürchten zu müssen, gefaßt, aber vergeblich. Auch nicht die geringste Spur von ihnen war zu erblicken.

An einem prächtigen Wasserfalle des Cavagliasco, an dem unser Pfad dicht vorüberführt, läßt sich die Gewalt des Wassers selbst dem härtesten Gestein gegenüber in überraschender Weise wahrnehmen. Das wilde Gletscherwasser hat sich hier einen trichterförmigen Kessel ausgehöhlt, dessen Wände so glatt wie polirter Marmor gewaschen sind.

Dieser Wasserfall ist das letzte grausig schöne Bild, das uns entgegentritt, gewissermaßen der letzte Ausdruck der wildgewaltigen nordischen Natur; mit jedem Schritte weiter spricht unsere Umgebung uns milder, südlicher an. Unser Weg führt uns in bevölkertere Gegenden; zahlreiche Wohnungen, Mitteldinge zwischen Sennhütten und ordentlichen ländlichen Häusern, stehen zur Seite der Straße, und nicht selten begegnet uns einer ihrer Insassen, sein beladenes, starkes Saumroß vor sich hertreibend. Die Anstrengungen, welche diese armen Thiere machen müssen, um auf dem abschüssigen Wege, auf seinen großen, unregelmäßigen, äußerst glatten Felsplatten festen Fuß fassen zu können, sind im höchsten Grade Mitleid erregend. Wir sahen die Tag für Tag zu so hartem Loose verurtheilten Geschöpfe oft, nachdem sie kaum zwanzig Schritte weit emporgeklommen waren, schnaufend und an allen Gliedern zitternd stillstehen, um Kräfte und Athem zu neuem, mühseligem Sichabarbeiten zu sammeln. Auch der abwärts steigende Wanderer spürt jetzt erst die ganze Tücke des Pfades. Er führt so steil an der Bergwand zum Thale hinab, daß die größte Vorsicht und das Aufgebot aller Kräfte nöthig sind, um nicht bei jedem Schritte auszugleiten oder zusammenzubrechen. Die Nothwendigkeit, im Hinabsteigen fast ausschließlich auf die eigenen Füße achten zu müssen, verkümmert den Genuß, den wir sonst hier in so reichem Maße haben würden. Denn vor uns hat sich inzwischen ein entzückend-schönes Bild entrollt.

Wir sehen in das breite, von Leben und Anbau blühende Thal von Poschiavo oder Puschlav hinab. Eine Menge größerer, freundlicher Ortschaften bedeckt seinen Grund und zahllose einzelne Niederlassungen erscheinen wie gesäet auf allen Abhängen der Thalwände, die im saftigsten Grün der Wiesen und des Waldes prangen. Die Namen der Orte zeigen uns an, daß wir in ein anderes Land getreten sind, mag es politisch immerhin noch zu dem schweizerischen Graubündten gehören. Da sind keine romanischen, geschweige gar deutsche Anklänge mehr; Namen wie San Carlo, Santa Maria, Angelocustode, Annunziata u. s. w. bekunden die unbestrittene Herrschaft des Italienischen.

Den Mittelpunkt all der zahlreichen Ortschaften bildet Poschiavo, das alte Postelavium, ein Flecken von 3000 Einwohnern, dessen specifisch italienischen Charakter man erst recht erkennt, wenn man die südlicher liegenden, auch politisch zu Italien gehörenden Städte und Flecken von ähnlicher Lage, wie z. B. Chiavenna, sieht, mit denen es auffallende Aehnlichkeit hat. Der Gegensatz des Puschlav gegen das Engadin besteht auch in der Religion; in Poschiavo giebt es eine katholische Probstei und ein Nonnenkloster, und die Mehrzahl seiner Einwohner gehört der katholischen Kirche an. Wie es aber in gemischten Districten häufig der Fall, haftet auch hier der Katholicismus überwiegend in den ärmeren und unwissenden Classen der Bevölkerung, die Wohlhabenden und Gebildeten dagegen sind zum größten Theil Reformirte.

Versetzt Poschiavo unsere Phantasie durch den Totaleindruck, den es macht, schon vollständig nach Italien, so ist es doch nicht der Punkt, auf den unsere Wanderung abzielt, an

dem wir uns durch das Athmen italienischer Luft erquicken wollten. Um zu ihm zu gelangen, bedarf es noch einer einstündigen Wanderung. Der um so viel südlicher liegende Lago di Poschiavo und der an der Nordwestspitze desselben befindliche Badeort Le Prese sind es, denen wir unsern Besuch zugedacht haben.

Wie lieblich und einladend aber auch der blau-grüne Alpensee zu uns heraufschimmert, wie freundlich, ruhig und behaglich sich's allem Anschein nach auch an seinen Ufern leben läßt, nach den eben durchgemachten Strapazen auf des weiland heiligen römischen Reiches Saumpfade hat der Gedanke, noch eine Stunde weiter pilgern zu müssen, wenig Lockendes. Aber siehe da! das Glück will uns wohl. Auf dem Marktplatze von Poschiavo hält die eben vom Bernina herabgekommene Post. Sie ist freilich vollständig besetzt, aber unsere Nachfrage, ob ein Beiwagen bis Le Prese gegeben werde, wird bejaht. Der kurze Aufenthalt in Poschiavo gestattete uns, ein Stück Volksleben und Volkssitte zu bemerken. Der Marktplatz scheint Conversationssaal, Börse, Rathszimmer und sonst noch alles Mögliche zu sein, wenigstens war er dicht von plaudernden, geschäftig thuenden Gruppen erfüllt. Einem großen Theil der Einwohner scheint die Ankunft der Post das Hauptereigniß des Tages zu sein, denn sie umstanden die Postwagen mit dem Ausdrucke größter Theilnahme und Neugierde. Die Reisenden wurden mit südlicher Ungenirtheit gemustert, und die gemachten Beobachtungen im Vertrauen darauf, daß der Fremde das Patois des Puschlav doch nicht verstehe, frank und frei ausgesprochen. In der Tracht der hier versammelten Poschiaviner gab sich gleichfalls ein südliches Element zu erkennen. Die Jacken, das durchgängige Kleidungsstück der Männer, statt von schlichtem Tuch vielfach von braunem oder schwarzem Sammet mit blanken Knöpfen, die Halstücher und Hutbänder von greller Farbe, meistens blau oder roth, verriethen deutlich die südliche Neigung zu buntem, auffallendem Putz.

Unsere Fahrt nach Le Prese ging rasch und glücklich von Statten. Zu beiden Seiten des Weges erregten einige lange nicht gesehene Gegenstände unsere ganz eigene Aufmerksamkeit: Getreide, Obstbäume, Taback und Wein, vor Allem aber die erste und hauptsächlichste Verkündigerin des Uebergangs nach Italien: die Kastanie.

Bei den Badegebäuden von Le Prese angekommen, konnten wir nicht umhin, die Eleganz und Großartigkeit des Etablissements, das ein vielbesuchter Versammlungsort der Hautevolée der benachbarten lombardischen Städte ist, zu bewundern. Mehr aber noch fesselte uns die Lieblichkeit der Natur. Wir machten auch an uns die alte Erfahrung: Wildheit, Großartigkeit, Bizarrerie in der Natur kann uns freilich überwältigen, zu ehrfurchtsvollem Staunen, zu einer mit Furcht gemischten Bewunderung hinreißen, aber unsere besten, echt menschlichen Seiten werden doch nur von ihrer Freundlichkeit und Milde angesprochen. Und was das Dasein im Norden und im Süden unseres Erdtheils betrifft, so sagten wir uns, als wir am sonndurchwärmten Ufer des lächelnden Sees saßen und der schrecklichen, wunderbaren Schönheiten des Bernina gedachten, der das Thal nordwärts hinter uns abschloß, während vor uns verheißungsvolle Bläue wie ein zarter Schleier über den Schönheiten Italiens ruhte: „Im Norden lebt man mittelst Abstraction, weil man will und muß; wahrhaft mit Genuß, um des Lebens selbst willen lebt man doch nur im Süden!“

Dieselbe Anerkennung, welche wir so rückhaltlos unserer neuen Umgebung zollten, ward uns im Bade-Etablissement zu Le Prese wenigstens von der menschlichen Staffage derselben anfänglich nicht zu Theil. Wirth, Kellner, Badegäste schienen uns wie eine Dissonanz in der harmonischen Idylle des zierlichen Badelebens zu betrachten. Freilich mochten wir uns sonderbar genug ausgenommen haben, als wir, staubig, erhitzt, sonnverbrannt, das reizende Blumenparterre vor den Badehäusern durchschritten, und unser für den Bernina und den Reichssaumpfad eingerichtetes Costüm stach eigen gegen die rauschenden Seidenkleider der Mailänder Damen, Proben und Muster der schweren, kostbaren Stoffe, mit denen daheim ihre Ehemänner handeln, ab. So ward uns denn auf unsere Frage nach Zimmern zunächst eine nicht gerade abschlägliche, aber ganz entschieden vorbehältliche Antwort zu Theil, und in dem Speisesaale, in welchem noch die letzten Gänge des Diners zu den Klängen Verdi'scher und Donizetti'scher Musik aufgetragen wurden, erhielten wir Plätze in entfernter Ecke. Doch giebt es glücklicherweise Mittel, eine solche Sprödigkeit der Aufnahme Seitens des Wirthshauspersonals, an der auch in deutschen Bädern „kofferlose Passanten“, wie der technische Ausdruck lautet, zu leiden haben, schnell zu besiegen. Man schiebe den gebrachten Wein, mag er noch so trinkbar sein, nach vorsichtigem Kosten mit der Miene höchster Unbefriedigung zurück und bestelle eine theurere Sorte; man mache eine Notiz in seinem Taschenbuche, theils um den Glauben zu erregen, man sei Mitarbeiter an einem schwarzen Buch der Gasthöfe, theils um einige Bankbillets zum Vorschein kommen zu lassen u. s. w., und man wird bald sehen, welche erfreuliche Veränderung diese geringen Künste bewirken. Uns wenigstens ging es so. Als wir nach Tisch unsere Frage nach Unterkommen wiederholten, wurden uns in einem Neubau Zimmer von trefflicher Ausstattung und mit reizender Aussicht überwiesen, und überhaupt ließ man es an keiner Zuvorkommenheit mehr gegen uns fehlen. Was aber zur Hebung unserer Stellung inmitten der Badegesellschaft beitrug, das war die Bekanntschaft einer hier weilenden hochgeachteten Familie aus Bergamo, die wir zu machen das Vergnügen hatten. Im Verkehr mit derselben verbrachten wir einen Theil des Abends im Gesellschaftssaale des Badehauses, wo conversirt, musicirt, ab und zu auch getanzt wurde. Unser hochalpines Aeußere schien selbst auf den Parquets dieses eleganten Salons nicht mehr befremdend zu wirken, ja fast kam es uns so vor, als ob sich uns, die wir den übelberufenen Saumpfad, ohne das Genick zu brechen, herabgeklettert, die wir den Bären bei Cavaglia glücklich entgangen waren, eine Art theilnehmender Aufmerksamkeit zuwende.

Unser Weilen in dem anmuthigen Le Prese hätte sich jedenfalls über einige Tage ausgedehnt, wir hätten einen oder den andern Ausflug von hier aus unternommen, eine Gondelfahrt über den krystallenen See gemacht u. s. w., wenn nicht die Gunst des Himmels sich über Nacht von uns abgewendet hätte. Sein noch gestern so herrliches, echt italienisches Blau war am andern Morgen einem dichten, trüben Grau gewichen; Nebel quollen um die Berge, strichen tief ins Thal hinunter, und ein gleichmäßiger, weitverbreiteter Regen goß herab. Witterungskundige gaben uns die Versicherung, daß an eine Besserung des Wetters in den nächsten Tagen nicht zu denken sei, und den Rath, getrost nach Haus, d. h. nach Pontresina, zurückzukehren. Wir folgten ihm mit Bedauern. Die bequeme, sichere eidgenössische Post lieferte uns über den Bernina-Paß, wo wir, ausgestiegen, in tiefem Schnee zu waten hatten, in etwa acht Stunden nach unserm Ausgangspunkte zurück.

Hier brachte das mehrere Tage anhaltende Regenwetter unter den Gästen der „Krone“ und des Enderlin'schen „Weißen Kreuzes“ große Umwälzungen hervor. Alles rüstete sich zum Aufbruch nach Gegenden, in denen besseres Wetter vermuthet wurde. Meine Begleiter auf dem letzten Ausfluge zogen ins Unter-Engadin hinab gen Tirol; ich selbst

flüchtete in entgegengesetzter Richtung über den oben erwähnten Maloja-Paß ins ewig heitere Italien.

Die Erinnerung aber an die reichen Schönheiten des Engadins und seiner Nachbarschaft, von denen in den vorstehenden Blättern nur ein geringer Theil flüchtig berührt werden konnte, begleitete mich, und noch heute gehört sie mit zu den besten Schätzen, die ich mir je auf Reisen erworben habe.

Häusliches Leben der Mohammedaner zu Bagdad am Tigris.

II.

Verlobung. — Die Braut und ihr Spiegel. — Hochzeitsfeierlichkeiten. — Haussklaven.

Die Verlobung, Nikiah, ist bei der Ehe die gesetzliche Hauptsache. Der Freier darf natürlich das Object seiner Wünsche niemals von Angesicht zu Angesicht schauen, doch hat er das Recht, wenn ihm die Anpreisungen der Zwischenträger verdächtig vorkommen, von der dicht verschleierten Dame die Entblößung des Busens und eines Beines bis auf den halben Oberschenkel zu erbitten. Aus diesen zur Schau gestellten Reizen schließt er dann auf den Rest. Hat er sich endlich entschlossen, das ein- und mehrfache Joch der Ehe auf seinen Nacken zu laden, so stellt er förmlich dem Vater oder sonstigen Verwandten der Schönen seinen Antrag, welcher alsdann einen Imam benachrichtigt, der seinerseits nach Lust und Muße den Tag der Verlobung feststellt. Zu dem Ende begeben sich der Freier, seine Freunde und die des Vaters in das Haus der Braut, wo in dem Selamlik eine Collation für sie bereit steht. Der Imam, der Vater und zwei Zeugen nehmen darauf in einem Gemache Platz, welches unmittelbar an die Thür stößt, die in den unnahbaren Harem führt. Hinter derselben steht die Braut, einen Spiegel in der Hand haltend, in welchen sie beständig schauen muß. Nun fragt der Priester, ob sie gesonnen sei, dem genannten Omar etc. als erste, zweite, dritte oder vierte Frau anzugehören. Aus Anstandsrücksichten muß die Frage öfters wiederholt werden. Endlich lispelt sie „ja", und nunmehr theilt der Imam dem Freier das glückliche Resultat seiner Sendung mit. Demnächst wird der Nikiah-Contract aufgesetzt, wonach die Ehe rechtskräftig zur Anerkennung gelangt. In demselben ist immer auch die mehr oder minder bedeutende Summe festgesetzt, welche der Mann, im Fall er seine Frau loswerden will, an dieselbe als Entschädigung bei der Scheidung auszuzahlen hat. Sie ihrerseits besitzt gar keine Rechte, alle Gegenseitigkeit fällt weg, und nur in dem Falle, daß der Gatte zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt werden würde, oder ihr in gewisser Hinsicht unstatthafte Zumuthungen machte, darf sie hoffen, von den Gerichten aus den Banden der Ehe erlöst zu werden. Nach der Untersiegelung — im Orient unterschreibt man gewöhnlich nicht — des Contractes durch den Imam, den Vater, den Bräutigam und die Zeugen giebt sich die männliche Gesellschaft den Genüssen der Tafel hin. Meist wird nur Arrak getrunken und dazu werden Süßigkeiten, Pickles und sauere Sachen gereicht. Mit dieser Ceremonie hat das Gesetz das Seinige gethan und die beiden Neuverlobten gehören einander an. Der Bräutigam gewinnt dadurch das Recht, seine Zukünftige entschleiert zu erblicken und mit ihr zu reden. Nun sieht er zum ersten Mal ihr Gesicht!

Die eigentliche Hochzeit jedoch steht nicht immer unmittelbar mit der Verlobung in Verbindung, sondern wird in einer beliebigen Zeit, die sich selbst auf Jahre erstrecken kann, je nach den Umständen, mit mehr oder minderem Gepränge gefeiert. Sie gehört zu den Sitten und Gebräuchen und hat nichts mehr mit der Kirche zu schaffen. Ist sie endlich anberaumt, dann werden dazu so großartige Anstalten getroffen, als es die Mittel des Bräutigams erlauben. Der dabei stattfindende Aufwand ist häufig die einzige Ursache, weshalb die Hochzeit unwillkommen hinausgeschoben wird. Jedermann, der sich irgendwie um die Familien bekümmert, ist ein willkommener Gast und braucht keine Einladungskarte abzuwarten. Oft werden Hunderte, die sich immer ablösen, eine ganze Woche lang festlich bewirthet, und die meisten derselben zeichnen sich gerade nicht durch ein mäßiges und discretes Benehmen aus.

Am Tage vor der eigentlichen Hochzeit bringt eine Schaar Frauen das im Orient als Schönheitsmittel so beliebte Henna, zierlich in ein Körbchen gelegt, aus dem Hause des Bräutigams in das der Braut, welche sich mit demselben die Finger- und Zehennägel, wie die inneren Handflächen und die Fußsohlen rothbraun färbt.

Dergleichen officiöse Gänge, welche sich namentlich bei den Christen sehr oft und auch in der Nacht wiederholen und einen Liebesaustausch verschiedener geringfügiger Gegenstände, die auf den Ehestand Bezug haben, vorstellen, sind meist immer von jenen Musikbanden begleitet, welche mit Hülfe der großen Pauke für Europäer höchst barbarisch klingende Weisen unermüdlich abspielen. Die kurzen Erholungspausen der Lärmmacher werden von den Weibern benutzt, um ein äußerst gellendes, schnell mit der Zunge ausgestoßenes „Lalelalelale" ertönen zu lassen. Dieser antike Ruf drückt den Zustand freudiger Erregtheit bei den Arabern aus; auch die Männer bedienen sich desselben im Gefecht. Aus den Kämpfen mit den Sarazenen und den Mohren in Spanien war er bereits den mittelalterlichen Christen bekannt.

Ist der Tag der Hochzeit endlich angebrochen, so wird die festlich geschmückte, aber mit dem Tscherschaf unförmlich verhüllte Braut von ihren jauchzenden Freundinnen und Dienerinnen zu Fuß mit Musikbegleitung durch alle Hauptstraßen der Stadt und endlich in das Haus ihres Mannes geführt. Ehe sie in den Hof eintritt, muß sie in einen Spiegel und dann in ein Gefäß mit Wasser blicken. Dies geschieht, weil man sich einbildet, sie könne darin als reine Jungfrau ihr Schicksal erblicken. Dann nimmt sie der Mann bei der Hand und geleitet sie in seinen Harem, vorher aber schnallt ihr der Hochzeitsgevatter einen reich gestickten Gürtel mit silbernem oder goldenem Schloß um. In dem Frauengemache wirft die junge Gattin ihre Vermummung ab. Er küßt sie auf den

Mund, heißt sie willkommen und verläßt sie sogleich, um den männlichen Gästen draußen die üblichen Honneurs zu machen. Esset und trinket, Freunde, und seid guter Dinge! ruft er ihnen zu, und nun schwelgen die Anwesenden in den Genüssen, die sich ihnen in der Gestalt von Pilafs, gebratenen Lämmern und Hühnern, Backwerken, Confecten, Sorbeten und Liqueuren in verschwenderischer Fülle darbieten. Diener und Sklaven lassen es an nichts fehlen und die Musik sorgt für die Betäubung der Ohren. Unterdessen empfängt die junge Dame des Hauses ihre Bekannten, läßt sich bewundern, glücklich preisen und eine kinderreiche Zukunft vorhersagen. Dann überläßt sich auch die weibliche schöne Welt den Freuden des Schmauses; natürlich abgeschlossen von den Männern. Nur durch die Gitter blitzen muthwillig ihre schwarzen, mandelförmigen Augen, ertönt ihr unterdrücktes Kichern oder silberhelles Lachen; zuweilen auch stimmen sie im Chor einen erotischen Gesang an, welcher dann zeitweilig dem wüsten Lärm im Hofe ein Ende macht. Am Abend verlassen die Gäste das Haus und das Liebespaar besteigt auf der Terrasse des Hauses im Sommer, oder im Winter in einer Kammer das prächtig mit goldgestickten Tüchern und Decken verzierte Ehebett.

Die folgenden Tage dauert die Bewirthung noch fort. Man kann sich vorstellen, daß mit derselben sehr empfindliche Ausgaben für den jungen Ehemann verknüpft sind. Muselmanen haben mich versichert, daß diese durch den Gebrauch allein geheiligten Unkosten das größte Hinderniß der Eheschließungen seien. Die Christen, welche sich in ihren Hochzeitssitten wenig von den Mohammedanern unterscheiden — mit Ausnahme der kirchlichen Trauung und der Monogamie —, haben noch die Eigenthümlichkeit, daß nach vollzogener kirchlicher Ceremonie und dem Hochzeitsfest die Brautleute erst nach drei Tagen einander angehören dürfen. Tag und Nacht anwesende Verwandte und Bekannte beider Geschlechter, welche fortwährend auf Unkosten des Bräutigams in dessen Hause zechen, verhindern sorgfältig jede intimere Annäherung der Verbundenen.

Im Orient verheirathet man sich so jung als möglich. Ehemänner von sechszehn und Gattinnen von zehn Jahren gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Ein zärtlich besorgter Vater sucht sich, wenn er Geld hat, so bald als möglich eine Schwiegertochter aus, wahrscheinlich in der löblichen Absicht, seinen mannbaren Sprößling von den Ausschweifungen fern zu halten, an welchen es nirgends in der Welt fehlt. Es liegt gar nicht in dem Begriff der Orientalen, daß mit der Ehe auch ein selbständiger Hausstand begründet werden müsse. Die Schwiegertochter ist die Adoptivtochter des Hauses und lebt mit ihrem Manne und dessen Eltern ganz in dem abhängigen Verhältniß eines Kindes unter einem Dach. Warum auch nicht? Ebenso nehmen Familien, welche nur mit Töchtern gesegnet sind, häufig einen oder mehrere Schwiegersöhne in ihr Haus auf.

Neben seinen legitimen Gattinnen darf sich der Mohammedaner noch eine unbeschränkte Anzahl Kebsfrauen zulegen. Dieselben sind gewöhnlich abyssinische Sklavinnen. Viele Bagdader, welchen die Ehe zu umständlich und kostspielig erscheint, leben mit dergleichen Frauenzimmern im Concubinat. Daher kommt es auch, daß unter der Bagdader Bevölkerung die überwiegend größere Zahl aus Mischlingen besteht. Die reine unvermischte semitische Race, die echten Abkömmlinge Ismaels, sind nicht mehr in Irak anzutreffen. Nur ein Beduinenstamm in der Nähe von Mossul, der jedoch jetzt von den gefürchteten Schammar abhängig ist, rühmt sich einer unverfälschten Abstammung und hält mit aristokratischem Stolz an der Reinheit des Blutes fest.

Eine eigenthümliche Institution des Orients, eben so alt als die Geschichte, ist die Sklaverei. Den Ansichten des modernen Europäers liegt dieselbe eben so fern als die Polygamie. Er kennt sie nur vom Hörensagen und sein constitutioneller Verstand sträubt sich mächtig gegen die Idee, daß einem Menschen das Recht zustehen könne, seinen Nächsten auf den Markt zu bringen und zu verkaufen. Das sind theoretische mit dem Ideal der Menschlichkeit eng zusammenhängende Anschauungsweisen, welche jedoch, wenn man nicht nach dem Namen, sondern nach der Natur der Sache urtheilt, in der Praxis illusorisch bleiben. Bulbul oder Machbub oder wie sonst die ehrliche schwarze Haut heißen mag, ist dazu gesetzlich eben so berechtigt, wie der Fabrikarbeiter. Sein Herr muß ihn auf seinen Antrag verkaufen. Nie wird der Neger zur Feldarbeit oder zu schweren Verrichtungen verwendet. Seine Thätigkeit beschränkt sich lediglich auf die Bedienung seines Herrn, von dem er dafür gar oft, namentlich wenn er als Eunuch seine Hausehre bewacht, wie jeder andere Diener bezahlt wird.

Die philanthropischen Herren Quäker in England sollten sich zuvörderst an ihre eigene Nase fassen, ehe sie sich in fremde ihnen unbekannte Angelegenheiten mischten. Ich hatte Gelegenheit, vor neunzehn Jahren das britische Guyana zu bereisen und dort einige Züge der freien Auswanderung aus Ostindien für die westindische Plantagenwirthschaft zu beobachten. Die armen Kulis wurden im Osten von Speculanten den Semindars und Mandarinen ganz eben so abgeschachert wie die Neger den Congohäuptlingen. Da aber bei der Ueberfüllung die schwarze und gelbe Waare ungleich billiger kommt als in Afrika, glaubt man darauf bei der Ueberschiffung auch weniger Rücksicht nehmen zu dürfen. Man sperrt die unglücklichen Geschöpfe durch einander, so viel hineingehen, in das Zwischendeck, und bearbeitet sie dann allmorgendlich, als einzige Sanitätsmaßregel, mit der Feuerspritze, futtert sie ausschließlich mit Reis und überläßt sie sonst ganz ihren Instincten. Die Hälfte und darüber stirbt gewöhnlich auf der Ueberfahrt und wird ins Meer geworfen; doch ein überlebendes Drittheil wirft schon dem Speculanten einen erklecklichen Gewinn ab, zumal auch der Reishandel mit dem Geschäfte immer verbunden ist. Nach ihrer Ankunft werden dann die freien Auswanderer an die Plantagenbesitzer, durch welche sie käuflich bezogen wurden, vertheilt und in die Zuckerpflanzungen abgeführt. Damals mußten sich die armen Kerle verpflichten, während des ungeheuren Zeitraumes von vierzehn Jahren gegen einen Lohn von zwei Pence (zwanzig Pfennig) unter dem Zwang der Colonialregierung hart zu arbeiten. (Seitdem haben diese schlimmen Zustände sich zum Bessern geändert.)

Wenn man bedenkt, daß dort kein Arbeiter unter einem Dollar Taglohn zu finden ist, daß die Lebensmittel sehr hoch im Preise stehen, daß der schwächliche Hindu, ausgehungert und vom Heimweh befallen, wie er ist, den Frohnarbeiten in den marschigen Niederungen unmöglich fünf Jahre widerstehen kann, wird man errathen, was es eigentlich mit der sogenannten freien Auswanderung für eine Bewandtniß hat. Zwar soll das Parlament die Contractzeit auf sieben Jahre herabgesetzt haben, allein auch diese Periode genügt vollkommen, jeden Hindu dort durch Hunger, Fieber und Zwangsarbeit umzubringen.

Derselbe durch die Wilberforce'schen Anstrengungen befreite kräftige Guineaneger läßt sich nur selten gegen den höchsten Lohn bewegen, Hand ans Werk zu legen, und dann dauert er nicht aus. Am liebsten siedelt er sich am Rande eines Baches an, aus dem er, in seiner Hangmatte sich schaukelnd, Fische fängt, während er sein Weib correctionell anhält, in einem daneben gelegenen Stückchen Gartenland einige Yams

oder süße Kartoffeln zu ziehen. Er singt und faullenzt den lieben langen Tag, läßt sich durch die Witterung kleiden und durch seine schwarzen Hälften ernähren. Dieser farbige Gentleman, wie er sich nennt, hat bei aller Indolenz indeß durchaus nichts dawider, gegen Rum und gute Bezahlung die ostindischen Nigger, wie er sie verächtlich bezeichnet, mit Stock und Peitsche zur Arbeit anzutreiben. Mit satanischer Wollust prügelt er, was ihm unter die Faust kommt, und macht nur bei den reizenderen des zarten Geschlechts unter gewissen Bedingungen eine galante Ausnahme. Auch die Südstaaten Nordamerikas werden bald zu dem Auskunftsmittel der freien Einwanderung greifen und den Philanthropen beweisen, daß der wahre Fortschritt sich durch keine Machtsprüche erzwingen läßt.

Die neue Revolution in Venezuela.

Seit Monaten lasen wir in den nordamerikanischen Blättern Berichte über den Fortgang der neuesten Revolution in Venezuela. Sie ist die zwanzigste oder dreißigste seit vierzig Jahren und auf keinen Fall die letzte. Wir theilen weiter unten den Brief eines unserer Correspondenten, datirt Caracas vom 30. Juli, mit, der einen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse giebt. Es wird aber angemessen sein, wenn wir unsere Leser durch einige einleitende Bemerkungen orientiren.

In der nächsten Nummer des „Globus“ werden wir aus der Feder eines Reisenden, der fünf Jahre in jenem südamerikanischen Lande gelebt und beobachtet hat, eine nähere Schilderung Venezuelas und seiner Einwohner mittheilen; hier kommt es uns nur darauf an, eine kurze Erläuterung zu geben und zu zeigen, wie zerrüttet die Verhältnisse auch in dieser Republik sind, deren Bewohner ein buntscheckiges Mischlingsgesindel bilden.

Daß ein Präsident den andern fortjagt, ist die Regel, und daß jeder derselben sich die Dictatur anmaßt, nicht minder. Vor zwanzig Jahren gelangte ausnahmsweise einmal ein wirklich rechtschaffener Mann, der General Paëz, zur Regierung, dann kam aber die Familie Monagas ans Ruder und übte volle zehn Jahre lang eine Dictatur aus. Zwei Brüder dieser Familie beuteten das Land für sich unbarmherzig aus; sie hielten sich oben durch Begünstigung des rohesten Negerelementes, welchem sie schmeichelten und dem sie Gunst zuwandten. Verrätherei ist in fast allen jenen Republiken an der Tagesordnung. Ein Hauptwerkzeug der Monagas war ein General Castro, der seine Wohlthäter um 30,000 Dollars verkaufte, Verschwörungen anzettelte und 1858 Sieger blieb. Nun erkaufte er seinerseits die Neger.

Monagas wurde in Folge der Einmischung der ausländischen Diplomatie, welche sich seiner annahm, nicht ermordet, sondern durfte mit seinem Raube abziehen. Er ging ins Ausland und besaß Mittel genug, um durch seinen schwarzen Anhang, welcher sich nun wieder von ihm bezahlen ließ, Unruhen anzustiften. In sieben Monaten nach dem Sturze des Monagas fanden in den Provinzen Carabobo und Coro nicht weniger als drei Revolutionen statt. Man hatte im Sommer 1859 den Krieg zwischen verschiedenen Kasten und Hautfarben, der in der Hafenstadt La Guayra und deren Umgegend am wildesten wüthete.

Ich habe früher einmal an einem andern Orte die Zustände Venezuelas, namentlich in Bezug auf die ethnologischen Verhältnisse, geschildert, und will eine Stelle hervorheben, die sich auf ein von Seiten eines deutschen Kaufmannes an mich gerichtetes Schreiben stützt (Juli 1859): „Die Zahl der Weißen ist gering; die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Zambos und Mestizen, Negern und Mulatten. Auf dem platten Lande leben zumeist Schwarze, welche sich in der Mitte des Juni erhoben, allen Weißen den Tod schworen und bei Nacht und Nebel in die Stadt drangen. Was in ihre Gewalt fiel, wurde abgeschlachtet; mehrere Weiße sind buchstäblich in Stücke zerschnitten worden. Mit großer Mühe wurden die Schwarzen wieder verdrängt, aber der Schrecken in unserer Stadt hat sich nicht gemindert. Viele Leute sind an Bord der im Hafen liegenden Schiffe geflüchtet und von Seiten Castro's haben wir für die nächste Zeit keine Hülfe zu erwarten. Einige Negerbanden sind mit ihrem Raube wieder in die Wälder gezogen; an ihrer Spitze steht ein Neger aus St. Domingo.“

Castro wurde bald allgemein verhaßt; das „Volk“ verlangte den frühern, durch die Monagas gestürzten Präsidenten Paëz zurück. Er kam, sah sich die Verhältnisse an und verließ das Land wieder. Er erließ eine Abschiedsadresse an die Venezuelaner, in welcher er beklagt, daß er bei ihnen nichts ausrichten könne. „Politische Leidenschaften und Parteihaß sind bei Euch mächtiger als die Stimme der Vernunft, und ich sehe nur Unheil und Jammer, ohne daß ich Abhülfe wüßte. Mitbürger! hört auf meine Stimme. Vernichtet Euch nicht gegenseitig, verwüstet nicht unser herrliches Land. Wenn doch endlich die blutigen Umwälzungen, welche eine Schande für das spanische Amerika sind, aufhören wollten, um der Ruhe und dem Frieden Platz zu machen!“

Ein Ehrenmann wie Paëz war zu gut für solche Leute. Er sagte ihnen zum Schlusse: „Da man meinen Namen für verderbliche Pläne mißbraucht, so will ich lieber von Euch scheiden und noch einmal ins Ausland gehen.“ Man hat ihn dann später noch einmal gerufen, aber auch dann hat er seinem Lande den Rücken gekehrt, weil er die Verhältnisse „hoffnungslos und rettungslos“ fand.

Ich komme nun zu einem andern Punkte, der von erheblichem Interesse ist und nebenbei eine für alle Unbetheiligten komische Seite darbietet.

Zu Ende des Jahres 1858 hatte die biedere Republik Venezuela schon mehr als 48,000,000 Dollars Schulden, von denen 26,000,000 auf die auswärtige Schuld entfielen. Bereits unter den Monagas wurden die Zinsen nicht mehr gezahlt. Castro hatte den Sitz der Regierung von Caracas nach Valencia verlegt und dorthin eine verfassunggebende Versammlung einberufen. Als die Staatsschulden zur Sprache kamen, erklärte der Finanzminister: „vom Bezahlen könne keine Rede sein, Geld habe man nicht, la nacion no puede cumplir sus compromisos, zu Deutsch: die Nation kann ihre Verpflichtungen nicht erfüllen.“ Damit war also der Bankerott ausgesprochen.

Paëz war noch einmal zurückgerufen worden und gekom-

men. Aber der alte Patriot war gebrochen, hoch bei Jahren und ihm mangelte nun die frühere Energie. Die oligarchische oder conservative Partei, die zumeist aus Weißen besteht, hatte sich in vier einander befehdende Bruchtheile zersplittert und schwächte sich dadurch gegenüber der föderalistischen Partei. Sie hatte anfangs einen regelmäßigen Präsidenten, Tovar, erwählt. Diesem gab der Vicepräsident Pedro Gual einen Tritt, und war dann seinerseits etliche Monate Präsident. Die Herrlichkeit nahm ein Ende, als es eines schönen Tages dem Obersten Echezuria einfiel, die ganze Regierung, Präsidenten, Minister rc., gefangen zu nehmen und einzusperren und die Dictatur des Generals Paëz zu proclamiren. Der bejahrte Mann ließ sich verleiten, dieselbe anzunehmen, der eigentliche Gewalthaber war aber Pedro Rojas, welchen Paëz zu seinem Substituten ernannte. Seitdem haben Rebellionen und Revolutionen auch nicht einen Monat lang geruht; Paëz und Rojas wurden durch den General Falcon gestürzt, der nun eben jetzt, im Juli 1868, von Monagas und dessen Anhange verjagt worden ist.

Es war wohl im Jahre 1821, als Canning im englischen Parlamente eine schöne Phrase zum Besten gab: „Politische und religiöse Freiheit für die ganze Welt!“ Er hatte dabei vorzugsweise die Colonien im Auge, welche damals den Unabhängigkeitskampf gegen Spanien eröffneten. Für die meisten südamerikanischen Republiken ist die Phrase geblieben, was sie war, aber dem vertrauensseligen John Bull kostet sie schweres Geld und namentlich Venezuela steht hoch an der Kreide. Die Gläubiger schickten vor einiger Zeit den vormaligen Gesandtschaftsattaché in Persien, Herrn Eastwick, dorthin, um wo möglich Geld einzutreiben. Er hat allerdings nichts bekommen, wohl aber ein interessantes Buch über seine Erlebnisse veröffentlicht („Athenäum“, Nr. 2121, 20. Juni). Die englischen Capitalisten hatten dem Substitut Rojas 1 Million geborgt. Als Falcon ihn stürzte, war davon kein Heller mehr da. Also wandte auch er sich nach London; sein Freund, General Guzman Blanco, ging dorthin „mit einem Bogen Papier, einem Staatssiegel, mit dem Charakter eines Diplomaten und mit dem Versprechen, daß die Ehre, der gute Glaube und die Hülfsquellen der Republik Venezuela verpfändet würden.“ Die Generalcreditcompagnie war so einfältig, ihm anderthalb Millionen zu borgen. Als Deckung sollten die Exportzölle der Häfen La Guayra, Puerto Cabello, Maracaibo und Ciudad Bolivar dienen. Aber weder die jetzigen noch die früheren Gläubiger haben Geld bekommen und in Venezuela sind alle Cassen leer, während der Biedermann Falcon seinem undankbaren Vaterlande den Rücken gekehrt hat und auf Curaçao seine Renten verzehrt. Monagas hat nichts zu zahlen und die englischen Gläubiger mögen sich halten an wen sie wollen. Es gehört in Venezuela nicht zu den Gewohnheiten, daß man Verpflichtungen erfüllt. **A.**

* * *

Caracas, 20. Juli 1868.

Revolutionen und Bürgerkriege sind für einen Venezuelaner ebenso gewöhnliche Erscheinungen wie es nur die jährlichen Nilschwellen für den Aegypter oder die Messen für einen Leipziger sein können. Die Ursache dieser fortwährenden politischen Zuckungen des Landes ist viel klarer als die Ursache unserer seismischen Erschütterungen.

Es ist heute nicht meine Absicht, auf die geschichtliche Entwickelung (richtiger Verwickelung) der hiesigen politischen Parteien einzugehen. Ein Punkt muß aber zu näherm Verständniß angedeutet werden. In allen Ländern, wo Mischlingsracen wohnen, in denen afrikanisches Blut fließt, herrscht ein souveräner Abscheu gegen alle Arbeit. Der ordinäre Mann legt sich hin und schläft oder bringt seine Zeit im Wirthshause zu; der feine, sogenannte gebildete Mann beginnt den Tag mit sorgfältiger Toilette, dreht kunstgerecht sein Cigarrillo und schlendert dann durch die Straßen, setzt sich auf die Ladentische befreundeter Kaufleute, oder occupirt mit einem halben Dutzend gleichwerthiger Kumpane eine Straßenecke, vollständig gleichgültig darüber, ob diese Stellung die Vorübergehenden incommodirt oder nicht. Arbeit, redliche Arbeit? Cuando? (Eine hier beliebte Ausdrucksweise für: Ich denke nicht daran!)

Der Mensch lebt aber weder vom Spazierengehen noch vom Tabackrauchen. Es muß also ein Mittel gefunden werden, um Geld zu bekommen, so leicht wie möglich. Die Sache ist leicht: Man wird Beamter. Hat die Familie irgendwelchen Einfluß bei den herrschenden Göttern des Tages, so ist die Anstellung unschwer erreicht. Nach Befähigung und sonstigen trivialen Erfordernissen wird nicht gefragt, und der „Empleado“ ist fertig. Diese Aemterjägerei und Anstellungssucht ist einer in der Legion von Krebsschäden unserer gesellschaftlichen Zustände. Sie ist ein Ferment für Revolutionen, in denen man seine Gönner und Freunde zu Macht und Einkünften bringen will, um dann durch ihren Einfluß mit einem guten Amte beglückt zu werden.

Dazu kommt noch ein zweiter Punkt. Unserer öffentlichen Verwaltung fehlt alle moralische Basis. Alle Beamten vom Präsidenten bis zum Portier sind mehr oder weniger erhaben über die vulgäre Idee der Redlichkeit. Wenn sich einmal ausnahmsweise ein rechtlicher Mann zur Annahme eines Amtes verleiten läßt, so wird er entweder bald seinen Herren Collegen gleich, oder er muß den Platz räumen.

Diese letzteren Zustände hatten ihren schauerlichen Gipfelpunkt unter der Administration des Präsidenten Falcon erreicht. Die Regierung gab sich nicht einmal die Mühe, auch nur scheinbar einen Nachweis über die Verwaltung der Staatseinnahmen abzulegen; die Tribunale waren nichts weniger als die Pflegestätten der Gerechtigkeit; die durch die Verfassung gewährten Garantien waren leere Worte; der Congreß wurde gegen alles Recht aufgelöst und das ganze Land in eine Menge militärischer Heerlager zerrissen.

Alle diese Punkte hängen consequent miteinander zusammen. Wo militärisches Regiment (wir nennen es Caudillaje) herrscht, wird viel Geld verbraucht und Gewalt geht vor Recht.

Das Land ertrug diese Zustände viel zu lange. Doch seit August vorigen Jahres brachen hier und da Revolutionen aus, denen es aber an einem durchdachten Plane und gemeinsamer Handlung fehlte. Sie wurden zum Theil mit den Waffen, zum Theil auf friedliche Weise beendet. Das Feuer brannte indeß fort und im April dieses Jahres nahm das Ganze eine solidere Haltung an. Die Gegner Falcon's, die man jetzt die Blauen (azules) nennt im Gegensatz zu den Gelben (amarillos), drangen sogar am 5. Mai siegreich bis in die Nähe von Caracas vor und wenige Tage darauf fand in noch größerer Nähe, auf dem sogenannten Calvario, ein ziemlich heftiges Gefecht statt.

Schon früher hatte Falcon Caracas verlassen, da es seinem eben nicht heldenmüthigen Geiste keineswegs gesichert erschien, sich in der Nähe eines Kriegsschauplatzes aufzuhalten. Ueberdies riefen ihn die Interessen seines während der Präsidentschaft erworbenen colossalen Vermögens nach Coro, seiner sandigen Heimath. An seiner Stelle blieb General Bruzual.

Den guten Anfängen jener Campagne wurde durch den Vertrag von Antimano (ein Ort, der eine Meile westlich von Caracas liegt) ein diplomatisches Ende gemacht. Der bisherige Führer der Revolution, General Miguel Antonio Rojas, wurde mit einem Male regierungsfreundlich und ließ seine Waffengefährten schimpflich im Stich. Die Revolution schien verloren, so glaubte wenigstens die Regierung.

Doch um diese Zeit erhob sich im Staate Barcelona der alte achtzigjährige General José Tadeo Monagas, ein ehemaliger Dictator Venezuelas und einst Kämpe aus dem Unab-

hängigkeitskriege gegen Spanien. Seine Annäherung gegen Caracas schien anfänglich unsicher, da er ungemein langsam und zögernd in seinen Bewegungen war. Doch er kam endlich, und nun blieb den Bruzualisten nur die Wahl zwischen einem friedlichen Arrangement oder einem harten Kampfe. Die Bedingungen des erstern wurden von ihnen zurückgewiesen; die Sache war somit entschieden. Außerhalb Caracas die Revolutionsarmee, innerhalb die Regierungspartei. Diese letztere ließ alle Zugänge zum Centrum der Stadt befestigen, und ein Straßenkampf war unvermeidlich.

Am 22. Juni griff General Colina von der Regierungspartei die Avantgarde des Monagas an, wurde aber ganz besiegt und in die Stadt geworfen. In dieser dauerte nun das Feuer mit wenig Unterbrechung bis Donnerstag, den 25., Morgens 3 Uhr, wo die Stadt in den Händen der Revolutionspartei, der Blauen, war. Bruzual, der sogenannte soldado sin miedo (Soldat ohne Furcht), war mit seinen hervorragendsten Gefährten in der Dunkelheit der Nacht entwischt, der Verrath hatte ihm den Weg nach Laguayra erleichtert, wo er sich nach Puerto Cabello einschiffte.

Der Sieg der Blauen war ein Glück für Caracas; denn es liegen die unzweideutigsten Beweise vor, daß die Gelben ihrer Soldateska eine solenne Genugthuung nach dem Siege in der Plünderung der Stadt versprochen hatten! Die Einzelheiten des Kampfes können den deutschen Leser nicht so sehr interessiren und darum mögen sie hier übergangen werden. Man rechnet 300 Todte und gegen 800 Verwundete.

Monagas ernannte eine provisorische Regierung, bestehend aus „respectabelen" Männern, die sich seitdem durch Acte der Mäßigung und Gerechtigkeit viele Freunde erworben haben.

Bruzual ist in Puerto Cabello und will dort „bis auf den letzten Blutstropfen" fechten. Die armen Bewohner jenes Hafens haben schon viel gelitten, und wer weiß, was noch geschieht. Der Sieg der neuen Regierung ist indeß eine ausgemachte Sache. Expräsident Falcon sitzt inzwischen auf der holländischen Insel Curaçao und ist wüthend, daß seine Generäle so schlechte Geschäfte gemacht.

Im October beginnen die Präsidentschaftswahlen. Bis jetzt sind die Meinungen noch nicht fixirt. Einige nennen den General Guzman Blanco als wahrscheinlich siegreichen Candidaten; Andere (und die Besten) hoffen auf den Sieg des Herrn Dalla Costa, gegenwärtigem Präsidenten von Guayana. Monagas scheint keine Neigung zu haben, die Präsidentschaft für sich zu erhalten.

Jedenfalls brauchen wir viele Friedensjahre, um unsere zerrüttete Agricultur und unsern gebrochenen Handel neu zu entwickeln. Die venezuelanische Staatsschuld beträgt 75,000,000 Thaler, was etwa 70 Thaler per Kopf giebt!

Dorf- und Städteleben in den nordöstlichen Districten des Caplandes.

Von Dr. L. Hollaender.

III.

Die öffentliche Bibliothek. — Kein Zusammenleben der Familien; die Frauen und ihre Erziehung. — Die Deutschen. — Der holländische Afrikaner. — Missionäre und erfolglose Nüchternheitsapostel. — Schlechter Charakter der Mischlinge. — Der Kaffir; die Frau des trägen Mannes Lastthier. — Die Hottentoten. — Schulen; die Pest des Clavierspielens; Concerte.

Doch nun zu den Anstalten in unserm Städtchen, die das Nützliche mit dem Angenehmen, die Belehrung mit dem Vergnügen, den Ernst mit der Heiterkeit verbinden. Unter diesen ragt vor Allem die öffentliche Bibliothek hervor. Ziemlich inmitten des Dorfes gelegen und dicht an das die eine Seite des großen Marktplatzes ausfüllende Schulhaus grenzend, und den ganzen Tag bis spät in den Abend hinein geöffnet, ist sie jedem der lesebedürftigen Einwohner für einen geringen jährlichen Eintrittspreis zugänglich. Drei Seiten des ziemlich großen Zimmers sind von Schränken bedeckt, die mit der besten Literatur Englands gefüllt sind. Aber neben Bulwer, Scott, Thackeray und Macaulay finden sich auch Uebersetzungen von Schiller, Goethe, Lamartine, Victor Hugo und G. Freitag. Am besten ist jedoch die Reiseliteratur über Afrika und speciell über Südafrika vertreten und fehlt davon fast kein gediegenes Werk. Es ist dies um so natürlicher, als man im eigenen Lande Forschungen über dasselbe und Entdeckungen in demselben um so bereitwilliger aufnimmt und als jeder Afrikaner die feste Ueberzeugung hegt, daß noch unzählige unentdeckte Schätze in seinem Lande zu heben seien. Außerdem ist es ja auch höchst interessant zu sehen, wie man selber in den Augen Anderer erscheint, und meist auch bringen ja die verschiedenen Reisebeschreibungen über Südafrika flüchtige Notizen über die verschiedenen Einwohner solcher kleinen Städte.

Auf dem Boden des Zimmers liegt ein netter Teppich und auf dem langen Tische inmitten des Zimmers sämmtliche oder die besseren Zeitungen, die am Caplande erscheinen, wie nicht minder mehrere englische Journale, wie die „Saturday-Review", „Punch", die „englische illustrirte Zeitung", „The Cornhill Magazine" 2c. Mitunter verirrt sich auch ein „Kladderadatsch", eine Nummer des „Globus", die „Gartenlaube" oder die „Leipziger Illustrirte" dahin, wenn irgend ein Deutscher einmal eine Sendung aus der Heimath erhalten hat.

Eine solche Bibliothek findet sich in fast jedem Städtchen im Innern des Landes, — eine Errungenschaft, die um so höher anzuschlagen ist, als es dem Einzelnen, selbst wenn ihm noch so viele Mittel zu Gebote stehen sollten, sehr schwer wird, sich für ihn passende Werke kommen zu lassen. Aus dieser Bibliothek kann sich jeder Abonnent ein bis zwei Bücher mit nach Hause nehmen, nur muß er zuvor seinen Namen in ein auf dem Tische liegendes Verzeichniß eintragen. Zur Ehre der Bewohner von Doppersdorp sei es gesagt, — es sind deren nicht Wenige, die sich dieses Privilegium zu Nutze machen.

Diese Bibliothek ist aber nicht allein Lesezimmer, sie ist auch ein Clubzimmer in ihrer eigenen Weise. Man geht dahin, trifft Bekannte, Fremde, die auf der Durchreise begriffen sind und sich die Sehenswürdigkeiten des Ortes an-

sehen ꝛc. Man tauscht gegenseitig die neuesten Nachrichten aus den Zeitungen aus, hört neuen Stadtklatsch, erzählt sich die modernsten Scandalosa von irgend einem guten Freunde und wird selbst wieder belästert, sobald man sich nur einige Schritte weit entfernt hat.

Ein sogenanntes Kneipenleben im deutschen Sinne existirt wie in ganz England auch natürlich in den englischen Colonien nicht. Das Bier, das in Südafrika getrunken wird, ist meist aus England oder aus Hamburg in Flaschen importirt, und so sehr auch im Geheimen Cognac mit Wasser, um den Durst zu löschen, verbraucht wird, — der englische Gentleman, und das sind sie alle in diesen kleinen Städtchen, sowie jede Frau eine Lady ist, schämt sich, öffentlich im Hotel nach deutscher Weise trinkend sich sehen zu lassen, während der Deutsche sehr bald die englischen Sitten im Auslande sich aneignet. Im Hotel verkehren daher nur solche junge Männer, die erst kurze Zeit im Städtchen anwesend und noch nicht hinlänglich bekannt sind, oder solche, die sich bereits vollständig dem Trunke ergeben haben. Es vertritt daher die Bibliothek gewissermaßen die deutsche Bierstube, und sowie in der letztern sich um eine bestimmte Zeit eine gewisse Anzahl Leute einfinden, ebenso ist auch die Bibliothek zu gewissen Stunden besonders besucht.

Dazu kommt ferner der Umstand, daß ein Zusammenleben von einzelnen Familien, wie etwa in Deutschland, in ganz Südafrika nicht existirt. Dadurch, daß jede Familie ein einzelnes, meist alleinstehendes Häuschen bewohnt, ist sie von den anderen ziemlich abgeschlossen, und wenn auch die Herren öfter geschäftliche Berührungspunkte finden, wenn auch im Winter mitunter von irgend einem reichen Kaufherrn eine große Gesellschaft zu einem solennen Souper versammelt wird, so wird dadurch zwischen den einzelnen Frauen immer noch kein gegenseitiger, mehr als höflicher Umgang bedingt. Denn die aus Europa eingewanderten Damen werden stets von den eingeborenen Frauen scheel angesehen werden. Letztere sind zwar von Hause aus sehr begabt, verständig und sogar scharfsinnig, und wissen auch in gewöhnlicher Unterhaltung durch eine angeborene natürliche Grazie ihren Mangel an Geistes- oder Herzensbildung zu verdecken, aber sie werden es doch den europäischen Damen, die meist nicht so schön als sie selber sind, nie verzeihen, daß sie, wenn ich so sagen darf, mehr Weltton und einen gewissen Chic besitzen, den die Afrikanerin nur durch eine europäische Erziehung niemals erlangen kann. Dazu kommt, daß letztere, die kein Interesse daran hat, jemals ihr Mutterland zu verlassen, alle ihre Ersparnisse auf Putz verwendet, während die Europäerin, die stets die Heimath im Auge behält, einfacher im Auftreten, einfacher in ihren Kleidern, kurz, einfacher in allen ihren Bedürfnissen ist.

Zufolge dessen bilden sich in jedem südafrikanischen Städtchen vor Allem zuerst zwei hervorragende Cliquen aus, die wir eine europäische und eine afrikanische nennen können. Erstere theilt sich wieder nach den vorherrschenden Nationalitäten in eine englische und eine deutsche. Aber ebensowenig als die in den Colonien lebenden Engländer in allen Fällen die besten Vertreter ihrer eigenen Nation sind, ebensowenig ist dies bei den Deutschen der Fall. Das haben sie wohl beide gemein, daß sie beide tüchtige, ernste Arbeiter sind und daß sie beide nur in ernster, reger Arbeit ihre höchste Befriedigung, ihr einziges Glück finden. Und daher kommt es wohl auch, daß so viele Europäer, die nach langjährigem Schaffen und Arbeiten in Südafrika sich freuten, in Europa von ihren Ersparnissen leben zu können, schnell wieder das alte, trockene, dürre, herz- und phantasielose Land wieder aufsuchen, weil ihnen, die an Arbeit gewöhnt sind, in Europa die Befriedigung einer ernsten und heilbringenden Thätigkeit fehlt, oder sie sich eine solche, den heimischen Verhältnissen lange entfremdet, nicht schnell genug im Vaterlande schaffen können.

Im Uebrigen ist die englische Clique außerordentlich fromm, und trotz der verschiedenen Sectirer, die sich im Mutterlande stark bekämpfen würden, außerordentlich tolerant. Hochkirchler, Methodisten, Quäker, alle besuchen sie oft zusammen eine Kirche und empfangen von einem und demselben Geistlichen das Abendmahl. Am Sonntage ist bei ihnen jede andere als geistliche Lectüre verpönt, im Hause dürfen nur geistliche Melodien auf dem Piano gespielt werden und wehe dem, der vielleicht an diesem Tage einen Ausflug ins Freie machen wollte, denn es steht geschrieben, „Du sollst den Sabbath heiligen" ꝛc.

Im Empfangzimmer liegen schön eingebundene Bücher auf dem Tische, die nie gelesen werden, ja, ein Herr, der auf einer Auction ein schön eingebundenes aber ganz unnützes Buch erstand, antwortete mir auf meine Frage, was er denn mit diesem Schund anfangen wolle: „Well, it will do for the drawing room" (fürs Empfangzimmer ist es gut genug). Auf den Fußböden sämmtlicher Zimmer befinden sich Teppiche, selbst wenn die Sommerhitze 26° R. im Schatten ist. Cognac mit Wasser bildet bei ihnen das Hauptgetränk, und leider giebt es unter ihnen Viele, die dem Trunke sehr ergeben sind, wie überhaupt das übermäßige Trinken die größte Pest sämmtlicher außereuropäischen Colonien ist. An manchen Orten sind selbst die Frauen nicht frei davon, und jenseits des Oranjeflusses, nicht weit davon, existirt ein Städtchen in der Oranjerepublik, wo es zu den Alltäglichkeiten gehört, Nachmittags die Honoratiorenfrauen etwas angesäuselt vorzufinden.

In dieser Beziehung sind die **Deutschen** schon mäßiger. Bier ist ihr Lieblingsgetränk, und hat einmal irgend ein deutsches Handlungshaus gutes, echtes baierisches Bier importirt, dann herrscht große Freude, ja vielleicht eine kleine Kneiperei im Stamme Juda's und Israel's, zu dem merkwürdigerweise in manchen kleinen südafrikanischen Städtchen sämmtliche Deutsche geschlagen werden.

Obgleich sie aus allen deutschen Gauen dort zusammengewürfelt sind, so haben sie doch Alle nur eine Politik — die sogenannte national-liberale, und Bismarck ist das eine Wort, der eine Gedanke, um den sich ihre gegenwärtigen und zukünftigen Träume gruppiren. Sie haben es Alle leider aufs Herbste empfunden, was es heißt, nur ein Mecklenburger, Nassauer oder ein Hesse zu sein, und fern von der Heimath genießen sie nun die Vortheile einer geeinigten großen deutschen Macht, während sie von der kleinlichen polizeilichen Willkürherrschaft, von den Beschränkungen im Handel und Wandel und von allen den sonstigen deutschen „Vorzügen", Gewerbegesetzgebung ꝛc., nicht berührt werden.

Im Uebrigen bewahren die Deutschen ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten. Alle verlernen ihr Deutsch so schnell wie möglich. Sie sind meist mäßig im Essen und Trinken, sind arbeitsam und sparsam und jeder rühmt, nachdem er die Kleinlichkeiten anderer deutscher Regierungen und Länder verspottet hat, schließlich immer noch sein besonderes Land und seinen besondern Fürsten. Ob Kurhesse, ob Mecklenburger oder Preuße, — jeder schwärmt besonders von seiner eigenen Hauptstadt und deren besonderen Vorzügen. Deutsche Zeitungen sind besonders bei ihnen beliebt, und obgleich sie jede Nummer stets unbefriedigt bei Seite legen, da man sich nach längerm Aufenthalt im Auslande unter ganz anderen Verhältnissen und Interessen nicht mehr in den Fragen der Heimath so leicht zurechtfindet, so werden sie doch jedes neue deutsche Zeitungsblatt gern von Neuem wieder durchlesen.

Die afrikanische oder besser gesagt die holländische Clique, da die meisten eingeborenen Afrikaner in den nordöstlichen Districten bis jetzt noch von holländischen Einwohnern abstammen, ist die am wenigsten geschäftlich rührige. Was die Meisten zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchen, gewinnen sie durch leichte Arbeit — und darüber hinaus geht meist ihr Ehrgeiz nicht. Ihre Kinder, die gewöhnlich eine noch geringere Bildung erhalten, als sie selber besitzen, verkommen geistig mehr und mehr, bis sie schließlich sich mit einer Boerstochter verheirathen und selber zu einem südafrikanischen Viehzüchter oder Boer herabsinken.

Da sie alle gewandt holländisch sprechen und schreiben, auch viel Talent zur Dialektik haben, so werden sie meistens Agenten, deren Geschäfte in der That vielfach sind. Ein solcher Agent ist Rechtsconsulent, zieht Schuldforderungen ein, nimmt notarielle Verträge auf, besorgt Feuer- und Lebensversicherungen, arbeitet Testamente aus, schreibt dem Boer seine geschäftlichen Briefe oder verdolmetscht sie demselben, falls sie in englischer Sprache geschrieben sind, besorgt dem Farmer Geld auf Hypotheken, kurz man sieht, daß das Gebiet kein so unbedeutendes ist, und daß einem tüchtigen Manne ein großer Gelderwerb offen steht. Ferner sind die meisten Landmesser von holländischer, d. h. afrikanischer Herkunft, und auch für diese ist gerade in Südafrika ein großes Feld der Thätigkeit eröffnet, da die Farmen fortwährend die Herren wechseln, sie auch häufig getheilt werden und in jedem Districte außerdem noch sehr viele nicht verkaufte und daher nicht vermessene Regierungsländereien sich befinden. Als Agenten und Landmesser haben die eingeborenen Afrikaner sich stets sehr gut bewährt, wenn es auch scheint, als ob sie in geschäftlicher Beziehung den Europäern nachstehen. Denn beim Geschäftsmanne kommt es in Südafrika meist auf ausdauernde Energie und auf große Sparsamkeit an, und daran scheint in der That der eingeborene holländische Afrikaner Mangel zu leiden.

An Geistesgaben, scharfem Auffassungsvermögen &c., fehlt es ihm durchaus nicht, ja ich glaube sogar, daß in dieser Beziehung die von weißen Eltern in Südafrika geborenen Kinder europäischen Kindern überlegen sind, aber es fehlt ihnen nachträglich die Beständigkeit und die Ausdauer. Daß die in Europa erzogenen und ausgebildeten Afrikaner, die also eine strenge Schule durchmachen müssen, in ihren besonderen Fächern sehr Tüchtiges leisten können, das beweisen die vielen in England, Deutschland oder Holland gebildeten sehr tüchtigen afrikanischen Pastoren, Advocaten, Richter, Aerzte &c

Aber außer dieser weißen Bevölkerung giebt es in unserm Dörfchen oder Städtchen noch eine sehr gemischte schwarze. Hier haben wir zuerst die Bastarde, d. h. Halbschwarze, Kinder von Hottentoten- oder Kaffirmüttern und weißen Vätern, und die verschiedenen Mischungen aus oben genannter Kreuzung. Diese sind meist bereits Christen, besuchen regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst irgend eines Missionärs, der sich in jedem Städtchen, sobald es sich nur irgendwie zu entwickeln anfängt, einfindet, und unterscheiden sich meist von den Hottentoten und Kaffirn dadurch, daß sie bereits europäische Kleider tragen, und sich nicht an einen weißen Herrn für Tagelohn vermiethen. Im Uebrigen sind dies meist, mit wenigen Ausnahmen, die nichtsnutzigsten Charaktere von Südafrika. Von ihren beiderseitigen Eltern haben sie eben nur die häßlichsten Eigenschaften jeder Race angenommen. Sie sind faul, übermüthig, gefräßig und dem Trunk ergeben, wenn sie auch des Sonntags in ihrer kleinen Kirche, in deren pestilentialischer Stickluft wenig weiße Menschen es länger als fünf Minuten aushalten können, so fromm, so demüthig und so gottesfürchtig als möglich erscheinen. Sie selber tragen meist wie ihre Weiber schwarze Kleider, während letztere noch schwarze Tücher um ihre wollhaarigen Köpfe winden.

Die Missionäre, die das Seelenheil dieser Bastarde besorgen, muß man jedoch durchaus nicht mit jenen wirklich achtbaren Männern verwechseln, die sich im Innern des Kaffirlandes aufhalten, oder mit jenen englischen und deutschen Missionären, die irgend einer Missionsgesellschaft angehören und die ihre Station auf einer vereinzelten Farm aufgeschlagen haben. Die Missionäre dieser Halbschwarzen in den Städtchen recrutiren sich meist aus solchen Leuten, die in Holland bereits in allen möglichen Stellungen Fiasco gemacht haben und es jetzt mit der Frömmigkeit und Heiligkeit versuchen. Mitunter freilich giebt es auch unter ihnen von wirklichem religiösen Gefühl beseelte Männer und Leute, die mit den besten Absichten ihren neuen Lebenslauf beginnen, aber meistens schon nach mehreren Jahren machen Manche auch in dieser Stellung wieder Fiasco, nachdem sie durch die verschiedenartigsten Speculationen, die gerade nicht in ihr Bereich gehören, eine Menge Leute betrogen und sich selbst um keinen Pfennig reicher gemacht haben.

Es sind aber solche Charaktere die ganz unausbleiblichen Erzeugnisse eines jungen Landes und der übertriebenen religiösen Heuchelei, wie man sie eben nur in einer englischen Colonie finden kann.

Die Kaffirn und Hottentoten bilden die Dienerschaft des Städtchens. Sie wohnen jedoch nicht im Orte selber, sondern haben ihre Hütten stets jenseits desselben, auf irgend einer Erhöhung, die durch ein Flüßchen vom Städtchen getrennt ist, und kommen je nachdem im Sommer oder Winter um 6 oder 7 Uhr Morgens zur Arbeit und entfernen sich stets mit Sonnenuntergang ohne Rücksicht darauf, ob man ihrer Arbeit noch bedarf oder nicht. Wird einmal durch besondere Umstände, Krankheitsfälle &c., seine Thätigkeit mehr als gewöhnlich in Anspruch genommen, so verschwindet in der Regel der Kaffir, ohne daß die Herrschaft etwas dagegen thun kann. Der Kaffir, und besonders derjenige, der sich bereits eine Frau erkauft hat, vermiethet sich jedoch nicht mehr selber, sondern seine Ehehälfte, die dann auch meist mit zwei Kindern, das eine auf den Rücken gebunden und das andere ihr zur Seite, ihre Arbeit verrichtet, die in den gewöhnlichen schwereren häuslichen Dienstleistungen besteht. Während der Arbeit nimmt sie selten ihre ekelhaft schmutzige Holzpfeife aus dem Munde, es sei denn, um einer andern Kaffirfrau, die vielleicht mitarbeitet, einen Zug aus derselben anzubieten. Der glückliche Besitzer einer solchen Frau liegt indessen an seiner Hütte auf dem Bauche, läßt sich die Sonne auf den Rücken scheinen und kommt dann gegen Nachmittag langsam und gemächlich, um sich sein Essen zu holen, das der Miethsherr auch für ihn liefern muß!

Sind die ersten Sterne am Himmel, haben sich sämmtliche Kaffirn in ihren Quartieren versammelt und ist die letzte Mahlzeit vorüber, dann beginnen die früher erwähnten tollen Tänze in freier Natur, wo Nacktheit mit Nacktheit in wüsten Sprüngen wetteifert, bis entweder unter den verschiedenen Tänzern ein Streit ausbricht, der zu Keulen(Kirie)schlägen führt, oder bis Alles todtmüde spät des Nachts in Schlaf versinkt.

Natürlich sind auch die in den Dörfern und Städtchen sich aufhaltenden Kaffirn nicht mehr die reinen „Naturkinder“ ihres Landes. Durch den längern Aufenthalt unter den Weißen sind sie auch bereits von gewisser Cultur beleckt. Ihre wirklich oft poetischen Namen, die von irgend einem Ereigniß, das bei der Geburt stattgefunden hat, hergeleitet sind, wie Likeleli (Thränen), Monaheng (auf dem Felde geboren), Incha (Hund), Lepoko (Streit), gefallen ihnen längst nicht mehr und sie haben sie mit den ihnen besser klin-

genden englischen vertauscht. Und so kommt es denn, daß fast sämmtliche Kaffirn im Städtchen folgende Namen haben wie Sixpence (Sechspfennig), Threepence (Dreipfennig), April, Kameel, Bob, Stupid (dummer Kerl), Gorilla, Reptil, Januar, Zündholz, Schnupftaback 2c. Das Einzige, worin sie sich im Englischen und Holländischen gut ausdrücken lernen, sind Schwüre und Flüche, und was sie dem Weißen zuerst ablauschen, besteht in der Vertilgung ungeheurer Quantitäten von Alkohol.

Die Hottentoten besorgen meist nur die Pferde und werden für Dienste, die schon mehr Geschicklichkeit, aber weniger Kraftanstrengung erfordern, benutzt. Sie bauen sich keine Hütten nach Kaffirweise, sondern irgend ein vorspringender Stein oder ein über mehrere Stäbe gespannter Wollsack dient ihnen als Lagerstelle. Sie sind fast noch verkommener als die Hottentoten auf den benachbarten Farmen *), da sie im Städtchen mehr Gelegenheit zu Ausschweifungen haben. Sind sie wegen fortwährender Trunkenheit von ihren Herren entlassen, so beginnen sie zu stehlen, und werden dann vom Magistrat ins Gefängniß gesteckt, wo sie auf Regierungskosten viel besser verpflegt werden, als sie es jemals, so lange sie noch arbeiteten, gewohnt waren, wie denn überhaupt das Gefängniß das höchste Paradies des Kaffirs oder Hottentoten ist. Denn dort braucht er nichts zu arbeiten, wird gut verpflegt, kann den Tag über mit seinen Gefährten plaudern, und was will so ein Schwarzer mehr? Die Entziehung der persönlichen Freiheit ist nur eine Strafe für den civilisirten Weißen und niemals für den Schwarzen. Aber die Exeter-Hall-Philanthropie wird dies niemals zugeben, und sollten sämmtliche Colonien Englands darüber zu Grunde gehen.

Das Gefängniß des Städtchens ist stets das schönste und am besten gebaute Haus in den nordöstlichen Districten des Caplandes, und dasselbe würde jedem europäischen Orte zur Zierde gereichen. Sie sind erst in den letzten Jahren mit ungeheuren Kosten von der Regierung errichtet worden, sind meist im Viereck gebaut und haben die Fenster alle nach dem innern Hof, wo die schwarzen Gefangenen, d. h. solche, die nicht zu harter Arbeit an der Landstraße verurtheilt sind, was übrigens meist nur bei Criminalverbrechen vorkommt, sich den Tag über ergehen können. Die Räumlichkeiten werden stets sehr sauber gehalten und die Kost ist, für deutsche Verhältnisse, eine vorzügliche, wie z. B. täglich Fleischbrühe mit Fleisch und Reis, und ein Stück kräftigen Brotes, so daß der Physicus, der täglich das Gefängniß besuchen muß, wenig oder gar keine Gelegenheit findet, seine ärztliche Kunst auszuüben.

Diese so gemischte Bevölkerung betrachtend, ist es leicht ersichtlich, daß in einem südafrikanischen Städtchen für Gelehrte jedes Faches, er sei Geolog, Ethnograph, Zoolog oder Philolog, ein weites Feld zur Beobachtung und zum Studium vorhanden ist. Die Sprachen, die man am meisten hört, sind die englische, die holländische, die freilich stark durch verschiedene Beimengung corrumpirt ist, die deutsche und mehrere Idiome der Betschuanasprache, wie Lessuto, Tambukie, Fingol 2c. Für das Studium der Racen und ihrer verschiedenartigen Mischung giebt es kaum eine Schranke. Denn unter der dunkelhäutigen Bevölkerung finden sich alle Nüancirungen. Vom intensiven Dunkelbraun bis zu einer Abstufung, die bereits an die reine durchsichtige Farbe der von Europäern in Afrika geborenen Kinder erinnert, sind alle Zwischenstufen deutlich vorhanden.

Andere geringere Umstände, die mit der Bevölkerung und Gesellschaft des Städtchens in Verbindung stehen, müssen auch erwähnt werden. Vor Allem zuerst fällt die große Anzahl der Junggesellen in jedem dieser Orte auf, — eine Thatsache, die sich freilich schon lange vor der gegenwärtigen Zeitrechnung in jeder neuen Ansiedelung bemerkbar gemacht hat. Da die Bevölkerung dieser Plätze meist aus Europa oder aus den westlichen Provinzen des Caplandes, wo bereits schon civilisirtere Verhältnisse existiren, sich ergänzt und eben meist nur junge Leute auswandern, die in den neuen Ansiedelungen leichter festen Fuß zu fassen glauben, so ist die große Anzahl der Junggesellen schon an und für sich erklärlich. Noch erklärlicher aber wird der Mangel an jungen Damen, wenn man bedenkt, daß der eingeborene Afrikaner sehr jung heirathet und die Farmer selten ein hohes Alter erreichen, ohne 2 bis 3 Frauen begraben zu haben.

Eine gebildete Familie mit erwachsenen Töchtern verirrt sich wohl selten oder nie in die entlegenen östlichen Provinzen des Caplandes, und selbst wenn dies erst der Fall wäre, so würde es doch noch lange dauern, bis das Wort „Ballmutter" in den nordöstlichen Districten wenigstens zu Ehren käme. Außerdem ziehen es junge Männer aus Europa vor, Damen aus ihrer Heimath zu heirathen. Die Afrikanerin, die durch Familienbande an das Capland gekettet ist und sich dort wohl und glücklich fühlt, würde sich schwer oder nie entschließen, für immer in Europa fern von den Ihrigen zu wohnen, und da fast jeder junge Mann das Capland, wenigstens die nordöstliche Provinz, trotz des herrlichsten Klimas der Welt, trotz des leichten Erwerbes und trotz des freien und ungezwungenen Lebens, immer nur als einen freiwilligen Verbannungsort ansieht, den er, sobald er nur einiges Vermögen erworben, wieder zu verlassen gedenkt, so ist er in Bezug auf eine Heirath am Caplande um so vorsichtiger.

Je länger jedoch so ein Städtchen besteht und je mehr es sich durch verschiedene Bedingungen vergrößert, um so schneller und um so plötzlicher verändern sich oft obige Zustände. Vielleicht sind indessen einige unverheirathete Herren nach Europa gereist und haben von da sich eine Frau geholt, die wiederum eine Schwester mitgebracht hat, — andere junge Männer, welche die Hoffnung aufgegeben haben, sich schnell ein Vermögen zu erwerben, um dafür lieber jeglichen Comfort des südafrikanischen Lebens einzutauschen, haben auf einer Geschäftsreise nach der Küste eine nette englische Farmertochter kennen gelernt, und diese als Frau heimgeführt, und so kommt es denn, daß vielleicht der Ort, der noch vor wenigen Jahren als das Dorado aller jungen, unverheiratheten Mädchen galt, heute bereits nur verheirathete, ehrsame, kirchenbesuchende, fromme Ehepaare zählt.

Mit der Zeit stellt sich auch das Bedürfniß nach einer Schule heraus, und da in Südafrika die vollste Gewerbe- und Lehrfreiheit ihre schönsten Blüthen und Früchte treibt, so taucht schnell aus dem allgemeinen Chaos ein Schulmeisterlein hervor. Irgend ein bankerotter Kaufmann, der durchaus keinen Credit mehr erlangen kann, — oder irgend ein lendenlahmer, desertirter Matrose, der des Herumtreibens überdrüssig, — irgend ein Buchdruckerlehrling oder ein Quacksalber, der Jahre lang als Doctor Wunderkuren verrichtet, bis schließlich weder Wunder noch Kuren einschlagen, kommt schnell der allgemeinen Noth zu Hülfe und die ersten Anfänge zur künftigen Hochschule sind gemacht. Der Matrose oder der Buchdruckerlehrling nennen sich jetzt Professor der Rechtschreibekunst, der Buchführung, der Musik, der Gymnastik oder irgend einer ähnlichen Wissenschaft, für die im bezopften Europa noch lange kein Lehrstuhl errichtet ist, und die Eltern wissen wenigstens ihre Kinder während einiger Stunden des Tages beschäftigt. Da die Zöglinge mit der Zeit jedoch keine Fortschritte machen, die Bevölkerung sich indessen

*) Siehe „Farmleben am Oranjeflusse", „Globus" Bd. XI.

auch vermehrt, so vereinigen sich schließlich die einflußreichsten Männer des Städtchens und des Districts und man beruft einen ordentlichen Lehrer aus Schottland. Denn da die englische Sprache auch unter den ehemals holländischen Bauern sich mehr und mehr einbürgert und die aus Holland eingewanderten Schulmeister bisher wenig reüssirt haben, außerdem aber noch in manchen Gegenden Schottlands, wie Aberdeen ꝛc., der strengste Calvinismus, der dem südafrikanischen entspricht, aufrecht erhalten wird, so sind die aus Schottland berufenen Herren in der That die passendsten und besten Lehrer.

Auf diese Weise sind denn auch in den letzten Jahren fast in allen nordöstlichen Städtchen des Caplandes sehr tüchtige Schulen entstanden, die meist von schottischen Gelehrten geleitet werden, in welchen Knaben und Mädchen eine ordentliche Vorbildung je für ihren verschiedenartigen Beruf erlangen können. In manchen Städten wirken 3 bis 4 solcher Lehrer. In den meisten jedoch ist nur ein „Professor“ thätig, und Doppersdorf kann sich rühmen, was den Stand seiner Schule betrifft, jeder andern Stadt in Südafrika ebenbürtig oder gar voraus zu sein.

Für diese Schulen wurden denn auch in den letzten Jahren überall den dortigen Verhältnissen angemessene ziemlich große Schulgebäude errichtet, die, wenn sie auch nur zwei Zimmer, ein ziemlich umfangreiches für die Knaben und ein anderes kleineres für die Mädchen, enthalten, doch den Bedürfnissen genügen. Das größere Schulzimmer wird zuweilen für verschiedene Versammlungen, Vorlesungen ꝛc. benutzt, denen geflissentlich jeder Einwohner beiwohnt.

Meist handelt es sich hierbei jedoch nicht um eine wissenschaftliche populäre Vorlesung — obgleich auch solche mitunter gehalten werden —, sondern um irgend welche eigenthümliche Expectorationen eines sogenannten Mäßigkeitspredigers, der in der Regel alles Ernstes nachzuweisen sucht, daß Spirituosen, sogar ganz mäßig genossen, schädlich sind, und daß ebenso auch das Rauchen abzuschaffen sei, weil dadurch größerer Durst erzeugt wird. Diese Reden sind stets in eigener Weise, wenn auch nicht verfaßt, so doch vorgetragen, und stets finden sich auch Leute, die, durch eine solche Predigt aufs Aeußerste aufgeregt, den leichtfertigen aber freiwilligen Schwur thun, niemals mehr einen Tropfen alkoholhaltiger Getränke zu genießen. Meist jedoch schon nach einigen Wochen lassen sie sich wieder von diesem Schwur entbinden und verfallen um so ärger dem früher gefröhnten Laster.

In diesen Mäßigkeits- oder besser Enthaltsamkeitsreden wird in der Regel auf sämmtliche Aerzte mit allen möglichen Waffen des Schimpfes, der Schmähung und Verdächtigung losgezogen, da sie Spirituosen zur Anfertigung mancher Arzneien benutzen und außerdem in den meisten Fällen Wein ꝛc. empfehlen, und besonders wird viel von frommen Methodistenpredigern erzählt, die, ohne je Wein genossen zu haben, ein hohes Alter erreichten. Je mehr Anekdoten so ein Redner erzählt, je weniger Logik er entwickelt, und je mehr Phrasen er macht, um so mehr ergreift und packt er seine Zuhörer.

Gutes haben diese Enthaltsamkeitsapostel jedoch noch nie in Südafrika gestiftet. Kein Mensch kann ohne eine gewisse zeitweilige Aufregung oder Anregung unter so monotonen Verhältnissen, wie denen des Caplandes, lange existiren, ohne sich einen solchen Reiz zu verschaffen. Von dem Bildungsgrade jedes Menschen wird es jedoch abhängen, worin diese Aufregung bestehen wird, und ist erst ein Mensch in Südafrika so weit gesunken, daß er sich dem Trunk ergeben hat, so wird ihn nichts mehr daraus erretten. So lange man anstatt der durch Branntwein erzeugten Aufregung eine andere setzen kann, so lange der Mäßigkeitsprediger im Orte bleibt und es versteht, die Phantasie und das Gefühl seiner Getreuen durch markige Anreden und verschiedenartige Beschäftigungen rege zu erhalten, so lange wird vielleicht der Säufer seinen Schwur halten. Hört dies jedoch auf, oder tritt, wie das so häufig mit solchen an berauschende Getränke gewöhnten Menschen geschieht, große Abgeschlagenheit, Mattigkeit und Muthlosigkeit ein, so wird er um so gieriger nach dem alten Reizmittel greifen und um so schneller dem Delirium tremens und dem Tode zueilen. Und stets kommen auch kurze Zeit nach der Abreise eines solchen Mäßigkeitspredigers die meisten Fälle von Säuferwahnsinn zum Ausbruch.

In diesem Schulgebäude werden aber auch zuweilen allerhand Concerte abgehalten. Irgend ein ausgedienter Spielmann eines englischen Regiments hat sich in unser Städtchen verirrt, hat vielleicht eine Cantine — d. h. eine Branntweinkneipe für Hottentoten, Kaffirn und vagabondirende englische Deserteure — errichtet und bemüht sich nun, für seine Mußestunden Schüler für sein besonderes Instrument, meist das Cornet à piston, zu gewinnen. Solcher Trompetenliebhaber giebt es aber stets in solch einem Städtchen, und so producirt sich denn nach kurzer Zeit bereits — in Afrika lernt man Alles sehr schnell — ein Quartett oder Sextett von Blaseinstrumenten, während ein junger Deutscher, der in der Heimath verschiedene Polkas, Walzer und Märsche geläufig auf dem Piano spielen gelernt hat, mit denselben das Programm des Abends noch weiter ausfüllt.

Natürlich giebt es in Doppersdorf in jedem Hause ein Piano, und wollte man von der Anzahl dieser musikalischen Möbel auf die musikalische Befähigung der Afrikaner schließen, so müßte man jenem deutschen Kaufmann von seinem Standpunkte aus beipflichten, der da sagte: „Sehen Sie, es heißt, die Deutschen sind ein musikalisches Volk. Ich sage Ihnen, die Capländer sind es viel mehr, denn Sie finden hier in jedem Hause ein Pianino.“ Meistens genügt eine fade, gemüthlose, amerikanische Negermelodie, oder irgend ein altes, ehrbares deutsches Lied, wie „Du, Du liegst mir im Herzen“ oder „Ich klag's Euch Ihr Blumen“ dem wenig verdorbenen Geschmack unserer Freunde.

Die ostasiatische Auswanderung.

Wir wiesen neulich darauf hin, daß allem Anschein zufolge die Auswanderung aus Ostasien demnächst einen großartigen Aufschwung nehmen werde. Jetzt lesen wir soeben in der „Newyork Tribune“ (vom 15. Juli) eine Correspondenz aus Yokohama vom 2. Juni, daß nun auch Japan seine Auswanderer in alle Welt ziehen läßt. Welch ein Gegensatz im Vergleiche zu dem frühern Systeme, dem zufolge jeder Japaner, welcher außer Landes ging, der

Todesstrafe verfallen war, und wo selbst schiffbrüchige Schiffer und Fischer, welche von Ausländern gerettet und in ihre Heimath zurückgebracht worden waren, hingerichtet wurden!

Japan hat Ueberfluß an tüchtigen Arbeitskräften, während die Inseln der Südsee an solchen Mangel leiden. Weder die schwarzen noch die braunen Polynesier sind für eine anhaltende, regelmäßige Thätigkeit geschaffen und können weder mit den Europäern noch mit den Asiaten einen Vergleich aushalten. Das zeigt sich namentlich auf der Hawaii-Gruppe, den Sandwichs-Inseln. Diese eignen sich vortrefflich zum Anbau sowohl des Kaffes wie insbesondere auch des Zuckerrohrs, und jener des letztern kann von großer Bedeutung werden, sobald die erforderlichen Arbeitskräfte in genügender Menge zu beschaffen sind. Die Regierung der Sandwichs-Inseln faßte den sehr verständigen Entschluß, sich dieselben aus Japan zu holen; sie schickte deshalb einen Bevollmächtigten Namens Watermann nach Yokohama, um mit Arbeitern Verträge abzuschließen. Dieser Agent setzte sich mit den japanischen Behörden ins Einvernehmen und scheint die Sache richtig angegriffen zu haben.

In den letzten Tagen des Maimonats nahm in Yokohama das amerikanische Schiff „Scioto" mehrere hundert Japaner an Bord; dasselbe wurde von den japanischen Behörden besichtigt; die Ausrüstung ließ nichts zu wünschen übrig. Ein japanischer Regierungscommissär macht die Fahrt nach Hawaii mit, um an Ort und Stelle sich zu überzeugen, daß alle Punkte des Vertrags redlich erfüllt werden. Dafür ist ohnehin von Seiten Japans die hawaiische Regierung speciell verantwortlich gemacht worden. Auswanderung und Arbeit finden unter folgenden Bedingungen statt: Der japanische Kuli hat freie Ueberfahrt; er bekommt monatlich 4 Dollars baar, Nahrung, Kleidung und in Krankheitsfällen unentgeltlich ärztlichen Beistand und Arzeneien. Man zahlt ihm 10 Dollars in Vorschuß; der Aufseher erhält 5 Dollars monatlich. Der Vertrag ist auf drei Jahre abgeschlossen worden.

Wahrscheinlich gelingt der Versuch und in diesem Falle wird er bedeutende Folgen haben. Man denke sich die schönen und fruchtbaren Südseeinseln von Japanern angebaut, von fleißigen, arbeitsamen Leuten! Sie werden eine Fülle intertropischer Erzeugnisse liefern und den Handels- und Schifffahrtsverkehr beleben. An die Stelle der Polynesier, welche vorzugsweise passive Menschen sind und ohnehin nach und nach verschwinden, treten kräftige Asiaten und jene Eilande werden durch sie in Culturstätten umgewandelt. Und wenn einmal die japanische Auswanderung einen großen Maßstab gewinnt, dann ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie sich nicht auf die Inseln der Südsee allein beschränken, sondern auch auf Amerika erstrecken werde. Das Schiff „Scioto" ist der Vorbote einer großen Bewegung.

Mächtig wächst auch jetzt schon die chinesische Auswanderung an, und für diese eröffnet sich soeben ein neuer, weiter Horizont. Der pacifische Dampfer „China", welcher am 26. Juni zu San Francisco einlief, brachte aus den Häfen des Blumenreiches der Mitte außer etwa 100 Fahrgästen in der Cajüte nicht weniger als 965 Chinesen im Zwischendeck, — ein ganzes Bataillon. Wir finden diese Angabe im „Newyork Herald" vom 8. Juli. Das Blatt knüpft an diese Thatsache allerlei Betrachtungen, welche den Beweis liefern, daß man jetzt auch in Nordamerika die Dinge von dem Standpunkte aus zu betrachten anfängt, den wir seither im „Globus" eingenommen haben. Man ahnt dort wenigstens, daß dieser ostasiatische Exodus zu einer ethnischen und wirthschaftlichen Umwandelung führen muß.

Jenes massenhafte Einströmen ist, wie der „Herald" ganz richtig hervorhebt, ein charakteristisches Zeichen der Zeit; er meint, daß die Einwanderung aus China gleiche Dimensionen annehmen werde, wie jene aus Europa. „Sobald die große pacifische Eisenbahn vollendet ist und die Zahl der Dampfer sich mehr und mehr steigert, wird die überschüssige Bevölkerung aus China wie aus Japan einen Abzug nach Californien und anderen Staaten der Südsee suchen und finden. Gegenwärtig sind an der großen Westbahn mehr als 25,000 Chinesen als Arbeiter beschäftigt. Die „Himmlischen" kamen bislang vorzugsweise nur als Tagarbeiter und kleine Handelsleute, aber ihre Zahl beträgt jetzt mehr als 50,000. Bald werden ganze Schwärme geschickter und gewandter Menschen eintreffen und auf amerikanischem Boden als tüchtige Ackersleute oder Handwerker thätig sein. Sie werden hier Seide und Porzellan, lackirte Waaren, Elfenbein- und Perlmutterschnitzereien, Glocken, Papier, Farben und Möbel verfertigen und ihre ganze Industrie zu uns verpflanzen. Vielleicht kommen auch Männer der Wissenschaft und lehren die Philosophie des Confucius; bei ihnen mögen dann die jungen Männer in die Schule gehen, welche sich zum Missionswerk in China vorbereiten. Die gewöhnlichen Handarbeiter werden für das materielle Gedeihen der Staaten an der Westküste von großem Nutzen sein. Noch ein Moment ist nicht zu übersehen. Die Chinesen und Chinesinnen werden gute Hausdiener abgeben, weniger anspruchsvoll sein, wie die Weißen aus Europa und Nordamerika im Norden und weniger unverschämt als die Neger." —

Ich habe früher darauf hingewiesen, daß die Sendung des Nordamerikaners Anson Burlingame, der als Gesandter Chinas nach Washington und nach Europa geht, von großer Wichtigkeit für die neue Weltstellung Chinas werden könne. Jetzt melden nordamerikanische Blätter, daß er mit der dortigen Regierung einen Vertrag abgeschlossen habe. Sie melden ferner, daß C. D. Poston, Beamter im Ackerbaubüreau zu Washington, mit den darauf bezüglichen Depeschen an den Kaiser von China abgegangen sei. Dieser Mann ist zugleich Bevollmächtigter einer Compagnie, welcher in Niedercalifornien und in Sonora von der mexicanischen Regierung eine große Strecke Landes bewilligt worden ist. Diese soll massenhaft durch Chinesen besiedelt werden, und es ist Poston's Aufgabe, tüchtige Kulis dorthin zu schaffen. So kommt das Rad ins Rollen.

Bemerkenswerth erscheint die Art und Weise, in welcher Burlingame von seiner Mission spricht. Er äußerte in einer Rede, die er zu Newyork hielt, daß China in eine durchaus neue Aera getreten sei und daß man dort die Nothwendigkeit begreife, in der neu eröffneten Bahn fortzuwandeln. Die abendländische Civilisation müsse als Pfropfreis den Baum der uralten chinesischen Civilisation verjüngen. Auf allen Seiten empfinde China den materiellen und geistigen Druck von außen, es verspüre die Einwirkungen einer neuen Zeit. Aber die Regierung wünsche, daß die Mächte, mit denen sie Verträge geschlossen habe, diese letzteren in großmüthiger und „christlicher" Weise auslegen möchten; daß von ihnen die Integrität des Gebietes geschont und die Neutralität beobachtet werde. Im Uebrigen sei sie zu weitgehenden Zugeständnissen bereit. —

Nun ist es Thatsache, daß Nordamerika bei allen chinesischen Wirren sehr versöhnlich und verständig aufgetreten ist. Es erhebt sich aber andererseits die wichtige Frage: Welche Stellung soll in bürgerlicher und politischer Beziehung den Chinesen in der Union eingeräumt werden?

Wir stoßen hier wieder auf die verhängnißvolle Racenfrage, die sich außerhalb Europas überall in den Vordergrund drängt. Der Ostasiat ist ein unendlich höher begab-

ter Mensch als der Neger, der sich niemals auch nur eine niedrige Civilisation hat schaffen können. Ein hirnverbrannter Radicalismus, der nicht einmal vom ABC der Anthropologie eine Ahnung hat, erzwang für den Afrikaner in den südlichen Staaten die politische Gleichberechtigung, welche die nördlichen Staaten, obwohl in diesen nur ein äußerst geringer Bruchtheil von Negermenschen lebt, denselben wohlweislich versagen. Die Chinesen und Japaner aber haben, abstract genommen, sicherlich eben so viel Anspruch auf politische Gleichstellung wie die Schwarzen. Aber man will ihnen dieselbe in Californien nicht zugestehen; man hat überall Racenabneigung gegen die Chinesen. Ich constatire heute nur die Thatsache: der Congreß hat kein Recht, dem Staate Californien darüber Vorschriften zu machen. Welche Stellung werden nun die Chinesen, wenn sie zu Hunderttausenden in den pacifischen Staaten angesiedelt sind, neben und gegenüber den Weißen einnehmen? Wir sehen hier Keime zu neuen Verwirrungen. In Australien herrscht gegen diese Asiaten eine nicht geringere Abneigung. Amerika seinerseits kann ihnen den Eingang nicht verwehren, weil das gegen die Grundprincipien seines Staatswesens verstoßen würde, und weil es seinerseits in China große Privilegien genießt.

Als ich das Vorstehende geschrieben hatte, kam mir die Nummer des „Newyork Herald“ vom 15. Juli zu, welche die Grundzüge des zwischen der Washingtoner Regierung und Anson Burlingame vereinbarten Vertrages enthält. Demgemäß sollen alle Häfen Chinas dem Handelsverkehr der Vereinigten Staaten frei und offen stehen; all und jede Beschränkung hört dort auf. Amerikanische Bürger können sich in jeder beliebigen Stadt aufhalten und dort Handel treiben; sie erhalten Schutz für Eigenthum und Person. Alle Ströme werden ihrer Schifffahrt eröffnet. So können sie nach Belieben im Lande reisen, fast das ganze Reich steht ihnen offen, in den Hafenplätzen können sie sich bewegen, als ob sie in Hamburg oder Liverpool sich befänden; sie können sich mit den Producenten überall, wo es auch sei, in directe Verbindung setzen. Die amerikanische Regierung ihrerseits gewährt den Chinesen einige Handelsvortheile an ihrer pacifischen Küste; „sie garantirt den Chinesen in Amerika Schutz für ihre Rechte, welche sie den Unterthanen einer gleichgestellten Macht schuldig ist; sie stellt Naturalisation in Aussicht und verspricht der chinesischen Regierung Beistand, im Fall andere Mächte unstatthafte Privilegien durch die gewöhnlichen Mittel der Einschüchterung erzwingen wollen.“ —

Durch diese Beziehungen zwischen Nordamerika und China gewinnt die pacifische Küste eine Bedeutung, die sich im Fortgange der Zeit immer mehr steigern muß. Und im Hinblicke darauf erscheint auch Alaska, das vormals russische Nordwestamerika, von größerm Belang, als dieses verspottete „Walrussia“ an und für sich haben mag. Die Petersburger Monopolcompagnie wußte aus diesem Gebiete nichts zu machen und weiter nichts als Pelzwerk zu holen; durch die Amerikaner kommt aber frisches Leben in jene Einöden und es soll demnächst in dieser Zeitschrift der Nachweis geführt werden, daß dort allerdings etwas mehr zu holen ist als Otterfelle.

Es ist für uns nicht ohne Interesse, zu sehen, welche Betrachtungen jenes Neuyorker Blatt an den Vertrag anknüpft; in Manchem stimmen sie mit dem überein, was wir früher hervorhoben, und in Manchem übertreiben sie, z. B. wenn gesagt wird, daß der Vertrag wichtigere Folgen haben werde als einst die Entdeckung Amerikas. Weiter heißt es: „Der Vertrag wird die größte gesellschaftliche und commercielle Revolution herbeiführen, welche unser Zeitalter erlebt hat. Er schließt gleichsam die Entdeckung eines neuen Continentes in sich, welche der Arbeit, dem Handel, dem allseitigen thätigen Verkehr eröffnet wird. Und es handelt sich dabei nicht etwa um eine Wildniß, die von rohen Stämmen bewohnt wird, sondern um ein Land mit der ältesten Civilisation, die wir überhaupt kennen; das die ältesten Gesetze und die älteste Philosophie aufweisen kann. Jenes Land hat eine Regierung, die in staunenerregender Weise bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein raffinirt ist; eine Regierung, welche unter allen anderen einzig insofern dasteht, daß sie nicht ein verrottetes Priesterthum zur Unterlage hat. Das Land zählt viele Hunderte großer Städte; von den Hunderten von Millionen fleißiger, betriebsamer Leute können wir noch Vieles lernen.“ —

„China wirft nun Ueberlieferungen bei Seite, welche vier Jahrtausende lang gegolten und geherrscht haben; es verzichtet endgültig auf die frühere Absperrung und will seine Stellung unter den Großmächten der Erde einnehmen. Das älteste Volk der Welt sucht eine Stütze bei dem allerjüngsten. Unser noch so dünn bevölkerter Erdtheil Amerika wird das Aufnahmebecken für Millionen Leute aus dem übervölkerten Ostasien bilden, und solch ein massenhafter Abzug wird sich vielleicht als ein Heilmittel gegen die chronisch wiederkehrenden Rebellionen im Blumenreiche der Mitte erweisen.“

Aus allen Erdtheilen.

Ueber die Sierra Nevada.

Erste Fahrt mit dem Dampfwagen über die Sierra Nevada.

In Gesellschaft mehrerer Freunde verließ ich San Francisco am Mittwoch, den 17. Juni, mit dem schönen Dampfer „Yosemite“, um einer der Ersten zu sein, welche das „Land wo Silber wächst“ in einer Tour mit dem Dampfroß erreichen. Die Reise bis Sacramento bot nichts Besonderes dar, doch war uns der Himmel günstig und blickte freundlich und klar auf uns herab. Gegen Morgen erreichten wir wohlbehalten Sacramento, und da der Zug erst um $6\frac{1}{2}$ Uhr abgehen sollte, so hatten wir hinreichende Zeit, um einen angenehmen Spaziergang sowohl in den Straßen von Sacramento selbst wie in dessen Umgebung zu machen. Der Morgen war klar und warm, die leisen Luftzüge balsamisch schön, beladen mit den Wohlgerüchen der Tausende von Blumen, welche in den hübsch eingerichteten Gärten, die sich überall den Blicken darboten, in voller Blüthe standen. Hier sahen wir wundervolle Oleander, unbeschützt, in offenen Gärten, baumartig emporgewachsen, überdeckt mit scharlachenen Blüthen. Rosen von jeder Farbe, gelb, weiß und jeder Schattirung von roth bis zum tiefsten Carmin, wanden sich an den Häusern empor und bildeten in buntem Farbenspiel zuweilen eine Blüthendecke in Front derselben. Die ganze Umgebung unserer Hauptstadt in ihrer Blüthenzeit, mit der darüber ausgebreiteten wonnigen Ruhe, machte einen Eindruck, als wenn man sich in einem halbtropischen Klima befände, und unwillkür-

lich horchte man auf, ob man nicht den Klang einer Mandoline hören würde. Wie wunderschön sind viele dieser reizenden Wohnhäuser gelegen, welches Glück müssen sie in sich schließen, wenn ihre Bewohner Freunde der Natur und gute Menschen sind.

Doch fort mit allen Phantasien, die schrille Pfeife der Locomotive ertönt und ladet zur Fahrt in und über die Gebirge ein. Der Zug bewegte sich langsam zur Stadt hinaus, vorbei an den großartigen Arbeitswerkstätten der „Central Pacific Railroad Compagnie" der nördlichen Grenze der Stadt entlang, und über die lange Brücke des American-Flusses. Pfeifend flieht der Dampf aus der Maschine und schneller und schneller drehen sich die Räder; bald haben wir die schattigen Bäume der Flußregion hinter uns und jagen dahin auf der sonnigen Ebene, den auslaufenden Hügeln der mächtigen Sierra Nevada entgegen. Die Häupter der Berge sind noch von einem bläulichen, halb durchsichtigen Nebel umgeben, aus denen die Schneekappen, von den Strahlen der höhersteigenden Sonne berührt, wie Diamanten hervorblitzen und in allen Farben spielen. An unseren Seiten haben wir offenes Feld, ohne Baum und Gesträuch, den westlichen Prärien gleich; zuweilen, gleich einer Oase in der Wüste, eine kurze Landstrecke mit Bäumen, Feldern und laufendem Wasser; doch der Boden ist arm, das Getreide dürftig und magere Thiere weiden auf den mageren Wiesen.

An der Verbindungslinie mit Marysville, 18 Meilen von Sacramento, verließ uns ein großer Theil unserer Mitpassagiere, denen wir ein Lebewohl zuwinkten und in immer schnellerm Laufe weiter jagten, vorbei an dem großen Steinbruch von Rocklin, der in seiner Ausdehnung unerschöpflich erscheint und noch Stoff für Tausende von Prachtgebäuden unserer aufsteigenden Städte in sich schließt.

Endlich laufen wir in die langgestreckte Hügelreihe hinein, und in der rasenden Schnelle, mit welcher wir dieselbe erklimmen, scheinen die Gebirge vor unseren Blicken zu versinken. Die Maschine ächzt und wirft den Dampf in kurzen, scharfen Stößen aus, wir fühlen es, indem wir uns auf unseren Sitzen zurücklegen, daß wir emporklimmen und das Dampfroß alle Sehnen anspannen muß, um die Last fortzuschleppen, doch fort geht es, ohne Rast und Aufenthalt, immer in gleich schnellem Tempo. Hinter uns liegen bereits Newcastle, Auburn, Clipper Gap und New England Mills; wir haben bereits eine Höhe von 2448 Fuß erreicht und fahren in Colfax, 54 Meilen von Sacramento gelegen, ein. Colfax gehört zu den aufsteigenden Städten, welche Anspruch darauf machen, mit der Zeit nicht Metropole, doch Herrscherinnen ihres Districtes zu werden; Personenwagen nach Graß Valley, Nevada und anderen reichen Minenplätzen gehen zu regelmäßigen Zeiten von hier ab. Nach Aufenthalt von wenigen Minuten setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Gleich nachdem wir Colfax hinter uns haben, passiren wir eine hohe Bank, welche um Cap Horn herumläuft und nervösen Passagieren das Blut etwas langsamer laufen macht. Man sieht, daß sie sich unwillkürlich krampfhaft an ihren Sitzen anklammern, und mit besorgten Mienen hin und wieder einen scheuen Blick in den Abgrund werfen; doch unbesorgt rast das Dampfroß weiter, einer Abzweigung des American-Flusses entlang, der sich wie ein gelbes Band, tief, tief, Hunderte von Fuß tief unten durch die Felsen zieht. Acht Meilen von Colfax passiren wir den Minenort „Secret Town" und blicken von hier aus, von einer Höhe von 2985 Fuß, in das Thal zurück.

Immer höher und höher führt uns die Locomotive, neue Bergkuppen zeigen sich und verschwinden unseren Blicken durch die Windungen des Weges, über allen erhaben ragen jedoch immer die schneeigen Häupter der Gebirgsriesen.

Die warme, milde Atmosphäre des Thales ist uns nach und nach verschwunden, und eine rauhere, doch erfrischende Luft umgiebt uns.

Siebenundsechszig Meilen von Sacramento entfernt blicken wir auf den einstmaligen reichen Minenplatz „Dutch Flat" herab, dessen Blüthezeit jetzt jedoch zu den Vergangenheiten gehört; zwei Meilen weiter erreichen wir „Alta" auf einer Höhe von 3625 Fuß über dem Meeresspiegel, ungefähr in der Höhe der höchsten Spitze von Mount Diablo.

Die Bergseiten hier sind mit prachtvollen Tannenbäumen bedeckt, welche an Stärke und Größe zunehmen, je höher wir den Berg erklimmen. Der Strom, den wir von hier aus tief unter uns dahinfließen sehen, erscheint uns wie ein dünner gelber Faden, der sich in der Unendlichkeit verliert. Wir fahren jetzt an der Seite des Berges entlang, dicht über uns die Schneelager, an der Seite den Abgrund, hin und wieder durch dachartige starke Bauten gegen Lawinenstürze gesichert. Nachdem wir die Station „Shady Run" hinter uns haben, passiren wir, 75 Meilen von Sacramento und 4500 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, den ersten Tunnel von 500 Fuß Länge. Der Weg, den wir jetzt zu passiren haben, gewährt einen andern Anblick wie bisher; Felszacken stehen hervor und Schneefelder umgeben uns.

Immer höher hinauf führt uns die Locomotive; die schönen stolzen Tannenbäume verschwinden, und nur Bäume und Gesträuch niederer Gattung sind hin und wieder sichtbar. Die grauen Granitfelsen, welche wie Wächter auf dem Wege hervorragen, werden zahlreicher und gewaltiger, und wir blicken auf die kahlen Häupter der umliegenden Berge. Wir sind im Herzen oder vielmehr nahe dem Schädel der Sierra, eine trostlose Oede umgiebt uns.

Bei „Emigrant Gap", 84 Meilen von Sacramento, trafen wir den Zug an, welcher nach dort ging, und hatten nun freie Bahn vor uns. Ein anderer Tunnel, 300 Fuß in Länge, wurde passirt, ebenso Crystal Lake und wir erreichen Cisco, den frühern Terminus der Bahn.

Wir sind jetzt 5900 Fuß über dem Meeresspiegel und steigen noch immer himmelan, immer vorwärts auf einer Bahn, die zuweilen ganze Strecken entlang durch soliden Felsen gehauen ist, durch ungeheure Schneefelder, welche auf beiden Seiten der Bahn Wälle bilden. Noch vor wenigen Stunden in den reizenden Thälern des Sacramento-Districtes, von Fruchtgärten umgeben, befinden wir uns jetzt plötzlich in der Schnee- und Eisregion. Die Ströme, welche sich an den Felswänden herunterstürzen, sind vom Schneewasser kalt wie Eis, überall sieht man das kalte, starre Gewand des Winters.

Endlich erreichen wir das „Summit Valley", 102 Meilen von Sacramento und 6800 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, in welchem wir, noch immer aufsteigend, dem höchsten Höhepunkt der Bahn in wildem Laufe zueilen. Die Schneewälle zu beiden Seiten thürmen sich zu Bergen auf, und erfordern immer eine starke Arbeitermannschaft, um sie in ihren Schranken und die Bahn frei zu halten. Noch zwei Meilen, wir passiren den großen Tunnel, 1659 Fuß lang, und haben den Höhepunkt der Bahn, 7043 Fuß über dem Meeresspiegel, erreicht. Die Luft hier ist zwar kalt und feucht, übt jedoch fast keine unangenehme Wirkung auf den Reisenden aus.

Die Bahn war hier durch einen Schneesturz verschüttet, und wir mußten bis gegen 4 Uhr geduldig warten, bis dieselbe von den Arbeitern wieder passirbar gemacht worden.

Der scharfe Ton der Locomotive, unserer kräftigen „Antilope", rief die Umherirrenden zusammen und langsam und vorsichtig bewegte sich der Zug weiter. Die Schneewälle auf beiden Seiten waren so dicht an der Bahn, daß zwischen denselben und den Waggons auch nicht ein Zoll Zwischenraum war. Noch sechs Tunnels von 100 bis 863 Fuß Länge hatten wir zu passiren, als uns der Conducteur zurief, daß wir den Höhepunkt überschritten hätten. Schneller bewegte sich jetzt der Zug dem „Truckee Valley" entgegen. Die Hemmschuhe sind fest an die Räder geschraubt, die Dampfkraft ist vermindert, und doch rollt der Zug mit Sturmesgewalt die Berghöhen hinab, hinunter in das gewaltige „Nevada-Becken". Donner Lake mit seinen klaren Fluthen liegt tief unter uns und scheint freundlich aufzublicken; umgeben von Hügeln, dicht mit Tannenholz bewachsen, unberührt von dem geringsten Lufthauch, erscheinen seine Fluthen so tiefblau, wie der Himmel über uns. Ein herrliches Bild, wie

es ein Landschaftsmaler nur wünschen kann. Der Weg windet sich um die steilen Bergseiten, welche zuweilen fast senkrecht hinabfallen und Donner Lake fast umgeben, herum, und führt uns langsam hinab bis zum Ausfluß des Sees; wir sind in $9\frac{1}{2}$ Minuten 783 Fuß hinabgestiegen.

Jetzt fahren wir wieder sausend dahin auf einem der schönsten Wege des Continents, in dem romantischen „Truckee-Thale"; von allen Seiten stürzen sich die Bergströme herab und bilden, indem sie über die Felswände dahinspringen, Katarakte, welche durch die Strahlen der Sonne wie von Millionen Diamanten durchwoben glänzen. Die Bäume stehen hier in der vollsten Pracht, groß, stark und mächtig, und überall hört man das Krachen der niederstürzenden Stämme, welche der Art zum Opfer gefallen sind, um zum weitern Bau der Bahn zu dienen. Unter den zahlreichen Arbeitern, welche hier mit Holzfällen beschäftigt sind, findet man Männer aller Nationen, doch ist das himmlische Reich am stärksten vertreten, wohin man blickt, erscheint der chinesische Zopf. Am Wasser entlang sind fast zahllose Sägemühlen, welche alle in fortwährender Beschäftigung sind, um das Bauholz für die Bahn herzurichten.

Bei der Annäherung des Zuges, des ersten, der von den Bergen herunter kam, liefen die Arbeiter auf den Berghöhen zusammen und grüßten uns mit donnerndem Hurrahruf und jubelndem Schwingen der Hüte. Wohl war es des Jubelrufes werth, denn die Schranke war gefallen, die den Osten vom Westen schied, der größte Heerweg der Welt für Handel und Civilisation eröffnet.

Wieder ertönt der schrille Ton der Locomotive, wir sind in „Truckee Station", 119 Meilen von Sacramento, und noch immer 5860 Fuß über dem Meeresspiegel. Je mehr wir das Thal entlang fahren, je mehr öffnet und erweitert sich dasselbe; die schönen Bäume werden seltener und der einförmige „Sage Brush" zeigt sich, so weit das Auge reicht. Hin und wieder sieht man kleine Strecken angebautes Land, doch das Getreide auf demselben kaum einige Zoll hoch, während auf der westlichen Seite der Sierra dasselbe bereits gereift und größtentheils geerntet ist. Auf der einen Seite der Sierra das herrliche Sommerwetter, Getreide und reife Früchte im Ueberfluß; auf den Höhen Winter, Eis und Schnee, und hier das erste Aufblühen des Frühlings. Nachdem wir noch durch zwei Tunnels gefahren und mehrere Ströme passirt haben, kommen wir an das offene, baumlose Land von Nevada, umgeben von den schneebedeckten Washoe-Bergen, und haben das Land mit seinen fast fabelhaften Silberreichthümern vor uns liegen.

Gerade als die letzten Sonnenstrahlen über die Gebirge blitzten, ertönte zum letzten Male die Pfeife der Locomotive; wir waren in Reno, 154 Meilen von Sacramento. Die ganze Bevölkerung des wie ein Pilz aus dem Boden aufgeschossenen Städtchens war versammelt, um uns am Bahnhofe zu empfangen, und der Donner ihrer Böllerschüsse und der kaum endenwollende Hurrahruf tönte laut und lange in den Bergen wieder.

Der erste Passagierzug hatte seine Reise über die „Sierra" glücklich beendet.

(Aus dem deutschen „California Demokrat" vom 30. Juni.)

Das Aufblühen der Stadt Chicago in Illinois.

Die „Illinois-Staatszeitung" enthält folgende Schilderung: „Chicago ist nicht nur ein Wunder der amerikanischen Städte, sondern das Wunder aller Städte überhaupt. Vor 38 Jahren ein Militärposten an der äußersten Grenze der Civilisation, und jetzt eine Stadt, deren Bevölkerung bald 300,000 erreicht haben wird. Wabash-Avenue, welche zwei Meilen lang mit Nicholsonpflaster (Holz) bedeckt ist, hat auf beiden Seiten Wohnungen, die in den besten Theilen von Philadelphia, Neuyork oder Washington nur wenige ihres Gleichen finden. Dem Fremden, welcher diese prachtvolle Straße betrachtet, imponirt namentlich die classische Eleganz und die Mannichfaltigkeit der Baustile. Nichts ist hier von der Eintönigkeit, die das Auge in Philadelphias Straßen ermüdet. Jedes Haus und jeder Block scheint von seinem Nachbar verschieden, und doch löst sich Alles in einer höhern Harmonie auf. Die mannichfaltigen Farben des Baumaterials, das Abwechseln des Joliet-Marmors und der Contrast desselben mit dem dunklern Sandstein, mit dem freundlich hellen Milwaukee-Backstein, sind von ungemein angenehmer Wirkung für das Auge. Die älteren aus Holz aufgeführten Wohnhäuser, wahre Muster von Geschmack in ihrer Art, machen immer rascher den prächtigen und aristokratischen Steingebäuden Platz und in wenigen Jahren wird dieser ganze herrliche Boulevard durch ununterbrochene Reihen von Palästen laufen. Im Sommer blühen hier überall Blumen, die in den Einfassungen neben dem Trottoir stehenden Bäume sind mit Grün bekleidet, und die ganze Avenue erscheint wie eine einzige Laube, unter welcher Fahrende und Fußgänger Abendpromenaden und Fahrten genießen, die den Reisenden an die Scenen des Boulogner Hölzchens bei Paris oder des Hyde Park in London erinnern. Michigan-Avenue, vortrefflich zwei Meilen lang gepflastert, kommt, was Pracht und Schönheit betrifft, gleich nach Wabash-Avenue. Sie liegt unmittelbar am schönen Michigansee, dessen weite Fläche im Frühjahr und Sommer unzählige Segel beleben.

Chicago ist reich an Kirchen, die in allen Baustilen aufgeführt sind und in denen sich, wie in den Wohnungen der Privatleute, ein Geschmack und ein Verständniß der Architektur kundgiebt, wie man sie sonst nirgendwo auf diesem Continente findet. Vom Presbyterianer bis zum Katholiken, vom Methodisten bis zum Universalisten, überall derselbe Ehrgeiz, den andern zu übertreffen. Eine vor 15 Jahren gebaute Kirche (Ecke von Wabash-Avenue und Washingtonstraße) fällt durch ihr gefleckte Aussehen in die Augen, sie erinnert an die Jahrhunderte alten Dome der alten Welt. Das Baumaterial ist ein sogenannter Petroleumstein, dessen Seiten durch das zur Sommerzeit austretende Oel in ein eigenthümlich antikes Muster verwandelt werden. Der Joliet-Marmor wird erst seit einigen Jahren angewandt, und die Mannichfaltigkeit und die Pracht der daraus erbauten öffentlichen und Privatgebäude ist erstaunlich.

20,000 Kinder werden auf öffentliche Kosten unterrichtet und die Schulgebäude gehören zu den schönsten Zierden der Stadt. Es giebt ihrer 22. Und doch halten sie mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt. Im letzten Jahre wurde eine halbe Million für neue Schulhäuser ausgegeben und doch reichen sie für den Bedarf nicht mehr hin. 78 Züge verlassen und kommen täglich nach Chicago. Der Bahnhof der Illinois Central erinnerte mich an die berühmte Station von Charing Croß in London. Ganz aus Granit gebaut, das königliche Dach wie ein ungeheurer Ballon vorspringend, unter ihm ein wahres Netz von Geleisen, auf denen lange Waggonreihen ihre Bestimmung erwarten, sei es zum mexicanischen Golf oder zu den Felsengebirgen, nach dem Osten oder dem Norden, überwältigte es mich und ich fühlte, daß diese Bewohner des Westens Ursache haben, auf ihre Eigenthümlichkeiten stolz zu sein, welche sie in den Stand setzen, in dieser weiten Ferne die schönste Binnenstadt der Welt zu erbauen.

Chicago ist in so vielen Sachen allen anderen Städten voraus, daß es schwer ist, sie einzeln aufzuzählen. Der neue und gelungene Versuch, das Trinkwasser durch einen unter dem Michigansee herlaufenden Tunnel zu beziehen, setzt den Fremden in Erstaunen. Beinahe drei Jahre erforderte der Bau des Tunnels, der vom Ufer des Sees zwei Meilen weit hinaus sich erstreckt. Er ist jetzt gegen 14 Monate im Gebrauch und stets in Ordnung erfunden. Auf der Crib, die am Seeende des Tunnels über der Einfahrt in denselben sich befindet, wird ein Leuchtapparat unterhalten, und man erwartet, daß der Congreß einen permanenten Leuchtthurm dort anlegt. Außer diesem befindet sich ein zweiter Leuchtthurm am Ende des Nord-Piers. Ein anderes großes Problem ist die Reinigung und Reinhaltung des Chicagoflusses. Man versucht es durch Vertiefung und Erweiterung des Illinois- und Michigan-Canals zu lösen. Die Abzugscanäle der Stadt laufen in den Fluß und derselbe wird in Folge davon mitunter sehr anstößig für Nasen und Gesundheit. Der erwähnte Canal

verbindet Chicago mit dem Illinoisfluß und sein höchster Punkt liegt nur 8 Fuß über dem Niveau des Michigan-Sees. Wenn man daher den Canal in einer Länge von 26 Meilen zu 8 bis 10 Fuß vertieft, so wird das Wasser des Sees südwärts in den Illinoisfluß und den mexicanischen Golf fließen und dorthin die Abfälle Chicagos mitnehmen. Die zugleich geplante Erweiterung des Canals bezweckt, denselben für größere Schiffe benutzbar zu machen. Das Werk wird der Stadt $2\frac{1}{2}$ Millionen kosten. Seit mehr als zwei Jahren wird mit Unterbrechungen gearbeitet, man erwartet die Vollendung innerhalb dreier Jahre.

Eine andere wichtige und interessante Arbeit ist der Washingtonstraßen-Tunnel. Der Zweck desselben ist, dem Brückenschrecken abzuhelfen, d. h. dem Zeitverlust, der für Fuhrwerke und Fußgänger durch das Warten vor den zum Durchlassen der Schiffe geöffneten Brücken entsteht. Der Tunnel, der bald viele Nachfolger haben wird, wird ganz massiv aufgeführt und so tief unter dem Boden des Flusses, daß er die Schifffahrt nicht im Geringsten beeinträchtigt. Die Länge des Tunnels beträgt über 1000 Fuß, er wird einen Wagenweg von 25 Fuß Breite und einen Seitenweg von 10 Fuß Breite für Fußgänger enthalten. Der Wagenweg bildet eine auf je 20 Fuß einen Fuß aufsteigende schiefe Ebene, unter dem Fluß selbst ist er beinahe wagerecht.

Der ungewöhnliche Preis der Grundstücke in und um Chicago ist einer der stärksten Beweise für den dauernden Charakter des Chicago-Aufschwungs. Personen, die Grundstücke zu 50 Dollars per Acker kauften, schlagen jetzt 50 Dollars für den Fuß heraus. Es giebt viele Läden und nicht wenig Wohnhäuser, deren Miethe 10,000 bis 15,000 Dollars das Jahr beträgt. Eine halbwegs feine Wohnung ist unter 1200 Dollars das Jahr kaum zu haben. Die Illinois-Centralbahn hat der Stadt 2 Millionen für ein verhältnißmäßig kleines Grundstück geboten, um darauf noch einen Bahnhof und Werkstätten zu errichten. Die Michigan-Avenue-Bewohner haben die Annahme des Angebots bis jetzt verhindert. Alles geschieht in Chicago im großartigsten Stil. So auch die Anlage von öffentlichen Parken, Boulevards, für welche der Stadtrath Hunderttausende bewilligen wird.

Beim Anblick dieses wahrhaft erstaunlichen Gemäldes konnte ich nicht umhin, den im öffentlichen wie im Privatleben sich kundgebenden Geist Chicagos, wie überhaupt des Westens, mit dem des ruhigen, zufriedenen, dem Fortschritt nicht huldigenden Philadelphias zu constatiren. Diese massiven Waarenlagerhäuser, diese palastähnlichen Wohnsitze, diese breiten schönen Straßen, glatt wie ein Paradeplatz; diese prächtigen Kirchen, diese Börse, auf welcher 2500 Personen Getreide und Producte aller Art mit einer Geschicklichkeit kaufen und verkaufen, die man sonst nur in den stürmischen Geldmittelpunkten Neuyorks gewohnt ist — was sind diese Dinge anders als Kundgebungen einer Energie und eines Muthes, mit dem wir in Washington vollständig unbekannt sind! Eine bloße Anregung genügt in Chicago, um einen Plan zur Förderung der Wissenschaft, der Fabrikation oder des Geschäfts zu verwirklichen, und der Unternehmende sieht in den meisten Fällen seine Hoffnungen sich erfüllen.

Die Eingewöhnung ausländischer Thiere in Australien.

Der gegenseitige Austausch von Pflanzen und Thieren nimmt zwischen den verschiedenen Erdtheilen ununterbrochen seinen Fortgang; die einen wie die anderen werden kosmopolitisch. Man denke nur an Taback, Kartoffeln, Mais, an unsere Getreidearten, an Rindvieh und Pferd, Schaf und Ziege 2c., welche nun über alle Welt verbreitet sind, so weit die klimatischen Verhältnisse es gestatten. Es ist ein Segen, daß gerade so viele Nahrungspflanzen und die meisten für das wirthschaftliche Leben wichtigsten Thiere einen hohen Grad von Biegsamkeit in sich haben und eine kosmopolitische Verpflanzung ertragen. Dadurch hat in vielen Regionen die Flora wie die Fauna ein ganz neues Gepräge gewonnen.

In unseren Tagen betreibt man die Eingewöhnung von fremden Thieren wissenschaftlich, mit Methode und sorgfältiger Berechnung. Unsere zoologischen Gärten und die verschiedenen „Acclimatisationsvereine" liefern dafür den Beweis. Unter den letzteren zeichnet sich jener zu **Melbourne** in der australischen Provinz **Victoria** durch eine unermüdliche Thätigkeit aus und er hat schöne Erfolge aufzuweisen. Wir finden darüber in dem zu Melbourne erscheinenden „Argus" (vom 23. Mai) einen umfassenden Bericht, welchem wir die nachfolgenden Angaben entlehnen.

Australien hat an und für sich eine arme Fauna, jene der Beutelthiere, und aus den einheimischen Vögeln ist wenig Nutzen zu ziehen. Nun wird, in Folge der Arbeiten jener Gesellschaft, das Thierleben ein anderes; es wird mannichfaltiger und erfährt eine Umwandelung. In manchen Gegenden verschwindet das stark verfolgte Känguruh, aber an seine Stelle treten verschiedene Arten von **Hirschen**, z. B. Damwild, Axis, Schweinehirsch (Cervus porcinus) und der Samburhirsch. Von Damhirschen schwärmen in der Provinz Victoria, von welcher hier überhaupt allein die Rede ist, drei Rudel im Freien umher, jeder von 80 bis 100 Stück; vom Axis gedeiht ein Rudel von mehr als 50 am Flusse Wimmera; Schweinshirsche und Samburs werden nun in den entlegeneren und schwach bevölkerten Gegenden der Provinz gar nicht selten gesehen. Am Werribee besitzt ein Herr **Chirnside** ein sehr starkes Rudel unseres Rothhirsches. Die Acclimatisationsgesellschaft züchtet jetzt in ihren Gärten mit Erfolg noch andere Hirscharten, um dieselben gelegentlich ins Freie zu verpflanzen, z. B. den Barra Singha, den Puddyfield und die Varietäten, welche auf Formosa, Java, Luzon („Manilahirsch") und in Japan vorkommen. Auf Tasmanien ist der Damhirsch ganz vortrefflich gediehen. Die Gesellschaft würde gern **Antilopen** einführen und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselben in Australien ein durchaus zusagendes Klima fänden. Aber zwischen Melbourne und Südafrika findet so gut wie gar kein directer Schifffahrtsverkehr statt. Man hat vom Vorgebirge der guten Hoffnung allerdings Antilopen für Melbourne verschifft; aber die Fahrzeuge nahmen den Weg über Mauritius und die meisten Antilopen starben. Auch der Transport aus Indien ist schwierig, weil selten direct. Aus Ceylon dagegen hat die Gesellschaft manche vierfüßige Thiere und Vögel erhalten, welche ganz nach Wunsch gedeihen.

Die **Kameele** sind für manche Gegenden Australiens von großem Werthe, für Victoria dagegen überflüssig, weil hier das Pferd vollkommen ausreicht. Bekanntlich wurde eine Kameelherde aus Asien eingeführt, um bei verschiedenen Erforschungsreisen (z. B. jener Landsboroughs) verwandt zu werden. Die Thiere haben sich als sehr nützlich erwiesen, sind fast immer in Bewegung gewesen und halten sich gut. Auf die Züchtung hat man jedoch unter den obwaltenden Umständen nicht die erforderliche Sorgfalt verwenden können. Gegenwärtig (Monat Mai) sind sie alle in Queensland und jüngst von der Reise zurückgekommen, welche man zur Aufsuchung der Spuren Leichhardt's unternahm; wahrscheinlich bleiben sie dort im Besitze der Colonialregierung.

Die Versuche mit der Eingewöhnung des **Alpaca** und des **Vicuña** sind mißglückt. „Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Herde, welche Hr. Ledger nach Neusüdwales brachte, von nicht besonders guter Beschaffenheit war (not of a high caste). Dieser Umstand und daß das Klima zu feucht und nicht kalt genug war, hat es bewirkt, daß fast die ganze Herde zu Grunde gegangen ist. Die von Herrn Duffield eingeführte **Alpacaherde** wurde von den Aufsehern so unzweckmäßig behandelt, daß nach wenigen Monaten kein Stück mehr von derselben vorhanden war, die Leute, welche sich bei der Speculation betheiligten, haben nun die Sache ganz fallen lassen*)."

*) Als von der Einführung des Alpacas in Australien vor einigen Jahren so großes Aufheben gemacht und ein Gedeihen dieser Thiere in jenem Erdtheile mit großer Zuversicht behauptet wurde, erlaubte ich mir sowohl im „Globus" wie im Dresdner Verein für Erdkunde eine durchaus abweichende Ansicht auszusprechen, die nun ihre Bestätigung ge-

Ein unternehmender Colonist, Mac Cullogh von Maryborough, hat 50 Kaschmirziegen eingeführt. Die Herde war von der besten Beschaffenheit, aber das Klima hat jedes günstige Resultat verhindert. Dagegen lieferte die Angoraziege, von welcher die Gesellschaft 100 Stück kommen ließ, die besten Ergebnisse. Diese Ziegen kommen vortrefflich fort und vermehren sich so sehr, daß die Gesellschaft jetzt etwa 150 Mutterziegen besitzt und eine Anzahl von Böcken vertheilt hat, um Kreuzungen mit der gewöhnlichen Ziege zu veranstalten. Die Angoraziege wird sicherlich für die Colonie von großer Bedeutung werden.

Auch der biedere Lampe gedeiht ganz bewundernswürdig; daß eine Häsin drei Junge wirft, ist gar nichts Seltenes; nie wirft sie weniger als zwei, und in der Umgegend von Melbourne verlohnt es sich der Mühe, die Hasen zu beobachten. Aus Melbourne sind nun auch schon nach Tasmanien und Neuseeland Hasen verschifft worden, und sie werden sich dort sicherlich eben so gut und leicht eingewöhnen als in Australien. Der „Kaninchenverein" läßt seine Thiere nicht ins Freie, weil sie dem Ackerbauer Schaden zufügen würden. Aber das wilde Kaninchen hat sich in Barwood Park sehr vermehrt, eben so das silbergraue auf der Arundelfarm. Kaninchenfleisch wird täglich in den Straßen von Melbourne feilgeboten.

Als man in Australien vernahm, daß der Strauß am Vorgebirge der Guten Hoffnung (— durch einen Deutschen, Hrn. v. Maltzahn, wie früher im „Globus" ausführlich berichtet worden ist —) mit Erfolg gezüchtet und daß dort ein großer Gewinn mit den Federn erzielt werde, beschloß man, auch in Melbourne Versuche anzustellen. Im Mai waren fünf Strauße angekommen und eine größere Anzahl unterwegs. Jene fünf hat man am Wimmera auf einer eingehegten Grasfläche von 10,000 Morgen untergebracht. Von englischen Fasanen hat man viele ins Freie gebracht, ist jedoch über das Ergebniß noch nicht sicher; ein Gleiches gilt vom indischen Fasan, vom Waldhuhn, schwarzen Rebhuhn, dem Cap-Frankolin, dem chinesischen Rebhuhn und der Wachtel. Von diesen allen sind viele Exemplare in verschiedenen Gegenden ins Freie gelassen worden. Auf Neuseeland ist in den Provinzen Nelson und Auckland der chinesische Fasan vollständig eingewöhnt; in Victoria gedeiht das ceylonesische Rebhuhn sehr gut; 150 Paar graue Rebhühner aus England wurden erwartet. Völlig eingewöhnt sind ferner der ceylonesische Pfau, die californische Wachtel und die englische wilde Ente. Das Perlhuhn ist an drei verschiedenen Waldgegenden freigelassen worden. In manchen Gegenden von Neuseeland ist der Pfau nun verwildert zu finden.

Von kleineren Vögeln sind sehr gut gediehen: der indische Maina, der chinesische Sperling und aus England die Lerche, die Drossel, der Buchfink und der Sperling; für die Amsel, den Hänfling und den Staar hat man die besten Hoffnungen. Der Sperling ist in der Umgegend von Melbourne schon in großer Menge vorhanden und genießt gleich allen übrigen eingeführten Thieren den Schutz des Jagdgesetzes; er darf nicht gefangen oder geschossen werden. Man erwartet nun auch Krähen aus England.

---

funden hat. Den Engländer Ledger kann der oben im Text ausgesprochene Tadel nicht treffen; der Mann hat mit preiswürdiger Zähigkeit und bewundernswürdiger Ausdauer seine Alpacas aus Peru nach Australien gebracht und verdient alle Anerkennung. Die Einführung jenes wolletragenden Thieres war in Australien sehr überflüssig; das Land hat Schafwolle in Menge und das Schaf kostet dort einen Thaler bis einen und ein drittel Thaler, wenn es 40 bis 50 Pfund wiegt. Ich betonte, daß es durchaus verkehrt sei, ein Thier, das am liebsten auf den Paramos, den eisigen und schneeigen Hochwüsten der Andes, lebt und Kälte haben will, in die heißen Niederungen und Küstenflächen Australiens zu bringen, und daß es unstatthaft sei, sich auf eine Analogie mit dem gleichfalls wolletragenden Schafe zu berufen, das ein von der Natur ganz anders angelegtes Thier ist. Ich glaube, daß das Alpaca auch in Uruguay, am La Plata, wohin es, wie die Leser des „Globus" wissen, jüngst gebracht worden ist, nicht sonderlich gedeihen werde; die klimatischen Bedingungen passen auch dort nicht. A.

Die Honigbiene ist völlig eingebürgert und auch wild geworden; in manchen Waldgegenden sammelt man Wachs und Honig tonnenweise; die Tonne hält 20 Centner. Auch die italienische Biene ist eingeführt worden. Bei der Seidenzucht wird vorzugsweise die japanische Raupe berücksichtigt, und man macht auch Versuche mit der Raupe, welche sich von den Blättern der Ricinuspflanze nährt; diese wächst in Victoria als Unkraut.

Vor einigen Jahren schickte die Gesellschaft eine Anzahl von Kaninchen, Ziegen, Schweinen, Gänsen und Hühnern nach den Aucklandinseln. Sie sind dort vortrefflich gediehen und mehrere Schiffbrüchige haben diesem Umstande es zu verdanken, daß sie nicht eine Beute des Hungertodes geworden sind.

Tod des französischen Reisenden Doudard de Lagrée. Wir haben jüngst erwähnt, daß die französische Expedition, welche den Mekong, jenen „großen Fluß von Kambodscha", erforschen sollte, bis nach Yünnan, dieser wichtigen Südwestprovinz Chinas, hineingekommen sei und dort einen sehr guten Empfang gefunden habe. Das Resultat dieses Schiffszuges, welchen der Fregattencapitän Lagrée leitete (— er hatte Saigong im Juni 1866 verlassen und anderthalb Jahre gebraucht, um über die Grenze Chinas hinaus zu gelangen —), stellt sich im Wesentlichen als folgendes heraus. Gegen den 20. Grad nördlicher Breite hin ist der Mekong nicht mehr schiffbar, wie er denn überhaupt einen sehr unregelmäßigen Lauf hat und den Fahrzeugen viele Hindernisse entgegenstellt. Ueber die Quellen des Stromes wissen wir auch jetzt noch nichts; man weiß nur, daß er unter 27 Grad nördlicher Breite an der äußersten Grenze von Yünnan schon eine beträchtliche Wassermenge führt. — Lagrée ging 1862 nach Cochinchina, wo er sich im Dienst auszeichnete und zur Leitung der Expedition ausersehen wurde. Er wollte von Yünnan aus durch China nach Schanghai gehen, aber der Tod ereilte ihn auf der Grenze von Yünnan zu Tungtschuan fu. (— Daß er in dieser Stadt gestorben sei, wird ausdrücklich in der amtlichen „Revue maritime et coloniale", Juli 1868, S. 762, gesagt; das Londoner „Athenäum" vom 11. Juli sagt, er sei in Suez gestorben, und das ist wohl eine irrige Angabe. —)

Der französische Reisende Le Saint in Afrika gestorben. Vor etwa anderthalb Jahren trat derselbe seine Wanderung an; Zweck derselben war, vom obern Weißen Nil aus nach Westen hin den ganzen Continent zu durchziehen und bei den französischen Niederlassungen am Gabon das Atlantische Meer zu erreichen. Im Juni trafen in Paris von ihm Nachrichten ein; er war von Chartum bis an einen Punkt vorgedrungen, der etwa 7 Längengrade westlich von Gondokoro liegt; dort haben die Gebrüder Poncet, Elfenbeinhändler in Chartum, eine Station bei dem Häuptling oder König Kaguma, welcher den Stamm der Mombutu beherrscht. Le Saint war demnach schon über das Land der vielbesprochenen Nyam Nyams, über welche wir hoffentlich von Dr. Schweinfurth eingehende Nachrichten erhalten, hinausgekommen. Es wird wohl ermittelt werden, ob jene Mombutu zu der weitverbreiteten Gruppe der Fulbe (Fellatah, Peuhls) gehören; ihre Sprache weicht von jener der zahlreichen Nyam-Nyam-Stämme ab; jeder dieser letzteren hat seinen eigenen Häuptling und nimmt allemal dessen Namen an. In der Nachbarschaft der Mombutu leben die Ougurn und Gurgurn, welche die Sprache der Nyam Nyams reden. Diese letzteren sind durch eine Einöde, die von Westen nach Osten acht Tagereisen weit sich erstreckt, von den Mombutus getrennt, welche ihrerseits an einem Flusse wohnen, der zwar viele Klippen hat, aber fahrbar ist. Angeblich kommt derselbe aus dem Luta Nzige oder Mwuton, d. h. dem Albertsee Baker's; er verlasse denselben, so heißt es, unter etwa 2° nördl. Breite und habe zwei Tagereisen von Kaguma entfernt eine Gabeltheilung. Der eine Arm desselben laufe unter dem Namen Sueh (Soué) nach Nord-Nord-West und ergieße sich in den Tsadsee, der in Bornu liegt; der andere Arm ströme geradewegs nach Nordwesten, abermals durch

einen großen See, der Metuassjet genannt wird; dieser sei mindestens so groß wie der Albert, liege zwischen 6° und 9° nördl. Breite und 14° bis 18° östl. Länge von Paris; aus ihm ströme dieser Flußarm im Norden ab und ergieße sich als Bagun oder Bagaï gleichfalls in den Tsadsee, während der Hauptarm seinen Lauf nach Westen fortsetze und den Benuë oder doch dessen wichtigsten Zufluß, den Kebbi, bilde. — Auf alle diese Angaben ist natürlich bis auf Weiteres nur ein sehr geringer Werth zu legen; wir wissen von den Stromläufen in jener geographisch ungemein wichtigen Region so gut wie gar nichts. Le Saint wollte versuchen, sich irgend ein Fahrzeug zu verschaffen und über jene Angaben ins Klare zu kommen.

Aber auch er ist dem afrikanischen Fieber erlegen. Ein Brief der Gebrüder Poncet an Herrn V. A. Malte Brun, respective an die Pariser geographische Gesellschaft, meldet sein Ableben. (— Ort und Datum des Briefes suchen wir vergebens. —) „Eine Mittheilung unseres Agenten in Chartum meldet uns, daß die Barken von Gondokoro zurück seien. Die Männer, welche unsere Leute zu Abu Kura gesehen haben, brachten die Nachricht mit, daß dort Le Saint gestorben sei; er hatte sich eben angeschickt, um unsere Leute ins Innere zu begleiten. Von Chartum aus hatte er einen ägyptischen Christen, Francesco, als Diener mit sich genommen, und ein Brief desselben an den französischen Consul Thibaut zu Chartum bestätigt die traurige Nachricht. Hoffentlich hat derselbe die Papiere und Effecten Le Saint's in Verwahrung genommen."

Aus den Briefen Livingstone's, welche in der jüngsten Zeit nach Europa gelangt sind, ersehen wir zu unserer Freude abermals, daß der Muth des kühnen Reisenden trotz aller Widerwärtigkeiten und Gefahren nicht gebrochen war. In jedem Falle werden wir durch ihn Aufklärung über bisher unbekannte Gegenden erhalten und über mehrere wichtige Probleme ins Klare kommen. Eines seiner Schreiben ist datirt Bemba oder Lobemba, einer Ortschaft unter etwa 10° 10′ südl. Breite und 31° 50′ 2″ östl. Länge von Greenwich, zwischen dem Nyassa- und dem Tanganyika-See, welche beide, wie wir nun wissen, in keinerlei Verbindung mit einander stehen. Das Datum ist: 1. Februar 1867.

„Ich bin in Bemba oder Lobemba beim Häuptlinge. Drei Pallisadenreihen umgeben den Ort; die innere ist mit einem tiefen, trocknen Graben umzogen. Der Häuptling ist ein hübscher Mann und schenkte uns nach unserer Ankunft eine Kuh. Wir haben es sehr schlecht gehabt unterwegs; ich würde aber darüber keine Klage führen, wenn wir nicht so lange liebe Zeit hätten hungern müssen; nun sind wir so abgemagert, daß uns die Knochen aus der Haut hervorstehen. So lange wir in einer Gegend waren, wo es Wild gab, war keine Noth, im Uebrigen aber hatten wir weiter nichts zu essen als ein Makre, eine kleine Hirseart. Sehr schmerzlich empfand ich den Verlust des Arzneikastens; ich hatte denselben einem Burschen anvertraut, den ich für zuverlässig hielt. Unglücklicherweise übergab er ihn zwei Freiwilligen, die sich unterwegs angeschlossen und gut aufgeführt hatten. Diesen wurden die Anstrengungen zu beschwerlich, als sie Tag für Tag mit nüchternem Magen marschiren mußten, auch während kalter Nächte keine Ruhe hatten. Sie liefen mit den Arzneien fort und nahmen auch unsere Schüsseln, Teller, einen Theil des Pulvers und zwei Flinten mit. Da eben ein heftiger Regen gefallen war, so konnten wir ihre Spur nicht verfolgen; auch sind die Wälder so dicht, daß man kaum auf funfzig Schritte weit sehen kann. Jener Verlust kam mir wie ein Todesurtheil vor, von wegen des Fiebers; ich werde nun die im Lande üblichen Arzneimittel dagegen versuchen. Wir waren fast immer auf einem Gelände von mehr als 3000 Fuß Höhe. Hier in Lobemba haben wir Araber angetroffen. Der eine hat mir versprochen, meine Briefe nach Sansibar zu befördern; er giebt mir aber nur einen halben Tag Zeit zum Schreiben, und so schicke ich so viel ich kann. Ich hoffe, er wird Wort halten. Mit den Bewohnern der Gegenden, durch welche wir kamen, haben wir keinerlei Art von Schwierigkeit gehabt; wir sind sehr langsam vorwärts gegangen und acht englische Meilen sind unter den obwaltenden Umständen schon eine gute Tagereise."

Späterhin sind dann Briefe von Livingstone aus Udschidschi eingetroffen, das am östlichen Ufer des von Richard Burton entdeckten Tanganyika-Sees liegt. Dorthin waren Briefe aus Europa und allerlei Vorräthe für ihn geschafft worden. Er wollte auf das westliche Ufer des Sees hinübergehen. Es fragt sich nun, welche Richtung er von dort aus eingeschlagen hat; ob nach den Seen des obern Nils oder nach Westen hin durch Afrika bis zum Atlantischen Ocean.

Herr Theophilus Hahn war so freundlich, uns Auszüge aus der in Kapstadt erscheinenden Zeitung „Het Volksblad" vom 18. Juni 1868 mitzutheilen. Wir ersehen daraus, daß Livingstone von „Bemba, Dorf Cheta" aus unterm 2. Februar 1867 auch an Sir Thomas Maclear in Kapstadt schrieb. Er sagt, daß es ihm unmöglich gewesen sei, die Nordseite des Nyassasees zu umgehen, theils weil es ihm an Lebensmitteln gebrach, theils weil er fürchtete von den Johannaleuten verlassen zu werden, die bekanntlich dann auch Reißaus genommen und die falsche Nachricht von seinem Tode verbreitet haben. Im Grund ist Livingstone durch ihre Flucht von einer großen Verlegenheit befreit worden. Er giebt Schilderungen von einzelnen merkwürdigen Punkten, die er besucht hat. Udschidschi am Tanganyikasee erreichte er im October 1867.

Wir wollen Einiges aus den verschiedenen Berichten beifügen. Consul Churchill in Sansibar schreibt unterm 27. Januar 1868 an Lord Stanley in London, daß er Briefe von Livingstone erhalten habe. Ein gewisser Bundonky oder Magur Musopu sei am 24. Januar in Sansibar eingetroffen und habe ihm, Herrn Churchill, die sehnlich erwarteten schriftlichen Mittheilungen Livingstone's gebracht; jener Mann war ein volles Jahr im Innern auf einer Geschäftsreise gewesen. „Livingstone durfte es nicht wagen, nördlich um den Nyassa herumzugehen, weil die Nordwestseite sich im Besitze der Zulus oder Masiti befand und seine Begleiter vor diesem Stamme eine heillose Furcht hatten. So zog er nach Süden. Das Benehmen seiner Leute war aber schmachvoll; sie tödteten die Ochsen, welche doch als Lastvieh dienten, und glaubten ihn dadurch zur Rückkehr zwingen zu können. Sie waren ihm nun eben so unnütz als lästig und er schickte sie fort. Als er am Südende des Nyassa war, rissen alle Johannaleute aus. Er ließ sich das aber nicht besonders anfechten, sondern setzte seine Reise fort mit nur neun Burschen, welche sein leichteres Gepäck trugen, und langte, wie schon oben gesagt wurde, am 1. Februar 1867 in Bemba an. Er hoffte im Mai den Tanganyika-See zu erreichen und gedachte im Juni in Udschidschi zu sein. Dorthin hatte schon im Juli 1868 Dr. Seward von Sansibar aus Vorräthe und Arzeneien für ihn abgeschickt. — Bundonky und dessen Gefährten, von denen einer den Capitän Richard Burton auf dessen Reise an der See begleitet hatte, wurden über die geographischen Verhältnisse der Gegend zwischen dem Bemba (oder Wemba) und der Küste ausgefragt. Es scheint nicht, daß sie irgend einen beträchtlichen Fluß dort gefunden haben."

In einem Briefe Livingstone's aus Bemba vom 1. Februar 1867 an Lord Clarendon giebt Livingstone selber eine Darstellung des von ihm bis dahin Erlebten. In Bemba waren (wie schon weiter oben gesagt wurde) arabische Sklavenhändler, die sich eben anschickten, nach Bagamoyo (— auf der Küste, der Insel Sansibar gerade gegenüber —) zu gehen; sie nahmen den Brief mit. Livingstone setzt auseinander, daß die Zulus die ganze Gegend am nördlichen Nyassa ausgeplündert hatten und daß er dort schwerlich Lebensmittel gefunden haben würde. Er ging also nach Süden hin und fand auf einer Strecke von etwa 100 Miles eine fast ganz entvölkerte Landstrecke. Aber er wurde mit Mataka bekannt, einem Häuptlinge, welcher ein Gebiet beherrscht, das auf der Wasserscheide zwischen der Küste und dem See liegt. Seine Ortschaft liegt mehr als 3000 Fuß über der Meeresfläche, hatte im Juli kalte Luft und zählt etwa 1000 Hütten. Einige seiner Unterthanen waren nach dem

Nyassa-See gegangen, um zu plündern; sie brachten 54 Frauen und kleine Kinder, etwa ein Dutzend Knaben und 30 Stück Vieh als Beute zurück. Livingstone blieb „eine beträchtliche Zeit lang" bei diesem Häuptling und in dessen Bezirke; Mataka wollte gern einige von den Negerburschen behalten, welche in der Nassickschule bei Bombay erzogen worden sind und die Livingstone von dort mitgenommen hatte; sie sollten den Leuten zeigen, wie man Ochsen beim Ackerbau verwenden kann und sie das Pflügen lehren. Es wollte sich aber keiner jener Nassickburschen darauf einlassen. Mataka versorgte die Reisenden mit allem Nothwendigen; auf die Araber übte er keinen Einfluß; diese hatten zwei Fahrzeuge auf dem See, aber Livingstone konnte diese nicht benutzen. Die Araber waren klug genug, sie in Sicherheit zu bringen, weil sie besorgten, daß er sie verbrennen werde, weil Sklaven in denselben verschifft wurden. Den Sklavenhandel selber konnte er natürlich nicht verhindern, wohl aber war es ihm nun nicht möglich, in der Mitte über den See zu fahren; er mußte um das Südende herum, wo er mit drei Waiao-Häuptlingen zusammentraf, den größten Sklavenhändlern im Lande. Der Reisende machte ihnen Vorstellungen darüber, daß sie Handel mit Menschen trieben, was ihnen denn höchst seltsam vorkam und worüber sie sich baß verwunderten; „es schien mir, als sei es das erste Mal, daß sie ihre Handlungsweise tadeln hörten". Sehr natürlich, da ein Afrikaner ganz andere Vorstellungen und Anschauungen hat, als ein in Philanthropie reisender Schottländer. Uebrigens waren diese Häuptlinge „sehr gastfrei". Dort kamen auch einige Araber zu ihm, welche zu einer Partei von Sklavenhändlern gehörten, denen man ihre Beute wieder abgenommen hatte. Sie erzählten den Johannaleuten so viele Mordgeschichten von den wilden und grimmigen Masiti-Zulus, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Nun rissen diese Johannaleute, welche späterhin in Sansibar die Lüge verbreiteten, daß Livingstone gestorben sei, bei Nacht und Nebel aus und ließen ihn mit den neun schwarzen Nassickburschen allein!

In Mataka's District blieb Livingstone von der Mitte des Juni bis Ende Septembers. Zu Anfang October ging er dann nach Westen und gelangte in eine Gegend, wohin weder Zulus noch afrikanische Sklavenhändler gekommen waren. Dort wohnten Marawis oder besser gesagt Mangandschas, deren Stämme verschiedene Namen führen, z. B. Kanthunda, Chipeta, Schewa ꝛc. Ihr Land liegt hoch und ist kühl; sie treiben Ackerbau und die Dörfer liegen unweit von einander. Auch hier tritt die afrikanische Zersplitterung und Zerklüftung zu Tage; jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling, ist unabhängig, „und sie Alle haben so wenig Zusammenhang mit einander wie ein Sandseil". Weiterhin giebt Livingstone Schilderungen über die Art und Weise, wie die Zulus das Land verwüsten. Dann überschritt er den Loangua; das große Thal, in welchem derselbe fließt, ist ein altes Seebett. Dann kam er nach Lobisa, d. h. dem Lande der Babisa, und erhielt dort zum ersten Mal Kunde über den Weg, welchen die Portugiesen einschlagen, wenn sie sich zum Cazembe begeben, diesem mächtigen Häuptling im Innern. Bisher ist dieser Weg auf den Karten viel zu weit nach Osten hin eingetragen worden. Livingstone berührte ihn nicht. Die Wasserscheide zwischen dem Loangua und dem Sambesi überschritt er in 10° 34′ S. Das Land der Babisa ist durch Sklavenraub und Sklavenhandel entvölkert und der Reisende litt dort in den Wäldern viel vom Hunger, denn nicht einmal Wild war vorhanden.

Zur Statistik von Venezuela. Hier theilen wir einige Angaben mit, die sich in dem Werke des Engländers Eastwick (Sketches of life in a South-American Republik, London 1868) finden. Früher theilte man Venezuela in 13 Provinzen: Guyana, Cumana, Barcelona, Margarita, Caracas, Carabobo, Apure, Varinas, Barquisimeto, Coro, Trujillo, Merida und Maracaibo. Auf der neuesten Karte Codazzi's von 1865 findet man die Eintheilung in 21 Provinzen oder Staaten, die zusammen 1,565,000 Einwohner zählen. Davon kommen auf: Guyana 60,000, Maturin 45,000, Cumana 75,000, Nueva Esparta 24,000, Barcelona 90,000, Guarico 18,000, Bolivar 120,000, Aragnas 150,000, Bundesdistrict 80,000, Apure 25,000, Zamora 80,000, Portuguesa 85,000, Cojedes 60,000, Carabobo 170,000, Yaracui 80,000, Nueva Segovia 23,000, Coro 80,000, Los Andes 80,000, Tachira 65,000, Merida 90,000 und Zulia 75,000 Seelen. Von genauen Angaben kann natürlich keine Rede sein; die Ziffern sind im besten Falle nur annähernd richtig.

Die Bevölkerung von Chicago in Illinois bestand am 1. Juli 1868 aus 98,964 in Amerika Geborenen, 92,433 Deutschen, 45,543 Irländern, 10,520 Engländern und Schotten, 10,992 Skandinaviern und 9144, welche verschiedenen anderen Nationalitäten angehörten. Die Stadt ist noch kein Vierteljahrhundert alt, hat aber nun längst alle anderen Städte des Westens, auch Cincinnati und St. Louis, weit überflügelt und ist einer der wichtigsten Getreidemärkte der Welt geworden. So rasch hat sich niemals eine andere Ortschaft erhoben; man nimmt mit Bestimmtheit an, daß 1870 die Einwohnerzahl, welche jetzt 267,596 Köpfe beträgt, auf 300,000 gestiegen sein werde.

Finanzen der argentinischen Republik. Die Länder am La Plata würden vortrefflich vorwärts kommen, wenn sie nicht heimgesucht würden von den Zuckungen, welche von den Präsidentenwahlen unzertrennlich sind; wenn sie die frivolen, oft aus geradezu albernen Beweggründen in Scene gesetzten Revolutionen, Aufstände und inneren Unruhen vermieden und endlich auch keine Kriege führten. In der argentinischen Republik, welcher allerdings der Krieg von Seiten des Dictators Lopez geradezu aufgezwungen wurde, verschlingt derselbe die Hälfte aller Einnahmen, d. h. 1,290,000 Pf. St. Die Gesammteinnahme betrug 1867: 12,040,287 Dollars oder 2,408,057 Pf. St., d. h. sie überstieg die gewöhnlichen Ausgaben um fast 6,000,000 Dollars. Bisher haben die Staatseinnahmen sich alle vier Jahre verdoppelt. Die Republik bezahlt pünktlich die Zinsen ihrer Schuld, die durch Amortisation um 1,678,200 Dollars vermindert worden ist, und jetzt nur 13,364,800 Dollars beträgt.

Asuncion in Paraguay ist bis auf Weiteres nicht mehr Hauptstadt des Landes; der Sitz der Regierung ist nach der kleinen, im Innern liegenden Ortschaft Luque verlegt worden. Asuncion ist auf Befehl des Dictators Lopez im Juni völlig geräumt worden und es war nur eine Compagnie weiblicher Soldaten zurückgeblieben. Nachdem brasilianische Kanonenboote den Strom bis zur Stadt hinaufgefahren waren, bombardirten sie die Stadt und insbesondere das Zeughaus. „In der zweiten Hälfte des Maimonats wurden auf der Eisenbahn von Asuncion bis Sierra Leon ununterbrochen Menschen mit ihrer Habe befördert, und nun ist die Hauptstadt ganz und gar verödet; 40,000 Menschen haben ihren Herd verlassen müssen und sehen sich nun darauf angewiesen, in den Wildnissen Paraguays Lebensunterhalt zu suchen, so gut sie eben können. Alle Hausthüren sind verschlossen; an jeder Straßenecke ist das Decret des Dictators angeklebt, welches die Räumung befiehlt. Der Krieg, welchen Lopez angefacht hat, ist leider nur allzureich an Auftritten der Barbarei; aber diese Räumung von Asuncion bildet nebst dem, was damit zusammenhängt, eine der schrecklichsten Episoden."

Wir wollen hier hinzufügen, daß von Seiten Brasiliens seit Anfang des Krieges bis zum 1. Juni 1868 ins Feld geschickt worden sind 84,219 Mann, davon waren etwa 20,000 oder etwa 25 Procent, oder 8 Procent im Jahre, verloren gegangen; als todt wurden officiell 8834 angegeben, dazu kamen nach den Schätzungen des Kriegsministers noch 10,299 andere, und über 2490 hatte man keine Kunde. Lopez hatte im Juni 5 Bataillone vollkommen gerüstet dastehen; er verwendet sie zu Garnisonsdiensten und dergleichen, ins Feld gegen den Feind schickte er sie nicht; ausgemacht ist indessen, daß einzelne Frauen an Schlachten theilgenommen haben. Es ist ein seltsames buntes

Völkergemisch, das sich dort am Paraguay befehdet. Die Mehrzahl der argentinischen Truppen besteht aus Gautschos, jenen unbändigen Reitern der Steppe, in deren Adern andalusisch-arabisches Blut mit Indianerblut vermischt fließt. Die brasilianische Armee ist aus einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Weißen, dann zumeist aus Negern, Mulatten, Indianern oder deren Mischlingen zusammengesetzt. Die Paraguayenser sind Guarani-Indianer. Der Dictator hat nun, um ihre sehr gelichteten Reihen zu füllen, einen Bund mit den Guaycurus geschlossen. Ihr Gebiet liegt nördlich von Asuncion im Gran Chaco, und sie sind ausgezeichnete Reiter. Lopez läßt sie einexerciren. — Auf dem Paraguay und im La Plata hatte Brasilien am 15. Juni nicht weniger als 36 Dampfer mit 183 Kanonen und 3719 Köpfen Bemannung.

Die Bevölkerung, Eisenbahnen u. s. w. im australischen Victoria. Die europäische Bevölkerung der Colonie Victoria (Australien), welche im Jahre 1848 erst 51,390 betrug, belief sich am 30. Juni 1867 auf 647,589 Seelen, und zwar 366,576 männlich und 281,013 weiblich. Nach dem Census von 1861 befanden sich 11,000 Deutsche in Victoria, deren Zahl sich aber jetzt auf nahe 30,000 erhöht hat. Die Hauptstadt Melbourne mit den Vorstädten zählt gegenwärtig 150,000 Einwohner. Die Eingeborenen in Victoria wurden im Jahre 1836 auf 5000 geschätzt, dürften aber jetzt kaum noch 1700 betragen.

Die Länge der fertigen Eisenbahnen beträgt 331½ englische oder 72 deutsche Meilen. Eine Bahnlinie zwischen Melbourne und Echuca am Murrayflusse, dem nördlichsten Punkte der Colonie, wurde 1865 vollendet und verbindet Victoria und Neusüdwales. Die Colonialeinnahme belief sich für das Finanzjahr 1866/1867 auf 2,955,447 Pf. St. gegen 3,042,067 Pf. St. im Vorjahre.

* * *

— Frankreichs Volksmenge betrug in der Mitte 1868 38,067,074 Seelen; wovon 19,014,109 männlich. Unter 325,000 militärpflichtigen jungen Leuten befanden sich 18,000, welche nur die zum Trommelschläger erforderliche Größe hatten; 30,500 Brustkranke und andere Schwächlinge; 16,000 Verstümmelte, Hinkende und mit Krampfadern behaftete, 9100 Buckelige und Klumpfüßige, 6900 Blinde, Taube und des Geruchssinnes entbehrende, 960 Stammelnde, 4100 Zahnlose, 6100, welche durch Ausschweifungen körperlich verkommen waren, 2500 mit kranker Haut, 5200 Kröpfige und Skrophulöse, 2100 mit Irrsinn und Cretinismus behaftete und 8300 andere, die an verschiedenen Gebrechen litten und dadurch für den Soldatendienst unbrauchbar waren. Im Ganzen 109,000 junge Männer „unterhalb der normalen Existenz". Bemerkenswerth ist für die große Nation, welche an der Spitze der Civilisation marschirt und einen so zahlreichen Clerus hat, daß im Jahre 1866 von den Personen, welche Ehen abschlossen, unter den Männern 27,8 und unter den Frauen 41,4 Procent nicht lesen und nicht schreiben konnten.

— Die Zahl der Armen in England ist während der letztverflossenen zehn Jahre beträchtlich angewachsen. Aus einem Bericht an das Parlament geht hervor, daß die Gesammtbevölkerung in diesem Zeitraume sich um 7 Procent vermehrte, während die Zahl solcher Armen, welche Unterstützung in ihren Wohnungen erhielten (indoor paupers, d. h. solche, die nicht in Armenhäusern untergebracht worden waren), sich um 9 Procent vermehrt hatte. „Wir haben eine Armee von Armen, die aus etwa 137,000 Regulären und 100,000 Irregulären besteht, haben überhaupt nahe an eine Million hülfsbedürftiger Menschen zu unterstützen und zahlen dafür jährlich mehr als 6,000,000 Pf. St."

— Die Bevölkerung von Guatemala wird auf etwa 800,000 Köpfe geschätzt. Davon sind mehr als 500,000 Indianer, welche nicht lesen und schreiben können, denn von der Geistlichkeit lernen sie nur das Abbeten des Rosenkranzes und das Herplappern von Gebeten. Annäherung des „lateinischen Amerika", welches der Napoleonismus erfunden hat, an das napoleonische Frankreich! — Die centralamerikanische Republik Costarica hatte zu Anfang des Jahres 128,648 Einwohner; sie lieferte in dem Jahre bis zum 12. Mai 150,205 Säcke Kaffee im Gewicht von 187,756 Centnern.

— Es scheint, als ob es mit der interoceanischen Hondurasbahn Ernst werden könne. Der Plan zu derselben wurde schon vor 14 Jahren von dem ausgezeichneten nordamerikanischen Gelehrten und Diplomaten E. G. Squier entworfen, dem wir, außer seiner schönen Arbeit über die Alterthümer des Mississippithales, auch treffliche Werke über Nicaragua und Honduras verdanken. Der Anfangspunkt der Bahn würde am Atlantischen Ocean in der Stadt Puerto Cortez in der Bucht von Honduras sein, der Endpunkt am Großen Ocean an der prächtigen Fonsecabai, etwa in La Union.

— In den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres sind bei Lloyds in London nicht weniger als 1037 Schiffbrüche angemeldet worden.

— Goldlager sind nun auch in der bolivianischen Provinz Chiquitos entdeckt worden.

— Fray Bentos in Uruguay ist bekanntlich derjenige Ort, in welchem die Bereitung von Liebig's Fleischextract ins Große betrieben wird. Durch die Anregungen, welche unser berühmter Landsmann gegeben hat, ist der früher ganz unbedeutende Ort binnen wenigen Jahren zu einer blühenden Stadt emporgewachsen. Der Hafen ist gut, sicher und wird viel besucht, und die „Liebig-Compagnie", welche ihren Extract unter Leitung eines deutschen Chemikers herstellen läßt, wirkt belebend auf den Handelsverkehr. Bemerkenswerth ist, daß es gerade Engländer sind, welche sich mit Vorliebe in Fray Bentos niederlassen und auch dem Ackerbau zuwenden. Fray Bentos hat Dampferverbindung mit Buenos Ayres und Montevideo und eine sehr gesunde Lage.

— Von 1750 bis jetzt haben in Neuyork 111 Theater bestanden; das älteste der jetzt bestehenden, nämlich das alte Bowerytheater, datirt von 1845. Nicht weniger als 19 sind abgebrannt und 76 sind geschlossen worden.

— Erdbeben kommen noch immer in verschiedenen, weit von einander entfernten Gegenden vor. Am 17. Juni wurde Ecuador zweimal davon heimgesucht, Mittags 1 Uhr und Nachts 11 Uhr. Die Ortschaft Ambato hat viel gelitten; zu Mocha stürzte die Kirche ein und dabei fanden fünf Menschen ihren Tod. Der Tunguragua in den östlichen Cordilleren hatte eine Eruption. Der Pichincha bei Quito, den man für erloschen hielt, hat wieder Zeichen von Thätigkeit verspüren lassen.

— Der berühmte Mormonentempel zu Nauvoo in Illinois ist in der ersten Juniwoche ein Raub der Flammen geworden. Das Gebäude war ursprünglich von den sogenannten icarischen Communisten aus Frankreich errichtet und zu einem Speisesaale bestimmt worden. Die Heiligen vom jüngsten Tage machten dann einen Tempel daraus, der für ihr Tabernakel galt, bis sie verfolgt und gehetzt von den „Heiden" gen Westen nach Missouri und dann an den Salzsee zogen.

— Im südlichen Italien ist eine ganz neue Art von „Brigandaccio" aufgekommen. Das zu Neapel erscheinende „Avvenire" meldet aus der Provinz Aquila, daß dort ganze Banden in die Wälder ziehen, die höchsten und schönsten Stämme niederhauen und dieselben ganz unbefangen als Schiffsbauholz nach Triest verkaufen. Bei Cantalupo machte sich jüngst die gesammte Bevölkerung auf und verwüstete den dortigen schönen Wald, welcher den Mönchen des Klosters Montecassino gehört. Der Clerus sollte dort den Leuten billigerweise etwas mehr Achtung vor dem Eigenthum einflößen, Zeit dazu hat er in Hülle und Fülle.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Im Norden des Kaukasus.

Erster Artikel.

Der Kaukasus und seine verschiedenartige Bevölkerung. — Das nördlich von ihm liegende Steppenland und die Nomaden alter und neuer Zeit. — Die skythische Einöde. — Die Kalmücken und ihre Lebensweise. — Die Nogayer und ihre Stammverwandten. — Neujahrsfestlichkeiten. — Wallfahrten zum Geisterkönig. — Die Kosacken, ihre Stanitzen und Wachtthürme. — Belustigungen und Wettrennen. — Kämpfe mit den Bergvölkern. — Bettelnde Griechen und Mönche. — Straßen und Postwesen. — In Stawropol.

Der Kaukasus erhebt sich auf der Landenge zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere als gewaltige Grenzscheide zwischen Europa und Asien. Die arabischen Schriftsteller des Mittelalters haben ihn mit vollem Recht als „das Gebirge der Sprachen" bezeichnet, denn in ihm und um ihn herum wohnt ein wahres Gewimmel von verschiedenen Nationen. Die Kaukasusregion bildet eine ethnographische Musterkarte von größeren und kleineren Ueberbleibseln von Völkern, die entweder seit den ältesten Zeiten in diesem Gebirge wohnen, demnach dort gleichsam bodenständig sind, oder welche auf den großen Völkerzügen dort zurückgeblieben sind. Sie reden sehr verschiedene Sprachen und haben es niemals zu einem organischen Zusammenhang unter einander bringen können. Keine von allen diesen Nationen hat das Zeug in sich gehabt, einen eigentlichen Staat zu bilden; im Kaukasus ist anarchische Zerklüftung die Regel ge-

Ein Nogayer.

Der Nogayer Ale Ale.

wesen und die Fehden und Kriege haben kein Ende genommen, bis endlich alle diese Völker und Völkerfragmente nach langen, blutigen Kämpfen Unterthanen des russischen Kaisers geworden sind. Nur Georgien mit Imerethi und Mingrelien war ein eigentlicher Staat, der aber nicht dem eigentlichen Kaukasus angehörte, sondern im Süden desselben lag.

Im Norden des Gebirges dehnt sich ein weites Steppenland aus, in welchem einzelne Städte und Wohnorte zerstreut liegen, und wo Kalmücken und nogayische Türken, die man gewöhnlich als Nogayertataren bezeichnet, mit ihren Herden umherziehen. So war es auch schon im Alterthum, das in jenen Gegenden die Hamaxobier und Essedonen kannte. Diese große „skythische Einöde" war stets ein Lieblingsaufenthalt der Hirtenvölker. Der Kalmücke hält sie für ein wahres Paradies und fragt den Fremden, welcher zu ihm kommt, mit stolzem Bewußtsein: Wo giebt es Gegenden, die so arm an Bäumen sind als die unseren? Kein Berg und kein Wald belästigt uns, und finden nicht unsere Herden reiche Weide? Der Ausspruch ist ganz zutreffend, denn wo das Reich der Gräser und Kräuter beginnt, wird die Steppe ganz baumlos. Sobald im Frühling der Schnee fort ist, bedeckt sie sich mit frischem Grün, und dort haben Crocus, Tulpen und Hyacinthen ihre rechte Heimath. Aber einförmig ist der Anblick der Steppe zu jeder Jahreszeit; die Steppenkräuter treten in Gruppen auf und bilden gleichsam Inseln, und der Wermuth, welcher in diesen nordpontischen Steppen wuchert, giebt ihnen eine traurige Färbung. Schon im Juni versiechen die Bäche und viele Steppenflüsse, im Juli zerfallen die meisten Kräuter in Staub und die Sonnengluth in der schattenlosen Einöde wird unerträglich. Hier

Ein Kalmücke.

Ein alter Kalmücke.

also setzten die skythischen Hamaxobier ihre aus zwei oder drei Abtheilungen bestehenden Filzzelte auf Wagen mit vier oder sechs Rädern, die von Ochsen gezogen wurden. Ganz genau dasselbe berichten die Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts von den in der Gegend von Astrachan nomadisirenden Tataren und von den Mongolen im Reiche Kiptschack. Schon Aeschylus läßt den Prometheus zur Io sagen: „Du kommst zu Skythenhorden, die geflochtene Korbhütten hoch auf runden Wägen sich erbauen." Es mag hier bemerkt werden, daß die skythischen Nomaden im Alterthum weder Kameele noch Esel oder Maulthiere als Lastvieh kannten; sie benutzten vorzugsweise das Pferd und den Ochsen.

Wir wollen einige ethnographische Skizzen über den nördlichen Kaukasus und die pontisch-kaspische Steppenregion mittheilen. In den Jahren 1864 und 1865 durchzog ein russischer Künstler, Basil Wereschagin, diese Gegenden ausdrücklich in der Absicht, ethnographische Bilder zu zeichnen und die verschiedenen Völkertypen genau wiederzugeben. Wir geben eine Anzahl dieser Zeichnungen und man muß gestehen, daß sie treu und durchaus charakteristisch sind.

Als er von Norden her die Grenzen des Gouvernements Stawropol überschritten hatte, traf er mit Kalmücken zusammen, welche nach Nordosten hin bis zur untern Wolga nomadisiren. Weit und breit war keine ständige Wohnung zu sehen, alle Civilisation hatte aufgehört; kein Strauch, keine Hecke; Alles war monoton bis zum Exceß. Aber der Boden ist doch fruchtbar, und wo da und dort Russen sich angesiedelt haben, wird ihm Getreide und Gemüse abgewonnen, allerdings mit großer Arbeit und schwerer Mühe.

Die Kalmücken theilen sich in Ulusse, deren jeder

aus einigen *Chotunen*, d. h. beweglichen Dörfern, besteht. Diese werden versetzt, sobald die Umstände es erfordern, und die einzelnen *Kibitken* dieses fliegenden Lagers werden mit Leichtigkeit von einer Stelle zur andern geschafft. Man ist darauf eingerichtet. Leider sind die Kalmücken sehr unreinlich und ihre Kibitken können für wahre Schmutzhöhlen gelten. Alles liegt wirr und unordentlich durch einander: Koffer und Felleisen, Pferdegeschirr und Lumpen aller Art. In der Mitte des Zeltes befindet sich der Herd; im Winter thun sich die Kinder eine Güte damit, daß sie sich in der warmen Asche wälzen; im Sommer laufen sie splitternackt umher. Der Kalmück trägt ein *Beschmet*, ein Hemde, das nie sauber ist, weite Beinkleider, welche er in die Stiefeln steckt, und eine viereckige Tuchmütze mit einem Rande von Schaffell. Der wohlhabende Mann zieht wohl auch einen *Chalat* über, ein weites Gewand, das unseren Schlafröcken gleicht. Das Gesicht der Kalmücken ist platt, das Auge eng geschlitzt und schief gestellt, die Backenknochen stehen weit vor, die Ohren sind beweglich und hängend; der Bart ist spärlich, das Haar schwarz und straff herabhängend; der Wuchs klein,

Ein Kosack vom Terek.

aber der Körper kräftig. Es fehlt dem Kalmücken nicht an Schlauheit und Verschlagenheit; er beweist das namentlich beim Diebstahl, der durchaus nicht für entehrend gilt. Die Kinder wachsen ohne alle Erziehung auf; doch kommt es vor, daß reicher Leute Söhne bei einem Lama (Priester) lesen lernen. Im Durchschnitte sind übrigens die Kalmücken nicht wohlhabend; Ackerbau treiben sie nicht, Futtervorräthe legen sie auch nicht ein, und so ist das Vieh oft in kläglichem Zustande. Man lebt mäßig, zumeist von Mehlbrei, manchmal auch vom Fleische gefallener Thiere; das Schlachten eines Pferdes oder Rindes gilt schon für Luxus. Hauptgetränke sind Thee und Branntwein; ein starker Rausch gilt für den größten Hochgenuß. Ganz leidenschaftlich sind sie dem Kartenspiel ergeben, das manchmal Tage lang hinter einander ununterbrochen fortgesetzt wird.

Als Reiter ist der Kalmück ausgezeichnet; sein Pferd gleicht jenem der Nogayer und hat große Ausdauer; auch die Kameele sind abgehärtet.

Auch *Nogayer* ziehen, wie schon bemerkt, in der Steppe umher; Wereschagin ist ihnen oft begegnet und er fand

sie in großer Aufregung. Dieses Volk bekennt sich zum Mohammedanismus, war mit der russischen Regierung unzufrieden und hatte sich vor einiger Zeit entschlossen, zu seinen Glaubensbrüdern nach der Türkei auszuwandern. Die Bekenner des Islam blicken mit einer gewissen Sehnsucht nach Stambul; schon der bloße Name der großen Stadt des Padischah tönt wie Musik in ihren Ohren. In den Jahren 1856 bis 1860 zogen dann viele, nach übertriebenen Angaben an 300,000, in das Gebiet des Sultans, wo aber bald ein beträchtlicher Theil verschiedenen Seuchen erlag; die Ueberlebenden versanken in Elend und Armuth und von diesen kehrten die meisten nach Rußland zurück, wo ihnen die Regierung Vorschub leistete und zur Hand ging. Ihre Nomadenheimath liegt in den Steppen der Kreisbezirke von Stawropol, Pätigorßk und Kisliar-Mosdok. Im Jahre 1856 bildeten sie sechs Stämme (Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, XV, S. 137); mit ihnen standen die stammverwandten Truchmenen oder Turkomanen, welche in dem letztgenannten Kreisbezirke wohnen, in Verbindung; sodann auch eine Anzahl aus dem Kalmückengebiet eingewanderter kasylarscher oder scheretowscher Tataren. Von jenen sechs Stämmen oder Hauptfamilien zerfiel jede einzelne wieder in mehrere Geschlechter, die einander manchmal feindlich gegenüberstanden. Diese Fehden reichten bis ins sechszehnte Jahrhundert zurück und waren Veranlassung, daß einzelne Stämme sich vom Hauptvolke trennten und dadurch manche ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten verloren. So z. B. haben die Nogayer von Beschtau Kum und Kalausso Dschembulak, deren Stammgenossen zum großen Theile jenseits des Kuban unter dem Namen der Mansuren und Nawrusen leben, in Folge ihrer häufigen Verbindungen mit der Kabarda viele kabardinische Gebräuche angenommen. Das Vieh derer, welche Wereschagin sah („Le Tour du Monde", Nr. 428), war auf der Rückreise aus der Türkei ganz erbärmlich abgetrieben worden und weidete das verdorrte Steppengras ab; die Männer saßen auf der Erde und schnitzten Schalen oder Holzlöffel, um dieselben an russische Bauern zu verkaufen. Die Frauen flickten ihre Lumpen zusammen oder kochten Brei, während die Kinder um die Kessel herumlagen. Alle diese Leute befanden sich früher in leidlichem Wohlstande und manche sprachen das Russische recht geläufig. Wereschagin rauchte mit einigen die Pfeife der Freundschaft, und ein Mann sagte: „Wenn Du nach Stawropol kommst, so besuche mich, den alten Alle Alle."

Bei allen Volksstämmen dieser Kaukasusregion finden zu Neujahr große Festlichkeiten statt. Die Russen folgen dabei den in ihrer alten Heimath üblichen Bräuchen; man wünscht einander eine gute Ernte und schafft ein neues Stück Hausrath an, weil man sonst kein Glück im Hauswesen haben würde. Die Nogayer richten sich in der Feier des Neujahrs nach dem gewöhnlichen mohammedanischen Kalender und halten Schmäuse und Wettrennen. Bei den Truchmenen und anderen Nogayern, welche es mit den vom Koran gebotenen Vorschriften nicht allzu streng nehmen, gilt als Neujahr der Eintritt des Frühlings. Dann ist ja die Zeit gekommen, wo sie nicht ferner in den Kibitken zusammengedrängt leben, nicht mehr vom Frost zu leiden haben und sich in frischer Luft am Anblick ihres Viehes erfreuen, das nun saftiges Gras findet. Bei manchen, die um Pätigorßk unweit der Kabarda wohnen, wird vor Neujahr eine Wallfahrt nach dem Bezirke Tatar tupa unternommen. Der Brauch ist von den Kabardinern entlehnt, welche noch heute eine große Verehrung für die Kurgane und andere Ueberreste der Vorzeit hegen. Jener District liegt am Fuße des Karadagh-Gebirges, am westlichen Ufer des Flusses Terek. Die dort liegenden Ruinen werden als ein Asyl betrachtet, wo selbst die Mörder vor Blutrache gesichert sind, und dort wurden in früheren Zeiten die Verträge zwischen den Kabardinern abgeschlossen und mit Eiden bekräftigt. Dem Volksglauben nach wäre es unmöglich, hier weiter ins Gebirge vorzudringen. Denn hier haust der Geisterkönig, der Dschin Padischah, welcher auf dem hohen Riesenberge Elbrus Hof hält. Wer jene Wallfahrt gemacht und Opfer gebracht hat, wird im Laufe des Jahres kein Unglück erfahren; weder das Schwert noch die Kugel des Feindes kann ihn treffen, er ist überhaupt vor allen Gefahren sicher. Indem der Pilger dem Padischah einige Huldigungen darbringt, spricht er einige geheimnißvolle Worte und legt, zum Zeichen und als Andenken seines Besuches, einige Flintenkugeln, ein Messer oder irgend einen andern Gegenstand in einer Felsschlucht nieder. Auch Christen unternehmen diese Wallfahrt, und wer dort Opfer bringt, kann ohne Gefahr durch das Gebirge reisen und der Berggeist wird ihm Wild vor die Kugel liefern. —

Wettrennen der Kosacken.

Kosacken beim Brettspiel.

* * *

In der Umgegend von Stawropol bietet die Steppe an einzelnen Stellen einen Anblick von Civilisation dar, weil an der großen Heerstraße Kosackendörfer liegen; weiterhin, in der Nähe des Kaukasus, entfernen sie sich von diesem Wege und verschwinden in der Ferne. Die hier angesiedelten Kosacken gleichen im Allgemeinen den Bauern Neu- und Kleinrußlands und sind friedliche Ackerbauer. Ihre Stanitzen, denn so bezeichnet man die Dörfer und Flecken dieser Linienkosacken, sind der frühern Grenze der russischen Besitzungen entlang angelegt worden; sie sollten zum Schutze derselben dienen. Sie haben zum Theil eine beträchtliche Größe und zählen ihre Einwohner nach Tausenden. Die Stanitza gleicht dem ersten besten großen Dorfe Altrußlands; nur ist sie mit Palissaden umgeben. Das Dorf hat nur zwei Eingänge mit großen Thoren; an diesen befindet sich

eine Tafel, auf welcher die Zeit der Gründung und die Einwohnerzahl verzeichnet steht. Neben dem Thore steht ein Thurm, auf welchem ein Kosack Wacht hält. Dergleichen Thürme sieht man oft an der großen Poststraße, gewöhnlich dort, wo sich ein Hügel über die Steppe emporhebt; neben dem Thurme liegen einige Wachtgebäude. Indeß verfallen sie zumeist; sie sind in unseren Tagen überflüssig geworden, weil das Land von keinem Feinde bedroht ist. Diese Thürme bieten, wie unsere Abbildung zeigt, einen eigenthümlichen Anblick dar. Gewöhnlich hat man vier lange Balken tief in die Erde eingelassen und oben ein Dach aufgelegt, welches über der luftigen Wachtstube liegt. Die ganze Oertlichkeit ist mit einer Hecke umgeben. Manche Thürme sind schon weniger einfach; zu ihnen führt nicht eine gewöhnliche Leiter hinauf, sondern eine Wendeltreppe.

Die Häuser in den Stanitzen sind von Holz, mit Lehm beworfen und mit Kalk geweißt; das Dach ist von Rohr oder Stroh, Fußböden kommen nur bei sehr wohlhabenden Leuten vor. Die Wohnung wird reinlich gehalten, es fehlt nicht an allerlei Bequemlichkeiten und insgemein wird das Haus von Bäumen beschattet. Das macht in einer solchen Gegend einen doppelt angenehmen Eindruck.

Jetzt herrscht hier überall Friede und die gegenwärtigen Zustände bilden einen wohlthuenden Gegensatz zu den früheren, da Raub, Fehde und Mord an der Tagesordnung und keine Stanitze auch nur einen Tag vor einem Ueberfall der Bergvölker sicher war. Der Kosack mußte Tag und Nacht auf der Hut und bis an die Zähne bewaffnet sein. Weiber, Kinder und Herden waren unablässig bedroht. Der rasch strömende Terek allein bildete eine Schranke gegen die Bergvölker, aber einem großen Theil seines Laufes entlang mußten die Kosacken unablässig auf Piket stehen und den Feind beobachten. Sobald der auf dem Thurme stehende Kosack einen Feind gewahrte, gab er sofort das Lärmzeichen. Im Nothfalle wurde aus den zunächst liegenden Stanitzen Verstärkung geholt. Alles griff dabei rasch in einander und ging wie der Blitz. Jede Furth, jedes Gebüsch, jeder Wald wurde Tag und Nacht bewacht und die Späher waren in unablässiger Thätigkeit. Die Bergvölker ihrerseits wußten sehr wohl, daß sie es mit einem wachsamen und tapfern Gegner zu thun hatten und gingen bei allen ihren Anschlägen mit großer Heimlichkeit und Vorsicht zu Werke. Irgend einer der gewandtesten Krieger wurde auf Beobachtung ausgeschickt. Wie verhielt er sich dabei? Er schwamm im Terek stromabwärts derart, daß er eine große Baumwurzel oder einen Ast vor sich nahm, um seinen Kopf hinter demselben zu verbergen. Wehe dann den Kosacken, wenn jener irgend eine Uebergangsstelle unbewacht oder eine Schildwache nachlässig fand. Dann erhielt die auf der Lauer liegende Horde ein Zeichen, sie stürmte heran und raubte und mordete. Wenn aber andererseits der Kosack auf der Hut war, dann war es auch um den Schwimmer geschehen. Er ließ denselben möglichst nahe herankommen und jagte ihm aus dem ihn schützenden und verbergenden Gebüsch heraus eine Kugel in den glattgeschorenen Kopf. Man begreift, daß unter solchen Verhältnissen der Kosack ein eigenthümliches Gepräge bekam, daß er ein muthiger, verschlagener, kaltblütiger Mann wurde, der stets bereit sein mußte, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Die ganze Erziehung war derart angelegt, daß man ihm einschärfte, jeder Gefahr zu trotzen. Schon der Knabe mußte bereit sein, zu jeder beliebigen Zeit in den Sattel zu springen, und er wurde zu einem kecken, gewandten Reiter herangebildet.

Kosacken schießen nach der Scheibe.

Seitdem die Bergvölker sich unterworfen haben, führt der Kosack ein ruhigeres Leben, aber auch heute noch ist er stets bereit, gegen einen Feind auszurücken, und als Reiter nimmt er es mit jedem andern auf. Die Dschigitoffka ist eine Belustigung, die er leidenschaftlich liebt. Er steht dabei auf dem Pferde, etwas nach vorn hin übergebeugt; das Roß sprengt in gestrecktem Laufe dahin und ein Reiter sucht dem andern vorauszukommen. Es ist ein waghalsiges Spiel, bei welchem es auch an Arm- und Beinbrüchen nicht fehlt, und manchmal muß ein Reiter sein allzu tolles Wagen mit dem Leben büßen.

Früher erfreueten sich die Kosacken mancher Vorrechte und noch jetzt halten sie sich für besser und freier als andere Russen, auf welche sie mit einer gewissen Vornehmheit herabblicken und auf deren Kosten sie sich lustig machen. Uebrigens werden sie jetzt auch bei der Recrutirung herangezogen, man stellt sie aber nicht in der Linie ein, sondern nur in

Kosackenregimenter, namentlich in die kaukasischen. In Bezug auf die Kleidertracht hat dieser Kosack Manches von den Bergvölkern angenommen, insbesondere auch die gewaltige Pelzmütze und die feinen Stiefel. Er war ein geschworener Feind der Eingeborenen, aber er versagte so tapferen und muthigen Gegnern seine Hochachtung nicht und der junge Kosack legte Werth darauf, solch einem Kaukasier so viel als irgend möglich zu gleichen. Aber in seiner Arbeitstracht und wenn er auf dem Felde beschäftigt war, sah er genau aus wie ein kleinrussischer Bauer. Männer wie Frauen sind hübsch gewachsen, ihre geistige Entwickelung ist aber von der dürftigsten Art und sie theilen mit den übrigen Russen eine gewisse intellectuelle Trägheit. Schlimm ist auch, daß sie gegen jede Neuerung eingenommen sind, und jeder Verbesserung, welche man etwa im gewöhnlichen Tagesleben einführen will, sich durchaus abhold zeigen; sie halten starr an dem einmal Ueberkommenen fest und stämmen sich gegen Alles, was Civilisation und Fortschritt heißt. Dazu kommt, daß der größte Theil sich zum Raßkol bekennt, das heißt der Religion der Altgläubigen angehört. Sie müssen allerdings Bekenner der orthodoxen Staatskirche unter sich dulden, treten aber mit solchen nur ungern in irgend welche nähere Beziehung.

Kosackenschildwache am Terek.

Wereschagin traf in der nordkaukasischen Gegend sehr häufig zerlumpte und abgemagerte Bettler, die als Griechen bezeichnet werden; er zeichnete eine Menge dieser Charakterköpfe und wir theilen einige derselben mit. Dieses abgefeimte Gesindel treibt sich in den Sommermonaten auf allen Heerstraßen umher und zieht gen Norden bis nach Moskau. Man darf wohl annehmen, daß sie im Herbst eine gute Ernte heimbringen, denn der gemeine Mann in Rußland ist gutmüthig und giebt gern etwas. Der verschmitzte Grieche geht beim Betteln methodisch zu Werke und hat sich ein besonderes Kauderwälsch eingelernt; z. B.: „Ich ein Grieche sein; Bruder, ich, des Russen; ich sehr rechtgläubig sein, ein armer, sehr armer Rechtgläubiger ich bin."

Spähertthurm bei einem Kosackenposten.

Um nun die Orthodoxie zu bethätigen, schlägt der Grieche ein Kreuz nach russischer Art, von der Stirn zur Brust und dann von der rechten Schulter zur linken. Den Beweis für seine Armuth sucht er dadurch zu führen, daß er seine Lumpen zur Schau förmlich auslegt. Unter diesen Landstreichern findet man auch häufig Leute anderer Nationalitäten, namentlich Zigeuner; sie nennen sich aber allesammt Griechen, Freunde der Russen und schlagen das orthodoxe Kreuz. Eine besondere Gattung von Bettlern gehört dem geistlichen Stande an. Sie sind Mönche oder geben sich doch für solche aus, und sind viel zu stolz, um zu Fuße zu gehen. Ihre zusammengeschnurrten Mittel erlauben ihnen, in dem heiligen Rußland mit eigenem Gefährt herumzukutschiren. Wie wissen diese frommen Männer dem gutherzigen Bauer das Fell über die Ohren zu ziehen, wenn sie ihm erzählen, welch ein Leben voll Entsagung sie führen und was sie Alles wegen ihrer Rechtgläubigkeit haben leiden müssen! Das macht tiefen Eindruck namentlich auf die Frauen; dann und wann werden auch reiche Kaufleute mit Erfolg angezapft.

* * *

Wereschagin bemerkt, daß sowohl in der kaukasischen Gegend wie überhaupt in Rußland die Verbindungswege im Allgemeinen sich in kläglichem Zustande befinden. Von Ausbesserung ist keine Rede, falls nicht etwa die Durchreise einer hohen Person im Voraus angemeldet worden ist. Dann werden die Bauern aus der ganzen Umgegend zusammengetrieben, um die Schlaglöcher auszufüllen und die sumpfigen Stellen mit Gezweig zu überdecken. Allerdings hat man in einigen Ge-

genden des heiligen Rußlands Kunststraßen angelegt, so z. B. nach dem Kaukasus hin und in dem Gebirge selber, zwischen Moskau und Woronesch ꝛc.; aber im Allgemeinen werden auch diese Chausseen schlecht unterhalten und oft sind sie schlimmer, wie die gewöhnlichen Landwege. „Ich spreche als Augenzeuge. Auf jenen Chausseen bewegen sich die schweren Wagen, auf welchen die Lebensmittel und der Kriegsbedarf für das Heer transportirt werden. Es ist oft unmöglich und geradezu gefährlich, anders als im Schritt zu fahren, und um von einer Station zur andern zu gelangen, hat man gewöhnlich doppelte und dreifache Zeit nöthig als vorgeschrieben ist. Als ich über solche Verzögerung Klage führte, entgegneten mir die Iswoschtschiks ganz kaltblütig: „Ah, das ist ja Alles in der Ordnung; Du kommst ja doch an Ort und Stelle, wenn wir auch Schritt fahren.“ Die Stationshäuser sind in dürftigem Zustande, die Betten gewöhnlich hart und unbequem. Aber die Militärstraße nach Georgien bildet eine vortheilhafte Ausnahme; im Uebrigen ist eine Reise durch das heilige Rußland mit vielen Mühseligkeiten und Beschwerden verbunden; auch ärgert man sich nicht selten über die Postinspectoren, deren Betragen sehr viel zu wünschen übrig läßt. Freilich sind diese Leute in früheren Zeiten von den Reisenden sehr oft schlecht behandelt worden; man drohete ihnen, schalt sie aus und nicht selten wurden sie sogar geprügelt. — Ich kam eines Abends in eine Station, wo der Inspector sehr betrunken war. Sein Schlafzimmer lag dicht neben dem meinigen. Der betrunkene Mann gehörte zu den frommen Seelen und sang lallend geistliche Lieder mit nicht sehr lieblicher Stimme bis tief in die Nacht hinein. Bei mir konnte natürlich dabei von Schlaf

Griechische Bettler.

keine Rede sein. In den Abendstunden war ein Mann in mein Zimmer gekommen, um mir Stücke auf der Flöte vorzuspielen und ich mußte ihn eine Zeitlang gewähren lassen; der Künstler durfte nicht beleidigt werden. Ein anderes Mal bekam ich ein Zimmer, das dicht neben der Stube lag, in welcher man einen Postillon gefangen hielt. Der arme Teufel hatte unterwegs seinen Wagen ausplündern lassen und das war folgendermaßen zugegangen. Die Postsendungen werden insgemein auf mehreren Telegen, d. h. Wagen, die nicht auf Federn ruhen, befördert; in dieselben legt man die in große, lederne mit Ketten umschlungene Felleisen verpackten Briefe und Packete, und auf Ballen in der letzten Telega sitzt derjenige Postillon, welchem die Obhut über Alles anvertraut ist. Nun begegnete jener Gefangene eines Tages einigen Herren, die mit einem Dreigespanne fuhren. Sie ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein und gaben ihm in der nächsten Schenke mehr zu trinken als ihm gut war. Als er übergenug im Kopfe hatte, setzte er sich wieder auf seinen Ledersack und man erzählte ihm allerlei ergötzliche Schnurren. Dabei schnitten die Diebe ein Felleisen nach dem andern auf und warfen den Inhalt auf die Straße, wo einer ihrer Spießgesellen bereit stand, die Güter in Empfang zu nehmen.

Südlich von Stawropol wird die Straße von einer großen Anzahl kleiner Flüsse durchkreuzt. Diese kommen aus dem Gebirge herab und sind im Sommer, wo sie theilweise austrocknen, ganz bequem zu passiren, aber im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, und während der Herbstregen wälzen sie eine gewaltige Masse schlammigen Wassers in ihren Betten und reißen nicht selten die ohnehin zumeist sehr schlechten Brücken fort. Es kommt nicht selten vor, daß dieselben ein-

brechen, weil die Ortsbehörden ungemein sorglos sind. Irgend ein Schaden, welchen das Hochwasser angerichtet hat, wird nur ganz oberflächlich ausgebessert, und hinterher wundert man sich dann, daß ein Unglück geschehen konnte. Postrelais findet man in den großen Dörfern an der Straße, namentlich in den Kosackenstanitzen, und sie liegen gewöhnlich 15 bis 25 Werst aus einander. Die Post ist an Privatleute verpachtet, von denen es viele mit ihrem Pflichteifer nicht eben genau nehmen. Sie stellen alte Karreten und schlechte, abgemagerte Gäule; häufig fährt man auf mehreren Stationen nur im Schritt. Für ein gutes Trinkgeld thut übrigens ein Postbauer das Mögliche und fährt so schnell er kann. Mit den Pferden geht er gut um und lenkt sie mit einem Zurufe; der russische Postbauer mißhandelt sein Vieh nicht, von Seiten der Tataren und Nogayer geschieht das aber nur allzu häufig. Wer Geldausgaben nicht scheut und sich aus Strapazen nichts macht, kann in Rußland trotz der schlechten Wege rasch vom Flecke kommen. Ich habe im Jahre 1865 als Kurier die 2000 Werst lange Strecke zwischen Tiflis und St. Petersburg in acht Tagen zurückgelegt."

Ueber das alte russische Postwesen finden wir in Erman's Archiv (Bd. II, S. 304) einige Notizen nach amtlichen Quellen. Posten sind zur Zeit der Mongolenherrschaft nachweisbar. Man hatte damals Kuriere (Gonzy), aber ein einigermaßen systematisches Postwesen wurde erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eingerichtet, als schon die meisten Theilfürstenthümer der östlichen Landeshälfte in dem moskowitischen Reiche aufgegangen waren. Iwan der Dritte vermehrte die Zahl der Stationen; späterhin wurden Postbücher eingeführt; man registrirte die Wohnorte nach Poststationen und stellte Revisoren an. Sowohl in den offenen Städten, Possady, wie in den kleinen Landesbezirken, Wolosty, wurden nun die Bewohner zu Postdiensten verpflichtet, und bevor die „freiwilligen Fuhrleute" (Jämschtschiki ochotei) aufkamen, mußten die Bauern eines jeden Possad und Wolost der Reihe nach Dienste für die Post thun. Diese pflichtmäßigen Arbeiten hatten für die Bauern und Kleinbürger manches Unbequeme; deshalb suchten sie Freiwillige aus ihrer Mitte, die man von Erbenzins und anderen Lasten befreiete, sobald sie die Verbindlichkeit übernahmen,

Eine russische Telega.

die kaiserlichen Dienstleute mit Pferden und Wagen zu versehen. Die Regierung fand diese Einrichtung vortheilhaft, bestimmte ein gewisses Postgeld und ernannte eigene Jämschtschikis, welche alljährlich eine bestimmte Entschädigung, ein Hülfsgeld, erhielten; dieses wurde von dem respectiven Bezirk aufgebracht. Die zu den Stationen gehörenden Choromys (großen hölzernen Häuser), die Isbas (Stuben), Heuschuppen und Pferdeställe wurden von den Bauern erbaut und im Stande gehalten. Auf jeder Station befand sich eine bestimmte Zahl freiwilliger Fuhrleute; manchmal stieg die Zahl derselben bis auf siebenzig. Jeder hatte zwei bis drei Pferde oder auch mehr und die Reisenden kamen schnell vorwärts. Auf jeder Station lagen Bücher, in welchen man das für die verabfolgten Pferde und Fuhrwerke bezahlte Geld registrirte. Alle Grenzorte und alle wichtigen Handelsplätze standen durch Poststationen mit Moskau in Verbindung und die sibirische Post bildete einen besondern, sehr wichtigen Zweig des Postwesens; sie beförderte alle kaiserlichen Sendungen, namentlich auch die Casse und die Getreidesendungen. Sie ging vorzugsweise auf trocknem Wege, zuweilen auch theilweise zu Wasser. Die im Jahre 1666 in Moskau errichtete sogenannte deutsche Post war von keinem erheblichen Einfluß auf die einheimischen Posten. —

Wereschagin war erfreut, als er endlich in die Nähe von Stawropol kam und die Gegend einigermaßen hügelig fand. Bisher war er durch eine „von Gott verlassene und vom Sonnenbrand ausgedörrte" Gegend gekommen; nun trat endlich wieder einige Vegetation auf und es wehete frischerer Wind. Auch ein Adler schwebte hoch in den Lüften. Gegen Abend kam die Stadt in Sicht und gewährte einen hübschen Anblick. Sie lehnt sich an einen sanft abfallenden Hügel und die hohe Kathedrale ragt stolz über die Häusermasse empor. Die Vorstädte sind unregelmäßig gebaut, aber die innere Stadt nimmt sich besser aus; sie gleicht den russischen Provinzialstädten, nur daß die Hauptstraße sich sehr stattlich präsentirt; diese würde in jeder europäischen Stadt für hübsch gelten.

Wir verlassen hier den russischen Reisenden, um ihn demnächst auf seiner Wanderung nach Georgiewsk und weiter zu begleiten.

Ueber die Bernsteingewinnung an der ost= und westpreußischen Küste.

Von **Dr. Mehwald.**

Der Nordrand, d. h. die Ostseeküste und die Dünen, sind in den genannten beiden preußischen Provinzen meist unfruchtbar, da der fliegende Sand derartig wechselnd ist, daß der Besucher an vielen Stellen in dem einen Jahre die Sandhügel zur Rechten, im andern zur Linken hat, je nachdem der Wind die Welt dort verändert.

Obschon man da, wo unter dem abgeweheten Sande Fruchterde liegt, sogleich mit Sandfängen bei der Hand ist, so kann alle Mühe und Arbeit den Sand doch nicht ganz bewältigen, und mithin müssen die Bewohner der Dünen, Küsten und Buchten andere Nahrungszweige neben dem Ackerbau cultiviren.

Die einträglichsten Nahrungszweige für jene Küstenbewohner sind unstreitig die Fischerei und Bernsteingewinnung. In den Buchten bei Tolkemit und anderen werden nämlich ziemlich viele Störe gefangen, von deren Rogen der sogenannte Elbinger Caviar bereitet wird. Viel wichtiger aber ist der Fang der zahllosen Aale und Neunaugen in den Süß= und Salzwasserbehältern um Elbing. Die Neunaugen werden auf Rosten geröstet, mit verschiedenen Gewürzen bestreut, in Fäßchen oder Tunke mit salzigem Essig gelegt und dann als Bricken in alle Welt verschickt. Die Aale räuchert oder marinirt man und versendet sie dann ebenfalls in die Ferne. Während der Räucher= und Röstzeit dürfen feine Nasen nicht nach Elbing kommen, denn da ist die Luft nicht nur in Elbing, sondern bei ungünstiger Windrichtung oft Meilen weit in der Runde von dem widerlichen Röstgeruch inficirt. Nach Elbing, Marienburg, Danzig und anderen Orten bringen diese schlangenähnlichen Fische — Aale und Neunaugen —, welche in den sumpfigen Umgebungen Elbings ganz besonders gut gedeihen, viel Geld.

Bei weitem wichtiger ist jedoch die Bernsteinfischerei und =Gräberei an der Ostseeküste.

Daß die Benennung Bernstein eine falsche ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Schon Tacitus erklärte ihn für Baumharz, und Göppert — der gründlichste Forscher über die tertiäre Erdbildung — hat nicht nur über zweihundert Thiere und Pflanzentheile im Bernsteinharze gefunden, sondern auch festgestellt, daß der sogenannte Bernstein einer Pinusart entfloß; er hat dieser unbekannten Pinus=, d. h. Kiefergattung, auch einen Namen gegeben. Wo aber der unendliche Kieferwald gestanden, welcher Tausende von Jahren ununterbrochen Ernten von Bernstein geliefert, wie dieser Wald untergegangen und auf welche Weise das Harz in Fluß gekommen, ist unbekannt. Wollte man annehmen, es seien jene Kieferbäume, wie Ficus elastica auf Neuholland, angebohrt worden, so müßten doch Menschen und zwar sehr viele Menschen in jenem Walde gelebt haben; da aber nachgewiesen ist, daß zu jener Zeit, als der Bernstein entstand, noch keine Menschen existirten, so muß der Bernsteinfluß auf andere Weise erregt worden sein und ich habe anderweitig erwiesen, daß dies nur auf dieselbe Art wie bei anderen Holzgattungen in den Braunkohlen geschehen sein könne, nämlich durch Verschüttung des Waldes mittelst unterirdischer Kräfte und Ausschwellung des Kiensaftes durch unterirdische Hitze, wie bei der Pechschweelerei.

Merkwürdig ist es, daß man einzelne Stücke Bernstein in der Erde bis an den Fuß der Karpathen und des Riesengebirges, sowie am Strande der friesischen und englischen Küsten, in Jütland, Skandinavien, Sibirien, im Behringsmeere, in Schottland, in Sicilien, ja sogar in Nordamerika gefunden hat. Aber nirgends kommt der Bernstein in so großen Massen vor, als an der Ostseeküste längs der Provinzen Ost= und Westpreußen und namentlich des Samlandes.

Aber eben so merkwürdig ist auch, daß man vor länger als dreitausend Jahren den Bernstein schon in Griechenland und Kleinasien kannte und ihn dem Golde gleich schätzte. Ja man wußte schon, daß derselbe, wenn man ihn etwas reibe, elektro=magnetisch werde, weshalb man ihn Elektron nannte. Auf welche Weise aber die Griechen und Asiaten in den Besitz von Bernstein kamen, ist nicht bestimmt nachzuweisen. Einige glauben, daß die Phönizier zu Schiffe bis nach England und den friesischen Inseln gekommen seien, dort Bernstein gefunden und nach ihrer Heimath mitgenommen hätten. Ein anderer wahrscheinlicherer Weg dürfte wohl der bekannte Landhandelsweg vom Adriatischen Meere durch Oesterreich, Schlesien und die polnischen Lande bis zur Ostsee gewesen sein.

Der Bernstein hat eine durch Hin= und Herrollen im Wasser geglättete Rinde, welche bald braun, bald gelblich, bald weiß aussieht. Im Innern ist der Wasserbernstein, das heißt derjenige, den man unmittelbar vom Wasser empfängt, meist durchsichtig, oder richtiger durchscheinend, glasartig; während der aus der Erde gegrabene, d. h. der sogenannte Erdbernstein, meist undurchscheinend, wolkig und hellgelbfarbig ist.

Die Gewinnung genannten Harzes ist eine verschiedene. Theils werden Strandstrecken verpachtet, d. h. das Recht, längs einer bestimmten Strecke am Ufer des Meeres Bernstein zu lesen, wird an bestimmte Personen gegen Entgelt übertragen. Theils üben die grundberechtigten Gemeinden nicht allein dieses Leserecht in corpore aus, sondern sie fischen auch den Bernstein auf ihren Territorien. Dieses geschieht auf folgende Weise. Es fahren bei ruhiger See Männer auf Kähnen hinaus aufs hohe Wasser zwischen den Nerungen, d. h. auf Hochdeutsch Niederungen, und dem Festlande, reißen mit an langen Stangen befestigten Eisen auf seichtem Meeresgrunde den Seetang und andere Wassergewächse los und fischen den dadurch freiwerdenden Bernstein mit kleinen Netzen auf.

Oder die Strandwächter beobachten, ob Seestürme viel Seegewächse vom Grunde abgerissen haben und der Küste zutreiben. Ist dies der Fall, so werden die Gemeinden aufgeboten, welche dann die Männer mit großen Netzen den Seetang auffangen lassen, aus welchem die Weiber den Bernstein herausschälen und =lesen.

Oder Gesellschaften mit Dampf= und Handbaggern beschäftigen viele Hundert Menschen in der bessern Jahreszeit bei Dutzenden von Baggern, welche fortwährend Meergrund heraufschöpfen, welcher dann von den Sortirern auf Bernstein durchsucht wird.

Auf diese verschiedenen Weisen werden jährlich an der Küste von Danzig bis Memel dem Meere etwa 130,000 bis 150,000 Pfund Bernstein entnommen. Je nach der Größe der Stücke, der Reinheit des Innern, der Gleichmäßigkeit der Farbe, der gewünschten Form u. s. w. steigt oder fällt der Preis des Bernsteins von 3 bis 6 Silbergroschen bis 100 und 200 Thaler pro Pfund. Durchschnittlich kann

man annehmen, daß das Pfund sogenannten geschöpften Bernsteins, d. h. Wasserbernsteins, 3 bis 5 Thaler gilt. Bernsteingrus und -Abfälle beim Verarbeiten können nur zu Bernsteinräucherung, Bernsteinsalbe, Bernsteinsäure u. s. w. verbraucht werden; sie sind daher sehr billig.

Außer dem Wasserbernstein hat man den Erdbernstein. Dieser hat meist eine undurchscheinend blaßgelbe Farbe und zeigt nichts Glasiges. Deshalb wird er im Galanteriewaarenhandel höher geschätzt als der Wasserbernstein.

Der Erdbernstein liegt in einem blauen Letten, welcher mit Braunkohlen und Lehmschichten überlagert ist, in einer Tiefe bis zu 100 Fuß. Die Gräberei ist daher zwar etwas mühsam, aber sehr lohnend, da man annimmt, daß 12 Pfund dieser Erde 1 bis 2 Pfund Bernstein geben.

Um zu untersuchen, ob es das Terrain erlaubt, an die Stelle der kostspieligen und langweiligen Aufdeckarbeit bergmännischen Betrieb zu setzen, hat die preußische Regierung den hochachtbaren Oberbergrath N. in die Fundstätten des Bernsteins gesandt, und er hat durch seine praktischen Angriffe gezeigt, daß dies möglich und vortheilhaft sei.

Da man bei der Gräberei häufig sehr große Stücke findet, so stellt sich der Preis dieses Erdbernsteins im Durchschnitt auf mehr als 5 Thaler pro Pfund und giebt nach ungefähren Berechnungen eine jährliche Durchschnittsernte von mehr als 200,000 Thaler. Der obgedachte blaue Letten scheint sehr viele aufgelöste Seepflanzen, allerdings in unkenntlicher Form, zu enthalten und mit diesem Residuum scheint auch der Bernstein in die Lettenauflagerung gekommen zu sein.

Jedenfalls zeigt die ganze Bernsteingräberei und -Fischerei, daß einst eine ganz andere Welt auf dem Grunde stand, wo seit mehr als 3000 Jahren das Pflanzenproduct Bernstein geholt wird. —

Da aus dem Obigen hervorgeht, daß in den östlichen preußischen Provinzen jährlich 200,000 bis 300,000 Pfund Bernstein gefördert werden, so entstehen die Fragen: wohin geht dieses im Ganzen theure Product? Wozu braucht man es? Und was macht man daraus?

Bei Beantwortung dieser Fragen fallen die Wege, welche Handel und Industrie einschlagen, auf. Denn der an der Ostsee gefundene Bernstein geht meist nach Livorno und Venedig, wird dort im Negergeschmack für Putz- oder religiöse Gegenstände bearbeitet und dann in Afrika an die Wilden verhandelt. Dagegen gehen wieder von Livorno und Venedig ungeheure Massen von Korallenkugeln nach den Bernsteinländern, namentlich nach Cujavien, wo die dortige reiche polnische Mode verlangt, daß die Bräute und jungen Damen bei Festen in einer Art Korallenharnisch erscheinen. Man fädelt nämlich auf eine lange Schnur erst eine Strecke kleinere Korallen und schreitet nach und nach zu immer größeren fort, bis die größten das Ende der Schnur bilden. Diese Perlenschnur wird nun der dafür bestimmten Frauensperson umgewickelt und zwar so, daß die kleineren Perlen den Hals umwickeln, weiter herab die größeren folgen und die größten die Schultern, Brust und den Rücken bedecken. Ein solcher Harnisch von rothen regelrecht auf einander folgenden Korallen kostet bis 500 Thaler. So balancirt der Werth der italienischen Korallen mit dem Werthe des ostpreußischen und polnischen Bernsteins.

Außer den Italienern und Mohren sind auch die Pfeifenschneider gute Abnehmer des Bernsteins. Ebenso bedürfen die Galanteriewaarenfabrikanten große Mengen Bernstein zu Brochen, Ohrgehängen, Halsbändern und anderm Damenschmucke. Da so große Stücke Bernstein, wie sie zu großen Pfeifenarbeiten und Halsperlen erforderlich sind, von gleicher Reinheit selten gefunden werden, so steigt der Preis für wirklich reine Stücke zu der enormen Höhe, wie oben angegeben. Die höchsten Preise für gewöhnlichen Bernstein werden zur Zeit in Ostasien, Amerika und den Südseeinseln erzielt. In diesen Ländern wird heute noch der Bernstein mit Golde aufgewogen. Der Bernsteingrus, die Abfälle und alles unreine Zeug geht ebenfalls reißend ab — wie man kaufmännisch zu sagen pflegt —, weil man desselben sehr viel zum Räuchern, zur Lack-, Säuren-, Salben- u. s. w. Bereitung bedarf.

Bei der Bernsteinfischerei und -Gräberei findet in Bezug auf den Zwischenhandel ganz dasselbe statt, was ich früher über dieses Verhältniß beim Härings- und Dorschfang in Norwegen mitgetheilt. (Siehe „Globus“ 11. Band, 11. und 12. Lieferung. Ferner: 12. Band, 5., 6. und 7. Lieferung.) Wie nämlich in Norwegen Hunderte von Aufkäuferschiffen während der Fischzeit überall bei der Hand sind, um den Fischern die Fänge abzukaufen, so befinden sich längs des Ostseestrandes in West- und Ostpreußen zahlreiche Aufkäufer von Bernstein, so daß jedes von den Fischern oder Gräbern gefundene Stück sogleich seinen Mann findet. Das Bernsteingeschäft ist demnach ein sehr umfangreiches und bringt eine Menge Geld in obengenannte Ostseeprovinzen *).

*) Eine Correspondenz aus Berlin vom 6. Juni in den Zeitungen lautet: Die Küste der Ostsee ist immer noch reich an Bernstein, obgleich derselbe schon seit Jahrtausenden dort gesucht wird. Ein Kaufmann erwarb sich vor etwa sechs Jahren vom Fiscus das Recht, im Kurischen Haffe durch Baggerungen Bernstein zu gewinnen; er zahlte für die Dauer seines Contractes 25 Thaler pro Arbeitstag an die Regierung, und das betrug für diese sechs Jahre etwa 30,000 Thaler. Er hat jetzt, nachdem sein Vertrag abgelaufen ist, um die Erneuerung desselben nachgesucht und für jeden Arbeitstag 200 Thaler geboten. Red.

Einblicke in den osmanischen Orient.

Häusliches Leben in Bagdad. — Die Stellung der Sklaven. — Tscherkessinnen. — Küche und Speisen. — Wie man den Tag verbringt. — Die Abendkühle. — Die Festtage. — Krankheiten und deren Behandlung; Aerzte und Zaubersprüche. — Begräbnisse und Todtenklagen.

Weiße Männer werden nie mehr, dagegen Weiber noch sehr häufig in den Handel gebracht; auch junge Knaben unterliegen demselben Schicksal, werden indeß, sobald sie heranwachsen, gemeiniglich freigelassen. Der Kurde, welcher mit seinen Kindern speculirt, kleidet das Verfahren in ein gewisses Decorum, indem er z. B. scheinbar von dem Käufer der Tochter verlangt, sich mit derselben durch einen Nikiahcontract zu verloben, dann streicht er sein Geld ein und kümmert sich nicht mehr um sie. Die Tscherkessen dagegen, jene rohen kaukasischen Räuber, haben sich nie ein Gewissen daraus gemacht, ihre weiblichen Verwandten an die Harems zu verkaufen. Die Reicheren unter ihnen legten zu dem Ende

wahre Gestüte an, indem sie ihren Sklaven Frauen gaben, deren Kinder, mit Ausnahme eines einzigen Sohnes, zum Profit des Herrn verkauft wurden. Vor einigen Jahren noch standen ausgezeichnet schöne Tscherkessinnen und Grusierinnen sehr hoch im Preise, und es wurden für ein vollkommen gewachsenes Mädchen manchmal über 10,000 Gulden gezahlt. Seitdem aber die Russen die kaukasischen Berge besetzt halten, und die wilden Bewohner mit Waffengewalt zwingen, ihre Heimath mit dem ungastlichen türkischen Boden zu vertauschen, haben sich die Verhältnisse ungemein geändert. Der Tscherkesse, welcher z. B. in Trapezunt oder Samsun anlangte, sah sich aller Hülfsmittel, welche die Munificenz des Großherrn zu seiner Unterbringung bewilligt hatte, durch die türkischen Beamten und seine eigenen mit denselben verbundenen Beis beraubt. Sie suchten die Wurzeln und Beeren in den Wäldern, um ihr elendes Dasein zu fristen, doch vergebens; denn bald brach der Hungertyphus unter ihnen aus und raffte wenigstens zwei Drittheile der Emigranten hinweg. In dieser Noth schlug nun, wer dazu Gelegenheit fand, die jüngeren und weiblichen Familienmitglieder an die Türken zu wahren Spottpreisen los, so daß hübsche Mädchen von 14 Jahren zu etwa 40 bis 50 Gulden an den Mann gebracht wurden.

Jetzt ist freilich so gut wie schon ausgeräumt, und das Resultat wird sein, daß die der Weiber und Kinder beraubten Tscherkessen bald gänzlich aussterben müssen. Der Türke, welcher den ungeberdigen Gast mit der Pelzmütze eben so sehr fürchtet, als haßt und verachtet, wird sich niemals herablassen, ihm seine Töchter zur Ehe zu geben. Die Tscherkessin ihrerseits gewöhnt sich nicht nur mit Leichtigkeit, sondern mit wahrem Vergnügen an das bequeme türkische Haremsleben, wo sie wenig mehr zu thun hat, als sich zu baden und zu kleiden. Keinerlei Arbeit wird ihr aufgebürdet, sie folgt ihrer Herrin, deren Freundin und Vertraute sie bleibt, und stickt höchstens, wie diese, in Gold und Farben oder raucht Cigarretten und Nargilehs. Besser noch gestaltet sich ihr Loos, wenn der Herr des Hauses sie mit seinen Blicken begünstigt, dann wird sie zur Kadine erhoben und erhält häufig den Rang einer legitimen Gemahlin. Viele wohlhabende Türken, welche mit Schwiegermüttern u. s. w. nichts zu schaffen haben möchten, kaufen sich eine schöne Sklavin und lassen dieselbe in den Regeln des türkischen Anstandes durch ihre eigene Mutter oder eine andere Verwandte erziehen, und heirathen sie in aller Form und mit der guten Absicht, sich nicht von ihr zu scheiden. Angesehene Paschas verfahren noch großmüthiger und ihre Sklavinnen sind sicher, gut versorgt zu werden.

Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein reicher Mann ein mit so schwerem Gelde acquirirtes Geschöpf schon nach wenigen Jahren, ohne sie mittlerweile aus Furcht vor seiner vielleicht gefährlich eifersüchtigen Frau berührt zu haben, freiläßt und an einen seiner Protegés verheirathet. — Wie bemerkt: die mohammedanischen Sklaven, namentlich die schwarzen, welche vordem in einem thierischen Zustande Afrika unsicher machten, sind fast ohne Ausnahme mit ihrem Loose sehr zufrieden und fern von dem Ehrgeiz, als unabhängige Leute, aber auch als Bettler auf der Straße zu verderben. Man könnte allerdings die guten Aethiopier ruhig in ihren Wäldern und Sümpfen lassen und den Handel mit Bimanen — Menschen wäre zu viel Ehre — verbieten und aufheben, dann aber würde manche ehrliche schwarze Haut auf der Tafel eines feindlichen Häuptlings als Festbraten prangen oder auf dem Altar eines Fetischgötzen verbluten, die jetzt weiter nichts zu thun hat, als Abends und Morgens ein wenig Wasser auf den Hof und vor die Hausthür zu sprengen.

Zu dem menschlichen Leben gehört, so profan und prosaisch es klingen mag, auch die Speise, und die Art ihrer Zubereitung giebt immer einen Maßstab für den Civilisationsgrad eines Volkes ab. Verfeinerung in der Küche deutet auf feine Sitten und feinen Geist in der Gesellschaft; doch mit Ausnahme, denn wollte man die Engländer lediglich nach ihren gastronomischen Erzeugnissen beurtheilen, so müßte man sie für wilde Barbaren halten, welche soeben die Eroberung eines civilisirten Landes gemacht haben. — Der Orientale ist ein abgesagter Feind von Fleischgerichten, die das Feuer nur leichthin empfanden; er liebt sie je länger je lieber gekocht und gebraten, und erst wenn sein Hammel sich in Fasern auflöst oder ein kohlenähnliches Ansehen gewinnt, hält er ihn für gar und seines Gaumens würdig. Das Schaf ist das Centrum, um welches sich seine culinarische Thätigkeit dreht. Kujun heute, Kujun morgen, Kujun Jahr aus Jahr ein. Kebab, Braten, nennt er kleine an eine lange Nadel gespießte beim Kohlenfeuer geröstete Stückchen Fleisch; Külbasti sind größere in der Pfanne gebackene Schnitzen. Das Gemüse, von denen es im Innern der Türkei nur sehr wenig Abarten giebt, kocht man unabänderlich mit Rippenstückchen, die man vorher etwas in Butter angebraten hat. Das Mehl wird in Bagdad stets stark gesäuert. Zu dem Ende bewahrt man in jeder Haushaltung den ausgepreßten Saft der sauren Pomeranze, Nariedsch genannt, auf.

Die Leibspeisen des Volkes sind der schon beschriebene Pilaff, mit Reis und gehacktem Fleisch gefüllte Gurken und ähnlich zubereitete aber gestampfte Klöße, und endlich als Delicatesse: Spiegeleier mit Datteln. Der Kohl ist erst seit einigen Jahren in Irak eingebürgert worden, Kartoffeln werden aus Persien importirt und sind nur für reiche Leute; dagegen producirt man eine Fülle von gurken- und kürbißartigen Gemüsen, von denen die Bamim, Patlidschams und die Kabaks die hervorragendsten und beliebtesten sind. Dem Lande eigenthümlich und in ungeheurer Menge findet sich in den angrenzenden Wüsten die Trüffel vor und ist den ganzen Winter hindurch spottbillig zu haben. Die zahlreichen Wildschweine des Euphrat und Tigris mästen sich von diesem aristokratischen Schwammgewächs und vielen Stämmen der Araber bieten sie einen nicht weniger willkommenen Beitrag der Ernährung. Man erkennt sie nach einiger Uebung leicht an einer kaum merklichen Erhöhung des Bodens und braucht dann nur mit einem Stabe den Grund aufzuwühlen, um sich in den Besitz der Gottesgabe zu setzen. So liefert selbst dieses sonnversengte Land, auf dessen Oberfläche höchstens im Frühjahr einige kümmerliche Kräuter zum Futter für die Kameele wachsen, dem Menschen eine schmackhafte und nährende Speise. Uebrigens fehlt den Trüffeln von Irak der feine Geschmack der französischen, sie enthalten viel Stärkemehl und gleichen entfernt einer holländischen Kartoffel. Auch die Champignons sind sehr häufig und stehen den unserigen an Güte keineswegs nach. —

Wenn die ersten Sonnenstrahlen am Horizonte der Wüste aufflammen, verläßt der Einwohner sein baumwollengepolstertes Lager auf der Terrasse und begiebt sich mit Frau und Kind in den Hof, dessen Ziegelplatten unterdessen von Dienern und Sklaven mit Wasser besprengt wurden. Hier wirft er sich, in einen leichten kattunenen Schlafrock gehüllt, auf ein Kissen, das man zu dem Zweck etwa auf einer Matte ausgebreitet hat, raucht seinen Tschibuk oder seinen Nargileh und trinkt eine kleine Schale unverfälschten Mokka. Bald verspürt er mit seinen Lieben Appetit, er winkt und man präsentirt ihm und seiner Familie eine eben von einem Fellahweibe gebrachte runde, wasserdichte Schachtel voll saurer Milch, an der er sich dann durch Vermittelung hölzerner Löffel und von einigen Bissen Brotfladen begleitet nach Ermessen gütlich thut. Dann kleidet er sich in demselben Hofe an

und schlendert seinen Geschäften, etwa einer Bude auf der Tscharschi, nach; die Frau aber liegt ihren häuslichen Sorgen ob. Um die Mittagszeit kommt der Hausherr auf ein Stündchen wieder, und man servirt ihm dann in dem Serdab (Wohnkeller) auf der Platte eine warme Mahlzeit, Gemüse und Pilaff, und als Dessert einige Datteln oder, wenn es heiß ist, Stücke einer hochrothen, frischen Wassermelone. Gesättigt raucht er und kaffeet er wieder und geht neuerdings an die Plage des Daseins. Vor Sonnenuntergang ist er zurück. Als frommer Muselmann verfügt er sich vielleicht nach der benachbarten Dschami (Moschee) und verrichtet mit den anderen Gläubigen gemeinsam sein Gebet, doch ist er dazu, was meist der Fall, zu faul oder zu vornehm, so spreizt er zu Hause den Gebetsteppich aus und kommt hier den Anforderungen der dogmatischen Andacht nach.

Zur Sommerzeit könnte man es eher in einem Backofen als Abends in dem Innern der zuglosen Wohnungen aushalten. Vergebens sprengt man Wasser; im Gegentheil geben dadurch die glühenden Ziegel plötzlich ihre Wärme ab und steigern die an sich schon quälende Temperatur. Daher steigt man, sobald sich die Sonne senkt, mit Kind und Kegel auf das flache Dach und schöpft im Winde Athem; wenn der Sam weht, dann ist auch diese Erquickung gerade nicht groß. Hier beginnt nun der Mensch nach des Tages Last und Hitze, nach der Folter, kann man wohl sagen, die ihm 40° R. und Milliarden Fliegen bereitet haben, ein wirklicher Mensch zu sein. Er ißt, von dem nunmehr zur Ruhe gegangenen Geschmeiß unbelästigt, vom Winde gefächelt, seine Hauptmahlzeit, die aus denselben, aber aus mannichfacheren Gerichten besteht als seine Mittagstafel. Vielleicht erlaubt er sich den Luxus eines mageren, faserigen Huhnes und schwelgt in den Genüssen, die ihm der Halwa, eine süße höchst primitive Speise aus Zucker, Butter und gebranntem Mehl, bereitet. Dann trinkt er Wasser und trinkt wieder und wird nicht entdurstet, denn er weiß das köstliche Labsal, welches jetzt in seinen porösen antik geformten Bechern und Krügen auf eigens dazu angebrachten Holzgerüsten dem Luftzug ausgesetzt ist, vollständig zu schätzen. Darauf streckt er sich behaglich auf seinen Divan, den ihm die Sklaven zugerichtet, nieder, raucht und trinkt Kaffee oder empfängt und macht guten Freunden Besuche. Wegen der Frauen bleibt der Muselmann lieber allein und abgeschlossen, doch die Christen laufen gern Abends einander zu. Der Tschapkyn und der stille Säufer fangen nun an, den Wonnen des Arraks zu huldigen. Alle Welt befindet sich, die Nachtwächter ausgenommen, auf den Terrassen.

Am lebhaftesten geht es in den christlichen Vierteln zu, wo man sich von einem Dache zum andern unterhält, mit dem Nachbar Neuigkeiten plaudert und ungenirt Familienscenen aufführt. Da übrigens fast alle Terrassen eine Umfassungsmauer, oben aus dünnen der Länge nach aufgerichteten Ziegeln bestehend, von sieben bis zehn Fuß Höhe haben, so gehört schon eine Absichtlichkeit dazu, um zu beobachten, was bei dem Nachbar vorgeht. Das Schauen über diese Mauer, das heimliche Belauschen der zarten Geheimnisse Anderer ist verboten, wird als im höchsten Grade unsittlich betrachtet und zieht gewiß einen heftigen öffentlichen Scandal nach sich. Den Kindern dagegen nimmt man diese Freiheit nicht übel. Daß übrigens dabei dennoch mancher, der sich eines hohen Hauses erfreut, Gelegenheit hat, sich an demselben Anblicke zu weiden, der König David, hochseligen Andenkens, der sittsamen Bethsaba gegenüber entzückte, ist erklärlich. Die Hitze zwingt die Leute, sich in einen Zustand zu versetzen, der von dem paradiesischen oft nicht wesentlich verschieden ist. Man sollte nun nach den Romanen unserer christlichen Schriftsteller meinen, die schönen Sarazenerinnen würden, die Guitarre in der Hand, zarte Minnelieder mit silberklingender Stimme girren und ihrem begeisterten Gebieter üppige Figuren vortanzen; doch davon ist gar keine Rede. Es johlt und kreischt vielleicht ein flegelhafter junger Taugenichts mit einer Branntweinstimme eine unmelodische Weise, es tanzt vielleicht ein häßliches Negerweib oder noch beliebter ein Lustknabe in Weiberröcken einen obscönen Tanz vor einer betrunkenen Gesellschaft; darauf aber beschränkt sich die arabische Romantik. Die vertürkten Orientalen haben in Folge grober Sinnlichkeit und Ausschweifung und des unter ihnen maßgebend gewordenen hinterlistigen und betrügerischen Krämergeistes alle wahre Poesie verloren. Ihre jetzigen Versmacher, die blumenreichen Perser mit einbegriffen, sind elende nach verrenkten Bildern haschende Reimschmiede.

Hat man sich, jeder nach seiner Art, in der angedeuteten Form genugsam unterhalten und das Ikindigebet abgethan, so speist die gesittete Familie noch die Reste einer zu dem Ende im Winde abgekühlten Wassermelone (Karpus) und legt sich dann, jedes Mitglied in seine Bettstelle aus Dattelblattstengeln, schlafen. Wer da will und es aushalten kann, verhüllt sich in ein Mosquitonetz. Die meisten Bewohner aber ruhen unter freiem Himmel und blicken träumend in die funkelnden Gestirne, sehen wie Jupiter von Sternbild zu Sternbild langsam nach Osten rückt, während er im Westen täglich früher untergeht; sehen wie die Leier näher und näher zu derselben Stunde der Nacht in ihren Zenith tritt, aber dennoch an jedem Tage die der Jahreszeit entsprechende Stellung beibehält, gewahren so den Unterschied zwischen den Fixsternen und Planeten und merken sich das Sternjahr und die darin immensurabelen Umdrehungen des Mondes. Jeder Araber ist ein wenig Astronom und weiß an den Räumen des Himmels trefflich Bescheid, obschon ihm die Wunder, welche das Teleskop allein entdecken kann, entgehen. Von den Kometen und Finsternissen hat er indeß, wie ich schon erwähnt, die sonderbarsten Begriffe.

Von dem Alltagsleben unterscheiden sich die Festtage nur insofern, als alsdann die gewöhnliche Mahlzeit durch Backwerk und Süßigkeiten bereichert wird. In der Kuchenbäckerei ist man unglaublich zurück. Der Gebrauch der Hefe ist unbekannt. Auch die Torten und Pasteten, von denen ich in einer Nummer des „Familienjournals“ vom Jahre 1857 in einem Berichte über Bagdad gefabelt finde, reduciren sich auf ein halbgares Gemengsel von Stärkemehl, Butter und Zucker. Derselbe Tourist spricht auch von Kirschen und Spargel, Dingen, die der Eingeborene in seinem ganzen Leben wahrscheinlich nie zu Gesicht bekommt. Fische liefert der Tigris in Menge und einige von so enormer Größe, daß sie von einem Lastträger nicht fortgeschleppt werden können und zerschnitten werden müssen. Ihre Classification mag ein Naturforscher machen; ich habe statt der Flossen, Kiemen, Mäuler und Schuppen nur das Fleisch geprüft und finde das der meisten recht schmackhaft; es ist auch ausnehmend billig, denn man zahlt für die Okka zwei bis drei Piaster, während sie in Konstantinopel zehn bis zwanzig kostet. Die Fischerei beschäftigt eine Menge Individuen. Man genießt die großen und kleinen stets gebraten oder gebacken und mit Citronensaft versäuert.

Was das geschilderte Familienleben meist unterbricht, sind Krankheiten aller Art. Fühlt sich der Muselmann ernstlich unwohl und verliert er das Vertrauen zu den Hausmitteln, die in jeder Familie eingebürgert sind, so consultirt er entweder die Amme seiner Frau oder irgend ein altes Weib von solidem Ruf und läßt sie feststellen, ob sein Leiden auf natürlichem Wege entstanden sei, oder von Hexenwerk und dem Einfluß böser Geister herrühre. Wenn die wackere Alte mit ihrer Weisheit zu Ende ist und die Krankheit einen andern als den bekannten klimatischen Charakter zeigt, schließt

sie auf Zauberei und räth, den Teufel und seine Helfershelfer durch Sympathie zu bekämpfen. Demgemäß wird ein Imam oder Derwisch herbeigeholt, oder der Kranke, wenn er es vertragen kann, nach der Moschee seines Viertels gebracht. Der Priester beginnt nun seinen Hokuspokus, indem er aus dem Koran, dicht vor den Patienten sich hinstellend, einige Suren mit lauter Stimme abliest. Dann legt er ihm die Hände auf den Kopf, drückt ihn hin und her, bläst und schreit ihn an oder besprengt ihn mit dem als heilkräftig geachteten Wasser irgend eines Brunnens. Schließlich schreibt er einige Verse des Korans auf einen Zettel, überreicht ihn dem Kranken und empfiehlt ihm, denselben entweder in einer silbernen Kapsel als Amulet auf dem Leibe zu tragen oder irgendwo in einer Mauerritze seines Hauses zu verstecken. Wenn er nun ein Uebriges thut und einen Lappen seiner Kleidung an einem Orte, sei es ein Baum, das Gitter eines Tempel- oder Friedhoffensters, sei es irgend ein Platz, wo sich ein begrabener Heiliger befindet oder nächtlich umgeht, anbindet, so ist er gewiß, daß er von seinem Uebel, insoweit es wenigstens der Einwirkung der Dschin beizumessen ist, befreit werden wird.

Selbst die Christen glauben an diese Sympathie und lassen sich in vielen Fällen von den mohammedanischen Priestern behandeln. Indeß zuweilen wird es augenscheinlich, daß bei vielen Leiden, aller Entzauberung ungeachtet, ganz andere Kräfte als die der subordinirten Dämone thätig sein müssen, und man vermuthet endlich, daß Allah persönlich dabei im Spiele sei. Dann ist allerdings die Noth groß und es ist die Vorherbestimmung, welche in ihre Rechte tritt. Das Kysmet des Mannes ist, daß er sterben muß, und er sterbe und lasse sich darüber weiter keine grauen Haare wachsen! Wer jedoch Geld hat, bequemt sich nicht so resignirt in sein Schicksal, sondern, nachdem er alle Schriftgelehrten, Sterndeuter und Zauberer der Stadt ohne Erfolg consultirt hat, muß von dem Minaret der Muesin die Gläubigen öffentlich zum Gebet für seine Errettung aus der Todesgefahr auffordern. Alle Dienste, die der Imam leistet, müssen natürlich bezahlt werden. Ist die Krankheit hingegen einer Natur, von der man weiß, daß sie den Medicamenten weicht, oder ist einer Freigeist genug, um von ihnen auch in besonderen Fällen Hülfe zu hoffen, so wendet man sich an einen einheimischen Arzt oder Chirurgen. Der eine und der andere sind Praktiker, die ihr Wissen und ihre Kunst der Erfahrung verdanken, welche sie als Barbiere oder Droguenhändler zu sammeln angefangen hatten. Von der Anatomie wissen sie nichts. Wird ein solcher Giftkünstler zu einem Kranken bestellt, so waffnet er sich mit dem gehörigen Vorrath von Verschlagenheit und Quacksalberwürde. Zuerst prüft er den Kranken und stellt, so gut er kann, seine Diagnose. Ist ihm das Uebel bekannt und glaubt er es mit einigen hausbackenen Mitteln heilen zu können, so nimmt er eine gravitätische Miene an, wird bedenklich und behauptet, der arme Patient sei dem Tode ganz nahe, sei so gut wie verloren. Wenn nun der Verurtheilte und die bekümmerte Familie in ihn dringt und ihn anfleht, doch irgend etwas wenigstens versuchsweise zu verordnen, so läßt er sich allmälig rühren, wird weicher und weicher und bemerkt endlich, daß die Umstände zwar verzweifelt seien, er aber als großer Arzt gegen gutes Honorar allenfalls die Todten auferwecken könne. Nun wird gehandelt und geschachert, und der schlaue Doctor fixirt eine Pauschale, die ihm auszuzahlen ist, wenn der Patient vollkommen genesen; natürlich rechnet er unter dem Vorwand, daß alles Risico auf seiner Seite sei, die Summe fabelhaft hoch, und unbemittelte Leute müssen ihm oft eine Fiebercur mit funfzig Thalern vergüten. Stirbt sein Mann, so geht er allerdings leer aus. Dagegen hütet er sich wohl mit Schwindsüchtigen und Leuten, die verjährten Uebeln unterliegen müssen, einen Contract auf Leben und Tod abzuschließen; dann spielt er den Menschenfreund und setzt den Angehörigen aus einander, daß er freilich die beste Hoffnung hege, den Mann wieder herzustellen, doch wäre die Summe, die er in Anbetracht der Verschwendung an Zeit, Kunst und Mitteln für die definitive Heilung veranschlagen müsse, so hoch, daß sie gar nicht zu erschwingen sei, und er ihnen daher in ihrem Interesse riethe, ihm ein monatliches Fixum contractlich festzustellen. Davon geht er nicht ab, und erst, wenn er das von den Zeugen untersiegelte Papier in Händen hat, beginnt er die Cur.

Ein Arzt, der in Bagdad oder überhaupt im Orient anders verfahren und sich auf die Ehrbarkeit und Dankbarkeit seiner Kunden verlassen wollte, müßte verhungern. In einer Stadt von 50,000 bis 100,000 Einwohnern vermag sich auch nicht ein einziger europäischer Doctor, der nicht auf die beschriebenen Charlatankünste eingeht, von seiner Praxis zu ernähren. Derartige Versuche sind, Konstantinopel, Smyrna und Beirut etwa ausgenommen, stets kläglich gescheitert, und die Aerzte, welche man im Innern findet, sind entweder in Regierungsdiensten oder sie fristen ihr Dasein, indem sie nebenbei mit Apothekerwaaren Handel treiben. — Doch auch das Apothekergeschäft ist durchaus kein glänzendes. Der Arzt, der sich nicht vorausbezahlen läßt oder getrost, was er Schwarz auf Weiß erhält, nach Hause trägt, ist ein betrogener Mann und erntet für seine Mühe und vielleicht Unkosten nicht einmal einen Dank, dagegen macht der gewiefte Charlatan oft glänzende Geschäfte. Ein besonders glücklicher, noch gar nicht ausgebeuteter Industriezweig wäre, in Irak und Arabien mit einem Stück Höllenstein auf den Dörfern herumzureisen und mittelst einer schwachen Auflösung desselben die zahlreichen Augenkranken gegen gleich baare Bezahlung zu heilen.

Helfen weder Zaubersprüche, noch Sympathien, noch Ammentränkchen, noch Droguen und tritt der supreme Moment ein, der den Menschen der Erde zurückgiebt, von der er genommen ist, so lauschen die Angehörigen, um das Lager versammelt, mit steigender aber stummer Angst, wie die Schatten des Todes die Blicke des Sterbenden mehr und mehr verdüstern. Kaum aber flieht der letzte Seufzer über die fahlen Lippen und die erstarrenden Glieder strecken sich noch einmal, um sich nimmermehr zu rühren, so bricht plötzlich der mühsam verhaltene Jammer der Weiber, mögen sie nun Verwandte oder Freunde oder Neugierige sein, in wahrhaft herzzerreißenden Scenen los. Empfinden Naturmenschen den tiefen Schmerz der Trauer in einem höhern Grade als Culturmenschen oder wissen sie ihre Gefühle weniger zu verbergen; genug, wer eine Todtenklage von Orientalen nicht mit angesehen hat, kann sich keine Vorstellung machen, wie ergreifend der Verlust eines Angehörigen von ihnen aufgefaßt wird. Mag auch viel Convenienz dabei im Spiele sein, so läßt sich doch der Beweis von großer Anhänglichkeit und Liebe in ihren ungemessenen Schmerzausbrüchen nicht verkennen. Die Männer bezähmen meist ihre Empfindungen und trauern still, aber die Weiber verfallen geradezu in eine Art Raserei. Sie zerreißen sich die Kleider, sie zerraufen sich die Haare, sie schlagen heftig an ihre Brüste, sie wälzen sich auf dem Boden und streuen, von Minute zu Minute laut aufkreischend, Staub und Asche auf ihre Häupter. Sind sie total erschöpft, so rufen sie dennoch unaufhörlich den Namen des Verblichenen, z. B. „Aali! Aali! Aali! Wo bist du, Aali! Warum bist du todt, Aali! O wäre ich für dich gestorben! O Aali! Aali! Aali!“ Andere nicht direct bei dem Todesfall betheiligte Frauen suchen vergebens die Hauptleidtragenden zu beruhigen, sie reißen sich, wenn sie können,

gewaltsam von den Trösterinnen los, geberden sich wo möglich noch unsiniger als zuvor und häufen mit einer wahren Wuth rasch und mit beiden Händen den Staub zu ihren Füßen über sich.

Unter der Wehklage, die man in dem ganzen Stadtviertel hören kann, kommt der Imam, zu dessen Sprengel der Verstorbene gehörte, und trifft sogleich die Vorbereitungen zu dem Begräbniß; denn im Orient wird der Todte an dem Tage seines Hinscheidens beerdigt. Der Leichnam bleibt höchstens eine Nacht über im Hause. Zuerst wird in dem großen Waschkessel Wasser heiß gemacht; die Weiber müssen sich entfernen und nun entkleiden eigens dazu bestimmte Leute den Todten und brühen ihn ab. Das kochende Wasser giebt den erstarrten Gliedern nicht nur ihre Biegsamkeit wieder, so daß der Körper in die gewünschte Lage, gestreckt und mit dem Gesichte aufwärts, gebracht werden kann, sondern dient gleichzeitig auch als Mittel, um den Scheintod oder den Starrkrampf zu entdecken. Es ist kaum denkbar, daß eine derartige Krankheitserscheinung bei einem so radicalen Verfahren unempfindlich bleibt. Nach der Abwaschung, die gewöhnlich in dem Hofe des Selamliks auf einem hölzernen Gestell vorgenommen wird, kleidet man den Leichnam wieder an und legt ihn in den Sarg. Dies ist ein aus rohen Brettern zusammengenagelter Kasten von der Form des Körpers, so daß er, wo die Schultern zu liegen kommen, etwas breiter ist, als an seinen Enden. Einen Deckel hat er nicht, weil die Mohammedaner sich einbilden, daß der Todte bei der Wiederauferstehung am jüngsten Gericht daran Anstoß nehmen und nicht bequem sein Grab verlassen könne. — Sie müssen ihrem Pappelholz demnach eine ungemeine Dauer zutrauen. — Statt dessen breitet man ein Zeug über den Sarg aus, das bei den Reichen aus einem echten Shawl besteht. Dies fällt den Arbeitern zu, die es zu ihrem Vortheil verkaufen. Mittlerweile haben sich die Freunde und Bekannten des Verblichenen versammelt. Ist Alles fertig, so heben die jüngeren mit der einfachen Bahre oder auch wohl ohne dieselbe den Sarg selbst auf und der Zug setzt sich nach dem Friedhof in Bewegung. Feierlichkeiten und Ceremonien sind dabei nicht üblich. Der Leichenzug bewegt sich im raschen Schritt durch die Straßen und die Träger lösen sich während des Ganges gegenseitig ab. Ist einer ermüdet, so winkt er seinem Kameraden, dieser tritt für ihn ein und so kommt man ohne Aufenthalt vorwärts.

Am Grabe selbst beginnen die von dem Islam vorgeschriebenen Gebete; der Imam leitet den Ritus und die Menge nimmt daran Antheil. Die Gruft ist meist nur vier Fuß tief; ist der Sarg hineingesenkt, so bedeckt man ihn gewöhnlich mit Ziegelplatten und häuft die Erde darüber. Statt des bei uns üblichen Grabhügels läßt man dann später ein ihm in der Form ähnliches massives kleines Mauerwerk aufführen und dachförmig mit einer Lehmpaste regendicht überstreichen. Man sucht dadurch den Körper gegen die Angriffe der Hunde, Ratten und Schakals zu schützen. Reiche Leute lassen auch wohl außerdem eine von vier Pfeilern getragene Kuppel über der letzten Ruhestätte errichten; doch waltet dabei weder im Stil noch im Material Eleganz und Aufwand vor: es sind rohe Ziegeln, Lehm und Kalk. Mit dem Leichenzuge zugleich wird von gemietheten Hammals oder den Dienern des Hauses auf den Speiseplatten das Todtenmahl hinausgetragen und dort an die in Schaaren herbeigekommenen Armen vertheilt. Jeder erhält seinen aus glasirtem Thon bestehenden Kumpen. Diese Sitte scheint, wie die Speise selbst, uralt. Die letztere ist ein süßes Weizengericht. Das Getreide wird nämlich so lange in Wasser gekocht, bis es weich ist, dann Milch, Zucker, zerstoßene Mandeln und Rosinen zugesetzt und das Ganze noch etwas länger gesotten. Auch im Trauerhause verabreicht man den Armen und den Gästen Mahlzeiten und süße Getränke.

Die Kosten sind bedeutend und erschöpfen nicht weniger wie Beschneidungsfeste und Hochzeiten die Cassen der Unbemittelten; mancher armen Wittwe wird da unter der Oberleitung genußsüchtiger oder neidischer Verwandten der Rest ihrer Habe buchstäblich aufgefressen. Das Speisen der Armen wird oft wochenlang fortgesetzt und wiederholt sich an den Jahrestagen; wer wenigstens seine Anhänglichkeit an den Verblichenen beweisen will, thut es, indem er an seinem Grabe zubereitete Lebensmittel vertheilt. Inzwischen hören die Weiber im Hause mit ihren Klagen nicht auf und folgen später dem Sarge, um auch auf der Straße oder dem Friedhofe die herzzerreißenden Scenen vor dem Publicum zu wiederholen. Dabei jedoch herrscht mehr die Sitte als die Empfindung vor. Die wahren Trauernden bleiben daheim und schreien dort Tag und Nacht; die anderen sind bezahlte Klageweiber und gute Bekannte, die weiter nichts als ein gewisses Schauspielertalent zur Schau stellen. Nach mehreren Tagen begeben sich auch die Angehörigen nach dem Grabe und wallfahren mit einer unverkennbaren Pietät auch später ihr Lebelang dahin, um dort ihr Gebet zu verrichten, wobei sie denn nie verfehlen, sich dem Paroxismus der Schmerzen und des Leides hinzugeben.

Die Tröstungen der Religion sind den Hinterbliebenen wesentlich. Um die tief verwundeten Seelen zu heilen, wird ein Chodscha bestellt und bezahlt und bleibt oft eine ganze Woche im Hause, wo er dann von des Morgens früh bis zur Schlafenszeit Stellen aus dem Koran vorlesen muß, die auf die Wiederauferstehung und die Glückseligkeit der Rechtgläubigen im Paradiese Bezug haben. Er liest mit eintöniger, einschläfernder Stimme ununterbrochen fort, versteht meist selbst nicht, was er sagt, und wird noch viel weniger verstanden; denn das Altarabische ist von dem neuern ungemein vereinfachten Dialekt so verschieden, wie das Altgriechische von dem Neugriechischen. Dennoch wirkt der Glaube seine Wunder und der Mohammedaner weiß den beruhigenden Effect einer Koransvorlesung auf sein Gemüth nicht genug zu rühmen.

Dorf- und Städteleben in den nordöstlichen Districten des Caplandes.

Von **Dr. L. Hollaender.**

IV.

Das Haus und dessen Einrichtung. — Der Prädicant. — Arzt und Hebamme. — Jahreszeiten und Vegetation. — Haus- und Landwirthschaft. — Regenmangel und Dürre. — Gesundes Klima. — Monotonie in allen Verhältnissen.

Was die Bauart und Einrichtung der Häuser betrifft, so ist in denselben weniger auf Schönheit als auf Bequemlichkeit Rücksicht genommen. Mit Ausnahme der früher beschriebenen Bauernhäuser, bei denen die Hausthür von der Straße direct ins Wohnzimmer führt, stehen die Häuser der Stadtbewohner meistens allein für sich. Vor der der Straße zugekehrten Front findet sich stets eine niedliche Veranda, oder in Ermangelung derselben sind australische Gummibäume oder Trauerweiden gepflanzt. Die Eingangsthür, die stets in der Mitte des Hauses, führt in einen Gang oder in einen Vorsaal, von dem rechts und links ein Zimmer sich befinden. Das linke ist das Empfangs-, das rechte das Schlafzimmer. Der Gang selber führt direct ins große Speisezimmer, rechts von demselben ist die Küche nebst Speisekammer und links noch ein anderes Schlafzimmer. Das Speisezimmer erhält sein Licht durch eine große Glasthür, durch die man entweder in den Hof, oder in einen mühsam gepflegten Garten hinaustreten kann.

So ist fast jedes Haus beschaffen und gebaut. Das Dach besteht entweder aus eisernen Platten, die auf Holzbohlen liegen, oder aus einer Lage von Ziegeln, die mit Mörtel und Kalk bestrichen sind. Die Ausstattung der Zimmer ist stets sehr elegant. Das Möbel besteht aus massivem Mahagoni und wird direct aus England oder Amerika importirt, während die Auskleidung der Kamine, in den besseren Häusern wenigstens, meist aus weißem oder schwarzem Marmor gefertigt ist. Holz und Arbeit sind so theuer am Capland, daß es fast eben so billig ist, die Marmorverkleidung der Kamine direct aus England zu beziehen. In jedem Schlafzimmer befindet sich ein zweischläfernes eisernes oder messingenes Bett, dessen Matratzen mit Wolle gestopft sind, und ein mit einer Marmortafel belegter Wasch- und Ankleidetisch. Schlaf- und Empfangzimmer sind vollständig mit Teppichen belegt, was um so nothwendiger ist, als im Sommer des Nachts die Temperatur sich bedeutend abkühlt und im Winter es sogar sehr kalt wird, während in der Regel ins Schlafzimmer keine Kamine und Herde gebaut werden.

Das schönste und geräumigste Haus besitzt stets der Prädicant (Prediger der holländisch-reformirten Kirche), und er bedarf eines solchen um so mehr, als er von Zeit zu Zeit verschiedene Amtsbrüder mit ihren Familien aufnehmen muß, wie denn überhaupt die Herren Prediger in den nordöstlichen Districten gern auf Reisen gehen. Das Pfarrhaus hat stets die beste Lage, einen sehr großen Garten, der immer so situirt ist, daß mit Leichtigkeit das Flüßchen des Orts zur Bewässerung in denselben geleitet werden kann, was für Südafrika überhaupt sehr wichtig ist, da ohne Irrigation überhaupt keine Früchte erzielt werden können. Sobald solch ein Städtchen angelegt wird, wird zuerst besonders auf die Lage des Pfarrhauses Rücksicht genommen, und um so mehr, als jeder neue Ort von der Kirche aus gegründet wird.

Hat sich nämlich im Laufe der Zeit die Bevölkerung eines Districts stark vermehrt und wird es den Bewohnern zu weit, die nächste Kirche, die vielleicht 9 bis 10 Stunden von ihnen entfernt ist, zu besuchen, oder faßt in einem Orte die Kirche die Zahl der Besucher nicht mehr, so wird von der Gemeinde selber eine passende gut gelegene Farm, die meist 5000 bis 6000 Morgen groß, in gemessener Entfernung vom jetzigen Kirchorte angekauft. Dieselbe wird vermessen, in kleinere Abtheilungen und Bauplätze vertheilt, die dann in öffentlicher Auction versteigert und schnell von jungen Kaufleuten, die zur neuen Anlage Vertrauen haben, angekauft werden. Vom Ueberschuß aus dem Erlös der Bauplätze werden dann die Kirche und das Pfarrhaus gebaut und so kommt es häufig vor, daß die Kirche selber ein sehr gutes Geschäft aus der Anlage eines neuen Städtchens macht, während auf der andern Seite hinwiederum durch einen neuen Ort eine neue Gegend der Civilisation geöffnet wird.

So ein neues Dörfchen oder Städtchen wächst um so schneller, je eher ein passender Pfarrer für dasselbe sich findet und um so beliebter er bei seinen Pfarrkindern wird. Kommt dann noch ein tüchtiger Arzt hinzu, zu dem die Boers Vertrauen haben und zu dem dann die Kranken von weit und breit wallfahrten, so finden sich leicht neue Speculanten, Kaufleute, Handwerker, Bäcker, Schmiede und Gastwirthe, die schnell neue Häuser bauen und so das Städtchen vergrößern. Nachdem es dann einige Jahre so fortgegangen ist, errichtet die Regierung eine Magistratur, schickt einen Staatsanwalt hin, der Doctor wird, falls er seine wissenschaftliche Befähigung nachweisen kann, zum Physikus ernannt, Agenten finden sich ein, es bildet sich zur Bestreitung der städtischen Ausgaben eine Municipalität, die von den Bewohnern gewählt wird und von der Regierung Corporationsrechte erhält, — und das Städtchen hat seine vollständige Ausbildung und Entwickelung erreicht.

Es ist daher leicht ersichtlich, welche eigentlich die Hauptpersonen des Städtchens sind. Vor Allem zuerst wird der Prädicant die erste Stellung einnehmen, und um so mehr Achtung genießen, je weniger er mit den übrigen Personen des Ortes einen familiären Verkehr unterhält. Nach ihm in zweiter Linie kommt der Magistrat, dann vielleicht der Doctor und mit ihm zusammen der reichste Kaufherr. Die Stellung des Doctors ist jedoch ganz und gar von seiner Praxis bedingt. Hat er nur wenig Clienten, werden durch ihn nur wenig oder gar keine Fremde in das Städtchen gezogen, so wird natürlich sein Ansehen auch ein unbedeutendes sein.

Da ist die Hebamme meist schon eine ganz andere Person. Schon lange ehe noch das Städtchen angelegt wurde, hatte sie in der Nähe ein Etablissement unterhalten, sich dann bei der ersten Auction ein Stück Land gekauft und ein Häuschen darauf gebaut. Sie ist die älteste Einwohnerin. Sie kennt die ganze Geschichte der Gegend von Beginn an und kennt noch alle die reichen Kaufherren, die jetzt behäbig ihren Backenbart streicheln, um die Brillanten an ihren Fingern desto besser sehen zu lassen, aus jener Zeit, als sie arm und

gedrückt aus Europa oder aus der westlichen Provinz einzogen, und das einzige Gold, das sie besaßen, in ihrem Trauring, in ihrem guten Namen und in ihrem Mutterwitz bestand. Sie kennt die Geschichte mancher Frau, welche heute die Lady spielt, aus langer, langer, verschwundener Zeit.

Aber sie ist unter Arbeit, Umsicht und Verschwiegenheit alt geworden. Sie weiß Alles, aber erzählt nichts. Sie hat mehr Frauen entbunden, als mancher junge Professor der Geburtshülfe in Europa. Und hat auch manche Frau unter ihren Händen schneller als nöthig das bessere Jenseits erreicht, — die Todten sind stumm und ihren Ruhm und ihre Geschicklichkeit können nur die Lebenden verkünden.

Ein Arzt, welcher nicht von ihr protegirt wird, wird niemals reüssiren, aber glücklich ist jener Doctor, der ihre Gunst erlangt hat. Ihre Kunst hat sie zwar nicht auf der Hochschule erlernt, aber sie hat unendlich viel erfahren, Vieles beobachtet und mit Aufmerksamkeit sich umgesehen. Vielleicht hat sie sich in den letzten Jahren ein altes holländisches Hebammenbuch vom Jahre 1749 mit großen Buchstaben gekauft, das sie von jetzt ab täglich liest, und weiß auch alle die wunderthätigen Zaubertränke und Heilsalben dieses Buches aufs Beste zu verwerthen.

Ihr Wissen ist autoritativ. Unter allen Frauen des Dorfes gilt sie als Meisterin und nicht kann sich ihrem Einfluß die junge, erst kürzlich aus Schottland eingewanderte Dame entziehen, die in ihrem Heimathlande entsetzt gewesen wäre, wenn die sage femme unseres Städtchens sich ihrem Bette genähert hätte. Aber in Afrika angelangt, athmet sie afrikanische Luft und beginnt an afrikanische Zauberkünste zu glauben.

In der That haben die meisten dieser Art Hebammen im Laufe der Zeit sich ganz ansehnliche Kenntnisse erworben, und wenn sie außerdem, was sehr häufig der Fall ist, sorgfältig und behutsam sind, so schaffen sie auch in der Regel viel Gutes und nutzen durch ihre Geduld einer armen Gebärenden oft mehr, als ein junger gelehrter Doctor, den sein heißes Blut und sein Drang, von sich sprechen zu machen und sich auszuzeichnen, leicht zu Uebereilungen hinreißt.

Nebenbei verkauft aber auch die Hebamme noch verschiedene Gemüse, Weintrauben &c., die sie in ihrem Gärtchen zieht, und wird so zur wohlhabenden Frau, die ihrem Manne, einem unbrauchbaren Farmenschulmeister, der meist nichts thut, als Sonntags zweimal die Kirche zu besuchen, ein angenehmes und behäbiges Leben verschafft.

Da die Erzeugnisse der nordöstlichen Districte fast nur aus Wolle bestehen, so herrscht reges, geschäftliches Leben eigentlich nur ein Mal im Jahre im Februar oder März, wenn die Farmer ihre Producte zum Verkauf einbringen, um sich dafür ihre jährlichen Bedürfnisse an Kaffee, Zucker, Reis &c. einzuhandeln. Die ganze übrige Zeit im Jahre vegetirt das ganze geschäftliche Treiben und wird höchstens durch die früher geschilderten Kirchenfahrten unterbrochen.

Die verschiedenen Jahreszeiten bedingen hingegen keine oder nur sehr geringe Unterschiede im socialen Leben. Der Winter, der im Monat Mai beginnt und im September oder October endet, läßt Wiesen und Felder eben so grau und braun wie der Sommer erscheinen, und regnet es einmal zufällig im Winter, der in den nordöstlichen Districten meist sehr trocken bleibt, so läßt die am Mittag sehr kräftige Sonne (18° R. im Schatten) schnell grünes Gras in die Höhe schießen, so daß man sich wieder in den Sommer hinein versetzt glaubt.

Einen eigentlich grünen Frühling oder Sommer sieht man im Innern des Caplandes fast niemals. Hat nach einem dreitägigen Regen Anfang October der Sommer begonnen, — ein Frühling in unserm Sinne existirt dort kaum, — dann bedeckt sich wie mit einem Male das Land mit dem erfrischendsten Grün, um nach einigen Tagen wieder von der Sonne vollständig gedörrt oder verbrannt zu werden.

Eben so wenig Abwechselung findet sich in den verschiedenen Nahrungsmitteln. Schöpsenfleisch bildet Jahr aus Jahr ein die vorherrschende Fleischnahrung, und von Früchten sind in den nordöstlichen Districten eben nur Orangen, Pfirsichen und Weintrauben zu genießen. Unser deutsches Obst, Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen, gedeiht entweder gar nicht, oder schmeckt hölzern und trocken, während Orangen von Zeit zu Zeit nur aus den südlicheren Districten gebracht werden, und Pfirsichen und Trauben, wenn ganz reif, kaum den Transport von der nächsten Farm zum Dorfe vertragen.

Die wenigen Gemüse, wie junge Erbsen, Bohnen, Blumenkohl, Kartoffeln, Gurken, Melonen &c., die auf den Farmen gewonnen werden, kommen in der Regel wöchentlich einmal auf den Marktplatz zur öffentlichen Versteigerung und werden da von dem versammelten Herrenpublicum zu enormen Preisen angekauft. Es ist überhaupt Sitte, daß die Männer alle derartigen Einkäufe sowie ebenfalls das Fleisch jeden Morgen vom Fleischer besorgen, falls einmal ein Ochse geschossen worden, oder es zu heiß gewesen ist, um zu Hause einen Hammel schlachten zu lassen. Denn Ochsen werden meistens nicht geschlachtet, sondern man tödtet sie einfach dadurch, daß man ihnen eine Kugel in die Stirn jagt und ihnen dann mit einem Stoß ins Genick den Rest giebt. Man glaubt, daß dadurch das Fleisch schmackhafter bleibe. Kalbfleisch giebt es, glaube ich, in ganz Südafrika nicht. Da die Kühe keine Milch mehr geben, wenn ihnen das Kalb genommen ist, Milch aber dem Farmer unentbehrlich ist, da er bei jeder Mahlzeit Milch trinkt, so werden Kälber fast niemals geschlachtet. Um Butter zu bereiten, dazu ist entweder der Farmer zu träge oder aber es lohnt sich auch häufig gar nicht, da die Milch wegen des geringen Fettgehaltes zu wenig ergiebig ist.

Auch das Schweinefleisch scheint in Südafrika wegen des mangelnden Futters nicht so schmackhaft wie in Europa zu sein. Außerdem hat der Farmer eine vollständige Antipathie gegen das Schwein. Die zwei Morgen Ackerland, die er kaum umzäunt, fürchtet er, würden von den Schweinen ruinirt werden, und so kommt es denn auch, daß jährlich Tausende von Schinken aus Westphalen und aus England eingeführt werden.

Obgleich es noch eine Menge von Antilopen in den nordöstlichen Districten giebt, deren Fleisch, wenn mit Fett gespickt, außerordentlich schmackhaft ist, so wird doch selten im Dorfe dieses Wild gegessen. Hat man eine Antilope geschossen, so giebt es in der Regel keinen Speck, — und umgekehrt, hat man Speck, so haben die Antilopen ihre Wanderungen noch nicht begonnen, und so muß man denn auch auf diesen Genuß verzichten.

In neuerer Zeit haben die Bauern aus der Transvaalrepublik, des entschieden schönsten, fruchtbarsten und wasserreichsten Landes von ganz Südafrika, angefangen, das feste Fett des Hippopotamus, der noch sehr zahlreich in dem dortigen Lande sich findet, zu räuchern und nebst ihren getrockneten vorzüglichen Früchten als Handelsartikel in die englische Colonie zu versenden. Aber so zart und schmackhaft dieses Fett auch ist, bis jetzt haben die europäischen Damen und sehr viele der eingeborenen Engländerinnen und Holländerinnen sich noch nicht daran gewöhnen wollen, dasselbe zu benutzen.

Flügelvieh, wie Gänse, Enten, Hühner &c., haben in Folge des durch die anhaltenden Dürren stets trocknen Grases auch

einen sehr zähen Geschmack, und nur die Enten erreichen eine für Europäer genießbare Eigenschaft, ja werden zum Leckerbissen, falls man sie im kleinen Stalle mit Kaffirhirse mästen kann. Aber auch hier geht es häufig so, wie mit dem Speck, das man für die Antilopen braucht.

Diese immerwährende Trockenheit und Dürre ist aber ebenfalls ganz charakteristisch für die nordöstlichen Districte der Capregion. Meist vergehen Jahre, ehe es einmal ordentlich regnet, und ist dies der Fall, so geschieht es mit einer so enormen Vehemenz, daß das Wasser, anstatt in den Boden zu sickern und denselben zu befruchten, mit rasender Schnelligkeit zu den Flüssen und ins Meer hinabläuft. Mit dieser Trockenheit verbindet sich eine wunderbare Durchsichtigkeit der Atmosphäre und Reinheit des Sonnenlichts. Farmen und Bäume, von denen man, nach europäischem Maßstabe gemessen, höchstens einige Minuten entfernt zu sein glaubt, liegen vielleicht noch eine Stunde weit von dem vertrockneten und verstaubten Reiter, der, müde und abgehetzt, schließlich an eine Luftspiegelung zu glauben anfängt.

Aber eben diese Trockenheit der Atmosphäre und Stärke des Sonnenlichtes hat auch ihre Vorzüge. Feuchtigkeit, schädliche Gase, durch welche Krankheiten erzeugt werden können, Zersetzungen thierischer oder vegetabilischer Substanzen kommen kaum zu Stande, und die Folge davon ist, daß gewisse Krankheiten, wie z. B. Wechselfieber ꝛc., in diesen Gegenden niemals entstehen können.

Es ist daher das Klima dieser Capregion ein außerordentlich gesundes, und wenn man sich die nöthige Bewegung macht, nicht übermäßig im Essen und Trinken ist, kann man fast sicher sein, niemals krank zu werden.

Eine daher keineswegs auffallende Erscheinung ist das blühende und kräftige Aussehen sämmtlicher Kinder in so einem Städtchen. Solche verkrüppelte, verkommene und scrophulöse Figuren, wie man sie so häufig in größeren und kleineren Städten Europas findet, wird man dort vergebens suchen. Jedes Kind ist in der Blüthe seiner Gesundheit und strotzt von jugendlicher Frische. Den ganzen Tag im Freien, badet es sich fortwährend in gesunder Luft, und da man in einer neuen Ansiedelung die Mehlsuppen und den Pappbrei Europas nicht kennt, so erhalten die Kinder schon früh eine kräftige Fleischnahrung, an der niemals Mangel ist, und werden so zu starken und musculösen Menschen.

Zufolge der ewig trocknen Luft empfindet man auch selten jene Abspannung und Schlaffheit, wie die Sommerhitze in Europa sie erzeugt. Trotz einer ziemlich bedeutenden Hitze im Sommer (25 bis 26° R.) hat man einen bedeutenden Appetit nach Fleisch und sonstigen nährenden Speisen, und so kommt es denn auch, daß man trotz einer stärkern und länger anhaltenden Hitze als der nordeuropäischen, am Caplande kräftig arbeiten und kräftig bleiben kann.

Was aber in einem solchen Städtchen besonders interessant ist, das ist die große Anzahl junger Leute, deren Haupt- und Barthaar bereits vollständig grau oder weiß ist, ja man kann daraus sofort oft schon beim ersten Blick den eingeborenen Afrikaner von dem kürzlich eingewanderten Europäer unterscheiden. Bei dem Farmer (Boer) freilich ist dies weniger bemerkbar. Denn dieser nimmt seinen Hut niemals, selbst nicht in seinem Zimmer und in Gegenwart von Fremden von seinem Kopfe, aber bei den Städtebewohnern, die häufig barhaupt gehen, ist dies leicht ersichtlich. Uebrigens werden auch junge Europäer, wenn sie erst einige Jahre da gelebt haben, leicht grau und weiß und dies scheint auch mit dem schärfern, hellern Sonnenlichte zusammenzuhängen, das diese bleichende Eigenschaft besitzt, — eine Beobachtung, die man übrigens auch in manchen Theilen Australiens, wo ähnliche Verhältnisse obwalten, gemacht hat.

Diese ebenmäßige Trockenheit, die übrigens periodisch, man sagt alle sieben Jahre, eintritt, erzeugt aber auch oft in den nordöstlichen Districten förmliche Hungersnöthe. Hat es erst zwei Jahre nicht mehr geregnet, so haben die sämmtlichen Farmer der nordöstlichen Districte kein Getreide bauen können, und es ist dann außerdem nicht möglich, Mehl ꝛc. von der Küste heraufzuschaffen. Da der Gütertransport durch Ochsen bewirkt wird, so sterben diese vor Wasser- und Grasmangel an der Straße, und auf diese Weise wird jeglicher Gütertransport unmöglich. Ja im December 1862 ereignete es sich in Hopetown, einer Stadt am Oranjeflusse, daß die Einwohner ihre letzten Rationen Mehl theilten und Tage lang keinen Bissen Brot mehr hatten, bis ein anhaltender Regen endlich der Noth ein Ende machte und Mehl ins Städtchen geschafft werden konnte.

Either famine or feast — entweder Hungersnoth oder Ueberfluß, — entweder übermäßige Dürre und Trockenheit oder übermäßiger Regen sind die Merkzeichen für ganz Südafrika. Keine Uebergänge. Einförmigkeit in allen Situationen und Verhältnissen, gleichmäßig und einförmig aussehendes Land, gleiche Charaktere, gleiche Gedanken, gleichförmige Bestrebungen, ein durch alle Kreise gleichmäßiges Haschen nach Behaglichkeit, Monotonie überall, das ist das Symbol des Landes.

Und eben diese Monotonie der Jahreszeiten, diese Monotonie des Landes, der Lebensweise, der Beschäftigung, des Essens und Trinkens, — dieses fortwährende, durch keine kräftige, Geist und Herz erschütternde Aufregung unterbrochene ruhige und beschauliche Leben ist es, das dem an Abwechselung gewöhnten Europäer den langen Aufenthalt in Südafrika verleidet. Am glücklichsten und zufriedensten wird sich stets der ruhig fortarbeitende Handwerker und jener Kaufmann fühlen, der nur darauf bestrebt ist, sich langsam und allmälig ein Vermögen zu erwerben, und dem der kleine Kreis, der ihn umgiebt, und die einfachen Verhältnisse, in denen er sich bewegt, vollkommen genügen. Er hat jedenfalls in Südafrika ein angenehmeres Leben, als er es je in Europa erlangt hätte. Bei mäßiger Arbeit hat er keine Concurrenz zu fürchten und das Wohlergehen einer großen heranwachsenden Familie wird ihm keine Sorge verursachen. Seine Kinder sind eingeborene Afrikaner, und diese werden stets Südafrika für das schönste Land der Welt halten. Der Gelehrte hingegen oder jener, dessen ganze Lebensthätigkeit mehr dem Idealen zugewendet ist, wie der, der in seinem Innern nicht den Beruf hat, der Pionier zu sein für künftige Generationen, der wird sich zwar in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Südafrika außerordentlich gekräftigt fühlen von der ewig heitern, trocknen, sauerstoffreichen Luft, aber nach einiger Zeit wird es ihm doch in dieser Ruhe, in dieser tonlosen Einförmigkeit des ewig tiefblauen Himmels und der ewig braunen Berge unheimlich werden und er wird sich stets zurücksehnen nach England oder Deutschland, trotz des dortigen grauen Horizontes und des im Allgemeinen ziemlich unangenehmen Klimas.

Aber immerhin wird ihm die Erinnerung an die in Südafrika verlebten Jahre angenehm und heimisch bleiben. Es ist ein eigenes, ein eigenthümliches Land, — es giebt dort eigene und eigenthümliche Verhältnisse und Menschen — und Entfernung und Erinnerung verklären ja Alles, Land und Leute, mit einem wohlthuenden Zauber und beleuchten häufig die entsetzlichste Einöde, die einförmigste Scenerie und die einförmigsten Menschen mit den anmuthigsten Farben und nie oder selten wird sie Ehrgeiz oder ein höherer Drang über die Bahn des Alltäglichen hinaustreiben.

Mittheilungen über Venezuela.

Von **Franz Engel.**

I.

Oberfläche; Gebirge, Urwälder, Region der Llanos. — Die verschiedenen Stromgebiete. — Landeserzeugnisse und Handel. — Die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung. — Die Grundtypen und die Mischlinge. — Charakter derselben. — Ethnische Zusammenhanglosigkeit. — Arbeitsverhältnisse. — Trostlosigkeit der allgemeinen Zustände.

Geographisch-ethnographische Uebersicht.

Die geographische und durch die Configuration der Küste natürlich befestigte Lage Venezuelas gehört zu der bevorzugtesten aller Gebiete Südamerikas; sie richtet den Blick des Historiographen unwillkürlich auf die dadurch entschieden angedeutete hohe Bestimmung, die der Zukunft dieses Landes ohne Zweifel vorbehalten ist. Von den 754 geographischen Meilen der Grenzlinie kommen allein 200 auf die Küste, welche gut geschützte Rheden, Buchten und Hafenplätze darbietet, und von schützenden Inseln gekrönt ist. Ostwärts von Porto-Cabello bis zum Cabo-Codera erhebt sich in einer Ausdehnung von 45 Leguas eine hohe Gebirgsmauer steil aus dem Meere, mehrere tausend Fuß aufsteigend und gegen jegliche Ueberfälle als eine unübersteigbare Brustwehr schützend; östlich und westlich von dieser Gebirgsmauer ist die Küste wieder flach, bis sie bei Cumaná und am Golf von Coriaco wieder hoch und steil ansteigt und vortreffliche Hafenplätze mit gutem Ankergrunde bildet.

Die Oberfläche Venezuelas erhebt sich theilweise zu compacten Gebirgsmassen, theils dehnt sie sich in weite, gleichmäßige Ebenen aus, in die sogenannten Llanos und Savanas. Die Alpenregion zerfällt in drei Gebirgssysteme: das venezuelanische Andesgebirge, das Küstengebirge und das System der Sierra Parime. Das erste, zusammenhängend mit der Ost-Cordillere der Andes von Neu-Granada, spaltet sich bei Pamplona in zwei Hauptzweige, deren einer, gegen Norden nach Ocaña zulaufend, in der Sierra de Penija und den Bergen von Oca in der Halbinsel Goajira endet; der andere, bedeutendste, gegen Ost-Nord-Ost zulaufend, durchzieht die Provinzen von Tachira, Merida, Trujillo und einen Theil von Barquisimeto. Diese compacte Gebirgsmasse erstreckt sich über eine Länge von 95 Leguas bei 18 Leguas mittlerer Breite und erreicht und überragt an vielen Höhepunkten die Schneegrenze, — in den sogenannten Páramos und Sierra nevadas. Unter Páramos versteht man die hohen, rauhen und windigen Bergeinöden, wo es beständig naßkalt ist; sie liegen in der heißen Zone zwischen 9600 bis 12,000 Fuß über dem Meeresspiegel, von dem verkrüppelten Baum-, Stauden- und Graswuchse an bis zur Grenze der Vegetation, sind fast immer in dichten, kalten Nebel gehüllt und von den Einwohnern sehr gefürchtet; die Grenze des ewigen Schnees, Nevado, beginnt oberhalb der Páramos, in der heißen Zone mit 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel; die Gebirge Mitteleuropas erreichen etwa schon mit 8000 Fuß die Schneelinie.

Die Llanos, in Natur und Menschen im schroffen Gegensatze zu der Alpenregion, nehmen den vierten Theil des ganzen Gebietes der Republik ein und dehnen sich von dem südlichen Abhange der Küstengebirgskette und der Andeskette von Merida ununterbrochen bis an die Ufer des Orinoco und des Rio Guaviare wie ein Grasmeer aus, im Norden von den Cordilleren, im Süden von den unermeßlichen Wäldern Guyanas begrenzt. Ihrem Localcharakter nach sind sie in vier Classen zu unterscheiden: in die Llanos von Cumana und Barcelona, die von Caracas und Carabobo, die von Varinas und die von Apure. Die östlichen, die von Cumana und Barcelona, sind reicher an Wasser und frischer in ihrer Vegetation, um so mehr, als sie sich dem Delta des Orinoco nähern; die südlichen, die von Apure, haben eine so horizontale und gleichmäßig flache Beschaffenheit, daß sich nirgends nur die geringste Erhöhung des Bodens wahrnehmen läßt; die von Caracas und Carabobo sind von kleinen sichtbaren Neigungen, Hügelreihen und flachen Bänken durchbrochen. Jene von Varinas endlich neigen sich den Flüssen Portugueza und Apure sanft zu, sind von zahlreichen Gewässern, die von der Cordillere herabfallen, bewässert und von fast immer schiffbaren Strömen begrenzt. Die Savanen auf dem rechten Ufer des Orinoco zeichnen sich vor den Llanos auf dem linken Ufer durch eine größere Mannichfaltigkeit der Bodenbeschaffenheit aus; ihre Oberfläche bietet einen malerischen Wechsel von Höhenzügen, Hügeln, Wäldern, Flüssen, Palmengruppen und frischen Ebenen dar, die nicht, wie die Llanos, am linken Ufer überschwemmt werden, und neben den reichsten Weiden zugleich den fruchtbarsten Ackergrund besitzen.

Das Gebiet der Urwälder, welches die Llanos und Savanas begrenzt, ist noch ausgedehnter als die Region der Ebenen und des Gebirges zusammengenommen. Es umfaßt eine Oberfläche von 18,214 Quadratleguas (10,300 geographische deutsche Quadratmeilen), von denen 12,000 Quadratleguas der Cultur fähige Urwaldung sind. Ungefähr 40,000 bis 50,000 Menschen, meistentheils unabhängige Indianer, bewohnen dieses ganze Gebiet.

Das Gebiet der Llanos, der Weiden, umfaßt einen Flächenraum von 9000 Quadratleguas (5110 geographische Quadratmeilen). Große Strecken desselben werden jährlich überschwemmt und dann bleibt die Viehzucht nur auf die wenig erhabenen Bänke beschränkt.

Das Gebiet der erhöhten und gebirgigen Bodenoberfläche, des Ackerbaues, von der Nordküste bis zu dem Beginne der Llanos, umfaßt eine Ausdehnung von 8737 Quadratleguas (fast 5000 geographische Meilen); es gehört zu den fruchtbarsten und schönsten Regionen der neuen Welt, besitzt eine ausgedehnte Küste mit günstig gelegenen Häfen, liegt aber aus Mangel an Industrie, technischen Hülfs- und Arbeitskräften zum größten Theil noch uncultivirt. Die gegenwärtig cultivirten und cultivirt gewesenen Ländereien haben nur eine Ausdehnung von 500 Quadratleguas; von diesen sollen gegenwärtig nur etwas über 50 Quadratleguas wirklich in Cultur sein; 4500 Quadratleguas sind mit Urwald bedeckt; 1820 Quadratleguas bestehen aus theils ebenem, theils bergigem Lande und der Rest kommt auf nicht cultivirbaren Boden, auf Gebirge, Seen, Lagunen und Sümpfe.

Die ganze Oberfläche Venezuelas theilt sich in acht natürliche Becken, welchen die Gewässer zufließen. Diese sind: das Becken des Orinoco, des Essequibo, des Rio Negro, des Sees von Maracaibo, des rings umschlossenen Sees von Valencia, der Golfe von Cariaco und Paria und des Antillischen Meeres. Das größte und wichtigste von allen ist das Orinocobecken; fast vier Siebentel des ganzen venezuela-

nischen Gebietes gehören zu demselben, und zwei Drittel des ganzen Flußgebietes dieses wichtigen Stromes dem Gebiete von Venezuela. Die Mehrzahl der Flüsse fließt in das Becken des Maracaibo-Sees, das einen Flächenraum von beinahe 4500 Quadratleguas umfaßt, von denen der See allein 700 einnimmt, und in das Becken des Antillenmeeres, dessen Stromgebiet — nur Küstenströme — etwa 2900 Quadratleguas beträgt. Nächst dem Orinoco und dessen größeren Nebenflüssen sind mehrere Flüsse des Maracaibosees und einige der größeren Küstenflüsse schiffbar.

Die materielle Thätigkeit der Bevölkerung ist durch die physische Natur des Landes hauptsächlich auf Viehzucht und Ackerbau hingewiesen, deren sich der Handel, sich ihnen zunächst anschließend, bald in seiner ganzen Ausdehnung bemächtigt. Die Hauptproducte des Ackerbaues des Küstengebietes sind: Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Bananen, Mais, Taback, Yucca (Maniok) und verschiedene Feldfrüchte. Die Ausfuhr an Bodenproducten beschränkt sich aber nur auf Kaffee, Cacao, Rinderhäute; in geringerer Menge: Taback, Indigo, etwas Baumwolle und einige Waldproducte, als: Bauholz, Färbeholz, Dividivi, Droguen und Arzneistoffe.

Der Werth der Einfuhr kommt dem Werthe der Ausfuhr ziemlich gleich; eine inländische Industrie hat sich in keiner erwähnenswerthen Weise aufgethan; der fabrikartige Betrieb beschränkt sich nur auf solche Gegenstände, die mit der Productenerzeugung in nächster Beziehung stehen, wie auf Brennereien und Zuckersiedereien, auf Anfertigung einiger grober baumwollener Stoffe und von Strohhüten aus Palmenblättern, sogenannten Panamahüten; eine Ausfuhr findet aber nur von diesem letztern Fabrikate statt. Der Consum ist fast eben so groß als die Production; selbst Nahrungsmittel, namentlich nordamerikanisches Mehl, werden dem Lande zugeführt, anstatt sein reich gesegneter Boden und seine unermeßlichen Ländereien dieselben naturgemäß ausführen sollten. Der Aufschwung des Handels ist aber trotz der politischen unausgesetzten Wirren und der Unsicherheit aller Zustände in den letzten Jahren in stetem Wachsen begriffen. Nach den Zollregistern der Jahre 1832 bis 1834 betrug der jährliche Werth der Einfuhr 3,300,168 Pesos, der Ausfuhr 3,208,575 Pesos; in dem Jahre 1855 bis 1856 an Einfuhr 6,996,411 Pesos und an Ausfuhr 8,295,130 Pesos. Der Werth der Einfuhr durch den Schmuggel ist aber auf 1 bis $1^1/_2$ Millionen Pesos zu veranschlagen, so daß ein wirklicher Ueberschuß aus der Ausfuhr kaum erzielt wird.

Die verhältnißmäßig höchste Productionssumme wird in dem herrlichen Thale von Aragua gewonnen, das, eingeschlossen von zwei Paralleljochen des Küstengebirges und von dem Flusse gleichen Namens durchschnitten, ein wahres Paradies der Fruchtbarkeit und landschaftlicher Schönheit zu nennen ist; im Süden münden Fluß und Thal in den von malerischen Ufern umkränzten See von Valencia (Tacarigua). Im Verhältnisse zu der Summe der Producte steht auch die in dieses Thal zusammengedrängte Dichtigkeit der Bevölkerung.

Die allgemeine Dichtigkeit der Bevölkerung der ganzen Republik beträgt nach den Angaben von 1852 $43,_5$ pr. Quadratlegua oder $77,_5$ pr. deutsche geographische Quadratmeile. Die Vertheilung aber ist unter den Provinzen eine sehr ungleiche; in der Provinz Barquisimeto z. B. leben auf dem Raume einer Quadratlegua 401, in der Provinz Margarita sogar 565, während in der Provinz Apure 17 und in der 20,149 Quadratleguas großen Provinz Guyana nur $0,_6$ Menschen auf einer Quadratlegua leben. Die vierzehn Provinzen der Republik (die Eintheilung der Provinzen wechselt häufig unter den verschiedenen Regierungen und in neuester Zeit ist unter der föderalen Regierung die Republik in eine Gruppe von conföderirten Staaten eingetheilt worden, die aber bereits wieder einer neuen Umgestaltung entgegensieht) zerfallen in 96 Cantone mit 560 Parochien, deren Gesammtbevölkerung nach dem Census von 1854 1,554,433 Seelen beträgt, sich in dem letzten halben Jahrhundert ungefähr verdoppelt hat. Diese anderthalb Millionen Menschen bewohnen einen Flächenraum von 35,951 Quadratleguas oder 20,223 deutschen geographischen Quadratmeilen, also reichlich ein dreifach größeres Territorium als dasjenige von Großbritannien und Irland und nicht ganz doppelt so groß als das des ehemaligen deutschen Bundes. Dieses Ländergebiet, der nordöstliche Theil des Festlandes von Südamerika, liegt zwischen 1° 8′ N. Br. und 12° 15′ N. Br. und zwischen 60° 36′ und 75° 38′ W. L. von Paris. Gegen Norden wird es von dem Antillenmeere und dem Atlantischen Ocean, gegen Westen von dem Staatengebiete Neugranadas, gegen Süden von Brasilien und gegen Osten und Südosten von Britisch Guyana begrenzt. Die Grenze gegen Neugranada giebt zwischen beiden Nachbarrepubliken noch zu verschiedenen Auslegungen Raum, jedoch handelt sich die Streitigkeit nur um einen imaginären Besitz, da die Halbinsel Goajira weder der einen noch der andern Macht unterworfen, sondern von unabhängigen Indianern, den Goajiros, bewohnt ist. Auch die britische Regierung erhebt im Südosten noch auf ungefähr 2000 Quadratleguas für Britisch Guyana Anspruch, deren Verhandlungen mit dem ehemaligen Präsidenten Monagas über noch größere Ausdehnungen hinaus beinahe zum klingenden Abschlusse gediehen waren, als dieser seines Amtes durch die Revolution vom Jahre 1858 entsetzt wurde*).

Der jährliche Zuwachs der Bevölkerung Venezuelas durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle betrug nach amtlichen, dennoch aber wenig verbürgten Angaben an 15,000 bis 20,000 Seelen, ungefähr $1,_6$ Procent, und eine Vermehrung von etwa drei Viertel der Gesammtbevölkerung in einem halben Jahrhundert. Die Vermehrung der Einwohnerzahl durch Einwanderung ist nie von Belang gewesen und hat nach einigen mißglückten Importationsversuchen und seit den letzten Jahren unausgesetzter Bürgerkriege ganz aufgehört. Der also langsam fortschreitende Zuwachs berührt die Bevölkerung nicht gleichmäßig, die sich in verschiedenen Gegenden, ohne sich regelmäßig progressiv zu steigern, vorübergehend vermindert und vermehrt. Verheerende Krankheiten sind nicht so sehr als politische Schäden und Prostitution, sowie namentlich Mangel an Einwanderung Ursache dieses schwankenden und geringen Wachsthumes der Bevölkerung. Es treten die verderblichen Rückwirkungen jener Uebelstände nur um so klarer zu Tage in einem Lande, dessen geographische Lage und fruchtbarer Boden alle Bedingungen zu einer leichten Ernährung und Vermehrung des Menschengeschlechtes in sich schließen; aber das Heilmittel derselben liegt nur in einer Verwandlung und Befestigung des gesellschaftlichen und politischen Organismus, der die Gesellschaft aus ihrer Auflösung und den Staat aus seiner Schwäche zu wahrhaft freien, geordneten und Bürgschaft leistenden Institutionen und Gesetzeskraft hinaufzuleiten vermag und dadurch den Strom der Auswanderungen nach seinen unbevölkerten Territorien zu leiten sucht. Bevor nicht eine solche Consolidirung eingetreten, wird das Wachsthum der Bevölkerung schwankend und langsam vorschreiten, der sittliche Verfall und die Indolenz der Bewohner nicht gehoben, noch die Wohlfahrt und Kräftigung des Staates in sich realisirt werden.

---

*) Er ist nun eben jetzt, Juli 1868, wieder obenauf gekommen. A.

Aus der Mischung der drei auf dem amerikanischen Boden zusammengewürfelten Menschenracen entstand ein Racengemenge, das alle Farbenschattirungen vom tiefsten Dunkel bis zum lichten Hell durchläuft; aber diese naturwidrige Zusammendrängung und Mischung der Racen sind eine Quelle des Unheils geworden für jene Länder, in welchen sie bewerkstelligt werden. Die Eifersucht der Farbigen nach Gleichberechtigung nebeneinander und Herrschaft übereinander hat in ihnen den Keim gegenseitigen Hasses und hämischer Feindschaft gelegt; die Sonderheiten der Urracen haben sich in dem Producte ihrer Kreuzung nicht miteinander verschmelzen können und werden in dem Staatengusse stets Risse und Ausbrüche bilden. Die leibliche Berührung verschieden organisirter und durch verschiedene Himmelsstriche von einander abgesonderter Menschenarten hat endemische und epidemische Seuchen und Uebel erzeugt, die wie eine ewig drohende Geißel über den Bewohnern jener Ländergebiete schweben. Die Racenabneigung ist eine Naturäußerung, die keine Logik, keine Civilisation, keine tausendjährige Gemeinschaft — wie die tägliche Erfahrung bewahrheitet — zu unterdrücken vermag. So hat sich der fluchwürdige Handel mit Menschenleben in seinen Folgen bitter gerächt; von der Natur bevorzugte Erdstriche sind von den Elementen, die man willkürlich zusammengeworfen, unterwühlt worden.

Glücklicherweise ist das indianische Blut in dem Mischungsverhältnisse überwiegend, da die Einfuhr schwarzer Sklaven auf dem Festlande von Columbien bedeutend geringer gewesen ist als auf den westindischen Inseln. Die Gegensätze zwischen indianischer und kaukasischer Race sind weniger groß als die der afrikanischen und europäischen; sie stehen in leiblicher und geistiger Organisation nicht ganz so weit auseinander und sind daher fähiger zu einer Mischung und Verschmelzung des Geblütes. Die Ureinwohner — die Indianer — sind von den Küstenstrichen fast ganz verdrängt worden; die „civilisirten“ Stämme, die sogenannten Indios reducidos, die der Cultur und dem christlich-katholischen Cultus unterworfen sind und Sprache und Sitte des Landes angenommen haben, leben im Binnenlande, auf den Cordilleren und in den Gras- und Waldebenen zerstreut untereinander und sind dort die Träger und Pfleger des Ackerbaues und der Viehzucht geworden. Sie haben ihren Racencharakter unverändert, einzelne Stämme sogar ihre Stammessonderheiten und das Stammgepräge bewahrt und sich, ungemischt mit anderen Stämmen, in einzelne Ortschaften oder über einzelne Gebirgszüge zusammengezogen. Wenn auch alle von einer Race abstammen, so prägt sich in der hellern oder dunklern Kupferfarbe sowohl wie in dem Baue des Körpers und dem Gesichtsausdrucke und selbst in dem abweichenden Temperamente ihre Stammesverschiedenheit deutlich aus. Friedlich und still zurückgezogen cultiviren sie mit phlegmatischer Beharrlichkeit ihre Felder oder züchten ihre Pferde, Rinder und Esel. Ihre Scheu und Gefügigkeit ist der frechen Zudringlichkeit und Halsstarrigkeit des Negers geradezu entgegengesetzt; es wohnt ihnen eine tiefe Regung inne für Heimath und Familienbande; aber mißtrauisch und schüchtern gegen jeden Andersfarbigen, abergläubisch in Religion und Gebräuchen, phlegmatisch und unzuverlässig in ihren Aussagen, lassen sie sich selten und nur mit Ueberwindung zu Lohnarbeiten und Dienstleistungen heranziehen; sie sind nicht geeignet, aus eigener Kraft mitzuwirken an dem Aufschwunge und der Kräftigung des Staates, dessen „Bürger“ sie sind.

In ihren Trinkgelagen, die sie zur Zeit der aus Mais oder Reis gegohrenen Getränke — der Chicha — abhalten, oder in den Zusammenkünften an Sonn- und Festtagen, wo sie sich in Branntwein, dem sie sehr zugethan, berauschen, verwandelt sich ihr stilles, scheues und phlegmatisches Temperament, so lange der Rausch anhält, in wüste, unzubändigende Tobsucht bis zur Raserei; nach dem Rausche aber kehrt die alte Gefügigkeit und das Phlegma zurück. Der wilde, unabhängige Geist der Väter schlummert noch verborgen in der Seele der unterdrückten, gebändigten Enkel; aber nicht mehr fähig, den Bann seiner Ueberwinder zurückzuschleudern, flammt er von Zeit zu Zeit in ohnmächtigen Wuthausbrüchen und Delirien auf, bis er dereinst von der allmäligen Racenauflösung ganz verschlungen sein wird.

Andere indianische Stämme haben noch ihre ursprünglichen Sprachen und Sitten unverändert bewahrt, sind jedoch getauft, und wenn man es für gleichbedeutend erachten will, auch Christen geworden; sie leben unter kirchlicher und staatlicher Beaufsichtigung. Diese, Indios catequisados genannt, umfassen den kleinsten Theil der indianischen Bevölkerung, und sind mehr dem Namen und den statistischen Registern nach als in Wirklichkeit unterworfen und christlicher Gesittung zugeführt. Diejenigen Indios catequisados, die von den spanischen Missionen beherrscht und bis zu einem gewissen Grade cultivirt waren, verwilderten während des Unabhängigkeitskrieges wieder, und die Versuche, die man in neuerer Zeit wieder angestellt, sie mit friedlichen Waffen zu unterwerfen, sind im Grunde resultatlos geblieben. Sie bewohnen die Niederungen, namentlich im Beckengebiete des Orinoco und einiger Flüsse, die sich in den See von Maracaibo ergießen.

Die Indianer, welche dem Kirchen- und Civilregimente noch nicht unterworfen, ungetauft und unbotmäßig sind, Indios bravos, wilde Indianer genannt, leben nach ihren meist verwandten Stämmen und Sprachen geschieden, zurückgedrängt in die entlegenen und uncultivirten Ländergebiete, zumeist in der Provinz Guyana, dem großen Stromgebiete des Orinoco, Rio Negro und Cuyuni; sie gehören größtentheils zu dem großen caraibisch-brasilianischen Stamme. Einzelne andere Stämme der Indios bravos haben sogar mitten in der Civilisation und modernen Bevölkerung ihre Unabhängigkeit bewahrt wie die Goajiros auf der Halbinsel Goajira an dem Golf von Maracaibo, und andere kleine vereinzelte Familien in dem Beckengebiete des Sees von Maracaibo, und zwar im Westen und Südwesten des Sees, innerhalb des Gebietes zwischen dem Gebirge von Ocaña, dem untern Laufe der Flüsse Sardienta, Zurru, Catatumbo und Rio do Oro und der Sierra de Perija.

Eine derartige unausgeglichene Berührung von Cultur und Uncultur ist nur möglich in einem so dünn bevölkerten, zum größten Theil mit Urwald bedeckten Ländergebiete, in welchem alle Verbindungen abgebrochen und gegenseitige natürliche, streng von einander scheidende Grenzmauern aufgeworfen sind. Ein Gebiet schiebt sich in das andere hinein wie ein unbekannter Welttheil, an welchem die Menschen wie an einer Meeresbucht in weiten Bogen und Umwegen herumziehen.

In der Provinz Guyana ist die Neugründung von Missionen wiederholt decretirt worden, aber theils gar nicht ausgeführt noch von Erfolgen begleitet gewesen. Bezüglich der Unterwerfung der Goajiros auf der Halbinsel sind gar keine Maßregeln getroffen; die beiden Schwesterrepubliken Venezuela und Neu-Granada, die sich zwar auf den Karten die Halbinsel einverleibt und gegenseitig getheilt haben, begnügen sich mit der Absperrung des Indianergebietes durch Militärcordons. Dadurch werden die feindlichen Raubzüge und Einfälle der Goajiros in die benachbarten Territorien der beiden Republiken verhütet und wird zugleich der Tauschhandel mit ihnen vermittelt. Jedem Eintritte in ihr behauptetes Gebiet stellen sie sich feindselig entgegen, erscheinen aber

häufig selbst auf den Märkten von Rio Hacha und Maracaibo und stehen unter ganz besonderm Schutze der Regierungen, da man eine Kränkung ihrer Familie und die Unterbrechung des Handels behutsam zu vermeiden sucht.

Aus der Vermischung der indianischen mit der kaukasischen Race (spanischer Nation) entstanden die **Mestizen**, mit gelblich-bräunlicher Hautfarbe, bald heller, bald dunkler, je nachdem die Neigung zum väterlichen oder mütterlichen Geschlechte im Abkömmlinge vorherrscht. Es nähern sich die Mestizen oft so sehr der Farbe der weißen Creolen, daß sie an den unbedeckten Körpertheilen, dem Gesichte und den Händen, kaum von denselben zu unterscheiden sind, da die unbedeckte Haut auch der weißen Creolen mehr oder minder von dem Klima gebräunt oder gegelbt ist, und der Teint unter den Angehörigen einer und derselben Familie merkwürdig verschieden, dunkel und hell, auftritt. Das schwarze schlichte indianische und das volle gewellte dunkle Kopfhaar der kaukasischen Race (spanischer Nation) verschmilzt gewöhnlich zu einer reichen, langen, lockig-gewellten, glänzend schwarzen Haarfülle.

Während die Indianer, von dem Küstengebiet zurückgedrängt, das Hochland und die weiten Landstrecken der Llanos des Orinoco und Cuyuni bewohnen, leben die **Neger** in den Küstenstrichen und in den Niederungen der größeren Flüsse; ihre Anzahl war von jeher in den Colonien des spanischen Festlandes eine geringere als auf den Inseln und ist auch gegenwärtig den anderen beiden Racen gegenüber nicht bedeutend. Aber sie wohnen sehr concentrirt innerhalb einzelner Gebiete und haben durch die dunklen Mischlinge ihrer Race, die ihnen geistig und körperlich näher stehen als den Weißen, und durch gleiche Interessen an sie geknüpft sind, einen bedeutenden Zuwachs erhalten, so daß sie auf den ersten Blick als überwiegend erscheinen und innerhalb einzelner Gebiete auch in der That überwiegend sind. Dieses partielle Uebergewicht, namentlich in der Provinz Caracas und den wichtigen Küstenstrichen, berechtigt die Weißen zur Besorgniß und Vorsicht, denn seit den letzten langjährigen Streitigkeiten zwischen den Föderalen und den Unitariern (den Liberales und Oligarcas) haben sie gegen die **weißen Unitarier** eine sehr entschiedene und herausfordernde Haltung eingenommen.

Die Lohnarbeiten auf dem Felde und in den Städten werden fast vorzugsweise von Negern und Mischlingen verrichtet. Diese besitzen nicht die phlegmatische Beharrlichkeit der Indianer zum Anbau eigener, größerer Grundstücke, noch zur Viehzucht; sie haben keine Neigung zur Gründung einer eigenen Häuslichkeit, keine besondere Anhänglichkeit an Heimath und Familie. Das nothdürftigste Obdach und ein geringer Bedarf an Nahrungspflanzen genügt ihnen; sie ziehen es vor, schnell fremden Sold zu gewinnen, als einer allmäligen Wohlhabenheit aus eigener Betriebsamkeit anzustreben; so wie sie heute gewinnen, lassen sie morgen den Verdienst wieder zerrinnen. Neugierig, gesellig, zudringlich und vergnügungssüchtig wählen sie ihren Aufenthalt besonders gern in den Städten und großen Haciendas, und sind daher zu Lohndiensten leichter zu vermögen, als die verschlossenen, scheuen Indianer. Darin liegt der Grund, daß die Sklavenemancipation, zumal so gewaltsam und plötzlich, wie sie in Venezuela stattgefunden, dennoch nicht in dem Maße hemmend und lähmend auf die Erzeugung von Bodenproducten eingewirkt hat, wie man hätte annehmen sollen; die Neger und Mischlinge — die früheren Sklaven — verrichten nach wie vor die Arbeiterdienste auf den großen Haciendas, nur, daß ihre Kräfte mehr zersplittert sind und sie dieselben nach Belieben verwenden; die Indianer, die sich schwer zu Lohndiensten bereit finden lassen, haben auch früher ihre Kräfte nicht in die Wage der großen Bodencultur geworfen.

Auf dem hispano-amerikanischen Festlande war die Aufhebung der Sklaverei bereits lange durch die Befreiung der **Manomizen***) vorbereitet worden, und für die Wohlfahrt des Landes und die Befestigung des Grundbesitzes wäre es ersprießlicher gewesen, wenn jene vorbereitete Abschaffung der Sklaverei nicht durch ein aus der Luft geschleudertes Decret gewaltsam überstürzt worden wäre. Durch diese **plötzliche** Unterbrechung eines allmälig eingeleiteten Dienst- und Arbeitsystemes erlitt die Bodencultur eine bedeutende Hemmung und Erschütterung und der allgemeine Wohlstand eine rückschreitende Bewegung. Die Sklaven zerstreuten sich zum großen Theile, zersplitterten und verringerten die bisherige Arbeitskraft, große Haciendas blieben ohne ausreichende Bedienung, die Betriebsamkeit ward gelähmt und der cultivirte Boden verwilderte theilweise. Die früheren Sklaven, die ihre Wohnsitze festhielten, wurden Pächter ihrer ehemaligen Eigenthümer, bebauten ihre eigenen Felder und leisteten der Hacienda nicht die ausreichenden Dienste mehr, die deren Anlage erforderte, so daß sie zerfielen und zu Grunde gingen. Aber nur allein der **große** Grundbesitz producirt **über** den unmittelbaren und localen Consum hinaus; die Neger pflanzen nothdürftig so viel, wie sie selber verzehren. Der Verfall der großen Haciendas mußte alsbald allgemeine Stockung des Wohlstandes nach sich ziehen; die Folgen des übereilten Aufhebungsdecretes machten sich denn auch sofort durch tief eingreifende Erschütterungen in dem gesellschaftlichen Verbande geltend.

Nach und nach legten sich die auflösenden Fluthen der überstürzten Sklavenemancipation; durch gegenseitige Compromisse wurde die materielle Thätigkeit nach einem andern Systeme wieder aufgenommen, das freilich einen weniger festen Boden gewann und gänzlich auf persönlichen Abmachungen beruhte; der Sklave ward Lohnarbeiter, der Pächter leistete durch persönliche Dienste Zahlung, und der seßhafte Arbeitsmann übernahm die Arbeit in Accord. Zu der ehemaligen Bedeutung und Culturausdehnung kehrten die alten großen Güter freilich nicht wieder zurück, da die gesteigerten Betriebskosten der Landwirthschaft von den Grundbesitzern, deren Vermögen hauptsächlich in den Sklaven gesteckt hatte, nicht erschwungen werden konnten; aber die Bodencultur in engerer Umgrenzung nahm einen bedeutenden Aufschwung und deckte nicht nur den Ausfall der verfallenen großen Haciendas, sondern erzielte ein sich beständig steigerndes Mehr in der allgemeinen Bodenproduction**).

Das materielle Wohl, das dem Sklaven aus seiner persönlichen Freiheit erwachsen, ist weniger groß, als der moralische Gewinn. Materiell hat er seine Lebenslage kaum verbessert, und er wird eine Verbesserung derselben überhaupt erst dann herbeiführen, **wenn** und **falls** ihm der moralische Werth der Freiheit tiefer ins Bewußtsein übergegangen sein wird. Als Sklave besaß er eben so viel und mehr, als er jetzt sein Eigenthum nennt; ihm ward eine Wohnung überwiesen, gleich der wie er sie jetzt besitzt; zu derselben gehörte ein gewisses Stück Land, dessen Früchte er verkaufte und deren Ertrag ihm gehörte, wie gegenwärtig; ihm ward Gelegenheit gegeben, seinen Feldbau zu erweitern und Ersparnisse zu machen zum Rückkauf seiner Freiheit, der ihm gegen eine gesetzlich festgestellte Summe nicht verweigert werden durfte. Er konnte sich nach der Arbeitszeit, an Sonn- und Festtagen frei ergehen und

---

*) Manomizen waren die von Sklaven geborenen Kinder, die bis zu ihrem zwanzigsten Jahre dem Herrn Sklavendienste verrichten mußten und darauf frei wurden.

) Dieses **Mehr, falls es vorhanden ist, statistisch nachgewiesen zu sehen, wäre von Interesse. Die Ausfuhr ist für ein Land wie Venezuela geradezu armselig, und der Herr Verfasser bemerkt ja selber, daß es an Arbeitskräften fehlt. A.

mit seinem Gelde schalten und walten wie er wollte. Vier Tage war er gezwungen, auf der Hacienda zu arbeiten, die übrigen drei Tage gehörten ihm zu seiner Erhaltung und seinem Erwerbe. Jetzt, als „freier“ Arbeiter, bekommt er freilich Zahlung für seine Dienstleistungen, zu denen er verpflichtet ist, übernimmt damit aber auch die alleinige Sorge für seine Erhaltung, während er als Sklave erhalten werden mußte, er mochte nun arbeiten oder nicht. Von seiner selbständigen Verfügung über Zeit, Mittel und Arbeit weiß er keinen ausgedehntern Gebrauch zu machen, als in der ehemaligen Beschränkung derselben; träge, indolent, ohne Ehrgeiz, anmaßend, gierig und wollüstig, giebt er sich, da der Zwang aufgehört, kaum in so weit einer Thätigkeit hin, als zur Bestreitung der kaum nennenswerthen Lebensbedürfnisse und der Cultur seiner Brotpflanzen erforderlich ist. Das materielle Elend ist im Ganzen dasselbe geblieben.

Höher aber steht der moralische Gewinn; in gleiche Rechte und Pflichten mit den übrigen Staatsangehörigen eingesetzt, hat er mit diesem Acte zugleich Achtung, Schonung und Ansehen seiner Person gewonnen, und darin das Fundament des Ehrgefühles, des Wetteifers und der Betriebsamkeit gefunden; mit dem allmälig erwachenden Gefühle von Würde und Ehre wird auch das Bestreben nach Deckung der materiellen Blößen, nach einer edlern Verwerthung der Zeit, Kräfte und Mittel und das Verlangen nach sittlicher Freiheit geweckt werden*). Bereits hört man aus dem Munde großer Grundeigenthümer die Aeußerung, daß nach der Sklavenemancipation der Diebstahl seltener geworden, und seit der Farbige ein Eigenthum besitze, er auch das Eigenthum Anderer mehr zu achten wisse. Die Zollregister weisen nach, daß die Ausfuhr an Bodenproducten ständig zunimmt, daß namentlich die Kaffeeausfuhr seit der Emancipation fast um das Fünffache zugenommen hat. Kommt freilich ein Theil dieses Mehrproductes auf den Zuwachs der Bevölkerung, so kommt doch ein anderer Plustheil auf die neue Organisation der Gesellschaft. Der Kaffeebau erfordert einen geringern Aufwand an Massenkraft als z. B. die Zuckerproduction; daher muß, seit die Massenkraft durch die Sklavenemancipation zusammengeschmolzen, die Kaffeeproduction sich besonders steigern, wenn auch zum Theil auf Kosten anderer sonst mehr erzielter Bodenproducte. —

Aus der Mischung der afrikanischen und kaukasischen Race ging der Mulatte hervor, mit dunkel- und hellbrauner Farbe, jenachdem das Kreuzungsproduct mehr von der väterlichen oder der mütterlichen Verwandtschaft aufgenommen hat. Die Kinder einer und derselben Ehe zeigen oft große Farbenabstufungen zwischen hell und dunkel; die Beschaffenheit des Haares leitet zuverlässiger zu der Abstammung zurück, als die Farbe der Haut, die sich oft zwischen den Mischlingen verschiedener Racen bis zur Deckung nähern kann. Der Körperbau des Mulatten ist schön, gesund und kräftig, seine Gestalt stolz und elastisch, sein Kopf wohlgebildet, sein Gesicht ausdrucksvoll, der Blick seines Auges kühn, feurig und energisch. — Die Kreuzung der afrikanischen mit der indianischen Race erzeugte den Zambo mit schwarzbrauner Hautfarbe und kurzem, wollig-gekräuseltem Kopfhaar. Die Hautfarbe variirt wenig, der Körperwuchs ist ausgezeichnet durch Kraft und Gewandtheit; an geistiger Begabung bleibt der Zambo hinter dem Mulatten, der Mulatte hinter dem Mestizen zurück, übertrifft aber beide in den Schattenseiten des Charakters und der physischen Stärke. Die Mischungen dieser Unterracen unter sich und wiederum mit den Urracen haben jenes Gemisch von Hautfarben, von Raceneigenthümlichkeiten und Contrasten entstehen lassen, deren Abstufungen in ihrer großen Zahl fast übergangslos und indefinirbar geworden sind. Durch den weitern Verlauf der Kreuzungen kehren die Farbenabstufungen allmälig wieder zur Urfarbe zurück, so daß, nachdem die Trigeniten und Quadrogeniten*) den Uebergang — die Zwischenstufen — vermittelt haben, die Quintogeniten bereits wieder zur Urfarbe zurückkehren.

Die Vertheilung der Bevölkerung Venezuelas nach den verschiedenen Racen beträgt nach den letzten genaueren Angaben — freilich schon vom Jahre 1839 — wie folgt:

Weiße (Hispano-Amerikaner und Fremde) . .		260,000
Gemischte Race (Mischlinge von Weißen, Negern und Indianern durch verschiedene Abstufungen)		414,150
Neger		49,782
Indianer:		
1) civilisirte	155,000	
2) unterworfene	14,000	 221,000
3) unabhängige	52,000	

Die drei Urracen: Weiße, Indianer und Neger, mit den drei Unterracen: Mestizen, Mulatten und Zambos, bilden ein Volksconglomerat, das, zwar von Einem Staatsverbande umfaßt, doch in sich einen unheilbaren Widerstreit von Interessen, Kräften, Begabungen, Bedürfnissen und Charakteren einschließt; aber die weitere Vermischung dieser primären Racenverschmelzung in secundäre, tertiäre und quaternäre Abstufungen verzerrt das psychologische Volksmonstrum zu einer sich selbst verschlingenden und wiederspeienden Grimasse; weder das Volk noch das Individuum ist in sich individuell, sondern eine Anhäufung von abgesonderten Individualismen; wenn aber das Einzelne eine Zusammenwürfelung von willkürlichen, gegeneinander wirkenden und sich zersetzenden Kräften ist, so gelangt auch die Summe derselben zu keiner Einheit, Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit. Mag nun der Lauf der Jahrhunderte das Conglomerat zu derartig feinen Atomen auflösen, daß sie keinen Raum mehr bieten zu Unterscheidungen, mag das Endziel aller Racenverschmelzungen die Entstehung einer neuen Race oder die Rückkehr zu der lebenskräftigsten Urrace sein, oder die gegenwärtige Bevölkerung, wie sie es vorher mit den Urbewohnern des Landes gethan, von außen her durch einen neuen Volksstamm verdrängt oder doch überwältigt und aufgelöst werden, — nur die eine oder die andere Folge wird das Gleichgewicht der Naturgesetze und aus der Summe von Individualismen ein Volk und Individualitäten wiederherstellen**). —

Gegenwärtig ist noch die weiße Farbe im Besitze des höchsten gesellschaftlichen Ansehens und des politischen Uebergewichtes; eine politische Aristokratie, durch Adel, Orden, Titel und Standesvorrechte charakterisirt, besteht aber nicht in der Gesellschaft, sondern Farbe, Abkunft, Bildung und Wohlstand begründen eine in sich exclusive, aber nicht innerhalb der Gesellschaft eximirte Aristokratie. Die Handhabung und Beanspruchung der politischen Führung von Seiten dieser Aristokratie beruht nicht auf unberechtigter Eigenmächtigkeit, son-

*) Der Charakterschilderung gegenüber, welche der Herr Verfasser einige Zeilen weiter oben giebt, erscheint diese Zukunftshoffnung von „moralischem“ Gewinn sehr luftig. Die ewige Anarchie in Venezuela zeugt für die ethnische Zerklüftung und Zerfahrenheit. Mit den gegenwärtigen Volksbestandtheilen ist dort eben so wenig etwas Ersprießliches auszurichten als in Mexico, Neugranada ꝛc. A.

*) Trigeniten sind Abkömmlinge von Weißen und Mestizen; Quadrogeniten von Weißen und Trigeniten; Quintageniten von Weißen und Quadrogeniten ꝛc.

**) Es leuchtet ein, daß bei einem solchen „Volksmonstrum“ von „moralischem Gewinn“ keine Rede sein kann. A.

dern in Bestimmung und Beruf, denn keine andere Leitung des Staates, die auf dem Volksconglomerate basirt, kann jemals aus dem Chaos widerstreitender Kräfte herausführen. Nach der Losreißung von dem Mutterlande sind die alten Ideen und Vorurtheile einer in Titel und Stände, Privilegien und Gewalten gegliederten Gesellschaft nicht nur äußerlich, sondern dem ganzen Wesen nach von den republikanischen Institutionen absorbirt worden. Die öffentliche Meinung — um diesen modernen Ausdruck für die zu einer Macht gewordene Geistesströmung zu gebrauchen — ist in dem Instincte der eigenen nationalen Ohnmacht und des Rückstandes in der vorgeschrittenen Civilisation auf Neuerungen und Verleugnung des Bestehenden gerichtet; sie hat sich aus den alten starren Formen losgewunden, das egoistische Abschließungssystem durchbrochen, neue Sitten und Gebräuche angenommen und begehrt den Staatsbau auf der Basis ausländischer, antispanischer Institutionen.

Jedoch wie überall die wohlmeinenden und klar durchdachten Principien von fanatischen, unklaren und böswilligen Köpfen und dem großen, urtheilsunfähigen Haufen verzerrt und mißdeutet werden, so auch hier. Das Verlangen nach Neubelebung der alten erstarrten Formen artete in verwerfliche Neuerungssucht aus, die selbst die Verwischung der eigenthümlichen, nationalen Züge, wo solche noch aus dem Volksconglomerate hervortraten, nicht fürchtete. Das Aufgeben oder Uebertünchen nationaler Eigenthümlichkeiten und Berechtigung bleibt aber niemals ungestraft; das eigene Wesen verkehrt sich niemals in ein fremdes Wesen, und wird durch jede künstliche Einbettung wie durch jede Störung und Verrückung seiner Entwickelungsphasen weder das Eine noch das Andere, sondern ein Monstrum. — Der innere Halt und Gehalt, den eine Nation nur in den seiner Nationalität und Geistesrichtung wahrhaft angemessenen und geachteten Institutionen gewinnt, ging dem neuen, republikanischen Staate mit dem Aufgeben der ihm angemessenen Traditionen des Mutterlandes verloren; er verfiel in Verirrungen und Ausschweifungen, die, je mehr sie den eigenen Charakter verleugneten, um so mehr auch jedes realen Stützpunktes entbehrten, und statt zu einer Consolidirung auf neuen lebensfähigen und lebensfrischen, aber dem eigenen Charakter homogenen Grundlagen zu führen, die an sich schon künstliche Verschmelzung der Racenbestandtheile gänzlich lockerte, alle Parteien schwächte und keine einzige zur Erhaltung des Gleichgewichtes kräftigte.

Die Staaten von Columbien bieten gegenwärtig nur den traurigen Anblick einer Willkür-Vielherrschaft von Parteigängern dar, deren einzelne Häupter innerhalb ihrer Machtsphäre die jedesmalige Regierungsform ihrer Fahne verkünden und in Scene setzen, und sich als die alleinigen legitimen Bevollmächtigten und Vollstrecker des gesammten souveränen Volkswillens geriren. Innerhalb der einzelnen Parteibanden bilden sich aber wiederum verschiedene Parteischattirungen, und es sind nicht allgemein vaterländische Interessen, sondern ebenso sehr Personal-, Canton-, Provinzial- und Gemeindeinteressen, welche dieselben ins Leben rufen und sich einander mit großer Erbitterung bekämpfen; Städte und Dörfer liegen mit einander in offener Fehde, und wo der klare Ausdruck der politischen Parteistellung ein Ende findet, treten leere Erfindungen oder Familiennamen als Feldgeschrei an deren Stelle, um welches sich die Kämpfenden aus Speculation, Rauf- und Gewinnsucht schaaren und gegenübertreten. Die zwei Hauptlager, die sich seit der Beseitigung des Militärdespoten Monágas im offenen Kampfe gegenüberstehen, ringen einerseits nach der Centralisation, nach der Conföderation der Staatengebiete, zwischen welchen der Sieg sich abwechselnd hin- und herneigt. Es lag in der Natur der Sache, daß die weiße Race mit der ganzen und vereinten Kraft nach der Centralisation strebte, denn nur so lange, als der Schwerpunkt der Autorität und physischen Gewalt in ihrer Hand ruht, als sie gewissermaßen ein Kastenregiment führt, wird sie ihr Uebergewicht gegen die ihr an Zahl fast zehnfach überlegenen farbigen Racen behaupten können. Ein gleicher Beweggrund, nur zu entgegengesetzten Zwecken, führte die Farbigen hauptsächlich in das föderale Lager, denn sie schließen folgerecht, daß die selbständige Leitung und Bewahrung der Sonderinteressen von neun Zehnteln der Bevölkerung das eine Zehntel allmälig absorbiren muß. Persönlicher Ehrgeiz, Selbstsucht, Rauflust und Liederlichkeit, wie auch redliche Ueberzeugung führte diesem und jenem Lager seine Streiter zu; aber die sich wiederum gegenüberstehenden Interessen der Farbigen und die Charaktergegensätze zwischen den Montañeros (Bewohnern der Gebirge) und den Llaneros (Bewohnern der Ebene), wie die der Fluß- und Küstenniederungen spalteten diese selber und trieben sie wechselweise in die sich einander gegenüberstehenden Lager; die Weißen bedienten sich der Farbigen zu ihren Zwecken, und diese hofften nach Ausfechtung des gemeinsamen Principes das Heft des Schwertes an sich zu reißen; daher das immerfort sich wiederholende Schauspiel von Parteizersplitterungen in dem eigenen Schooße jeder kaum zur Herrschaft gelangten Regierung.

Seit der Trennung von der Republik Columbia im Jahre 1829 hat Venezuela bereits zum vierten Male seine Constitution geändert, dieselbe verschiedene Male unter Dictatur außer Kraft gesetzt und geht aller Wahrscheinlichkeit nach bald wieder einer Umwälzung entgegen. Während meines fünfjährigen Aufenthaltes in den columbischen Staaten wurden fünf Präsidenten hinter einander ihres Amtes entsetzt, mehrere Pronunciamientos erlassen, eine Dictatur erhoben und die legitime Regierung von mehreren Gewalten zugleich beansprucht; die gesetzmäßige Dauer eines Präsidiums soll freilich fünf Jahre betragen. Die Folgen solcher unausgesetzten Schwankungen der öffentlichen Zustände sind: Demoralisation des gesammten Beamtenthums, Mißachtung und Machtlosigkeit der Gesetze, Wirkungslosigkeit der vorzüglichsten Verfassungsurkunden, Rückschritt in der allgemeinen Wohlfahrt des Landes, unmerkliches Wachsthum der Bevölkerung, Hintertreibung der Einwanderung und andere fressende Schäden mehr. Selbst uneigennützige, von warmem Patriotismus beseelte Männer, von Gleichgesinnten an das Staatsruder gestellt, vermögen nicht mehr dem Uebel mit Nachdruck entgegenzutreten; die Beamten unterstützen sie nicht in der Vollstreckung ihres Willens, die Staatscassen sind geleert, alle Maßregeln stocken auf halbem Wege bei der Unzulänglichkeit der Hülfsmittel, und die Volksmasse ist durch den permanenten Ausnahmezustand in ein unheilvolles Mißtrauen, in Eigennutz, Indifferentismus und Thatlosigkeit versunken, daß sie nur noch durch Zwang und Drohung zur Unterstützung und zum Gehorsam veranlaßt werden kann.

Die Arekanuß und das Betelblatt als Reizmittel in Siam.

Von **Robert Schomburgk.**

Die Wichtigkeit der Betelnuß*) bei den siamesischen Hochzeitsfeierlichkeiten ist schon mehrfach hervorgehoben worden, ja, diese Frucht ist es, welche der ganzen Ceremonie den Namen giebt. In Begleitung von drei anderen Speisen: 1) einem Kuchen, K'änóm-Cheen genannt, auf einer großen Platte dargereicht, 2) einer Art von Fleischpastete in Bananenblätter gewickelt und 3) Siriblatt und rothem Kalk in einer andern Schale führt sie den Namen: K'anmăk — wörtlich „eine Schüssel Betelnuß“ — dies der gewöhnliche Name für: Hochzeit.

Unter den namhaftesten Bäumen von Siam — sämmtlich Palmenarten — nehmen Kokosnußbaum, Palmyrapalme (zuckerhaltig) und „Betelnußbaum“ den ersten Rang ein.

Letztgenannter — die Arekapalme — gedeiht in den Ebenen Siams vorzüglich. Seine mittlere Höhe beträgt gegen 90 Fuß. Der Wuchs ist sehr schlank, der Durchmesser, 2 Fuß, vermindert sich in der Höhe des Stammes bis auf 6 Zoll, welche Stärke er dann bis zum äußersten Gipfel beibehält.

Der Stamm hat ein faseriges Mark von etwa 3 Zoll Durchmesser. Obgleich botanisch zu den grasartigen Pflanzen gezählt, liefert der Stamm doch ein festes Holz, vorzugsweise zum Dielen der Fußböden verwendbar.

Die Rinde ist von lichter Aschfarbe; in Parallelkreisen, etwa 6 Zoll breit, zeigen sich die Stellen, wo die früheren Blätter gesessen haben.

Der Stamm ist bewundernswürdig schlank und glatt, ohne den geringsten Ast oder Knoten bis 2 oder 3 Fuß unterhalb der Spitze, wo sich ein Tuft von 6 bis 8 Blättern befindet, die an der Spitze ihres Zweiges sitzen, ebenso wie das Zuckerrohrblatt auf seinem Stengel sitzt. Jedes Blatt hat einen 6 Zoll langen nackten Stiel, über diesem sitzen zu jeder Seite an des Blattes Rippe 10 bis 15 Blättchen, 3 bis 4 Zoll groß, sie alle zusammen bilden erst das vollständige Blatt, 5 Fuß oder mehr in der Länge, graciös auf- oder abwärts gebogen.

Die Gipfel der Arekapalme sind der der Kokospalme ähnlich, aber kleiner als diese und mit gröberen Blüthen, deren Spitzen etwas stumpfer besetzt. Dieser verhältnißmäßigen Kleinheit ihrer Wipfel verdankt die Arekapalme wahrscheinlich ihre aufrechte Haltung, während ihre Nachbaren, die Kokosbäume, gewöhnlich nach allen Richtungen sich biegen. Letztere leiden deshalb auch mehr als ihre schlanken Schwestern von jedem Windhauche, der sie berührt.

Die Wurzeln dieser beiden Bäume erscheinen gleichartig stark und bestehen aus einem großen Bündel kleiner, doch zäher Verzweigungen, von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgehend, welcher sich durch ein sehr loses, faseriges Gewebe auszeichnet.

Gewöhnlich findet man die Arekabäume in regelmäßiger Ordnung 8 bis 10 Fuß von einander getrennt, in zwei Reihen auf je einem Beete des Obstgartens. Da die Bäume keine Zweige haben und ihre am höchsten Gipfel befindliche Blätterkrone wenig oder gar keinen Schatten giebt, so hindern sie das Wachsthum anderer Pflanzen auf demselben Beete nicht. Gewöhnlich benutzen die siamesischen Obstzüchter diesen vortheilhaften Platz für die Siripflanze, ein Schlinggewächs, welches an 10 bis 12 Fuß hohen Pfählen gezogen wird. Zum gleichzeitigen Gedeihen beider Pflanzen ist jedoch eine reiche Düngung nothwendig. Man benutzt dazu kleine, verfaulte Fische, welche an der Wurzel der Bäume eingegraben werden. O dieser Geruch! In der That entsetzlich für europäische Nasen, aber sehr angenehm und stärkend nach der Meinung der Einwohner!

Diese Baumgärten bieten einen eigenthümlichen Anblick. Ihr seht die Siripflanze 10 Fuß hoch vom Boden ihre Pfähle umschlingend, wie grüne Meereswellen leicht vom Winde bewegt. Und darüber im schimmernden Contrast die hellen, aschfarbenen, wundervoll schlanken Stämme der Arekapalme, wie Hunderte weißer Flaggenstangen, jede ihr kleines grünes Banner lüftend, 60 bis 70 Fuß hoch über der Schaar ihrer Gefährten.

Die Bäume haben, ehe sie tragen, eine ganz grüne Rinde; sie wachsen sehr schnell, fangen mit dem fünften Jahre an zu tragen und haben in diesem Alter eine Höhe von etwa 18 Fuß. Von dieser Zeit an tragen sie bis zu ihrem vierzigsten Jahre, wo sie anfangen abzusterben.

Die Frucht wächst in großen Büscheln 3 bis 5 zu gleicher Zeit; jeder Büschel hat seinen eigenen unabhängigen Stiel und trägt 150 bis 300 Nüsse. Diese Büschel hängen sehr graciös unter dem Schatten der langen, schlanken Blätter. Die reifen Nüsse haben die Gestalt einer großen Eierpflaume; sie verwandeln beim Reifen ihre tief grüne Farbe in ein schönes röthliches Gelb und sehen alsdann den Orangen sehr ähnlich. Der äußere Theil der Frucht ist eine harte Schale, 1/4 Zoll dick. Die Nuß selbst hat Kugelgestalt, an einem Ende etwas abgeplattet. Sie ist inwendig sehr hübsch weiß und fleischfarben gestreift und in ein zartes, durchsichtiges Häutchen gehüllt.

Wenn die Nuß trocken geworden, hat sie ein braunnarbiges Aeußere, sie ist alsdann zu hart, um mit den Zähnen aufgebrochen werden zu können. In diesem Zustande wird sie zu Markte gebracht. Die Eingeborenen ziehen sie jedoch in frischem Zustande, ehe sie völlig reif geworden, den getrockneten vor. Sie theilen die ganze Frucht mit ihrer Hülle in längliche Viertel und befreien dann jedes Viertel von seiner Schale mit Hülfe eines kleinen Messers, nach auswärts schneidend von dem Daumen und dem Zeigefinger, welche

*) „Für vielleicht weit über 50 Millionen Menschen, von Ostindien im Westen bis nach China und weit nach Oceanien hinein, ist die Frucht der schönen und schlanken Arekapalme, Areca Catechu, ein unentbehrliches Reizmittel. Dieser Baum hat eine weite Verbreitungssphäre, nach Osten hin bis zu den Carolinen und zu den Gesellschaftsinseln, und kommt insbesondere auf den Eilanden des indischen Archipelagus vor. Das Wort Areka gehört der Telingasprache (Vorderindien) an; die Malayen nennen den Baum Pinang. Schon im sechsten Jahre trägt er Früchte und giebt im Jahre zwei Ernten. Man kauet die Nuß, welche etwas größer ist als eine Muskatnuß; sie wird in längliche Stücke zerschlagen und in das Blatt der Betelrebe, Piper betle oder betel, gewickelt. Diese Pfefferrebe wird eben ihrer Blätter wegen, die einen zugleich krautartigen und aromatischen Geschmack haben, überall angebaut, wo die Arekapalme wächst; von den Malayen wird sie Siri oder Sireh genannt. Es ist durchaus unstatthaft, von einer Betelnuß zu sprechen; man sollte immer nur Arekanuß und Betel- oder Siri-Blatt schreiben. Selbst der Botaniker Meyen spricht in seiner Pflanzengeographie von Betelnüssen! Die Siri-Pfefferrebe liefert schon im zweiten Jahre brauchbare Blätter und trägt gut bis ins dreißigste. Bevor man die Arekanuß einwickelt, bestreicht man das Betelblatt mit angefeuchtetem, aus Muscheln zerriebenem Kalke oder setzt etwas Gambir (Terra japoniea, Cateehu) hinzu.“ Karl Andree, Geographie des Welthandels, 1, S. 585.

das Stück halten. Sehr geschickt lassen sie einen kleinen Bissen des Innern an einem Stückchen Schale sitzen, welches letztere als Handhabe dient, um die Frucht graciös in den Mund zu schieben. Die Zubereitung der frischen Betelnuß fällt den Frauen und Mädchen zu, sie bringen einen großen Theil ihrer Zeit damit hin, und es gilt als eine Liebespflicht und zarte Aufmerksamkeit, ihren Männern, Brüdern, Liebhabern und Freunden dieses Labsal eigenhändig zurechtzumachen. Im trocknen Zustande fällt die Verarbeitung der Betelnuß dem kräftigern Geschlecht zu. Sie zerbrechen dieselbe in einer Metallbüchse, welche, etwa 8 Zoll lang, an einem Ende offen ist, während das andere mit einem hölzernen Stöpsel geschlossen wird. Die Nuß wird in diesem Gefäß mit einer meißelartigen Mörserkeule, deren Griff gewöhnlich aus Elfenbein besteht, zerstoßen. Die zerstoßene Nuß wird darauf mit scharlachfarbener Kalkpaste und etwas Siriblatt gemischt und so zugleich mit dem Pflock aus der kleinern Oeffnung des Mörsers herausgetrieben. In dieser Mischung giebt sie einen Leckerbissen oder auch eine „Speise" für die Alten und Zahnlosen ab. In den Jahreszeiten, wo frische Nüsse nicht zu haben sind, sind sämmtliche Einwohner zu der angegebenen Bereitungsart der trocknen Nüsse gezwungen.

Die „Encyclopedia Britannica" sagt, der Genuß der frischen Betelnüsse berausche sehr stark und sei überhaupt als der Gesundheit unzuträglich zu vermeiden. Diese Vorschrift würde bei den Siamesen nur wenige Gläubige finden. Vielleicht hebt auch die gebräuchliche Vermischung der Arekaspeise mit Taback, Siriblatt und rother Kalkpaste die allzu aufregende Wirkung der Frucht auf.

Einige andere natürliche Folgen dieses Genusses sind jedoch erstens ein blutrother Speichel, der die Spucknäpfe der Wohlhabenden und die Dielen der Armen beschmutzt und den mit der siamesischen Lebensweise Unbekannten argwöhnen lassen möchte, es werde hier bei Tag und Nacht Menschenblut vergossen. Ferner bekommen die Betelesser scharlachrothe Lippen und schwarze Zähne mit einer dicken Verkrustung, was letzteren ein sehr häßliches Ansehen giebt, sie jedoch von Scorbut und Caries frei erhält. Als größten Vorzug des Arekanußkauens rühmen die Siamesen jedoch, daß übler Geschmack und Magensäure gänzlich dadurch vermieden werde. Das mag in der That so sein, dagegen ist der Geruch, welcher dem Munde des Betelessers entströmt, für den nicht daran Gewöhnten so widerwärtig, daß es der Höflichkeit ein großes Opfer bringen heißt, während lebhafter Unterhaltung in der nächsten Nähe eines siamesischen Freundes auszuhalten.

Das Betelessen hat größere Macht über die Eingeborenen als der Taback über den Europäer. Es wird kaum ein Mann, eine Frau oder ein Kind über zehn Jahre zu finden sein, das dieser Leidenschaft nicht huldigte, ja, ein Siamese wird lieber den Reis — den Stab seines Lebens — entbehren, als seinen Betel. Die Höflichkeit verlangt, daß jedem Gaste nach der ersten Begrüßung Betel angeboten werde; ein Unterlassen dieser Aufmerksamkeit gilt geradezu als Feindseligkeit, ebenso wird ein Verweigern dieses Anerbietens als Kündigung der Freundschaft angesehen. Heirathen können nicht ohne reichliche Betelschüsseln gefeiert werden. Die Betelnuß bildet den bedeutendsten Theil der Liebestränke und aller möglichen Zaubermittel.

Es ist berechnet worden, daß der tägliche Verbrauch eines Siamesen an Betelnüssen durchschnittlich $12^1/_2$ Stück beträgt.

Jeder Baum trägt jährlich durchschnittlich 800 bis 1000 Nüsse. Die Eingeborenen erklimmen die Bäume mit Hülfe eines Bandes, welches sie um die Spanne beider Füße solcherweise schlingen, daß der Baum zwischen denselben Raum behält. Sie wenden die Sohlen nach innen, die Beine auswärts; das scharf angezogene Band giebt dem Kletternden einen festen Halt an dem Baume; er hebt sich mit den Händen nach einem immer höhern Standpunkte und zieht die Füße nach, so erreicht er den Gipfel des Baumes ziemlich schnell. —

Die Siripflanze ist ein Glied der Pfefferfamilie, sie gleicht außerordentlich dem langen Pfeffer; die Frucht besitzt gleich diesem einen scharfen, brennenden Geschmack, um welcher Eigenschaft willen sie der Arekaspeise zugesetzt wird.

Auch der rothen Kalkpaste ist schon als einer beliebten Zuthat Erwähnung geschehen. Dieselbe wird aus gebranntem Steinkalke bereitet. Der Kalk wird gelöscht und ein Aufguß der Turmericwurzel dazugesetzt, wodurch die Masse in Pulver zerfällt und eine schöne Scharlachfarbe annimmt. So zubereitet wird dieser Kalk in großen Massen auf den Markt gebracht und in kleinen irdenen Gefäßen verkauft. Man streicht mit einem Holzspatel etwas Kalkbutter auf jedes Siriblatt, wie wir die Butter auf das Brot streichen; dann wird das Blatt aufgerollt und augenblicklich zum Munde geführt, um sich mit dem schon vorher aufgenommenen Betel zu vereinigen. Nicht zufrieden hiermit fügen die Eingeborenen — besonders die Frauen — diesem noch ein Stückchen geschnittenen Tabacks hinzu, welches sie mit den Lippen festhalten und aussaugen. Geraucht wird der Taback von Frauen selten, während der männliche Theil der Bevölkerung außerordentlich leidenschaftlich von zartester Kindheit an — oftmals noch nicht entwöhnt von der Mutterbrust — dem Tabackrauchen ergeben ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Kulieinwanderung auf den Maskarenen.

In unseren vorigen Nummern haben wir darzuthun gesucht, daß in Zukunft für die tropischen Länder ein Gedeihen nur möglich ist, wenn dieselben Arbeitskräfte aus Asien erhalten. Man hat bisher mit der sogenannten Kuliauswanderung vielfach experimentirt; der Gegenstand ist aber auch wirthschaftlich von großer Bedeutung, und dafür liefern die beiden Maskarenen im indischen Ocean, Réunion und Mauritius, einen Beleg.

Réunion oder Bourbon, wie es früher hieß, gehört den Franzosen. Das dort in der Hauptstadt St. Denis erscheinende amtliche Blatt war so kühn, im Jahre 1865 Folgendes zu schreiben: „Was wäre Australien in den Händen Frankreichs geworden? Nichts! Es wäre noch heute eine Verbrechercolonie, aber England hat einen Welttheil daraus gemacht. Freilich giebt es seinen Colonien die allerfreiesten Staatseinrichtungen; sie verwalten und regieren sich selbst. Wo aber Frankreich seine Fahne aufgepflanzt hat, da führen armselige Colonien ein dürftiges Leben, während jene Englands üppig gedeihen. Frankreich hat sich niemals auf das Colonisiren verstanden. Ueberall, gleichviel wo es auch sei, hat es mit denselben Elementen angefangen: einer Garnison, Zollbeamten und einem Schwarm anderer Beamten. Wir sehen die Folgen dieses Systems. Seit 300 Jahren ist aus den französischen Colonien nichts geworden."

Das hat seine Richtigkeit; sie erklärt sich aber aus den ganz verschiedenen Anlagen und Begabungen der romanischen Race einerseits, der germanischen andererseits. Réunion kommt trotz aller Fürsorge der Regierung, vielleicht auch zum großen Theil wegen derselben, nicht vorwärts, während Mauritius, das früher auch französische Besitzung war, gedieh. Daß ihm im Jahre 1867 durch Fieber und Orkane großer Schaden zugefügt wurde, hat mit der Frage selber nichts zu schaffen, solche Calamitäten sind vorübergehend. Ich habe jenen Gegensatz in meiner „Geographie des Welthandels" hervorgehoben und entlehne der eben erschienenen Lieferung 2 des zweiten Bandes (S. 133 ff.) Nachstehendes über die Kuliangelegenheit. Ich habe dabei alle amtlichen Berichte benutzt und versucht, das Verhältniß so kurz und klar als möglich zu schildern.

„Mauritius verdankt es lediglich der regelmäßigen Zufuhr von Arbeitskräften aus Indien, daß es nicht in Verfall gerathen ist, wie die meisten westindischen Inseln; es würde zu Grunde gegangen sein, wenn es auf die Neger angewiesen geblieben wäre. Als 1833 die Emancipation beschlossen wurde, suchten die Pflanzer sofort Vorkehrungen zu treffen, um sich Arbeiter zu sichern; sie wußten sehr wohl, daß auf die ehemaligen Sklaven nicht zu rechnen sei. Um 1838, in welchem Jahre die Neger völlig freigelassen werden sollten, nicht überrascht zu werden, holten sie Arbeiter aus Indien, und damit begann die Einwanderung der Kulis, welche seitdem für das Colonialwesen von so großer Bedeutung geworden ist, und ohne welche viele der fruchtbarsten Regionen wieder zur Wildniß hätten werden müssen. An die Stelle des freien Negers, der nicht arbeitet, tritt der fleißige Indier als Ersatzmann; während jener „einen frechen, unverschämten, durch und durch nichtsnutzigen Pöbel, ein scheußliches Proletariat" bildet, erwirbt der indische Kuli Geld und bleibt entweder dauernd in den Colonien oder kehrt mit dem, was er erspart, in seine Heimath zurück. Mauritius ist für dieses Kulisystem gleichsam classischer Boden.

Man hat dort, wie in Westindien, längere Zeit hin und her getastet, bis man zu einer verständigen Praxis gekommen ist, welche beiden Theilen Vortheil bringt. Anfangs war die Kulieinwanderung ganz freigegeben. Die Pflanzer ließen in Indien Arbeiter auf fünf Jahre anwerben und diese auf ihre Kosten, welche durchschnittlich 10 Pf. St. auf den Kopf betrugen, nach Mauritius schaffen. So bekam die Insel binnen vier Jahren etwa 25,000 Kulis. Aber dabei stellten sich Mißbräuche ein; manche Arbeiter wurden von den Agenten beschwindelt und auf der Ueberfahrt starben viele Leute; in England wollte man deshalb in der Kulieinwanderung eine neue Form des Sklavenhandels erblicken und darum wurde dieselbe zu Ende 1838 von der Regierung verboten. Das war unverständig, denn nun, da alle fernere Einfuhr der Kulis abgeschnitten war und die Neger nach wie vor träg blieben, steigerten sich, wegen Mangels an Arbeitern, die Löhne dermaßen, daß ein vortheilhafter Anbau des Zuckers platterdings unmöglich wurde. Die englische Regierung begriff das auch und erlaubte 1842 die Kulieinwanderung wieder, jedoch unter gesetzlichen Vorkehrungen. Dahin gehörte z. B., daß jeder Kuli nach Ablauf von fünf Jahren wieder in seine Heimath zurückgebracht werden müsse; die Verträge mit ihm wurden in Indien selber von Regierungsbeamten abgeschlossen; diese mußten auch die zur Ueberfahrt bestimmten Schiffe heuern und dafür Sorge tragen, daß keine Ueberfüllung stattfinde. Der Kuli wurde nicht vom Privatmanne, sondern von der Colonie angeworben und war dieser verpflichtet; erst auf Mauritius schloß er dann mit einem Pflanzer einen Vertrag auf 1 Jahr ab; er konnte sich dort den Arbeitgeber wählen. Die Colonialregierung gab den Emigranten-Importeuren eine Schadloshaltung zuerst von 6, bald nachher von 7 Pf. St. für jede erwachsene Person und von 3 Pf. St. für jedes Kind unter 12 Jahren. Außerdem verpflichtete sie sich, jeden Kuli nach Ablauf der Vertragszeit in die Heimath zurückzuschaffen. Diese Maßregeln bewirkten, daß binnen 14 Monaten etwa 34,000 Indier, Frauen und Kinder ungerechnet, nach Mauritius kamen. Der Zuckerbau gewann an Aufschwung, aber die Ausgaben fielen der Regierung zu schwer und sie setzte die Einfuhrprämie auf 4 Pf. St. herab. Im Jahre 1844 untersagte sie dann den Privatleuten die Einfuhr von Kulis, nahm die Sache selber in die Hand, bestritt alle Kosten, ließ sich jedoch vom Pflanzer für jeden in seinen Dienst tretenden Arbeiter 2 Pf. St. als „Stempelgebühr" zahlen. Dabei beschränkte sie die Einfuhr auf 6000 Köpfe im Jahre. Der ganze Plan war unpraktisch; die Arbeitslöhne wurden dadurch gesteigert; die reicheren Leute machten den weniger wohlhabenden die Arbeiter durch Bestechung abspenstig. Deshalb verordnete dann die Regierung, daß der Arbeiter beim Arbeitgeber 3 Jahre bleiben müsse. Das System bewährte sich nicht, ist aber trotzdem 11 Jahre lang festgehalten worden. Erst 1855 wurde den Pflanzern wieder gestattet, auch ihrerseits auf eigene Kosten Indier zu holen, die jedoch erst auf Mauritius einen Vertrag abschließen durften. Daraus erwuchsen abermals Uebelstände. Manche Kulis, welche ein Pflanzer auf seine Kosten geholt hatte, wurden verleitet, in die Dienste eines andern zu treten, und jener bekam dann nicht die Arbeitskräfte, auf die er gerechnet hatte. Im Jahr 1858 gestattete man deshalb den Pflanzern die Verträge mit den Kulis gleich in Indien abzuschließen und sich dadurch die Arbeit der Leute zu sichern. Bis 1861 hatte dabei die Regierung alljährlich ihrerseits 6000 Kulis eingeführt; dann endlich stand sie davon ab, und seitdem gilt die Praxis, daß die Pflanzer Ueberfahrtskosten bloß für die Männer, für die Frauen dagegen nur die Hälfte derselben bezahlen. Die Rücksendung der Kulis nach Indien wird auf Kosten der Colonie bewerkstelligt. Es sind nun die Verhältnisse derart geordnet worden, daß die Annahme von Kulis in Indien, gleichviel ob durch Agenten von Privatleuten oder von solchen der Regierung stattfindet; die Verträge mit den Kulis müssen jedoch allemal vermittelst eines Bevollmächtigten der Colonialregierung abgeschlossen werden. Diese miethen auch die Transportschiffe, sorgen dafür, daß keine Ueberfüllung stattfinde und Alles in gehöriger Ordnung sei. Früher war verfügt worden, daß unter 100 Kulis allemal 25 weiblichen Geschlechts sein mußten, doch ist diese Ziffer thatsächlich auf 40 Procent gestiegen. — Am Ende des Jahres 1861 befanden sich auf Mauritius 224,920 indische Arbeiter, wovon 65,928 auf das weibliche Geschlecht entfielen. In dem eben genannten Jahre waren 13,985 angekommen, davon 7184 in 21 Schiffen aus Calcutta, 4996 in 7 Fahrzeugen aus Madras und 1805 in 6 Schiffen aus Bombay. Die Anwerbe- und Transportkosten stellen sich durchschnittlich für jeden Kuli: aus Calcutta auf 10 bis 11 Pf. St., aus Madras 8 bis 10 Pf. St., aus Bombay 7 bis 13 Pf. St. Der größte Theil der Kulis bleibt auf Mauritius; andere gehen wieder in ihre Heimath zurück, welche dann gewöhnlich Leute aus ihren Familien gewissermaßen als Ersatzmänner für sich anwerben lassen. Die Zahl der nach Indien zurückgekehrten betrug in den Jahren 1858 bis 1861 respective: 8165, 548, 2833, 2257 Köpfe; das Ueberfahrtsgeld für jeden stellte sich von 2 Pf. St. 17 Schilling bis 3 Pf. St. 6 Schilling. Die Arbeitslöhne auf Mauritius sind, je nach der Beschaffenheit der Kulis, sehr verschieden; es giebt 14 Classen derselben, von 1 bis 5 Schilling für Kinder bis zu 7 Pf. St. monatlich; mehr als 40,000 von den 70,215 Kulis, welche 1861 Verträge abgeschlossen hatten, bekamen von 12 bis 16 Schilling; etwa 4000 von 20 bis 30 Schilling; mit den Jahren steigt der Arbeitslohn. Der Kuli bekommt ausreichende Nahrung an Reis, Maniok oder Mais, gesalzenen Fischen, Oel und Salz ꝛc. und dazu Wohnung. In Krankheitsfällen wird er auf Kosten des Arbeitgebers verpflegt. Der Protector der Einwanderer, ein Regierungsbeamter, hat darüber zu wachen, daß die zum Schutze der Kulis erlassene Ordonnanz streng beobachtet werde. Während die Indier gediehen und erwarben, ergab sich der bei weitem größte Theil der emancipirten Neger, deren Zahl 1859 noch 40,140 betrug, dem Nichtsthun; er verrichtet in den Städten dann und wann leichte Arbeit oder hat sich im Busche Hütten aufgeschlagen. Dort läßt er einen Fleck Boden durch seine Frauen bestellen und verwildert mehr und mehr. Die Zahl dieser Schwarzen, welche eine wahre Plage geworden sind, nimmt in-

deß rasch ab, weil so viele derselben in Folge von Ausschweifungen verkommen.

Auch Réunion hat in Folge der Negeremancipation und der unbesiegbaren Trägheit der Schwarzen schwere Krisen zu bestehen gehabt, und sich, gleich Mauritius, nur durch die Einfuhr von Kulis vor dem Ruine gerettet. Diese nahm aber auf der französischen Insel einen andern Verlauf als auf der englischen. Man wandte sich anfangs nach den französischen Besitzungen in Indien und bekam seit 1840 eine Anzahl von Arbeitern aus Pondichery und Karikal; sodann brachte man auch 800 Chinesen aus der Stadt Amoy, die sich aber für den Plantagenbau nicht eigneten. Eine Einwanderungsgesellschaft besorgte die Anwerbung und den Transport durchschnittlich für 158 Francs per Kopf, nahm aber 100 bis 150 Procent Nutzen und verlor deshalb 1858 ihr Privilegium. Sie hatte binnen drei Jahren 35,201 Indier, 448 Chinesen und 10,265 Afrikaner nach der Insel geschafft. Inzwischen hatte sich auf Martinique, Guadalupe und in Guyana das Bedürfniß nach Kuliarbeit herausgestellt und diese Concurrenz steigerte die Preise auf Réunion, wo 1856 nur 3000 Kulis eingeführt wurden. Eine neue Einwanderungsgesellschaft, die vorzugsweise aus Kaufleuten der beiden obengenannten indischen Städte bestand, erbot sich, Kulis zu dem festen Preise von 39 Rupien (zu 20 Silbergroschen) nach Réunion zu liefern. Dort übergab man sie einer Ackerbaugesellschaft zum Vertheilen, aber da jeder Pflanzer sich so viel Arbeitskräfte als möglich verschaffen wollte, kam Agiotage ins Spiel und man zahlte 1000 bis 1200 Francs, um sich einen Arbeiter mehr zu sichern. Die Folge war, daß die französische Regierung das System der Anwerbung sogenannter freier Arbeiter an den Küsten Afrikas erlaubte; diese „freie Immigration" war aber in der Praxis nur eine neue Form des Sklavenhandels, durch welchen von 1857 bis 1859 Réunion 13,500 Afrikaner bekam; die Kosten für jeden Kopf stellten sich auf etwa 500 Francs. Schon 1859 wurde die Recrutirung an der Ostküste Afrikas, die oft wahrer Menschenraub war, wieder verboten, und es kamen fortan nur noch Indier in geringer Anzahl, welche von Seiten der Regierung vertheilt wurden. Der Noth wurde aber erst abgeholfen, als 1861 die französische Regierung mit der englischen einen Vertrag abschloß, demgemäß Réunion jährlich 6000 Kulis in Calcutta anwerben kann. Die Kosten für den einzelnen Kopf stellen sich seitdem auf etwa 222 Francs. Im Jahre 1862 waren auf Réunion 72,594 Kulis; davon 46,410 aus Indien, 413 Chinesen, 25,771 Afrikaner."

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten haben im Juni zu Chicago ein großes Sängerfest und Anfangs Juli zu Neuyork ein Schützenfest abgehalten. Beide waren großartig, fielen vortrefflich aus und imponirten den Angloamerikanern in hohem Grade. Für die inneren Vorzüge und die soliden Eigenschaften der Deutschen haben sie im Allgemeinen kein Verständniß, sie wollen das Massenhafte sehen, Pomp, Aufzug, Lärm. Das Kolossale, Demonstrative, welches in dem Sängerfeste wie in dem Schützenfeste lag, die Ordnung und Zucht, welche dabei vorherrschten, die zwanglose Heiterkeit, die von aller Bestialität fern blieb, machten auf die Yankees einen tiefen Eindruck. Sie staunten und konnten nicht umhin zu loben und zu bewundern. Die „Dutchmen" werden nun selbst von solchen Blättern gepriesen, die sonst mit einer gewissen Ostentation von den Deutschen so wenig als möglich sagen. Wir wollen, als sehr bezeichnend für die Auffassung der Amerikaner, einige Stellen aus einem Leitartikel des „Newyork Herald" mittheilen. „Das Schützenfest der Deutschen war die prächtigste Versammlung, welche jemals in diesem Lande stattgefunden hat und Niemand wird das großartige Schauspiel vergessen. Solch eine Demonstration können nur Deutsche zu Stande bringen und sie dürfen wahrhaft stolz auf das sein, was sie geleistet haben. Hier sah man recht deutlich, von welch hervorragender Wichtigkeit das deutsche Element in diesem Lande ist. Früher fanden ähnliche Demonstrationen nur von Seiten der Irländer statt, welche seit Jahren in unseren politischen Angelegenheiten großen Einfluß geübt haben. Sie waren unter den auswärts geborenen Bürgern die einzigen, welche ihre Stimmen einheitlich und in Masse abgaben; deshalb mußten die Politiker gebührende Rücksicht auf sie nehmen; ein Votum von so gewaltigem Schwergewicht hatte Anspruch auf volle Beachtung; wer dasselbe hatte, gewann, wer es nicht hatte, verlor. Folglich schmeichelte man den Irländern; sie wurden mächtig und bekamen Aemter. Es hat nun aber den Anschein, als ob demnächst die Deutschen noch viel mächtiger werden würden als die Irländer. In gesellschaftlicher Beziehung stehen sie längst als eine Macht da; ihre Liebe zur Musik, ihr ganzes Betragen und Benehmen, ihre Vergnügungen üben einen mächtigen Einfluß aus auf alle Gegenden dieses großen Landes. In allen Städten fühlt man ihre commercielle Bedeutung und weiß, daß sie wohlhabend sind; überall im Westen haben sie durch Fleiß und Energie die Wildniß in einen blühenden Garten umgewandelt. In der ganzen Länge und Breite der Union giebt es keine kräftigeren, fleißigeren, intelligenteren Bürger als die Deutschen und überall haben sie Erfolg. Die deutschen Einwanderer bringen, weit mehr als die irgend eines andern Volkes, vortreffliche Eigenschaften in unser Land mit sich: Gesundheit, gute Sitten, gesunden Menschenverstand und außerdem vielerlei Habe. Es sind mancherlei Einflüsse, welche für die Zukunft umgestaltend auf das Leben in den Vereinigten Staaten wirken werden, darunter aber sind die besten und gesundesten jene, welche von Seiten der Deutschen kommen. Deshalb erscheint es uns als ein hoffnungsvolles und ermuthigendes Zeichen der Zeit, daß die Deutschen immer mehr Antheil am politischen Leben nehmen; sie werden auf dasselbe einen eben so gesunden und heilbringenden Einfluß üben wie sie ihn bislang schon auf das gesellschaftliche und commercielle Leben geübt haben." — Das klingt freilich anders als der Ausspruch des Hauptorgans der radical-republikanischen Partei, der „Newyork Tribune", in welcher der alte fanatische Unheilstifter Horace Greeley drucken ließ, daß der erste beste Neger unendlich mehr werth sei als ein beliebiger Deutscher!

Deutsche Missionen in Südwestafrika. Aus Deutschland und England fließen jahraus jahrein den Missionsanstalten auch für Afrika beträchtliche Summen zu, und in Rheinland und Westfalen, wo das Sammeln in ein für die Missionen sehr praktisches System gebracht wurde, haben Kinder und Erwachsene auch „Negerbüchsen", aus denen sie spenden. Die Resultate der Bemühungen sind indeß gering. Im Herbste vorigen Jahres wurden die Missionäre aus Abeokuta im Lande Yoruba vertrieben, nachdem ihnen jene Negerstadt zwanzig Jahre lang für den „Sonnenaufgang im Morgenlande" gegolten hatte und der Berlinische Hofprediger Hoffmann mit überschwenglicher Salbung diesen Sonnenaufgang geschildert hatte. Im Hottentoten- und Damaralande, in der Gegend an der Walfischbay, sieht es für die Missionen auch nicht erfreulich aus. Man muß dem Muth und der Ausdauer der Sendboten die größte Achtung zollen; wir bewundern ihre Hingebung; sie resigniren sich gern, Jahrzehnte lang unter Barbaren zu leben, die größten Entbehrungen zu tragen, von allem Verkehr mit der gebildeten Welt entfernt zu sein. Sie ertragen das alles standhaft, weil sie einen baumstarken Glauben haben und sich stets in Hoffnungen wiegen; sie zehren gleichsam von einer Zukunft, welche in der Regel sich ganz anders gestaltet, als sie sich dieselbe in ihren Wahnhoffnungen vorgestellt. Aber wenn die Dinge jene Wendung nehmen, welche der Anthropolog voraussieht, dann trösten sie sich wieder mit Hoffnungen und haben immer ein paar Bibelverse bereit, welche ihnen und ihrem Publicum genügen. Diese Missionäre „suchen die verborgene göttliche Logik" („Berichte der rheinischen Missionsgesellschaft," Barmen 1867, S. 5), wobei es sich dann allerdings um das Finden des Verborgenen handelt. Das aber hat bis heute auf sich warten lassen.

Die Missionsanstalten leisten der Wissenschaft der Völkerkunde nicht unerhebliche Dienste und man findet in ihren Berichten manche interessante Notizen. Den eigenthümlichen Jargon, in welchem viele solcher Mittheilungen dem Missionspublicum

mundgerecht gemacht werden, überwindet der Laie bald und freut sich des wissenschaftlichen Gewinnes. Den Kern kann man leicht von der Schale trennen.

Mit den Missionen bei den Hereros (Damaras) und Nama-Hottentoten will es nicht vorwärts. Die eben erwähnten „Missionsberichte" 1867 schreiben S. 7: „In der Hereromission, zwanzig Jahre lang auf Hoffnung betrieben, sind die ersten Früchte in der Bildung kleiner Gemeinden zu Tage gekommen; Hereroland sollte das Fundament für unsere Missionen nach dem Innern hin werden." — „Die Namaquas werden nicht mehr Herren der Herero werden." — Am 15. April taufte Missionär Brinker sieben Hereros und „auch die äußere Natur verfehlte nicht mitzufeiern, da nach langer Dürre das Feld durch Regen getränkt sich ins Feierkleid gehüllt hatte." Daraus zieht er in seiner Logik folgenden Schluß: „Die Sonne des Trostes, wir dürfen es sicher hoffen, geht auch für diese Mission auf." Der würdige Mann irrte sich. Das „Barmer Missionsblatt" Nr. 15, August 1868, schreibt:

„Die neuesten Nachrichten aus der Walfischbay und dem Damaraland lauten recht bedenklich. Die feindlichen Namaquastämme, welche kurz vor Weihnacht 1867 unsere Station Otjimbingué — nun schon zum dritten Male — überfallen hatten, haben in den Monaten April und Mai auch Scheppmansdorf und die Lagerhäuser an der Walfischbay selbst überfallen und beraubt, und sämmtliche Weiße im Lande mit dem Tode bedroht. Die Gefahr schien so dringend, daß von Regierungswegen sogar ein Kriegsschiff von Capstadt nach der Bay gesandt wurde, um den Europäern, darunter auch den Missionären, einen sichern Rückzug zu eröffnen. Nun hoffen wir zwar, daß unsere Brüder nicht so schnell weichen werden, auch bei drohender Gefahr. Allein da es auch bei den Ovambo anfängt unruhig zu werden und die schlimmsten Drohungen von verschiedenen Seiten wiederholt werden, so müssen wir uns doch auf böse Zeitungen gefaßt halten, und es könnte sein, daß unsere Damara-Mission für den Augenblick in Stocken geriethe und auch die Ovambo-Mission von den finnischen Brüdern nicht gleich in Angriff genommen werden könnte. Im März war noch alles ziemlich ruhig und Missionär Brinker schrieb damals etwa Folgendes: Die Zustände des Landes sind jetzt noch nichts besser als früher, ja noch verwickelter. Der Angriff, den die Namaqua im vorigen December auf Otjimbingué machten, ist von den Damara nur mit knapper Noth abgeschlagen worden. Seitdem scheinen die Damara etwas von ihrem Muthe verloren zu haben, und es wird ihnen bange um ihre Rinder. Dazu ist dies Jahr wieder ein recht dürres, so daß es mit der Ackerwirthschaft nichts giebt und besonders ist Otjimbingué von der Dürre heimgesucht. Hält dieser Krieg an, so stehen unsere colonisatorischen wie missionarischen Versuche in großer Gefahr. Die Herero (Damara) scheinen sich wieder tiefer ins Heidenthum zu vergraben und es wird nicht lange mehr dauern, so wird eine offene Reaction des Heidenthums dastehen. Vielleicht ist das ein gutes Zeichen, wenigstens ein besseres als die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit, die wir bis dahin bei den Herero bemerkten. Die Zauberei fängt wieder an sich auszubreiten und kein Herero ist sicher, daß er nicht morgen bezaubert ist. Das Zaubermittel, ein wahres Hexengebräu, wird in die Kalabassen gethan und auf diese Weise unvermerkt unter das Getränk oder die Speisen gemischt. Wie viel oder wie wenig an der Sache ist, vermag ich noch nicht zu durchschauen, hoffe aber, wenn ich einen zweiten Bruder zur Seite bekomme, Alles, was sich darüber erfahren läßt, in einen Tractat zusammenzustellen, damit die Freunde daheim sehen, welcher satanischen Macht wir armen schwachen Missionäre hier gegenüberstehen. Wahre Ketten der Finsterniß hat der Teufel um die Heiden geschmiedet, und wenn nicht das Wort Ebr. 4, 12 eine Wahrheit wäre, so wüßte man nicht, wie eine Seele sich bekehren könnte. Dazu kommt die Gefahr von außen. Wir erwarten bald einen erneuten Angriff der feindlichen Namaqua, und wer weiß, wie es dann ablaufen wird. Es scheint kaum, als ob die südlichen Häuptlinge des Namaqualandes etwas für die Wiederherstellung des Friedens zwischen den Herero und Jan Afrikaner sammt dem rothen Volk thun wollen. Das Ende wird vermuthlich ein allgemeiner Krieg aller Gelben und Rothen gegen die Schwarzen sein. Hier hilft nichts als Gebet und Flehen (sic!). Ach daß doch kräftiger gebetet würde und man uns hier in unserer Noth daheim nicht so leicht vergäße."

Auch ein anderer Bericht aus der Mission Kommagas lautet nicht besonders tröstlich oder hoffnungsreich. Dort ist seit länger als zwanzig Jahren Missionär Weich thätig gewesen. „Oft habe ich gewünscht, daß ich mehr thun könnte; der Herr sieht aber auch wohl nicht so viel aufs Thun als auf Treue. Sehe ich nun zurück auf meine Arbeit in meiner lieben Gemeinde, so überfällt mich eine große Traurigkeit. In den zwei Jahrzehnten sind 62 Erwachsene von mir getauft und 58 confirmirt worden. Wie steht es mit diesen Allen und wo sind sie? Das weiß ich freilich, daß mehrere von ihnen jetzt vor dem Throne Gottes stehen und das Hallelujah singen dem Lamme, das auch für sie sich hat schlachten lassen. Sie sind meine Freude und meine Krone. Mehrere halten fest an dem Herrn und trachten den guten Streit zu streiten. Einige junge confirmirte Mädchen sind in Dienst getreten in Springbock und Hondeklipbay. Sie unterhalten eine recht schöne und liebliche Correspondenz mit mir." Der Missionär beklagt dann, daß Springbock ein sehr „umnachteter" Ort und eine seiner Confirmirten dort zu Falle gekommen sei, obwohl er in Aengsten fortwährend geseufzt habe: „Herr, bewahre sie in der Versuchungsstunde." „Da sind Andere, von denen ich nichts weiß, aber von Ferne hören muß, daß sie schlechte Wege wandeln. Von noch anderen weiß ich noch gar nicht einmal, wo sie sind; sie sind hier und da zerstreut und wohl alle in sehr großem Elend, leiblich, sittlich und geistig. O, wie rufe ich doch oft zum Herrn ꝛc. ꝛc. Dann kam „Bruder Hägner" und trat „seine Wirksamkeit auf Spektakel an", wo sehr viele von solchen verlorenen Seelen umherliefen. Das dauerte leider nicht lange, so wurde die Arbeit bei dieser (Kupfer-) Mine aufgegeben und die Leute zerstreuten sich wieder nach allen vier Himmelsgegenden. „Da ist es denn nun zwar wieder erfreulich, daß Bruder Hägner sich Mühe giebt, um sie hier und da aufzusuchen; aber wo die Zerstreutheit so groß ist und die Entfernungen so weit sind, da ist es auch sehr mühsam und beinahe unmöglich, Allen nachzugehen." — Man sieht, welches Ergebniß die Anstrengungen eines so eifrigen Mannes im Verlaufe von 20 Jahren gehabt haben. In der langen Zeit hat er 62 Schwarze getauft, und die, welche noch nicht Hallelujah im Himmel singen, sind Vagabunden geworden, welchen dann ein anderer Missionär unter allen möglichen Beschwerden nachläuft, um zu sehen, ob er eine solche schwarze Vagabundenseele wieder bekehren kann, natürlich ohne Garantie, daß sie hinterher nicht abermals desertirt.

Sladen's Expedition auf dem Irawaddy nach Yünnan in China. Ueber diese wichtige Erforschungsreise giebt der „Friend of India" Nachrichten bis zum 11. April. Damals hatte Capitän Sladen die Ortschaft Ponsi erreicht; sie liegt in den Chachyenbergen, etwa 50 Miles von Bhamo und 10 von Mänwain (Manwyne), einer Stadt der Schans. Wir erfahren, daß dem Reisenden durch Intriguen von Seiten der Chinesen manche Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Als er Ponsi erreicht hatte, liefen alle Maulthiertreiber fort und nahmen die Thiere mit sich; das geschah auf Anstiften einiger Häuptlinge in den Schan-Staaten, welche den Leuten bei Todesstrafe jede Unterstützung des Engländers verboten hatten. Diese Häuptlinge verfuhren solchergestalt auf Befehl eines mächtigen chinesischen Räuberhauptmannes, der an einer Manphoo genannten Oertlichkeit an der Straße zwischen Ponsi und der Grenze von Momein eine sehr stark verschanzte Stellung innehatte. Er heißt Lisethay und hatte sich an der Spitze seiner Spießgesellen seit mehreren Jahren zu behaupten gewußt gegen die Panthays, d. h. die Mohammedaner in Yünnan und auch gegen die nichtmohammedanischen Chinesen. Er hatte Helfers-

helfer in Birma, namentlich chinesische Kaufleute in Bhamo, welche Sladen's Versuch, einen Handelsweg zwischen Yünnan und dem ganzen Irawaddystrome zu eröffnen, sehr ungern sehen; sie befürchten ihrerseits dadurch geschädigt zu werden. Sodann stand Lisethay mit drei birmanischen Beamten in Verbindung, welche ihn gegen Sladen aufhetzten und ihn aufforderten, den Durchzug desselben durch die Schan-Staaten nicht zu leiden. Das Alles erfuhr Sladen und, rasch entschlossen, wandte er sich an die Häuptlinge von Momein, die ihm auch sofort Beistand zusagten. Es war sehr schwierig, schriftliche Mittheilungen nach Momein gelangen zu lassen; doch verstanden sich drei Chachyens zur Besorgung derselben. In Ponsi bekam Sladen eine günstige Antwort von den Panthayhäuptlingen an der Grenze von Yünnan; sie ließen ihm sagen, er möge nur guten Muthes sein. Sie hielten Wort und rückten mit starker Macht vor Mauphoo, welches sie am 19. März einnahmen. Die Besatzung wurde gefangen genommen, Lisethay aber entkam. Nun schickte der Panthaygeneral Lasakon der Expedition Sladen's ein Geleit bis Sanda entgegen, und jene wollte von Ponsi aus dorthin gehen, sobald sie die nöthigen Transportmittel zusammengebracht hatte. Die birmanischen Beamten legten ihr aber so große Schwierigkeiten in den Weg, daß sie am 11. April dergleichen noch nicht bekommen hatte. Es hing aber der günstige Erfolg ganz davon ab, daß sie zunächst bis Momein zu den Panthayhäuptlingen gelangte und dadurch die Ränke der Chinesen und der Birmanen fruchtlos machte. —

Die Eröffnung des Handelsweges auf dem Irawaddy nach dem südwestlichen China ist von ganz hervorragender Wichtigkeit und deswegen theilen wir die obigen Angaben mit. Man sieht, mit welchen Schwierigkeiten die Engländer hier zu kämpfen haben.

Cooper's Ueberlandreise von Han köu in China nach dem Bengalischen Meerbusen. Wir haben dieses kühnen Unternehmens mehrfach erwähnt („Globus“ XIII, S. 255) und zugleich der Pläne zur Eröffnung neuer Handelswege zwischen China und Indien („Globus“ XIII, S. 266). Jetzt finden wir in der „Overland China Mail“ vom 26. Juni Mittheilungen über den Fortgang der Reise. Cooper befand sich am 26. April zu Ta tsien lu, an der Westgrenze Chinas (etwas nördlich vom 30. Grad nördl. Br.), wohin er in Gesellschaft des französischen Missionärs Cheauveau gereist war; dieser ist vom Papste zum Bischof von Tibet ernannt worden. Cheauveau hielt sich bisher in Hi yan fu auf, und von dort machten beide die Reise nach Ta tsien lu gemeinschaftlich; dieselbe erforderte sieben Tage. Am fünften Tage kamen sie nach Lu din tscheu, einer kleinen Stadt am linken Ufer des Tai tan ho, einem Zuflusse des Mia ting fu. Die Stadt ist berühmt wegen ihrer Kettenbrücke, die schon vor 80 Jahren gebaut worden ist und 150 Yards Spannung hat. Von dort geht der Weg an gefährlichen Abgründen hin durch die Ta-tsien-lu-Schlucht. Diese ist auf der ganzen Straße von Tschen tu nach Lhassa die allergefährlichste Stelle. Sie wird gebildet von zwei 1000 bis 1200 Fuß hohen, senkrecht abfallenden Bergen, die mit einander parallel laufen und an manchen Stellen weit überhängen. Unten strömt ein etwa 90 Fuß breites Bergwasser, das häufig Cascaden und Stromschnellen bildet und sich unterhalb der Schlucht in den Tai tan ho ergießt; oberhalb derselben liegt dann die Grenzstadt Ta tsien lu. (— Dieselbe ist auf Kiepert's Karte von Ostasien, im Neuen Handatlas Nr. 30, Karte von Ostasien, eingetragen. Wir empfehlen wiederholt diesen ausgezeichneten Atlas und setzen voraus, daß unsere Leser stets die Karte zur Hand haben. —)

Ta tsien lu liegt auf der Grenze der chinesischen Provinz Sze tschuen und ist ein wichtiger Handelsplatz; die Kaufleute aus Schen si bringen dorthin Thee, Glasperlen und Taback; sie tauschen dafür Hirschhorn, Moschus und Felle von Luchsen, Wölfen, Füchsen und Leoparden, sodann Schaffelle und Yakhäute ein. Die Chinesen unterhalten dort eine Besatzung von etwa 1000 Mann.

Cooper stellt Betrachtungen über den Handelsverkehr im westlichen China an. Er schildert die Provinz Sze tschuen als enorm ergiebig, sie unterhalte einen „gigantischen“ Handel mit Han köu in Rhabarber, Hanf, Arzneikräutern, Zucker und Taback; das sind ihre Ausfuhrartikel; Baumwolle und Stückgüter sind Einfuhrwaaren. Tschung king ist gleichsam der Handelsmund der vier Provinzen Sze tschuen, Yünnan, Kuei tscheu und Schen si. Für den Bezug ausländischer Stückgüter sieht es sich auf Han köu (Hankow) angewiesen; diese Waaren vertheilt es dann weiter. Der Transport auf dem Yang tse kiang ist beschwerlich und auch kostspielig, weil die Mandarinen Erpressung üben; deshalb können diese Güter westlich von dem Yün-ling-Gebirge nicht mehr verkauft werden; die Kosten sind zu hoch. Dort liegt die Grenze des Handels mit europäischen Waaren im westlichen China; und jetzt geht er auch nur so weit, weil die Irawaddyroute zur Zeit geschlossen ist. Sobald diese eröffnet wird, kann es nicht fehlen, daß die Südwestprovinzen auf jenem Wege ihre Waaren beziehen und versenden, und gewiß werden dann englische Kaufleute auch am obern Irawaddy Häuser eröffnen. Auf jenem Wege war ein blühender Handelsverkehr, bevor man an die Europäer dachte; sobald er wieder benutzt wird, kann es nicht fehlen, daß der Verkehr zwischen Han köu und Tschung king sich mindestens um ein Drittel vermindert. Der mohammedanische Fürst in Tarli (— soll heißen Ta li fu in Yünnan —) hat bereits an der Ostgrenze seines Gebietes Zollhäuser errichtet; ich traf in Hi yan fu einige Kaufleute, welche von dort kamen und wieder dorthin handeln wollten, obwohl sie Zoll sowohl an die Kaiserlichen wie an die Mohammedaner zahlen mußten. So tritt wohl bald die Irawaddystraße von Rangun her mit jener von Schanghai her, also der des Yang tse kiang, in erfolgreichen Wettbewerb. Schanghai wird aber von diesem Handel um so weniger einbüßen, wenn der obere Yang tse kiang bis Tschung king von zweckmäßig gebaueten Dampfern befahren wird; sie dürfen höchstens 6 Fuß Tiefgang haben; dann können sie allezeit auch die Stromschnellen passiren. —

Cooper war früher der Ansicht, daß von Li kian im nördlichen Yünnan bis Sudiya am Brahmaputra in Assam eine zweckmäßige Handelsstraße zu eröffnen sei. Wir finden nun, daß er von einer solchen nichts erwartet. Vom Pater Cheauveau, der längere Zeit in Li kiang verweilte, hat er genauen Bericht über die Bodenverhältnisse erhalten. Diese sind ungünstig; nach Westen hin wohnen halbwilde Stämme, die unablässig einander befehden, und auch die Patkhoyberge bieten schwierige Uebergänge dar. Calcutta muß auf directen Handel mit China verzichten.

Cooper sagt, er hoffe Lhassa zu erreichen (— was uns sehr problematisch erscheint —) und wolle über Katmandu in Nepal nach Indien gehen. Er ist voll des Lobes über die französischen Missionäre im westlichen China, und wir wissen auch aus anderen Quellen, daß diese wackeren Männer solch ein Lob vollkommen verdienen.

Die französische Mekong-Expedition. Auch die Mitglieder derselben sind von den eben erwähnten Missionären in China sehr freundlich aufgenommen worden. Sie kamen am 6. Juni zu Han köu, am 13. zu Schanghai an und brachten den einbalsamirten Leichnam Lagrée's mit dorthin. Auf die Mohammedaner in Yünnan sind sie nicht gut zu sprechen; der Wang, d. h. Oberhaupt, König, derselben, Namens Tsin lin, gab ihnen keine Audienz; er meinte, sie seien Spione Englands, das Lust habe, Yünnan zu erobern. Nach Lagrée's Tode übernahm Lieutenant Garnier die Leitung der Expedition. Bisher hatte noch kein Europäer die Reise von Saigong in Cochinchina bis Schanghai auf dem Landwege gemacht und wir dürfen manchen wichtigen Nachrichten über bisher unbekannte Gegenden entgegensehen.

Ein Schneefall in Südafrika ist etwas Unerhörtes. „Die letzte Post vom Cap der guten Hoffnung — so schreibt uns Herr Theophilus Hahn, der unter den Hottentoten das Licht der Welt erblickt hat — brachte mir auch die Zeitung „Het

Volksblad" (— leider ist kein Datum angegeben —), das allerlei Interessantes enthält. So wird z. B. von einem Schneefall mit Sturm aus vielen Gegenden berichtet. Das Unwetter hat seinen Weg zwischen 28 und $32\frac{1}{2}$ Grad südlicher Breite genommen. Man ist überzeugt, daß demselben große Fruchtbarkeit folgen werde. Wie ungewohnt ein Schneefall dort ist, mögen Ihnen die nachfolgenden Bemerkungen des „Volksblad" zeigen. Dasselbe schreibt: Am merkwürdigsten war die Veränderung, welche Alles um uns her erfuhr. Häuser, Hügel, Berge, — Alles sah ganz anders aus und hatte ein durchaus fremdartiges Ansehen; man glaubte gar nicht, daß man sich an seinem gewöhnlichen Wohnplatze befinde. Aber nicht bloß die Menschen, sondern auch die Thiere verwunderten sich; sie mochten sich kaum bewegen. Die Vögel flogen rathlos in der Runde herum, etwa so wie Tauben bei Nacht. Alt und Jung belustigten sich mit dem Werfen von Schneeballen. Der ganze Anblick war Abends schon merkwürdig genug, aber wie war er erst als am andern Morgen die Sonne am unbewölkten Himmel aufstieg! Die ganze Erde war mit einem weißen Kleide bedeckt und alle Bäume waren mit Krystall überzogen bis zum kleinsten Zweige (— en het geboomte tot het kleinste takje toe met krystal bekleed —). Und darauf schien die Sonne! Und wähne nur Keiner, daß Alles farblos gewesen sei. O nein; die Brechung der Lichtstrahlen auf diesen Krystallen war wunderbar und machte eine herrliche Wirkung ꝛc." Uns, die wir an Schneefall gewöhnt sind, kommt diese Schilderung sehr naiv vor, aber für einen Südafrikaner, der nicht weiß, was ein europäischer Winter, ist das „weiße Ereigniß" eine große Merkwürdigkeit und Seltenheit gewesen.

Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Wir entnehmen der Zuschrift des Herrn Th. Hahn noch folgende Notizen:

Im Capschen Parlamente hat man endlich Beschlüsse zur Hebung des dortigen Weinhandels gefaßt.

Es ist wieder ein großer 13- bis 14karatiger Diamant vom reinsten Wasser bei Hoopstad gefunden worden. In derselben Gegend hatte man noch einen 15karatigen Diamant gefunden, für welchen der Gouverneur in Capstadt 250 Pf. St. bot.

Im Bergflusse, nördlich von Capstadt, ist nun das letzte Hippopotamusweibchen ins Jenseits befördert worden. Noch ein junges Männchen lebt im Flusse, und man hat erwogen, ob man diesen letzten Mohikaner seinem natürlichen Schicksal überlassen solle. Er richtet aber Schaden auf den Aeckern an und so ist ein Jäger beauftragt worden, ihm das Lebenslicht auszublasen. Dieses letzte Hippopotamuspaar wird im Museum der Capstadt eine Stelle finden.

Die Räubereien der Korannas und der Buschmänner hatten ihren Fortgang; man will nun endlich ein „Commando", bewaffnetes Aufgebot, gegen sie aufbieten.

Ungewöhnliche Witterungserscheinung in Südaustralien. In Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien, ereignete sich am Nachmittage des 7. Mai dieses Jahres der unerhörte Fall, daß es schneite, wenn das freilich auch nur einige Minuten dauerte. Der diesjährige Mai zeigte überhaupt eine sehr niedrige Temperatur und zwar war es die niedrigste, welche je in diesem Monate verzeichnet wurde, so lange meteorologische Beobachtungen in der Colonie bestehen. Das Maximum erreichte nur + 84,6° Fahrenheit, obgleich dies sonst selten unter 90° kommt und bis zu 97° steigt. Das Minimum fiel auf + 44,7° und die mittlere Temperatur des Monats sank auf kaum 64°, während das Mittel aus den letzten 11 Jahren reichlich 65° ergiebt. —g.—

Das neue Territorium Wyoming in Nordamerika. Am 22. Juli wurde die Senatsbill bezüglich Errichtung einer provisorischen Regierung des neuen Territoriums Wyoming im Repräsentantenhause mit 106 gegen 50 Stimmen angenommen. In der Bill wird den Negern das Stimmrecht und die Fähigkeit zur Bekleidung von Aemtern zugesprochen. Das Territorium ist aus der nördlichen Hälfte von Colorado gebildet, das am 2. März 1861 durch Congreßacte als Territorium organisirt wurde, 105,818 Quadratmeilen umfaßte und sich vom 37. bis zum 41. Grad nördlicher Breite und vom 102. bis 109. Grad westlicher Länge ausdehnte. Durch die Goldentdeckungen in den Felsgebirgen wurde eine massenhafte Ansiedlung nach Colorado gezogen, so daß 1864 der Vorschlag gemacht wurde, eine Staatsregierung zu errichten. Am 8. August 1864 versammelte sich eine Convention zu Denver, um eine Constitution zu entwerfen, am 12. August war sie vollendet und am 5. September wurde sie dem Volke vorgelegt; es wurden 5895 Stimmen abgegeben und eine Mehrheit von 155 Stimmen nahm die Constitution an. Am 18. Januar wurde im Vereinigte-Staaten-Senat die Bill für Zulassung von Colorado als Staat eingebracht, fand jedoch lebhaften Widerspruch namentlich Seitens republikanischer Senatoren. Man sprach dagegen, weil die Bevölkerung (die damals 28,000 Köpfe betrug) nicht groß genug sei, weil den Negern in der Constitution kein Stimmrecht verliehen worden und weil fast die Hälfte der Bürger gegen Bildung eines Staates wären. Die Bill passirte übrigens beide Häuser, der Präsident aber belegte sie mit seinem Veto und Colorado ist noch immer ein Territorium. Von ihm hat man jetzt die nördliche Hälfte getrennt und daraus das neue Territorium Wyoming gebildet. Es reicht vom 41. bis zum 45. Grad nördlicher Breite und grenzt südlich an das Territorium Colorado, nördlich an Montana, östlich an Dakota und Nebraska und westlich an Idaho und Utah. Zuerst hatte man dafür den Namen „Lincoln" vorgeschlagen zum Andenken an Abraham Lincoln; man zog jedoch den Namen Wyoming vor (entstanden aus dem indianischen Wort Maughwaume, „große Ebene"), um das Andenken an die Patrioten zu verewigen, welche im Wyoming-Thal, Wyoming County, Pa., am Susquehanna umkamen. — Das neue Territorium ist ebenso wie der südliche Theil des alten Coloradogebietes reich an Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei und Kohlen, Schätze, deren Hebung nur auf eine zahlreichere Ansiedelung und auf die Vollendung der Pacificbahn warten. Es hat außerdem große Salzlager und viele Salz- und Oelquellen. Obgleich es an die sogenannte „große amerikanische Wüste" westlich der Felsgebirge grenzt, so ist es doch zum Anbau von Getreide ebenso geeignet wie das jetzige Colorado, wo 50 bis 60 Bushel Weizen auf dem Acker gezogen wurden, ein Ertrag, der freilich nur durch eine vorzügliche Bewässerungsmethode erzielt wurde.

Die Eisenbahn über das blaue Gebirge in der Colonie Neusüdwales (Australien). Eine der großartigsten und zugleich kostspieligsten Unternehmungen der Gegenwart führt die Colonie Neusüdwales in Australien aus, indem sie eine Eisenbahn über die blauen Berge nach der Stadt Bathurst im gleichnamigen Districte baut. Diese Bahn geht von Sydney über Paramatta nach Penrith (25 Miles) und schleicht von hier in vielen Krümmungen und Windungen das bis zu 6000 Fuß und darüber ansteigende Gebirge hinauf. Die Terrainschwierigkeiten, welche bei diesem wild zerrissenen Gebirge zu überwinden, waren und sind noch von ungeheurer Art, wie man schon daraus abnehmen kann, daß die englische Meile der fertigen Strecke durchschnittlich auf 90,000 Thaler zu stehen kommt, was, auf die Länge einer deutschen Meile übertragen, 420,000 Thaler ausmachen würde. Mitte Mai dieses Jahres wurde eine neue Strecke dem öffentlichen Verkehr übergeben, wodurch die Bahn bis auf den Mount Victoria oder bis zur westlichen Senkung des Gebirges geführt ist. Die dortige Eisenbahnstation liegt 3525 Fuß über dem Niveau des Meeres und ist 76 Miles von Sydney entfernt. —g.—

Eine neu entdeckte Kobaltmine in Südaustralien. Die neu entdeckte Castaspo-Mine in Südaustralien birgt einen außerordentlichen Reichthum an Kobalt. Die erste Verschiffung davon auf England im Betrage von 22 Tonnen fand im Mai dieses Jahres statt. —g.—

Eine neue Handelscompagnie in der Südsee. In Melbourne hat sich im Mai dieses Jahres eine mit reichen Geldmitteln versehene Gesellschaft gebildet, welche Delegirte an Thakombau, den König der Fidschi-Inseln, abgeschickt hat, um mit ihm über das vollständige Abtreten einiger Inseln und gewisser Theile anderer Eilande, welche zu seinem Territorium gehören, zu verhandeln. Die Compagnie beabsichtigt, sich, nach dem Vorbilde der frühern ostindischen Compagnie, in der Südsee auszubreiten. —g.—

Die Khasias in Ostbengalen bauen noch heute große Dolmen. Die British Association hat ihre Jahresversammlung zu Norwich gehalten; Präsident war der berühmte Botaniker Joseph Hooker. In seiner Eröffnungsrede erwähnte er, daß jetzt in Indien ganz specielle ethnographische Forschungen angestellt werden; es handelt sich darum, eingehende Berichte über die Racenverhältnisse, Sitten und Gebräuche der einheimischen Völker und Stämme zu erhalten, namentlich auch über die, welche noch jetzt megalithische Denkmäler errichten. Diese Forschungen werden nun vom Obersten Meadows Taylor geleitet. Hooker bemerkte:

„Es wird Manchen überraschen, wenn ich auf die Thatsache hinweise, daß kaum 300 Miles von der Hauptstadt Calcutta entfernt halbwilde Menschen wohnen, welche Dolmen, Menhirs, Cysts und Cromlechs bauen, die eben so gigantisch in ihren Verhältnissen sind, wie die sogenannten druidischen Denkmäler in Europa, mit deren Bauart und Anblick sie die größte Aehnlichkeit haben. Schon vor einem Vierteljahrhundert sind diese Monumente vom Oberst Yule abgebildet und beschrieben worden; man hat aber Yule's Aufsatz (im „Asiatic Journal" 1844) wenig beachtet und nur Lubbock hat Bezug auf denselben genommen.

„Yule schildert die Khasias als einen Stamm, welcher zur sogenannten indo-chinesischen Race gehört. Sie halten Rindvieh, trinken aber keine Milch; sie schätzen die Strecke, welche sie beim Gehen zurücklegen, nach so und so viel Mundvoll „Pawn", welche sie gekaut haben (— wie die deutschen Bauern z. B. in Holstein nach „Pfeifen Toback" —). Ich habe vor nun 18 Jahren mit Dr. Thomson einige Monate lang unter den Khasias gelebt und fand alle Angaben Yule's durchweg zutreffend. Auf den wellenförmigen Höhenzügen, 4000 bis 6000 Fuß über dem Meere, findet man sehr häufig Gruppen gewaltiger, viereckiger Pfeiler von unbehauenem Stein und tafelförmige Platten, die von drei oder vier rohen Steinpfosten getragen werden. An einer Stelle fanden wir im Sande einen beinahe vollständigen Kreis von Menhirs; der höchste derselben war über dem Erdboden 30 Fuß hoch, 6 Fuß breit und 2 Fuß 8 Zoll stark, und in der Front eines jeden Menhir befand sich ein Dolmen oder Cromlech von verhältnißmäßig gigantischen Steinmassen; die größte unter diesen Steinplatten (slabs), so viel deren bis jetzt gemessen worden sind, ist 32 Fuß hoch, 15 Fuß breit und 2 Fuß dick. Manche von denen, welche wir sahen, waren erst vor sehr kurzer Zeit errichtet worden und wir erfuhren, daß man alljährlich dergleichen bauet, aber nicht während der Regenzeit, in welcher wir gerade dort waren. Sie bewegen die Steinmassen derart, daß sie Rinnen ausgraben und diesen entlang Feuer unterhalten; wenn dieselben heiß sind, gießen sie kaltes Wasser hinein, wodurch der Stein der Rinne entlang spaltet. (The method of removing the blocks is by cutting grooves, along which fires are lighted, and into which, when heated, cold water is run, which causes the rock to fissure along the groove.) Zum Transportiren und Aufrichten dieser Steinmassen haben sie weiter keine mechanischen Hülfsmittel als Hebebäume und Stricke. Sie errichten diese Denkmäler, um Grabstätten zu bezeichnen, oder weil an irgend einer Stelle ein für sie denkwürdiges Ereigniß sich zugetragen hat &c. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß das Khasiawort für Stein, man (men), sich häufig in den Ortsnamen ihrer Dörfer findet, ähnlich wie in der Bretagne, in Wales, in Cornwall auch. Mensmaï bedeutet in der Khasiasprache den Eid- oder Schwurstein; Memlu (mamloo) den Salzstein; Menslong den begraften Stein &c., wie in Wales Penmaen Mawr bedeutet: Hügel des großen Steines, und in der Bretagne ist Menhir ein aufrechtstehender Stein, und Dol-men bedeutet dort Tafelstein.

„Unser Verkehr mit den Khasias war nur beschränkt und nicht immer freundlicher Art; wir verstanden ihre Sprache nicht und sie selber waren keineswegs mittheilsam. Seit jener Zeit ist indessen ihr Land mehr eröffnet worden und die britischen Truppen haben dort ein Cantonnement. Es ist von entschiedener Wichtigkeit, über Ursprung, Herkunft, Sprache, religiöse Vorstellungen, Sitten &c. dieses Volkes Forschungen anzustellen, und das wird in der allernächsten Zeit geschehen. Ich zweifle nicht, daß diese Forschungen helles Licht werfen auf diesen dunkeln und doch so wichtigen Zweig der vorgeschichtlichen Archäologie, auf die megalithischen Denkmäler in Westeuropa."

So weit Hooker. Jene von Yule schon 1844 beschriebenen Dolmen &c. im Lande der Khasias sind auch von A. von Bonstetten: Essai sur les Dolmens, Genève 1865, unbeachtet geblieben. Sein Verzeichniß der Dolmen in Indien, S. 60, ist folgendes: Ostküste. Im nördlichen Arkot, bei Tschittur (Chitoor), in der Präsidentschaft Madras. Die Dolmen nehmen dort eine Fläche von einer Quadratmeile ein. — Zwischen Madras und Mangalore, auf dem Nilgherrigebirge. — Bei Uramalur im Bezirke Tschinglepat. — Zwischen Madras und Pondichery, bei Sadras. —

Als ich meinen Aufsatz über die geographische Verbreitung der Dolmen in drei Erdtheilen schrieb („Globus" VIII, S. 307 im Jahre 1865), war das Werk des Herrn von Bonstetten noch nicht erschienen; ich sprach mich dort gegen Desor's Tamhu-Theorie aus und gegen die Annahme, daß diese Steindenkmale „keltisch" seien. Hooker irrt, wenn er meint, daß die Forschungen Yule's nur von Lubbock allein beachtet worden seien. Ich verweise auf den „Globus" X, S. 9: „Die Dolmen im südlichen Ostindien", wo der Bericht des Ingenieurs Fraser an die Regierung von Madras mitgetheilt worden ist. Es heißt dort: „Auf die Monumente selbst hatte schon vor länger als zehn Jahren Capitän Yule aufmerksam gemacht, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß er sie als druidische Denkmäler bezeichnete." Es bleibt aber ein Verdienst Hooker's, so eindringlich auf die Monumente im Lande der Khasias hingewiesen zu haben.

Pfahlbauten in Schottland. Der Loch of Forfar hat während der Sommermonate einen ungewöhnlich niedrigen Wasserstand gehabt, und dieser günstige Umstand ist zu Nachforschungen benutzt worden. Man wußte, daß in diesem See ein Crannog, eine Seeortschaft, vorhanden war, doch hatte man bisher keine Untersuchungen angestellt. Nun berichtet das „Athenäum" (vom 22. August), daß man ans Werk gegangen sei. Zwölf Arbeiter mußten einen Dammweg (causeway) durchstechen und 150 Yards desselben offenlegen. Der Dammweg bestand aus einer rückenartigen Erhöhung von Steinen und Mergel und er läuft bis zum westlichen Ende des Sees. An der Nordseite fand man eine Reihe von Pfählen, auf welche andere Pfähle in die Quere gelegt waren, durchschnittlich 5 Fuß unter der Oberfläche. Beim Nachgraben stieß man auf Lager von Asche, Schaf- und Ochsenknochen, Hauzähne des Ebers und einige Bronzegeräthe. Nähere Untersuchungen ergaben, daß dieser Crannog von Leuten bewohnt war, deren Lebensweise ganz jener der schweizerischen Pfahlbauten entspricht.

Die Ruinen der alten Stadt Dschankend unweit vom Jaxartes. Wir haben derselben mehrmals erwähnt; jetzt finden wir nähere Nachrichten, welche der Akademiker Lerch in der Petersburger geographischen Gesellschaft mitgetheilt hat. Die alte Stadt liegt unweit vom linken Ufer des Syr Darja, etwa 20 Werst vom russischen Fort Nr. 1. Während des Mittelalters, bei den Schilderungen der Eroberung von Chowaresm, wird der Stadt Yanguiken oder, wie die Kirgisen sagen, Dschan-

kend, mehrmals erwähnt; auch Abulfeda spricht von derselben. Im Jahre 1740 lag die Stadt schon in Ruinen; wir haben dafür das Zeugniß Gladyschew's und Murawin's, welche am Aralsee hin nach Chiwa gingen. Bei den gegenwärtigen Ausgrabungen hat man Silber- und Kupfermünzen gefunden, welche beweisen, daß die Bewohner von Dschankend mit der goldenen Horde in Verbindung standen. Die Stadt war nicht groß und nahm einen Raum von etwa 4 Quadratwerst ein; sie ist völlig nach Art der anderen turkestanischen Städte angelegt worden. Die Citadelle war mit Mauern und einem Wall umgeben; Felder und Gärten wurden durch Canäle bewässert, die man aus dem Jaxartes abgeleitet hatte. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Häuser aus gebrannten Backsteinen aufgeführt sind, während die Städte Centralasiens sonst im Allgemeinen nur Lehmsteinhäuser haben. Nichts zeugt für eine gewaltsame Zerstörung. Lerch meint, die Stadt sei allmälig verlassen worden, aus Ursachen, die wir nicht kennen. Die Wohnungen verfielen allmälig, weil keine Ausbesserung stattfand; erst stürzten die Decken ein, dann die Wände und hinterher wurde Alles mit Sand bedeckt, auf welchem dann eine ärmliche Steppenvegetation sich ansiedelte.

Zur Statistik Brasiliens. Die Secretäre, welche bei den britischen Gesandtschaften angestellt sind, müssen alljährlich Berichte über Handel, Finanzen, Bevölkerungsverhältnisse ꝛc. der Länder, in welchen sie verweilen, nach London einschicken, und wir erfahren daraus dann und wann manche nützlichen Angaben. In dem Berichte des Legationssecretärs Pakenham, datirt Rio de Janeiro, 1. Mai 1868, finden wir folgende Angaben.

Brasiliens Ausgaben sind im Budget des Finanzministers für das Finanzjahr 1868/1869 auf 6,774,262 Pf. St. veranschlagt worden; davon für den Krieg 1,441,510, für die Marine 816,287. — Einnahmen: 5,900,000 Pf. St.; davon kommen auf Einfuhrzölle 3,303,249, Ausfuhrzölle 1,018,974. — Staatsschulden: 47,595,318 Pf. St.; davon kamen bis November 1867 auf die auswärtige Schuld 14,081,800, auf die innere 12,418,270. Das Uebrige vertheilt sich auf Papiergeld und Regierungsscheine, Schulden an die Bank ꝛc. Deficit im Mai: 7,200,000. — Ausfuhren von Rio de Janeiro im Jahre 1867:

Kaffee	424,532,680	Pfund	8,776,590	Pf. St.
Zucker	8,980,960	„	106,752	„ „
Baumwolle	9,240,000	„	350,000	„ „
Gesalzene Häute	4,200,000	„	57,540	„ „
Trockene Häute	250,000	„	8,250	„ „
Hörner	116,860	„	1,519	„ „
Rum	3,865	Pipen	40,000	„ „
Tapioca	11,294	Fässer	25,066	„ „
Taback	51,615	Packen	154,845	„ „
Diamanten	5704	Oitavas	37,000	„ „
			9,558,287	Pf. St.

Die Ausfuhr in den Häfen Pernambuco, Para, Bahia, Rio Grande do Sul und Santos beliefen sich auf etwa 7,000,000 Pf. St.

Die brasilianische Regierung hat im October 1867 eine Tabelle über die Bevölkerung des Kaiserreichs veröffentlicht; diese wird, offenbar viel zu hoch, auf 10,058,000 Seelen angegeben. Davon sind freie Leute 8,184,000; Sklaven 1,674,000; Indianer 200,000. Die Volksmenge der Stadt Rio de Janeiro wird auf 320,000 Freie und 100,000 Sklaven angegeben.

Zuckerplantagen in Neusüdwales. Die Zuckerplantagen in der Colonie Neusüdwales nehmen einen recht erfreulichen Fortgang. Es sind solche bereits an mehr als funfzig Orten angelegt, und wenngleich viele noch nicht weit über die ersten Anfänge hinaus sind, so liefern manche doch schon reichliche Erträge. So kamen am 16. April dieses Jahres in Sydney zum ersten Male 120 Säcke des sogenannten Yellow-Counter-Zucker, den ein Herr Meares auf seinen Pflanzungen im Hastingsdistricte gewonnen hatte, zur öffentlichen Versteigerung und erzielten 34 Pf. St. per Tonne. —g.—

* * *

— Drei englische Touristen: Freshfield, Moore und Tucker, haben im Juli den Berg Kasbeck im Kaukasus erstiegen. Sie übernachteten am 12. Juli in etwa 11,200 Fuß Höhe über dem Meere, brachen dann früh 3 Uhr auf und erreichten um Mittag den höchsten Gipfel. Sie fanden den höchsten Gipfel 18,526, den zweithöchsten 16,540 englische Fuß hoch. Dann stiegen sie auf der Nordseite hinunter.

— Die Brasilianer haben auf dem Araguay, einem der beiden Hauptarme des Tocantins, in der Provinz Goyaz, eine Dampfschifffahrt eröffnet.

— Brasiliens Ausfuhr von Baumwolle hat 1867 die sehr beträchtliche Menge von 2,692,192 Arroben betragen.

— Im Territorium Nevada wurde am 2. Mai die „Stadt“ Reno gegründet; am Schlusse des Monats zählte sie schon 503 Einwohner.

— In der Colonie Neusüdwales (Australien) ist abermals, und zwar bei Anvil Creek, ein außerordentlich reiches und vortreffliches Kohlenlager aufgefunden worden.

— Aus den Marmorbrüchen von Carrara sind in den Jahren 1863 bis und mit 1865 nicht weniger als 126,928 Tons (zu 20 Centner) Steine gebrochen worden, im Geldwerthe von etwa 270,000 Thalern. In den Steinbrüchen wurden 1867 durchschnittlich 2238 Personen beschäftigt. — Die Alabasterbrüche bei Volterra lieferten im Jahre etwa 500 Tons Alabaster.

— „Woher haben die Engländer den Ausdruck „jungle“ entlehnt, mit welchem sie namentlich in Ostindien ein Waldgestrüpp bezeichnen? Europäisch ist derselbe nicht, aber welcher morgenländischen Sprache gehört er an?“

Es scheint, als ob man ihn auf irgend eine Weise aus dem östlichen Turkestan erhalten habe. Dieses bis vor wenigen Jahren den Chinesen unterworfene Thian schan nan lu oder die sogenannte kleine Bucharei besteht zum bei weitem größten Theile aus Steppenland mit sehr trockenem Klima. Die Vegetation tritt dort nur an den Flüssen auf, die auf jeder Seite einen schmalen Saum von Laubholz haben. Diese Uferwaldungen werden von den Eingeborenen mit dem persischen Worte Dschengel bezeichnet und dieser Dschengel besteht, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten, aus verschiedenen nebeneinander wachsenden Baumarten. In Sibirien nennt man solche Waldstücke Urema.

Wohlau in Schlesien, September 1868. In dem Forste zwischen Beschine und Mönchmotschelnitz sprengte man einen erratischen Block, welcher von so enormer Größe war, daß er neun Klafter Sprengsteine gab. Unter demselben, in einer Tiefe von etwa sechs Fuß, fanden die Arbeiter einen Steinhammer von so schöner Arbeit, daß man ihn für ein Erzeugniß der neuesten Zeit halten könnte, wenn der Fundort nicht in Betracht gezogen würde. Der Hammer ist von Serpentinstein; die Face bildet eine regelmäßige Ellipse, nur an einem Ende so weit abgeplattet, wie es der Gebrauch als Hammer bedingt; am entgegengesetzten Ende ist eine etwas lückige Schneide; in der Mitte ein vollkommen zirkelrundes, durchgehendes Loch; am dicksten Theile des Hammers hat er in der Face wie im Profil zwei Zoll Durchmesser; der Diameter von der Schneide bis zum andern Ende beträgt sechs Zoll. Ein Serpentinsteinhammer unter einem erratischen Blocke! Welche Folgerungen für die Alterthümer des Menschengeschlechts sind daraus zu ziehen?

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Im Norden des Kaukasus.

Zweiter Artikel.

Georgiewsk und dessen Bazar; Baschlicks. — Der Elbrus und die Schneegipfel des Kaukasus. — Der Badeort Piätigorsk. — Leben und Treiben der Zigeuner. — Wladikawkas und der Terek. — Das Gebirgsvolk der Kabardiner. — Die Lesghinka. — Zur Charakterisirung des Kampfes der Bergvölker mit den Russen. — Der Paß von Dariel. — Der Kasbek, dessen Lawinen und Felsstürze. — Die große Militärstraße von Mosdok nach Tiflis. — Das Bergvolk der Osseten. — Bauart der Dörfer. — Uebereinstimmung mit germanischen Sitten und Gebräuchen. — Kampf gegen den Drachen zu Gunsten des Mondes.

An der Straße, welche von Stawropol nach Georgiewsk führt, liegen zu beiden Seiten sehr stark bevölkerte Kosackendörfer, von denen sich manche recht malerisch ausnehmen, besonders jene auf den grünen Hügeln. Georgiewsk ist eine unbedeutende Stadt, in welcher nur an den Sonntagen einiges Leben herrscht, weil dann großer Markt gehalten wird. Die Buden im Bazar sind recht gut mit allen möglichen Dingen versorgt, namentlich mit Reisepelzmützen, kleinen, eigenthümlich geformten Dolchen und mit Baschlicks. Diese letzteren sind eine Art von Kapuze, welche von den Bergvölkern und den Kosacken bei Schnee- oder Regenwetter getragen wird; sie sind durchaus zweckmäßig. Die Straßen der Stadt haben zumeist nur kleine, einstöckige Häuser, keinen Baumschatten, sind krumm, ungepflastert und staubig. Schafe und Kälber weiden gemüthlich in diesen Gassen und auf den verschiedenen großen Plätzen, auf denen gleichfalls Gras wächst. Wereschagin sah auf dem Bazar gefangene Kaukasier, deren je zwei an einander gekettet waren und von russischen Soldaten mit aufgepflanztem Bayonnete bewacht wurden; sie kauften Lebensmittel und mancherlei Kleinigkeiten ein.

Anblick der Centralgruppe des Kaukasus.

Bei hellem Wetter kann man von Georgiewsk aus die Schneegipfel der Hauptketten des Kaukasus sehen und der Anblick ist in der That großartig.

Von dieser Stadt laufen zwei Straßenzüge aus; der eine geht nach Jekaterinograd und weiter nach Mosdok und in den Kaukasus, der andere nach Piätigorsk und Kißlowodsk, diesen berühmten Badeörtern, welche viel besucht werden. Nach und nach treten die Gebirge immer deutlicher hervor und etwas weiter hin erblickt der Reisende zur Rechten den mit ewigem Schnee bedeckten Elbrus. Er bildet den höchsten Berg in der weiten Region zwischen dem centralasiatischen Bolorgebirge und dem Atlantischen Ocean, zwischen dem Aequator und dem Nordpol; etwa 16,700 Pariser Fuß. Auf der andern Seite erblickt man den gleichfalls mit Schnee bedeckten Kasbek, der eine etwas geringere Höhe hat, und geradeaus erheben sich drei einzeln hervorragende Berggipfel, unter welchen der Maschuck hinter Piätigorsk sichtbar ist. Der Name der Stadt bedeutet: an den fünf Bergen liegend; sie steht am Flüßchen Podkumok, welcher unweit von dort in die Kuma sich ergießt, und hat etwa 5000 Einwohner. Die Schwefelquellen, etwa 20 an der Zahl, haben eine Temperatur von 23 bis 28° R. Dann und wann versiecht eine

dieser Quellen, während dann in größerer oder geringerer Entfernung eine andere dafür zum Vorschein kommt. In den Vorstädten wohnen zumeist Kosacken, in der innern Stadt dagegen viele Armenier, welche überall in den kaukasischen Gegenden nicht nur den Großhandel, sondern auch den Kleinhandel in ihren Händen haben, und in letzterer Beziehung genau die Stelle der Juden in Westrußland einnehmen. Von den Hügeln aus gesehen gewährt die Umgegend einen reizenden Anblick; man sieht die sauberen, weißschimmernden Kosackendörfer und die Ansiedelungen der Tataren, die einen wie

Ein Waffenschmied aus Daghestan.

die anderen von hohen Bäumen umgeben. Bemerkenswerth ist das sogenannte Loch, eine Höhle, die einem umgestülpten Kegel gleicht und welche oben ihren Eingang hat. In ihr sprudelt ein Schwefelquell.

Wereschagin zeichnete in Piätigorsk einen Waffenschmied aus Schkan, welcher ihm zufolge recht eigentlich als der vollkommene Typus eines Daghestaners betrachtet werden kann. Als der Reisende seine Fahrt nach dem Gebirge weiter fortsetzte, traf er unterwegs mit einer Bande herumstreifender Tsiganen zusammen. Diese Zigeuner boten ein eigenthüm-

liches Gemälde dar. Vor den mit Siebensachen aller Art beladenen Karren waren magere Gäule gespannt; oben auf Kisten und Kasten saßen Weiber und Kinder; einige Männer gingen zu Fuß, andere ritten. Diese Bande bildete einen langen Zug; manchmal trabten Wagen- und Reitpferde, während die Fußgänger Trott liefen; der Staub wirbelte in Wolken auf; dabei wurde gesungen und geflucht.

Solch ein fliegendes Zigeunerlager wird als Tabor bezeichnet. Der Tsigan schlägt es auch in der Kaukasusregion unweit von einer Stadt oder einem Dorfe auf, und bietet dann seine Dienste an als Kesselflicker, Schmied, Zimmermann und dergleichen. Vorzugsweise aber ist er ein zudringlicher Bettler und ein frecher Dieb; dabei hat er eine große Gewandtheit, sich in jede mögliche Lage zu schicken, und an einer gewissen Anstelligkeit fehlt es ihm nicht. Die Weiber verkünden gutes Glück, aber neben dem Wahrsagen treiben sie auch „Zauberei". Das geringe Volk glaubt auch in diesen Gegenden den Zigeunerweibern, die etwas zugleich Abstoßendes und Geheimnißvolles an sich haben. Diebinnen sind sie alle. Niemand hat die Zigeuner gern in seiner Nähe; die Gemeinden bieten Alles auf, um sie in Städten und Dörfern nicht ansässig werden zu lassen, weil sie nirgends gut thun und weil dort, wo sie sich einmal eingenistet haben, kein Nagel vor ihnen sicher ist. Ohnehin ist ihr über alle Beschreibung schmutziges Wesen höchst widerwärtig, und man bezeichnet ein Zigeunerzelt nicht unpassend als „Elend im Koth". Das Hauptgeräth ist der große Kochkessel; wenn ein Fremder kommt, von welchem man eine Gabe erwartet, stülpt man den Kessel um und bietet ihn als Ehrenstuhl dar. Draußen liegen neben dem Ambos einige Zangen, ein Blasebalg und andere Schmiedegeräthe. Die Kleidung ist von da oder dort her zusammengerafft.

Zigeuner aus Mosdok.

Die Zigeuner, welchen Wereschagin begegnete, waren aus der Krim gekommen; ihr Tabor lag ganz in der Nähe einer Stanitze und der Künstler beschloß einige Tage dort zu verweilen, um sich das seltsame Volk mit Muße betrachten zu

können. Männer und Weiber ließen sich gern „aufs Papier übertragen“, denn Wereschagin zahlte für eine Sitzung — zehn Kopeken. Solchem Anreize konnte kein Zigeuner widerstehen. Aber die Dinge nahmen ein unliebsames Ende. Als er am dritten Tag aus der Stanitze in das Tabor kam, wurde er mit lauten Vorwürfen überhäuft. Weshalb? Weil ein Zigeuner, welchen er zwei Tage vorher porträtirt, eine schlimme Hand bekommen hatte. „Mach daß Du fortkommst!“ riefen sie, „Du bist ein Schaïtan (Teufel) und wirfst uns Krankheiten an den Hals.“ Nun hatte das Zeichnen ein Ende. Mit den Bettlern kam er noch am besten zurecht; sie saßen in Accord und sagten: „Wenn Du mich zwei Stunden sitzen lässest, so mußt Du mir so und so viel geben, sonst bleibe ich nicht, sondern gehe ins Geschäft, das mir die und die Summe einbringt.“

* * *

Von Georgiewsk bis Wladikawkas beträgt die Entfernung 150 Werst. Mit Recht führt dieser Ort den Namen „Herr des Kaukasus“, denn er beherrscht den Eingang der großen Militärstraße ins Gebirge. Die Endpunkte derselben sind im Norden Stawropol, im Süden Tiflis; von Jekaterinograd führt sie am Terek hinauf durch die Kabardavorstufe des Gebirges. Wladikawkas, an beiden Ufern des Flusses, liegt 1941 Fuß über dem Meere und hat starke Festungswerke. Der Terek entspringt in den Schluchten

Zigeunerin. Zigeunerin. Zigeuner.

des Darielpasses, nimmt anfangs eine nordwestliche Richtung, wendet sich dann nach Osten und mündet unterhalb Kisljar ins Kaspische Meer.

Wer in den Kaukasus reist, thut wohl daran, wenn er sich in Wladikawkas eine lesghische Burka kauft. Sie ist eine Art von Ueberwurf oder Mantel aus dichtem Wollengewebe, verhältnißmäßig leicht und schützt dennoch vortrefflich gegen Wind und Wetter. Die in Lesghistan verfertigten Burkas zieht man den daghestanischen vor, welche viel schwerer sind. Die hohe Pelzmütze der Bergvölker hat sich hier bei den Stadtbewohnern allgemein eingebürgert.

Schon in Wladikawkas kann man Bekanntschaft mit den Kabardinern machen. Sie heißen so nach der Kabarda, dem nördlichen Vorlande des Kaukasus zwischen dem Kuban, der Malka und dem Terek. Die sogenannte große Kabarda bildet den westlichen Theil, welcher durch den Terek vom östlichen, der kleinen Kabarda, geschieden ist; jene hat etwa 25,000, diese 13,000 Einwohner. Im Allgemeinen haben die kaukasischen Bergvölker, obwohl sie sehr verschiedene Stammgruppen bilden, doch auf den ersten Blick viel Gemeinsames in Tracht und Lebensweise, oft auch in der Physiognomie und der Religion. Der Kaukasus ist mehr als irgend ein anderes Gebirgsland die Heimath der Sagen und Ueberlieferungen, von welchen allerdings sehr viele vor der strengen Kritik nicht Stich halten. So wollen die Kabardiner wissen, daß ihre Urheimath in — Aegypten gewesen sei. Nachdem sie das Land am Nil verlassen, seien sie in die Krim gezogen, wo sie am Flusse Kabarda sich niedergelassen hätten. Als nach Verlauf langer Zeit jenes Land ihnen nicht mehr zugesagt, wären sie am Kuban hinauf bis an die Quellen dieses Stromes gezogen und ein Theil sei weiter an den Terek gegangen. Jetzt sind sie allesammt den Russen unterworfen. Sie hatten eine scharfe Classentrennung; der Ackerbauer war den Edelleuten unterthan, die

ihrerseits in vier Rangstufen zerfielen. Ueber Allen stand der Wali, Fürst der Fürsten, dessen Würde erblich war. In Folge der Abneigung gegen die Russen wanderten viele Kabardiner in die damals noch nicht bezwungenen Gebiete aus; so verließen in den Jahren 1804, 1822 und zuletzt noch 1849 mehrere tausend „Flüchtige“ die Heimath, aber auch sie müssen nun als Unterthanen dem Czar gehorchen, welcher seit 1859 unbestritten im Besitze des ganzen Kaukasus ist. Veranlassung zum Mißvergnügen gaben die Russen allerdings. Sie zwangen den Kabardinern, welche ihre inneren Zwistigkeiten gemäß dem altherkömmlichen Gesetze des Chariat zum Austrage brachten, das käufliche moskowitische Justizwesen auf, und ferner war die Pilgerfahrt nach Mekka verboten worden. Im Anfange des laufenden Jahrhunderts trat eine Seuche auf, die volle vierzehn Jahre lang wüthete und eine große Menge Menschen hinwegraffte. Dann kamen die blutigen Kriege mit dem General Yermoloff, der 1822 unter den Kabardinern stark aufräumte.

Ein Kabardiner.

Diese stehen übrigens seit langer Zeit mit den Russen in politischen Beziehungen, und haben schon im sechszehnten Jahrhundert, in der Zeit, da Astrachan erobert wurde, die Oberherrschaft Iwan des Schrecklichen anerkannt. Doch war diese Abhängigkeit eigentlich nur eine scheinbare und sehr lockere.

Bei den Kabardinern wird der junge Edelmann oder Fürst schon als Knabe im Gebrauche der Waffen geübt und zu einem tüchtigen Reiter herangebildet. Alle anderen Beschäftigungen gelten für unwürdig; Einfluß übt nur der Mann, welcher muthig und tapfer, kühn und stolz ist. Aber die schönen Tage der ununterbrochenen Kriege und Fehden sind nun dahin; die Russen wollen, daß Frieden gehalten werde. Der gemeine Mann, der Bauer, welcher früher Leibeigener oder Sklav des Edelmannes und demselben blind ergeben war, hat aber durch die Umgestaltung der Verhältnisse wesentlich gewonnen.

Die Frauen allein besorgen das Hauswesen, spinnen und

weben und verfertigen den Männern die Kleidung. Diese tragen lange Beinkleider und eine Arschaluka, d. h. eine Jacke mit stehendem Kragen, welche bis an den Hals zugeknöpft oder zugenestelt wird. Als Ueberkleid hat man den Beschmet oder die Tscherkaska, den sogenannten tatarischen Rock. Vor der Brust werden Tuchstreifen von anderer Farbe aufgenäht, und sie bilden kleine Säcke, in welche der Kabardiner seine Patronen steckt. Diese sind allemal mit Lumpen umwickelt, damit sie trocken bleiben. Zu Hause trägt man grobe Lederschuhe mit hohen Hacken oder im Sommer nur wollene Strümpfe; der Reiter aber hat hohe Stiefel von weichem Leder und mit weichen Sohlen. Auf dem glattgeschorenen Kopfe sitzt der Papasch, die ungeheure Mütze aus Schaffell; gegen Wind und Wetter schützt die Burka. Mütze und Mantel sind schwer und müssen im Sommer wohl lästig fallen; man darf aber nicht vergessen, daß die Bergbewohner unablässig schroffem Temperaturwechsel ausgesetzt sind, und daß sie es sehr zweckmäßig finden, derart bekleidet zu sein, wenn sie von den kalten Höhen in die heißen Thäler herabkommen oder aus diesen ins Gebirge gehen.

Wir geben eine Abbildung ihrer Waffen: Dolch, Pistole, Flinte. Im Jahre 1864 hatten sie noch keine Zündhütchen, sondern nur Schlösser mit Feuersteinen. Die Pistolen hängen hinten auf dem Rücken an einem dünnen Seile; auch die Flinte wird auf dem Rücken getragen und steckt in einem Ueberzuge von Schaffell. Zu beiden Seiten sind zwei dünne Stäbe mit spitzem Ende befestigt. Wenn der Kabardiner zu Fuß geht und schießen will, dann steckt er diese Stäbe so in die Erde, daß sie oben sich kreuzen und daß er sein Gewehr auflegen kann. Er ist übrigens ein gewandter Schütz. — Die Pferde der Kabardiner gelten für weniger gut als jene anderer Völker des Kaukasus; sie laufen jedoch flott und sind unermüdlich, aber durchschnittlich sehr mager. Die Steigbügel werden ungemein kurz geschnallt, und es ist zu verwundern, daß der Reiter dabei einen festen Sitz behauptet.

Edelleute und Bauern sind gleich unwissend; ein Mann, der lesen und schreiben kann, gehört zu den Seltenheiten. Wein darf nicht getrunken werden; die Speisen sind äußerst einfach und nur bei festlichen Gelegenheiten, z. B. bei Hochzeiten, werden Schmäuse veranstaltet. Als Nationaltanz im ganzen Kaukasus kann man die Lesghinka betrachten. Sie besteht aus sehr schwierigen und excentrischen Pas, welche der Tänzer taktmäßig ausführt nach einer lebhaften aber einförmigen Musik. Männer und Weiber tanzen in getrennten Gruppen gleichzeitig, aber nie mit und durch einander. Die Umstehenden schlagen den Takt, indem sie in die Hände klatschen.

Man trifft in der ganzen Kabardei noch manche Spuren des ehemaligen Christenthums, namentlich Ruinen von Kirchen, und Wandgemälde, die sich zum Theil recht gut erhalten haben. Noch zu Anfang des laufenden Jahrhunderts konnten alte Leute sich erinnern, daß in manchen nun verfallenen Kirchen christlicher Gottesdienst gehalten worden sei; der Islam ist erst vor etwa achtzig oder neunzig Jahren allgemein herrschend geworden.

Wereschagin reiste im Kaukasus mit einem im Gebirge weit und breit bekannten Lesghier, Namens Hadschi Murtus, der früher in einem Aufstande gegen die Russen seine Landsleute befehligt hatte. Von ihm erfuhr er manche Einzelnheiten aus jenen langwierigen Kämpfen. Die Lesghier hatten sich gegen den Feind verschworen, ohne daß die Behörden eine Ahnung davon hatten; sie waren ganz sorglos und unvorbereitet. Da erschien eines schönen Tages ein Bote in der Festung Lagodsk, wo damals Fürst Chalikoff als General befehligte, und brachte die Meldung, daß die große Ortschaft Belokan im Aufstande sei, welchem die Dörfer in der Umgegend sich angeschlossen hätten. Er berichtete weiter, daß einige Tausend Rebellen gegen die Festung Zakatal anrückten, um dieselbe zu belagern; an ihrer Spitze stehe Hadschi Murtus. Der Bote galt für einen den Russen anhänglichen Mann; er war wegen der Dienste, welche er ihnen in früheren Kriegen geleistet, mit einem Orden bedacht und zum Capitän ernannt worden. Der General mußte demnach wohl glauben, daß Murtus bei dem Aufstande betheiligt sei. Sofort rückte Chalikoff mit aller verfügbaren Mannschaft aus. In der Nähe von Belokan schlossen sich die Bergbewohner aus der Umgegend von Dscharsk ihm an; sie hatten sich seit langer Zeit freundlich gesinnt gezeigt und wollten sich jetzt als Bedeckung anschließen. Als Chalikoff in die Nähe der von den Rebellen aufgeworfenen Verschanzungen kam, sagte er zu jenen Leuten: „Nun geht hin und sagt ihnen, daß sie fortziehen und sich zerstreuen.“ Die Leute von Dscharsk sprengten im Galop davon, aber nicht gegen die Lesghier, sondern sie entflohen. Jetzt begriff der General seine gefährliche Lage; er war mit einigen wenigen georgischen Milizleuten allein, wollte aber nicht zurückweichen, sondern ritt weiter bis in die Nähe einer Schlucht. Dort trat Hadschi Murtus auf einen Felsvorsprung; als Chalikoff ihm das Wort: Schurke! zugerufen hatte, sank er in demselben Augenblicke todt zu Boden. Die georgischen Männer

Ein Kabardiner.

wurden niedergehauen, und die russischen Soldaten, welche nun im Eilmarsch herankamen, waren im Nu von den „Kopfabschneidern“ umzingelt. Indeß gelang es ihnen, sich bis zu der etwa zehn Werst entfernten Festung Zakatal durchzuschlagen, allerdings mit großem Verluste. Fürst Chalikoff war mit etwa 200 Mann ausgerückt; davon blieb reichlich ein halbes Hundert auf dem Platze und eben so viele wurden verwundet; aber keiner davon fiel in die Gewalt des Feindes.

Die Besatzung von Zakatal bestand gewöhnlich aus etwa tausend Mann; jetzt aber war nur das kleine Häuflein dort, welches sich durchgeschlagen hatte. Es war sehr ungewiß, ob von Lagodsk, oder aus Kachetien, oder von Tiflis her auf Hülfe und Entsatz zu rechnen sei, denn die Lesghier hatten alle Brücken, namentlich jene über den Alasan abgebrochen. Bei der Festung Zakatal liegt eine kleine Stadt; die Bewohner derselben machten mit der Besatzung gemeinschaftliche Sache.

Der Tag verlief ruhig. Als die dunkle Nacht heraufgezogen war, rückten die Lesghier an und sangen ihr Schlachtlied. Dann folgte ein wildes Kriegsgeschrei und der Angriff gegen die Festung begann. Er wurde abgeschlagen; dasselbe geschah am zweiten Tage und der Feind mußte sich mit einer Umzingelung begnügen. Gegen Abend aber kamen von mehreren Seiten her russische Truppen in beträchtlicher Stärke herangezogen und schlossen nun ihrerseits die Belagerer ein, welchen nichts übrig blieb, als die Waffen zu strecken. Ein Dutzend derselben wurde gehängt und ein paar hundert wurden nach Sibirien verbannt.

Bei den Bergvölkern wiederholen sich derartige Aufstände theils wegen der Liebe zur Unabhängigkeit, theils aus religiösem Fanatismus. Hadschi Murtus war entkommen und irrte länger als ein halbes Jahr im Gebirge umher. Verrath von Seiten seiner Landsleute hatte er nicht zu befürchten, aber russische Soldaten waren ihm unablässig auf der Spur und die Einquartierung fiel den Bergbewohnern sehr lästig. Um der Sache ein Ende zu machen, stellte sich Hadschi Murtus den Behörden. Er wurde erst zum Tode verurtheilt und dann unter der Bedingung begnadigt, fern vom Kaukasus im Innern Rußlands zu leben. Eine Zeitlang saß er als Gefangener in den Kasematten der Burg Meseb bei Tiflis. Seitdem auch die Lesghier völlig unterworfen waren, konnte er sich frei bewegen.

* * *

Ein Tatar von Piätigorsk.

Der Weg nach Tiflis führt durch den berühmten Paß von Dariel; die kleine Ortschaft, nach welcher er benannt wird, liegt 3772 Pariser Fuß über dem Meere. Die ganze Scenerie macht einen gewaltigen Eindruck. Der Paß hat an seinen engsten Stellen eine Breite von nur etwa dreißig Schritt; die gewaltigen Felsmassen steigen kerzengerade empor; nirgends sieht man eine Pflanze, Alles ist grau und kahl. Oft liegen dichte Nebelwolken in und über diesen Schluchten und an manche Stellen dringt niemals ein Sonnenstrahl. Am Darielpasse liegt die Wasserscheide; der Terek fließt nach Norden, der Aragwa nach Süden zum Kur. Beide Flüsse, Terek wie Aragwa, haben ihre Quellen in den Gletschern des Kasbek, der sich fast in der Mitte der Schlucht oder vielmehr neben derselben zu seiner majestätischen Höhe erhebt. Die große Heerstraße, welche Cis- und Transkaukasien mit einander verbindet, ist mit großen Kosten und Anstrengungen hergestellt worden. In einem Berichte des Generals Knorring wird darauf hingewiesen, daß der Terek einen sehr reißenden Lauf habe. Unweit von den Grenzen Georgiens mußten die Ingenieure auf einer Strecke von nur 35 Werst nicht weniger als 18 Brücken bauen und dabei allemal Querbalken von einem Ufer zum andern legen, so hoch als möglich, weil der Strom in jedem Jahre sein Bett verändert und ungeheure Steinmassen herabwälzt. An manchen Stellen tritt er so dicht an die Felsen hinan, daß platterdings kein Pfad vorhanden ist. Dann hat man die Wege aus dem Felsen heraus oder ins Gestein hinein hauen müssen. Man sieht, hier war eine schwierige Aufgabe zu lösen; aber jetzt findet der Reisende eine gute, regelrechte Chaussee, gute Brücken und in gewissen Zwischenräumen auch Haltestellen.

Aber der Terek ruht und rastet nicht. Manchmal wird die Verbindung durch Lawinen und Felsstürze unterbrochen. Sie kommen vom Kasbek herab, und der „wüthende Strom“, Beschennayia Balka, richtet gewaltige Verwüstungen an. Ein Augenzeuge schreibt: „Etwa eine Wegstunde von der Poststation Kasbek läuft ein kleiner Wasserbach fast unbemerkt zwischen Felsen in ein kleines Becken, das als Pferdetränke benutzt wird. Aus demselben heraus fällt er dann fast senkrecht in den Terek; sein ganzer Lauf ist nur etwa eine Viertel- (deutsche) Meile lang, die Quellen liegen in etwa 8000 Fuß Höhe. Dieser winzige Bach nun schwellt zur Zeit des Frühjahrsregens mit einer erstaunlichen Schnelligkeit gewaltig an; das klare Wasser wird schlammig und

bald hört man ein schreckliches Getöse. Ich war Zeuge eines ergreifenden Schauspiels. Die herabstürzende Wassermasse war nun dick und sah schwarz aus. Bald vernahmen wir ein Donnergetöse, das sich im Echo wiederholte. Die Bauern und Kinder riefen: „Jetzt kommt's!" Und es kam; das heißt, diese schlammige Masse wälzte unzählige, mächtige Felsenmassen mit sich und sie alle stürzten mit jähem Fall in den Terek mit einem Geräusch hinab, das sich nicht beschreiben läßt. Der Bach hat sich ein tiefes Bett in den Thonschiefer gegraben und reißt in seiner Quellgegend allerlei Gestein und Felsgetrümmer mit fort; diese häufen sich an manchen Stellen auf und bilden Dämme. Durch diese findet das Wasser anfangs nur schmale Durchlässe und staut sich, bis es so mächtig wird, daß es den ersten Damm mit sich fortreißt. Und so geschieht es auch nach und nach mit den anderen Dämmen."

„Gewaltig und großartig sind auch die Lawinen, welche vom Kasbek herabstürzen. Sie verschütten einen Theil des Darielpasses, halten eine Zeit lang den Terek in seinem Lauf auf und richten an der Chaussee arge Verwüstungen an. Die Russen müssen dann sich unter großen Gefahren und Beschwerden einen Weg über den Schnee hinweg bahnen. Früher hatte man in jedem Jahre derartige Lawinenstürze. Dann aber fügte es der Zufall, daß sie eine gewaltige Felsmasse herabrissen, die sich oberhalb des Passes festlegte und seitdem als Damm gegen die Lawinen dient. Wir wissen, daß die drei gewaltigsten Lawinenstürze in die Jahre 1808, 1817 und 1832 fallen; der in letzterm Jahre (vom 13. August 1832) verschüttete den Terek auf der Strecke von nahezu einer Wegstunde mit Eisblöcken, Schnee und Steinen. Der Lauf des Flusses war eine Zeit lang völlig gehemmt, und weit abwärts, in Wladikawkas, war sein Bett ein paar Stunden lang fast trocken. Oberhalb der Lawine bildete der aufgestauete Fluß einen See und erst nach Verlauf von acht Stunden konnte er sich wieder eine Bahn brechen unter einem Gewölbe von Schnee und Eis hindurch. Die Höhe jener Lawinenmasse im Terekthale wurde auf etwa 380 Fuß geschätzt, ihr Inhalt auf 3,200,000 Cubikmeter. Kleinere, im Allgemeinen wenig gefährliche Lawinen kommen in jedem Jahre vor."

Kabardiner. Kabardiner zu Pferde. Bauer aus der Kabarda.

* * *

Bei der Poststation Kasbek liegt auf einem Berggipfel ein altes, jetzt verlassenes Kloster, welches den größten Theil des Jahres hindurch mit Wolken umhüllt ist. In dieser Gegend kann man mit einem der interessantesten Volksstämme des Kaukasus Bekanntschaft machen, — den Osseten. Sie wohnen nicht bloß im Darielpasse, sondern auch in anderen Theilen des Gebirges südwestlich von Wladikawkas, in zumeist unfruchtbarer, vielfach nur mit Gestrüpp bewachsener Gegend. Sie theilen sich in vier Stämme und ihre Gesammtzahl übersteigt 30,000 Köpfe nicht. Schon oftmals ist von den Reisenden der Umstand hervorgehoben worden, daß sie sich durch Sprache, Sitten und Lebensweise durchaus von den übrigen Bergvölkern des Kaukasus unterscheiden. Ueber den Ursprung des Volkes und dessen Stammverwandtschaft herrschen noch Zweifel, so viel aber ist ausgemacht, daß sie zu den Indogermanen gehören und ihre Sprache, welche entweder mit georgischen (grusinischen) oder auch mit russischen Lettern geschrieben wird, Verwandtschaft mit dem Altpersischen hat.

Freiherr August von Haxthausen entwirft in seinem lehrreichen Werke „Transkaukasia" (Leipzig 1856, II, 1 bis 55) eine sehr ansprechende und eingehende Schilderung der Osseten, bei denen er Vieles fand, das ihn an Leben und Sitten des niederdeutschen Volkes in Niedersachsen und Westphalen, an das Land zwischen Elbe und Rhein erinnerte.

Die Dörfer liegen stets an den Bergabhängen und sind um so größer, je näher sie der Ebene liegen; ganz hoch im Gebirge findet man nur einzeln liegende Gehöfte, die ein burgartiges Aussehen haben. In den kleineren Dörfern sind die Häuser eng an einander geschlossen und alle befestigt, entweder mit einem Thurm in der Mitte oder in jedem Gehöfte steht das Hauptgebäude auf einer hohen steinernen Unterlage ohne Fenster, oder das ganze Dorf ist von einer Ringmauer mit Thürmchen umgeben. Jedes Gehöft hat zwei Geschosse; das untere enthält die Viehställe und ist oft mit der hintern Seite in den Berg hineingearbeitet. Aus dem Hofe führt eine Treppe oder Leiter hinauf vor das zweite oder Hintergebäude, Chasar, welches etwas zurücksteht. Alle

Häuser sind Blockhäuser, d. h. von übereinandergeschichteten, an den vier Ecken in einander gefügten Balken aufgeführt. Manchmal lebt ein halbes Dutzend Familien in einem und demselben Gehöfte. Der Herd wird gewöhnlich durch einige Steinplatten gebildet, über ihm hängt der Kessel an eiserner Kette und Haken von einem Querbalken herab, „ganz genau und ganz nach derselben Form wie in den Bauerhäusern Westphalens und Niedersachsens". Zu beiden Seiten der Wohnung liegen die Ställe für das Milchvieh und die Hausfrau kann dieselben, wie das auch in Westphalen der Fall ist, vom Herd aus übersehen. Fenster sind nirgends, sondern nur kleine viereckige Oeffnungen. Oben am Herde steht der hölzerne Sessel des Hauptes der Familie, entweder dreibeinig, mit runder, hölzerner, allerliebst geschnitzter und verzierter Rücklehne, Kalatkin genannt, oder mit vier Stäben, die oben durch Querhölzer verbunden eine Lehne und Armstützen bilden. Auch hat man sophaartige Bänke mit Rück- und Armlehnen und an den Wänden stehen einfache Bänke. Die Osseten setzen sich nie, gleich den Orientalen, mit untergeschlagenen Beinen, sondern stets auf Bänke, Stühle, Blöcke, so daß die Beine herabhängen. Sie haben dreifüßige hölzerne Schemel in der Form, wie die westphälischen Mägde sie beim Melken gebrauchen; sodann niedrige Tische, dergleichen bei keinem andern kaukasischen Volke vorkommen; sie haben ferner eiserne Feuerschaufeln, Feuerzangen, Bratspieße, Backtröge und Butterfässer genau so wie die norddeutschen Bauern. Auch die Wiegen für die kleinen Kinder weichen von den kaukasischen ab und nähern sich den europäischen Formen. Ganz durchaus europäisch aber sind die hölzernen Bettgestelle, in welche Betten, Pfühle und Teppiche ganz wie in Europa gelegt werden und die oft sogar in einem Alkoven stehen. Schon die gemeinen Russen kennen keine Bettgestelle mehr, sie legen sich auf den Ofen, auf die Bänke, auf die Erde, wo sie Pfühle und Decken ausbreiten. So viel ich selbst gesehen und von Anderen erfahren habe, bedient kein anderes kaukasisches Volk sich der Bettstelle. An der Wand neben dem Herde waren einige Bretter befestigt, auf denen allerhand Küchengeschirr stand von Kupfer, Eisen, Holz, Glas, selbst Porzellan, Alles blank gescheuert und so wie bei einer deutschen Hausfrau. Die Osseten brauen Bier aus Gerste, wie die Deutschen, nennen es auch Bier (die übrigen kaukasischen Völker kennen das Bier so gut wie gar nicht, die Tscherkessen bereiten einen bierartigen Trank aus Hirse- und Griesmehl); sie haben Trinkhörner, bedienen sich aber auch der gemüthlichen norddeutschen hölzernen Bierkannen, genau so, wie man sie überall bei unseren Bauern sieht, und bei feierlichen Gelegenheiten hölzerner Bierbecher, ganz von derselben Form, wie sie von uralten Zeiten her auch in Deutschland gebräuchlich sind. Auch die Sitten bei Festgelagen haben einen durchaus deutschen Charakter. Der Bierbecher geht stets neugefüllt herum, der Nachbar reicht ihn dem Nachbar, nachdem er getrunken, und spricht: „Auf Deine Gesundheit habe ich getrunken." Während einer trinkt, singen die übrigen ein uraltes Trinklied und klatschen dabei in die Hände: Trink, die Hände schmerzen; es fließt sonst aus das Trinkhorn (oder der Becher), trink, trinke, trink! — Der ossetische Pflug weicht von dem der übrigen kaukasischen Völker ab und hat Aehnlichkeit mit dem mecklenburgischen Hakenpfluge; auch unsere gewöhnliche Harke, die sonst nirgends bei den Bergvölkern vorkommt, ist bei den Osseten im Gebrauch. —

So Herr v. Haxthausen. Er schildert dann die gastliche Aufnahme, welche er bei den Osseten gefunden. Beim Abendessen: „Tische, blaugeblümte Tischtücher, Fleischsuppe, Käsekuchen (welcher jenem Thüringens gleicht), hölzerne Löffel und Näpfe, Tischmesser, Talgerleuchtung," — das Alles waren Sachen, welche die übrigen Kaukasier nicht kennen. — Auf die Sagengeschichte des Volkes gehen wir nicht ein und bemerken nur, daß die Osseten zum größern Theil dem Namen nach Christen sind; andere halten sich zu den Mohammedanern, aber jene wie diese sind doch halbe Heiden, manche sind auch völlig der alten Weise treu geblieben und opfern in heiligen Hainen Brot und Fleisch. Alle haben große Ehrfurcht vor den Gräbern der Vorfahren. In Betreff der Hochzeitsgebräuche sagt unser Gewährsmann: „Sie alle, namentlich das Herumführen der Braut um den Herd, das Sichsetzen auf den erhöheten Sitz, das Singen der Weiber vor der Braut, das Herabreißen des Brautschleiers ꝛc., haben in ihrem ganzen Charakter, in ihrer ganzen Symbolik in Bezug auf die Pflichten und Rechte der Hausfrau etwas so Germanisches, daß man dabei wohl glauben möchte in einen Winkel Deutschlands versetzt zu sein!" In der Regel hat der Osset nur eine Frau.

Waffen der kaukasischen Bergvölker.

Lesghinka, Tanz der kaukasischen Bergbewohner.

Neujahr ist eines der wichtigsten Feste, zu welchem man von langer Hand her Vorbereitungen trifft. Die Hausfrau bereitet Bier und Branntwein, und was das Merkwürdigste ist, sie bereitet aus Weizenmehl Figuren in der Gestalt von Schafen, Kühen, Pferden, Hühnern und anderen Thieren, welche dann gebacken werden. Diese Figuren nennt man Bassila, d. h. Basilius. Die Männer putzen ihre Flinten und Säbel mit der größten Sorgfalt, denn die Waffen sind, wie man meint, zu keinem Gebrauch im neuen Jahre mehr tüchtig und brauchbar, wenn bei Anbeginn des Festes auch nur der geringste Flecken sich an ihnen befindet. In der Neujahrsnacht beginnt ein allgemeines Schießen aus scharf geladenen Gewehren und Pistolen und gleichzeitig erhebt sich in jedem Hause ein entsetzliches Lärmen und Schreien. Man schießt unablässig in die Luft nach dem Monde, denn dieser ist, dem Volksglauben zufolge, in der Neujahrsnacht großer Gefahr von Seiten eines großen Drachen (Arwikalm, Himmelsschlange) ausgesetzt. Um den drohenden Untergang abzuwenden, richten die Osseten ihre Gewehre zum Schutze des Mondes in die Luft, und bei jedem Schusse, welchen die Männer thun, rufen die Frauen: Gott helfe oder rette! (Talu chuzan). Alle sind (Erman, Archiv XV, S. 144) fest überzeugt, daß durch ihren Beistand der Mond befreit, der Drache verwundet und beinahe getödtet wird. Wenn er auch nicht völlig zu Tode kommt, so ist er doch für das kommende Jahr verhindert, die Königin des nächtlichen Sternenhimmels zu befriegen.

Ein Dorf der Osseten, im Winter.

Das Innere einer Wohnung im Kaukasus.

Wir kommen gelegentlich auf die kaukasischen Bergvölker zurück und werden dann noch einige Mittheilungen über eigenthümliche Verhältnisse bei den Osseten geben.

Altrussische Charakterzüge.

I.

Das russische Reich ist ein ungeheures Conglomerat, dessen größte und schwerste Masse von dem sogenannten Großrußland gebildet wird; um dasselbe herum sind dann bis Turkestan und an den Amur viele andere zumeist disparate Massen angeklebt. Solch eine mechanische Schöpfung ist nur möglich in Regionen, die dünn bevölkert sind und wo die Menschen auf der Stufe der Halbcivilisation stehen. Die Großrussen selber haben, als Volk im Ganzen und Allgemeinen genommen, mit den von ihnen bezwungenen Völkern eine gewisse Wahlverwandtschaft; sie sind selber mehr oder weniger halbeuropäisch, ein Gemisch aus finnischem und slavischem Blute und stehen zum germanischen und romanischen Europa in einem scharfen Gegensatze. Bis auf die Zeiten Peter's des Großen war „die Moskowiterei“ leidlich asiatisch, und die Nachwirkungen der mehrhundertjährigen Mongolenherrschaft sind bei weitem noch nicht alle überwunden.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden dann europäische Elemente nach Rußland verpflanzt und damit kam ein Bruch in das ganze Leben. Beamtenwirthschaft, Rangstufen, Verordnungen, Gesetze, Soldatenwesen, französischer raffinirter Luxus wurden in den östlichen Steppenerdtheil bis an die Wolga und den Ural hin verpflanzt und sie schickten sich schlecht für das Altmoskowitische. Auch heute sind sie mit demselben nicht verwachsen und wir begreifen, daß die sogenannte altrussische Partei gegen diese dem Volke aufgezwungenen fremden und fremdartigen Elemente ankämpft. Durch dieselben und das durch sie bedingte Regierungs- und Verwaltungssystem ist mehr oder weniger Alles corrumpirt worden.

Aber diese Altrussen gehen zu weit, besonders seitdem sie Panslavisten geworden sind. So lange sie mit einem halbcivilisirten Volke zu hantiren haben, ist der gebildeten Welt mit ihrem Treiben und mit ihren Bestrebungen nicht im Mindesten gedient. Ein großer Theil derer, welche man in Rußland für gebildete Leute ausgiebt oder hält, glaubt den Schlagwörtern der Parteiführer, welche insbesondere gegen alles Deutsche Sturm laufen. Nun steht aber als Thatsache fest, daß das, was in Rußland an wirklicher Cultur vorhanden ist, ganz vorzugsweise den Deutschen verdankt wird. Indeß, Undank ist der Welt Lohn. Die altmoskowitischen Panslavisten thäten wohl, ein anderes Feld zu beackern, auf dem sie Lorbeeren ernten können. Sie sollten Schulmeister werden, damit die Statistik nicht ferner unter den russischen Recruten nur 5 Procent aufweisen könne, die Lesen oder Schreiben verstehen. Aber sie haben sich nun einmal in ihren Fanatismus verbissen und guter Rath hilft nichts. Der Nihilismus, welcher sich mit geistiger Trägheit so wohl verträgt, ist ihnen bequemer als andauerndes Arbeiten.

Jüngst hat ihnen einer ihrer Landsleute eine scharfe Strafpredigt gehalten. Das „Athenäum“ vom 1. August berichtet darüber in einem Schreiben aus St. Petersburg. Der Russe sagt seinen Russen: „Eure literarischen Erzeugnisse sind verächtlich, Eure Kenntnisse ungesund, Euer Geschmack ist schlecht. Es ist albern von Euch, daß Ihr von einer Ausdehnung und Verbreitung Eurer Literatur träumt, namentlich unter dem panslavistischen Banner. Ihr habt gar keine Literatur, welche der Verbreitung werth wäre. Nur wenige verstehen die wahren Principien der Wissenschaft und Literatur, fast alle sind unfähig zu psychologischen Entwickelungen, und der Haupt- und Grundfehler des moskowitischen Geistes besteht in einer mangelhaften Auffassung der Erscheinungen des Geisteslebens.“

Wir unsererseits möchten aber doch darauf hinweisen, daß es wahrhaft gebildete Nationalrussen giebt, welche alle Kräfte aufbieten, um ihre Landsleute zur Selbsterkenntniß zu zwingen. Von der großen Masse des Volkes kann natürlich dabei keine Rede sein, denn das liest nicht, sondern von denen, für welche das Alphabet kein versiegeltes Buch ist. Im Gegensatze zu den Altmoskowitern und Panslavisten, welche in ihren Schriften die gute alte Zeit der Barbarei idealisiren, schildern die Reformer, die wirklich von abendländischer Cultur durchdrungenen Schriftsteller, die ungeheure Summe von Mißbräuchen, welche in Rußland allen Verhältnissen anhaften. Dort ist die Corruption mindestens eben so arg wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Solchen Zuständen gegenüber ist auch die bitterste Satyre gerechtfertigt. Deshalb taucht ein so eminent begabter Mann wie Turgenieff seine Feder in das stärkste Scheidewasser; deshalb geißelt Minaieff die sogenannte vornehme Gesellschaft geradezu mit der Knute. Deshalb legt der geistvolle Schtschedrin-Saltikoff, der ein feiner Beobachter und vortrefflicher Erzähler ist, die Niederträchtigkeiten des Beamtenwesens zu Tage. Im Jahre 1863 erschienen seine „Skizzen aus dem Gouvernement“ in deutscher Uebersetzung (Berlin 1863) und wir empfehlen dieselben denjenigen unserer Leser, welche sich einen Einblick in das russische Beamtenwesen verschaffen und sehen wollen, wie planmäßig das Volk mißhandelt, ausgeplündert und verderbt wird. Zu diesen Schriftstellern der Reform gehört auch Petscherski, welcher den Lobrednern der alten Barbarei in der Lebensgeschichte des Alexis Juriwitsch, die wir weiter unten mittheilen, ein Spiegelbild vorhält.

Es handelt sich hier um völkerpsychologische Einblicke. Die Grausamkeit, die Wildheit, das unbändige Toben und Treiben solch eines slawo-finnischen Barbaren in der guten alten Zeit trägt ein ganz anderes Gepräge als in früheren Jahrhunderten die Rohheit in Mittel- und Westeuropa. Der Räcenunterschied tritt scharf hervor. Ich finde bei den Russen in Charakter und Temperament einen Mangel an geordneter Folgerichtigkeit im Denken und im Handeln, einen zusammenhanglosen, springenden Naturalismus, bei dem Laune, Willkür, Raffinement in jähem Wechsel zu Tage kommt. Daß manche Russen der höheren Stände und der gebildeten Classen diesen Naturalismus überwunden haben, gereicht ihnen zum Lobe, um so mehr, da das keine geringe Anstrengung erfordert. Aber bei den gewöhnlichen Salonrussen beiderlei Geschlechts blickt doch nicht selten durch den Lack und Firniß der finnisch-slavische Naturalismus hervor. Die Kleidung ist bei ihnen dieselbe wie bei Deutschen und Franzosen im Salon, aber die Psyche ist sehr verschieden, die Art zu empfinden und die ethische Auffassung mancher Dinge eine ganz andere. Das Volk, welches unbeleckt geblieben ist, giebt seine Urwüchsigkeit kund, die eigenartig und für den Beobachter ganz ergötzlich ist.

Nach diesen Vorbemerkungen werden unsere Leser erklärlich finden, weshalb wir die nachfolgenden Mittheilungen im „Globus“ geben; sie haben ein völkerpsychologisches Interesse.

* * *

Im Jahre 1862 erschien in St. Petersburg ein Buch unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten eines Goldgräbers“, in russischer Sprache. Dasselbe machte großes Aufsehen, weil es den Lesern gleichsam eine neue Welt eröffnete und eine Menge interessanter Schilderungen aus dem Leben und Treiben des Volkes im östlichen Sibirien enthielt. Der Verfasser, Skariatin, war selbst Goldgräber; er hatte das östliche Sibirien in allen Richtungen durchstreift und die weiten Räume der Taiga (Goldregion) im Gouvernement Jenisseisk besucht. Er stellt dar, wie durch das sibirische Gold eine große Umwandelung im Leben des Volkes hervorgerufen worden ist. Ein Sibiriak, Herr Kolmogorow, gab dann Erläuterungen zu Skariatin's Buche, aus welchem wir seiner Zeit im „Globus“ einige charakteristische Angaben mittheilten. Wir kommen heute darauf zurück, weil bei den sibirischen Goldgräbern manche eigenthümliche Züge und Seltsamkeiten des moskowitischen Charakters scharf hervortreten. Wie ganz anders hat aber die Goldförderung in Australien, Neuseeland und an der Westküste Nordamerikas gewirkt, als im russischen Asien! Dort sind in Folge der Goldentdeckung blühende Staaten emporgewachsen, während hier von einer erheblichen Culturentwickelung und einem nachhaltigen wirthschaftlichen Aufschwunge nur wenig zu verspüren ist. Der Gegensatz zwischen germanischen Leuten und den slawo-finnischen Moskowitern tritt auch in diesen Verhältnissen zu Tage.

Uebrigens sind die sibirischen Bauern brave Leute in ihrer Art. Sie befinden sich zumeist im Wohlstande und sind stolz darauf, Sibiriaken zu sein, halten sich auch für besser als die russischen Bauern. Sie lebten in patriarchalischer Einfalt in Hülle und Fülle (Erman, Archiv 22, S. 544), aber vereinzelt, ohne geistige Anregung. Dann kamen die Goldentdeckungen, welche ein fieberhaftes Treiben im Gefolge hatten. Nun wurden Arbeiter gesucht und gut bezahlt. „Wir sehen jetzt die Czaren der Taiga, d. h. die Besitzer von Goldwäschen, in ihren Palästen bei lucullischen Festen und Schmäusen, bei denen sie zugleich neue Pläne entwerfen, um noch mehr Gold zu fördern. Wir sehen dann diese Sybariten-Millionäre in die unermüdlichsten Arbeiter verwandelt. Sie ziehen mit ihren Prikatschschicks, d. h. Agenten, und einigen Tausend Arbeitern in die fast unzugänglichen Berge, Wälder und Tundern, wo sie Leiden, Hunger oder Durst ertragen und selbst ihr Leben in Gefahr bringen. Einige Monate vorher delectirten sie sich in Jenisseisk, Krassnojarsk oder Tomsk an Trüffeln und tranken Champagner; jetzt stillen sie ihren Hunger wohl mit einer aus dem Leder alter Stiefeln bereiteten Suppe, oder mit dem Fleisch eines Gefährten. Denn ein solcher Fall ist vorgekommen. Sie wollen einen noch reichern Fundort entdecken. In den Wäldern sind nun Axt, Säge und Feuer thätig; auf den Fundstätten werden Wohnungen gebaut, man bahnt Wege, um Vorräthe an Ort und Stelle schaffen zu können. Die Tausende von Arbeitern gönnen sich nur wenige Stunden der Erholung und des Schlafes. Und bald nachher sehen wir von Neuem jene Taigakönige mit vollen Händen Gold und Creditscheine in ganzen Haufen für ganz sinnlose Launen wegwerfen.“

Skariatin erzählt davon manches ergötzliche Beispiel. Die Häuser der reichen Goldgräber wurden als Herbergen oder Gasthöfe betrachtet, in denen jeder, der schmausen oder spielen wollte, willige Aufnahme fand. Er konnte bleiben so lange er wollte; zu bezahlen hatte er natürlich nichts. Tag und Nacht wurde Karte gespielt. Gesetzte Leute, welche Handelsunternehmungen zu überwachen hatten, bei denen es sich um Hunderttausende handelte, spielten buchstäblich bis zum Umfallen. Es gab Beispiele, daß auf eine Karte bis zu 45,000 Silberrubel gesetzt wurden; man spielte auch um Leibeigene unter der Bedingung, daß der Mann, welcher verlor, dieselben freigeben müsse.

Man trank nur Champagner; in mehr als einem Hause ist in einem Vierteljahre für mehr als 30,000 Rubel Schaumwein vertilgt worden. Das Geld hatte gleichsam allen Werth verloren, man warf dasselbe buchstäblich auf die Straße. Ein Goldmann schickte mehrere Tage lang aller halbe Stunden Estafetten mit leeren Couverts ab, lediglich um den Postmeister zu ärgern und im Schlafe zu stören. Ein anderer ohrfeigte zu seinem Zeitvertreib und aus Uebermuth einen Beamten und gab ihm für jede Ohrfeige ein Haus. Ein dritter ließ sich die besten Feuerspritzen vom Auslande kommen und bildete aus seinem zahlreichen Gesinde eine Feuerwache. Zum Probiren der Spritzen wartete er aber nicht etwa eine Feuersbrunst ab, sondern kaufte ein Haus, das er anzündete. — Ein Bauer entdeckte eine sehr ergiebige Priiske, d. h. eine goldhaltige Schicht, etwa 90 Arschin tief; aus derselben wurde ein 11 Pfund wiegender Goldklumpen zu Tage gefördert. Aus Freude darüber warf sich der Bauer der Länge nach in den Schlamm hin und ließ sich von einem Diener mit Champagner begießen. Dabei rief er: „Gieß immer zu, Wanka! Ich mache Dich zum Iwan Stepanowitsch“ (das heißt zu einem vornehmen Manne. Gesetzlich sind nur die Adeligen berechtigt, die Endung itsch dem Vaternamen hinzuzufügen, doch wird es damit im Umgange nicht gerade genau genommen).

Ein Goldmann, der beim Frühstück reichlich Champagner genossen hatte, verließ etwas benebelt seine Wohnung. Unterwegs rannte er, betrunken wie er war, mit der Nase an die Wand eines Nachbarhauses. Die Frechheit dieses Hauses erzürnte ihn sehr; er kaufte dasselbe sofort und es wurde niedergerissen, damit es sich nicht abermals unterstehe, reichen Leuten den Weg zu versperren.

Ein anderer Goldbauer wollte sich die Residenzstadt St. Petersburg ansehen, denn seine Mittel erlaubten ihm das. Also unternahm er die weite Reise vom Jenissei bis an die Newa. Dort wandelte ihn die Lust an, Kronstadt zu besuchen. Als reicher Mann, der er war, hielt er es indessen unter seiner Würde, mit anderen Passagieren für einen Rubel auf dem Dampfer zu fahren; er miethete für sich allein ein Dampfschiff. — Ein anderer war in einem anständigen Hause zur Kindtaufe geladen; er schenkte dem Säuglinge 25,000 Rubel „fürs erste Zähnchen“. — Noch ein anderer war entzückt über ein paar italienische Arien, welche die Tochter eines seiner Bekannten ihm vorsang. Er schenkte derselben zwei Pai,- Antheile an seinen Goldwäschen, und als das Mädchen nicht recht wußte, was sie damit anfangen sollte, kaufte er die beiden Kuxen sogleich von ihr für 20,000 Rubel zurück. — „Geld und Kräfte wurden in der unsinnigsten Weise vergeudet; man beging Abgeschmacktheiten und Verrücktheiten, die kaum glaublich erscheinen.“

Manche Arbeiter kamen mit 600 bis 1000 Rubel von den Priisken zurück und gaben sich dann in den Städten einer unerhörten Völlerei hin. Sie wollten nur den Wein genießen, „welchen die Herren trinken“, nämlich Schaumwein, und zahlten für Burda, d. h. Krätzer, der am Don fabricirt wird, 8 Rubel. Nach ein paar Wochen hatten sie nicht nur alles Geld vertrunken, sondern Kleider und Schuhwerk. In der Stadt Jenisseisk kaufte ein Arbeiter ein Stück Seidenzeug um hohen Preis, breitete dasselbe quer über die schmutzigste Straße aus und ging darüber hinweg, — um sich die Stiefel nicht zu beschmutzen. Ein anderer miethete für schweres Geld eine Anzahl Mädchen, welche ihn in einem Schlitten nach einem funfzehn Werst entfernten Dorfe ziehen mußten. Unterwegs begegnet ihm ein Beamter, der ihn wegen Störung der öffentlichen Ordnung verhaften will. Er

stopft ihm mit Cassenbillets den Mund. Noch ein anderer begegnet auf der Straße dem Polizeicommissär. Er steckt ihm einen Schein von 50 Rubeln in die Hand und bemerkt: „Nimm nur, Wohlgeboren; komme ich Dir heute nicht in den Griff, so ist's wohl morgen und Du wirst dann meiner gedenken." Solchen Männern drückten Generäle, Grafen und Fürsten die Hand, gaben ihnen Diners und Soireen. Ist es ein Wunder, daß sie alles Maß verloren?

* * *

Zaboria liegt malerisch am Ufer der Wolga. Auf seinen Kirchen glänzen goldene Kuppeln; ein halbes Hundert der vorhandenen Wohnhäuser hat zwei Stockwerke und ist aus Steinen gebauet, im Gostinoi Dwor, dem Bazar, geht es regsam her. Dem Ufer entlang stehen Magazine und große Buden, in welchen Getreide lagert, und der Strom wird von Schiffen belebt. Zur Rechten und Linken der Stadt erheben sich zwei hohe Hügel von rothem Thon; auf dem einen steht ein Kloster mit einer reich geschmückten Kirche, auf dem andern erhebt sich das nun halb in Ruinen liegende, einst prächtige Schloß der Fürsten von Zaboria. Die gute alte Zeit ist unwiederbringlich verschwunden.

Der Garten ist verwildert. Man sieht in demselben das zertrümmerte Gemäuer eines Pavillons, welchen Fürst Daniel Borissowitsch niederreißen ließ, weil er „etwas darin gefunden" hatte. Man erzählt schreckliche Dinge, welche in diesem Pavillon vorgegangen sind. Im Gemäldesaale des Schlosses hängt das Porträt des Fürsten Alexis Juriwitsch, von welchem man viele grausige Geschichten weiß. Allerdings ist der Ausdruck des Gesichtes roh, verschmitzt, grausam, grobsinnlich, hochmüthig. Neben ihm hängt das Gleichbild seiner Gemahlin, einer fein organisirten Frau, in der Tracht aus der Zeit Ludwig's des Funfzehnten. Dort hängt auch noch ein anderes Frauenbild; eine junge Person im Reifrocke, die eine Rose in der Hand hält. Aber das Gesicht ist mit schwarzer Farbe überpinselt. Man sagt, sie sei die Gemahlin des Prinzen Boris, Juriwitsch's Sohn, gewesen. Sie sei gestorben, als ihr Gemahl in den Krieg gezogen war und gleich nachher starb auch Juriwitsch! Als er eines Tages in den Gemäldesaal kam, sank er vor ihrem Bilde bewußtlos nieder. Nachdem er sich erholt hatte, ließ er sofort das Gesicht schwarz anpinseln. Am nächsten Tage war er eine Leiche.

Dieser Alexis Juriwitsch war der echte Typus eines russischen Edelmannes in jener Zeit, da nach Peter's des Großen Ableben die Boyaren sich mit den Schwelgereien, der Liederlichkeit und den raffinirten Sünden und Lastern der Franzosen des alten Regimes befreundeten und daneben ihre sarmatische Unbändigkeit und Brutalität beibehielten. Die edlere und bessere Seite der europäischen Civilisation wurde von ihnen nicht begriffen, sie blieb ihnen fremd; sie nahmen nur das an, was ihren Leidenschaften schmeichelte. So schwärmten sie für den Hof Ludwig's des Funfzehnten, aber dabei blieben sie, wie Petscherski hervorhebt, Säufer und Faullenzer; sie waren hochmüthig, brutal über alle Begriffe und hatten nicht eine Spur von Anstandsgefühl. Alexis Juriwitsch war noch an Peter's Hofe gewesen und hatte die Ehre gehabt, von des Kaisers eigener Hand geprügelt zu werden. Sein Leben und Treiben in Moskau war skandalös; als er in den Tagen der Elisabeth in eine politische Intrigue verwickelt wurde, zog er sich nach Zaboria zurück und führte sein Schandleben weiter, aber jetzt in anderer Weise. Indeß er war doch ein frommer Herr, denn er bauete Kirchen und beschenkte das Kloster. Petscherski sagt: „Wenn man sich heute an die Zeit vor anderthalb hundert Jahren erinnert, dann dankt man doch dem Himmel, daß man in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts lebt. Selbst in den sibirischen Wäldern von Jakutsk wird das Menschenleben und das Recht höher geachtet als damals in Rußland der Fall war. Und nun giebt es Russen, welche solche Zeiten zurücksehnen!" Alle Ehre gebührt solchen Geschichtschreibern, welche das, was sich damals begeben, in seiner ganzen Blöße schildern!

Das Leben und die Thaten des Alexis Juriwitsch sind 1822 nach der Aussage eines alten Bauern von einem Haushofmeister niedergeschrieben worden; damals erzählten die Leute noch Vieles von dem, was ihre Eltern und Großeltern erlebt hatten. Jener Bauer war übrigens ein Bewunderer der guten alten Zeit. „Da sieh nur," sprach er zum Haushofmeister, welcher die Geschäfte beim Enkel des Alexis besorgte, „da sieh nur, wie Fürst Daniel Borisowitsch lebt. Gar nicht wie ein Edelmann und doch hat er Tausende von Leibeigenen. In Moskau hat er mit Söhnen von Schustern und Schneidern studirt, und nun sag mir, ob es sich paßt, daß ein Fürst mit solchen Leuten umgeht? Was ist daraus geworden? Als er nach Zaboria zurückkam, gab es da Schmaus und Tanz und hat er Jagden veranstaltet? Bewahre. Er ging in die Hütten der Bauern, spielte mit den Kindern, ließ sich von den alten Leuten allerlei Singsang vormachen und das schrieb er dann aufs Papier. Paßt sich das für einen Fürsten? Er kauft alte Bücher zusammen und läßt Nachgrabungen anstellen, um ein paar alte Münzen aus der Erde zu holen. Im Gostinoi Dwor saß einmal ein Blinder und sang Psalmen; den setzte der Fürst erst in seinen Wagen und droben im Schlosse gar in einen sammetnen Armstuhl, wo der Blinde singen mußte, und das brachte der Fürst auch aufs Papier. Ich sage Dir, der Blinde hat dann drauf losgebrüllt wie ein Bulle. Bah, bah, wer in den Schmutz greift, kriegt schmierige Hände. Paßt sich das für einen Fürsten? Da war sein Großvater, der große Alexis Juriwitsch, ein ganz anderer Mann, der verstand zu leben."

Der Bauer erzählte dann. Als Fürst Alexis Hochzeit gemacht hatte, veranstaltete er auch eine prächtige Jagd. Dabei bekam des Bauern Großvater, Jaschka, fünfhundert Hiebe. Jaschka war vorher schon mehr als einmal geprügelt worden und hatte deshalb Respect vor dem Fürsten. Dieser ging einst an einem kalten Tag auf die Jagd. Auf der Wolga lag sogenanntes Glaseis, so dünn, daß man mit einem Fünfkopekenstücke ein Loch hineinwerfen konnte. Die Jäger hatten etwa anderthalbhundert Hasen geschossen und lagerten sich auf einer Anhöhe auf der andern Seite des Klosters. Dieser Hügel fiel ganz steil nach der Wolga ab. Der Fürst war eben in heiterer Laune und hatte Lust zu einem Späßchen. So setzte er sich denn dicht an den Rand des steilen Ufers auf ein Weinfaß, ließ den Hahn aufdrehen und that manchen guten Schluck; dabei wurden aber die Jäger nicht etwa vergessen. Als er sich recht gütlich gethan, sagte er seinen Leuten: Nun müßt ihr Löcher in das Eis machen, und zwar so, daß ihr kopfüber hinunter springt und dann an einer andern Stelle wieder heraus kommt. Das war ein Leibspaß für den verstorbenen Fürsten Alexis Juriwitsch, Gott habe den gnädigen Herrn selig! An jenem Tage hat es ihm aber Keiner recht und zu Danke gemacht. Einige plumpsten mit dem ganzen Leib auf und durch das Eis und so hatte es der gnädige Herr doch nicht gemeint. Er ließ dafür Jedem, der es so unrecht gemacht, funfzehn aufzählen und dann mußten sie die Sache noch einmal probiren. Einer war dabei so ungeschickt, daß er nicht einmal das Eis erreichte, sondern auf einen kleinen Vorsprung fiel; dabei verstauchte er sich das Genick. Drei andere sind zwar mit dem Kopfe richtig durch das Eis eingebrochen, aber nicht wieder

zum Vorschein gekommen. Nun, die Fische wollen auch leben. Ueber das Alles ist dann der gnädige Herr sehr wild und grimmig geworden. Ich will Euch Alle todtpeitschen! rief er, und nun mußten einige arme Edelleute, deren er stets eine Anzahl um sich hatte, vortreten, um ihrerseits den Reisack (Sprung) zu machen. Sie benahmen sich aber dabei eben so ungeschickt, wie die Bauern es gethan, und einer ging auch für die Karpfen und Hechte. Darüber fing der Fürst zu seufzen und zu weinen an; er wurde sehr betrübt und rief: Es wird mir nun klar, daß ich nicht lange mehr leben werde, denn hier ist ja nicht einmal ein Mensch, der einen ordentlichen Reisack machen kann. Doch da fällt mir der Jaschka ein; der hat früher den Reisack dreimal hinter einander gemacht. —

Es ist schon erwähnt worden, daß an einem schönen Tage Jaschka fünfhundert Hiebe genossen hatte. Jaschka wußte von Allerlei nachzusagen. Der Fürst hetzte einst seinen Lieblingsbären auf ihn, und der riß ihm ein Ohr ab. Das that dem Jaschka weh; er zog sein Messer und stach den zottigen Mischka todt. Der Fürst aber ließ ihm das andere Ohr abschneiden, weil er sich unterstanden hatte, den Lieblingsbär zu erstechen. Seitdem nannte der Fürst ihn Stutzohr.

Wo ist Stutzohr Jaschka? rief er jetzt. Der hatte aber seit dem Kampfe mit dem Bären Zaboria verlassen und war auf einem andern Gute. Sofort wurde ein Reiter abgeschickt, um ihn herzuholen. Als er dann ankam, war das Eis so stark geworden, daß selbst Jaschka's Reisack kein Loch in dasselbe hätte machen können.

Ei ja, der Fürst war ein gerechter Herr, wenn es gerade nicht ihn selber betraf. Es kam zu seinen Ohren, daß ein Krämer auf dem Jahrmarkt in Zaboria eine Bauerfrau betrogen hatte. Da ging Alexis Juriwitsch in die Bude des Missethäters, nahm ein Stück Tuch, schickte es der Bäuerin und ließ ihr sagen, der Kaufmann Tschurkin empfehle sich ihr und verabfolge ihr das Stück Tuch, nachdem er sie früher beim Einkaufe betrogen habe. Tschurkin ließ sich die Sache nicht zur Warnung dienen, sondern betrog einige Tage später noch einmal. Das hat der Fürst auch erfahren; er ist dann gleich in den Sattel gesprungen, auf den Markt geritten und in des Kaufmanns Bude gegangen. Ah, Tschurkin, hat er gesagt, ich habe Dich neulich gewarnt und das hast Du vergessen. Jetzt kann ich Dir nicht helfen, ich muß mein Wort halten. Nun fort mit Dir, hinweg aus der Bude.

Der Fürst hat sich dann hinter den Ladentisch gestellt, die Elle in die Hand genommen und laut gerufen: Heran, heran, Männer und Frauen; hier liegt Seidenzeug und Musselin, hier sind Kleider und Strümpfe und viele schöne Waaren. Ihr könnt billig einkaufen, auch wird voll und gut gemessen. Man schlägt hier zum Einkaufspreise los. — Nun strömten die Leute herbei. Der Fürst maß mit der Elle, gab wohlfeil ab und bald war Alles verkauft. Dann hat er die Einnahme dem Tschurkin eingehändigt und ihm gesagt, daß Manches auf Credit verabfolgt worden sei; diese Schulden möge der Krämer selbst eintreiben; er werde fortan wohl das Betrügen der Leute bleiben lassen. Damit war aber die Sache noch nicht zu Ende. Der Fürst lud demüthig, im Ton eines Krämers, diesen Tschurkin zu Tische ein, der aber lehnte ergebenst ab. Da sagte der Fürst, er möge nur mitkommen; Prügel solle er nicht haben; wenn es ihm beliebe, ihn auszuhauen, könne er das ja gleich auf der Stelle thun. Er mußte also mit ins Schloß. Der Fürst gab ihm den Ehrenplatz, bediente ihn und nannte ihn immer nur Herr. Nach Tische wurde er entlassen und bekam zwei junge Hunde zum Geschenk.

Die Meeresströmungen.

Von **Herm. J. Klein.**

I.

Zu den wichtigsten Factoren, welche das vegetative Leben in seiner Ausbreitung an der Oberfläche unsers Erdballes bedingen, zählen die Meeresströmungen, obgleich man gerade ihnen bis vor wenig Jahren noch eine sehr geringe Aufmerksamkeit zuwandte. Erst Untersuchungen über die Ursachen der klimatischen Veränderungen, welche im Laufe der Zeiten stattgefunden haben, leiteten dazu, den Einfluß der Meeresströmungen in dieser Beziehung ins Auge zu fassen, und mit Erstaunen erkannte man, daß, um hier nur ein einziges, naheliegendes Beispiel anzuführen, die Existenz des wichtigsten Theils von Europa für die Cultur nur ein Geschenk des Golfstromes ist, wenngleich in anderer Weise wie Aegypten ein Geschenk des Nils.

Ferner ist die richtige, einsichtsvolle Benutzung der Meeresströmungen durch den Seefahrer gleichbedeutend mit einer Ersparniß an Zeit und Capital. Wie die Windverhältnisse über dem Weltmeere, so müssen auch die Strömungsverhältnisse im Weltmeere eingehend studirt werden, sowohl rücksichtlich der Theorie als der Praxis, der die erstgenannte in die Hand arbeiten soll.

Die praktische Bestimmung der Lage und Ausdehnung sowie der Schnelligkeit einer Meeresströmung gehört zu dem schwierigsten Problem der nautischen Geographie. Wir haben daher vorerst hierüber einige Bemerkungen vorauszuschicken, ehe wir uns specieller mit Meeresströmungen selbst beschäftigen.

So leicht es bei einem gegebenen festen Standpunkte ist, die Richtung, Ausdehnung und Geschwindigkeit irgend einer Strömung zu bestimmen, so schwierig wird dies auf offener See, wo das Schiff keineswegs feststeht, sondern mehr oder minder in seiner Bewegung durch die Strömung beeinflußt wird. Das vorzüglichste Instrument, um das Vorhandensein einer Strömung im Meere nachzuweisen, ist das Thermometer. Aus Gründen, auf die wir weiterhin noch zurückkommen werden, zeigt das als Strom im Meere dahinfließende Wasser eine andere Temperatur, als die unregelmäßig bewegte, beiderseitige, flüssige Umgebung. So erkannte schon Franklin im Jahre 1776, daß der Golfstrom unter 37 Grad nördlicher Breite volle 8 Grad wärmer ist, als der Ocean außerhalb desselben. Aber die Versetzung in Folge der Richtung und Schnelligkeit des Stromes, welche ein denselben durchschneidendes Schiff erleidet, läßt sich nur aus dem Unterschiede der astronomischen und der Loggerechnung ermitteln. Nimmt man nun selbst an, daß außer der Meeres-

strömung keinerlei störende Einflüsse vorhanden gewesen seien, so würde es trotzdem noch immer mißlich bleiben, über die Strömungsverhältnisse aus vereinzelten Beobachtungen etwas zu bestimmen. Denn die astronomischen Beobachtungen auf See ebenso wie die Loggerechnung erfreuen sich für den in Rede stehenden Zweck kaum hinreichender Genauigkeit, und vor Allem läßt sich dadurch nicht entscheiden, was der constanten Meeresströmung, und was zufälliger, vorübergehender Fluctuation der ewig beweglichen See zuzuschreiben ist.

Die hauptsächlichste Ursache der Meeresströmungen ist unzweifelhaft in der ungleichen Erwärmung der verschiedenen Oberflächentheile unseres Erdballes durch die Sonne zu suchen.

In der Tropenzone, wo bei fast ewig klarem Himmel die zenithale Sonne eine ungemeine Hitze hervorruft, entsteht eine bei weitem größere Verdunstung des Wassers, als in den gemäßigten oder kalten Zonen. Die Folge hiervon ist eine Störung des Gleichgewichts des Meeres, und um dieses wieder herzustellen, muß beiderseits von den Polen Wasser gegen die Aequatorialzone hin strömen, den entstandenen Verlust zu ersetzen. Um die in Wirklichkeit statthabenden Verhältnisse klarer aufzufassen, geht man am besten und einfachsten von einem hypothetischen Zustande aus und stellt sich die ruhende, nicht um ihre Achse rotirende Erdkugel gänzlich von Wasser bedeckt vor. Wird nun rings um den Aequatorialgürtel herum das Wasser erhitzt, so wird es verdunstend in die Höhe steigen, mit den Luftströmungen beiderseits gegen die Pole sich bewegen und sich auf diesem Wege tropfbarflüssig niederschlagen. Die Wassermenge nimmt sonach in den Aequatorialgegenden ab und in den mehr polwärts gelegenen Regionen zu. Eine unmittelbare Folge sind daher ausgleichende Strömungen von den Polen gegen den Aequator hin, so daß eine ewige Circulation existirt, ganz analog derjenigen, welche aus derselben Ursache in der Atmosphäre statthat und die hier, wie die Meteorologie näher zeigt, die Passatwinde veranlaßt. Bei der nicht rotirenden Erde wird die nach dem Aequator strömende Wassermasse, wie dies immer in der Natur geschieht, den kürzesten Weg einschlagen, um zum Ziele zu gelangen, ihre Richtung wird also senkrecht oder normal zum Erdäquator stehen, d. h. die Strömung wird im Meridiane vor sich gehen.

Dieses einfache Verhältniß wird durch die Achsendrehung der Erde wesentlich modificirt. Das gegen den Aequator strömende Wasser gelangt nämlich von kleineren Parallelkreisen zu größeren, d. h. zu solchen, die in der Richtung von Westen nach Osten eine größere Rotationsgeschwindigkeit besitzen; es bleibt also gegen diese in derselben Richtung um einen gewissen Betrag zurück und wird solcher Art eine der Rotation entgegengesetzte, also ostwestliche Strömung besitzen, die durch Hinzutritt der eigenen Bewegung, nach dem Princip von der Zusammensetzung der Kräfte, für die nördliche Hemisphäre eine nordöstliche, für die südliche eine südöstliche Richtung annimmt. Wo beide Strömungen auf einander treffen, müssen sie sich zu einer einzigen zusammensetzen, die von Osten nach Westen fluthet. Alles was dazu beiträgt, die Intensität der beiden secundären Strömungen (der nordöstlichen und südöstlichen) zu vermehren, wird auch zu dem bestimmten Auftreten der resultirenden Aequatorialströmung beitragen. Auf diese Weise begünstigen die Passatwinde ganz besonders das Zustandekommen der letztgenannten Strömung. Auch die Anziehung des Mondes trägt dazu bei, indem die Fluthwelle sich, der Rotation der Erde entgegen, von Osten nach Westen bewegt.

Die vorstehend bezeichneten Umstände sind die Ursache der Entstehung der großen Aequatorialströmung oder „Dienung“, wie die Holländer sagen, wie sie in ihrer größten Reinheit im Stillen Weltmeere zwischen der amerikanischen und asiatischen Küste auftritt.

Wären keine Continente vorhanden, so würde die Aequatorialströmung als breiter Gürtel den Erdball umfluthen, aber die Erhebungen der festen Erdmasse über den Spiegel des Oceans treten dieser Grundform abändernd entgegen. Schon unter dem 150. Längengrade westlich von Paris beginnt die große Strömung in Folge der bedeutenden Inseln, auf die sie bald trifft, ihren einheitlichen Charakter zu verlieren. Der südliche Theil wird durch die Ostküste Australiens von der großen Linie abgelenkt und wendet sich südwärts gegen die Baßstraße, ein Theil der Wasser geht auch zwischen Neuseeland und Vandiemensland durch. Die Hauptmasse des Stromes setzt den westlichen Lauf in gerader Richtung fort, geht einerseits zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea durch, um im Süden der Sunda-Inseln die ursprüngliche Richtung nach Westen wieder anzunehmen, andererseits aber treffen die nördlicheren Theile auf die Ostküste des asiatischen Continents mit ihren vorgelagerten Inselreihen. Ein Theil des Stromes wird hierdurch nach Süden, ein anderer nach Norden abgelenkt. Der südliche vereinigt sich mit den zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland hindurchgeströmten Wassern und setzt den westlichen Lauf quer durch den Indischen Ocean fort; der andere Theil biegt unter einem Winkel von etwa 45 Grad nach Nordost um und geht als „japanische Strömung“ längs der Ostküste Japans in der Richtung auf die Aleuten weiter. Aber schon unter 45 Grad nördlicher Breite wird er durch die nordamerikanische Westküste abgelenkt und fließt mit verstärkter Tendenz, die südwestliche Richtung einzuschlagen, der Kalmenregion zu. Hier trifft er etwa unter 140 Grad westlicher Länge von Paris auf den Aequatorialstrom und vereinigt sich mit diesem. Im Ganzen durchläuft die japanische Strömung östlich vom 160. Längengrade bis zu ihrer Vereinigung mit dem Aequatorialstrome fast zwei Drittel eines Kreisbogens. Aber die Annahme eines eigentlichen Wirbels, den man in den Karten häufig als Fleurieuswirbel bezeichnet findet, und die dazu gehörigen schneckenhausartigen Windungen sind nichts weiter als hypothetische Erfindungen, denen keine Realität zum Grunde liegt.

Die Hauptmasse der Gewässer der äquatorialen Strömung tritt, mannichfach durch Inseln zerrissen, in den Indischen Ocean mit einer Geschwindigkeit, die mit den Jahreszeiten wechselt, je nachdem der in diesen Gegenden vorwaltende Monsun der Strömung mehr oder weniger hinderlich ist. Der nördliche Theil des Stromes folgt fast genau dem Aequator, bis er, durch die Ostküste Afrikas in seinem Laufe aufgehalten, nach Südwest umbiegt, mit beschleunigter Geschwindigkeit die Straße von Mozambique passirt und sich südwestlich von der gleichnamigen Insel mit dem südlichen Theile des Stromes wieder vereinigt und seinen südwestlichen Cours bis etwa 15 Grad östlicher Länge von Paris fortsetzt. Hier biegt er, der Richtung des Passats folgend, nach Nordwest um, in den Atlantischen Ocean hinein.

Der vorgelagerte südamerikanische Continent, dessen östlichste Spitze das Cap Roque ist, veranlaßt eine Spaltung der Strömung in zwei Theile. Der südliche geht als brasilianische Strömung mit nicht sehr bedeutender Intensität bis zum Cap Horn. Doch wendet diese sich keineswegs hier in einem Bogen, um das Stille Weltmeer zu erreichen, vielmehr erlischt die warme Strömung allmälig im Breitenparallel der Südspitze Amerikas durch den Widerstand und die Vermischung der zum Theil entgegengesetzt fluthenden, kühlen antarktischen Strömung. Diese letztere erhält erst im Stillen Meere einen bestimmtern Charakter, wo die strö-

menden Wasser an der östlichen Küste Amerikas einen Damm finden und mehr nach Norden abgelenkt werden. Erst unter 15 Grad südlicher Breite wird die Richtung dieser Strömung wieder etwas westlich, und unter 5 Grad südlicher Breite vereinigen sich die allmälig erwärmten Wasser gänzlich mit der großen pacifischen Strömung. Dieser kalte peruvianische Strom ist in gewissem Sinne das Gegentheil von dem weiter unten zu besprechenden Golfstrome. Während dieser letztere die Temperatur des westlichen Europas erhöht, vermindert jener in sehr bemerkenswerther Weise die Hitze an der Westküste von Südamerika. Der Unterschied der nicht strömenden pacifischen Wasser gegen die Fluthen des kalten Stromes beträgt rücksichtlich der Temperatur volle 12° R. Und nachdem die Wassermassen mit einer stündlichen Geschwindigkeit von kaum einer halben geographischen Meile 30 Breitengrade durchlaufen haben, mitten in der Tropenzone, ist ihre Temperatur unter 5 Grad südlicher Breite kaum auf 18° R. gestiegen. Die Einwirkung der kalten Strömung macht sich nicht allein in der mittlern Temperatur des Landes, sondern auch in dem Charakter der Meeresfauna von Chile und Peru bemerklich, und selbst bei den Galapagos-Inseln findet man des kühlern Wassers wegen noch keine Corallen, während diese bei den 33 Grad vom Aequator entfernt liegenden Bermuden, die freilich durch den warmen Golfstrom begünstigt erscheinen, häufig anzutreffen sind. Beiläufig bemerkt, wurde die peruanische kalte Strömung 1802 durch A. von Humboldt zuerst entdeckt, daher sie noch bisweilen den Namen Humboldt-Strömung führt.

Wenden wir uns nun zurück zum Atlantischen Ocean, zu den wichtigsten Strömungen der Erde, jenen nordwärts des Aequators, zwischen der Westküste der alten und der Ostküste der neuen Welt.

Wir haben gesehen, wie der vorgelagerte südamerikanische Continent eine Trennung der atlantischen Aequatorialströmung in der Nähe des Cap Roque veranlaßt, und wir haben den südwestlich abgehenden Zweig dieser Strömung verfolgt. Wir wenden uns nun zu der ungleich wichtigern, nordwestlich abgehenden Hauptmasse von warmem Wasser. Mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 12 geographischen Meilen pro Tag strömt die ganze ungeheure Wassermasse längs der südamerikanischen Nordostküste zwischen den kleinen Antillen hindurch in die stürmische Caraibensee und hieraus in den Kessel des Mexicanischen Meerbusens. Dicht an den Küsten findet sich übrigens allenthalben eine Schicht kalter Wasser und auch die Temperatur des eigentlichen Stromes nimmt in dem Maße zu, als man sich vom Lande mehr in die See hinein entfernt. Nachdem die Strömung mit wachsender Geschwindigkeit den Canal von Yukatan passirt, wendet sie sich nördlich und eilt mit einer Schnelligkeit von $1^1/_4$ geographischer Meile pro Stunde durch den Florida-Canal gegen die Bahama-Inseln. Man schätzt nach begründeten Vermuthungen die Wassermasse, welche der Golfstrom in jeder Secunde durch die Florida-Straße in den Atlantischen Ocean ergießt, auf 1500 Millionen Cubikfuß, so daß er im Jahre ungefähr 6000 Cubikmeilen Wasser durch diesen Canal in den Ocean drückt. Nimmt man bei einer mittlern Tiefe von ungefähr 0,4 Meile ein Areal des Atlantischen Oceans von 1,600,000 Quadratmeilen an, so ergiebt sich leicht, daß der Golfstrom jährlich 1 Procent sämmtlicher Wasser des Atlantischen Oceans durch den Florida-Canal führt.

Mittheilungen über Venezuela.

Von **Franz Engel.**

II.

Volkswirthschaftliche Verhältnisse. — Zölle und Einnahmen des Staates. — Polizei. — Bildung und Schulwesen. — Kirche und Priester.

II. Politische und gesellschaftliche Einrichtungen.

Das engherzige, monopolisirende Regierungssystem des Mutterlandes Spanien hielt in den Colonien, die demselben nur zur materiellen Ausbeutung dienten, Industrie, Handel, Wissenschaft, Literatur und Künste nieder; allgemeine Aufklärung konnte der schmutzigen Interessenwirthschaft nicht entsprechen. Nachdem die Fesseln dieser Herrschaft gesprengt waren, entfaltete sich der beschränkte Handel schnell nach allen Seiten hin, herausgefordert von der Speculation aller handeltreibenden Völker; die lange niedergehaltene geistige Regsamkeit und Klärung konnte natürlich mit dem mercantilischen Fluge nicht gleichen Schritt halten; es konnte die Entfaltung des geistigen Lebens nur allmälig vor sich gehen und um so beschränkter, als das ganze öffentliche Leben von dem Aufschwunge des Handels in Anspruch genommen war, und unter solchem Einflusse auch nur eine einseitige Richtung erhalten. Daher concentrirte sich Reichthum, Glanz und Macht nur in der Handelssphäre, und bildete sich die moderne republikanische Aristokratie aus dieser Sphäre heraus. Gegen den Handelsstand trat der kärglich dotirte Beamtenstand, der mittellose und verschwindend kleine Gelehrtenstand, namentlich aber der Militärstand mit seinem schlecht besoldeten, ungebildeten Offiziercorps in sehr bescheidenen Hintergrund.

Handel, Gewerbe und Niederlassung wurden nach Sprengung der Monopol- und Privilegienregierung ohne alle Beschränkung freigegeben, sowohl für die Angehörigen des Staates, wie für die angesessenen Fremden; keine der wechselnden Regierungen hat den Freihandel und die Freizügigkeit zu beschränken versucht; die heutige Generation würde eine solche Beschränkung nicht mehr begreifen und nimmermehr dulden. Ebenso sind alle Verkehrshemmungen beseitigt, Legitimationen, Atteste, Pässe und dergleichen Vormundschaftspapiere in Friedenszeiten ganz außer Cours gesetzt.

Die Einkünfte des Staates werden aus den bedeutenden Ein- und Ausfuhrzöllen bezogen, auf welche noch besondere Zuschläge und außerordentliche Contributionen für Ein- und Ausfuhr gelegt werden; ferner aus Hafenabgaben, inneren Renten, darunter Salzsteuer, Stempelpapier, Post und andern mehr, sowie aus außerordentlichen Einnahmen, als Vorschüssen von Creditoren, durch Contracte, durch ausgegebene Schatzscheine und Anleihen und verschiedene zufällige

Einnahmen, darunter Guano und Urao. Directe Abgaben entrichtet nur der Handelsstand nach einem Dreiclassensystem; alle Gewerbe und der Grundbesitz sind von Steuern befreit. In Ausnahmezuständen — die nun freilich sehr zur Regel gehören — werden von der obersten Provinzialbehörde, deren Spitze der Gobernador ist, willkürliche Contributionen erhoben und mit diesen die besitzenden Classen in einer willkürlichen Summe en bloc belegt; dieselben führen den Titel: patriotische Anleihen, werden aber zwangsweise eingetrieben und weder in Capital noch Zinsen jemals wieder eingelöst; ob diese patriotischen Anleihen immer den Weg in den Staatsschatz finden, ist eine Frage, die auf Abschweifungen führt.

Bis zum Jahre 1847 befanden sich die Finanzen der Republik in ausgezeichnetem Zustande; die große auswärtige und innere Schuld, die auf Venezuela nach Ablösung von Columbia gefallen war, war in regelmäßigen Raten abgezahlt und bedeutend verringert worden. Unter dem Militärdespoten Monagas wuchs die Staatsschuld wieder in hohem Maße an, und alljährlich zeigte sich bei dem Rechnungsabschluß ein Deficit von einer viertel bis zu einer halben Million Pesos. Nach der Vorlage des Finanzministers in den Kammern im Jahre 1857 waren die Einnahmen mit Hülfe von Zollerhöhungen, von ausgegebenen Schatzscheinen und Anleihen bis auf 16,454,951 Pesos gesteigert, und dennoch deckten sie nicht die Ausgaben, die sich bis auf 17,130,970 Pesos beliefen. Seitdem sind keine Vorlagen mehr gemacht worden, wohl aber ist ein großer Theil der Importzölle an England verpfändet zur Zahlung der Zinsen und Amortisation einer Anleihe von einer Million Pfund Sterling vom Jahre 1862, die zu 62 Procent übernommen worden ist.

Die Aduanas — die Zollstätten — sind die ergiebigsten, ja, die einzigen einflußreichen Hülfsquellen für die Regierung, und ihr jedesmaliger Besitz ist eine Lebensfrage für eine jede der streitenden Parteien; gegenwärtig hat nun England die Hand auf diesen Lebensnerv gelegt, und die Zukunft wird lehren, ob diese Auslieferung von entscheidendem Einflusse auf Venezuela sein wird. —

In der Hauptstadt Caracas hat auch die corte suprema (der höchste Gerichtshof) ihren Sitz, ebenso das Erzbisthum, die Centraluniversität, das Priesterseminar und mehrere Klöster. Jeder Canton erhält seine Municipal- und Polizeibehörden aus seiner eigenen Mitte von der Provinzialregierung zuerkannt. Der Rechtsweg kann durch drei Instanzen verfolgt, Criminalverbrecher können nur in Caracas abgeurtheilt, das rechtsgültige Schlußurtheil kann nur von der corte suprema bestätigt werden.

Der Polizeidienst wird vom Civilstande selbst übernommen; für jeden Canton ernennt die Provinzialbehörde sogenannte jefes politicos, Polizeichefs, auf die Dauer eines Jahres, und wählt dazu angesehene Persönlichkeiten aus den besseren Ständen; diese ernennen wiederum für jede Gemeinde ebenfalls auf die Dauer eines Jahres Polizeicommissäre aus der großen Volksclasse, die vereidigt, mit ihren Pflichten bekannt gemacht und zur Vollstreckung aller executiven Maßregeln verwendet werden. Der Ehrgeiz dieser Polizeicommissäre wird durch die ihnen übertragene Autorität über ihre Standesgenossen angeregt, so daß sie sich mit großem Eifer ihrer oft lästigen und verantwortlichen Amtspflichten unterwerfen, einzig und allein belohnt durch das Gefühl ihrer Würde und Auszeichnung. Das Volk selbst räumt ihnen ohne Widerspruch Ansehen und Einfluß ein, da dasselbe Ehrenamt morgen auf Jeden von ihm selbst übergehen kann. Nur die größeren Städte werden von besoldeten Polizeisoldaten bewacht, die aber durchaus unter dem Befehle des derzeitigen jefe politico stehen; ihre Functionen beschränken sich nur auf die Durchsetzung und Behauptung der Municipalverordnungen; als Abzeichen ihres Amtes tragen sie einen Säbel ohne Lederriemen unter dem Arme.

Die Justiz wird in den Landgemeinden von dem Ortsrichter, dem juez, und seinem Schreiber, dem escribano, ausgeübt; beide sind zur Abwickelung der laufenden Geschäfte täglich einige Stunden in ihrem Büreau gegenwärtig, wo das Jus in der ungezwungensten Weise nach dem Ergebnisse eines vorhandenen codigo provincial, und nach Schluß desselben wieder das bürgerliche Gewerbe praktisirt wird. Der Schreiber fühlt sich gewöhnlich über seinen Chef erhaben, da er im Schreiben und Lesen meistens besser als jener bewandert ist, und giebt dem Gefühle seiner Ueberlegenheit bei jeder Gelegenheit Ausdruck, dem der Juez mit der Würde seiner Autorität entgegentritt; aus dem Charakterbilde einer kleinen Dorfgemeinde treten Juez und Escribano als Hauptfiguren hervor. Die Parteien sind gewöhnlich durch den Ausspruch des codigo provincial durch den Mund des Juez zufriedengestellt; es steht ihnen aber der Weg zum Processiren und Appelliren offen.

Die Gobernadores der Provinz, deren Bestätigung sich die Regierung vorbehält, werden von den Einwohnern einer Provinz gewählt; die Amtsdauer ist einjährig, jedoch ist eine Wiederwahl zulässig; in Ausnahmezuständen setzt die Regierung den Gouverneur auch aus eigener Machtbefugniß ein und ab. Je nach der politischen Lage sind seine Befugnisse beschränkter oder ausgedehnter; es kommt sogar vor, daß ihm dictatorische Gewalt eingeräumt wird. Daß solche Dictaturen brutal, gehässig und eigennützig vollzogen werden, liegt in den Verhältnissen, wie in dem herrsch-, rach- und habsüchtigen Charakter der Creolen vorgezeichnet.

Venezuela besitzt außer dreizehn Nationalcollegien Vorschulen für die Universität, zwei Universitäten, die Centraluniversität zu Caracas und die Universität zu Merida. Die Leistungen der Collegien sind bei der schlechten Dotirung und Besetzung der Lehrerstellen nur schwach; sie sind kaum mit unseren Mittelschulen in gleiche Linie zu stellen; es sind Lehrstühle für Rhetorik, alte und neue Sprachen, Physiologie, Anatomie, Arzneilehre, Jurisprudenz und Philosophie errichtet; die Naturwissenschaften insbesondere werden wenig gepflegt; merkwürdig ist es, daß in einem Lande von so überschwenglicher Naturfülle wenig Sinn für dieselben herrscht. Der Zuschnitt der Hochschulen und Lehranstalten darf nicht nach deutschem Muster gemessen werden; das philosophische Studium faßt alle Lehrgegenstände zusammen und führt als eine Art Vorschule in das eigentliche Fachstudium ein. Die ganze Lehr- und Lernmethode stützt sich mehr auf ein Vollstopfen des Gedächtnisses, als auf die Schärfung und Durchbildung des Verstandes und selbständiger Denkkunst; viel mechanisches Einprägen ist viel Wissen, und wer am sichersten den Text der Lehrbücher seitenweise vor- und rückwärts herleiern kann, besteht das Examen mit größter Auszeichnung. Kleine Herrchen von zwölf Jahren tituliren sich estudiantes de la filosofia, und junge unbärtige Doctoren, Advocaten und Priester von achtzehn und zwanzig Jahren sind eine gewöhnliche Straßenerscheinung.

Die Zahl der mit dem Doctorhut geschmückten jungen Juristen, die jährlich aus der Universität hervorgehen, concurrirt fast mit der Zahl der Priester, die in den Seminarien ausgebildet werden; ihr Diplom bahnt ihnen den Weg zu allen und den höchsten, selbst militärischen Würden. Der Gelehrtenstand genießt eines weit höhern Ansehens als der Militärstand, der, wenn überhaupt, nur in den höchsten Spitzen einen gewissen Bildungsgrad repräsentirt und erst in den obersten Graden zu einiger Bedeutung kommt; ein Doctor juris wird häufig mit Truppencommandos und mit dem Staatspräsidio betraut, während der Offizier unterer

Grade nicht einmal an der Schwelle der guten Gesellschaft steht.

Keine Facultät kann sich eines solchen Zudranges rühmen als die theologische, aber auch keine Würde und Pfründe ist leichter und bequemer zu erreichen, als die priesterliche, die zugleich bei geringem Wissen und geringer Anstrengung ein mehr als sorgenloses Einkommen sichert; die Seminare senden alljährlich eine Menge ordinirter junger Priester weißer und brauner Farbe in die Provinzen aus. Einestheils sind die günstigen Existenzaussichten ohne Zweifel die Ursache zu dem starken Andrange namentlich der mittleren und unteren Stände zu der Priesterweihe; anderntheils aber reizt die Eltern auch das Ansehen der priesterlichen Stellung, verbunden mit der einträglichen Leibrente, zu dieser Standeserhöhung ihrer Söhne.

Die Kirche unterstützt dieses Streben; indem sie ihre Jünger aus allen Ständen wirbt, ehrt und schmeichelt sie der Eitelkeit der Volksmasse und wurzelt durch solche Popularität tiefer in ihr Gewissen ein. Aber sie zieht auch in der großen Schaar der Standeserhobenen bei einer weniger als mittelmäßigen und durchaus einseitigen Bildung eine feste Mauer um sich selbst herum, die in einer weit über die Aussichten ihrer Geburt und ihres Vermögens hinaus erlangten Lebensstellung und in der absoluten Unselbständigkeit einer systematisch-beschränkten Ausbildung die sicherste Bürgschaft für die willenloseste Unterwürfigkeit und den blindesten Gehorsam leistet. Zur Vermeidung aller Kränkung des Ehrgeizes wird aber die weiße Farbe wie die Herkunft der Familie besonders berücksichtigt; ihrer jungen Söhne Erziehung wird gründlicher geleitet und über die einseitige Dressur ausgedehnt; mit der feinern Sitte ihrer Familie nehmen sie zugleich eine gewisse geistige Selbständigkeit mit hinüber in die Priesterwürde und halten in ihrem Stande dem unwissenden und professionellen niedern Clerus das Gleichgewicht.

So hat man eine volksthümliche, zufriedene, geistig beschränkte Priesterkaste voll Selbstgefühl geschaffen, die mit der Volksmasse durch Familienbande, Eitelkeit und gleiche Interessen verknüpft, zugleich, als blindes Werkzeug von oben geleitet, gegen dieselbe und mit derselben Wache hält für den heiligen Stuhl in Rom; zugleich weiß man aber um diesen rohen Guß den Sammetmantel einer geschmeidigen Bildung und feiner Sitte zu werfen, um der gebildeten Welt den Sitz darauf bequem und angenehm zu machen.

Der Zelotismus und Fanatismus Alt-Spaniens haftet, wenn überhaupt, nur noch an den Weibern der abgefallenen Colonien; unter den Männern hat der Besitz der politischen Freiheit auch zur vollen Freiheit des religiösen Gewissens geführt; Toleranz ist Allgemeingut, an Stelle des Aberglaubens weit eher Unglauben getreten. Der gebildete Theil der Männer zuckt die Achsel über den Cultus, den die Kirche mit ihren Dogmen treibt, und über die Form, in welche sie ihren Cultus kleidet; sie betrachtet denselben als ein Zuchtmittel für die große Menge. Die sociale und politische Verwilderung, die so manche ehrwürdige Institution umgestoßen und gemißhandelt, hat auch die Ehrfurcht vor der Kirche im Allgemeinen tief erschüttert; aber diese, anstatt durch Milde und Versöhnlichkeit die Ehrfurcht wieder zu gewinnen, verfeindet sich die erbitterten Gemüther nur noch mehr und mehr durch herrschsüchtige und habsüchtige Anmaßungen.

Die Volksmasse ist nicht so sehr aus Erkenntniß und Bewußtsein, als aus abergläubischen Vorstellungen und Gewissensdrucke der unbedingten Vormundschaft des Clerus unterworfen; von dem, was sie glaubt, weiß sie wenig und legt sie sich keine Rechenschaft ab; ihren sie gelehrten religiösen Pflichten genügt sie nach verkehrten Auffassungen; die Form ist ihr Alles, weil sie das Wesen nicht kennt. Durch nahe Beziehungen mit dem niedern Clerus verbunden und demselben zugethan, fühlt sie sich in der Kirche en famille, und verbindet mit weltlichen und Familienlustbarkeiten religiöse Handlungen, und ebenso mit religiösen Pflichten und Handlungen weltliche Vergnügungen in der unbefangensten und rohesten Weise.

Außerhalb ihres Amtes genießen die Geistlichen nur ein geringes, zweideutiges Ansehen; ihr Lebenswandel steht durchschnittlich im Widerspruche zu ihren Standesregeln und wird selten durch strenge bischöfliche Maßregeln im Zaume gehalten. Ihr Bestreben ist auch gar nicht darauf gerichtet, im bürgerlichen Leben den Priester zu repräsentiren; sie nehmen alsdann alle bürgerlichen Rechte und Freiheiten wie deren geselligen Freuden auch für sich in Anspruch; sie geben jedem Theile ihrer Doppelstellung: dem Priester und dem Weltbürger, im vollen Maße das Seine und collidiren auch nicht mit ihrem Gewissen in dieser Doppelgewähr. Das beständige Tragen der Ordenstracht ist ihnen geboten. Dieselbe besteht aus dem langen, schwarzen Priestergewande, blauer Halsbinde und rundem, schwarzem Hute mit aufgeklappten Rändern.

Das Einkommen der Pfarrer wird aus dem Zehnten bestritten und durch die Amtshandlungen gesichert. Jede Messe, jedes Sacrament, jede Predigt, Fürbitte und amtliche Abfertigung wird nach bestimmten Vorschriften honorirt. Leute von Stand und Vermögen leisten ihre Verpflichtungen in klingender Münze, und der Anstand erfordert, daß sie sich nicht genau an die vorgeschriebene Taxe halten, sondern ein Uebriges thun; der kleine Mann bringt seine Opfer in Producten seines Feldbaues dar, als in Kaffee, Cacao, Mais, Zucker, Eiern, Hühnern, Schweinen und anderen Dingen mehr. Den größten Productenzufluß eröffnen dem Pfarrer die Fürbitten, die ihm seine Beichtkinder an die zahlreichen Heiligen, je nach der besondern Verehrung, übertragen; freiwillige Gaben, ohne geistliche Gegenleistung, nur aus dem ehrfürchtigen Herzen kommend, sollen nicht mehr so reichlich fließen, als in den alten guten Zeiten. Besonders feierliche Messen mit Musik- und Gesangbegleitung (missa cantata) werden besonders klingend honorirt, ebenso die feierlichen Begräbnisse, und eine Predigt wird überhaupt nur auf Verlangen der Gemeinde an hohen Festtagen und dann nur gegen baare Erkenntlichkeitsbeweise gehalten; in den Zeiten der großen Feste aber, als Weihnachten und Ostern, wo die Kirche tagelang ihre größte Pracht und Thätigkeit entfaltet, fließen die Opfer und Spenden am reichlichsten. Nebenbei treiben die Pfarrer mehr oder minder einträgliche Privatgeschäfte; die kleinen Producteneinkünfte häufen sich zu Cargos an, die sie alsdann an ihre Commissionäre in den Hafenplätzen schicken und verkaufen lassen; das eingelieferte Maiskorn reicht auch wohl aus, einen Hühnerhof zu unterhalten und Schweine, Pferde und Maulthiere zu züchten, die ebenfalls einen einträglichen Handel begründen. Nicht selten schnallt der Herr Cura seinem Maulthiere, das ihn in Amtsangelegenheiten durch seine ausgedehnte Parochie trägt, hinter dem Sattel einen kleinen Manufacturladen auf, den er, nach absolvirtem Sacramente, in einem der Dorfhäuser ausbreitet, und dann ebensogut mit Elle und Scheere umzuspringen weiß wie mit dem Weihwasser.

Die Kirche genießt in Venezuela, trotz ihrer Machtbeschränkung, unter dem Patronate der Regierung, unter welches sie nach der letzten Revolution gestellt worden, mehr Schutz und Beistand, als in der Schwesterrepublik Neu-Granada, wo sie unter den Uebergriffen der siegreichen Partei unverzeihliche Mißhandlungen zu erdulden hat, mehr als in den übrigen südamerikanischen Freistaaten. Nach der letzten Constitution hat die Regierung die römisch-katholische Reli-

gion anzuerkennen und als solche deren Cultus und Diener zu schützen; dabei aber gebietet die Constitution ebenfalls die Freiheit jedes Cultus, und wenn die fremden Protestanten und Sectenanhänger, die im Lande leben, keinen Gebrauch von der Freiheit des Cultus gemacht durch Errichtung von Kirchen, Bethäusern und organisirten Gemeinden, so liegt der Grund nicht in einer Verhinderung von Seiten des Staates oder der katholischen Kirche, sondern in ihrer eigenen Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen ein Kirchenregiment nach dem Vorbilde, wie es gegenwärtig in ihrer Heimath herrschend ist. Dazu kommt, daß die fremden Akatholiken zerstreut im Lande leben, ihren Aufenthalt überhaupt nur als ein Provisorium betrachten, das sie nach längerer oder kürzerer Zeit aufzugeben gewillt sind, um im Vaterlande ein dauerndes Heimwesen zu begründen.

Das Kirchenregiment Venezuelas ruht in der Hand eines Erzbischofs, der in Caracas residirt; das Erzbisthum zerfällt wiederum in zwei Bisthümer, das von Merida und von Guyana. Der Congreß erwählt die Bischöfe und legt die Wahl dem Papste zur Bestätigung vor; sie sind gebunden, den Schwur auf die Verfassung zu leisten. Da die modernen Verfassungsinterpretationen zwischen der geistlichen und weltlichen Behörde schon sehr alten Datums sind, so bleiben die höchsten Kirchenämter oft längere Zeit hindurch unbesetzt. Die Bischöfe regieren die Kirchenprovinzen, die nicht mit der politischen Eintheilung zusammenfallen, ziemlich absolut; die Collegien, Seminare und Klöster stehen unter ihrer Oberaufsicht; den Priestern ist er der gefürchtete und absolute Gebieter und Herr; sie empfangen Amt und Pfründe aus seiner Hand; in seiner Nähe gehen sie ihren Passionen nur sehr leise auf den Zehenspitzen nach, — anders dort, wo sie seine Augen weit entfernt und sich geborgen wähnen.

Der niedere farbige Clerus steigt selten auf den Bischofsstuhl; die Familienaristokratie behält diese reich dotirten Sitze gern ihren Söhnen vor. Die bischöflichen Einkünfte fließen aus den Zehnten zusammen, die, aus allen Provinzen erhoben, neben den Privateinkünften, Dotationen und Ehrengaben eine reiche Rente abwerfen. Die Beiträge des Staates sollen nach dem Gesetze von 1853 — mit Einschluß der Anweisungen für Universität, Seminar und kirchliches Unterrichtswesen — für die Diöcese von Caracas 68,716, für die von Merida 52,800 und für die von Guyana 27,250 Pesos betragen. Die Mönchsklöster sind aufgehoben und ihre Gebäude und Einrichungen größtentheils zu Unterrichtsanstalten verwendet; in Caracas, Maracaibo, Merida und Trujillo bestehen noch Nonnenklöster, die aber nur schwach besucht sind.

Der Volksunterricht hat weniger Theilnahme und Sorgfalt gefunden, als der frühere Unterricht; die Schulbildung der großen Menge steht auf sehr niedriger Stufe; ein wirklich systematischer und geregelter Unterricht wird der ländlichen Bevölkerung gar nicht ertheilt und ist auch in den Städten wenig lebensfähig. Einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben bildet schon einen ausgezeichneten Grad von Gelehrsamkeit unter dem Landvolke; im Rechnen sind Alle bewandert, soweit es das praktische Leben erfordert; der Zahlensinn ist in dem ganzen Volke stark ausgeprägt und macht den Mangel an theoretischer Unterweisung nicht wahrnehmbar. Die Provinzialdeputationen, denen die Aufsicht und Pflege über den Volksunterricht übertragen war, kamen ihren Pflichten in keiner Weise nach; nach amtlichen Ausweisen bestanden in den 565 Parochien der Republik nur 110 Primärschulen, die aber so schlecht dotirt und beaufsichtigt waren, daß sie auch nicht den geringsten Anforderungen genügen konnten. Die Zahl sämmtlicher Primärschulen, mit Einschluß der Privatschulen, betrug im Jahre 1825 nur 211, zusammen mit 5433 Schülern. Dennoch liegt der Elementarunterricht in Wirklichkeit nicht ganz so arg danieder, als das absolute Ergebniß der öffentlichen Unterrichtsregister glauben macht; auch jene 211 Schulen bestehen mehr nominell als thatsächlich, — jedoch der Elementarunterricht findet eine Zufluchtsstätte in der Familie selber. Die Mütter und älteren Geschwister ertheilen dem jüngern Nachwuchse in derselben Weise den Unterricht wieder, wie sie ihn selbst empfangen, und wenn derselbe auch geistlos und empirisch genug betrieben werden mag, so giebt er den Kindern doch immerhin einige Mitgift an elementarem Wissen, Zucht, Erziehung und eingeprägter guter Sitte für das Leben mit, die sie aus der Hand der öffentlichen Wohlfahrt sonst nimmer erhalten haben würden. Wenn aber die eigene Familie nicht zu solchem Unterrichte befähigt ist, so findet sich doch in jedem Umkreise einer Ortschaft ein über die Mehrzahl an Schulkenntnissen hervorragender Mann, dem dann das Lehramt übertragen wird; das Interesse nach Aneignung der nothdürftigsten Kenntnisse und nach äußerer Gesittung ist in dem Volke lebendig bis zu dem untersten Indianer hinab; weniger strebsam, weil ohne den leisesten Anhauch idealer Gesinnung, ist der Neger. —

Ein Bericht über Abyssinien.

Wir gaben vor einiger Zeit allerlei Aufklärungen über die Vorgänge in Habesch („Globus" XIII, S. 362), denen wir jetzt manche Erläuterungen hinzufügen können. Soeben ist nämlich in London das Werk eines der vielgeprüften Gefangenen, des Arztes Dr. H. Blanc, erschienen (A narrative of Captivity in Abyssinia; with some account of the late Emperor Theodore, his country and people), das vielerlei Lücken in unserer bisherigen Kunde über die vielbesprochenen Vorgänge ausfüllt. Offenbar ist Dr. Blanc ein wahrheitsliebender Mann, der keineswegs einverstanden zu sein scheint mit dem Verfahren der Londoner Diplomatie in Betreff Abyssiniens.

In jenem Lande zählte man, ihm zufolge, im Herbste des Jahres 1863 etwa 25 Europäer, nämlich den Consul Cameron und dessen Dienerschaft, die Mitglieder der Baseler und der schottischen Mission, die Missionäre der Londoner Judenbekehrungsgesellschaft und einige Abenteurer. Die Baseler Mission wurde von Ludwig Krapf auf Veranlassung des Jerusalemer Bischofs Gobat gegründet; die Mitglieder waren Laien, die als Handwerker für den Kaiser arbeiten wollten; doch lag es in ihrer Absicht, auch „das Evangelium zu verbreiten" durch Lehre und Beispiel. Sie wohnten in Gaffat bei Debra Tabor, wo sie sich halbeuropäische Häuser erbaueten und Werkstätten errichteten, in denen eingeborene Lehrlinge arbeiteten. Diese Laienmissionäre machten sich nützlich.

Die beiden anderen Missionen hatten es auf die Bekehrung der Falaschas, eingeborenen Juden, abgesehen; sie wohn=

ten in Dschenda bei Gondar. Flad und Rosenthal hatten ihre Frauen und Kinder bei sich. Stern, über welchen Dr. Blanc sich mit Anerkennung äußert, war 1860 zum ersten Mal ins Land gekommen und einige Jahre später nach Europa gegangen, wo er ein vielbesprochenes Werk über die Falaschas veröffentlichte. In demselben spricht er sich günstig über Theodor aus, theilte aber auch allerlei über des Kaisers Familie mit, was dann späterhin mit eine der Ursachen war, weshalb er viel auszustehen hatte. Um dieselbe Zeit erschienen in einer ägyptischen Zeitung einige Artikel, „welche sich sehr scharf über die ehelichen Verhältnisse der Bewohner von Gaffat äußerten“. Man hielt Stern für den Verfasser, doch hat er dem stets entschieden widersprochen. Aber die Leute in Gaffat glaubten ihm nicht und sind ihm von da an sehr feindlich gesinnt geblieben. Stern war 1863 nach Abyssinien zurückgekommen; als die Gaffater hörten, daß er in Massawah gelandet sei, zogen sie in Masse zum Kaiser und baten ihn, Herrn Stern nicht wieder ins Land zu lassen. Theodor gab ihnen eine ausweichende Antwort.

Als späterhin der Sturm ausbrach, war, Blanc zufolge, der Stand der Dinge folgender: Bell und Plowden, die einzigen Europäer, welche einen wohlthätigen Einfluß auf den Kaiser hätten ausüben können, lebten nicht mehr. Die Gaffater bearbeiteten den König gegen Stern und die Missionäre zu Dschenda; Capitän Cameron und dessen Gefährten wurden in Gondar bewacht. Weshalb dieses geschah, sagt Blanc nicht; er erzählt aber, daß Cameron, als er eine Reise nach der von Christen bewohnten Grenzprovinz Bogos machte, von Samuel, Theodor's Haushofmeister, begleitet worden sei. Als er dann erfuhr, daß Samuel „mit den Häuptlingen in der Umgegend, welche den Türken (— d. h. Aegyptern —) tributpflichtig sind, Intriguen zu Gunsten des Kaisers anspann, hielt er es, um etwaige Weiterungen mit der ägyptischen Regierung zu vermeiden, für gerathen, jenen Samuel nicht weiter bei sich zu behalten.“ Darüber grollte ihm Samuel und schrieb an Theodor sehr ungünstige Berichte über Cameron. Aus den Blaubüchern, welche dem Parlamente mitgetheilt wurden, erfahren wir mit Theodor's eigenen Worten, weshalb er dem Consul Cameron abgeneigt und mißtrauisch gegen ihn war. Theodor sagte: „Ich bat ihn, mich mit seiner Königin zu befreunden; er ging aber und hielt sich einige Zeit bei den Türken auf; dann kam er zu mir zurück. Ich sprach mit ihm von dem Briefe, welchen ich ihm zur Uebermittelung an die Königin gegeben hatte. Er sagte, bislang habe er in Betreff desselben noch nichts erfahren. Was habe ich gethan, sagte ich ihm, daß sie mich hassen und leidenschaftlich behandeln? Bei Gottes, des Schöpfers, Allmacht, ich schwieg.“

Weshalb hat Cameron sich einige Zeit „bei den Türken aufgehalten?“ Er mußte doch wissen, daß Theodor Ursache vollauf hatte, gegen die Aegypter, von welchen er seine Nordgrenze bedroht glaubte, auf der Hut zu sein.

Es war im Sommer 1863, als Cameron sich Theodor's Ungnade zuzog. Dieser „schwieg“, weil er den Consul persönlich noch schonen wollte; um so herber trat er vom 13. October an gegen den Missionär Stern auf. Bekanntlich schlugen alle Versuche, die Freilassung der Gefangenen zu bewirken, durchaus fehl. Dr. Blanc erzählt folgenden Vorfall. Im Februar 1865 erschien ein Kopte Namens Abdel Melek beim englischen Generalconsul in Aegypten; er behauptete, freundliche Botschaft vom abyssinischen Abuna (dem Patriarchen in Gondar) zu bringen. Er imponirte sowohl dem Generalconsul wie auch dem britischen Consul in Dschidda dermaßen durch seine Erzählungen, daß diese ihn mit Briefen und „angemessenen“ Geschenken nach Abyssinien an den Abuna heimschickten. Unter denselben befand sich eine Pfeifenspitze aus Bernstein. „Hätten jene beiden Herren etwas von den abyssinischen Verhältnissen verstanden, so würden sie sofort den Betrug gemerkt haben. In Abyssinien gilt der Taback für unrein bei allen Priestern; keiner derselben raucht. Dem Abuna ein Mundstück von Bernstein schenken zu wollen, das wäre gleichbedeutend mit einer offenbaren Beleidigung, obendrein für einen Mann, der, wie man meinte, seine guten Dienste angeboten hatte.“ Die Sache wird aber noch lustiger; der Kopte bekam, außer werthvollen Gegenständen, noch zwei Bernsteinspitzen, dreißig Pfeifenköpfe, ein Dutzend Pfeifenröhre und obendrein noch Messingdraht mit Bürsten zur Reinigung der Pfeifen! Und damit der hochwürdige Patriarch auch ein gutes Kraut schmauchen könne, dachte man ihm einen ganzen Ballen des besten Latakia zu. Als der Kopte alle jene Siebensachen hatte, zog er ab, trieb sich längere Zeit in der Landschaft Takka bei den Arabern zwischen Metammeh und Kassala umher und zeigte ein Document vor, in welchem er als Ambassadeur figurirte. Da traf es sich, daß Rassam ihn unweit Kassala traf; er gestand ganz unbefangen den Betrug ein, welchen er den beiden Consuln gespielt hatte.

Rassam war bekanntlich als bevollmächtigter Agent zur Befreiung der Gefangenen nach Abyssinien gekommen. Theodor schickte sie nach Magdala zu ihm. Am 15. März 1866 wurden sie ihm vorgeführt, um verhört zu werden. Man las ihnen ein Verzeichniß der Fehler und Vergehen vor, welcher sie sich schuldig gemacht haben sollten und fragte sie, ob der Kaiser im Unrecht sei oder ob sie Unrecht hätten. In dem Berichte, welchen Rassam unterm 21. März an den Obersten Merewether schrieb, heißt es: „Alle die nun freigegebenen Gefangenen bekannten, daß sie Unrecht gethan hätten und baten Seine Majestät um christliche Vergebung.“ Rassam erzählt das ganz einfach, aber Dr. Blanc bemerkt: „Es wäre einfältig von ihnen gewesen, wenn sie ihre Fehler nicht bekannt und nicht um Pardon gebeten hätten.“ Nachdem sie sich aber schuldig bekannt hatten, mußten sie dann noch fast zwei Jahre lang in der Gefangenschaft schmachten. Theodor ließ ihnen Beinketten von 7 Pfund Schwere anlegen; Dr. Blanc hat die seinige sieben Vierteljahre geschleppt. Sie wurde ihm, wie er ausführlich erzählt, mit großer Rücksichtslosigkeit und Rohheit angeschmiedet und er litt entsetzliche Schmerzen. Als sie ihm endlich abgenommen wurden, wankte und schwankte er beim Gehen wie ein Betrunkener.

Doch wir wollen Einiges über die große Katastrophe bemerken. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser Theodor weder von Seiten der britischen Regierung noch von dem Befehlshaber der Invasionsarmee irgend welche amtliche Kunde darüber erhalten hat, daß man feindselig gegen ihn vorgehen wolle“ („Athenäum“ vom 29. August). Er war aber von der Landung der englischen Truppen und ihrem Vorrücken gegen Magdala durch seine Späher unterrichtet, und ließ sein schweres Geschütz von Gaffat nach der eben genannten Festung schicken. Rassam und die Uebrigen machten ihm Complimente darüber, daß ihm das gelungen sei und „er unterhielt sich mit ihnen einige Stunden lang sehr freundlich.“ Rassam erzählte ihm Alles, was er über die Truppen, deren Zahl und ihr Vorrücken wußte. „Es geschieht nur aus Freundschaft,“ sagte Theodor, „Gott aber weiß, was kommen wird. Als die Franzosen in mein Land kamen, damals als der Räuber Agau Negussie im Felde stand, rückte ich ihnen rasch entgegen und sie nahmen schnell Reißaus. Glaubt Ihr nun etwa, ich würde Euren Leuten nicht entgegenmarschirt sein und sie gefragt haben, weshalb sie in mein Land gekommen seien? Aber wie kann ich das jetzt? Ihr habt meine Armee gesehen und — dabei zeigte er nach

Magdala hinauf — dort ist mein ganzes Land. Aber ich will sie hier erwarten und dann mag Gottes Wille geschehen."

Man sieht, Theodor fühlte seine Ohnmacht. Später am Tage ließ er Herrn Waldmeier und den früher erwähnten Samuel kommen, war sehr aufgeregt, weil er getrunken hatte, und fragte: ob es nicht angemessen sei, daß ein König einen andern, dessen Land er mit Krieg überziehen wolle, davon in Kunde setze? Es verdroß ihn sehr, daß man ihm nicht einmal eine Kriegserklärung gemacht hatte. „Deshalb — so sagt Dr. Blanc — hielten wir es für rähtlich, Sir Robert Napier zu bitten, daß er einen kurzen aber höflichen Brief an den Kaiser schreibe und ihm darin den Zweck der Expedition anzeige. Denn das Schreiben, welches er vor der Landung an ihn gerichtet hatte, war von Herrn Rassam zurückgehalten worden. Auch das Ultimatum, welches Lord Stanley abgeschickt hatte, bevor noch die bewaffnete Einschreitung stattgefunden, war nicht in des Kaisers Hände gelangt, sondern in jene Rassam's, und dieser Gentleman hatte dasselbe vernichtet."

Dieser Rassam figurirt als ein levantinischer Gauner der schlimmsten Art, und ein solcher Intrigant war diplomatischer Bevollmächtigter der englischen Regierung! Er hat, obwohl von der letztern mehrfach aufgefordert, noch keinen Bericht über seine Wirksamkeit erstattet.

So viel ist ausgemacht, daß am 3. April, als die englische Armee schon seit Monaten auf abyssinischem Boden stand und zehn Tage vor dem tragischen Ende Theodor's, dieser noch keine Kriegserklärung bekommen hatte. Dr. Blanc schreibt: „Ich meinerseits, nicht Herr Rassam, hatte einige Tage vor dem 10. April einen Boten an General Merewether geschickt; diesen ließ ich um ein Schreiben an den Kaiser bitten; derselbe habe mehrmals sein Erstaunen darüber ausgesprochen, daß er von Seiten der Engländer gar keine Mittheilung erhalten habe. Nun kam der Bote mit einem Briefe Napier's zurück; das Schreiben war durchaus angemessen, gerade so wie ich es gewünscht hatte, höflich aber fest, ohne Drohungen oder Versprechungen; es war aber in demselben betont, daß Theodor auf eine ehrenvolle Behandlung rechnen könne, falls er die Gefangenen unversehrt ausliefere." Das war die erste Mittheilung, welche Theodor überhaupt von Seiten des englischen Oberbefehlshabers erhielt, und am Mittage desselben Tages, 10. April, verlor er die Schlacht bei Fahla. Die Gefangenen erhielten die erste Nachricht über diese Niederlage der Abyssinier aus Theodor's eigenem Munde; der Kaiser war jetzt niedergeschlagen und bemerkte, daß seine Truppen schon durch die Vorhut der Engländer allein geschlagen worden seien. „Alle meine Musketiere sind todt; versöhnt mich jetzt mit Euren Leuten." Rassam versprach zu diesem Zwecke Boten ins Lager Napier's zu senden. Am andern Morgen früh um 4 Uhr ließ Theodor die Herren Flad und Waldmeier kommen, um sich mit ihnen zu berathen; sie drangen in ihn, Frieden zu machen. Er saß eine Weile nachdenklich, den Kopf zwischen den Händen und sagte dann: „Ja, geht nach Magdala und sagt Rassam, daß ich auf eine Aussöhnung durch seine Vermittelung rechne; ich will thun, was er für gut hält."

Nun gingen Lieutenant Prideaux, Flad und der abyssinische Detschadsch Alame ins britische Lager. Theodor hatte ihnen gesagt: „Bisher hatte ich geglaubt, ich sei stark, nun sehe ich aber, daß jene stärker sind. Schafft mir Frieden mit ihnen." Napier gab eine schriftliche Mittheilung, desselben Inhalts wie die frühere. Dieses Schreiben wollte Theodor nicht annehmen, sondern schickte es zurück und schrieb dazu einen Brief tollen Inhalts und von zusammenhanglosen Sätzen; von diesem Schreiben nahm nun Napier seinerseits keine Notiz. Bevor Theodor das letztere erhielt, hatte er mehrere seiner Würdenträger und europäischen Handwerker zu sich berufen. Er wollte mit ihnen berathschlagen, war aber so aufgeregt, ja so wild und unbändig, daß sie ihn nur mit großer Mühe am Selbstmorde verhindern konnten. Die Häuptlinge warfen ihm vor, daß er schwach sei, und drangen darauf, daß er alle Gefangenen abthue. Aber davon wollte er doch nichts hören; er schickte die Häuptlinge fort und sagte den Handwerkern, sie möchten sich bereit halten, die Gefangenen ins englische Lager zu begleiten. Sie glaubten aber, daß damit das Gegentheil gemeint und ihre Hinrichtung fest beschlossen sei. Man suchte deshalb Zeit zu gewinnen, damit Theodor andern Sinnes werde. Sie ließen ihm sagen, es sei ihr Wunsch, persönlich Abschied von ihm zu nehmen; er wollte aber nur „seinen geliebten Freund Rassam allein sprechen". Dieser ging also hin und erzählte nachher Herrn Blanc, Theodor habe ihm gesagt: „Es wird dunkel; es ist vielleicht gut, wenn Du bis morgen früh hier bleibst." Rassam antwortete: „Ganz wie Ew. Majestät befiehlt." Der Kaiser entgegnete aber, daß er nur gehen möge und schüttelte ihm die Hand. Rassam versprach, am andern Morgen wieder zu kommen; er hat das aber vergessen und Theodor sah „seinen geliebten Freund" nicht wieder. Dr. Blanc erfuhr, daß Theodor allerdings eine Weile geschwankt habe, ob er die Gefangenen hinrichten und nur allein Rassam abziehen lassen solle.

Am 11. April erfolgte die Freilassung; am 12. sandte der Kaiser an Napier ein Schreiben, in welchem er wegen des oben erwähnten zusammenhanglosen und impertinenten Briefes sich entschuldigte und ihn bat, eintausend Stück Kühe als Geschenk anzunehmen. Das war, nach abyssinischer Sitte, ein Friedensangebot, und wenn dasselbe angenommen wurde, mußten die Feindseligkeiten sofort aufhören. Damals befanden sich noch einige Europäer, die aber keine britischen Unterthanen waren, in Theodor's Gewalt, und Samuel, dessen schon früher erwähnt worden ist, hatte am Abend vorher Herrn Rassam und dessen Partie das Geleit gegeben. Er erhielt dann von Rassam den Auftrag, die Freilassung jener Leute zu verlangen. Bevor er sich zum Fortgehen anschickte, erzählte ihm Rassam, daß der Oberbefehlshaber die Kühe angenommen habe. Das war ein unglückliches Mißverständniß, weil Theodor dadurch irregeleitet wurde, das aber insofern gelegen kam, als dadurch wahrscheinlich das Leben der Gefangenen gerettet wurde. Als Samuel den Kaiser sah, war dessen erste Frage, ob die Kühe angenommen worden seien? Samuel verneigte sich und sprach: Der englische Ras (Häuptling, Napier) läßt Dir sagen: Ich habe Euer Geschenk angenommen; möge Gott es Euch vergelten. — Nun athmete Theodor tief auf, als ob er einer schweren Last entledigt sei und sagte den Europäern: Jetzt könnt Ihr gehen und Eure Familien mit Euch nehmen. Zu Waldmeier sagte er noch insbesondere: Du also willst mich auch verlassen? Nun, geh. Jetzt, da ich Freundschaft mit den Engländern habe, brauche ich nur einen Wunsch auszusprechen und werde dann zehn Waldmeier haben können.

Erst spät am Abend erfuhr er, daß die Kühe nicht angenommen worden seien, sondern sich noch außerhalb des englischen Lagers befänden. Nun hielt er sich für „getäuscht und betrogen", und damit traf er wohl das Richtige.

Daß Verrath mit im Spiele gewesen, wird von vielen Seiten behauptet. Daß Rassam, der Orientale, eine zweideutige und schlechte Rolle gespielt hat, unterliegt keinem Zweifel. Wir haben die obigen Angaben mitgetheilt, weil sie einen Einblick in den Gang der Dinge gewähren und den naturalistischen Halbbarbaren Theodor kennzeichnen.

Robert Schomburgk

und seine Reisen in Guyana, am Orinoco, in Hinterindien ꝛc.

I.

Unter den Männern der Wissenschaft, an denen vorzugsweise unser Vaterland so reich wie kaum ein anderes Land ist, sehen wir manchen, der Alles, was er geworden, durch sich selbst geworden, und damit den Beweis giebt, wie in jeder Menschennatur nur das zu voller Blüthe kommen kann, was als ein Ursprüngliches in ihr aufwuchs.

Auch der Lebensweg, welchen diese anspruchslosen Zeilen beleuchten sollen, wich weit ab von der breiten Straße des Gewöhnlichen, und wohl verdient es das wissenschaftliche Verdienst unseres Freundes, wie der edle, selbstverleugnende Charakter desselben, daß ihm in der Erinnerung dankbarer Zeitgenossen ein ehrendes Denkmal gesetzt werde.

Robert Hermann Schomburgk, der kühne und unermüdliche Forscher in Südamerika und Hinterindien — am 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut geboren —, war der älteste Sohn eines Geistlichen. Schon in seinem frühesten Lebensalter zeigte der Knabe eine reiche geistige Begabung, vor Allem eine seltene Willenskraft. Fast alle seine Spiele hatten einen tiefern Sinn, als andere Knaben diesen unterzulegen pflegen. Alles wollte er in seinem innersten Wesen erforschen, womöglich über jeden Berg hinwegsehen, und wenn er auch zuweilen an Mädchenspielen sich betheiligte, so mußten diese doch dem von ihm erfundenen Muster sich bequemen, wenn er lange dabei aushalten sollte.

Bis zu seinem vierzehnten Jahre hatte er keinen weitern Unterricht als den seines Vaters genossen, welcher außer seinem geistlichen Amte noch einer Privatschule vorstand. Da Robert nach den Wünschen seiner Eltern für den Kaufmannsstand entschied, so trat er nunmehr seine Lehrzeit in Naumburg an der Saale an. Freilich beschäftigten sich seine Gedanken hier lieber mit anderen Gegenständen als mit Maß und Gewicht, und so oft auch sein gestrenger Lehrherr die Bücher, die er hier und da versteckt fand und die benutzt wurden, wenn der Laden einmal leer war, confiscirte, so fand der Wißbegierige doch immer wieder Mittel und Wege, seinem Geiste andere Nahrung zuzuführen. Die auch während seiner mechanischen Berufsarbeiten fortgesetzten wissenschaftlichen Forschungen machten ihn jedoch für Alles, was um ihn her vorging, vollständig taub und blind; so faßte er einmal, anstatt die Handhabe der Winde zu ergreifen, an welcher er leere Fässer in ein oberes Stockwerk befördern sollte, in das Räderwerk, und hatte noch von Glück zu sagen, daß dieses ihm nur die Hand zerquetschte und nicht auch den Arm in das Getriebe hineinzog. Es dauerte lange, ehe diese Verletzung geheilt wurde; nichtsdestoweniger wurde auch durch dieses Mißgeschick seine Aufmerksamkeit der Region, in der er thätig sein sollte, nicht mehr als früher zugewandt. Ueberdies kamen nun die Jahre, wo den Idealen ihre Rechte zugestanden werden müssen. Er hatte edlen Frauen einen Altar in seinem Herzen errichtet.

Als endlich die Lehrzeit, die wohl noch Keinen auf Rosen bettete, vorüber war, ging Robert Schomburgk nach Leipzig, wo er in einem größern Geschäft hinlänglich Gelegenheit fand, seinem Drange nach geistiger Ausbildung zu genügen und sich vor Allem die Sprachkenntnisse anzueignen suchte, die nöthig waren, wenn er seinen von Kindheit an mit Leidenschaft gepflegten Plan, sich die Welt jenseit des Oceans anzusehen, ausführen wollte. Endlich zeigte sich eine Möglichkeit, die ersten Schritte zu wagen. Der Tod hatte ihm die heißgeliebte Mutter genommen, der es wohl schwer geworden sein möchte, ihr theures Kind einen so gefahrvollen Weg einschlagen zu sehen. Den Vater wußte er gar bald seinem Wunsche geneigt zu machen, und so verließ er denn im Jahre 1828 das Vaterland, mit einem Auftrage betraut, der ihn wenigstens fürs Erste festen Fuß auf fremder Erde fassen ließ, und erreichte nach einer langen, beschwerlichen Ueberfahrt Amerika, das auch ihm als ein Land der Verheißung vor Augen stand, wenn schon in anderm Sinne, als es den meisten Europamüden gewöhnlich vorschwebt.

Robert Schomburgk.

Das kaufmännische Geschäft, welches er zur Zufriedenheit seines Auftraggebers abgewickelt, hatte ihn bald in dem dortigen Leben heimisch werden lassen; doch blieb er nur kurze Zeit in Newyork, wohin er zuerst gewiesen war. Er ging von dort nach Richmond in Virginien und später nach St. Thomas, wo er auf der Plantage eines Herrn Donawary anderthalb Jahre als Geschäftsführer sich aufhielt.

Wie manches Unglück segensreiche Folgen nach sich zieht, so waren es auch hier schwere Schicksalsschläge, die ihn in die längst ersehnten Gleise wiesen. Durch einen Sklavenaufstand und eine dadurch hervorgerufene Feuersbrunst seines ganzen Eigenthums beraubt und dienstlos geworden, bedurfte es der äußersten geistigen Anstrengungen seinerseits, der Verhältnisse Herr zu werden. In der stillen Einsamkeit einer edlen Herrnhuterfamilie, welche den in Folge des gelben Fiebers zum Tode Erschöpften liebevoll bei sich aufnahm, gelangte er bald wieder in den vollen Besitz seiner Gesundheit.

Nun warf er sich mit Feuereifer vor Allem auf naturwissenschaftliche Studien, welche seinen längst projectirten Unternehmungen die rechte Basis geben sollten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er die für einen Forscher auf dem Gebiete der Erdkunde erforderlichen Eigenschaften sich in solcher Vollkommenheit anzueignen gewußt, daß eine größere Arbeit über die Insel Anegada die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt in dem Grade erregte, daß er sowohl von der geographischen Gesellschaft zu London, als auch von der englischen Regierung selbst den ehrenvollen Auftrag zur Erforschung von Britisch Guyana erhielt. Hieran schloß sich später die weitere Mission, die sehr verwickelten Grenzverhältnisse zwischen diesem Lande und Brasilien zu reguliren. Während dieser fünfjährigen Entdeckungsreise (1835 bis 1839) hat er bewiesen, was eiserne Willenskraft und unbeugsamer Muth vermögen. Alexander von Humboldt sagt in seiner Vorrede zu den „Reisen Robert Schomburgk's in Guyana und am Orinoco“ (ins Deutsche übertragen von seinem Bruder Otto Schomburgk, Leipzig 1841): „Die denkwürdige geographische Entdeckungsreise des Herrn Robert Schomburgk hat mir am späten Abend eines vielbewegten Lebens einen großen Genuß verschafft. Nach einer mehr als 200 geographische Meilen langen, nicht immer gefahrlosen Flußreise auf dem Meta, Orinoco, Atabapo, Rio negro und Cassiquiare (der letztere Fluß macht die Verbindung zwischen dem Wasserbecken des Orinoco und des Amazonenstromes) war ich an den Fuß des mächtigen Gebirgsstocks Duida gelangt, in die indische Mission der Esmeralda. Was jenseits lag im Osten gegen die Quelle des Orinoco, die Gebirgskette des Pacaraima, den Essequibo und die Meeresufer der Guyana hin, war wie eine unbekannte Welt verschlossen. Nur vereinzelte Notizen über die Wanderungen ganz ungebildeter, unwissenschaftlicher Europäer ließen Vermuthungen über das Flußnetz wagen, welches eine weite, fast menschenleere, aber mit der üppigsten Tropenvegetation geschmückte Einöde durchschlicht. Ich machte damals Vorschläge über die Richtungen und Wege, auf welchen jener Theil des südamerikanischen Continents aufgeschlossen werden könnte. Diese Wünsche, welche ich nach meiner Rückkunft aus Mexico so lebhaft ausdrückte, sind nach vierzig Jahren erfüllt, ja reichlich erfüllt worden. Mir ist noch die Freude geworden, eine so wichtige Erweiterung unseres geographischen Wissens erlebt zu haben, die Freude auch, daß ein so kühnes, wohlgeleitetes, die hingebendste Ausdauer erheischendes Unternehmen von einem jungen Manne ausgeführt worden ist, mit dem ich mich durch Gleichheit der Bestrebungen wie durch die Bande eines gemeinsamen Vaterlandes verbunden fühle. Es ist mir ein Bedürfniß, meine innige Achtung vor einem talentvollen Reisenden öffentlich auszusprechen, der von einer Idee geleitet, von dem Vorsatze, aus dem Thal des Essequibo bis zur Esmeralda, von Osten gegen Westen, vorzudringen, nach fünfjähriger Anstrengung und Leiden, deren Uebermaß ich aus eigener Erfahrung theilweise kenne, das vorgesteckte Ziel erreicht hat. Muth bei der augenblicklichen Ausführung einer gewagten Handlung ist leichter zu finden und setzt weniger innere Kraft voraus, als die lange Geduld, physische Leiden zu ertragen, von einem geistigen Interesse tief angeregt, vorwärts zu gehen, unbekümmert über die Gewißheit, mit geschwächteren Kräften auf dem Rückwege dieselben Entbehrungen wieder zu finden.“

Fast alle Theile der Naturwissenschaften sind durch die langjährigen Arbeiten Robert Schomburgk's bereichert worden. Die botanischen und zoologischen Sammlungen haben eine große Zahl neuer Formen (Typen) dargeboten. Durch Lindley und Georg Bentham ist bereits ein Theil der mitgebrachten Pflanzen beschrieben worden. Riesenmäßige Orchideen, baumartige Grasarten und zwei prachtvolle Gattungen, die den Namen zweier Königinnen führen, Victoria und Elisabetha regia, gehören zu den wundervollsten Bildungen der vegetabilischen Tropenwelt. Außer den wohlgetrockneten Pflanzen und den Sämereien, die unsere botanischen Gärten bereichert haben, hat Schomburgk auch eine wichtige Sammlung von Pflanzenabbildungen mitgebracht, an Ort und Stelle theils von ihm selbst, theils unter seiner Direction gezeichnet. Von allen Gebirgsarten in einer Strecke von acht Längengraden sind wohlausgewählte Fragmente eingeschickt worden. Da einzelne Theile dieser Sammlungen, wie herrliche Kunstproducte von Federschmuck, durch die sorgsame Güte des Reisenden in die Berliner öffentlichen Sammlungen niedergelegt worden sind, so kann ich den Werth und die vortreffliche Erhaltung derselben bezeugen. Aber der Hauptzweck der Unternehmung war nicht ein naturhistorischer: es war, wie ihn die königliche geographische Societät zu London im November 1834 bezeichnet hatte, „die astronomische Verbindung des Littorals der britischen Guyana mit dem östlichsten Punkte des Oberorinoco, zu dem ich meine Instrumente gebracht hatte. Das Problem ist zur Zufriedenheit jener berühmten, um die allgemeine Erdkunde so hochverdienten Gesellschaft von Robert Schomburgk gelöst worden“ u. s. w.

Für dieses glänzende Zeugniß seiner vielseitigen geographischen und naturwissenschaftlichen Verdienste finden wir bei dem Studium der Schomburgk'schen Reiseschriften die vollständigsten Belege. Unter diesen ist das vorhin genannte Werk als eines der interessantesten auf dem Gebiete der Reiseliteratur zu empfehlen *). In blühendstem Stil geschrieben fesselt dasselbe durch eine Fülle mit tropischem Duft und Farbenreichthum geschmückter Schilderungen.

Mit Herzklopfen und Bangen sehen wir unsern Reisenden tausendfachen Gefahren ausgesetzt, jetzt in dem kleinen zerbrechlichen Corial (indianisches Boot) die wildschäumenden Stromschnellen und Katarakte überfahrend, welche zu Hunderten das Bett des Orinoco, des riesigen Essequibo und ihrer zahllosen Nebenflüsse sowie den Rio Branco, Corentyn, Berbice, Demerara u. s. w. versperren. „So weit das Auge reicht, eine schäumende Wassermasse, Strom kämpft mit Strom — überall schäumende Wirbel und Strudel.“ Die Eingeborenen hören es oft mit ungläubigem Staunen an, ja, sie halten die Behauptung für Scherz, daß die weißen Männer mit dem tollkühnen farbigen Steuermanne über die verderbendrohenden Fälle gefahren seien!

Bei den Weihnachtskatarakten — deren er 48 zählt — wurde leider sein junger liebenswürdiger Reisebegleiter Karl Beiß ein Opfer eigener Unvorsichtigkeit.

Und doch gab es keinen andern Weg, diese Flußgebiete bis zu ihren Quellen zu erforschen, als diese unendlich beschwerliche Flußreise, — am beschwerlichsten, wenn an seichten Stellen die Boote oft fünfmal des Tages ausgeladen, über die Klippen hinweggezogen und die Ladung auf dem Rücken dahingeschafft werden mußte. Welche Verlegenheit, wenn solcher Mühen satt und sehnsüchtig nach ihrer Heimath oder auch geängstigt von abergläubischer Furcht vor den Dämonen, welche diese Wildnisse bewohnen sollten, seine ihm als Führer dienenden Indianer ihn plötzlich im Stich ließen, nur durch äußerste Ueberredung zum Bleiben zu bewegen wa-

*) Ferner: Description of Guyana by Robert Schomburgk, Leipzig 1841. Dazu: Map. of Guyana to illustrate the route 1840, welche dem großen englischen Prachtwerke: Views in the interior of Guyana beigegeben ist.

ren, einige Male aber doch heimlich mit sammt den Corials sich auf und davon machten! Anderer Gefahren nicht zu gedenken, welche im Wasser wie in den Urwäldern in Gestalt giftiger Schlangen, gefräßiger Kaimans, wilder Kairunis (indianischer Schweine) auf ihn lauern. Ueberdies bereiten zahllose Arten bissiger Ameisen, Scorpione und andere scheußliche Insecten dem Reisenden eine oft kaum zu ertragende Pein; Hunger, Durst und glühendste Hitze, dann wieder ein zu niedriger Wärmestand bei total durchnäßter Kleidung bringen ihm heftige Anfälle klimatischer Fieber, wunde Füße, entzündete Augen. Aber alle, alle Beschwerden und Mühseligkeiten sind vergessen über die wunderbare Schönheit der Aussichten, welche bei einer Biegung des Flusses oder von dieser oder jener Höhe herab seinem entzückten Auge sich bieten. Wir begreifen die Freude des Botanikers bei Entdeckung dieser zahllosen, neuen, prächtigen Pflanzen, darunter die Curuvapalme, größer und schöner als der Kokos; eine merkwürdige Utricularia, der er den Namen Humboldt giebt, ein Riesencactus, 6 Fuß im Umfang, mit einem Stamme, der sich 10 Fuß erhob, bevor er sich in gerade aufstehende Arme theilte. Einige dieser Aeste maßen 40 Fuß, in der That der riesenhafteste Leuchter, den man sich denken kann; — eine Arundinaria, von den Eingeborenen Curata genannt, aus deren 15 bis 16 Fuß hohem, ganz knotenfreiem Stengel sie ihre Blaserohre machen; — die Bertholletia, dieser brasilianische Nußbaum, ein 80 Fuß hoher Stamm, ehe seine Aeste beginnen; — eine mächtige Orchidee: die Sabralia Elisabethea, und die Elisabetha regia, ein wunderherrlicher Baum; — endlich aber das Wunder der Pflanzenwelt, sein Stolz und sein Entzücken, die Victoria regia (Euryale amazonica), die schönste Wasserlilie der Welt, von welcher er ganze Flächen des bassinartig sich ausbreitenden Berbice bedeckt findet.

Auch von dem berüchtigten Giftbaum, dem Urari, dessen Giftes sich die Eingeborenen vielfach bei der Jagd bedienen, erfahren wir Näheres. Wird in die leichteste Wunde ein wenig von diesem festen aloeartigen Gifte gebracht, so entstehen nach einigen Minuten Convulsionen, nach spätestens zehn Minuten tritt der Tod ein. Bei der Section solcher mit Urari getödteten Thiere fand sich, daß alles Blut sich in der Brusthöhle gesammelt hatte, so daß weder Arterien noch Venen, weder Herz noch Lunge einen Tropfen enthielten. Dabei ist dieses Gift, innerlich genossen, ohne schädliche Wirkung, wird im Gegentheil sogar als Fiebermittel angewandt. Unter den merkwürdigen Thieren dieser Gegenden finden sich Zitteraale, 5 Fuß 9 Zoll lang und 14 Zoll dick; ferner eine Froschart, deren quäkende Stimmen den regelmäßigen Schlägen eines Ruders in so hohem Grade gleichen, daß ein junger Mann der Reisegesellschaft, dadurch irregeführt, dem Stationscommandanten am Essequibo die Mittheilung machte, er habe während der Nacht ein Boot vorüberfahren hören. Der Wächter, welcher nichts davon gemerkt, erhielt wegen vernachlässigter Dienstpflicht einen strengen Verweis. Aber in der nächsten Nacht klärte sich der Irrthum auf und der sonderbare Ruhestörer wurde von da an „der Ruderer“ getauft. — Auch von einem merkwürdigen Käfer hören wir, dem Prianis coroicornis, welcher das Canukugebirge bewohnt. Derselbe packt mit seinen sägenartigen Mandibeln einen Zweig, oft von der Stärke eines Handgelenks, an und fliegt dann mit der Schnelligkeit einer Windmühle im Kreise um denselben herum, bis er den Zweig abgesägt hat und mit ihm zugleich zu Boden fällt.

Der Prianis ist $3^1/_2$ bis 5 Zoll lang und beinahe 2 Zoll breit. Seine Flügeldecken sind dunkelbraun mit Rothgelb gestreift. Noch lebhafteres Interesse jedoch erregen die allerliebsten Mittheilungen über die tanzenden Felsenmännchen. „Während wir eben das Gebirge durchkreuzten,“ erzählt unser Reisender, „stießen wir auf eine Herde jener herrlichen Vögel, den Felsenhahn oder das Felsenmännchen (Rupicola elegans), wobei ich zugleich Gelegenheit hatte, Zeuge des Tanzes dieser Vögel zu sein, von dem mir zwar die Indianer schon viel erzählt hatten, den ich aber immer noch für eine Fabel hielt. Eben hörten wir in einiger Entfernung die zwitschernden Töne, die den Rupicola so eigenthümlich sind, und zwei meiner Führer winkten mir, mich mit ihnen vorsichtig nach dem Orte hinzuschleichen, der etwas abgelegen vom Wege den Versammlungsplatz der Tanzenden bildete. Er hielt etwa 4 bis 5 Fuß im Durchmesser, jeder Grashalm war entfernt und dabei der Boden so glatt, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf diesem Platze sahen wir einen der Vögel herumtanzen und springen, während die übrigen offenbar die bewundernden Zuschauer bildeten. Jetzt spreizte er seine Flügel aus, warf seinen Kopf in die Höhe und schlug gleich einem Pfau mit dem Schwanze ein Rad; dann stolzirte er umher und kratzte den Boden auf, was Alles mit einem hüpfenden Gange begleitet war, bis er ermüdet einen eigenthümlichen Ton von sich gab und ein anderer Vogel seine Stelle einnahm. So traten drei nach einander auf die Schaubühne und zogen sich hinter einander mit dem stolzesten Selbstgefühl wieder unter die übrigen zurück, die sich auf einigen Büschen, welche den Tanzplatz umgaben, niedergelassen hatten. Wir zählten zehn Männchen und zwei Weibchen. Plötzlich wurden sie durch das knisternde Geräusch eines Stück Holzes, auf das ich unvorsichtig meinen Fuß gesetzt hatte, aufgescheucht — und dahin flog die ganze tanzende Gesellschaft! Die Indianer, welche ihre schönen Bälge ungemein schätzen, suchen diese Vergnügungsplätze eifrig auf und verbergen sich mit ihrem Blaserohr und vergifteten Pfeilen, um die Tanzenden zu erwarten. Bevor der Tanz nicht völlig begonnen, setzt der Indianer seine Waffe auch nicht in Thätigkeit; die Vögel sind dann so mit ihrem Vergnügen beschäftigt, daß man vier bis fünf hinter einander erlegen kann, bevor es die übrigen merken und davonfliegen; ja, während der Paarzeit soll es nicht schwer fallen 200 bis 300 zu erlegen, da sich dann die Hähnchen mehr zusammenhalten und bei dem Tanze alle ihre Vorzüge zur Schau stellen, um durch diese die Neigung irgend eines Lieblingsweibchens zu gewinnen.“

Mannichfaltige Gebirgsformationen fesseln das Auge des Beschauers; wunderbare Zeugen der Urzeit, unter Anderen die Achramukra, eine Reihe von Granitpfeilern, unter denen einer, einem gothischen Thurme gleich, Bewunderung und Ehrfurcht gebietend emporragt; der Pure-Piapa, d. i. wipfelloser Baum, ein 50 Fuß hoher Basaltfelsen, täuschend einem Baume ähnlich; der Tupanaghae (Menschenhand) und „dem Riesen gleich, zu hüten ein verzaubert Reich“, die merkwürdige Granitpyramide des Ataraipu oder Teufelsfelsen. Diese wie alle übrigen irgend einer Thier- oder menschlichen Gestalt ähnliche Bildungen haben den Eingeborenen Stoff zu abergläubischen Voraussetzungen und Sagen gegeben, wie wir ja dasselbe bei unseren Gebirgsbewohnern finden. Die genannten Felsen, auch einige Seen am Essequibo, sind Wohnungen von Dämonen und Ungeheuern, welche gewöhnlich in Schlangengestalt den Wanderer entsetzen und ihm Verderben bringen. Die Indianer richten meistens ihre Anbetung an die bösen Geister, um sie zu versöhnen und sich günstig zu stimmen — von den guten Geistern ist ja ohnehin nichts zu fürchten, und da diese sehr viel zu schaffen haben, so muß man sie nicht mit unnützen Bitten behelligen. — Stirbt einer der Ihrigen, so verlassen die Macusis, wie die Kariben, Waraus, Accawais u. s. w., ihre Hütte, ja oft das ganze Dorf; sie fürchten, daß der Erz-

feind alles menschlichen Lebens, der Kanaima, auch sie verfolgen möchte, wenn sie an demselben Orte blieben.

Ueber die vielfachen in die Felsen eingeschnittenen Hieroglyphen, welche jedenfalls einer Periode angehören, deren Bildungsgrad dem der jetzigen Bevölkerung überlegen war, hat Schomburgk eine ausführliche Denkschrift und die entsprechenden Zeichnungen der Londoner geographischen Gesellschaft zugestellt. Nach seinen Berechnungen breitet sich die Zone der Bilderfelsen über eine Fläche von 12,000 Quadratmeilen aus und begreift die Bassins des Corentyn, Essequibo und Orinoco in sich. Ebenso hat er eine bedeutende Anzahl indianischer Sagen, vorzugsweise die der Macusis, gesammelt.

„Die Macusis," erzählt er, „glauben, daß der einzige Mensch, der eine allgemeine Ueberschwemmung überlebte, die Erde wieder bevölkert habe, indem er Steine in Menschen verwandelte! Wenn diese Mythe, die Frucht der lebendigen Phantasie dieser Völker, an Deukalion und Pyrrha erinnert, so zeigt sie sich unter einer etwas veränderten Form bei den Tamanaken des Orinoco. Wenn man diese fragt, wie das Menschengeschlecht diese große Fluth (das „Zeitalter der Wasser" der Mexicaner) überlebt habe, dann antworten sie ohne Zögern, daß sich ein Mann und eine Frau auf den Gipfel des hohen Berges Tamanaca an den Ufern des Atinera gerettet und dann die Früchte der Mauritiapalme über ihre Köpfe hinter sich geworfen, aus deren Kernen Männer und Weiber entsprungen wären, welche die Erde wieder bevölkerten." —

Der rastlos forschende Geist Schomburgk's ließ sich aber nicht allein an wissenschaftlichen oder auch culturhistorischen Resultaten genügen, überall suchte er dieselben praktisch zu verwerthen, der Menschheit nutzbar zu machen. Beachtenswerth für die dereinstige umfassendere Cultivirung dieses großen und unendlich fruchtbaren Gebietes ist seine Behauptung der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Indianer als freie Arbeiter. Es sind bereits 27 Jahre seit seiner Mahnung verflossen, daß eine Massenauswanderung so leicht keine geeignetere Niederlassung finden möchte, als die Inseln an der Mündung des Essequibo bis zur zweiten Kataraktenreihe, sowie die Ufer des Corentyn, „wo ganze Striche des fruchtbarsten Landes unbenutzt liegen und nur dem Jaguar und dem Rothwilde zum unbestrittenen Schlupfwinkel dienen, wo sichere Anzeichen von Kohlenlagern, herrliches Bauholz, auch feine Thonerde sich vorfindet, eben so vortheilhaft ein Gebirgszug am Berbice, dessen Höhen sich zur Cultur des Kaffes, des Weins und der Olive außerordentlich eignen müßten, während die quellenreichen Thäler jeden Culturartikel in der größten Vollkommenheit hervorbringen würden. Welch ein Feld ließe sich hier den Bedürfnissen der Menschen dienstbar machen!" Er schließt seinen Bericht an die britische Regierung: „Würde die kurze Portage zwischen dem Quatata und dem See Amucu durchstochen und ein Canal von ungefähr drei Meilen Länge zwischen dem Guapore (einem Arm des Faura) und Paraguay gegraben, dann wäre eine Binnenschifffahrt zwischen Demerara und Buenos Ayres über eine Strecke von 42 Breitengraden eröffnet. — Der Napo, ein Nebenfluß des Solimoes, bietet die Verbindungslinie zwischen Quito; der Ucayali mit Cuzco; der Huallagu mit Lima und dem Stillen Ocean. Auf dem Rio Negro, Orinoco, dem Cassiquaire und seinem Nebenflusse, dem Meta, bietet sich eine ununterbrochene Wasserstraße dar bis Neu-Granada und bis ungefähr acht Meilen vor Santa Fé de Bogata. Besäße auch Britisch Guyana die Fruchtbarkeit nicht, die dasselbe so sehr auszeichnet, dann würde es schon diese Binnenschifffahrt ungemein wichtig machen; aber gesegnet mit einer Fruchtbarkeit, wie man sie nur selten finden möchte, erhöht diese ausgedehnte Wasserverbindung den Werth dieser Colonie nur noch mehr; und wenn der Strom der Einwanderung hierher geleitet werden könnte, um alle diese unschätzbaren Hülfsquellen ins Leben zu rufen, dann würde der Hafen von Demerara mit jedem andern Südamerikas wetteifern." (— Das Land paßt nicht für europäische Einwanderer. — A.)

Aus allen Erdtheilen.

Die öffentlichen Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die öffentlichen, d. h. die vom Staate unterhaltenen freien Schulen und Universitäten Nordamerikas beschränken sich fast ausschließlich auf die nördlichen und westlichen Staaten. Im Süden gab es zur Zeit der Sklaverei dergleichen nicht, denn das Gesetz verbot, die Neger zu unterrichten, und die Kinder der weißen Bevölkerung wurden für den Zweck ihrer Erziehung entweder nach dem Norden geschickt oder Privatakademien und Privatuniversitäten übergeben. Seit der Emancipation der Sklaven sind freilich auch dort mehrere Hundert Schulen auf Kosten der Staatenregierungen gegründet worden, aber dieselben sind bei dem jetzigen ungeregelten Zustande des Südens noch ohne alles System und hauptsächlich nur für das Bedürfniß des Negers berechnet. Lassen wir diese daher bei Seite und sprechen im Folgenden von den öffentlichen Lehrinstituten des Nordens und Westens. Dieselben stehen bislang unter der alleinigen Aufsicht der betreffenden einzelnen Staaten, so daß die Nationalregierung in Washington gar nichts damit zu schaffen hat.

Das System der öffentlichen Schulen differirt in den verschiedenen Staaten nur in untergeordneten Punkten. Z. B., die Legislatur des einen Staates bringt die sämmtlichen Kosten durch eine allgemeine Schulsteuer auf, während in einem andern wieder nur ein bestimmtes Quotum von der Revenue übernommen wird und die verschiedenen Corporationen für die in ihrem Districte liegenden Schulen das Fehlende aufbringen müssen. Abgesehen von solchen kleinen Verschiedenheiten steht als allgemeiner Grundsatz fest, daß jeder Staat seinen Bewohnern einen absolut freien Schulunterricht gewährt, und es ist Thatsache, daß die einzelnen Staaten dabei eifrig miteinander wetteifern, denselben so vortrefflich als möglich herzustellen. Ein Kind tritt in eine Elementarschule ein, geht später in die nachfolgenden höheren Classen über, besucht, zum Jüngling herangewachsen, ein College und verläßt, graduirt und mit einem Diplom versehen, dasselbe, ohne daß die Aeltern dabei irgend etwas anderes verausgabt haben als was für Bücher und Papier erforderlich war. Ja, in einigen Staaten fallen selbst auch noch diese Kosten weg, indem den Zöglingen Alles ohne Unterschied, was sie in den Schulen bedürfen, unentgeltlich verabreicht wird. In den größeren Städten befinden sich die verschiedenen Classen in besonderen Gebäuden, während sie an kleineren Orten in einem und demselben angelegt sind, so daß ein Knabe von fünf Jahren an dem einen Ende in die Elementarclasse tritt und nach etwa zehn Jahren an dem andern Ende es verläßt, um entweder ein Geschäft zu erlernen oder für weitere Studien auf ein College, d. h. höhere Lehranstalt, zu gehen.

Das erste Erforderniß einer guten Schule sind gute Lehrer

und das amerikanische System sorgt dafür. Früher herrschte in dieser Beziehung große Noth und die Schulen in Massachusetts — zu allen Zeiten und noch heute die vorzüglichsten in Amerika — waren es hauptsächlich, die dem großen Mangel an Lehrern abhelfen mußten. Jetzt hat fast jeder Staat, gewöhnlich in der Hauptstadt, seine Normalschule, wo sowohl Lehrer als Lehrerinnen von tüchtigen Professoren nicht bloß wissenschaftlich ausgebildet, sondern auch mit den besten Methoden und den neuesten Erfindungen in der Kunst des Unterrichtens, z. B. Grammatik mit Hülfe von Diagrammen und Arithmetik auf Drahttafeln zu lehren, bekannt gemacht werden. Wer eintritt, muß sich verpflichten, später eine gewisse Anzahl von Jahren an den öffentlichen Schulen zu wirken, gerade wie es auf den Militärakademien der Fall ist. Nach Beendigung der Lehrzeit erhalten die Entlassenen ein Sitten- und Fähigkeitszeugniß, das allein sie zu einer Anstellung berechtigt. Theoretisch giebt jeder Staat den auf seinen Seminaren herangebildeten Lehrern den Vorzug, praktisch werden aber immer die fähigsten gewählt, gleichgültig aus welchem Staate sie kommen. Allgemeine Lehrerversammlungen werden häufig gehalten, um gemachte Erfahrungen einander mitzutheilen.

Der Gehalt rangirt von 250 bis 2500 Dollars, je nach Ruf und Fähigkeit, wenngleich in größeren Städten manche Lehrer bis zu 5000, und selbst darüber hinaus, erhalten. Die Schulgebäude sind durchgehends einfach, aber sehr solide gebaut und die Zahl der darin unterrichteten Schüler differirt von 50 bis 2000. In Zeiten ansteckender Krankheiten besteht die größte Vorsicht, so z. B. muß jedes Kind, wenn Pocken herrschen, ein Zeugniß vom Arzte beibringen, daß es geimpft worden. Die Oberleitung der Schulen liegt in den Händen einer vom Volke gewählten Schulbehörde, und es gereicht den Amerikanern zum Ruhme, daß hier nie politische Motive influiren, man wählt eben die dazu am meisten befähigten Männer. Nur Neuyork macht auch hier eine Ausnahme, aber dieser Excelsior State, wie sein Beiname ist, macht noch in mancher andern Beziehung eine Ausnahme. Nach langem und heftigem, sehr unerquicklichem Gezänke zwischen Katholiken und Protestanten hat man sich jetzt dahin geeinigt, den Religionsunterricht ganz wegfallen zu lassen. Bei Eröffnung der Schule wird des Morgens vom Hauptlehrer ein kleines Gebet in vorgeschriebener Form hergesagt und von den Schülern ein kurzer Gesang gesungen — weiter nichts.

Ueber die Trennung der Knaben von den Mädchen besteht keine bestimmt anerkannte Regel in den einzelnen Staaten. Manche Lehrer behaupten, daß beide, wenn vereinigt, weit bessere Fortschritte machen, während andere wieder vom vollen Gegentheil überzeugt sind, abgesehen von manchen anderen Bedenken. In den Städten findet man gewöhnlich getrennte Schulen oder doch wenigstens getrennte Räume für beide Geschlechter, während auf dem Lande der Unterricht meist gemeinsam ertheilt wird.

Was das Lehrcollegium anlangt, so stehen, in den unteren und mittleren Schulen zumal, gewöhnlich zwei Lehrer an der Spitze und die übrigen sind Lehrerinnen. Das Verhältniß beider zu einander ist ungefähr wie 1 : 20.

Der Lehrplan umfaßt alle Zweige einer guten englischen Erziehung, dann aber auch Griechisch, Lateinisch, Französisch, Deutsch, Musik, Zeichnen und militärische Uebungen. Französisch wird öfters gelehrt als Deutsch, und Musik mehr als eine Erholung für die Schüler angesehen. Zeichnen wird in den niederen Schulen nicht so oft gelehrt, desto mehr Aufmerksamkeit verwendet man aber in den höheren Instituten darauf. Nur in einigen Schulen auf dem Lande, in deren Plan es von vornherein nicht liegt, ihre Zöglinge für ein College vorzubereiten, fallen die fremden Sprachen gänzlich aus, aber in den meisten Anstalten werden doch wenigstens die Anfangsgründe des Griechischen und Lateinischen gelehrt. Declamationen, Compositionsübungen und Gesang werden zu den Erholungsstunden gerechnet und in jeder Woche ist ein halber Tag dazu angesetzt. Es kommt bei diesen Dingen immer viel auf den besondern Geschmack und die Neigung des Lehrers an, indeß gestattet die Schulbehörde nie, daß zu viel Zeit darauf verwendet wird. Die militärischen Uebungen sind nicht in alle Schulen eingeführt, aber in mehreren geht man wieder so weit, daß die Zöglinge selbst mit wirklichen Musketen versehen und unterrichtet werden, wie man dieselben zu handhaben, auseinander zu nehmen und wieder zusammen zu legen hat, und alle Feldexercitien werden nach den eigentlichen Unterrichtsstunden sorgfältig durchgegangen. Pulver und Blei wird natürlich nicht verabreicht. Ein Avancement in den Schulbataillonen wird als eine besondere Belohnung für gutes Betragen gewährt und der Brigadier der Bürgermiliz hat gelegentlich die jungen Krieger zu inspiciren. Man vertheidigt diese ganze Einrichtung nicht bloß damit, daß, da jeder Staat einmal Soldaten halten müsse, sie eine vortreffliche Vorübung bilde, sondern vorzugsweise beruft man sich darauf, daß sie das beste Mittel darbiete, den Schülern Gehorsam, gute Disciplin und Gelehrigkeit, welche dem Lehrer seine Arbeit so sehr erleichtern, beizubringen.

Solche öffentliche Schulen sind in den Vereinigten Staaten Nordamerikas sehr zahlreich, sind aber keineswegs ein Monopol der Staaten. Es bestehen vielmehr neben denselben Privatuniversitäten, z. B. Yale und Harvard, theologische Seminare, einige Hundert Colleges und Tausende von Pensionsanstalten, Akademien, Gymnasien, Erziehungsinstitute für Mädchen, sowie viele Schulen, welche mit den verschiedenen Kirchen zusammenhängen, um nicht einmal die zahlreichen Klosterschulen zu erwähnen. Alle diese Erziehungsanstalten blühen neben einander, denn es klingt in Amerika ganz unbegreiflich, daß es Aeltern geben sollte, welche ihre Kinder nicht in die Schule schicken wollten. Wer auf einem freien College graduirt, steht nicht höher und nicht niedriger als wer in Yale diese Auszeichnung sich erworben; aber die Erfahrung lehrt, daß viele reiche Familien es vorziehen, ihre Kinder in eine öffentliche Anstalt zu schicken, weil diese gewöhnlich eine gründlichere und vorzüglichere Ausbildung gewähren.

Es ist unmöglich, auf diesen Freischulen den Unterschied in der bürgerlichen Stellung schon an den Schülern wahrzunehmen. Alle müssen nett und rein, überhaupt anständig gekleidet sein; zerrissene Kleider werden nicht geduldet, aber ein Flicken darauf passirt schon. Wenn irgend ein Knabe oder ein Mädchen besonders elegant gekleidet ist, so verspotten die übrigen den schönen Vogel so reichlich, daß er bald bescheidenere Federn wählt, oder auch der Lehrer giebt den Aeltern einen Wink, eine einfachere Kleidung für ihr Kind zu bestimmen.

Sind Kinder nicht im Stande, während des Tages die Unterrichtsstunden zu besuchen, so werden im Winter, wenigstens an den meisten größeren Orten, Abendschulen gehalten, die natürlich ebenfalls frei sind und sehr stark besucht werden. Hier ist das Erscheinen in jedweder Kleidung gestattet. Auch für Lehrlinge, Gesellen, Einwanderer u. s. w. bestehen solche Abendschulen und sie sind eben so vortrefflich organisirt wie die Tagschulen. —g.—

Eine Canalverbindung zwischen dem Amazonenstrom und dem La Plata. Eine solche ist schon oftmals auf das Tapet gebracht worden, und sie würde in einem stärker bevölkerten Lande auch längst hergestellt sein. Ein Blick auf die erste beste Karte von Südamerika kann dem Leser zeigen, von welcher Wichtigkeit eine unmittelbare Wasserverbindung der beiden riesigen Stromgebiete für den Verkehr sein müßte. Kein anderer Erdtheil könnte auch nur annähernd etwas Aehnliches aufweisen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß über kurz oder lang eine solche Verbindung hergestellt wird; die Natur selber hat eine solche angezeigt und Schwierigkeiten und Kosten werden gering sein.

Wir lesen jetzt in der zu Joinville erscheinenden „Deutschen Colonie-Zeitung“ (welche von Herrn O. Dörffel vortrefflich redigirt wird und für deren regelmäßige Zusendung wir unsern Dank aussprechen), daß ein Ingenieuroffizier, Moraes, der brasilianischen Regierung einen Vorschlag zur Herstellung jener Verbindung der beiden Stromsysteme gemacht hat. Das Wesentliche läuft auf Folgendes hinaus:

Durch Beseitigung einiger Hindernisse in den zu benutzenden Flüssen und mit Anlegung eines Canals von wenig mehr als einer Legoa Länge wäre diese für die Vertheidigung des Reichs und für den Handel so wichtige Aufgabe, das Thal des Amazonenstroms mit dem des La Plata in Verbindung zu setzen, gelöst. Dieser Wasserweg würde gebildet werden vom Amazonenstrome aus durch die Flüsse Madeira, Guapore und Alegre. Der Zwischenraum zwischen dem Alegre, der dem Gebiete des Amazonenstromes, und dem Aguapehy, dem ersten Flusse, welcher dem Stromgebiete des La Plata angehört, wird durch die Serra Aguapehy, auf der sowohl der Fluß gleichen Namens wie der Alegre entspringt, gebildet, beträgt wenig mehr als eine Meile und könnte leicht durch einen mit Schleusen versehenen Canal überwunden werden. Der Wasserweg wird dann südwärts weiter fortgesetzt durch den Aguapehy, den Jauru und den Paraguay, welcher letztere, mit dem Parana vereinigt, vom Einflusse des Uruguay ab den La-Plata-Strom mit bildet. Schon im Jahre 1773 beabsichtigte der damalige Statthalter der Provinz Matto Grosso, Luiz de Albuquerque, die beiden Flüsse Alegre und Aguapehy durch einen Canal zu verbinden, die Sache schlug aber aus Mangel an Mitteln damals fehl. Was nun die Weite dieses vorgeschlagenen Wasserweges betrifft, so beträgt die Entfernung von Belem, der Hauptstadt der Provinz Para, bis nach Cuyaba, der Hauptstadt Matto Grossos, rundhin 1000 Meilen. Von da bis Montevideo sind noch 440 Meilen. Letzterer Raum wurde bis zum Ausbruche des Krieges mit Paraguay regelmäßig durch die Dampfschiffe der brasilianischen Dampfschifffahrtsgesellschaft des obern Paraguay befahren. Die Herstellung des vorgeschlagenen Canals würde die beste und ausgedehnteste Binnenstraße der ganzen Welt schaffen und zugleich Brasilien und Paraguay, einen Theil Argentiniens und Uruguay in eine ungeheure Insel verwandeln. Damit im Zusammenhange befinden sich Wasserstraßen nach allen Theilen Südamerikas. So befindet sich 27 Legoas oberhalb der Einmündung des Madeira in den Amazonenstrom die Mündung des Rio Negro. Der Solimoes (d. h. obere Amazonas) ist der Weg nach Peru, Ecuador und Neu-Granada. Tabatinga, der Grenzort Brasiliens gegen Peru, liegt noch 300 Meilen von der Mündung des Rio Negro entfernt. Diese ganze Gegend wird seit länger als 14 Jahren von den Dampfern der zweiten Linie der Amazonas-Gesellschaft befahren. Ueber Tabatinga hinaus geht die Dampfschifffahrt noch 236 Meilen weit bis Jurimangas am Huallaga, einem Zuflusse des Amazonenstroms in Peru. Der Amazonenstrom wird überhaupt jetzt 836 geographische Meilen weit mit Dampfern befahren. Nach Ecuador und Neu-Granada führen die Flüsse Iga und Hyapura, welche in den Solimoes fallen. Der Iga (in Peru und Ecuador Putumayo genannt) ist 100 Meilen weit für Dampfer schiffbar, der Hyapura sogar 150 Meilen weit. Der Wasserweg nach Venezuela ist der Rio Negro. Derselbe ist ebenfalls 150 Meilen weit bis S. Isabel schon von den Dampfern der Amazonasgesellschaft befahren worden. Von S. Isabel bis S. Gabriel hat der Fluß auf einer Ausdehnung von 75 Meilen einige Hemmnisse für die Schifffahrt, die aber beseitigt werden können, während von S. Gabriel bis Cucuhy, der Grenze Brasiliens mit Venezuela, der Fluß wieder von kleinen Dampfern befahren werden kann. Fürwahr, kein Land der Welt hat solche Wasserstraßen im Innern aufzuweisen wie Brasilien, und welche Aussichten eröffnen sich für den Welthandel, wenn einst die von diesen natürlichen Straßen durchzogenen Gegenden bewohnt und angebaut sein werden!

Der Ueberlandweg durch Britisch-Nordamerika. Schon vor etwa funfzehn Jahren machte Capitän Synge den Vorschlag zu einer Eisenbahn von den canadischen Seen bis zum Stillen Weltmeere; späterhin haben dann Pallijer und Hector die Region am Saskatschewan und eine Anzahl von Pässen über das Gebirge erforscht und neuerdings ist A. Waddington mit dem Ergebnisse seiner Untersuchungen hervorgetreten. Er ist überzeugt, eine practicable Linie von den Ebenen am Saskatschewan durch Yellow-Head-Paß und weiter durch die Centralebene von Britisch Columbia bis zum Bute Inlet ausfindig gemacht zu haben. Diese Föhrde liegt landeinwärts etwa 100 Miles nordwestlich von der Mündung des Fraser, hat einen sichern Hafen und ist das ganze Jahr hindurch zugänglich. Nach Vollendung der großen nordamerikanischen Westbahn wird ein großer Theil des ostasiatischen Verkehrs nach Nordamerika abgelenkt werden; aber eine Bahn durch das britische Gebiet gewähre mehr Vortheile als jene. Die Bodenschwierigkeiten sind gering. Das Land im Norden des Obern Sees sei keineswegs, wie man bisher angenommen habe, uneben und unfruchtbar, vielmehr haben die auf Antrieb der canadischen Regierung angestellten Untersuchungen ergeben, daß bis zum 49° N. ergiebige Weizenernten erzielt werden. Von Ottawa bis zur Mündung des Montreal River, 280 Miles, ist der Boden günstig; noch mehr auf einer weitern, eben so langen Strecke; weiter westlich liegt dann eine sterile Gegend, aber jenseit des Wäldersees beginnt die große Ebene des Saskatschewan, welche bis an den Fuß der Rocky Mountains reicht, 1000 Miles fruchtbaren Bodens hat, und mit gutem Klima. Sie ist überall für Ansiedelungen geeignet. Für eine Eisenbahn ist die nördliche Route vorzuziehen, über den Yellow-Head-Paß und die Chilcoaten-Ebene bis zum Bute Inlet. Von Montreal bis dorthin beträgt die Entfernung genau 3000 Miles; von Neuyork bis San Francisco 3230. Am Saskatschewan liegt der Schnee im Winter nie über 14 Zoll hoch und verschwindet rasch; zu Victoria auf Vancouvers Insel fällt er nur selten; das Klima dort gleicht jenem von Nantes. Dieser Hafen liegt in der Fahrbahn der Segelschiffe, die aus Ostasien nach der Nordwestküste Amerikas kommen und er würde durch eine Ueberlandbahn zu großer Bedeutung gelangen. — Eine Bahn durch englisches Gebiet scheint im weiten Felde zu sein; die Nordamerikaner haben den Vorsprung.

Das Yo-Semite-Thal in Californien. Die zu Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung" weist auf diese merkwürdige Region hin und bemerkt, daß die Natur in Amerika sich zu ähnlichen Gegenden Europas verhalte wie die alten Riesen, deren Töchter den Bauer sammt seinem Pfluge als Spielzeug in die Schürze warfen und nach der väterlichen Riesenburg brachten. So ist das Hochland Colorados eine vielfach multiplicirte und gigantisch nach allen Richtungen hin erweiterte Schweiz. So ist dem Niagarafall gegenüber der Rheinfall nur ein Staubbach; der Rhein und die Donau sind dem Missouri-Mississippi gegenüber nur Bäche. Wer ist nicht durch das liebliche Annathal bei Eisenach gewandert? Eine in millionenfach größerm Format gehaltene Ausgabe des Annathales ist das Thal des Yo semite, welches in die Riesenfelsen der Sierra Nevada hineingespalten zu sein scheint. Es giebt in dem an Naturwundern reichen Californien nichts Wunderbareres als dieses auf allen Seiten von gelblichen Granitfelsen 2000 bis 4500 Fuß hoch umgebene, von Bächen und Flüssen durchzogene, mit prächtigen Blumen, Farrnkräutern, Gräsern und auch da und dort mit Bäumen geschmückte Thal. Vor 1848 hatte keines weißen Mannes Fuß dieses Thal betreten; erst 1854 wurde es zum ersten Mal in der Presse genannt; seit 1856 wird es viel besucht. In einem Umkreise von einer deutschen Meile rauschen fünf Cascaden, die in einer Höhe von 350 bis mehr als 2000 Fuß herabfallen. Die höchste ist jene des Yo semite Creek, 2063 Fuß; dieser Katarakt sieht in der Ferne aus wie ein Vorhang von weißem Atlas, der über einen Abgrund herabhängt. Ein anderer Fall, der Vernal, wird vom Mercedflusse gebildet und stürzt, etwa 100 Fuß breit, in ein Becken, das von immergrünen Bäumen umsäumt ist, 350 Fuß tief hinab. Das etwa 10 Miles lange und in der Mitte etwa 3 Miles breite Thal ist bloß an beiden Enden zugänglich. Reisende sind unerschöpflich in der Beschreibung dieses Naturwunders, und der Pinsel Bierstadt's hat es auch denen näher gebracht, die es in Ermangelung der erst 1870 zu vollendenden Eisenbahnverbindung nicht mit eigenen Augen genießen können.

Die Vereinigten Staaten traten vor einigen Jahren das

erwähnte Thal an den Staat California ab, unter der Bedingung, daß derselbe das Thal für immer in seiner vollen Schönheit den Reisenden erhalte, die von allen Enden der Erde es besuchen. Der Staat ernannte denn auch eine Commission, zu der Männer wie Fred. Law Olmsted, der Geologe Whitney und Andere gehörten, welche Brücken im Thal bauen ließen, Wege anlegten, kurz Alles thaten, um den Reiz des Anblickes noch zu erhöhen und alle Theile des Thales zugänglich zu machen, so weit das überhaupt möglich. Aber es dauerte nicht lange bis amerikanische Barbaren den Frieden dieses Riesentempels bedrohten. Zwei Squatter machten vor der Staatsgesetzgebung von Californien Anspruch auf 600 von den 1100 Ackern des Thales. Sie verlangten das Recht, sich in dem Thale anzusiedeln; und die Gesetzgebung gab zuletzt ihrem Drängen nach, trotzdem der Vertrag mit den Vereinigten Staaten dadurch gebrochen wurde. Ein Veto des Gouverneurs Haight wurde überstimmt und die beiden Squatter, ihres Sieges gewiß, wandten sich an den Congreß um Bestätigung des Actes der californischen Gesetzgebung.

Ohne die Bestätigung abzuwarten, nahmen die Barbaren sofort Besitz von dem Thal und ohne Rücksicht auf die Zerstörung des malerischen Effectes errichteten sie Sägemühlen und erklärten den ohnehin spärlichen Bäumen den Vernichtungskrieg. Gleichviel ob der Anspruch dieser Squatter begründet ist oder nicht, er muß vor dem Anspruch der Welt auf die Erhaltung des Naturwunders zurückstehen und wenn nöthig mit Geld abgekauft werden. Der Gedanke: „Sägemühlen im Yo-Semite-Thal" ist noch tausendmal entsetzlicher als der auch von einem Yankeebarbaren geäußerte, die Wasserkraft des Niagara für Billionen von Baumwollspindeln zu benutzen.

Schonung der Wälder in Indien. Die Waldschinderei hat auch in den Colonien großen Schaden angerichtet, und am rohesten und widersinnigsten ist sie in Brasilien betrieben worden, namentlich in der Provinz Minas. Auch Indien hat von derselben zu leiden gehabt. Schon 1850 fanden in der „British Association" zu Edinburg Erörterungen darüber statt und ein Jahr später stattete eine Commission Bericht ab. Die Folge war, daß man zunächst in der Präsidentschaft Madras und später in Britisch Birma Forstverwaltungen gründete, und seit 1864 ist ein verbessertes Forstsystem für ganz Indien eingeführt worden. Es handelt sich bei demselben zunächst darum, die Staatswaldungen in gutem Stande zu erhalten oder sie in einen solchen zu bringen. Den örtlichen Verwaltungen ist eingeschärft worden, dem allgemeinen Vorschriftsplane gemäß zu verfahren. Es scheint, als ob die englischen Forstmänner in Indien ihr Amt gut verwalten; sie vermessen eifrig und haben manche für die Pflanzengeographie interessante Angaben veröffentlicht. Wir lesen unter anderen, daß die in Britisch Sikkim und in den Duars von Butan große Strecken, die mit Säl (Vatica robusta) bewachsen sind, das erforderliche Holz für die ostbengalische Eisenbahn liefern. Im Bezirke von Dardschiling werden alle Waldungen über 6000 Fuß Höhe gehegt und man hat dort viele Anpflanzungen gemacht. In dem heißfeuchten Teraï, am Fuße des Himalaya, gedeiht der dorthin verpflanzte Mahagonybaum. In Kamaon und Gerwhal sind mehr als 400,000 Morgen vermessen worden; ein großer Theil dieser Fläche trägt Pinus longifolia. In manchen Gegenden ist der himalayaische Buchsbaum häufig; er wird von den Holzschneidern gesucht. In den großen Wäldern von Gorackpur ist der Säl vorwaltend. Der eingeborene Teckbaum hat seine Nordgrenze in Bandelkand; man hat ihn nach dem Pendschab verpflanzt, er will aber dort nicht recht fort, weil ihm das Klima zu trocken ist. Dagegen gedeihen die australischen Bäume vortrefflich; die Acacien, Casuarinen und Eucalypten finden dort die trockenen Ebenen ihrer Heimath wieder.

Ueber die Wellingtonia gigantea gab der Botaniker J. Hogg in der British Association folgende Notizen. Die erste Kunde über diesen californischen Riesenbaum erhielten wir durch Whitehead, der ihn 1850 im County Calaveras entdeckte. Der Wald liegt etwa 4000 Fuß über dem Meere in 38° N. und 120° 10′ W. Dann wurden 1852 dort von Dowd und Lewis noch mehrere aufgefunden. Ein Baum, der sogenannte Vater des Waldes, hatte dicht über der Wurzel 110 Fuß engl. im Umfange und 435 Fuß Höhe. Aehnliche Riesen entdeckte man bei Crane Flat, gleichfalls in Calaveras County, an einem Nebenflusse des Big Creek, sodann an einem obern Arme des Frezno und auch im Mariposa Grove zwischen dem Big Creek und dem Merced. Ferner entdeckte 1857 ein Herr Clark noch zwei Gruppen derselben Art und nach Verlauf einiger Zeit wurde 12 Miles östlich von Frezno Grove noch ein beträchtlicher Hain aufgefunden. Man hat die größten dieser „Mammuthbäume" mit Namen bezeichnet. Im Ganzen hat Hogg an den acht oder neun Punkten, an welchen die Wellingtonien vorkommen, mehr als 1200 Bäume gezählt. Die Amerikaner wollten bekanntlich dieses Riesengewächs als Washingtonia bezeichnen; doch ist die Bezeichnung Wellingtonia, welche von Dr. Lindley herrührt (1853), allgemeiner geworden. Dieser Botaniker nahm an, daß der Baum binnen 20 Jahren im Durchmesser nicht über 2 Zoll zunehme, gleich 24 Linien in 20 Jahren, und schätzte das Alter auf höher als 3000 Jahre. Einige Jahre später nahm er für die durchschnittliche jährliche Zunahme des Durchmessers 3 Linien an und für den Baum, da derselbe schnell wächst, ein Alter von 1344 Jahren. Es läßt sich darüber noch nichts Genaues sagen, da einige Botaniker der Ansicht sind, daß der Baum alljährlich zwei Wachsthumsperioden habe. Jedenfalls haben Proben gezeigt, daß die Wellingtonia schneller wächst als die libanotische Ceder; diese letztere trägt Zapfen erst im dreißigsten, jene schon nach sechs Jahren. Hogg meint, daß die Wellingtonien 3000 Jahre alt werden oder sind; die älteste Ceder auf dem Libanon reicht nicht über 2500 Jahre hinaus.

Die Chinesen in der australischen Colonie Victoria.

Die in Australien eingewanderten Chinesen machen hauptsächlich in der Goldcolonie Victoria einen sehr beträchtlichen Theil der Bevölkerung aus, und zwar nahezu ein Zehntel der auf 654,000 Seelen sich belaufenden Colonisten.

Man war aber von jeher auf die Chinesen sehr schlecht zu sprechen. Der Hauptgrund davon liegt wohl immer darin, daß dieselben bei ihrem großen Fleiße und ihrer Ausdauer den Europäern und Amerikanern starke Concurrenz an den Golddiggings machen. In der Regel sind sie dort sehr glücklich und stecken viele Tausend Unzen Gold ein, welche sonst möglicherweise den Diggers kaukasischer Race zugefallen wären, und das eben ruft bei letzteren Neid und Mißgunst hervor, die sich gelegentlich in sehr rohen Ausfällen und sogar in Razzias oder Treibjagden auf die armen „Söhne des Reiches der Mitte" Luft machen.

Dann hebt man — und zwar mit Recht — hervor, daß die Chinesen schlechte Colonisten seien, insofern sie von den aufgefundenen Schätzen äußerst wenig verausgaben oder verwenden, vielmehr meistens damit in ihr Vaterland heimkehren. Freilich thut das mancher Europäer und Amerikaner auch, wenngleich bei weitem nicht in dem Verhältniß und Maße.

Ferner weist man auf die mancherlei Laster hin, welche unter ihnen herrschen, sowie auf den Umstand, daß nach den Gesetzen ihres Landes dem weiblichen Geschlechte die Auswanderung verboten, sie also immer ohne ihre Frauen eintreffen. (— Frauen wandern jetzt allerdings von China aus. —) Dadurch werde aber die ihnen an sich schon eigne Unsittlichkeit noch erhöht und die Frauen und Töchter der anderen Colonisten seien leicht der Gefahr unsittlicher Angriffe ausgesetzt, wie die Erfahrung auch bestätige.

Zur Zeit des letzten Census befanden sich überhaupt nicht mehr als fünf Chinesinnen in Victoria, und auch diese hatten nur in Verkleidung ihr Vaterland verlassen können. Mancher Chinese ist freilich so glücklich gewesen, das Herz eines irländischen Mädchens zu erobern, und wenn man in Melbourne die lange Little-Bourke-Straße, in welcher fast nur Chinesen wohnen, durchwandert, so begegnet man öfters Kindern, welche aus

solcher Mischehe hervorgegangen. Das sind jedoch bloße Ausnahmen, denn im Allgemeinen verschmähen doch selbst auch diese Irländerinnen der niedern Classe, in Bezug auf welche man so oft bei Anzeigen in den australischen Zeitungen liest: „No Irish need apply," die Liebe des John Chinaman (wie die Engländer den Chinesen gewöhnlich nennen), es sei denn, daß seine Gold-Nuggets zu schwer wiegen.

Diese besonderen Gründe waren es, welche das Parlament von Victoria vor mehreren Jahren veranlaßten, eine Kopfsteuer von etlichen Pfund Sterling auf jeden einwandernden Chinesen zu setzen, und der Capitän, welcher sie landete, hatte für die richtige Einzahlung derselben zu haften. Die Chinesen verstanden indeß dieses Gesetz dadurch zu umgehen, daß sie nicht mehr in Melbourne oder sonst einen Hafen Victorias einliefen, sondern vielmehr in Port-Adelaide in der Colonie Südaustralien, wo obiges Gesetz keine Gültigkeit hatte, und von hier aus schlichen sie sich über Land in die Victoria-Golddiggings ein. Dieser Umstand, sowie daß man überhaupt das Gehässige und Ungerechte einer solchen Maßregel erkannte, führten jedoch bald wieder zur Aufhebung des Statutes (— das an und für sich ungesetzlich war —).

Gegenwärtig macht sich in Victoria der alte Unwille gegen die Chinesen wieder bemerkbar. Die Statistiken der Gefängnisse in der Colonie haben nämlich ergeben, daß dieselben ein unverhältnißmäßig großes und jährlich noch steigendes Contingent zu den Insassen der Strafanstalten liefern und daß sie daher nicht allein einen gefährlichen, sondern auch sehr kostspieligen Theil der Bevölkerung bilden. Es wurden im Jahre 1867 im Ganzen 928 Personen, welche ihre Strafzeit verbüßt hatten, aus den verschiedenen Gefängnissen der Colonie entlassen, und darunter befanden sich 705 Europäer und 223 Chinesen, so daß also nahe ein Drittel aller Entlassenen den letzteren angehörten. (— Bei der Qualität derjenigen Chinesen, welche bisher auswanderten, kann ein solches Resultat nicht Wunder nehmen. Wenn aber die Engländer das Recht in Anspruch nehmen, in China zu leben, so können sie den Chinesen nicht verwehren, sich in den Colonien aufzuhalten. Auch ist nicht zu vergessen, daß von allen europäischen Kaufleuten, welche in den etwa zwanzig eröffneten Häfen Chinas Geschäfte machen, keiner daran denkt, in jenem Lande zu bleiben; er kehrt nach Europa zurück mit dem erworbenen Gute. Genau dasselbe thun die meisten Chinesen, und es ist nicht abzusehen, weshalb man ihnen daraus einen Vorwurf machen kann. —) —g.—

Die Engländer auf Ceylon. Auch diese Zimmt- und Kaffeeinsel hat eine Rebellion gehabt, die allerdings schon in das Jahr 1848 fällt. Ein Capitän eines schottischen Regimentes, Macdonald Henderson, hat soeben eine Geschichte dieses Aufstandes veröffentlicht. Veranlassung zu demselben gab das widersinnige Verfahren des Gouverneurs, Emerson Tennent; er ist derselbe Mann, welcher die Wissenschaft mit einem sehr inhaltreichen Buche über Ceylon bereichert hat. Aber seine Verwaltung war erbärmlich und seine ganze Weisheit lief auf Finanzschinderei hinaus. Die Singalesen, ohnehin arme Leute, mußten Steuern von Hunden, Schießgewehren, Kähnen, Karren und Waarenläden zahlen, Abgaben, welche sie früher nicht gekannt hatten. Außerdem wurde ihnen noch eine Stempelsteuer auferlegt und jeder Mann mußte jährlich 3 Schillinge für Ausbesserung der Straßen zahlen oder sechs Tage persönlich an derselben arbeiten. Diese Last wurde auch den buddhistischen Priestern auferlegt, obwohl die Religionsvorschriften denselben verbieten, Eigenthum zu besitzen oder Arbeit zu verrichten. Die Bauern wurden aus Umkreisen von 50 Miles zusammengetrieben und mußten ihre Flinten mitbringen; diese wurden der Abgabe wegen einregistrirt. Oftmals mußten sie Tage lang warten, ehe die Verzeichnung stattfand. Den arg geplagten Leuten riß endlich die Geduld, und als Tennent sie in hochfahrender Weise anredete, jagten sie ihn schimpflich fort. Das Volk versammelte sich in Dambul und rief einen Landstreicher, der bisher von Almosen gelebt hatte, zum König aus. Er hieß Gongalagodde Banda und zog mit einer Bande zusammengelaufener Bauern nach Matele, das etwa drei deutsche Meilen von Kandy liegt. Zu besorgen war von diesen Bauern nichts und „eine halbe Compagnie Soldaten hätte hingereicht, sie auseinanderzutreiben." Aber die Behörden verloren den Kopf. Nach mehreren Tagen ließen sie 200 Mann Soldaten gegen die etwa 300 Mann starke Armee des Königs Gongalagodde ausmarschiren. Die Bauern liefen sofort auseinander; nur 70 Mann, die armselige Gewehre hatten und nicht an Widerstand dachten, wurden gefangen. Ein Capitän Watson ließ sie allesammt niedermetzeln, ohne daß sie auch nur einen Schuß gethan hatten. Derselbe Watson ließ hinterher alle Verdächtigen einfangen und vor ein Kriegsgericht stellen, welches sie zum Tode verurtheilte. Das Verfahren der Engländer bei diesem Bauernauflauf in Ceylon war geradezu „eine Niederträchtigkeit". Bisher hatte über diese Vorgänge nichts verlautet; jetzt hat ein Offizier sie in das rechte Licht gestellt.

Eine Blutrache bei den Winnebago-Indianern im Staate Wisconsin. In der Nähe von La Crosse hatte im Juni dieses Jahres eine Abtheilung der Winnebago-Indianer ihre Wigwams aufgeschlagen. Die braunen Leute wurden oft von einem Herrn F. A. Moore besucht, der längere Zeit im Nordosten verweilt hat, um Stoff zu einem Werk über die gegenwärtige Lage der Indianer zu sammeln. Nun schreibt das deutsche zu Milwaukee erscheinende „Banner" Folgendes.

„Wir berichteten vor einiger Zeit, daß die Winnebagos am Trempeleauflusse einen Kriegstanz abgehalten hatten. Ein Trupp von 30 Winnebagos, welcher an dieser Nationalfeierlichkeit theilgenommen, war den Mississippi entlang herunter gekommen und hatte sein Lager auf French's Island im Mississippi, gerade oberhalb des Depots der St.-Paul-Eisenbahn bei La Crosse aufgeschlagen. Diese Truppe stand unter dem Commando eines wohlbekannten Häuptlings, Wau-kee-se-hoong-er-er, oder Snake Chief (Schlangenhäuptling), welcher zwei Frauen, Se-es-ka und He-nee-kee, hatte. Beide Squaws waren den Fluß entlang wohlbekannt und auch in hiesiger Stadt. Se-es-ka war ungefähr 30 Jahre alt, von schöner, zierlicher Gestalt, hübschem Gesichte und ausdrucksvollen, dunkeln Augen. Hier in Milwaukee pflegte sie in Begleitung eines hübschen und interessanten Töchterchens indianische Perlen- und Muschelarbeiten von Haus zu Haus zum Verkauf anzubieten. Bei den Weißen war sie allgemein beliebt, während sie die Indianer mit aller Lebhaftigkeit ihrer Nationalität, gleich einem höhern Wesen, anbeteten.

Snake Chief war ein berühmter und ungemein populärer Krieger seines Stammes, von hoher, kräftiger und wettergebräunter Gestalt und im nüchternen Zustande friedlich und gutmüthig. Stand er aber unter dem Einflusse des Feuerwassers, so wurde er unangenehm, streitsüchtig wie ein Irländer, und alsdann bestand sein gewöhnlicher Zeitvertreib darin, seine Frauen zu prügeln, welche nicht besser dabei fuhren, weil ihrer zwei waren.

Am vorigen Freitag war Snake Chief in La Crosse „auf der Spree" gewesen und kehrte zwar mit der feierlichen Grandezza heim, welche den Indianer nie verläßt, war aber kannibalisch betrunken und begann, kaum in seinem Wigwam angelangt, Se-es-ka, welche allein in der Hütte war, höchst brutal und barbarisch über Kopf und Schultern zu schlagen. Durch diese Behandlung zur Verzweiflung gebracht und nicht länger im Stande, solche Brutalität zu ertragen, zog Se-es-ka ihr Messer und stach den Häuptling zweimal durch's Herz, so daß er augenblicklich starb, mit den ernsten Tönen des Sterbegesanges auf seinen Lippen. Die That verursachte die äußerste Aufregung im Lager der Winnebagos, welche unschlüssig waren, was sie thun sollten, da sie eben so sehr an Se-es-ka als an dem Häuptling hingen. Bekanntlich schreibt der Codex der Indianer vor, daß ein Verwandter eines Getödteten die Blutrache an dem Thäter vollstrecken und denselben seinerseits tödten muß.

Se-es-ka war dies indianische Gesetz wohl bekannt. Einige Winnebagos beschworen sie, sich aus dem Lager zu begeben und unter den Weißen Schutz zu suchen, aber sie weigerte sich dessen.

Bewohner von La Crosse, denen der Vorfall zu Ohren gekommen, kamen ebenfalls herüber und ersuchten sie, das Lager zu verlassen, aber sie weigerte sich hartnäckig. Sie war sich ohne Zweifel bewußt, daß ihr die Bluträcher überall hin folgen und das Leben nehmen würden, und hatte beschlossen, ruhig ihr Schicksal zu erwarten. Mit echt indianischer Resignation wickelte sie sich in ihre Decke und setzte sich im Wigwam nieder, den Blick auf den Eingang gerichtet, in Erwartung des Rächers. Manche glaubten, daß He-nee-kee, die jüngere und Favorit-Gattin des Häuptlings, die Blutrache vollstrecken würde. Dieselbe sandte aber nur einen indianischen Läufer zu den Verwandten ihres Gatten am Trempeleau mit der Nachricht über das Vorgefallene und betrauerte den Abgeschiedenen. Inzwischen saß Se-es-ka im Wigwam und sang ein Sterbelied, gleichgültig gegen Alles, was um sie vorging, und nur einsilbig die Fragen beantwortend, welche man ihr vorlegte. Die Winnebagos mieden aber den verhängnißvollen Wigwam so viel als thunlich.

Am Sonntag Morgen erschien ein Indianer von Trempeleau im Lager. Er war den Bewohnern desselben wohl bekannt, führte den Namen Chan-no-ne-ga und trug alle Anzeichen eines angestrengten Marsches. Nach Erhalt der Todesnachricht hatte er sich sogleich auf den Weg begeben. Schweigsam betrat Chan-no-ne-ga das Lager, schritt mit feierlichem Anstande zu der Stelle, wo der Leichnam des Häuptlings lag, blickte denselben lange staunend an, ohne einen Muskel seines Gesichtes zu verziehen, und wandte sich dann plötzlich ab. Niemand sprach zu ihm, aber Alle bewachten jede seiner Bewegungen mit größter Spannung. Ruhig nahm er seine Schrotflinte von der Schulter, lud dieselbe mit Rehposten und verließ den Leichnam. Die Winnebagos kannten sein Vorhaben sehr wohl, aber Niemand rührte sich. Niemand richtete nur eine Silbe an ihn. Dies mag seltsam scheinen, da diese Winnebagos so lange in engem Verkehr mit Weißen gestanden und mit so großer Anhänglichkeit an der dem Tode geweihten Frau des Häuptlings hingen; aber wahrscheinlich hatte die Ehrfurcht vor ihren althergebrachten Sitten und Gebräuchen die Oberhand, vielleicht waren sie auch so bestürzt über das Vorgefallene, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten. Herr Moore denkt, es sei kein Einziger bei dem Stamme gewesen, der nicht gedacht hätte, die Frau dürfe nicht getödtet werden, aber auch kein Einziger, der gewagt hätte, sich in das „geheiligte“ Amt des Bluträchers einzumischen.

Chan-no-ne-ga ging unbelästigt und langsamen Schrittes zu dem Wigwam, in welchem Se-es-ka saß und seit der That geblieben war; er warf einen Blick auf die Gestalt der Squaw, welche laut ihr Sterbelied sang. Nicht ein Muskel der Frau bewegte sich; nichts verrieth eine Spur von innerer Aufregung, sondern sie saß ruhig und unbeweglich da, mit erhobenen Blicken und ohne Zittern, mit fester Stimme entströmte der monotone Gesang ihren Lippen. Sie sah, daß der Bluträcher vor ihr stand, daß in einem Moment ihr Leben zerstört sein und ihr Geist in den Jagdgefilden des großen Geistes wandern und den des Häuptlings aufsuchen würde, den ihre Hand vorausgesandt; aber sie ließ kein Zeichen von Furcht blicken und erwartete ihr Schicksal mit einem Stoicismus, der empörend sein würde, wenn er nicht erhaben wäre.

Die Augen der beiden Theilnehmer an dem Schlußacte des Dramas, dessen Entwickelung sich vorbereitete, begegneten sich nicht. Das Gesicht Chan-no-ne-ga's hatte mittlerweile einen furchtbar finstern Ausdruck des Hasses und der Rachgier erlangt. Langsam und fest erhob er sein Gewehr zur Schulter, sicher zielte er nach dem Kopfe der Frau und kaltblütig drückte er ab. Der Knall ertönte durch das Indianerlager, der Rauch verzog sich und Se-es-ka saß noch immer da, die Decke über ihre Schultern gezogen, — aber eine Seite ihres Kopfes war zerschmettert, sie war todt — und Wan-kee-se-hong-er-er, der Schlangenkönig, war gerächt.

Der Mörder warf nur einen kurzen Blick auf sein Opfer, um sich zu überzeugen, daß sein Werk vollständig gethan sei; dann warf er sein Gewehr über die Schulter und schritt langsam aus dem Lager. Niemand sprach ihn an, Niemand stellte ihn zur Rede. Er stieg in sein Canoe, ruderte ans Ufer und verschwand in den Gebüschen, während die Winnebagos in stummem Schrecken dastanden. An demselben Tage begruben die Winnebagos unter lautem Wehklagen und Jammern die Leiche des Häuptlings und seiner Frau, während sie einen Theil des Dramas, welches sich vor ihren Augen abspielte, so leicht hätten verhindern können.

Am Montag, als Herr Moore den Stamm verließ, waren die Winnebagos noch ungewiß, was sie beginnen sollten; aber wahrscheinlich werden sie inzwischen ihr Lager abgebrochen und sich zerstreut haben.“

Bronce und Eisen in gleichzeitigem Gebrauch in China und Japan. Lubbock äußert in seinem Werke über die vorgeschichtliche Archäologie, daß wir über dieselbe in Betreff der beiden genannten Länder keine Kunde hätten. Dagegen bemerkt Thomas Kingsmill in Schanghai, daß in China wie in Japan auch heute noch, mitten im Eisenzeitalter, Bronce zur Herstellung schneidender Werkzeuge angewandt werde, entweder allein oder in Verbindung mit Stahl. Die Hauptfabrikation befindet sich in der Provinz Canton. Dort hat jeder Schulknabe ein Klappmesser von Bronce; in das Blatt wird die Schneide von Stahl eingelassen. Aber auch Messer von reiner, oftmals mit Ornamenten versehener Bronce sind nicht selten; manchmal bestehen die Niete aus Kupfer. Auch in Japan sah Kingsmill solche Messer. In früheren Zeiten ist die Bronce noch allgemeiner im Gebrauche gewesen. Bis zur Handynastie, etwa um Christi Geburt, waren die gemeinen Münzen, welche die Gestalt von Messern und Schwertern hatten, von Bronce oder Messing. Darin liegt wohl ein Beweis dafür, daß man in sehr frühen Zeiten auch Waffen als Zahlmittel benutzte. Das Wort, welches die Chinesen für ihr Kupfer- oder vielmehr Broncegeld gebrauchen (— dasselbe besteht aus einem Gemisch von Kupfer, Zink und Zinn —) und welches allein die Umlaufsmünze bildet, ist tsien und hat einen ähnlichen Laut wie das Wort für schneiden; das phonetische Schriftzeichen für beide stellt zwei Speere dar. Wu, Gründer der Tschaudynastie, 1121 vor Christus, musterte einst sein Heer auf der Ebene von Muh; er wird so abgebildet, daß er in seiner linken Hand eine Waffe von gelbem Metall hat. Kingsmill führt dann noch andere Thatsachen an („Athenäum“ Nr. 2121), durch welche seine Ansicht Bestätigung erhält.

Die Kent's-Höhle in Devonshire. Ueber dieselbe gab W. Pengelly in der geologischen Abtheilung der British Association eingehende Nachrichten. Er hatte im Verlaufe der letztverflossenen zwölf Monate zwei Abtheilungen derselben genau untersucht, die sogenannte Lesehalle und die südwestliche Kammer. Die rothe Höhlenerde, deren Tiefe man noch nicht kennt, war ganz mit Stalagmiten bedeckt, über welchen sich eine Lage schwarzer Dammerde befand. In dieser lagen Bruchstücke von Töpfergeschirr, ein Spindelstein, ein roh behauenes Stück Sandstein, ein Theil von einem aus Knochen verfertigten Kamme, eine kleine rothe Pfanne aus gebrannter Erde, Seemuscheln, ein kleines Stück geschmolzenen Kupfers, der ganze Unterkiefer und beinahe vollständige Schädel eines Dachses; der Theil eines menschlichen Oberkiefers mit 8 Zähnen, wovon noch 4 in den Höhlen steckten, und der Abdruck einer fossilen Muschel. In der untern, der Stalagmitenlage, fand er einen Zahn vom Rhinoceros, einen Zahn von der Hyäne, 3 Zähne eines Bären, ein Stück von einem Schulterblatte, wahrscheinlich von einem Bären. Seit den Zeiten des Rhinoceros hatte die Stalagmitenlage nur so wenig zugenommen, daß die eben genannten Ueberreste kaum von ihr bedeckt wurden. In derselben Stalagmitenlage fand Pengelly auch einige Ueberbleibsel verkohlten Holzes. In der Höhlenerde und der in ihr liegenden Breccie fand er keine zerspaltenen Knochen mit Spuren von Zähnen, dergleichen kommen aber in der rothen Erdlage vor. Er meint, daß sie auf die Anwesenheit des Menschen hindeuten, während an den von diesen

gespaltenen Knochen durch den Zahn der Hyäne benagt wurden; daher die Zahnspuren an denselben.

* * *

— Die Klagen über Verschwendung im Staatshaushalte und über die Corruption nehmen in den nordamerikanischen Blättern eine stehende Rubrik ein. Das deutsche „Newyorker Journal" vom 29. August schreibt: In den vier Kriegsjahren sind mehr als 4659 Millionen Dollars ausgegeben worden, eine Summe, welche, ohne jede Vergleichung mit den Kriegsausgaben anderer Völker, die Verdammung ruchloser Verschwendung über diejenige Partei (die radical-republikanische), welche sie verausgabt hat, ausspricht. Mehr als 1000 Millionen für jedes Jahr des Krieges, das sind Ausgaben, welche keine Kriegsgeschichte der Welt je aufgewiesen hat. Was die Finanzverwaltung der Radicalen in den Friedensjahren betrifft, so wurden bisher während derselben etwa 1790 Millionen Dollars eingenommen, nämlich 1594,174,000 Dollars von Steuern und Zöllen, das Uebrige aus anderen Quellen. — Am 1. Juli 1865 war der Stand der öffentlichen Schuld 2682,600,000 Dollars; in der Mitte des Jahres 1868 stellte sich dieselbe, nach Abzug des Geldwerthes im Schatzamte, auf 2523,534,480 Dollars. Demnach sind von den in den Friedensjahren eingenommenen 1700 Millionen nur 159 Millionen zur Tilgung von Schulden verwandt, die Summe von 1541,000,000 aber ist von der Regierung zu ihrer Verwaltung verbraucht worden. Am Kriege mag Schuld sein wer wolle, was hat aber der Krieg mit einer solchen Wirthschaft nach dem Kriege zu thun? Man veranschlagt die Ausgaben für Pensionen und ähnliche mehr oder weniger zu rechtfertigende Posten auf jährlich 75,000,000; das macht für drei Jahre, wir wollen sagen: 200,000,000. So bleiben immer noch 1340 Millionen für Ausgaben, die mit dem Kriege ordentlicherweise nichts zu thun haben. Ehe die Republikaner ans Regiment kamen, gab die Regierung der Vereinigten Staaten nie über 80 Millionen aus. — Das „Newyork Daybook" vom 22. August enthält eine scharfe Philippika gegen die „Diebe im Congreß und in der Armee." „Die Congreßspitzbuben," sagt es, „bekommen täglich 8 Dollars. Sie haben sich außerdem, für jedes einzelne Mitglied, für Papier 520 Dollars berechnet; für Federmesser, jeder 15 Stück, $25\frac{1}{2}$ Dollars; dann zusammen 40,000 Dollars für Reisen. Wie sehr die Congreßdiebe von Jahr zu Jahr mehr für sich verausgaben, ergiebt sich aus Folgendem: Das Repräsentantenhaus verausgabte für sich in den Jahren 1864: 353,630 Dollars. — 1865: 481,884 D. — 1866: 462,428 D. — 1867: 502,081 D. — und 1868 für das Finanzjahr, das mit dem 30. Juni zu Ende ging: 725,555 Dollars."

— Der Republik Chile hat der ihr von Spanien aufgezwungene Krieg nicht weniger als 12 Millionen Dollars gekostet. Ihre Staatsschulden betragen gegenwärtig $34\frac{1}{2}$ Millionen Dollars; sie sind zum Theil productiver Art. Die große Centralbahn, an welcher eifrig gebaut wird, bringt den Hafenplatz Valparaiso in Verbindung mit den Provinzen Curico, Colchagua und anderen; sie soll bis nach Talca fortgeführt werden. — Die Republik Peru hat 48,452,680 Dollars Schulden und obendrein von der Guanocompagnie 10,327,893 Dollars Vorschüsse erhalten. Die ungeheuern Summen, welche sie seit Jahren für Vogeldünger erhalten hat, sind allesammt unnütz vergeudet worden.

— Die süd- und centralamerikanischen Staaten fangen an, sich nach europäischer Einwanderung umzusehen. Chile will sogar dem Könige von Italien die eingefangenen Briganten abnehmen und dieselben in der Magellansstraße ansiedeln! Ein Verfahren, das entschieden zu mißbilligen ist. — In Honduras will ein Emigrationsverein Europäer einführen und jeder Familie ein Haus und 12 Hectaren Land geben, dazu Nahrungsmittel auf sechs Monate, Sämereien, Ackergeräthe, zwei Ochsen und ein Pferd, Alles gratis. Die Regierung will die Gelder zur Gründung und zum Unterhalt von Schulen hergeben; religiöser Zwang irgend welcher Art findet nicht statt und während der ersten fünf Jahre sind die Einwanderer abgabenfrei. — Die Einwanderung nach Südbrasilien, das fleißigen deutschen Arbeitern so manche Vortheile darbietet, ist im Zunehmen.

— Die skandinavischen Einwanderer in Nordamerika siedeln sich zumeist in den nordwestlichen Staaten an, deren Klima ihnen am besten behagt. Seit einigen Jahren ist besonders der Staat Minnesota bei ihnen in Gunst gekommen; bis Mitte Juli waren dort schon wieder einige Tausend Skandinavier angekommen.

— Aus Neuschottland findet seit einiger Zeit eine nicht unbeträchtliche Auswanderung nach Neuseeland statt, im Junimonat haben sich in Halifax abermals 70 Ansiedler dorthin eingeschifft.

— In Britisch-Columbia, das jetzt mit der Insel Vancouver eine gemeinschaftliche Colonie bildet, ist nun wieder Victoria, statt des auf dem Festlande liegenden New-Westminster, Hauptstadt und Sitz der Regierung geworden.

— In Südbrasilien und am La Plata sind von October 1867 bis zum 10. Juli 1868 nicht weniger als 1,766,500 Stück Rindvieh geschlachtet worden. Davon kommen auf Buenos Ayres 440,000, Montevideo 306,000, Rio Grande 468,000; auf die Schlächtereien am Parana und Uruguay 548,000. Im Laufe des Jahres 1868 werden mehr als 4 Millionen Stück Schafe ausgekocht.

— Ueber eine merkwürdige Erscheinung auf hoher See schreibt man aus San Francisco Folgendes: Als am 15. August der Dampfer „Constitution" auf der Höhe von San Piedro, Südcalifornien, sich befand, beobachtete er Folgendes. Ein ungeheurer Wogenschwall wälzte sich der Küste zu und binnen wenigen Minuten erhob sich dort das Wasser 63 bis 64 Fuß über die gewöhnliche Fluthhöhe. Gleich darauf ging es wieder zurück und sank etwa eben so tief unter den gewöhnlichen Wasserstand der Ebbe. Dieses Steigen und Fallen wiederholte sich während mehrerer Stunden regelmäßig nach Verlauf von etwa einer halben Stunde. Unter den Bewohnern herrschte die größte Bestürzung; sie befürchteten einen vulcanischen Ausbruch, der aber nicht erfolgt ist. Man meint, daß gewaltige Schwankungen des Meeresbodens in jener Gegend stattgefunden haben.

— Wir haben jüngst erwähnt, daß etwa 300 japanische Auswanderer auf den Sandwichsinseln angekommen sind. Wir lesen nun, daß auch die Franzosen in Cochinchina dergleichen einführen. Im Juni sind etwa 400 japanische Einwanderer in Saigong eingetroffen.

— Zu Lobethal in Südaustralien haben die Deutschen in erfolgreicher Weise dem Anbaue des Hopfens sich zugewandt und sie ernten eine sehr gesuchte Waare. Nur klagt man darüber, daß Mangel an männlichen Hopfenpflanzen sei; dadurch wird die Kraft des Productes derart geschwächt, daß ein dreifach größeres Quantum von Blüthe zum Bier erforderlich sei als durch Beimischung der erforderlichen Menge von männlichen Blüthen nöthig wäre. Nun hat man aber aus Tasmanien eine große Zahl solcher männlichen Pflanzen kommen lassen.

— Dr. Müller, Director des botanischen Gartens in Melbourne, berichtet, daß die australischen gums, wattles und blackwoods in sehr großer Menge in Lahore und anderen Gegenden des nördlichen Indiens angepflanzt worden und dort ganz vortrefflich fortkommen.

— Es ist bemerkenswerth, daß das südafrikanische Capland mit Mehl vorzugsweise von Californien aus versorgt wird. Am 28. August ging von San Francisco das Barkschiff „Prosper" mit 2200 Faß Mehl und 8000 Sack Weizen nach Capstadt. Im Laufe dieses Jahres waren schon 70,000 Sack Mehl nach jenem Hafen verschifft worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Häuptlinge der Santes und Pontahs.

Der Krieg mit den Prairie-Indianern Nordamerikas *).

Die Stellung der Indianer gegenüber den Weißen. — Unversöhnliche Conflicte. — Anlage und Begabung der Prairiestämme. — Die Schayennes und Arapahoes. — Die Jagdgründe und der Büffel. — Reservationen. — Barbareien der Weißen und der Indianer. — Schicksale gefangener weißer Frauen. — Chivington's Metzelei am Sandy Creek gegen die Schayennes; der Häuptling Weiße Antilope. — Branntweintrinken und Scalpiren. — Der Indianer als „Ungeziefer" betrachtet. — Das große Pauwau mit den Krähenindianern im Fort Laramie, November 1867. — Der Ausrottungskrieg.

Die Friedenspfeife ist erloschen, der braune Mann hat den Tomahawk ausgegraben und den Kriegspfad beschritten. Das ungeheure Gebiet vom obern Missouri bis nach Texas, Neumexico und Arizona hin ist nun wieder ein blutiger Grund geworden und der Racenkampf zwischen den braunen Leuten und den Weißen wird mit wilder Erbitterung und bestialischer Grausamkeit geführt. Die Summe der entsetzlichen Barbareien, welche auf beiden Seiten verübt werden, ist furchtbar; ein Theil wetteifert mit dem andern.

Das Verhängniß will sich erfüllen, die Rothhäute sind dem Untergange geweiht und Vieles trifft zusammen, um den Gang des Geschickes zu beschleunigen. Auf der atlantischen Seite des Mississippi finden wir nur noch spärliche und vereinzelte Ueberreste der Urbewohner, und diese in künstlichen Verhältnissen, gleichsam in einem großen Käfich. Im Westen des großen Stromes verloren sie nach und nach Millionen Morgen von ihrem Gebiete, als neue Staaten und Territorien in den Prairiegegenden gebildet wurden: Dakotah, Nebraska, Kansas, Colorado, Idaho, Wyoming. Noch vor zehn Jahren hatten sie in dieser Region leidlichen Spielraum und konnten den Büffel jagen, von welchem ihre ganze Existenz abhängt und mit dem sie auf das Innigste verwachsen sind. Die einzelnen Karawanenzüge und die Schaaren der Auswanderer, welche das weite Gras- und Steppenland durchzogen, waren den braunen Leuten unbequem und lästig, aber diese blieben doch in ungestörtem Besitz ihrer Jagdgründe. Denn so viel Land ihnen auch abgekauft und abgeschwindelt wurde, es war doch immer noch Raum genug für die Jagdnomaden, deren Zahl ohnehin durch Blattern, Branntwein und schlechte Krankheiten sich verminderte. Die feindlichen Völker konnten sich nach alter Weise und mit Herzenslust unter einander befehden und Scalpe in Hülle und Fülle in ihre ledernen Zelthütten hinein bringen. Sie unternahmen auch Mord- und Raubzüge gegen die Weißen. Mit einem Wort: es war noch hinreichend Platz für das urwüchsige Treiben der braunen Leute.

Dann aber wurde Gold auch in den Felsengebirgen am Fuße des Pikes Peak im heutigen Colorado entdeckt; in Idaho, Montana und Nevada lag edles Metall, das viele Tausende weißer Männer anzog. Jetzt waren diese nicht mehr, wie früher, nur Durchzügler, welche an den großen Salzsee oder nach Californien reisten, sondern sie wurden Ansied-

*) The City of the Saints and across the Rocky Mountains to California, by Richard F. Burton, London 1861. — Le Far West Americain, 1867, par M. L. Simonin, „Le Tour du Monde" Nr. 232—235. — New-America, by W. Hepworth Dixon, Leipzig 1867. I. p. 43—83. — Einzelne Nummern des „Newyork Weekly Herald" und der „Tribune".

ler und verfuhren mit und auf dem Grund und Boden der Indianer ganz so, als ob derselbe ihr Eigenthum sei. Von da an nahmen die Fehden kein Ende; sie wurden so raffinirt-infam, daß uns Schauder in Mark und Bein dringt, wenn wir die Schilderungen dieser Greuel lesen. In die Seele der Indianer fuhr eine wilde Verzweiflung und diese steigerte sich, als der Bau der großen Westbahn immer weiter landein rückte, die Jagdgründe durchschnitt und die Gründung von vielen Hundert Ortschaften im Gefolge hatte. In den früheren Einöden herrscht das rege Treiben arbeitsamer Menschen, die Wildniß hat einen ganz neuen Charakter erhalten, Büffel und Indianer sind schon jetzt mehr oder weniger deplacirt. Man muß es der Regierung in Washington zum Ruhme nachsagen, daß sie ihrerseits es von Anfang an mit den Indianern gut gemeint hat; sie schloß Verträge, bewilligte für angekauftes Gebiet den verschiedenen Stämmen sogenannte „Annuitäten", Jahrgelder und Geschenke; sie hätte den braunen Mann gern seßhaft gemacht und „civilisirt". Aber in jenen fernen Gegenden konnte sie ihn nicht gegen Beeinträchtigung, Betrug und üble Behandlung schützen. Auch war es lediglich ein Wahn, wenn man annahm, daß der Prairie-Indianer in einen seßhaften Menschen umgewandelt werden könne. Die Begabung zum Ackerbauer ist ihm ein- für allemal von der Natur versagt worden; er muß Jagdnomade sein und bleiben oder er geht zu Grunde. Dagegen kann man mit wohlgemeinten Experimenten nichts ausrichten, natura usque recurret.

Wir wollen durch die folgenden Mittheilungen dem Leser einen Einblick in die gegenseitige Stellung der Weißen und der Indianer zu verschaffen suchen. Das wilde Element und die Civilisation liegen in blutigem Streite, der erst zu Ende gehen kann, wenn das erstere bis zu völliger Ohnmacht abgeschwächt sein wird.

* * *

Die Indianerunruhen und namentlich die Raubzüge der Schayennes im Westen des Staates Kansas, in der ganzen Region zwischen dem Platte und dem Arkansas sind bedenklicher geworden, seitdem diese rothen Leute im Frühjahr

Häuptlinge der Schayennes.

1866 sich von einem Major Wynkoop betrogen glaubten. Dieser Offizier kam als Bevollmächtigter der Regierung, um einen jener Verträge abzuschließen, bei welchen der Unterhändler allemal Profit zu machen weiß. Er gab diesen Prairiejägern Decken und Waffen, Mehl und Branntwein; sie ihrerseits versprachen die Auswandererzüge und die Kaufmannsgüter zu respectiren. Er hatte hoch und theuer versichert, daß sie für ihre Büffelgründe gar nicht besorgt zu sein brauchten, denn der Große Vater in Washington denke nicht daran, eine Straße durch die Smoky-Hill-Gegend zu eröffnen. Aber als der Major fort war, kamen sie dahinter, daß er ihnen Lügen gesagt habe. Denn noch während er in ihren Zelthütten schlief und mit ihren Häuptlingen Römernase, Schwarzer Falke und Gesprenkelter Hund Elennfleisch aß, hatten die weißen Leute eine Straße abgesteckt, die genau mitten in die Weidegegend der Büffel führte.

Hepworth Dixon, der vollkommen begreift, daß es sich dabei um die Lebensfrage der Indianer handelt, stellt Betrachtungen an. Sie haben, sagt er, von den Weißen vernommen, daß alle Straßen frei und offen sein müssen. Man könne von Newyork bis St. Louis sich ungehindert bewegen, und so müsse es auch weiterhin nach Westen bis zum Großen Salzsee sein. Das ist aber, wie die Indianer meinen, nur Kindergeschwätz. Würde man dem Schwarzen Falken erlauben, auf den Feldern in Ohio rc. zu jagen? Dürfte der Gesprenkelte Hund seine Zelthütten in den Straßen von Indianopolis aufschlagen? Könnte Römernase zwischen Newyork und St. Louis Schafe und Kühe tödten und verzehren, also Thiere, welche nun auf den früheren Weiden der Büffel und Elenne sich nähren? Gewiß nicht. Die Schayennes, Arapahoes und Sioux sagen: „Der Jagdgrund gehört den indianischen Jägern." Die besten Büffelgegenden, welche man bisher ihnen noch gelassen hatte, liegen namentlich am Smoky Hill, am Grand Saline und am Republican Fork, wie auch an der Smoky-Hill-Kette, wo das sogenannte Buffalogras wächst. Dorthin kommen die Bisonten in ganzen Herden und von diesen hängt der Schayenne für seine Wintervorräthe ab. Wenn man nun die Herden stört, wohin sollen sie dann ziehen? Im Süden liegt der vielbenutzte Handelsweg, die sogenannte Arkansasstraße, welche von St. Louis nach Santa Fé in Neumexico führt, nördlich die Straße von Omaha, am Platte

aufwärts, nach dem Großen Salzsee. Wo aber der weiße Mann sich ansiedelt oder häufig hin- und herzieht, dort verschwindet der Büffel, und der Bau einer Straße durch die Smoky-Hill-Gegend bedeutet so viel als ihn verjagen. „Der weiße Mann kommt, der Büffel geht; wenn er gegangen ist, verhungern Squaw und Papuse (Kind);" so sagte der Schwarze Falke. —

In Colorado sind die Indianer nicht mehr ruhig geworden, seitdem die Goldgräber ins Land kamen, namentlich seit 1863. Kein Postwagen war vor ihnen sicher, und noch im Herbst 1867, als Simonin von Omaha nach Denver fuhr, hatte derselbe eine bewaffnete Schutzwache. Trotzdem kamen Ueberfälle häufig vor; der rothe Mann scalpirte nicht bloß die Indianer, sondern auch die Postkutschen, indem er die obere Bedeckung, das Leder, vom Wagen ablöste. Der eben erwähnte Reisende sah auf seiner Fahrt durch Colorado überall Stationen und Meierhöfe in Trümmern liegen; sie waren eingeäschert worden. Dann und wann begegneten ihm Karawanenzüge, welche Nachts ihre Wagen zusammenstellten, um sie als Verschanzung gegen etwaige Ueberfälle

Der „Gefleckte Wolf", ein Schayenne-Häuptling.

zu benutzen. Die früher einander feindlichen Stämme der Schayennes, Arapahoes und Sioux hatten ihre Fehden vergessen und einen Bund gegen die Weißen geschlossen, der noch heute, September 1868, in voller Kraft ist. Die früher vereinzelten Banden haben sich nun zu Truppenkörpern zusammengeschaart und mehrere derselben sind bis zu 1500 Mann stark, alle gut beritten. Eine Indianerdeputation, welche 1863 nach Denver kam, um sich mit den Weißen zu verständigen, hatte nichts ausgerichtet. Dann unternahmen die Wilden einen Sturm gegen das Fort Sedgwick, wohin sich viele Weiße mit all ihrer Habe geflüchtet hatten. Sie wichen erst, als anhaltendes Kartätschenfeuer eine große Anzahl von ihnen niedergestreckt hatte.

Die gegenseitige Erbitterung wurde immer ingrimmiger. Als die regulären Truppen nichts ausrichten konnten, zogen Freiwillige ins Feld und das Gemetzel wurde methodisch betrieben. Charakteristisch ist jenes am Sandy Creek, einem Zuflusse des Arkansas. Diese gräßliche „Chivington-Massacre" vom 29. November 1864 ist von den Indianern nicht vergessen worden und hat ihre Wuth noch ärger aufge-

Die sieben großen Häuptlinge der Schayennes und Arapahoes im Jahre 1863.

stachelt. Der Schauplatz der Missethat liegt etwa acht deutsche Meilen südlich von Denver. Chivington befehligte das dritte Freiwilligenregiment von Colorado, in welchem Männer dienten, denen die Indianer Frauen entführt und alle Habe genommen hatten. Der Oberst feuerte ihre Leidenschaft noch mehr an und fiel über ein Indianerlager her, in welchem die weiße Fahne wehete. Die rothen Leute leisteten schwache Gegenwehr; alle, Männer, Frauen und Kinder, wurden ermordet; Alles wurde scalpirt; den Frauen wurde der Bauch aufgeschlitzt, den Kindern zerschmetterte man den Kopf an Steinen; man schnitt Ohren und Finger ab, um die silbernen Ringe zu erbeuten, und diese weißen Schandgräber der christlichen Civilisation verübten Scheußlichkeiten, welche mit den ärgsten Barbareien der Indianer jeden Vergleich aushalten. Chivington prahlte groß mit diesem Siege und rühmte sich, daß er fünfhundert Stück Ungeziefer vertilgt habe. Der blutbedeckte Mann hatte darauf gerechnet, für seine Heldenthat den Generalsrang zu erhalten. Aber seine Scheußlichkeiten schrien doch allzu grell gen Himmel; die Bundesregierung ließ eine Untersuchung anstellen und cassirte ihn. — Die Folgen der „Massacre“ blieben nicht aus. Die Schayennes und Arapahoes schlossen ein Bündniß mit den Keiowäs, Komantsches und Apatsches und weit und breit wurde der Kriegspfad beschritten. Nur die Yutahs schlossen sich nicht an.

Von Seiten der amerikanischen Regierung gab man sich Mühe, den Frieden wieder herzustellen, und es gelang ihr, in der Mitte des Octobers 1867 in Kansas mit fünf Indianerstämmen einen Friedensvertrag abzuschließen, der aber auch keine feste Unterlage hat. Man will um jeden Preis die Indianer in ihre Reservationen einschließen, um sie dort militärisch überwachen zu können. Das ist der Sinn, in welchem General Sherman einen Generalbefehl erlassen hat, welchen wir in der „Newyork Tribune“ vom 18. August 1868 finden. Die Zahlung der Jahrgelder soll nicht ferner durch die betrügerischen Indianeragenten erfolgen, sondern durch das Armeecommando. Die Sioux sollen in eine Reservation gebracht werden, die nördlich von Nebraska, westlich vom Missouriflusse liegt. Die Schayennes, Arapahoes, Keiowäs und Komantsches bekommen eine Reservation angewiesen zwischen Kansas, Arkansas, Texas und dem hundertsten Meridian. Für die Upsarokas, Navajoes und Schoschonis, d. h. Schlangenindianer, ist gleichfalls je ein General zur Ueberwachung ernannt worden. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß es sich hier um eine Strecke handelt, welche etwa 18 Breitegrade einnimmt und nach Westen hin bis tief nach Arizona und Neumexico hineinreicht. Man muß nun abwarten, ob das neue System sich bewährt und ob die Indianer sich einhägen, gleichsam einzäunen lassen werden. Mit jenen Völkern, die früher schon vom Hause aus auf festen Punkten ansässig waren und Mais und Kürbisse pflanzten, z. B. den Tschirokis, Kriks, Tschikasas, ist man einigermaßen zu Wege gekommen; aber die Prairie-Indianer, diese Büffeljäger, sind ganz andern Schlages und haben von der Natur ganz andere Anlagen erhalten.

* * *

Sehr häufig werden von Indianern weiße Frauen entführt, deren Schicksal höchst beklagenswerth ist. Bei allen Unterhandlungen mit den Indianern dringen die Commissäre allemal zuerst darauf, daß weiße Frauen und Kinder ausgeliefert werden.

Eine Pennsylvanierin, Frau Lucinda Ewbanks, hat unterm 22. Juni 1865 zu Julesburg folgende Aussage niedergeschrieben und beschworen: „Ich wohnte auf unserer Farm am kleinen Blauen Flusse, unweit von den Narrows, an der Grenze zwischen Colorado und Kansas. Am 24. August 1864 wurde die Farm von den Indianern überfallen, ausgeraubt und niedergebrannt; die Schayennes führten mich, meine beiden Kinder, meinen Neffen und das sechszehnjährige Fräulein Laura Roper als Gefangene ab. Mein ältestes Kind war drei, das jüngste ein, mein Neffe sechs Jahr alt. Wir wurden anfangs nach Süden hin geschleppt, über den Republican River, und dann gegen Westen hin an einen kleinen Fluß, auf dessen Namen ich mich nicht besinne. Dort schlugen sie für einige Zeit ihre Zelthütten auf, aber während des Winters waren sie immer auf der Reise. Ich befand mich anfangs im Zelt eines alten Häuptlings, der mich durch schreckliche Behandlung zur niedrigsten Unterwürfigkeit zwang. Dann verkaufte er mich an Doppelgesicht, einen Sioux, der mich nicht als seine Frau betrachtete, wohl aber prügelte und zu allen häuslichen Arbeiten zwang, als sei ich eine Squaw. Doppelgesicht verkaufte mich an einen andern Sioux, Schwarzfuß, dessen Squaws mich ganz schauderhaft mißhandelten. Auch Schwarzfuß prügelte mich unbarmherzig und die übrigen Indianer behandelten mich wie einen Hund, weil ich von Schwarzfuß nichts wissen wollte. Nun kaufte Doppelgesicht mich wieder, und von ihm wurde ich etwas weniger schlecht als früher behandelt. Bei den Sioux hatte ich es insofern besser als bei den Schayennes, als jene mir doch etwas mehr zu essen gaben und ich nicht oft Hunger zu leiden hatte. Ich blieb bei ihnen bis in den Mai 1865. Während des Winters kamen Schayennes; sie wollten mich und mein jüngstes Kind kaufen, um uns lebendig zu verbrennen, aber Doppelgesicht wollte mich nicht hergeben. Wir waren damals am nördlichen Platte, wo gerade viele Weiße von den Indianern ermordet wurden; diese trieben auch viel Vieh weg. Sie brachten die Scalps der Weißen ins Lager, zeigten mir dieselben und lachten dabei. Sie befahlen mir mehrmals, mein Kind zu entwöhnen; dessen weigerte ich mich jedoch standhaft. Ich wußte wohl, daß sie es mir für immer wegnehmen würden, wenn es nicht mehr die Brust bekam, und ich hätte es dann sicherlich niemals wieder gesehen. Meine Tochter hatten sie mir gleich anfangs weggenommen und sie kam mir nicht wieder zu Gesicht. Heute habe ich hier in Julesburg den Mann gesehen, welcher sie zurückgebracht hat. Er heißt Davonport, wohnt in Denver und erhielt sie vom Doctor Smith. Die Schayennes gaben sie im September 1864 dem Major Wynkoop aus Colorado; sie starb aber schon, in Folge dessen, was sie bei den Indianern gelitten, im nächsten Februar. Auch mein Neffe, welchen der Major gleichfalls bekommen hatte, starb in Folge schlechter Behandlung in Denver.“ — Solcher Geschichten könnte man zu Hunderten erzählen. Doppelgesicht und Schwarzfuß, welche den Weißen in die Hände fielen, haben 1866 im Fort Laramie ihren Tod am Galgen gefunden.

* * *

In sehr drastischer Weise schildert Hepworth Dixon die Stimmung und das Verfahren der weißen Ansiedler wie der Indianer. Bei der Metzelei am Sandy Creek fiel der Häuptling Weiße Antilope wie ein Kriegsheld in einem romantischen Gedichte. Nach dem Ueberfalle Chivington's und als er sah, daß Gegenwehr vergeblich sein werde, sprang er auf einen Sandhügel, entblößte seine Brust und rief den Bleichgesichtern zu: Nun gebt Feuer! Sofort wurde er von mehr als zwanzig Kugeln zu Boden gestreckt, und bald nachher lag ein Haufen von Weiber- und Kinderleichen um ihn herum.

Im Westen des Missouri fand Dixon, daß alle Welt jenes Gemetzel am Sandy Creek als eine „gesunde Lection“ für die Indianer betrachtete. In den atlantischen Städten

Zelthütten der Sioux.

fällte man dagegen ein strenges Urtheil, weil der Weiße Antilope die Friedensflagge auf seinem Zelte gehabt habe. Chivington, der, wie oben schon bemerkt, seines Ranges verlustig erklärt wurde, stellte das in Abrede. Er behauptete, im Lager der Schayennes seien mehrere sogenannte Hundssoldaten gewesen, eine Bande rothhäutiger Räuber und Mörder, welche seit Monaten eine Menge von Unthaten verübt hatten. In der Gewalt der Indianer hätte sich ein weißes Mädchen von sechszehn Jahren befunden; außerdem hätten sie drei andere Kinder an die Bürger verkauft und sich gerühmt, daß sich noch mehrere Frauen in ihren Zelthütten befänden, die sie aber nicht verkaufen wollten. Auch habe man im Lager goldene Ringe, Bänder, Photographien und mehrere Scalps erbeutet. — Auf einer Farm am Running Creek, nicht weit von Denver, lebte ein Herr Hungate. Die Schayennes brannten sein Haus nieder, trieben das Vieh weg, thaten der Frau abscheuliche Ungebühr an, ermordeten die Kinder und schossen zuletzt den Mann todt. Allen wurden die Scalpe abgezogen, die Leichen wurden zerhackt und zerstampft. So brachte man sie nach Denver und trug sie dort in den Straßen zur Schau umher. Auf solche Weise wurde die Wuth angestachelt. Aber der Sohn der Weißen Antilope schweifte dann auf den Prairien weit und breit umher und rief die anderen Stämme zu einem Rachezug auf. Seine Mahnung hat Gehör gefunden; dafür zeugt der Indianerkrieg im Jahre 1868.

Der Neger ist unterwürfig, dienstbar und kann geleitet werden. Mit dem Schayenne und dem Sioux ist platterdings nichts anzufangen. Diese zähen Menschen kann der Yankee nicht verdauen. Von ihm hat der braune Mann das Branntweintrinken gelernt, der Yankee nahm von ihm die Vielweiberei und das Scalpiren an. Fast alle alten Trappers, Maulthiertreiber und Wagenlenker sind Polygamisten. Jem Baker am Clear Creek hat zwei Squaws,

Verbrennung eines weißen Gefangenen.

Mageary am Südplatte drei, Bent am Smoky Hill hat sechs Frauen. Wenn der Kleine Bär sich in Branntwein betrinkt und dann eine seiner Frauen todtprügelt, so belustigt sich der Yankee Jem Smithers mit dem Scalpjagen. Man hört Dinge in den Prairiegegenden, worüber einem das Blut in den Adern erstarrt. Jack Dunkier in Central City scalpirte fünf Sioux und seine weißen Kameraden sahen dabei zu. Derselbe biedere „Colorado Boy“ kam einmal nach Denver geritten; an seinem Sattel hing die Lende eines indianischen Kriegers; er rühmte sich, zwei Tage lang von solchem Lendenfleische gelebt zu haben. Einer der Helden vom Sandy Creek kam nach Denver zurück; er hatte das Herz einer Indianerin auf eine Stange gesteckt. Als er die Squaw erschossen, schnitt er ihr die Brust auf und riß das Herz heraus. Niemand hatte dafür ein Wort des Tadels; die in den Straßen versammelte Menge jubelte ihm zu. Doch konnte er sich hinterher nicht mehr in der Stadt halten; er zog weiter, man weiß nicht wohin. —

Sehr ergrimmt sind die Indianer darüber, daß die Yankees Gräber entweihen. Leute, welche einen Waarenzug der Regierung geleiteten, kamen an die Begräbnißstätte eines großen Häuptlings. Sie warfen muthwillig die Steine umher, schnüffen die Knochen des großen Kriegers hierhin und dorthin, raubten Bogen, Pfeile, Glasperlen und andern Schmuck, dann auch einen Löffel aus Büffelhorn, welchen Dixon als Andenken von einem Offizier der Unionsarmee bekommen hat! —

Man sieht, wie wild das ganze Leben und Treiben des einen wie des andern Theils ist, und welche Rolle dort „die Bestie im Menschen“ spielt. Da, wo der Indianer aus Habsucht die Berührung mit dem Weißen nicht scheut und wo er mehr oder weniger auf die Büffeljagd verzichtet, ist er auch ein Faullenzer und seine Squaw muß ihm den Lebensunterhalt erwerben. Ueberhaupt ist der „Herr des Pfeils und des Tomahawk“ viel zu stolz, um irgend etwas Anderm obzuliegen als der Jagd und dem Kriege. Und triebe ihn

der Hunger nicht auf die Jagd, so würde er nur fechten und trinken. Solch ein „Tapferer der Prairie“ reitet auf seinem Gaul, am Sattel hängt eine Flinte, oder er hat Bogen und Pfeile und ist mit Flitterputz behängt. Seine Squaw muß nebenher gehen; sie trägt ihr Papuse auf dem Rücken und in der Hand einen Beutel mit Lebensmitteln. An der großen Westbahn sah Dixon eine Horde Pahnis (Pawnees) liegen; sie tranken Branntwein und rauchten Taback, während sie ihre Frauen als Arbeiterinnen für einen halben Dollar Tagelohn vermiethet hatten; dafür karrten diese Steine und trugen Holz. Freilich, der Mann kauft seine Squaw, er hat für sie vielleicht eine Decke, oder ein altes Gewehr, oder ein Faß Branntwein gegeben, und nach alter Sitte ist er unbedingt ihr Herr und Gebieter, kann sie auch beliebig verkaufen; sie hat keinerlei Recht. Sie muß alle Arbeiten verrichten und sich auch einem andern Manne hingeben, wenn ihr Herr, welcher sich dafür bezahlen läßt, das verlangt; sobald sie aber ohne seine Erlaubniß einem Andern Gunst gewährt, dann schlitzt er ihr die Nasenflügel auf und prügelt sie entsetzlich. Das ist einmal altes Herkommen.

So steht sie herabgewürdigt da. Sie ist schmutzig, schamlos, frech, und wenn es sich darum handelt, gräßliche Dinge zu verüben, dann läßt man das Weib los. Der Krieger erlegt seinen Feind mit einem Keulenschlage und nimmt den Scalp, aber er wird ihm nicht die Haut vom Leibe ziehen oder ihm die Fingergelenke abbrechen, die Nägel ausreißen, die Augen ausdrehen oder Feuer unter die Fußsohlen legen; das thut die Squaw dem noch lebenden Feinde; sie martert ihn zu Tode und weidet sich an seinen Qualen. —

So weit Dixon. Diesem Wilden gegenüber ist nun auch der Weiße wie ein Wilder geworden. Vor einem halben Jahrhundert waren die Prairiekaufleute nur selten belästigt worden. Als seit 1822 in Folge der Unabhängigkeit Mexicos das spanische Monopolwesen dort gebrochen wurde und ein regelmäßiger Karawanenhandel zwischen St. Louis und Neumexico eröffnet wurde, kamen die Weißen in öftere Berührung mit den Indianern. Wir haben das Zeugniß Josiah Gregg's, der selber ein Prairiekaufmann war, dafür, daß die Weißen, „statt sich wohlwollend zu benehmen, stets geneigt waren, jeden Indianer, dessen sie habhaft werden konnten, kaltblütig ums Leben zu bringen.“ Julius Fröbel, welcher gleichfalls mit einer Handelskarawane nach Neumexico gezogen ist, schreibt: „Es ist eine Thatsache, daß der Versuch, ganze Indianerstämme zu vergiften, von weißen Leuten gemacht worden ist, und ich selber habe mehrmals die Frage discutiren hören, wie das am besten zu machen sei.“ (Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien. Leipzig 1859. II, S. 109.)

„Die Civilisation der Weißen ist unbarmherzig, auch da, wo sie das Gegentheil sein möchte. Manche Völker anderer Racen sind außer Stande, sie auch nur theilweise zu ertragen, geschweige denn in sich aufzunehmen. Für solche ist selbst die Sorgfalt, welche man ihnen widmet, gleichbedeutend mit allmäliger Vernichtung. Andere, und zu ihnen gehören die nordamerikanischen Prairievölker, nehmen gar keine Civilisation an, sind mit den Trägern derselben in unablässigem Streit, und es kann nicht ausbleiben, daß sie ausgerottet werden. Sie verstehen und begreifen gar nicht, was der weiße Mensch von ihnen will und verlangt. Ohnehin ist derselbe ein Eindringling, ist der ärgste Feind, verjagt den Büffel und wirft die Wilden aus dem Gleichgewichte. Daher dann ein unversöhnlicher Zwiespalt.“ (Geographie des Welthandels von Karl Andree, I, S. 240 ff.) Ich habe dort die Aeußerungen des Capitäns Marcy angeführt, des Entdeckers der Quellen des Red River. Dieser Kenner der Prairie-Indianer schreibt: „Ich war nie im Stande, zu entdecken, daß die wilden Stämme im Westen auch nur eine Eigenschaft hätten, welche bei civilisirten Völkern als Tugend betrachtet wird und die den menschlichen Charakter zieren.“ Er verlangt rücksichtslose Strenge, d. h. einen Vernichtungskrieg. Die Aussagen und Ansichten eines alten Trappers, mit welchem er sich über die „Indianerfrage“ unterhielt, sind kennzeichnend für die Verhältnisse. Der Gebirgsjäger erklärte jeden Indianer für „Ungeziefer“; er sei nur ein „halber Mensch“ (im Yankee-Englisch, wie es Marcy in seinem Prairie traveller, Newyork 1859, p. 206 wiedergiebt: The Injuns are the most onsartainest vermints in all creature, and J reckon tha'r not mor'n half human). Man müsse alle Rothhäute zu einem Festmahl einladen und sie glauben machen, daß es sich um einen großen Festschmaus handle; dann wäre es zweckmäßig, über sie herzufallen und die Hälfte des Ungeziefers zu scalpiren; nachher würden die Uebriggebliebenen dann wohl einen stichhaltigen Frieden machen. Von Treu und Glauben hätten sie keinen Begriff! Ganz richtig aber war es, wenn der alte Trapper sagte: They can't understand white folks ways and the won't learn um. Das ist für den Anthropologen eine ausgemachte Sache. Aber sie wissen doch sehr wohl, daß es sich um ihre Existenz handelt, und in dieser Beziehung fehlt es ihnen nicht an scharfer Beurtheilung.

* * *

Einen Einblick in die Lage der Indianer und in die Bedrängniß, unter welcher sie leiden, gewährt die Rede, welche der große Häuptling der Kräheninidianer im Herbste des Jahres 1867 beim Fort Laramie hielt. Auf den 12. November, zum Vollmond, waren sie von den Commissären der Unionsregierung nach Fort Laramie zu einer Berathung einberufen worden. Es handelte sich darum, einen dauernden Frieden anzubahnen. Auch die Sioux und die Schayennes waren eingeladen worden, sie erschienen jedoch nicht. Die Kräheninidianer dagegen waren weit hergekommen, aus ihrem Jagdgebiete, das in Dakotah am obern Missouri zu beiden Seiten des Yellowstoneflusses liegt. Sie selbst nennen sich Upsarokas.

Diese Indianer sind von kräftigem Körperbau und gelten für tapfer nach Indianerweise. Die sechszehn Häuptlinge hatten Frauen und Kinder mitgebracht; eine Anzahl von Kriegern war gleichfalls erschienen, alle mit rothbemalten Wangen. Sie wollten sich, obwohl oftmals von den Beamten der Regierung schmählich betrogen und übervortheilt, noch einmal auf ein Pauwau, d. h. eine berathschlagende Verhandlung, einlassen, während die Sioux von nichts mehr wissen mochten. Sie hatten dem Unterhändler gesagt: „Wir sind jetzt auf der Jagd und können nicht abkommen!“ Als man ihnen eine Stafette nach der andern schickte, erklärten sie: „Für eine weite Reise ist es jetzt zu kalt. Ohnehin haben die Weißen uns stets belogen und betrogen; sie haben uns nichts zu befehlen; wir brauchen nicht zu kommen. Der Große Vater (der Präsident) mag seine jungen Leute (die Soldaten) abberufen aus unserm Lande; dann wollen wir einen Vertrag mit ihm schließen, der kein Ende haben soll.“ — Im Fort Laramie liefen eben damals Berichte ein, daß in Colorado und in Montana von Seiten der Schayennes und Arapahoes manche Mordthaten an weißen Ansiedlern verübt worden und Raubüberfälle häufig seien.

Um zehn Uhr Morgens erschienen die Upsarokas zum Pauwau, alle festlich geschmückt und manche zu Pferde Auch die Frau (die Squaw) des großen Redners Bärenzahn war beritten. Der erste Häuptling, Schwarzfuß,

trat vor und stellte seine Krieger auf, die alle verschieden gekleidet waren. Der eine trug eine Büffelhaut über einem Baumwollenhemde, der andere eine wollene Decke über einer Jacke von Hirschleder, der dritte eine abgelegte Offiziersuniform, deren Beinkleide der Boden fehlte, denn diesen schneiden die Indianer allemal heraus. Andere trugen Lederhosen. Am Hals und in den Ohren hing allerlei Zierrath, mit dem auch das lange Haar geschmückt war.

Die Häuptlinge stimmten einen ernsten, melancholischen Gesang an, in welchem manchmal auch schrillende Töne vorkamen, und gingen in feierlichem Schritte vorwärts, ohne sich um die versammelte Menge zu bekümmern; dann traten sie in den großen Berathungssaal, wo sie sich je nach ihrem Rang auf Bänke setzten. Die Commissäre hatten Stühle; die Dolmetscher und Indianeragenten standen; der Stenograph und die Berichterstatter einiger Zeitungen hatten an einem Tische Platz genommen. Dann erschienen mehrere indianische Frauen, setzten sich auf die Bänke neben den Männern, z. B. das Laufende Wasser, die Gelbe Stute und die Bärentödterin. Doctor Mathews, Regierungsagent bei den Upsarokas, stellte diese den Commissären vor und zur Begrüßung wurde die Friedenspfeife herumgereicht.

Nun erhob sich Bärenzahn, trat vor, that drei Züge aus seinem Calumet, reichte diesen zuerst dem Doctor Mathews und sagte: „Rauche und erinnere Dich heute meiner; thue, um was ich Dich ersuche.“ Dann gab er die Pfeife dem alten General Harney: „Rauche, Vater, und erbarme Dich meiner;“ dann dem Obersten Taylor: „Vater, rauche und vergiß nicht, daß wir arm sind.“ Darauf reichte er sie vier Generälen und noch einem Obersten und sprach zu ihnen in ähnlichem Sinne. Nachher ließen alle Upsarokas den dumpfen Ton Ahu hören; derselbe spricht zugleich eine Begrüßung und Billigung aus.

Bärenzahn setzt sich und erklärt, daß er bereit sei zu hören, was die Weißen ihm zu sagen haben. Taylor steht auf und liest seine Rede vor, die Satz für Satz vom Dolmetscher übersetzt wird. Der Inhalt war: Wir sind alle Brüder; das sagen wir unseren Freunden, den Häuptlingen und Kriegern des Volkes der Upsarokas. Euer Großer Vater hat uns von Washington hierher geschickt; er will von Euch selber hören, worüber Ihr Euch beschwert. Die Weißen haben Euer Land occupirt, um Metalle zu graben, Straßen anzulegen und Häuser zu bauen. Der Büffel nimmt schnell an Menge ab. Nun wünschen wir, daß Ihr uns denjenigen Theil Eures Gebietes bezeichnet, welchen Ihr ausschließlich und allein für Euch selber behalten möchtet; den andern Theil wollen wir Euch abkaufen. Auf Euren „Reservationen“ (dem vorbehaltenen Theile) wollen wir ein Haus für den bei Euch wohnenden Regierungsagenten bauen, eine Schmiede, eine Ackerwirthschaft, eine Mehlmühle, eine Sägemühle und eine Schule. Auch sollt Ihr alle nöthigen Werkzeuge bekommen; Ihr könnt damit den Boden bebauen und habt dann Lebensmittel genug, wenn auch der Büffel verschwunden ist. Geschenke für Euch sind eben jetzt unterwegs. Nachdem ich Euch dieses gesagt habe, wollen wir nun hören, was Ihr meint; wir hegen gegen Euch die besten Gesinnungen.“

Der erste Theil dieser Rede wurde beifällig aufgenommen; der zweite mit entschiedener Ungunst. General Sanford ließ erläuternd hinzufügen, die Weißen wollten nur denjenigen Theil des Gebietes behalten, auf welchem sich ohnehin schon Ansiedler niedergelassen hätten; das beruhigte aber die Indianer nicht. Bärenzahn richtete dann an jeden Commissär einige Worte, mit denen er um Gerechtigkeit bat; er sei weit hergekommen; es friere ihn und er habe Hunger; Büffel hätten sich unterwegs nicht blicken lassen. „Seht mich Alle an; ich bin ein Mensch wie Ihr, ich habe Kopf und Angesicht wie Ihr; wir sind Alle ein Volk. Ich möchte, daß meine Kinder und mein Volk recht lange glücklich leben möchten.“

Dann trat er auf Harney und Taylor zu, drückte beiden convulsivisch die Hand und begann nun seine eigentliche Rede, welche wörtlich nach dem Dictat des Dolmetschers stenographisch niedergeschrieben wurde.

„Väter, Väter, Väter, hört was ich sage. Denkt an Eure jungen Leute (Soldaten) im Bighorngebirge. Sie haben das Land durchstreift, den Wald verwüstet, den grünen Rasen zerstört und Brand angelegt. Väter, Eure jungen Leute haben das Land verwüstet, unser Vieh getödtet: das Elenn, den Hirsch, die Antilope und den Büffel. Sie tödten nicht, um das Fleisch zu genießen, das lassen sie liegen und verfaulen. Väter, wenn ich in Euer Land ginge und dort Euer Vieh tödten wollte, was würdet Ihr sagen? Hätte ich dann nicht Unrecht und würdet Ihr mir nicht den Krieg machen? Nun hört: die Sioux haben mir Hunderte von Maulthieren und Pferden geboten, wenn ich gegen Euch in den Krieg ziehen wollte, und ich habe es nicht gethan.“

„Das ist nun schon eine Weile her. Ihr hattet einen Vertrag mit den Upsarokas geschlossen und einen unserer Häuptlinge mit Euch genommen in Eure Staaten. Ihr wißt, was ich sagen will; jener Häuptling kam nie wieder zu uns zurück. Wo ist er? Gebt uns, was er hinterlassen hat. Wir, seine Freunde und Angehörigen, sind gekommen, um seinen letzten Willen zu vernehmen.“

„Ich hörte, daß Ihr wie zu uns so auch zu den Sioux Eilboten geschickt und ihnen Taback gegeben habt. Aber die Sioux sagten mir, sie würden nicht kommen, weil Ihr sie schon einmal betrogen hättet. Sie wollen Euch behandeln, wie Ihr sie behandelt habt. Sie sagten uns auch: die weißen Väter werden Eure Ohren durch schöne Worte berücken und Euch Versprechungen machen, welche sie nicht halten. Geht nur zu ihnen, Ihr werdet schon sehen, daß sie Euch nur zum Besten haben. — Ich ließ die Sioux reden und bin doch zu Euch gekommen. Wenn ich wieder in unser Gebiet gelange, werde ich unterwegs die Hälfte meiner Pferde verloren haben.“

„Väter, Väter, ich schäme mich nicht, vor Euch zu reden. Der Große Geist hat uns Alle geschaffen, den rothen Mann in die Mitte gesetzt und die Weißen rings herum. Macht aus mir einen gebildeten Indianer. Ah, mein Herz läuft über und ist voll Bitterkeit. Alle Upsarokas, die alten Häuptlinge in früheren Tagen, unsere Großväter und Großmütter haben uns oft gesagt: Haltet Freundschaft mit den Bleichgesichtern, denn sie sind mächtig. Wir nun haben ihren Rath befolgt und was ist daraus geworden?“

„Vor mehr als zwanzig Jahren, als unsere Upsarokas am Missouri lagerten, schoß ein weißer Häuptling unserm Häuptling eine Kugel durch den Kopf.“

„Am Yellowstone standen drei Wagen; dabei befanden sich drei weiße Männer und eine weiße Frau. Vier Upsarokas kamen zu ihnen und baten um ein Stück Brot. Da nahm einer der Weißen sein Gewehr und schoß einen Häuptling, den fuchsrothen Hengst, auf der Stelle todt. (— Diese Thatsache ereignete sich im Jahre 1854. —) Wir vergaßen diese Missethat. Ich erinnere Euch daran, um zu zeigen, daß die Weißen so gut wie die Indianer Unrecht gethan haben.“

„Vor einiger Zeit ging ich nach Fort Benton (— dem bekannten Handelsposten hoch oben am Missouri —), denn auch wir hatten Unrecht verübt. Meine jungen Leute schossen aus Versehen auf Weiße. Ich bat deshalb den weißen Häuptling um Verzeihung; ich gab ihm neun Maulthiere und sechzig Büffelfelle, um das geschehene Unrecht zu sühnen.

Ich wollte die Sache wieder gut machen. Dann ging ich nach Fort Smith am Bighornriver; dort fand ich Weiße. Als ich vor die Offiziere kam und ihnen die Hand reichen wollte, schlugen sie mir mit den Fäusten ins Gesicht und warfen mich zur Erde. So sind wir von Euren jungen Leuten behandelt worden."

„Väter, Ihr rathet mir, die Erde umzugraben und Vieh zu züchten; ich mag aber von solchen Dingen nichts hören. Ich bin mit dem Büffel aufgewachsen und habe ihn lieb. Seit meiner Jugend habe ich, gleich Euren Häuptlingen, gelernt tapfer zu sein; ich kann mein Zelt aufschlagen, wenn es nöthig ist, und nach Gefallen auf der Prairie herumstreifen. Erbarmt Euch unserer. Ich mag weiter nichts mehr reden. Und Du, Vater (zu Taylor sich wendend), nimm hier diese Mokassins und halte Dir die Füße warm."

Bei jedem Satze machte Bärenzahn eine Pause, damit der Dolmetscher übersetzen könne; um seine Worte eindringlicher zu machen, begleitete er sie mit angemessenen Bewegungen. Zwei andere Redner setzten dann weitere Beschwerden auseinander. Der eine verlangte Abberufung aller Soldaten und Goldsucher aus der mehr als zweihundert deutschen Meilen breiten Gegend zwischen dem Südplatte und dem obern Missouri, also aus einem großen Theile der Gebiete Dakotah, Wyoming und Montana. Er wies bündig nach, daß der jüngste Vertrag, welchen die Upsarokas mit den Weißen geschlossen hätten, von den letzteren nicht gehalten worden sei. Sodann zählte er auf, wie viel Betrug die Indianeragenten verübt, und verlangte rechtliche, glaubwürdige Männer als Agenten. — Ein dritter Redner, schon ein bejahrter Mann, der Wolf, verlangte gleichfalls die Entfernung der Soldaten und erklärte rund heraus: kein Upsaroka werde sich so tief herabwürdigen, daß er Ackerbau treibe.

Als man am andern Tage den Häuptlingen einen schriftlichen Vertrag vorlegte, verweigerten sie die Unterzeichnung, angeblich weil nicht alle ihre angesehenen Männer anwesend seien. Beide Theile versprachen, nach sieben Monden, wenn das Gras grün sei (am 5. Juni 1868), wieder ein Pauwau zu halten.

Man hat im Juni viele Pauwaus gehalten, aber zumeist fruchtlos, und gerade um jene Zeit haben die Indianer von Texas bis zum obern Missouri, von Kansas bis tief nach Colorado und Neumexico hinein den Kriegspfad beschritten und nie zuvor sind die Fehden so wild, grausam und blutig gewesen als eben jetzt.

Zu jenem Pauwau waren auch einige Arapahoes gekommen, welche auf beiden Seiten des obern Arkansas nach Norden hin bis zum Platte umherstreifen. Ihre Häuptlinge wurden am 13. November 1867 von den Commissären empfangen. Diese Söhne der Steppe hatten es offenbar darauf abgesehen, die Weißen zu betrügen, von denen sie schon so oft betrogen worden waren. Sie traten glattzüngig auf, um Geschenke zu erhalten und betheuerten ihre Friedensliebe. „Wir wollen," sagten sie, „Alles thun, was die Weißen nur wünschen, ja wir wollen Spaten und Pflug zur Hand nehmen und den Acker bestellen." Für so schöne Versicherungen gingen sie denn auch nicht leer aus; man beschenkte sie reichlich. Aber gerade sie sind es, welche gemeinschaftlich mit den Schayennes in Kansas und Colorado so entsetzliche Greuelthaten verüben, daß nun keiner von ihnen, welcher den Weißen in die Hand fällt, geschont werden soll. Der Ausrottungskrieg hat begonnen.

Als wir eben diese Zeilen geschrieben, kamen uns die Newyorker Blätter vom 29. August 1868 zu. Aus Lawrence in Kansas wird gemeldet, daß man einen langdauernden Krieg mit den Indianern erwarte. „Die Hinschlachtungen unbewaffneter Bürger von Kansas und die viehischen Mißhandlungen von Frauen und Mädchen durch einzelne Banden der Schayennes und Arapahoes wurden in solcher Weise ausgeführt, daß man einen wohlüberlegten Plan annehmen muß. Diese Ansicht wird auch von Allen bestätigt, welche lange Jahre in ununterbrochenem Verkehre mit den Rothhäuten gestanden haben und mit ihren Absichten und Plänen bekannt sind. General Sheridan hat am 24. August von Fort Harker aus einen Befehl erlassen, in welchem er verfügt, daß die Indianer mit Gewalt in die ihnen südlich von Kansas vorbehaltenen Reservationen geschafft werden sollen. Man will sie zwingen, die Frevler auszuliefern, welche zwanzig unbewaffnete Bürger ermordet, eine weit größere Anzahl verwundet und an Frauen und Kindern Frevel verübt haben, die zu abscheulich sind, als daß man sie näher beschreiben könnte." — Aber die regulären Truppen werden keine leichte Arbeit mit so „schlüpferigen" Feinden haben; man will deshalb Freiwillige aufbieten und auch solche Indianerstämme, welche mit den Schayennes und Arapahoes in schlechtem Einvernehmen leben.

Die Meeresströmungen.

Von **Herm. J. Klein.**

II.

Es wurde im Vorhergehenden gezeigt, daß die Aequatorialströmung des Atlantischen Meeres sich gegen die kleinen Antillen wendet und zwischen ihnen durch in den Meerbusen von Mexico strömt, den sie durch den Florida-Canal wieder verläßt. Hierdurch wurde die Frage nach dem Ursprunge des Golfstromes von selbst beantwortet. In der That, die warmen Wasser, welche in jenen kesselartigen Golf eindringen, werden dorthin getrieben durch die Aequatorialströmung; sie finden dort nur seitwärts einen schmalen Durchgang, und weil die Strömung vom Aequator her mit gewaltiger Wucht nachdrückt, wird das warme Wasser durch die Florida-Straße gewissermaßen gepreßt, um den weitern Lauf zu nehmen, auf dem wir dasselbe später verfolgen werden. Diese Erklärung ist so naheliegend, daß man sich wundern muß, wie man so manche allzu gekünstelte Theorie des Ursprungs vom Golfstrome gewissermaßen an den Haaren herbeigezogen hat. Freilich, wenn die warmen Wasser der äquatorialen Strömung im Mexicanischen Meerbusen den Küsten desselben und deren Krümmungen so gehorsam folgen würden, wie man dies in den meisten Karten durch schöne, geschlängelte

Linien dargestellt findet, so muß der gewaltige Durchbruch bei der Florida-Straße ein Räthsel bleiben, indem unter solchen Verhältnissen an einen gewaltsam pressenden Nachdruck der äquatorialen Strömung nicht zu denken wäre. Aber man hat sich den Mexicanischen Meerbusen als einen vollkommen mit warmem Wasser angefüllten Kessel zu denken, der zwei Oeffnungen besitzt. An der einen wirkt der Druck der nachdrängenden Wassermassen, während in Folge dessen durch die andere ein beschleunigter Abfluß stattfindet. Maury sagt: Die Frage, wie der Golfstrom entstehe, hat die Geographen schon lange in Verlegenheit gesetzt. Neuere Forschungen werfen einiges Licht auf das Problem, aber sie erklären noch keineswegs Alles.

Früher behauptete man, der Mississippi sei der Erzeuger des Golfstromes, und nach der von ihm in den Mexicanischen Meerbusen entsandten Wassermasse lasse sich die Strömungsgeschwindigkeit des Golfstromes berechnen. Aber Capitän Livingstone warf diese Theorie dadurch über den Haufen, daß er zeigte, wie der Mississippi noch nicht ein Dreitausendstel des Wassers dem Golfe zuführt, das durch den warmen Strom in den Ocean entweicht. Zudem ist das Wasser des Golfstromes salzig, jenes des Mississippi süß, und jene Forscher vergaßen, daß gerade so viel Salz, als durch diesen Strom aus dem Golfe entfernt wird, ihm auch wieder aus dem Weltmeere zugeführt werden muß, vorausgesetzt, daß man nicht große Salzlager auf seinem Grunde annehmen will, was jedenfalls willkürlich und sehr unwahrscheinlich ist.

. Livingstone stellte an Stelle der von ihm gestürzten eine neue Golfstrom-Theorie auf, wonach die Geschwindigkeit der Strömung von der Bewegung der Sonne in der Ekliptik und dem Einflusse abhänge, den sie auf die Gewässer des Atlantischen Oceans ausübt. Diese ganze Hypothese ist aber viel zu unklar, um Beifall finden zu können, und in der That hat sie auch nur als hingeworfene Hypothese vorübergehende Aufmerksamkeit erregt.

Mehr Beifall fand Franklin's Theorie, nach welcher der Golfstrom nur ein Abfluß der Wassermassen ist, welche durch die Passatwinde in das Caraibische Meer gedrängt werden. Der Druck jener Winde auf das Wasser des Golfs soll gleichsam die Quelle für den Strom vorstellen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß gewaltige, anhaltende Winde bedeutende Strömungen hervorrufen. Aber nichtsdestoweniger genügt Franklin's Theorie keineswegs allen Umständen der Erscheinung. Wäre sie richtig, so müßte die Strömung hauptsächlich nur an der Oberfläche statthaben und könnte nicht in die Tiefe hinabreichen, was doch thatsächlich stattfindet und allein schon durch die langsame Temperaturabnahme in höheren Breiten bewiesen wird. Im Florida-Canal aber beträgt die Tiefe des Golfstromes nach Maury mehr als 1000 Fuß.

Man kann den Thatsachen, wie sie wirklich vorliegen, nur dadurch genügen, daß man als wichtige Ergänzung der Franklin'schen Theorie den Druck der äquatorialen Strömung des südatlantischen Oceans hinzufügt. Mittelbar trägt auch der Mississippi zur Entstehung des Golfstromes bei, indem der Stoß seiner kühleren Fluthen die warmen Wasser im Golf von Mexico noch mehr zusammen- und durch die Florida-Straße hinauspreßt.

Nachdem die warmen Wasser, die im Golf von Mexico zusammengetrieben worden, westlich zwischen Florida und der Insel Cuba ihren Ausweg gefunden, folgen sie mit wachsender Erbreiterung der Ostküste von Nordamerika bis etwa zum 35. Grade nördlicher Breite. Beim Cap Hatteras beträgt die Breite des Stromes etwa 20 geographische Meilen bei einer Geschwindigkeit von 2 bis $2^1/_2$ englischen Meilen pro Stunde. Die mittlere Temperatur beträgt hier 22° R. Die Küstenvermessungs-Commission der Vereinigten Staaten hat aus einer Anzahl von Beobachtungen gefunden, daß in der wärmern Wassermasse des Golfstromes Streifen von kalten Wassern existiren, die gegen jene Temperaturunterschiede von 5° R. zeigen. Maury glaubt, daß diese kälteren Streifen in gewisser Beziehung stehen zu dem Prozeß, durch den sich die Gewässer des Golfstromes allmälig abkühlen. Allein ehe die Wahrnehmungen von kalten Wasserstreifen nicht selbst über jedem Zweifel erhaben sind, d. h. ehe man nicht jene Streifen als permanent und unabhängig von zufälligen localen Einflüssen erkannt hat, dürfte es zu früh sein, Erklärungen geben zu wollen.

Unter ungefähr 35 Grad nördlicher Breite wendet sich der Golfstrom ostwärts, und die Strömung geht, fortwährend und schnell an Breite zunehmend, in der Richtung der Azorischen Inseln weiter. Aber ehe sie diese erreicht, theilt sie sich; ein Arm, und zwar der schwächere, geht südwärts ab gegen die Canarischen und Cap Verdischen Inseln hin, wendet hier seinen Cours wieder mehr westwärts, der Umdrehung der Erde gemäß, und vereinigt sich so mit dem nördlichen Theile des Atlantischen Aequatorialstromes zu erneuetem Kreislaufe. Innerhalb des Raumes, der auf solche Weise von warmen, strömenden Flüssen im Meere umschlossen wird, haben die Wasser eine größere Ruhe und dies ist wahrscheinlich der Hauptgrund, weshalb wir hier jene unermeßlichen, wiesenartigen Tangflächen antreffen, die unbestreitbar zu den größten Merkwürdigkeiten des Oceans gehören. Die Zähigkeit, mit welcher diese Massen, die nach Martins' Untersuchungen durchaus nicht mit dem festen Meeresboden zusammenhängen, ihren Platz behaupten inmitten der See, ist bemerkenswerth. Wenigstens seit Columbus' Zeiten, seit 1493, sind jene gesellschaftlich lebenden Pflanzen an denselben Orten geblieben. Nach Humboldt's früheren Bestimmungen liegen die Fucusbänke, oder nach der ältern Bezeichnung liegt die Sargasso-See zwischen 19 und 34 Grad nördlicher Breite und 27 bis 70 Grad Länge östlich von Paris. Innerhalb dieses Raumes befinden sich an der östlichen und westlichen Grenze derselben zwei Hauptmassen von Fucus, die durch einen schmalen Streifen mit einander verbunden sind. Die Gesammtoberfläche derselben übertrifft nach Humboldt's Schätzung jene von Deutschland sechs- bis siebenmal. Wenn schon Oviedo die Fucusbänke Wiesen (Praderias de yerva) nennt, und diese Bezeichnung auch häufig von Neueren angewandt wird, so darf man doch nicht übersehen, daß es sich hier keineswegs um eine große ununterbrochene Fläche handelt, sondern um Bezirke von geringer Ausdehnung, innerhalb derer die Dichte der Pflanzen eine so verschiedene ist, daß bisweilen die Schiffe, welche sie durchschneiden, merklich in ihrem Laufe aufgehalten werden, bisweilen auch nur zerstreute Massen das dahinbrausende Fahrzeug von allen Seiten umringen. Das Phänomen der Tangflächen findet sich übrigens nicht auf jenen Theil des Atlantischen Oceans beschränkt, man bemerkt dergleichen auch in den beiden anderen Weltmeeren, wo das Wasser ruhig und gewissermaßen durch umkreisende warme Strömungen gegen den übrigen Ocean abgegrenzt ist. —

Der Nordrand des Golfstromes, wo dieser quer durch den Atlantischen Ocean auf Europa zuläuft, liegt unter 42 Grad nördlicher Breite, aber diese nördliche Grenze ist im Laufe des Jahres beträchtlichen Veränderungen ihrer Lage ausgesetzt, der Golfstrom schwankt im Ocean wie ein ungeheurer Wimpel auf und nieder.

Zwischen Island und der zerrissenen skandinavischen Küste strömen die nach Sabine noch immer 5 bis 6 Grad wärmer als die Umgebung bleibenden Wasser des Golfstromes

in majestätischer Langsamkeit nach Norden, sich nach und nach in den kalten Regionen des Eismeeres in der Nähe des Nordpoles verlierend. Gerade auf dieser Strecke, zwischen 45 und 65 Grad nördlicher Breite, gewinnt der Golfstrom seine Wichtigkeit, weshalb ihn Petermann mit Recht den Erwecker und Träger der Cultur für die ganze Erde nennt. Seinen warmen Wassern verdankt es der Europäer, daß sich unter Breiten in Europa noch Centra der Civilisation befinden, unter denen in Amerika der prächtige Pflanzenwuchs der gemäßigten Zone verschwunden ist und ein armseliges, auf niedrigster Culturstufe stehendes Volk sein kümmerliches Dasein fristet. Der Golfstrom hält die kalte, nordpolare Eisströmung von den europäischen Küsten fern, ohne ihn würden die Nord- und Ostsee eine zweite Hudsonsbay, Mitteleuropa ein zweites Canada und Labrador, Skandinavien und die nördliche Hälfte Rußlands ein anderes Grönland sein. England hat eine mittlere Sommertemperatur von 16° C., und die Temperatur des Winters sinkt im Mittel nicht unter 3° C. Wärme. Dahingegen zeigt das gleichweit vom Pole abstehende Labrador bei einer mittlern Sommertemperatur von 11° C. eine durchschnittliche Winterkälte von — 14° C. Das westliche Norwegen hat eine mittlere Jahrestemperatur von + 6,5° C., während die Jahrestemperatur des volle 10 Breitengrade südlicher liegenden Canadas nur + 1° C. ist. Durch solche Temperaturdifferenzen ist die Culturentwickelung eines ganzen Welttheiles bedingt!

Man hat mehrfach die Frage aufgeworfen, ob der Golfstrom nicht mit der Zeit seine Richtung ändern werde und Europa das Schicksal des in gleichen Breiten liegenden Nordamerikas drohe. Diese Frage ist an der Hand empirischer Thatsachen gegenwärtig noch nicht zu beantworten. Wenn man die Forschungen der Geologen zu Hülfe nimmt, so muß man allerdings gestehen, daß in der Zeit des Mammuth und der Gletscher der Golfstrom seine gegenwärtige Direction längs der europäischen Westküste nicht gehabt haben kann. Damals war die Vertheilung von Wasser und Land und die Configuration des letztern nahezu dieselbe wie heute; der Golfstrom ging längs der amerikanischen Ostküste, durch die Baffinsbay und zwischen Grönland und Island nach Norden; er verfolgte also genau denselben Weg, den jetzt umgekehrt die kalten Polarströme einhalten, während diese damals längs der europäischen Küsten nach Süden hin abgingen. Es hat also thatsächlich seit der damaligen Zeit ein Verschieben der beiden Strömungen stattgefunden, ähnlich wie dies häufiger in größerer Ausdehnung nach Dove's schönen Untersuchungen bei den Strömungen im Luftmeere vorkommt. Höchst wahrscheinlich hängt mit den damaligen Verhältnissen auch der blühende Zustand des jetzt so öden Grönlands zusammen. Oswald Heer in Zürich hat unlängst nach einer Untersuchung der fossilen Pflanzen, welche von verschiedenen Polarexpeditionen mitgebracht worden sind, 47 Holz- und 28 verschiedene Arten von Baumgewächsen erkannt, die ehedem in Nordgrönland zu Hause waren. Es fanden sich darunter Föhren, Eiben, Buchen, Eichen, Platanen, Ulmen, Nußbäume, Magnolien, ein Kirschbaum, ferner von 20 Arten Laubbäumen 4 Pappeln, von denen 2 über die ganze arktische Zone vertheilt gewesen zu sein scheinen. Eine derartige Vegetation verlangt und bedingt aber eine mittlere Jahrestemperatur von 7 bis 8° C., wie sie jetzt Irland oder Dänemark besitzt. Indem sich aber der Golfstrom immer mehr nach Osten gegen die europäischen Küsten wandte, mußte von Westen her die mittlere Temperatur der amerikanischen Nordregionen abnehmen, während jene an den europäischen Küsten wuchs, bis der heutige Charakter hergestellt war. Wodurch jenes Verschieben in der Lage der beiden entgegengesetzten Strömungen entstanden, ist heute schwerlich zu entscheiden, daß es aber stattgefunden, daran scheint kaum mehr gezweifelt werden zu können. Alles zeigt aber, daß die gegenwärtige Lage des Golfstromes nur einem Zustande labilen, nicht stabilen Gleichgewichts entspricht. Fragt man mich nach positiven Beweisen für diese Behauptung, so kann ich freilich solche kaum aufweisen, es sei denn, daß man die von Glaisher nachgewiesene säculare Zunahme der mittlern Jahrestemperatur von England als Beweis ansehen will. Nach den Zusammenstellungen dieses kühnen Forschers hat die mittlere Jahrestemperatur von Greenwich sich seit 90 Jahren um fast 2 Grad der Fahrenheit'schen Thermometerscala gehoben, während der größte Theil der mitten in Europa liegenden Orte keine solche Verbesserung seiner mittlern Jahrestemperatur zeigt. Man ist nun so eher geneigt, jene Erhöhung auf Rechnung einer Einwirkung des Golfstromes zu setzen, als sie sich am deutlichsten in der Erhöhung der mittlern Wintertemperatur, weniger klar in der Vermehrung der Sommerwärme ausspricht. Das stimmt freilich mit dem die Extreme herabziehenden, das Jahresmittel der Temperatur erhöhenden Einflusse des Golfstromes. Ob die Erhöhung des Meeresbodens in der Umgebung der Bank von Neufundland durch den Absatz der Detritusmassen der Eisfelder, die hier stranden, wie Einige wollen, auch merklich dazu beitrage, den Golfstrom mehr südwärts zu lenken, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Die Möglichkeit einer solchen Wirkung ist nicht in Abrede zu stellen. —

Von den mächtigen, tief ins Meer hinabreichenden, an den unbewegten Wassern wie an festen Ufern vorbeifließenden Meeresströmungen wenden wir uns zu denjenigen Bewegungen der oceanischen Gewässer, welche sich zwar, von feststehendem Standpunkte aus, durch das Treiben leicht beweglicher Gegenstände bemerklich machen, im Uebrigen aber durch ihre unbestimmte Begrenzung nicht minder wie durch ihre Oberflächlichkeit für die Seeschifffahrt sowohl als die Wärmevertheilung von sehr untergeordneter Bedeutung sind, zu den Treib- oder Driftströmungen. Die Ursachen dieser Strömungen sind sehr mannichfaltig; einestheils kann man sie für verschiedene Gegenden in anhaltend herrschenden Winden suchen, dann auch in dem zeitweise nicht immer ganz gleichen Niveau in den großen zusammenhängenden Meeren. Hauptsächlich, besonders in den antarktischen Regionen, entstehen ausgedehnte Driftströmungen durch das Schmelzen ungeheurer Massen Polareises, deren specifisch leichteres Wasser nahe der Oberfläche des Meeres bleibt und zur Ausgleichung der Dichtigkeit nach jenen Regionen strömen muß, wo der Salzgehalt und mit ihm die Dichtigkeit bedeutender ist.

Wenn schon die Oberflächenströmungen der Meere noch immer so wenig bekannt sind, so gilt dies in noch unvergleichlich höherm Grade von den submarinen Strömungen.

Die bei den Sondirungen größerer Meerestiefen angestellten Experimente haben, nach Maury's Bemerkung, viel Licht auf das Thema der unterseeischen Strömungen geworfen. Es dürfte hiernach eine begründete Annahme sein, daß derartige submarine Fluctuationen in allen Theilen des tiefen Meeres existiren. Wenn die gewöhnliche Leine im Boote festgehalten wird, nachdem sich etwa 2 bis 3 englische Meilen derselben abgewickelt haben, so zerreißt sie jedesmal, in Folge des seitlichen Drucks, den submarine Strömungen dagegen ausüben. Maury führt noch einige, jetzt in alle Lehrbücher übergegangene Beispiele an, in denen ein Holzblock, der in Tiefen von 600 bis 3000 Fuß zum Schwimmen gebracht wurde, während an der Meeresoberfläche ein kleiner Schwimmer die Richtung etwaiger Bewegung anzeigte, sich gegen Wind und Oberflächenströmung fortbewegte. Man schloß daraus auf unterseeische Strömungen. Becker und Gareis machen dagegen bemerklich, daß bei diesem Experi-

mente sehr leicht eine Täuschung mit unterlaufen könne, indem nur das Boot in der Oberflächenströmung trieb.

Wie es mit der Theorie der submarinen Strömungen aussieht, beweist am besten die vielberufene Strömung in der Straße von Gibraltar. Man hat die Existenz einer untern Strömung an dieser Stelle, welche der obern, durch die Wasser aus dem Atlantischen Ocean in das Mittelmeerbecken gelangt, entgegengesetzt ist, zuerst von dem Untergange eines 1712 von einem Caper in den Grund gebohrten holländischen Schiffes hergeleitet. Dieses kam nämlich einige Tage später mit seiner Ladung von Branntwein und Oel an der Küste bei Tanger, d. h. 12 englische Meilen westlich von der Stelle, wo es gesunken war, wieder zum Vorschein. Die westöstliche Oberflächenströmung hätte es nach der entgegengesetzten Richtung hintreiben müssen. Wäre die Thatsache außer allem Zweifel, so würde dadurch selbstverständlich auch die Existenz der Strömung bewiesen sein, allein dies ist nicht der Fall. Einerseits wird die Erzählung sehr unwahrscheinlich dadurch, daß zu der Zeit, wo die Versenkung des holländischen Schiffes geschehen sein soll, die vereinigte holländisch-englische Flotte sich in der Straße von Gibraltar befand, und der französische Caper, der unter den Befehlen von de l'Aigle stand, kaum gewagt haben würde, ein holländisches Schiff anzugreifen. Dann aber widerstreitet es auch, wie schon Böttger bemerkt, geradezu allen hydrostatischen Gesetzen, daß ein Schiff mit einer Ladung in einem Medium, welches dieselbe nicht tragen kann, erst untersinke und dann wieder emporsteige, wenn es nicht ein geringeres specifisches Gewicht hat. Ein sinkendes Schiff ist selbstredend schwerer als Wasser, sonst würde es nicht sinken, wenn es aber einmal gesunken ist, wie kann es geschehen, daß es genau so mit seiner Ladung, wie es sank, wieder an die Oberfläche des Wassers kommt? Es ist vielmehr anzunehmen, wenn überhaupt die ganze Sache wahr ist, daß das Schiff als Wrack an die Küste trieb und zwar deshalb westlich, weil, wie Becker und Gareis näher entwickeln, zwar in der Mitte der Straße von Gibraltar ein Einströmen, zu beiden Seiten aber ein Ausströmen des Wassers stattfindet. An eine submarine Strömung aus dem Mittelmeere in den Atlantischen Ocean ist nicht zu denken, ja eine Nothwendigkeit derselben, die man wohl früher annahm, ist nicht vorhanden. Gareis und Becker haben überzeugend nachgewiesen, daß die Einströmung bei der Straße von Gibraltar nur in der Mitte der Meerenge stattfindet, daß dagegen beiderseits eine Ausströmung vom Mittelmeere gegen den Atlantischen Ocean statthat. Auf diese Weise finden sich auch die Schwierigkeiten umgangen, welche einst Lyell gegen die untere Strömung in der Straße von Gibraltar erhob.

Altrussische Charakterzüge.

II.

Alexis Juriwitsch war ein rechter Waghals und mochte verwegene Leute gern leiden. Schade, daß er zuweilen vom Säuferwahnsinn zu leiden hatte. Er war einst auf dem Jahrmarkte, den er manchmal ohne Begleiter besuchte, und sah einen Kaufmann, auf welchen er einen Zorn hatte. Der Mann war einmal bei ihm zur Tafel gewesen und fortgegangen, ehe die Lustbarkeiten begannen, welche der Fürst für die Gäste vorbereitet hatte. Jetzt gab ihm Alexis Juriwitsch ein Zeichen, daß er mit ihm sprechen wolle. Der Kaufmann aber sagte: Ich habe keine Lust, mir von Euer Gnaden die Zähne einschlagen zu lassen. Da rief der Fürst: O, Du verfluchter Hund! und wollte den Mann packen. Der aber rannte fort, einen langen Gang hinunter, an dessen Ende ein Teich war. Da er einen Vorsprung hatte, so zog er rasch seine Stiefel aus, um besser laufen zu können. Das leuchtete auch dem Fürsten ein und er that ein Gleiches. Der Kaufmann sprang, ohne sich zu besinnen, in den Teich, der Fürst auch. Bald stand jener bis zum Kinn, dieser bis an die Brust im Wasser. — Jetzt komm, ich habe mit Dir etwas abzumachen. — Nein; Euer Gnaden können zu mir kommen. — Ei, dann müßte ich ja ersaufen. — Das hängt vom Himmel ab; ich komme nicht. —

So ging das Gespräch im Wasser hin und her, bis den Fürsten zu frösteln begann. Nun sprach er: Ich will Dir was sagen. Leute von Muth mag ich wohl leiden. Komm mit mir nach Zaboria; wir wollen mit einander essen und trinken; Deine Beleidigung sei vergessen. — Nein, Euer Gnaden lügt; Du betrügst mich und willst mich prügeln. — Nicht mit einem Finger will ich Dir wehe thun. — Ich glaub's aber doch nicht. — So ging das Gespräch weiter, bis der Kaufmann den Fürsten ersuchte, zur Bekräftigung seines Versprechens das Zeichen des heiligen Kreuzes zu schlagen.

Alexis Juriwitsch ging mehrere Schritte im Wasser zurück, schlug feierlich das Kreuz und rief alle Heiligen zum Zeugniß dafür an, daß er dem Kaufmanne nichts zu Leide thun wolle. Und nun gingen beide aus dem Teich heraus geraden Weges nach dem Schlosse. Der Fürst hat von da an jenen Kaufmann immer sehr hoch gehalten und ist ungemein freigebig gegen ihn gewesen.

Wenn Alexis Juriwitsch sein Mittagsschläfchen hielt, durfte sich keine Katze rühren. An heiteren Sommertagen ließ er einen großen Sessel auf den Balcon stellen und ruhete. So lange das währte, verhielt sich in Zaboria und auf den Wolgaschiffen Alles mausestill. Wer irgend eine Störung verursachte, wurde nach dem Pferdestalle gebracht und vor demselben ausgepeitscht. Jedermann wußte, woran er war, denn die Zeit der Mittagsruhe wurde durch eine Flagge auf dem Palast angedeutet. Eines Tages ging einer der armen Edelleute, welche der Fürst fütterte, unter dem Balcon hin. An einem nahegelegenen Fenster standen zwei adelige Frauenzimmer, denn auch solche hielt der Fürst im Schlosse. Jener wollte mit ihnen ein leises Gespräch führen, sie winkten ihm aber mit dem Taschentuch, er solle still sein. Darauf machte er allerlei Stellungen und schnitt Gesichter, worüber die Frauenzimmer lachen mußten. Zuletzt fing er ein Volkslied, „die Straße“, zu singen an und entkam ungesehen, denn der Wächter schlief.

Der Fürst war erwacht und brüllte: Wer hat „die Straße“ gesungen? Sofort wurde Nachsuchung gehalten, aber jener Edelmann lag in einem Heuhaufen und stellte sich als ob er schlafe. Der Fürst wurde wüthend und trat mit einer Peitsche vor die Thür. — Wer „die Straße“ gesungen hat, soll gleich kommen oder ich haue Euch Alle. — Niemand meldete sich. Alexis Juriwitsch ging ins Schloß zu-

rück und zertrümmerte in mehreren Zimmern Alles was er fand. Er wollte den Sänger haben.

Da verfiel der Kellermeister auf einen guten Gedanken. Er ging zum Bänkelsänger Waska und bat diesen, die Schuld auf sich zu nehmen. Waska weigerte sich lange, als man ihm aber zehn Rubel, eine damals beträchtliche Summe, bot, ließ er sich bereden. Nur bat er, daß man ihn beim Prügeln möglichst schone, falls der Fürst nicht selber Hand anlege. Dieser war inzwischen wie rasend im Schlosse herumgestürmt; er wolle Allen im Schlosse, auch den Edelleuten und den Fräulein, tausend Hiebe geben; Niemand solle verschont werden. Da rief einer: Sie bringen ihn! Der Kellermeister brachte den Waska, welchem er die Hände gebunden hatte.

Alexis Juriwitsch setzte sich, schwieg eine Weile und ließ dann Waska vor sich treten. — Hast Du „die Straße" gesungen? — Ich habe gefehlt, Euer Gnaden. — Der Fürst schwieg abermals, Alles zitterte; die Umstehenden waren mehr todt als lebendig. Dann sagte er freundlich: Du hast eine recht hübsche Stimme, und, sich zu seinem Kammerdiener wendend: gieb ihm einen gestickten Kaftan und zehn Rubel. — Ja, sprach der alte Bauer zum Haushofmeister, welcher Alles niederschrieb, da siehst Du nun, welch ein gütiger Herr Alexis Juriwitsch war. Aber auf Ordnung hielt er, und wer sich gegen diese verfehlte, bekam Prügel. —

Seine Gastfreundschaft trug das Gepräge barbarischen Prunkes. Bei großen Festlichkeiten, zum Beispiel zu seinem Geburtstage, wurden Hunderte von Leuten eingeladen. Von diesen nahmen etwa achtzig an der Tafel im Zechsaale Platz, etwa sechshundert speisten auf den Galerien und in den Nebenzimmern. Obenan saßen die Fürstin und die vornehmen Damen, am andern Ende der Fürst, die eingeladenen Generäle und hohen Beamten, alle nach dem ihnen gebührenden Range. Zur Seite des Fürsten stand ein junger Bär; neben demselben hatte der Yurodewe, der Idiot, seinen Platz; er war barfuß, schmutzig, zerlumpt, trug nur ein Hemd und hielt eine Schale in der Hand. In diese schüttete Seine Gnaden allerlei aus den verschiedenen Schüsseln sammt Pfeffer und Senf, Wein und Quas. Das mußte der Simpel hinabwürgen und dabei Ammenlieder singen. Den Bären Mischka fütterte der Fürst mit höchsteigener Hand; auch goß er ihm so viel Wein in den Rachen, daß der Bär zuletzt nicht mehr auf den Beinen stehen konnte. Die Gäste im Saale aßen von Silbergeschirr, der Fürst und seine Gemahlin von Gold. Hinter jedem Stuhle waren zwei Diener jeden Befehls gewärtig, und in einer Ecke des Saales hatten die Possenreißer, Zwerge, Taubstummen und einige Kalmücken ihre Stelle; sie mußten sich mit einander balgen, so lange die Tafel dauerte. Am Schluß derselben wurde die Gesundheit des Fürsten getrunken; die Gäste im Saale erhielten Champagner, die übrigen Meth und Obstwein; die Musikanten spielten, die Sänger stimmten Lieder an, die Kanonen donnerten, die Zwerge und die Possenreißer kapriolten um Seine Hoheit herum, die Gäste zerschlugen die Gläser auf das Glück und Gedeihen des hohen Hauses und der betrunkene Bär mußte aus Leibeskräften brüllen. Hinterher wurde feuriger Ungarwein als Schlaftrunk gereicht.

Gegen Abend wurden Alle geweckt, denn um sieben Uhr begann der Ball. Im Schlosse war Alles glänzend erleuchtet; draußen brannten Theertonnen und an beiden Ufern der Wolga mächtige Feuer. Sobald der Fürst mit seiner Gemahlin eintrat, spielten die italienischen Musikanten eine Polonaise. Der Gouverneur der Provinz trug einen grünen Kaftan mit rothem Besatz über einer gelben Jacke, eine ungeheure Wolkenperrücke und über der Brust eine Cavallerieschärpe. So trat er auf die Fürstin zu, verbeugte sich und reichte ihr die Hand zur Polonaise. Nach derselben nahmen alle Gäste ihre Sitze ein. Als ein Vorhang aufgezogen wurde, erschien Dunyaschka, das schönste Mädchen im Dorfe, in Pompadourkleidung, mit gepudertem Haar und Schönpflästerchen. Sie stellte eine Schäferin vor, sprach ein Gratulationsgedicht und dann trat Paraschka vor, eine andere Schäferin, die viel von Lämmern und Liebe zu sagen wußte. Zaboria hatte seinen Poeten, Simeon Titisch, und dieser ließ es bei solchen Gelegenheiten nicht an sich fehlen. Er war ein Edelmann und trank gern recht viel; wenn er dichten sollte, mußte man ihn Tage lang einsperren; sonst wurde er nicht nüchtern. Der Küchenjunge Andruschka sprang überkeck zwischen dem Feuerwerk umher; er stellte den Phöbus dar, und damit man das wisse, bestand seine Kleidung aus einem gelben Kaftan und blauen, mit Goldflittern besprenkelten Beinkleidern. Natürlich fehlte die Leier nicht, ein mit Saiten überzogenes Holz; in das Haar hatte man ihm Messingdraht geflochten, — die Sonnenstrahlen. Auch die Musen fehlten nicht; neun Mädchen setzten dem Fürsten Kränze auf. Man trank bis zum lichten Morgen.

Mitten in den Schwelgereien wurde er in seinen späteren Jahren, als er längst seine Gemahlin nicht mehr hatte sehen wollen, von Gewissensbissen ergriffen und dann bekam er fromme Anwandelungen. Er konnte nicht schlafen, wenn Nachts der Wind heulte; er wähnte das Winseln und Jammern von Seelen zu hören, deren er manche auf seinem Gewissen hatte. Dann rief er: „Ich habe ja Niemand beraubt, ich beneide Keinen, und ich gebe ja den Armen reichlich! Weshalb soll Gott mir nicht gnädig sein?" Er betheuerte, daß er mit Satan nichts zu schaffen haben möge, aber es wandelten ihn Todesgedanken an, und einst sagte er zu einem Edelmanne, der auf Besuch bei ihm war, er wolle von seiner Gemahlin Abschied nehmen, mit welcher er seit fünf oder sechs Jahren kein Wort gesprochen. Als ihn der Edelmann deshalb lobte und hervorhob, daß die arme Frau in Folge des Kummers sehr abgehärmt sei, trat beim Fürsten sogleich die Bestialität wieder hervor: „Bah, man muß nicht viel Aufhebens von ihr machen; sie ist nur ein Weibsbild und müßte eigentlich eine tüchtige Tracht Schläge bekommen! Aber es ist ein abscheuliches Ding mit dem Sterben. Ja, wenn man nur wieder jung werden könnte! Ah, ich habe ja nichts Böses gethan; kein Huhn auf dem Hofe kann sich über mich beklagen. Wenn mir's nur nicht so wüst im Kopfe wäre!" Nachdem er lange unstät aus einem Zimmer ins andere gegangen war, blieb er plötzlich stehen und rief: „Ich will Mönch werden! Meine Frau mag zum Teufel gehen, ich sorge allein für meine Seele. Ihr sollt für mich beten; ich bin ein armer Sünder. O weh, wenn die letzte Stunde kommt! Sagt mir, meint Ihr wohl, daß ich im ewigen Feuer brennen müsse?"

Als er sich solchergestalt der Verzweiflung hingab, ertönte ein Jagdhorn und die Hunde bellten. Sogleich sprang er auf, nahm sein Gewehr, schwang sich in den Sattel und sprengte fort wie der wilde Jäger. Als er zurückkam, fand er einen Brief von seinem Sohne Boris Alexiewitsch. Als er denselben gelesen, fing er an wie ein Stier zu brüllen; in seiner grenzenlosen Wuth zertrümmerte er Spiegel, Tische, Glas, Porzellan, — Alles was zu vernichten war; die Dienerschaft floh hierhin und dorthin. Er rief nach seiner Gemahlin. Der Lakai Doremidow sagte, sie befinde sich unwohl. Dafür schlug ihm der Fürst fünf Zähne ein und rannte dann in die Gemächer der Fürstin. Sie lag sehr angegriffen auf dem Sopha und Kondratie Sergiewitsch, ein achtbarer verarmter Edelmann, welcher in Zaboria ein Unterkommen gefunden hatte, las ihr aus der Lebensbeschreibung der heiligen Barbara vor. Nun schrie er sie an: „Du hast Deinen

Sohn schlecht erzogen, Du hast ihn so verdorben, daß er nun ein gemeines Weibsbild heirathen will!"

Am nächsten Morgen war von Kondratie Sergiewitsch keine Spur zu entdecken und die Fürstin war eine Leiche. Alexis Juriwitsch veranstaltete ein ganz prächtiges Begräbniß. Drei Archimandriten und einhundert Popen hatte er herbeigerufen; der Leichenzug war lang und Alle weinten; nur der Fürst, welcher dicht hinter dem Sarge herging, vergoß keine Thräne. Aber er sah verstört und hohläugig aus, seine Lippen zuckten convulsivisch und manchmal zitterte er plötzlich am ganzen Leibe. Sechs Wochen lang wurden die Schaaren von Bettlern, welche nun in Zaboria zusammenströmten, Tag für Tag gespeist und an jedem Sonnabend bekamen sie eine Geldspende. Nach dem Begräbnisse saß der Fürst bei Tafel zwischen zwei Archimandriten, mit denen er sich über die heilige Schrift, über Christenpflichten und die Rettung der Seele höchst erbaulich unterhielt. „Die arme Fürstin, sie ist nun dahin. Sie führte ganz anspruchslos das Leben einer Heiligen und sie hat nun ihren Platz im Himmel unter den Seligen, die vom Herrn gebenedeit sind. Nun sie nicht mehr ist, hat auch für mich das Leben keinen Reiz mehr; ich will ins Kloster gehen und demselben 40,000 Rubel schenken." Als ein Archimandrit ihm bemerkte, daß er ja einen Sohn habe und keinen raschen Entschluß fassen solle, fluchte er auf den Sohn, der am Tode seiner Mutter schuld sei. Er habe Schimpf und Schande über ihn, seinen Vater, gebracht, indem er eine Weibsperson geheirathet habe, die keinen Kopeken besitze und die höchstens gut genug sei, Schweine zu füttern. Als die Selige vernommen, was ihr Sohn gethan habe, sei die Arme zu Boden gesunken; das liebe Täubchen wäre nach einer Stunde todt gewesen. „Nun soll Borka (der Sohn) erfahren, was jetzt geschieht. Ich bin ein kräftiger Mann, ich will wieder heirathen, werde Kinder bekommen und die sollen Alles erben; Borka kann mit seiner Weibsperson betteln gehen. Im Nothfalle würde ich das Gänsemädchen Malaschka heirathen."

Eben trank ein Priester die Trisna. Für den Leichenschmaus wird dieses Getränk besonders zubereitet; es besteht aus einem Gemisch von Wein, Rum, Meth und Bier. Sobald der Becher rund geht, erheben sich alle Anwesenden, die Geistlichen sprechen ein Gebet und nach demselben wird die Trisna auf das Wohl der abgeschiedenen Seele getrunken. Alle an der Tafel standen auf, nur allein Fürst Alexis Juriwitsch blieb sitzen. Dann warf er sich plötzlich vor den Heiligenbildern nieder und weinte bitterlich. Nur mit Mühe brachte man ihn wieder auf die Beine. „Am andern Tage," so erzählte der alte Bauer, „war der gnädige Herr dann so betrübt, daß er sehr viele Bauern auspeitschen ließ, und mehrere prügelte er selber. Jeder, der vor seine Augen kam, sollte Unrecht gethan haben und bekam Hiebe." Die kleinen Edelleute, welche sich bisher in Zaboria füttern ließen, konnten es dort nicht mehr aushalten, aber zum Glück dauerte die schlimme Laune Seiner Gnaden nur etwa acht Tage lang, und als er auf der Jagd einen Bär erlegt hatte, war er wieder ungemein lustig und leutselig. Man merkte aber doch, daß die Schwäche über ihn gekommen war. Wenn er sich zum Beispiel seiner Gewohnheit nach auf ein Faß Branntwein setzte und die Gesundheit der Anwesenden trinken wollte, dann ereignete es sich wohl, daß es sich wie eine dunkle Wolke auf sein Gesicht legte; er ließ den Becher fallen. Eben hatte er laut gelacht; jetzt war Alles todtenstill. Wenn er dann wieder zu sich selber kam, sagte er wohl: Lieben Brüder, Ihr habt Euch wohl erschrocken? Ja, so geht's im Leben, ich werde wohl bald abfahren. — Dann stimmte er ein lustiges Lied an, Alle mußten singen und das Trinken dauerte bis in die Nacht hinein.

Nachdem seit dem Tode der guten Fürstin etwa ein Jahr vergangen war, schrieb Prinz Boris seinem Vater, daß er ihn in Zaboria besuchen wolle. Alexis Juriwitsch ließ den Kellermeister kommen und sprach: Borka will mit seiner Weibsperson hierher kommen. Keiner soll sich unterstehen, diese beiden zu begrüßen, jeder soll ihnen ins Gesicht lachen und bellen. Ins Haus dürfen sie kommen, aber keiner spannt die Pferde aus. Wenn sie von mir eine Lection erhalten haben, können sie sich gleich wieder in den Wagen setzen.

Der Prinz kam und seines Vaters Befehle wurden genau befolgt. Vor Zaboria waren etwa anderthalbhundert Bauerjungen aufgestellt, welche ein Hohngelächter aufschlagen und die Zungen ausstecken mußten. An der Einfahrtsthür des Schlosses stand Alexis Juriwitsch, wild, wüthend, mit einer Peitsche in der Hand. Die Dienerschaft war auf einen gräßlichen Sturm gefaßt; um denselben wo möglich zu beschwören, hatten sie heimlich einen Popen ins Schloß kommen lassen.

Das junge Paar stieg vom Wagen. Der Fürst rannte mit geschwungener Peitsche auf sie zu, als er aber der jungen Frau ins Gesicht sah, blieb er plötzlich wie angedonnert stehen; die Peitsche fiel ihm aus der Hand, sein Antlitz strahlte vor Entzücken. Prinz Boris fiel vor ihm auf die Knie; die Prinzessin wollte ein Gleiches thun, aber der Schwiegervater schloß sie in seine Arme, sagte ihr die freundlichsten Worte, erklärte sich mit der Heirath einverstanden und ließ große Festlichkeiten veranstalten. Von nun an war in Zaboria Alles heiter und bei Tafel ging Alles anständig her. Zwerge, Possenreißer, Bären und Trunkenheit waren verschwunden. Das war das Werk der jungen Prinzessin Warwara Michailowna. Wenn sie sagte: Vater, das und das ist doch eigentlich nicht recht, so folgte er ihr. Niemand wurde mehr geprügelt; alle Peitschen wurden verbrannt. Diejenigen armen Edelleute, welche dem Branntwein allzu sehr ergeben waren, schaffte man aus Zaboria fort und sie wurden auf anderen Gütern des Fürsten untergebracht. Alexis Juriwitsch trank nur mäßig, und wenn er ja einmal ein Glas zu viel genossen hatte, sagte er, daß das ja seine Tochter nicht erfahre. Gegen seinen Sohn war er gütig; sobald derselbe einen Leibeserben habe, wolle er, Alexis Juriwitsch, ins Kloster gehen. Als Warwara Michailowna einen Sohn gebar, kannte die Freude des Alten keine Grenzen. Er trug den Säugling im Schlosse umher und sang ihm Ammenlieder vor; am Tauftage ließ er zweihundert Leibeigene frei. Als das Kind nach Verlauf einiger Monate starb, legte der Großvater sich zu Bett, aß einige Tage lang keinen Bissen und sprach kein Wort.

Rußland gerieth mit dem Könige von Preußen in Krieg und Prinz Boris, der im Heere diente, wurde einberufen. Warwara blieb in Zaboria zurück. Der Alte segnete den Sohn vor den Heiligenbildern und ermahnte ihn, tapfer zu fechten. In Zaboria ward nun Alles sehr still. Nach Monaten kam ein Brief von Boris, der in Memel stand und nicht weiter mit dem Heere vorrücken sollte.

Alexis Juriwitsch hatte sich lange liebe Zeit musterhaft betragen. „Da ist Satan wieder einmal über ihn gekommen und hat ihn gepackt." Bei einem Rückfall in die alte Bestialität hatte er Warwara so schnöde behandelt, daß sie ohnmächtig niedergesunken war. Nun wurden wieder Peitschen angeschafft und die wilden Saufgelage kamen an die Tagesordnung. An denselben nahm ein Bandit Theil, welcher früher Mitglied einer seit längerer Zeit versprengten Räuberbande gewesen war. Alexis Juriwitsch fand Gefallen an diesem Räuber, welcher ihm nun als Spion diente. Eines Tages brachte er ihm einen Brief, welchen er aufgefangen hatte; es war ein Schreiben Warwara's an Boris. Der Fürst las dasselbe und ging dann pfeifend, die Hände auf

dem Rücken, im Schlosse umher. Am andern Tage lief aus Zimogorsk ein Brief vom Gouverneur und vom Woywoden ein, an welche Warwara sich schriftlich gewandt hatte; jene meldeten ihren Besuch an. Abends hatten Alexis Juriwitsch und der Bandit Grischka Schatun sich stundenlang eingeschlossen. Am andern Morgen erhielt die Dienerschaft Befehl, allerlei Sachen der Prinzessin Warwara einzupacken; sie wolle nach Memel zu ihrem Gemahle reisen. Gegen Abend nahm die Prinzessin Abschied; als sie ihren Schwiegervater küßte, zitterte sie am ganzen Leibe; sie wäre beinahe umgefallen. Das wurde von der ganzen Dienerschaft bemerkt. Hebt sie in den Wagen! rief er einigen seiner Leute zu.

Nach ihrer Abreise ging Alexis Juriwitsch spät Abends in den früher erwähnten Pavillon und blieb dort lange Zeit. Als er herauskam, zog er den Schlüssel ab und warf ihn in die Wolga. Alle Zugänge zu jenem Theile des Gartens wurden vernagelt und gesperrt; Niemand durfte dorthin gehen.

Eine arme Frau, Arina, welche seit Wochen am Fieber gelitten, war verschwunden, Niemand wußte wohin. Etwa vierzehn Tage nach Abreise der Prinzessin kam Grischka Schatun mit den beiden Kammerfrauen, welche als Dienerinnen mitgegangen waren, zurück. Sie meldeten, daß Warwara unterwegs gestorben sei, sie habe die Anstrengungen der Reise nicht aushalten können. Schatun brachte ein Zeugniß vom Arzte mit, auch einen Todtenschein von einem Priester, der sie begraben hatte. Der Fürst verschloß beide Scheine. Wie verhielt es sich mit alle dem? Alexis Juriwitsch hatte die alte Arina fortschaffen lassen und die war wirklich unterwegs am Fieber gestorben; man gab sie dann für die Fürstin Warwara aus; — diese war im Pavillon eingeschlossen worden. Schatun und dessen Helfershelfer mußten eine Fahrt auf der Wolga machen, als ein starker Wind blies und der Strom mit Eisschollen trieb. Das Boot war insgeheim leck gemacht worden. Der Fürst stand auf der Uferanhöhe und beobachtete. Als das Schiff sank, schlug er ein Kreuz, ging nach dem Kloster und bestellte dort Seelenmessen für die Prinzessin und für die Ertrunkenen.

Nachdem er einem Gottesdienste beigewohnt hatte, ließ er im Schlosse eine Menge Branntweinfässer auflegen und eine Menge von Bauern herbeiholen. Mit diesen zechte er ununterbrochen mehrere Wochen lang. Ein Bauer bekam einen Diamantring, ein anderer ein Stück Sammet &c.

In dieses Treiben kam eine plötzliche Unterbrechung. In Zaboria erschien ein Offizier mit Soldaten. Alexis Juriwitsch legte seine Generalsuniform an, ließ sich eine Knute reichen und war solchergestalt zum Empfange der Soldaten vorbereitet. Als sie eintraten, blieb er sitzen. Der Major erklärte ohne weitere Umschweife, daß er den Auftrag habe, genaue Untersuchung über das Verfahren des Fürsten im Allgemeinen und über die Prinzessin insbesondere anzustellen.

Alexis Juriwitsch fuhr ihn wild an. „Wie kannst Du Dein schandbares Gesicht vor mir zeigen! Ich werde Dich und Deine Kerle auspeitschen lassen, und wenn der Woywode kommt, soll er auch Prügel bekommen!“

„Nur gemach! Alexis Juriwitsch. Ich habe eine Schwadron Dragoner bei mir und — merke wohl auf — ich bin zu Dir gekommen auf besondern Befehl der Kaiserin!“

Das war ein Donnerschlag! Er zitterte und rief einmal über das andere: Nun bin ich verloren! Dann warf er sich vor dem Major auf die Knie, bot ihm zwanzigtausend Rubel, damit er abziehe, kurz er benahm sich elend und erbärmlich im höchsten Grade. So verwirrt war er, daß er auf die Fragen des Majors keine zusammenhängende Antwort geben konnte. Derselbe verschob deshalb das Verhör auf den folgenden Tag. Den Fürsten zog es unwillkürlich in den Bildersaal; vor dem Porträt Warwara's sank er bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, ließ er das Gesicht seiner Schwiegertochter sogleich schwarz überpinseln; der Kopf hatte sich, wie er wähnte, bewegt.

Eine Stunde später war dieser Unhold eine Leiche; von seiner Familie ist kein Sprößling mehr vorhanden. Alexis Juriwitsch war ungemein reich; sein Silbergeschirr war viele, viele Centner schwer, und in seinem gewölbten Verschluß hatte er Weinfässer mit harten Rubeln gefüllt. Seine Verschwendung ging ins Weite, doch erbte sein Sohn Boris noch Werthe von Millionen. Auch er vergeudete blindlings und lebte in Saus und Braus, gleichfalls im Stil eines moskowitischen Edelmannes der alten Zeit, obwohl bei weitem nicht so roh und brutal, wie sein Vater. Er blieb trotzdem ein reicher Mann; sein Tod erfolgte durch eine Unverdaulichkeit. Dessen Sohn Daniel Borissowitsch besaß immer noch Tausende von „Seelen“. Er bemühete sich, die Güter von den auf ihnen lastenden Schulden zu befreien, erreichte jedoch diesen Zweck nicht. Er lebte wie ein Grand Seigneur und hatte mancherlei sehr kostspielige Liebhabereien. Längere Zeit war er der Gesandtschaft des Fürsten Woronzoff in Paris attachirt, verfiel dann, gleich Kaiser Alexander, in die mystischen Schwärmereien der Frau von Krüdener, verausgabte viel Geld für sogenannte philanthropische Zwecke und für eine Uebersetzung der Bibel ins Russische. Dafür gingen 800 Seelen flöten. Daniel's Tochter, Natalie Danilowna, liebte das Leben und Treiben in den deutschen Bädern und lebte später ein Vierteljahrhundert lang in Italien. Ihre Leiche wurde aus Rom nach Zaboria geschafft. Als sie dort ankam, ergab die Inventur des Nachlasses die baare Summe von 12 Rubel und 50 Kopeken, während alle Güter mit Schulden überbürdet waren. Nahe Blutsverwandte waren nicht da; von den entfernteren wollte keiner die Schulden Natalien's in Italien bezahlen und dafür Zaboria übernehmen. So kam dasselbe zur öffentlichen Versteigerung und es gelangte in den Besitz eines Menschen, der früher Aufwärter in der Dorfschenke gewesen war. Dieser Bauer bezog das Schloß Zaboria; die Gläubiger bekamen 65 Procent. So war das Ende dieses moskowitischen Fürstenstammes!

Ueber die Eid- und Schwurringe bei den arischen Völkern.

II.

Von **Professor Dr. L. Lindenschmit** in Mainz.

In der Abhandlung Bd. XIII, S. 329 ff. dieser Zeitschrift, welche durch Heranziehen bisher unbeachteter Denkmale und Bekanntgebung neuer Forschungsresultate einen weitern Gesichtskreis für die Beurtheilung dieses anziehenden Gegenstandes eröffnet, wird zugleich auf die Nothwendigkeit einer vollständigern Uebersicht der betreffenden alterthümlichen

Funde hingewiesen und der Wunsch nach allseitigen Kundgebungen in dieser Beziehung ausgesprochen. In Folge dieser Aufforderung geben wir einige weitere Nachweise solcher Ringe, welche vielleicht zur fernern Klärung dieser dunkeln Frage beitragen mögen, wenn auch etwa nur in negativer Weise durch Ausscheidung von Formen und Funden, welche mit der vorliegenden Untersuchung in keinem Zusammenhange stehen können.

Zunächst an die merkwürdigen Erzringe des Braunschweiger Museums anknüpfend, welche Seite 334 unter Nr. 10, 11 und 12 zum ersten Male veröffentlicht erscheinen, freuen wir uns, denselben eine bis jetzt schon immerhin namhafte Zahl gleichartiger und nächstverwandter Bildungen an die Seite stellen zu können. Zwei dieser Ringe sind im Besitze des Museums in Darmstadt, gefunden unweit Grünberg in Hessen und abgebildet bei Lindenschmit: Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. II, Heft VII, Tafel 2 unter Nr. 1 und 2. Die nämliche Tafel dieses Werkes giebt auch einen Ring derselben Gattung, welcher in dem Pfahlbau von Morges erhoben wurde und sich jetzt im Besitze des Herrn Präsidenten Forel daselbst befindet. Einen andern gleichartigen Ring von bedeutender Größe fanden wir bei der Ausstellung in Paris in der Abtheilung histoire du travail unter den sogenannten gallischen Bronzen aufgelegt. Der Katalog sagt unter Nr. 532 von demselben: Très-grand bracelet creux, partie de la circonférence déprimée. Il est orné de groupes de filets de très fort relief et d'annelures finement gravées au trait, M. Danjon à Fougéres (Isle-et-Villaine).

13

14

Zwei der Form von Nr. 10 nahestehende unter Nr. 13 hier gegebene Ringe besitzt das Museum von Mainz aus einem Grabe bei Worms, und noch eine weitere verwandte Form in dem Ringe Nr. 14.

Daß aber unter diesen sieben hier aufgezählten Ringen sich schon vier befinden, welche verlässigen Berichten gemäß paarweise in Gräbern gefunden sind, darf immerhin als bemerkenswerth und für die Beurtheilung ihrer Bestimmung nicht ohne Bedeutung hervorgehoben werden.

Außer dieser eigenthümlichen Form sind es noch zwei besondere Arten von Ringen, welche bisher als Schwurringe bezeichnet wurden; jene vorzugsweise in Mecklenburg und Pommern gefundenen Ringformen des Schweriner und Stettiner Museums (abgebildet in Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. II, Heft 7, Tafel 2) und jene durch den bekannten Goldring des Kopenhagener Museums repräsentirte Form (abgebildet in dem Leitfaden für nordische Alterthumskunde, 1837, S. 43 *).

Ueberblicken wir nun diese sehr verschiedenen Formen der für Eidringe erklärten Ringe, so finden wir Reife oder Bänder, welche entweder durch ihren geringen innern Durchmesser, durch ihre gedrückte und ovale Form oder durch ihre nach innen vorragenden Knöpfe das Tragen am Arme theils geradezu unmöglich, theils selbst für kurze Zeitdauer äußerst beschwerlich machen würden. Wir sehen jene Bezeichnung auf ganz eigenthümliche Bildungen beschränkt, welche nur darin übereinstimmen, daß sie den Gebrauch als Armring ausschließen und keiner der mannichfachen Arten dieses weitverbreitetsten und beliebtesten Schmuckgeräthes der alten Völker zuzutheilen sind. Es mußte nahe liegen, für diese eigenthümlichen Bildungen auch eine besondere Bestimmung zu suchen, und ebenso begreiflich ist es, daß, nachdem ihre Bezeichnung als Eidringe zur Anerkennung gelangte, zugleich auch die Vorstellung Wurzel faßte, daß überhaupt und durchgängig für diese einem bestimmten Zwecke gewidmeten Geräthe auch eine wesentlich verschiedene Gestaltung von jener der Armbauge anzunehmen sei. Allein solche wenn auch im Ganzen noch so probable Aufstellungen lassen sich hier so wenig wie in vielen anderen Fragen der Alterthumsforschung zu einer unbedingten allgemeinen Geltung bringen, und es liegen Nachweise sowohl in bestimmten Nachrichten wie in Denkmalen selbst vor, welche es verbürgen, daß den Eidringen der germanischen Völker der volle Charakter des Armringes nicht entzogen werden kann.

Schon die nach Holmboe gegebenen Goldringe nordischer Funde Nr. 1, 2, 3 schließen sich den Armringen vollständig an. Nr. 1 giebt die vor-

*) Gegen die Bestimmung des letztern als Schwurring haben sich jedoch selbst bei den dänischen Gelehrten Bedenken erhoben, seitdem durch Gypsabgüsse einiger römischer Grabsteinsculpturen, namentlich eines Aquilifer des Mainzer Museums und eines Centurio der Bonner Sammlung, in Kopenhagen eine directe Vergleichung mit den Armillen möglich geworden, welche auf jenen Denksteinen als militärische Verdienstzeichen an der Lorica befestigt erscheinen. Wilhelm Boye stellt dieselbe Bestimmung jenes Goldrings als gleichberechtigt neben die bisherige Annahme als Schwurring. S. 43: Oplysende Fortegnelse over de Gjenstande i det Kongelige Museum for nordiske Oldsager i Kjobenhaven, der ere forarbeidede af eller prydede

herrschende Form der goldenen, silbernen und bronzenen Bange aus den Frauengräbern der fränkischen und alemannischen Friedhöfe des 5. und 8. Jahrhunderts, und den beiden übrigen kann ebenfalls kaum ein höheres Alter zugewiesen werden. Nr. 2 ist offenbar einer jener Armringe, welche häufig in den Grabhügeln oft noch an der Handwurzel der Skelette gefunden sind, und Nr. 3 veranlaßt außerdem Bedenken in Bezug der erforderlichen Größe eines Schwurringes, wie sich dieselbe aus den Abbildungen 4, 5, 6, 7, 8, 9 selbst unter verschiedener Gestaltung doch immer in demselben

15

15

Maßverhältniß darstellt. Dieselbe Ringform ist übrigens schon in größerer Zahl zu einer Kette verbunden gefunden worden. Worsaae. Nordiske Oldsager Nr. 459. Bezeichnet: Ringguld.

Die Einreihung dieser Ringformen unter die Eidringe konnte nur die Berücksichtigung der isländischen Ueberlieferung veranlassen, nach welcher der Schwurring ein offener, sine commissura, motlaus, war. Diese Eigenschaft haben sie allerdings voraus gegen alle bisher für Eidringe erklärten Ringe, welche ohne Ausnahme zu den geschlossenen zählen. Allein denselben Vorzug besitzt zugleich die überwiegende Mehrzahl der unermeßlichen Menge der Armringe. Verwischt sich damit jedes unterscheidende Merkmal, so gilt es um so größere Zurückhaltung und Vorsicht, will man nicht der Anzahl der Eidringe eine Ausdehnung geben, welche im Vergleich zu der außerordentlichen Seltenheit alterthümlicher Fundstücke, welchen mit Sicherheit eine religiöse Bedeutung beizulegen ist, ganz exorbitant erscheinen müßte. Wir glauben deshalb vor Allem jene Funde außer Betracht stellen

16

zu sollen, welche gleichartig geformte Ringe in großer Anzahl vereinigt zu Tage brachten, wie jene von Mirchan und Zarnowitz. Dem erstern namentlich könnten wir eine Reihe von Grabhügelfunden des mittlern Rheinlandes zur Seite stellen, in welchen eine gleiche und noch größere Menge solcher mit Einfeilungen verzierter, offener, runder Metallreife über einen durch Vermoderung unbestimmbar gewordenen wohl vegetabilischen Gegenstand aufgereiht erscheinen. Wir selbst besitzen 20 solcher Ringe aus einem Grabhügel des Taunus, welche auf einander gesetzt einen Kegel von $2\frac{6}{8}$ bis $2\frac{1}{8}$ rheinische Zoll Durchmesser bilden. Das eingefeilte Ornament in Form eines Eierstabes bezeugt, daß sie der Zeit römischer Herrschaft am Rhein angehören, und unter allen Erklärungen erscheint wohl die am ersten gerechtfertigt, welche sie als Armillen, d. h. im römischen Kriegsdienst erworbene Auszeichnungen, betrachtet. Keine andere Art von Ringen findet sich in solcher Zahl so zu sagen in der Weise von ganzen Nestern in den alten Gräbern beisammen.

Beschränken wir aber auch noch so sehr in dieser Richtung das Gebiet der Untersuchung, so bleiben immerhin noch Schwierigkeiten genug und selbst die unleugbar nahen und wichtigen Beziehungen, welche zwischen den orientalischen Schwurringen nach den gegebenen Darstellungen altpersischer

med aedle Metaller. (I. Afdeling; hedenske Tid) 1859 Kjobenhavn. Der sonst so entschieden auftretende Worsaae bezeichnet in seinen Afbildninger fra det Kongelige Museum for Nordiske Oldsager schon 1854 den fraglichen Gegenstand Nr. 289 einfach als: massiv Guldring.

und sassanidischer Sculpturen und unseren deutschen und nordischen bestehen, sind nicht geeignet, das Räthsel zu lösen, ja sie knüpfen es theilweise noch fester. Zeigen auch die Schwurringe auf diesen Bildwerken Gestaltungen, welche sich ebenfalls unter den Ringen der alten mitteleuropäischen Völker finden, so sind doch gerade diese Formen so allgemein verbreitet, so massenhaft vertreten, daß ein Herausfinden derjenigen, welche mit Sicherheit priesterlichem und richterlichem Gebrauch zugewiesen werden könnten, nur von überaus glücklichen und entscheidenden Fundverhältnissen abhängig erscheint. Andererseits bieten unsere bisher für Schwurringe gehaltenen Reife aus Gold und Erz mit den Eidringen von Persepolis nur eine ganz entfernte und allgemeine mit jenen der sassanidischen Bildwerke nicht die geringste Aehnlichkeit. Und doch erscheint es immerhin verlockend, für die Erklärung unserer Funde, welche jene offenbar nicht zu Armbändern brauchbaren Ringe paarweise zu Tage brachten, auf das altpersische Ceremoniell zurückzugehen, welches, wie die Darstellungen 4 und 8 ergeben, ebenfalls zweier Ringe bedurfte. Ist es doch schon auffallend, daß auf dem Pfahlbauringe von Morges die vorspringenden Rippen so vertheilt sind, daß sie jeden Beschauer zum Einlegen der vier Finger veranlassen, ganz in der Art, wie nach dem Zeugniß der Bildwerke der persische Schwur nur durch Auflegen der Finger, mit Ausschluß des Daumens, auf den Ring geleistet wurde.

Ja es finden sich unter den deutschen Ringen noch mancherlei Formen, welche, namentlich mit den sassanidischen übereinstimmend, weiteren Vermuthungen Raum geben. Wir erwähnen hier nur zweier großer, geschlossener, wulstförmiger Hohlringe von $6^1/_2$ Zoll Durchmesser (Nr. 15) aus einem Grabhügel in Franken bei Wiesenfeld, Landgericht Karlstadt, jetzt im Museum zu Würzburg, die wie die Abbildung zeigt, auf der einen Seite Strichverzierungen und concentrische Kreisornamente, auf der andern eine Reihe regelmäßiger Einschnitte zeigen, welche kaum zu einem andern Zwecke als zum Durchziehen von Bändern geeignet waren, wie solche in breiten Streifen an den sassanidischen Eidringen befestigt sind.

Doch statt Verfolgung weiterer immerhin sehr schwer zu begründender Annahmen und Vermuthungen erscheint es im Gegentheil gerathener, uns an die nationalen freilich nur dürftigen Ueberlieferungen der germanischen Völker zu halten. Und hier bleibt es von höchstem Gewicht, daß alle Seite 330 mitgetheilten Nachrichten über die alten Gebräuche bei der Eidesleistung nur von einem einzigen Ringe sprechen. Der Ullarring wie der Stallaring hatten keinen Zwillingsbruder neben sich, wie er in dem Tempel von Persepolis und bei dem Schwure des sassanidischen Königs erscheint. Von noch größerer Wichtigkeit ist die Thatsache, daß der isländische Godi bei der Gerichtsversammlung den Ring, auf welchen die Eide geleistet wurden, am Arme trug. Wir haben hier also offenbar nicht ein besonderes nur für diesen bestimmten Zweck eigenthümlich geformtes Geräth, sondern der Schwurring ist Armring zugleich; und ein solcher ist in der That jetzt endlich in dem gothischen Goldreife von Petreosa in Rumänien gefunden. Abbildung Nr. 16.

Dieses merkwürdige Kleinod ist ein Bestandtheil jenes Schatzes, welcher, beim Steinbrechen an dem Berge Istritza unweit der genannten Stadt im Jahre 1837 entdeckt, erst zwei Jahre später und theilweise nur in den Besitz des Museums von Bucharest und von dort auf die vorjährige große Ausstellung nach Paris gelangte, wo in der Abtheilung histoire du travail seine aus massivem Golde gebildeten, mit Granaten, Smaragden, Saphiren und Perlen besetzten riesigen Zierspangen und Schalen, seine Kannen und Becken, und eine Schüssel von über 8 Pfund Gewicht durch ihren großen Metallwerth, aber mehr noch durch ihre eigenthümliche Arbeit die allgemeinste Aufmerksamkeit fesselten. Früher schon hatte Herr Charles de Linas in seiner Orfévrerie mérovingienne, Paris 1864, diese überaus merkwürdigen Goldgeräthe besprochen, welche eine so überraschende als anziehende Vorstellung jener germanischen Königsschätze gewähren, die, in der Geschichte häufig erwähnt, namentlich in unserer heimischen Sage von so mannichfach großer Bedeutung erscheinen.

Eine genauere Beschreibung und Untersuchung dieser Fundstücke giebt derselbe Verfasser in seiner Schrift L'histoire du travail a l'exposition universelle, sowie Herr Canonicus Dr. F. Bock in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, XIII. Jahrgang. Juli-August. Wien 1868, unter dem Titel: Der Schatz des Westgothenkönigs Athanarich. Nach der letztern Abhandlung und aus eigner Anschauung geben wir eine kurze Beschreibung jenes Gegenstandes, der hier vor Allem eine Berücksichtigung verdient.

Der Ring von massiver unentwickelter Arbeit aus gelbem byzantinischen Gold im Gewichte von 1 Pfund $6^6/_{11}$ Loth zeigt einen Durchmesser von 5 Zoll 11 Linien und beweist, daß der Träger, für dessen Oberarm er bestimmt war, ein äußerst kräftiger, musculöser Krieger gewesen sein muß. Die Vermuthung des Herrn Bock, daß der Ring möglicherweise auch am Beine getragen wurde, ist schon wegen mangelnden Belegs durch einen gleichartigen Fund aus dieser Periode abzulehnen. Desto mehr können wir demselben beistimmen, wenn er sagt: „In künstlerischer Hinsicht ist dieser kolossale Schmuckreif durchaus nicht hoch zu stellen, da er ganz die primitive Technik seiner Zeit zeigt. Ein starker Golddraht läuft gewunden an der runden Oeffnung herum und dient offenbar dazu, diesen Theil zu verstärken. Als Schließe erblickt man einen kleinen Zapfen, der sich in die Oeffnung des runden Halters einhalt."

Der Ring steht also zwischen den unbedingt geschlossenen und den vollständig offenen Armbändern. Er kann nach Belieben geöffnet und geschlossen werden.

Wichtiger als jedes Ornament ist die eingeritzte Inschrift in Runenzeichen, welche sich auf der Außenseite des Reifs, der Schließe gegenüber, befindet. Ihre Deutung hat bereits viele namhafte Gelehrte und Sprachforscher beschäftigt, über deren Erklärungsversuche Herr Bock ausführlich berichtet. Wenn derselbe bei dieser Gelegenheit die Ansicht äußert, daß Sprüche in Weise einer Dedicationsformel gar schlecht zu den Sitten und der Ausdrucksweise jener wilden Volksstämme passen würden, wenn er weiter behauptet, daß die meisten der aufgefundenen Runenschriften nur den Anfertiger oder Auftraggeber des Objects meldeten, nie aber eine Weiheformel, so ist ihm einfach unbekannt geblieben, daß in der That sehr viele Wunsch- und Weihesprüche in alten sächsischen Runenzeichen nicht allein auf dem Tunderschen Goldhorne, sondern auf vielen Goldbracteaten, Spangen und sogar Waffenstücken nachgewiesen sind. Von den Deutungen der Ringinschrift geben wir hier nur jene von Wilhelm Grimm und Professor Dietrich in Marburg, bekanntlich einem der bedeutendsten Forscher und Kenner der Runenschrift. Grimm liest mit Weglassung der beiden äußersten Zeichen utan nothi haila, d. i.: Heil ohne Noth (sei Dir). Dietrich erklärt es für unzulässig, das erste und letzte Zeichen ╳ als bloße Verzierung zu betrachten und liest: guta niothi hailag, d. i.: dem Bedürfniß der Gothen heilig, indem er und gewiß mit Recht den Ring als einen für den Tempelgebrauch bestimmten Schwurring erklärt.

Mit dieser Ansicht stimmt auch Herr de Linas vollkommen überein, der, wie uns scheint mit Glück, in den vorhandenen Gefäßen und Geräthen die regalia et pontifica-

lia eines Königs nachweist, welcher, wie bei den Gothen, die Stellung des Heerführers mit der des Priesters und Richters vereinigte. Als den ehemaligen Besitzer bezeichnet Herr Bock mit aller Wahrscheinlichkeit den Westgothenkönig Athanarich, welcher nach zweijährigem tapfern Widerstande gegen die Hunnen durch die Ueberzahl seiner Gegner und großentheils durch die Nachstellungen seiner eigenen Umgebung bewogen auf das römische Gebiet überging, und wie man annehmen darf, vorher die Insignien des königlichen Geschlechts vor den Feinden und feindlich gesinnten Stammgenossen in der Erde verbergen ließ.

Mit diesem Nachweise eines Eidringes in Gestalt eines eigentlichen Armbangs ist jedoch keineswegs die gleiche Bestimmung anderer Ringformen, namentlich jene der Braunschweiger, hessischen und Mainzer Ringe und jenes aus dem Pfahlbau von Morges unbedingt ausgeschlossen.

Obgleich entschieden älter als der gothische Schwurring zeigen dieselben eine bedeutende Ueberlegenheit der Technik und den vollen Charakter der sogenannten Bronzeperiode, d. h. unserer Auffassung nach der Zeit, in welcher Massen von Erzgeräthen aller Art zum Theil eigens für die Bedürfnisse des Nordens gestaltet, von dem Süden her über die Alpen bis an die nördlichen Meeresküsten gelangten. Die Beantwortung der Frage, ob diese Ringe nicht auch in Italien gefunden und dort wie bei uns seither unbeachtet geblieben, erscheint deshalb von um so größerer Bedeutung, als gerade bei einigen unserer wichtigsten Exemplare die Angabe des Fundorts mangelt. Eine auch nur annähernd lichtgebende Bestimmung der geographischen Verbreitung dieser Formen ist deshalb bis jetzt noch nicht möglich und eine weitere Aufklärung muß also dem Ergebniß späterer Funde und der Zeit anheimgegeben bleiben.

Einblicke in den osmanischen Orient.

II.

Heiligenverehrung in Bagdad. Jagden im untern Mesopotamien.

Allerlei Opfer. — Der Tschember-Aali. — Jagd im Winter. — Die verschiedenen Arten von Wild. — Arabische Löwenvertilger. — Tiger, Panther und Tigerkatzen. Wildschweine. — Die Antilope. — Falkenjagd. — Der Dattelmarder.

Außer dem früher beschriebenen Lebenswandel des Bagdaders von der Wiege bis zum Grabe finden sich wenig interessante oder wenigstens originelle Züge, wodurch er sich von den übrigen Orientalen unterscheidet. Eigenthümliche Volksfeste, wie sie sich doch bei den meisten Nationen erhalten haben, kennt man in Irak nicht. Die beiden Beirams, der eine nach dem Fastenmonat Ramasan, der andere, der Kurban- (Opfer) Beiram, drei Monate später, gehören allen Mohammedanern gemeinschaftlich an und sind mehr religiöse als nationale Feste. Zu dieser Zeit will es die Sitte, neue Kleider zu tragen; man macht einander Besuche und die sich begegnenden Bekannten umarmen sich mit dem Ausruf „Mubareki“, was so viel als „ich wünsche Glück“ besagen will. Zum Kurban-Beiram schlachtet jede Familie allemal einen Hammel und ißt das Fleisch entweder selbst oder vertheilt es an die Armen. Dieser Schöps hat den Beruf, nach seinem Tode die Familienmitglieder, wenn auch sie eine geistigere Gestalt angenommen, über die Haarbrücke in das Paradies zu tragen. Das letztere ist nämlich nach der moslemitischen Vorstellung durch einen grabenähnlichen Abgrund von der übrigen Welt geschieden, über welchen als einziges Verbindungsmittel ein dünnes Haar gespannt ist. Darauf müßte nun die arme Seele ihre Seiltänzerkünste versuchen, doch ganz gewiß ohne Erfolg; besteigt sie aber den nun ebenfalls gespenstigen Opferhammel, so trägt er sie schnell und sicher nach dem Wohnsitz der Huri. Das Opfern, obschon es kein wesentlicher Bestandtheil der Lehre des Propheten ist, findet viele Anhänger unter seinen Jüngern. Um irgend einer Angelegenheit oder Unternehmung einen glücklichen Ausgang zu geben, pflegt man vor der Hausthür ein Schaf, ein Lamm oder mindestens ein Huhn zu schlachten. Das Opfer erfolgt auch oft erst nach dem befriedigten Wunsche. Man gelobt z. B. für die glückliche Rückkehr von einer Reise, für die Genesung eines Kranken, für die Geburt eines Kindes, für den Abschluß eines Geschäftes, kurz für die Erfüllung irgend einer Hoffnung, diesem oder jenem Heiligen ein Opfer und ermangelt dann nicht, dem Votiv nachzukommen.

Der Heiligencultus ist überhaupt in jenen Gegenden so scharf ausgebildet, wie es nur in dem bigottesten katholischen Lande der Fall sein kann. Allah und der Prophet treten den verschiedenen Scheichs und Imams gegenüber vollständig in den Hintergrund; für Bagdad aber ragt unter Allen Scheich Abdulkadehr tonangebend hervor. Es wimmelt von Sijarets oder solchen Orten, die irgend einem frommen Manne der Vorzeit besonders geweiht sind. Diese Sijarets haben viel Aehnlichkeit mit den christlichen Heiligen geweihten Capellen. Ob nun der Islam von dem Christenthum oder das Christenthum durch die Kreuzzüge und die spanischen Sarazenen von dem Islam die Heiligenverehrung übernommen haben, oder ob es in der Natur aller Völker liegt, sich Götter neben dem einigen zu machen, will ich hier nicht entscheiden, genug, die Araber und die Spanier und Italiener bieten mit einander in ihrem Cultus sehr viel Analogien, und der wesentliche Unterschied besteht allein darin, daß jene sich nach dem Koran keine Bildnisse von dem Gegenstande ihrer Verehrung machen dürfen. Zu Ehren der Imams thut sich oft eine größere Gesellschaft bei gelindem Wetter zusammen, zieht hinaus nach dem Sijaret, ißt die mitgebrachten Speisen: Dolma und Köfte, und läßt sich dabei von ein paar Musikanten beliebte Stücke vorspielen. Es versteht sich, daß dabei Männer und Frauen nie zusammen sind. Jedes der beiden Geschlechter geht abgesondert seiner Unterhaltung nach; doch das zartere besorgt fast ausschließlich mit Essen und Trinken den Dienst der Heiligen und der Todten.

Ein eigenthümlicher Tag ist im Frühjahr der Tschember-Aali. Wiewohl er sich durch keine besonderen Feierlichkeiten auszeichnet, so verlangt die Sitte, daß an diesem Tage jeder Bewohner einen Spaziergang, und wäre er noch so kurz, außerhalb seiner Wohnung mache. Wer da kann, benutzt, wie an den anderen Tagen des Müßiggangs und des Festes, die Gelegenheit, schlendert mit seinen Freunden respective

Freundinnen vor das Thor, setzt sich in einen Garten oder auf ein Grünfutterfeld an das Ufer eines Wassergrabens, schwatzt, raucht und trinkt Arrak; nebenbei wird auch ein Lamm gebraten und verschmaust. Diese Annehmlichkeiten beschränken sich jedoch nur auf das Frühjahr, in den Monaten März und April, und manchmal erlauben auch einige Herbsttage einen derartigen Genuß. Gewöhnlich geht indeß das Wetter von einer jähen Sommerhitze sehr plötzlich zu einer empfindlichen Kühle über.

Ein den Männern ausschließlich reservirtes Vergnügen ist die Jagd im Winter. Die Bagdader sind gerade keine großen Jäger vor dem Herrn und die liebe Faulheit geht ihnen über Alles, aber es giebt Ausnahmen und sogar Individuen, die aus der Jagd nicht nur eine Leidenschaft, sondern selbst eine Profession machen. Für den Europäer, der ein scharfes Auge und normale Muskeln hat, findet sich in der geeigneten Jahreszeit gewiß keine passendere Unterhaltung, die Langeweile zu tödten, als eben die Jagd, denn es bieten sich ihm sonst im Innern der Türkei bitterwenig Genüsse. Auf Bälle, Theater, Concerte, gebildete Gesellschaft und Lectüre — es sei denn, daß er eine Bibliothek mitschleppte — muß er verzichten, und wenn er daher kein geborener Dichter oder Grillenfänger ist, der sich von seiner eigenen Phantasie ergötzen oder quälen lassen kann, nimmt er am besten sein Gewehr zur Hand und sucht ein Wild zu erlegen, was ihm zwar nur ausnahmsweise gelingen, aber ihn dennoch zerstreuen würde.

Die Jagd zu Fuß in der nächsten Umgebung der Stadt ist sehr ermüdend und wenig verlohnend. In der Wüste halten sich allerdings zahlreiche wilde Tauben und Turteltauben auf, aber an diese zähe Race ist es ebensowenig der Rede werth einen Schuß zu verschwenden, wie an die unglaubliche Menge der Steppenhühner, dort Ghittos genannt, die in großen Schaaren immer anzutreffen, aber nicht leicht in der passenden Nähe zu beschleichen sind. Uebrigens ist das Fleisch dieser Vögel, die zwar den Rebhühnern etwas gleichen, aber wie die Tauben fliegen, unschmackhaft und hart. Besseres, ja ein zarteres Geflügel, als selbst unser Fasan, hält sich in einigen Gärten auf. Es ist dies eine Art Haselhuhn, französisch Francolin, arabisch Duratsch geheißen, von der Größe einer jungen Henne. Das Weibchen ist grau von der Farbe des gewöhnlichen Haselhuhnes, das Männchen aber mit prächtigen schwarzen Schwanzfedern und am Halse mit schwarz und weiß geperlten Federn geziert. Früher war der delicate Vogel sehr häufig, jetzt hat er stark an Zahl abgenommen. Für den einzelnen Jäger hält es schwer, ihn zu erlegen, weil in dem Gestrüpp, den Stauden, Gebüschen und Bäumen, womit der Garten überwuchert, und in den Gräben, womit er durchzogen ist, das Thier ein sicheres Versteck findet und nur auffliegt, wenn man beinahe darauf treten kann, dann aber mit schwerem Flügelschlage im Zickzack davonschwirrt. Das wäre eine Kleinigkeit, wenn man nur einen Hund hätte, der zur rechten Zeit arretirte; nun aber können unsere Jagd- und Hühnerhunde das Klima nicht vertragen und sterben fast alle im Sommer, weshalb es schwer hält, sich einen solchen zu verschaffen. Aus diesem Grunde thun sich gemeiniglich zehn bis funfzehn Jäger zusammen und suchen treibend einen Garten ab, wobei es dann oft gelingt, daß ein Huhn, welches von dem einen aufgejagt, von dem andern geschossen wird. Der Braten ist, wie bemerkt, ausgezeichnet. Vor dem October kann man nicht gut zu Fuß diesem Vergnügen fröhnen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Erdboden noch heiß genug im September ist, um ein brennendes schmerzliches Gefühl an den Füßen zu erzeugen. — Vereinzelte Wachteln finden sich auch um diese Zeit, und wenn es regnet läßt sich vielleicht eine wandernde Schnepfe an dem Rande einer Lache sehen. Mitten im Winter endlich trifft man sogar auf dem Tigris und an den Wassergräben Enten an. In den Sümpfen an der Djalla und bei dem alten babylonischen Thurme in der Wüste und dann in all den unermeßlichen Marschen und Sümpfen, die sich über Irak an dem untern Laufe der beiden Zwillingsströme ausbreiten, läßt sich die weit aus dem Norden kommende Wildgans in großen Schaaren nieder. Diese Vögel bekommt man in Bagdad meist lebendig. Der Araber draußen besitzt in der Regel keine Feuerwaffen, oder Pulver und Blei dünken ihm zu kostbar, weshalb er zu anderen, wahrscheinlich uralten Mitteln greift, um sich einer Beute zu bemächtigen. Er schleicht beim Mondschein, im Schlamme kriechend und Wasserläufe durchwatend und überschwimmend, an die wachsamen Vögel, deren Ruheort er sich gemerkt, heran, und indem er plötzlich ein Geschrei erhebt, schleudert er eine Bleikugel, die an einer Schnur befestigt ist, im Kreise um seinen Kopf und läßt sie über das Lager der Gänse fahren. Die capitolinischen Vögel entfalten nach kurzem Anlauf ihre mächtigen Schwingen und steigen mit betäubendem Geschrei und Flügelschwirren Hunderte zugleich in die Luft. Fliegt nun eine, was sehr wahrscheinlich ist, gegen die Schnur, so geräth die Kugel dadurch in eine kreisförmige Bewegung und umschlingt ein- oder zweimal den Hals, den Fuß oder den Flügel der Gans. Es gelingt oft, zwei oder drei mit einem Wurf niederzubringen. Das Fleisch der Wildgans wird von den Eingeborenen merkwürdigerweise dem der zahmen vorgezogen. Die Enten lassen sich so nicht beikommen und müssen geschossen oder in Fallen gefangen werden.

Hasen sind in der Nähe Bagdads nicht selten, werden aber, weil ihr Fleisch bei den Orientalen wenig beliebt ist, kaum verfolgt. Die meisten fallen den Raubthieren zur Beute. Sie sind nicht so groß wie die unserigen und auch nicht so wohlschmeckend. Der Mangel an Stehhunden tritt auch hier dem Jäger in den Weg und es ist daher am interessantesten, sie mit Windhunden zu Pferde zu parforciren. Anderes Wild als das genannte ist weder in der nächsten Nähe der Stadt noch in einer stundenweiten Entfernung zu finden. Der Schakal, der schlaue fuchsartige Räuber, verdient keine Berücksichtigung. Dieser verschmitzte Geselle kommt meist nur in der Nacht zum Vorschein. Doch auch am Tage schleicht er in den Gärten und auf den Feldern in den Gräben oft bis in unmittelbarer Nähe der arbeitenden Araber herum und sucht ihnen ihr aus Datteln und Brotfladen bestehendes, in den abgelegten Abba gewickeltes Mittagsmahl wegzustibitzen. Er nährt sich von Früchten und kleinen Thieren, die er überraschen kann. Kennt er die Feuerwaffen nicht, so läßt er sich schießen; doch er entgeht oft dem Tode, weil ihn der Nichtkenner für einen marodirenden Hund aus dem nächsten Dorfe hält. Zur Brunstzeit versammeln sie sich in Rudeln vor den Mauern der Stadt und führen dort in der Nacht ein weitschallendes Heul- oder besser Winselconcert auf, worauf ihnen dann die gesammten Straßenhunde nicht minder harmonisch antworten. Man behauptet, daß sich die Hunde mit dem Schakal begatten, was ich indeß nicht glaube, so ungemein auch viele der ersteren den letzteren gleichen.

Wer die Jagd in einem abenteuerlicheren Sinne auffaßt und mehr sucht, als einen Hasen oder ein Haselhuhn, findet dazu auch in Irak Gelegenheit; doch dann ist die Sache nicht mit einem bloßen Schießspaziergang abgethan und man muß wenigstens eine Nacht in irgend einem Dorfe bleiben und ein bischen Ungemach nicht scheuen.

Schon in den Ruinen von Ktesiphon, vier Stunden von Bagdad, lassen sich Löwen sehen. Unter diesen hier bekanntermaßen mähnenlosen Königen der Wüste giebt es recht stattliche Exemplare, die dem numidischen wenig an Kraft und

Wildheit nachgeben. Es fehlt daher unter den Jagdliebhabern an Heroen, die es mit ihm aufnehmen möchten, es sei denn, daß sie ihm von einem sichern Verstecke aus meuchlings eine Kugel zuschicken könnten. Am Ende ist es für einen guten Schützen gerade kein so besonderes Kunst- und Heldenstück, einem armen harmlosen Löwen eine Büchsenkugel in das Gehirn zu jagen, wie es uns Herr Jules Gerard und andere Jagdkoryphäen weismachen wollen. Ich möchte wissen, ob einer von ihnen einmal die von den Arabern Iraks gebräuchliche Methode der Löwenvertilgung zu probiren Willens wäre! Wird nämlich das Raubthier einem Stamme lästig und so schädlich, daß man ihm ein Ende machen muß; stiehlt es die Ochsen und Schafe oder begeht es gar den Frevel, ein Pferd zu würgen, statt, wie es jedem ehrbaren Löwen geziemt, nach den so ungemein zahlreichen Antilopen zu jagen, so schwört ihm ein kräftiger, entschlossener Bursche den Tod und sucht ihn im Gestrüpp auf. Der kühne Jäger ist nur mit dem Handschar, dem breiten krummen Dolche, bewaffnet und trägt in der linken Hand ein vierzackiges, etwa einer Fußangel ähnliches Eisen. Glaubt er sich nun in der Nähe des Löwen oder erblickt er diesen selbst, so nimmt er seinen Mantel ab und umwickelt sich, auch das Eisen leicht verdeckend, mit demselben den linken Arm und zieht den Dolch. So geht er verwegen auf das erstaunte Ungeheuer los. Der Löwe flieht nie; aber der feste Blick und die kühne Bewegung des Menschen setzen ihn dermaßen in Verwunderung, daß er rein auf der Defensive bleibt, sich duckt und den grimmigen Rachen aufsperrt. Nun springt der Araber mit vorgestrecktem linken Arme auf das Unthier und stößt ihm denselben so tief wie möglich in den Schlund. Der Löwe schnappt wüthend zu, aber das zackige Eisen verwundet ihn schmerzlich und verhindert ihn gleichzeitig, die Zähne auf einander zu pressen. Unterdessen bleibt der Jäger nicht müßig und versetzt dem Löwen, ehe er von seinen Tatzen Gebrauch zu machen weiß, tödtliche Dolchstöße in das Herz. Ich habe das kurze Verfahren mit einer so gefürchteten Bestie nie selbst mit angesehen und will mich daher nicht unbedingt für die Wahrheit meiner Angabe verbürgen, indeß wurde mir von verschiedenen Seiten und von Arabern selbst versichert, daß man sie in der Wüste nur auf die beschriebene Weise erlege. Dies ist insofern wahrscheinlich, als viele Stämme gar keine Schießgewehre besitzen, und daher in ihren Zelten und Schilfhütten sammt ihrem zahlreichen Vieh der Gnade der Löwen anheimgestellt wären, wenn sie sich scheuen würden, ihn mit der blanken Waffe zu bekämpfen. Ein Beduinenscheich behauptete sogar, daß es mit nicht viel mehr Gefahr verknüpft sei, einen Löwen als einen Schakal zu tödten. Ich wollte, Herr Jules Gérard hätte bei seinen Lebzeiten zur allgemeinen Belehrung den interessanten Versuch gemacht. In Irak habe ich übrigens nie gehört, daß ein Mensch durch einen Löwen um das Leben gekommen sei. In Bagdad hält man viele zahm in den Häusern, doch im Käfich oder an der Kette; auch führen Leute diese grimmigen Katzen, wie bei uns die Bären, am Stricke in der Stadt umher und lassen sie für Geld Kunststücke machen. Junge Löwen werden oft von den umwohnenden Fellahs gefunden und spottbillig an Liebhaber verkauft. Es sind mir einmal zwei für ungefähr vier Silbergroschen angeboten worden.

Der **Tiger**, welcher in den angrenzenden persischen Gebirgen haust, wagt sich nie in die Euphratebenen, dagegen sind der große und der kleine **Panther** um so häufiger anzutreffen. Die Jagd auf beide bietet weder große Gefahr noch Schwierigkeiten. Erfährt man durch einen Bauern, wo sie sich gewöhnlich aufhalten, so kann man ihnen auflauern und sie niederschießen. Die Fellahs selbst halten, wenn das Raubzeug zu lästig wird, ein Treibjagen darauf ab und schlagen es mit Knütteln todt oder nehmen es auch wohl lebendig gefangen, indem sie ihm im Anspringen oder Fliehen ihre Mäntel oder Netze überwerfen. Der **Panther** wird recht zahm und man kann ihn im Hause frei umherlaufen lassen, wenn man Kinder und kleine Thiere nicht allzu vertrauensvoll seiner Laune preisgiebt. Fremde, die er nicht kennt, knurrt er wie ein Hund an. Der große Panther ist unstreitig die schönste Species des Katzengeschlechtes und gewöhnt sich leicht an den Menschen. Im Hofe des Serais war z. B. einer angebunden, dem sich Jedermann nähern und ihn streicheln konnte. Eine Art **Tigerkatze** von der Größe eines mittlern Hundes, aber länger im Rumpf, ist ziemlich häufig, wenigstens weiß ich das Thier nicht anders zu nennen, da die Naturgeschichte, wie von manchem seines Gleichen, von ihm bis jetzt keine Notiz genommen hat. Tigerkatzen sind eigentlich nur in Amerika zu Hause, die arabische, von der ich rede, scheint jedoch, auch der Zeichnung nach, derselben Gattung anzugehören. Diese geschmeidigen Räuber leben alle in der Wüste oder in den Sümpfen von Antilopen, Straußen oder Wassergeflügel, die sie beschleichen und durch einen oder mehrere Sprünge in ihre Gewalt bringen.

Ein sehr zahlreiches Wild sind die **Wildschweine**, welche sich massenhaft an den Ufern der Flüsse aufhalten und hier ihre Nahrung in Wurzeln und Trüffeln, die sie aufwühlen, finden. Am Tage liegen sie gewöhnlich in einem Sumpfe oder auf einem Werder eingekesselt und rühren sich, namentlich in der Nähe menschlicher Wohnungen, nicht. In der Nacht aber überschwimmen sie das Wasser und gehen ihrer Aesung nach. Sie richten alsdann oft große Verwüstung in den Gärten und zumal in solchen Feldern an, welche, wenn das Wasser fällt, in dem Flußbett selbst bis dicht an das Ufer angelegt sind. Die Fellahs, welche überall Nachts wachen und ihre Saaten beaufsichtigen müssen, suchen die gefräßigen schwarzen Gäste durch Lärm und Geschrei fern zu halten, wagen es aber selten, sie mit einer Kugel zu begrüßen. Der angeschossene Eber stürzt wüthend auf seinen Feind los und zerreißt ihn mit seinen Hauern. Da nun der Mohammedaner kein Interesse an dem Fleische hat, betrachtet er ihn als ein Raubthier der gefährlichern Art und nicht als ein Wild, und geht ihm, wenn er ihn nicht verjagen kann, lieber aus dem Wege. Es ereignet sich auch weit häufiger, daß Leute auf den Feldern von Ebern als von Löwen angefallen und getödtet werden. Das Fleisch des Wildschweines wird übrigens im Winter von den Christen gegessen und daher finden sich denn auch gute Schützen, die ihm gewerblich den Garaus machen. Zu dem Zwecke lauern sie ihm beim Mondschein in einer Hütte in der Nähe des Wassers auf. Eber sind ganz in der Nähe von Bagdad schon sehr häufig und die armen Bauern betrachten es als eine Wohlthat, wenn man diese verheerenden Creaturen erlegt. Zur Zeit des Tages würde man sie freilich vergebens aufsuchen; dann muß man sie in Gesellschaft zu Pferde parforciren, was fast eben so gefährlich und gewiß interessanter ist, als eine englische Fuchsjagd. Es sind Briten, denen die Bagdader die aufregendere Art der Schweinehatz verdanken, doch eine Nachahmung derselben geht über ihren Muth und ihre Leidenschaft. Die Jagdgesellschaft zieht nach einer Niederung, die von der Sonne gehörig ausgetrocknet ist — gewöhnlich an der Mündung der Djalla in den Tigris —, übernachtet dort womöglich und beginnt nun am folgenden Morgen, von den Ufern nach der Wüste zu reitend, ein Treibjagen. Jeder Jäger führt eine leichte kurze indische Lanze mit breiter scharfer Klinge. Mit großem Lärm werden nun die eingekesselten Säue aufgejagt und dann in gestrecktem Galop verfolgt. Das Wildschwein ist ein guter Läufer, aber es wird bald von dem arabischen Renner eingeholt, und da es ungelenkig ist und sich seitwärts nicht flink genug wenden

kann, gelingt es, dicht heranzureiten, und nun versetzt ihm der Reiter, indem er an ihm vorübersprengt, einen Lanzenstich in den Nacken. Stürzt es, so fangen es die Diener vollends ab; ist es nur verwundet, so giebt ihm ein anderer Reiter den Rest. Auf diese Weise werden oft Dutzende an einem Tage getödtet. Zu Pferde hat man übrigens von den Thieren selbst wenig zu fürchten, da man ihnen leicht entgehen kann, aber die Gefahr liegt in dem Ritte selbst. Es sind die Zufälligkeiten des Bodens, welche dem kühnen Jäger der Chance, sich den Hals oder Rippen und Knochen zu brechen, aussetzen, denn in den Vertiefungen, welche die Wassertümpel zurücklassen, oder in den von den Wildschweinen ausgewühlten Löchern stürzen leicht Roß und Mann in wildem Jagdeifer. Dennoch ist dies ein schönes männliches Vergnügen und ein Glanzpunkt in dem einförmigen Leben des Europäers, der sich in jenen tristen Gegenden aufzuhalten gezwungen ist. Ich zweifle fast, daß in irgend einem Lande der Welt die Wildschweine so häufig sind als in Irak, wo ihnen die schilfbewachsenen Sümpfe eine sichere Zuflucht und die Trüffeln und Knollen eine reichliche Nahrung bieten. Ein Engländer trieb von Basra aus sogar Handel mit dem selbsterlegten und eingesalzenen Fleische nach Bombay und machte gute Geschäfte. Er soll jährlich an fünfhundert Rüsselthiere eigenhändig getödtet haben. Das Fleisch ist sogar schmackhafter, als dasjenige unseres sich von Eicheln und Bucheckern nährenden Schwarzwildes.

Das Wild par excellence, dessen Jagd die Eingeborenen Vergnügen abgewinnen können, ist unstreitig die Dschirrahn genannte arabische Antilope, von der Größe unseres Rehes, die in allen Theilen der Ebenen von Mesopotamien und Irak ungemein häufig ist und auch auf den Hochflächen und unbewaldeten Berglandschaften Anatoliens und Kurdistans in größeren Herden bis zu 100 Stück und darüber angetroffen wird. Die Antilope und ihre Abart, die kleinere Gazelle, sind schlanke, flüchtige Thiere mit großen, schönen Augen, die im Orient sprüchwörtlich geworden sind, und scharf gebogenen gemsenartigen Hörnern. Jeder Reisende erblickt auf dem Wege von Bagdad nach Diarbekir fast täglich die friedlichen Herden, welche erst erstaunt die vorüberziehende Karawane betrachten und dann, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, in schnellen Sprüngen hinter den Terrainwellen verschwinden. Ihr Fleisch wird nicht sehr geschätzt, weil es mager ist und seine Zubereitung nicht verstanden wird; bratet man es indeß, gehörig gewürzt und gespickt, so läßt es sich von dem eben so behandelten des Rehbocks gar nicht unterscheiden. Es ist genau so delicat und saftig und hat denselben Wildgeschmack. Der Orientale ist einmal kein Liebhaber von Wildpret und weiß z. B. mit einem Hasen oder Rebhuhn nichts besseres anzufangen, als sie, wie sein Hammelfleisch, zu Brei und Fasern zu kochen. Er jagt daher lediglich der Aufregung willen. Die Antilopen mengen sich gern unter die Schafherden, vielleicht aus Kriegslist, vielleicht aus Geselligkeit, genug, man kann mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, wenn welche vorhanden, sie dort in der Nähe zu finden. Selten werden sie auf dem Anstand geschossen, sondern entweder mit Hunden oder Falken, auch mit beiden zugleich gehetzt. Obgleich nun die kurdischen Windhunde große, gelenkige, feingebaute Thiere sind, die jeden Hasen oder Fuchs, wenn er sich nicht bei Zeiten versteckt, binnen wenigen Minuten niederrennen und greifen, so gehört doch unter ihnen eine Auswahl von besonders vorzüglichen dazu, welche im Stande wären, die ausgewachsene Antilope einzuholen. Aber einzelne, welche die Kenner an ihrem Bau zu unterscheiden wissen und gut bezahlen, überlaufen auch den flüchtigsten alten Bock, der mehr über den Boden zu fliegen als zu springen scheint. Dann aber hält das bedrängte Wild plötzlich Stand und weist seine spitzen, krummen, eisenharten Hörner den Hunden, die es mit Wuth chargirt und damit oft gefährlich, ja tödtlich verwundet, bis ein entschlossener Gegner es glücklich an der Kehle packen und niederreißen kann. Der Jäger ist natürlich zu Pferde und folgt, doch auch dem besten Renner gelingt es nicht, mit den Hunden zugleich bei dem Wilde aufzukommen.

Die Falkenjagd ist schon ein Luxus, den sich nur Leute von Vermögen erlauben können und der von Unbemittelten höchstens als Handwerk in kleinem Maßstabe getrieben wird. Jeder Falke, ein Thier von geringerer Größe als unser Habicht, verlangt einen eigenen Wärter und Abrichter, der sich während der Beize ausschließlich mit ihm beschäftigt. Der wilde Vogel wird zuerst durch Hunger gezähmt, bis er sich gewöhnt, auf der Faust seines Herrn und nur hier seine Nahrung zu nehmen. Dann spricht ihm der Abrichter den ganzen Tag über, als ob er arabisch verstände, Schmeicheleien vor, und streichelt ihm, ihn immer auf der Faust haltend, das Gefieder. Hat er sich soweit bequemt und sich gemerkt, wenn man ihm mit einem an einer Stange befestigten Flederwisch aus der Entfernung winkt, auf seinen gewohnten Sitz zurückzukehren, so fängt man an, die Atzung für ihn auf den Kopf einer todten Antilope zu binden und lehrt ihm hier sie verzehren. Im Freien behält er immer seine Kappe über den Augen auf, nimmt man sie ihm aber ab, so muß das erste, was ihm in die hungrigen Augen fällt, der Antilopenkopf mit einer guten Fleischportion sein. Er fliegt von der behandschuhten Faust darauf zu, fängt an zu schlingen, wird dann abgenommen und der Rest ihm bei dem Abrichter gegeben. So theilt er endlich sein irdisches Sehnen zwischen diesem und dem Kopfe. Nach den Vorstudien beginnen die Uebungen in der Wüste an lebendigen Gazellen, von denen man oft an zwanzig schlachten muß, ehe es gelingt, drei Falken gehörig zu dressiren. Anfangs bindet man eine mit dem Fleisch auf dem Kopfe an einer Leine fest und läßt sie etwas laufen, worauf dem Falken seine Blendung genommen und versucht wird, ihn zum Angriff zu bewegen; geschieht dies, so läßt man später die Gazelle auch ohne Lockspeise frei und tödtet sie, nachdem sie von dem Vogel ergriffen worden. Derselbe wird von dem Kopfe, an dem er sich festkrallt, gelöst und ihm sodann die Lunge des Thieres auf der Faust als Belohnung gegeben. Dies wiederholt sich zu öfterm, bis der Falke seine Lection vollständig inne hat. Dazu gehört gewöhnlich eine unausgesetzte Dressur von zwanzig Tagen, binnen welcher Zeit er von einem geschickten Vogler so weit gebracht werden kann, die Antilope zu jagen.

Der Jäger oder die Jagdgesellschaft reitet nun, das Thier auf der Faust, von vielleicht zwei vorzüglichen Windhunden begleitet, in die Steppe, wo er sein Wild zu finden hofft. Erblickt er eine Herde, so nimmt er rasch dem Vogel die Kappe ab und wirft ihn in die Höhe. Der Falke flattert auf und schaut um sich, bis er die Antilopen gewahrt; dann nimmt er, von den verfolgenden Hunden geleitet, seinen Flug mit einem wilden Schrei, den er von Zeit zu Zeit pfeifend ausstößt, auf die Flüchtlinge zu. Er steigt zu dem Ende nicht, wie man fast allgemein fälschlich glaubt, in die Lüfte und stößt plötzlich auf seine Beute herab; — nein, er verfolgt sie vielmehr kaum vier Fuß über dem Erdboden fliegend, holt sie bald ein und klammert sich mit den scharfen kräftigen Krallen stets vorn im Gesichte fest. Hier sitzt er unablöslich, hackt mit dem Schnabel und schlägt mit den Flügeln, bis die von Schmerz gepeinigte und gänzlich geblendete Antilope mit dem Kopfe zu Boden stürzt und hülflos daliegt. Mittlerweile sprengt der Jäger heran, macht ihren Leiden vermittelst eines Schnittes durch die Kehle ein Ende, weidet sie aus und löst den Falken, indem er ihm eine delicatere Mahlzeit

bietet, als er sie selbst von der magern, seinem Schnabel widerstehenden Kopfhaut abreißen kann. Dann setzt er ihm die Kappe wieder auf und die Jagd beginnt von Neuem. Auch der stärkste Bock wird auf diese Weise leicht überwältigt und zu Fall gebracht, und es gelingt ihm selten, den Falken durch einen absichtlichen oder zufälligen Stoß seines Hornes zu verwunden. Die Dressur muß alle Jahre nach der Mauserzeit, kurz vor der Jagdsaison in ihrer ganzen Vollständigkeit wiederholt werden, sonst riskirt man den Verlust des Vogels. Auch ist es nöthig, denselben auf jedes zu jagende Wild besonders abzurichten, was in ähnlicher Weise wie für die Antilopen geschieht. Zu jeder Wildart benutzt man meist auch eine eigenthümliche Gattung Falken, und zwar bestimmt man für Vögel die kleinsten, damit die Beute nicht, ehe sie der Jäger in Empfang nimmt, zerrissen wird. Die Falkenjagd steht im höchsten Ansehen in Vorderasien, Persien und Arabien und ist vorzugsweise ein Privilegium der reichen Aristokratie. Es läßt sich indeß nicht leugnen, daß sie in der letzten Zeit sehr in Abnahme gekommen ist; nicht, weil man weniger Gefallen daran findet, sondern weil die türkische Regierung die Leute bereits derart ausgesogen hat, daß sich Niemand mehr diesen Luxus erlauben kann, ohne sich zu ruiniren. Manchen hält die Besorgniß zurück als reich angesehen und dann unter irgend einem Vorwand in einen Proceß verwickelt zu werden, der ihn zu Grunde richten muß.

Von anderen Thieren, die in der Wildniß herumschweifen, ist noch der Dattelmarder, eine schöne ichneumonähnliche Viverre mit rosenrother Schnauze, bemerkenswerth. Er nährt sich von Datteln und Vögeln und läßt sich, wie das Frettchen, zur Jagd auf Kaninchen abrichten, ja einige wollen wissen, daß er es sogar mit dem Fuchse in seiner Höhle aufzunehmen im Stande sei. In der Wüste, aber nicht in der Nähe der Stadt, hält sich der asiatische Strauß, ein eigenthümlicher Vogel von der Größe eines Huhnes, aber höher von Beinen, auf. Er hat nur Flügelstumpfe und ein dunkeles blaugrünes, dem Kasuar ähnliches Gefieder, dabei aber einen scharfen, krähenartigen Schnabel. Seine Fußzehen sind unverhältnißmäßig stark und lang. Er wird in den Häusern gehalten und amüsirt durch seine possirlichen Bewegungen. Auch eine gelbbraune, oft über fünf Fuß lange, dem amerikanischen Leguan verwandte Eidechse durchschweift jene Einöden. In dem Wasser leben zahlreiche Fische; von dem Meere steigen die Delphine, die Haie und sogar einige Robben bis nach Bagdad hinauf. Es ist mir nicht gelungen, ein Exemplar der letzteren zu Gesicht zu bekommen; indeß vermuthe ich, daß sie der sich gern in Flüssen aufhaltenden Gattung der Seekuh angehören. Einige behaupten, daß an dem untern Laufe des Tigris und im Schatelarab Krokodile gesehen würden, andere widersprechen dem entschieden und so will ich denn über ihre Existenz in jenen Gegenden keine Meinung abgeben; waren welche vorhanden, so dürften die Dampfer sie zurückgescheucht haben. —

Mittheilungen über Venezuela.

Von **Franz Engel.**

III.

Das Soldatenwesen. — Art und Weise der Recrutirung. — Wappen und Flagge.

Richten wir nun zum Schluß noch das Auge auf die Wehrkraft, diese eiserne Pulsader des modernen Staats- und Völkerlebens. Die Wehrkraft der Republik ist zusammengesetzt aus dem stehenden Heere, der Miliz und der Flotte. Das stehende Heer bestand in den früheren Friedensjahren etwa nur aus 1000 Mann, die auf vier Jahre angeworben und nur zum Schutze der Häfen und Hauptstädte und zur Sicherung der Zuchthäuser und Gefängnisse verwendet wurden. Der Militärdespot Monagas brachte das Heer alsbald auf die Höhe von 5000 Mann, und da mit Antritt seiner Regierung der Landfrieden verschwunden, wie die glückliche Entwickelung des jungen Staates aus den Fugen gehoben war, und die Ruhe seitdem nicht mehr zurückgekehrt ist, so hat, wenn auch wohl keine Erhöhung, doch auch keine Beschränkung des gesteigerten Heeraufwandes stattgefunden. Der Kostenanschlag für die 5000 Mann Soldaten betrug 500,000 Pesos, während die Besoldungen einer Menge von activen und pensionirten Obersten, Generälen und invaliden Offizieren sich auf 345,000 Pesos beliefen. — Die starken und schönen Festungswerke der Spanier sind nach Unterdrückung der Militärrevolution im Jahre 1835 theils demontirt, theils ganz demolirt; nur in den Seehäfen sind noch einige Befestigungen und Batterien erhalten, jedoch in verwahrlostem Zustande; diese sind unbespannt und werden von der Besatzung selber aufgefahren. Den festesten Platz, überhaupt die einzige Festung, bildet jetzt das alte Fort San Carlos an der Barre von Maracaibo; es ist von mehreren Batterien guter Geschütze gedeckt, bewacht den einzigen, schmalen Eingang zu dem Hafen und der Stadt Maracaibo und internirt zugleich die politischen Gefangenen; jedes Schiff kann nur unter der Mündung seiner Kanonen den innern See von Maracaibo gewinnen.

Die Eintheilung des stehenden Heeres in Waffengattungen, Cadres u. s. w. ist in der Praxis gar nicht durchgeführt; die ganze bewaffnete Macht besteht nur aus dem einen Heereskörper der Infanterie, der unorganisirt zusammengerafft und bunt durch einander gewürfelt unter einzelne Commandos gestellt wird; Cavallerie und Feldartillerie sind nur fingirte Heereskörper in den Militärbestimmungen der Constitution. Die Flotte ist ganz unbedeutend und zählt nur einige zur Bewachung der Küsten gegen den Schmuggelhandel bestimmte kleine bewaffnete Fahrzeuge.

Zur Wehrpflicht in der Nationalmiliz wird jeder Bürger — (Bürger ist jeder im Lande von Angehörigen des Staates geborene Mann vom 18. Lebensjahre, seiner Mündigkeit, an) — vom 18. bis zum 45. Lebensjahre herangezogen; sie zerfällt in die active und die Reservemiliz; in Kriegszeiten soll die erstere 60,000, die letztere 66,000 Mann betragen; die active Reserve ist verpflichtet, auf Befehl der Executivgewalt oder des Gouverneurs der Provinz unentgeltlich bis

zu einem Umkreise von zwei Leguas unter Waffen zu treten, bei Aufruhr und Kriegszeiten sich aber unbedingt wie das stehende Heer verwenden zu lassen. Die Reservemiliz soll nur im äußersten Nothfalle gezwungen werden, ihre Ortschaft zu verlassen, niemals aber über die Grenzen ihrer Provinz vorgeschoben werden können; in der activen Verwendung wird die Miliz besoldet wie das stehende Heer. — Die Miliz wird an jedem Sonntage einige Stunden in der Kreisortschaft im Dienste der Waffen geübt; indessen wie vom Dienste im stehenden Heere weiß sich der Mann von Familie und Vermögen auch von dem Dienste in der Miliz zu befreien; die Familienaristokratie der Creolen fühlt sich entehrt und verletzt durch den gemeinen Soldatendienst und das Eintreten in Reihe und Glied; die Begriffe von Ehre und Unehre sind überhaupt in jenem Volke so verworren, wie der ganze politische und gesellschaftliche Verband ohne klares und festes Gefüge ist. Die Bewaffnung der Milizen erfolgt bei der Einberufung zum Kriegsdienste; die Uebung in den Waffen betreibt sie mit hölzernen Gewehren und Jagdflinten.

Die Miliz trägt auch im Kriegsdienste keine Uniform; das Uniforme in der Uniform des stehenden Heeres reducirt sich bis auf die gelb-blau-rothe Spitzmütze, das Riemenzeug und die Waffen; seine übrige Kleidung beschafft der Soldat aus eigenen Mitteln und nach eigenem Belieben; meistens näht er sich einige rothe Litzen und Aufschläge auf seine leinene Jacke und Hose, jedoch ganz nach seinen Mitteln und seinem Gutdünken; Schuhzeug gehört nicht zu seinen Lebensbedürfnissen. Die Offiziere tragen Oberrock und Beinkleid von dunkelblauem Tuche, den Rock mit gelben Knöpfen besetzt, ohne Stehkragen und frei aufgeknöpft; ihre Seitenwaffe ist der Schleppsäbel. Die Offiziere der Miliz kleiden sich ganz nach eignem Geschmack und eigner Erfindung und dadurch erhält solche Truppe oft malerische, romantische und effectvolle Lebenszüge. Die mittelalterliche Romantik des Krieges steht in den unentwickelten südamerikanischen Freistaaten noch in voller Blüthe; nicht das Uebergewicht der Waffe, die Tactik, die Gelehrsamkeit, nicht das Massengewicht und die Colonnenwucht entscheidet über den Ausgang des Kampfes, als vielmehr die persönliche Tapferkeit und Gewandtheit, Klugheit und Verschlagenheit des Feldherrn, und die Einzelkraft fühlt sich noch in dem ganzen elastischen Bewußtsein ihrer Selbständigkeit; daher hängt von der persönlichen That, dem persönlichen Muthe und Talente das Uebergewicht des einen Gegners über den andern ab. Die Poesie der Ritterlichkeit, die alte Herrlichkeit der streitbaren Recken und Degen, der Häuptlinge und Gefolge, die Illusion und Romantik werfen noch ihre grellen Lichter auf die Wahlstätte, und, noch nicht verblaßt unter der Maschinerie des Krieges, lenken und reizen sie die müßige und händelsüchtige Jugend zu dem lustigen Kriegsleben, und darin gerade liegt ein mächtiger Hebel zu den endlosen Wirren und Unruhen.

Die Miliz ist es, mit welcher die Bürgerkriege hauptsächlich ausgefochten werden; jeder Commandant ist eine Art von Häuptling und Bandenführer, der sich einem neuen Aufruhr aus Neigung oder Ehrgeiz, Habsucht und politischem Fanatismus anschließt, und zu dem Gefolge untergeordneter Parteigänger, das sich um ihn schaart, seine Truppe aufgreift im Namen des Gesetzes,[1] wo er mag und kann. Die Armee ist daher auch nur auf dem Papiere organisirt, und die gesetzlichen Bestimmungen über Dienst und Verwendung der Miliz kommen in der Praxis kaum zur Geltung. In Kriegszeiten unterscheidet sich die Aushebung der Recruten zu dem stehenden Heere wenig von dem Aufgebote der Miliz; die Aushebung ist hier wie dort eine zwangsweise und der Milizsoldat wird mit dem Dienstsoldaten in eine und dieselbe Truppe gesteckt, aus seiner Provinz gezogen und verwendet, wie es der jeweilige Heerführer für gut befindet. Da sich weder Recrut noch Milizsoldat freiwillig stellt, da außerdem jede Partei sich die Legitimität der Regierungsgewalt und die Verfügung über die bewaffnete Macht des Staates anmaßt, so wirbt und greift eine jede derselben, so weit ihre factische Gewalt reicht, ihre Truppen auf, wo sie ihrer habhaft werden kann, und hat dann ein Heer unter den Fahnen, das auch nicht die leiseste Eintheilung zwischen stehendem Heere und Miliz zuläßt.

Eine Folge dieser einfachen und periodisch wiederkehrenden Militärorganisationen ist, daß das lebendige Material, aus welchem der Heerkörper zusammengeschweißt wird, bei dem ersten Alarmsignale der Truppenaushebungen das Weite sucht und sich in die Schlupfwinkel der Berge und Wälder verkriecht. Häuser und Felder stehen von den kräftigen Männern verlassen, Weiber, Kinder, Kranke und Greise fristen ein kümmerliches Dasein, der Feldbau verwildert und der Flüchtling verbringt die Tage seiner freiwilligen Verbannung in Elend, Angst, Hunger und Nothdurft, wie das gehetzte Wild, mit welchem er den gleichen Schlupfwinkel theilt. Die Ortsbehörden werden angehalten, die bestimmte Zahl von Recruten einzustellen und mit Strafen und Brandschatzungen bedroht, wenn sie dem Gebote nicht nachkommen; um sich ihrer Haut zu wehren, wird nun die Menschenhetze mit allen Maßregeln der Gewalt, der Ueberlistung und Verfolgung betrieben. Die Arme auf den Rücken gebunden und der Reihe nach hintereinander an ein langes Seil gekoppelt, ziehen die Opfer des Wildfanges in die Stadt und das Gewahrsam ein. Das nennt man mit dem naivsten Gesichte eine Recrutirung im Namen der legitimen Regierung. Das Gefängnißgebäude wird zur Caserne eingerichtet und in den dunklen engen Räumen, im Hofe und in den Galerien werden die zusammengeworfenen Menschenhaufen eingeschlossen, scharf bewacht, schlecht beköstigt, bewaffnet, eingeübt und an den Bestimmungsort abgeführt. Dank den unwegsamen Landstraßen und den unbewohnten Wäldern und Feldern entschlüpft auf den Märschen wieder eine große Anzahl der eingefangenen Truppen und erkauft sich unter den furchtbarsten Leiden und Nachstellungen ihre Freiheit, bis sie es gerathen findet, in ihre Wohnhütten zurückzukehren.

Der Europäer, der unter einem andern Staatsbürgerrechte und anderen Begriffen von Menschenwerth und Würde aufgewachsen, kann den Anblick solcher brutalen, aller Menschenwürde ins Gesicht schlagenden Conscription der freien Staaten Südamerikas nicht ohne Abscheu und Erbitterung ertragen. Dennoch fordert die Gerechtigkeit, seine Entrüstung nicht zu laut werden zu lassen; eine geordnete, gesetzmäßige Recrutenaushebung und Heereseinrichtung ist in einem Lande solcher Culturstufe, solcher physischen Bodenbeschaffenheit, solcher dünnen Bevölkerung und Hülfsmittellosigkeit wie die südamerikanischen Freistaaten der Gegenwart, geradezu eine Unmöglichkeit, selbst wenn auch eine einzige Regierung an Stelle der verschiedenen Parteigruppen eine Armee zu mobilisiren hat. Ferner aber wird ein Land und Volk, das noch im Kindesalter steht, seine Entwickelungsphasen nie ohne Gewaltstöße und ohne die Willkür der Noth durchlaufen; sehen wir doch auf unserm Welttheile, der sich mit Vorliebe den Welttheil der Intelligenz und Civilisation nennt, in seinem vorgeschrittenen Alter ganz ähnliche, wenn auch unter dem Nimbus der einheitlichen Gewalt versteckte Schauspiele aufführen. Den südamerikanischen Völkern aber stehen noch Perioden und Katastrophen bevor, welche die meisten Staaten Europas schon lange überwunden haben.

So wenig militärischer Prunk zum Vorschein kommt, ebenso wenig ist die Haltung und Bewegung des Soldaten gedrillt oder nur militärisch straff; jedoch kennt der Soldat

die zu seinen Zwecken erforderlichen Waffengriffe und Evolutionen. Die nicht sehr ehrenwerthe Zusammensetzung des Heeres, das zugleich als eine Unterbringungsanstalt für Verbrecher und Uebelberüchtigte dient, und die Dürftigkeit seiner äußern Ausstattung machen es zu einer fast verachteten Institution. Die Zahl der hohen Offiziere steht in gar keinem Verhältniß zu der Menge der Truppen; einige hundert Mann werden oft von mehreren Generälen und einer langen Suite von Offizieren befehligt. Das ganze untergeordnete Heerwesen, jeder Mangel an militärischem Effecte, die kindischen Spielen gleichenden Exercitien u. s. w. fordern nur zu leicht Spott, Gelächter und Verachtung der Fremden heraus, die an die stolze Erscheinung ihrer vaterländischen Heere gewöhnt sind; aber sie verleiten auch oft zu einer übertriebenen und unbedachten Geringschätzung der wirklichen Kraft, die sich hinter der zerlumpten, unmartialischen und bunt zusammengewürfelten Truppe versteckt. Ihre große Entbehrungsfähigkeit und Zähigkeit im Ertragen von allen Mühseligkeiten und elendester Lebensweise machen diese uniformirten Haufen widerstandsfähiger als alle militärische Schulung und Disciplin; ihre Behendigkeit und Ausdauer in den Guerillakriegen, auf den schlechten Wegen und in menschenleeren und nahrungslosen Wildnissen, die Unbeugsamkeit ihres Temperamentes würden einer fremden Invasion fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen, abgesehen von ihrer natürlichen Schutzgenossenschaft: dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, den Lebensmitteln u. s. w. u. s. w., die eine nicht minder feste Ringmauer als die steile Cordillere oder die Sumpfufer der ausmündenden Ströme um das Land ziehen. Die Besetzung der Häfen erfordert freilich keine Schwierigkeiten, und die Besitznahme der Zollstätten unterbindet die Lebensadern des Landes, aber vollendet seine Unterwerfung nicht und behauptet seinen Besitz noch weniger.

Der Soldat wird in der Caserne streng bewacht und sogar hart behandelt; dennoch herrscht zwischen Gemeinen und Offizieren ein unbefangenes Verhältniß in und außer Reihe und Glied; die Disciplin und strenge Behandlung betrachtet der Soldat als ein Joch, das der Soldatenberuf ihm auferlegt; aber er beugt sich nur dem Stande und Berufe, nicht der Person, — darum glaubt er dem Offizier weiter keinen Respect schuldig zu sein als seinem Commando zu gehorchen.

Bei vermehrter Truppenaushebung werden alle öffentlichen Gebäude, sogar auch die Kirchen, in Casernen verwandelt; der Bürger entgeht der Einquartierungslast schon aus dem triftigen Grunde, daß die in Privathäusern auseinandergelegte Mannschaft der Ueberwachung entgehen und alsbald, wie sie zusammengebracht, in alle Winde auseinanderstieben würde. Große Vorkehrungen zur Casernirung der usurpirten Gebäude werden nicht getroffen; die Mannschaft wird in den leeren Raum eingetrieben und mag sich darin nach Belieben einrichten. Jeder führt sein kleines Bündel Wäsche, sein Hüftmesser 2c. mit sich, und es bleibt seiner Geschicklichkeit überlassen, sein Lager herzustellen, wenn er müde ist, und zu schlafen, wie und wann er kann. Viele der Eingesperrten haben Mutter, Schwestern, Verwandte oder Freundinnen am Orte, die sich ihrer entrissenen Angehörigen nach Kräften annehmen, mit gefüllten Töpfen, Flaschen, Schüsseln hin- und hergehen, Strohmatten, Taback, Thränen und Liebkosungen zutragen und die traurige Lage ihres Schützlings versüßen, so weit ihr Einfluß reicht.

An einzelnen öffentlichen Gebäuden ziehen Schildwachen auf, sonst drängt sich die bewaffnete Macht durch keine überflüssigen Schaustellungen, Paraden und lärmenden Prunk aus seiner Anspruchslosigkeit der Oeffentlichkeit auf. Es thut aber Jeder wohl daran, auf den Anruf der Wachen zu achten und mit der Antwort: Venezuela! oder: El Gobierno! nicht zu zögern, denn der Kerl nimmt mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, sein Gewehr einmal abzufeuern.

Das Wappen der Republik ist ein dreigetheilter Schild; in dem untern Felde zeigt er ein Pferd, in dem obern rechts eine Garbe Korn, in dem links kriegerische Embleme, das Ganze umgeben mit der Devise: Libertad, 19 d. Abril 1810. — 5 d. Julio 1811. — Die Flagge ist dreifarbig in horizontalen Streifen, oben gelb, in der Mitte blau und unten roth. — Das Parteibanner der Centralisten ist roth, das der Föderalisten gelb.

Robert Schomburgk

und seine Reisen in Guyana, am Orinoco, in Hinterindien 2c.

II.

Wir wollen ein Lebensbild des verewigten Freundes geben, und da erregt es unser doppeltes Interesse, in seinen schlichten, anspruchslosen Erzählungen von seinem Verkehr mit den Eingeborenen eben so viele Züge seines edlen, lautern, unendlich wohlwollenden Charakters zu finden. Oft hörte ich von einem jüngern Bruder, Richard Schomburgk*) (der ihn, von der preußischen Regierung dazu beauftragt, mehrere Jahre als Sammler begleitete), wie seine liebenswürdige, man möchte sagen kindliche Freundlichkeit ihm die Herzen Aller, die ihn begleiteten, zugewendet, wie er — wennschon klein und schwächlich — sich doch mit einer ähnlichen Last beladen habe, wie er seinen Macusis auf die Schultern legte, wenn nicht zu passirende Fälle eine Ausschiffung nöthig machten, und daß er sicher niemals seine Ration nur um das Geringste vergrößerte, sobald drohender Mangel eine knappere Eintheilung forderte. — Ein Macusiknabe, der ihm nach Europa gefolgt war, und bei seinem Besuch in der Thüringer Heimath, wie leicht begreiflich, ein Gegenstand allgemeinen Interesses wurde, hing an ihm mit der kindlichsten Verehrung und war aufs Tiefste betrübt, wenn ihn einmal, um irgend einer versäumten Obliegenheit willen, ein mißbilligender Blick aus den sonst so milden Augen seines Herrn traf.

Wie treulich hält dieser bei seinen schwer erkrankten Indianern aus, obwohl sein wissenschaftlicher Eifer ihn jeden verlorenen Tag brennend empfinden läßt. Er vermag es nicht, das fromme Vertrauen der angstvollen Mutter zu kränken, die ihn — den weisen Mann — ihr todtkrankes Kind anzuschauen bittet, in dem kindlichen Wahn, es müsse dadurch gesunden. Ein anderes Mal weist er das Geschenk

*) Jetzt Director des botanischen Gartens in Adelaide in Südaustralien.

eines armen verkrüppelten Indianers zurück, — einen wunderschönen, seltenen Vogel; es schien ihm Verbrechen, den Vereinsamten seines einzigen Freundes zu berauben. Aber mit tiefer Empörung brandmarkt er die schändliche Handlungsweise jener brasilianischen Beamten, welche unter der Firma: Freiwillige für die Flotte anzuwerben, ganze indianische Dörfer ausrauben, die Hütten verbrennen und die Unglücklichen, geknebelt und ohne Ansehen des Alters und Geschlechts — Männer, Greise, Weiber und Kinder —, fortschleppen, um, nachdem sie die für den Seedienst tauglichen Männer abgeliefert, alles Uebrige an Sklavenhalter zu verkaufen. Es gelang Schomburgk's unermüdlichen Bemühungen, bei dem brasilianischen Gouverneur einen solchen Preßgang von 40 Sklaven, unter welchen sich nur 9 Männer und unter diesen 3 schon über 60 Jahre befanden, während der Rest aus 13 Weibern und 18 Kindern bestand, seinen Räubern abzutreiben und wenigstens die zum Seedienst Unfähigen in ihre Heimath zurückbefördern zu sehen.

Bei seiner Rückkehr nach Europa wurde ihm der ehrenvollste Empfang. Die Königin Victoria von England ernannte ihn zum Ritter, König Friedrich Wilhelm IV. erzeigte ihm vielfache Huld und Gnadenbeweise; von gelehrten Freunden überall — obenan seine alten Gönner Alexander von Humboldt, Ehrenberg und Andere — wurde er in warmer Anerkennung seiner Verdienste herzlich willkommen geheißen. So viele Auszeichnungen ihm aber auch erwiesen wurden und wie dankbar er sie empfand, so vermochte dies Alles doch nicht, ihm von der edlen Einfachheit seines Wesens das Geringste zu rauben.

Nachdem er dem Drange seines Herzens genügt, die alte Heimath zu begrüßen, die ihm stets ein heller Punkt geblieben war, wie großartig auch immer die Eindrücke gewesen sein mochten, die er auf seinen Reisen in sich aufgenommen, ging er nach England zurück, und sich der fernern Ausarbeitung des von ihm so reichlich gesammelten Materials widmend, schrieb er hier seine: „History of Barbadoes."

Im August 1848 verließ Schomburgk Europa, das ihm von der englischen Regierung verliehene Consulat in St. Domingo zu übernehmen. Dieses Amt, welches große Umsicht erforderte, verwaltete er zur völligen Zufriedenheit seiner Regierung neun Jahre lang. Abgesehen von der Ueberbürdung mit ermüdenden Geschäften, hatte er es obenein mit einer sehr schwierigen Regierung zu thun, die offenbar antienglisch gesinnt war. Er klagt in seinen Briefen aus damaliger Zeit, daß der Präsident der Republik, Señor Baez, ihn in seinen Haß gegen die Engländer von ganzem Herzen eingeschlossen zu haben scheine. Nur von intriganten Spaniern umgeben und auf ihre Gesellschaft angewiesen, fühlte er oft schmerzlich den Mangel eines Freundes, eines gebildeten Umganges. Seine einzige Freude und Erholung fand er in seinem wohleingerichteten Garten, in welchem er unter vielen seltenen Pflanzen vierzig Arten von Rosen — darunter eine grüne — besaß.

Trotz aller Schwierigkeiten seiner Stellung gelang es ihm indessen, die Interessen seiner Regierung überall wahrzunehmen, was ihm die wärmste Anerkennung Lord Palmerston's eintrug. Inzwischen fing es an auf der Insel selbst gewaltig zu gähren. Der schwarze Kaiser Faustin Soulouque von Haiti drohte den Dominicanern mit Krieg und Belagerung der Hauptstadt und schwur, weder Alter noch Geschlecht zu schonen. So schlimm wurde es glücklicherweise nicht. Schomburgk hatte indessen während dieser Unruhen das Haus voll von Flüchtlingen jedes Alters und Standes, die eine Zufluchtsstätte bei ihm suchten, einmal ihrer nicht weniger als vierundsechszig. Mit komischem Entsetzen schildert er bei dieser Gelegenheit die ihm, dem Unverheiratheten, auferlegte Unbequemlichkeit unerhörten Kindergeschreies.

Endlich als die Ruhe im Lande leidlich wieder hergestellt war, konnte er daran denken, einige Ausflüge in das Innere der Insel zu machen. Er besuchte unter Anderm die Ruinen von Isabella, der ersten Stadt, welche Columbus gründete; aber leider fand er dieselbe schon arg zerstört, da man die Steine benutzt hatte, um in der Stadt Porto Plata Häuser damit zu bauen. Entrüstet über solchen Vandalismus suchte Schomburgk das weitere Abbrechen der von Columbus erbaueten Festung Concepcion zu verhindern, indem er sich an den Erzbischof, einen würdigen, von ihm sehr verehrten Mann wandte, welcher auf seine Vorstellungen denn auch Befehl gab, der Zerstörung Einhalt zu thun. — Der Gegenbesuch, den der Erzbischof einige Zeit später, als er auf einer Wallfahrt begriffen war, mit seiner ganzen Clerisei in Pontificalibus, das Kreuz an der Spitze, ihm abstattete, gab den Stockkatholiken der Nachbarschaft nicht wenig Stoff zur Verwunderung.

Da Schomburgk nun aber, wie es schien, einmal zum Weltfahrer prädestinirt war, sollte sein Geschick nach kurzer Ruhezeit eine neue Wandelung erfahren. Er wurde 1857 zum Consul und Geschäftsträger der englischen Regierung für Siam ernannt, welchen Posten er wohl vor Allem seiner außerordentlichen Gewandtheit, sich fremde Sprachen anzueignen, zu verdanken hatte. Glücklich zu Bangkok, der Residenz Seiner siamesischen Majestät des Königs Major Prabat Samdet Phra Paramendr Maha Mongkut, angekommen, gewann er während seines siebenjährigen Aufenthaltes daselbst mannichfache Gelegenheit, seine interessanten Studien an Land und Leuten fortzusetzen.

Was seine amtliche Aufgabe betrifft, so gelang es ihm vollständig, die von der englischen Regierung gewünschten Handelsverträge mit Siam abzuschließen. Auch zwischen Preußen und diesem Lande vermittelte er eine solche Verbindung, und es war ihm eine besondere Genugthuung, bei seiner Rückkehr nach Europa im Jahre 1864 die betreffenden Documente selbst nach Berlin überbringen zu können.

Seine persönlichen Beziehungen zu dem siamesischen Hofe waren durchaus freundliche und gefällige. Der König und seine Familie beehrten ihn bei verschiedenen Festen und Feierlichkeiten mit Einladungen und Auszeichnungen aller Art. So war auch das Photograph, welches er einmal vom Könige erhielt, von einem eigenhändigen recht hübsch stilisirten englischen Briefe begleitet.

* * *

Ungeachtet Schomburgk's Gesundheit durch übermäßige Anstrengungen bereits sehr erschüttert war, unternahm er doch zwei größere Reisen in das Innere des Landes. Leider ist es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, das hierbei gesammelte Material selbst auszuarbeiten; hoffen wir, daß es der gewandten Feder Robert Seeman's, in dessen Hände das Schomburgk'sche Tagebuch übergegangen, gelingen mag, die bedeutendsten wissenschaftlichen Resultate dieser Reise zu verwerthen. Wir entnehmen Schomburgk's Briefen aus jener Zeit folgende Reisenotizen:

Sir Robert verließ Bangkok am 12. Januar 1859, begleitet von einem der Dolmetscher des Consulates und zwei Neffen des Königs, Knaben von 12 bis 14 Jahren, welche auf Wunsch des zweiten Königs, ihres Vaters, bereits seit längerer Zeit in seinem Hause gewohnt und die amerikanische Missionsschule besucht hatten. Die jungen Prinzen machten ihm durch ihre Strebsamkeit wie durch ihr munteres und tapferes Verhalten auf der ganzen Reise viel Freude. Die Reisenden gingen zuerst den Menam aufwärts. Zwei

Kähne des Königs, die Ruderer in königliche Uniformen gekleidet, waren ihnen zur Verfügung gestellt. Nach 35 Tagen hatten sie jedoch nur 150 englische Meilen zurückgelegt, da der Fluß sehr seicht war. In Bahaing oder Lahang (einer Stadt auf der Grenze von Laos und Siam) schickte Schomburgk die Kähne zurück und setzte die Reise nach Xiengmai auf Elephanten fort, deren ihm hier 10 mit 200 Mann Bedeckung gestellt wurden. Auch einige Pferde wurden vorsichtshalber mitgenommen, im Fall die Fortschaffung auf Elephanten sich als zu beschwerlich erweisen sollte. Die Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit, welche das Reiten auf Elephanten trotz der bequemen Hawdies oder Palankine verursacht, ist in der That außerordentlich. Außer heftigen Gliederschmerzen leidet auch der Magen ähnlich wie bei der Seekrankheit; das ungleiche bergige Terrain zwischen Bahaing und Lagong bis Lampuhn erhöhte das unangenehme Schaukeln; die große Sicherheit indessen, mit welcher diese merkwürdigen Geschöpfe selbst die steilsten stufenartigen Wege hinauf und herunter steigen, beseitigt endlich das nervöse Gefühl, dem im Anfang auch der kräftigste Mensch unterliegt. In Lagong, der letztgenannten Stadt, eine der Residenzen der kleinen Lao-Prinzen, welche den König von Siam als Oberlehnsherrn anerkennen, waren unseren Reisenden außerhalb der Stadtmauern äußerst bequeme Hütten errichtet; der Fürst bezeigte ihnen alle erdenklichen Aufmerksamkeiten. Es ist anzunehmen, daß dieser Empfang sowie die auf den verschiedenen anderen Stationen getroffenen Vorbereitungen auf Weisung des Königs von Siam geschahen, welcher in anerkennenswerther Munificenz auch die ganzen Unterhaltungskosten der Escorte auf sich nahm.

Drei Tagereisen weiter liegt Lampuhn, ebenfalls mit Mauern umgeben; der District des Fürsten ist jedoch nicht sehr bedeutend. Von hier führt eine Reihe von Dörfern eine Tagereise weiter bis Xiengmai. Das Land ist flach und auf das Beste cultivirt, Reisfelder und Gärten sind von zahlreichen Canälen bewässert. Bedauerlich war für Schomburgk nur, daß er auf der ganzen Reise weder Blumen noch Bäume in Blüthe antraf; auch gab es nicht so viele Vögel als er erwartet hatte. Interessant jedoch war es ihm, den Pfau wild anzutreffen. Dieser ist etwas kleiner als der in Europa bekannte, der Schwanz aber eben so schön und noch etwas größer.

Xiengmai ist die größte unter den Städten dieser halb unabhängigen Fürsten. Der König von Siam titulirt den letztern Vicekönig. Die Stadt hat drei englische Meilen im Umfange und ist mit Mauern, die Vorstädte sind mit einer Art Palissaden umgeben. Der Vicekönig war zu dieser Zeit in Bangkok; er hatte Schomburgk vor Abreise desselben besucht und ihm die freundschaftlichsten Verheißungen gegeben. Sein Gouverneur besaß jedoch nicht dieselbe humane Denkungsart und machte dem Reisenden ernstliche Schwierigkeiten, besonders durch den Versuch, einen englischen Unterthan festzuhalten, was natürlich nicht zugestanden wurde. Die Bewohner der Lao-Städte, wie Lagong, Lampuhn, Xiengmai, sind sehr verschieden von den Siamesen. Sie sind besser gewachsen, und in Hinsicht ihres Teints wetteifern die Frauen mit Italienerinnen oder Spanierinnen. Die beiden Töchter des Vicekönigs erregten in Bangkok durch ihre Schönheit außerordentliches Aufsehen.

Nach zwölf Tagen Aufenthalts verließ Schomburgk Xiengmai mit einem Gefolge von 150 Mann und 33 Elephanten. Man wollte ihm eine größere Escorte aufdringen, da der Weg durch eine Race wilder Stämme, der rothen Karens, unsicher sein sollte; er hielt die Anzahl der Leute aber für ausreichend und wurde auch nicht auffallend beunruhigt. Nachdem die Karawane eine Zeitlang die Ufer des Flusses verfolgt hatte, ging der Weg über eine große Gebirgskette, wo das Thermometer auf 46 Grad Fahrenheit fiel. Sie kam durch Fichten- und Eichenwälder — ein Anblick, den unser Reisender lange, lange entbehrt hatte. Am 22. März erreichte er glücklich Maulmein und war somit in nächste Nähe des Golfs von Bengalen gekommen. Die Stadt hat 46,000 Einwohner. Die Straßen sind regelmäßig ausgelegt und zeichnen sich durch einige recht wohlgebaute Häuser aus. In sehr pittoresker Lage und Bauart erscheinen die Pagoden der Buddhisten auf einer Anhöhe. Die Aussicht von der großen Pagode Kyketalan ist reizend. Man übersieht von dort die Stadt am Fuße des Hügels, am rechten Ufer des Salwein, welcher von außerordentlicher Breite und mit Hunderten von Inseln gleichsam übersäet ist. Martaban, die frühere Residenz des Gouverneurs, liegt am andern Ufer des Flusses. Schomburgk's Wunsch, eine längere Zeit in Maulmein und seiner malerischen Umgebung zu verweilen, konnte nicht erfüllt werden, da die Regenzeit heranrückte, während welcher es für einen Europäer Tollheit sein würde, durch die Dschengeln (dichten Wälder) zu reisen. Es mußte also eilends zur Rückreise geschritten werden. Nachdem er fünf Tage unter strömendem Regen seinen Weg fortgesetzt, bestieg er ein Regierungsdampfboot und erreichte glücklich Tavoy, eine Stadt, welche 35 Meilen von der Mündung des gleichnamigen Flusses liegt (14° 5′ N. 98° 10′ O. v. G.). In Betreff der Einwohnerzahl ist dieselbe nicht mit Maulmein zu vergleichen. Hier mußten wieder Elephanten bestiegen werden. Capitän Stevenson, der Deputycommissioner von Tavoy, hatte mit einigen anderen Herren Lust, die Reise in das Siamesische mitzumachen, doch waren sie durch den mächtig strömenden Regenfall nach einigen Tagen gezwungen umzukehren. Schomburgk mit den Seinen hatte noch während des Uebersteigens der großen Gebirgskette, welche Tavoy von Siam trennt, alle Unbill des Wetters zu ertragen; dann aber war ihnen der Himmel zur Fortsetzung dieser sehr interessanten Gebirgsreise günstig. Am 15. April erreichten sie den Menam-noi und setzten auf diesem Flusse in Booten ihre Reise fort. Nachher der Canäle sich bedienend, welche den Menam-noi mit dem Menam verbinden, kamen sie am 26. April in Bangkok an. Sie hatten während eines Zeitraumes von 4½ Monat über 1000 englische Meilen zurückgelegt.

Im Jahre 1863 machte Schomburgk einen kleinern aber ebenfalls interessanten Ausflug. Nach einer mehrtägigen Fahrt den Menam aufwärts, darauf einen Nebenfluß einschlagend, erreichte er Tarna. Von hier setzte er auf einem Elephanten die Reise bis Prabat fort, wo — wie die Legende erzählt — Buddha seinen Fuß aufsetzte, um mit einem Schritte die weite Entfernung bis Adam's Pik auf Ceylon zu übersteigen. Der Eindruck, welcher von dem heiligen Fuße zurückblieb, ist von einem herrlichen Tempel überbaut, ein Wallfahrtsort, den der König sowie Tausende seiner Siamesen jährlich einmal, gewöhnlich Ende Januar, besuchen.

Auf dieser Reise traf Schomburgk der Unfall, daß sein ihm vor langer Zeit vom Könige geschenkter, sehr schöner Neufundländer Hund an plötzlichen Symptomen einer Vergiftung starb. Der Hund war ihm außerordentlich ergeben, er trennte sich weder Tag noch Nacht von ihm, und alle Welt bewunderte und fürchtete das seltene Thier. Da kurze Zeit vor seiner Abreise auch sein kleiner reizender Bijou auf grausame Weise gemordet worden, so erregte der zweite Verlust ein doppelt unangenehmes und trauriges Gefühl in ihm. Schien es nicht fast, als habe er einen heimlichen Feind, der ihm nach Leben und Eigenthum trachte? eine Annahme, die ihm bei der außerordentlichen Ergebenheit seiner Umgebung bisher nie in den Sinn gekommen war. Aller Nach-

forschungen ungeachtet, blieb jedoch der boshafte Uebelthäter verborgen.

Von Prabat einen andern Nebenfluß des Menam hinauffahrend, besuchte er die Tempel und Ruinen von Nackburi, welche von einem frühern sehr großartigen Palaste der siamesischen Könige herrühren. Der jetzige König läßt hier eine neue Residenz errichten, welche jedoch an Pracht hinter der frühern zurücksteht.

Schomburgk hatte während seines längjährigen Aufenthalts in Bangkok noch die große Freude, den Bau einer protestantischen Kirche — der ersten in Siam — in Angriff nehmen zu sehen, wozu auf seine Vermittelung der König den Bauplatz geschenkt hatte.

Zunehmende Kränklichkeit, besonders eine erschreckende Abnahme des Augenlichts, nöthigte ihn zu schleuniger Heimkehr nach Europa. Nach fast sechsunddreißigjährigem Aufenthalte in den Tropen hatte es nur noch des für Europäer vorzugsweise nachtheiligen siamesischen Klimas bedurft, seine elastische Constitution zu untergraben. („Hinsichtlich der Strapazen, welche ich ausstehen kann, bin ich zum Sprüchwort geworden!" äußerte er ein Jahrzehnt früher, wenn man ihn warnen wollte, seiner Kräfte zu schonen.) Mit tiefer Wehmuth jedoch erfüllte es ihn, seinen Plan, auf der Rückreise die in Australien lebenden Geschwister zu besuchen, scheitern zu sehen. Er hatte, obgleich von Allen, die ihm näher traten, geliebt und geachtet, es doch oft schmerzlich empfunden, daß er allein im Leben stand, ohne die treue, durch nichts zu ersetzende Liebe der Familie. Und mit welcher brennenden Sehnsucht harrten die Seinen auf ihn, wie malten sie sich das Wiedersehen des funfzehn lange Jahre entbehrten, heißgeliebten Bruders in den rosigsten Farben aus! Es sollte nicht sein. Die Aerzte erklärten einen fernern Aufenthalt in den Tropenländern für unabweisbar tödtlich für ihn.

Er langte im October 1864 nach einer glücklichen Ueberfahrt in Europa an und begab sich von Hamburg aus nach Berlin und Leipzig, wo er bei der liebevollen Pflege seiner Verwandten die gesunkene Lebenskraft wieder gestärkt zu sehen hoffte. Sein Zustand verschlimmerte sich indessen sichtlich, eine beabsichtigte Augenoperation konnte zu großer Erschöpfung wegen nicht mehr unternommen werden. Den Bitten treuer Freunde nachgebend, vertrauete er sich der Heilanstalt des Dr. Levinstein in Schöneberg bei Berlin an, welches Asyl er denn auch lebend nicht wieder verlassen hat.

Mit welcher gottergebenen Geduld er seine großen Leiden ertrug, ja, wie er diese den Blicken der Theilnehmenden zu verbergen bemüht war, wie er selbst, dem Scherz noch zugänglich, seine Umgebung zu erheitern suchte, erfüllte Alle, die sein Lager umstanden, mit wehmüthiger Bewunderung.

Am 11. März 1865, in einer Nachmittagsstunde, ging dies vielbewegte, reiche Leben zu Ende; einem von Hamburg herbeigeeilten theuren Verwandten war es vorbehalten, ihm die müden Augen zu schließen.

Alles, was Berlin an gelehrten und wissenschaftlichen Notabilitäten faßte, folgte trauernd seinem Sarge. Auf dem Jerusalemer Kirchhofe ist ihm die letzte Ruhestätte bereitet worden.

Die Heimathserde — nach der er sehnsuchtsvoll verlangte — sie sei ihm leicht, sie deckt ein edles Menschenherz!

Aus allen Erdtheilen.

Die Union-Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Ein Berichterstatter der zu St. Louis erscheinenden „Volkszeitung" giebt Notizen über die Art und Weise, in welcher der Bau dieses Schienenweges betrieben wird. — Die Bahn rückt sehr rasch durch die sogenannte große „amerikanische Wüste" westlich von Omaha vor. Die Schnelligkeit und zugleich die Solidität, womit der Bau dieser Bahn ausgeführt wird, sind staunenerregend, eine Beschreibung des dabei in Anwendung gebrachten Arbeitersystems dürfte daher nicht ohne Interesse sein. Die Erdarbeiter mit Hacke und Schaufel bilden den Vortrab und bereiten auf Meilen weit das Bahnbett vor; dann folgen die mit Gradirung und Legung des Geleises beschäftigten Arbeiter, die Constructions-, Schlaf- und Verpflegungs- (boarding) Züge. Die Waggons der letzteren sind 80 Fuß lang. Einige der Waggons sind mit Betten versehen, andere als Speisezimmer, Küchen, Vorrathskammern und Bureaus eingerichtet. Zur Essenszeit werden die Waggons bis zum Ende des gelegten Geleises geschoben und die Arbeiter nehmen ihr Mahl in ihnen ein, Abends wiederum so weit das Geleis gelegt ist, so daß der Arbeiter am andern Morgen sich gleich am Anfangspunkte seiner Arbeit befindet. Die Untercontractoren arbeiten in Sectionen von je zwei Meilen und beinahe 500 Mann werden an jeder Section beschäftigt, um die Bahn für die Legung des Geleises vorzubereiten. Die Constructionszüge sind mit Schienen, Verbindungsstücken, Schwellen, Bolzen, Schienenstühlen und allen sonstigen zur Arbeit nöthigen Materialien beladen. Mehrere Constructionszüge stehen fortwährend hinter den Verpflegungs- und Schlafwaggons, welche letztere bei Beginn der Arbeit auf ein Nebengeleis geschoben werden. Die Schwellen werden durch von Maulthieren gezogene Wagen längs der Bahnstrecke vorausgeschickt. Die Schienen und andere Eisenbahnmaterialien werden auf kleineren Packwagen bis zum Ende des Geleises transportirt. An jeder Seite des Geleises stehen zehn Männer. Einer derselben wirft eine Schiene vom Wagen herab auf Rollen, drei andere ziehen sie an die Stelle, wo sie befestigt werden soll. Unterdessen sind die „Stühle" unter die vorher gelegte Schiene placirt worden. Zwei Männer passen die Schiene in den „Stuhl" der zuletzt gelegten ein, während das Kopfende derselben von den anderen gehalten wird. Auf den Ruf des Aufsehers „Nieder" lassen die Arbeiter die Schiene fallen und so ist auf jeder Seite eine Schiene gelegt, welche dann mit Bolzen auf den Schwellen befestigt wird; der Schienenkarren rückt sogleich weiter vor und die Operation beginnt von Neuem. Die Bahn wird dann zwischen und neben den Schienen mit Kiesel befahren und ist zur Benutzung fertig. Ist der Schienenkarren leer, so wird er vom Geleise geschafft und der nächstfolgende beladene nachgeschoben; auf diese Weise geht es Stunde für Stunde, Tag für Tag fort; alle dreißig Secunden wird auf beiden Seiten des Geleises eine Schiene gelegt, einerlei, unberücksichtigt, ob Regen oder Sonnenschein. Die Arbeiter sind wohlgemuth und die Contractoren stets thätig. Gegenwärtig werden innerhalb 24 Stunden zwei und eine halbe Meile Bahnstrecke vollendet; man hofft aber durch neue Einrichtungen von jetzt an vier Meilen per Tag fertig zu bringen und erwartet mit Sicherheit, daß die Bahn um Weihnachten bis Salt Lake City, auf eine Distanz von 1051 Meilen von Omaha und etwa 330 Meilen vom jetzigen Endpunkt der Bahn, vorgerückt sein wird.

Die Werkstätten der Bahn in Omaha bedecken ein Areal von acht Acres am Missouriufer und sind aus Backsteinen gebaut. Sie bestehen aus Maschinen- und Reparaturwerkstätten Eisengießereien, Waggonfabriken, kurz allen Etablissements zur Herstellung der beim Eisenbahnbetrieb gebrauchten Artikel. Fast alle von der Bahn benutzten Waggons — Fracht-, Constructions- und Passagierwagen — werden dort gebaut und sind denen anderer Bahnen völlig gleich. Hier werden Locomotiven und Maschinen reparirt und alle gußeisernen Artikel angefertigt. So vollständig sind die Werkstätten, daß von der Handkarre bis zur Locomotive Alles dort construirt werden kann. Die Compagnie hat bis jetzt noch keine Locomotiven für sich gebaut, wird dies aber in zwei Jahren thun. Die kürzlich in der Nähe der Linie entdeckten Iron Mountains liefern das nöthige Eisen. Die bewegende Kraft wird durch eine Dampfmaschine von fünfundvierzig Pferdekraft erzeugt. Vierhundert Arbeiter, deren Tagelohn zwischen 3 Dollars 25 Cents bis 4 Dollars 50 Cents variirt, werden in diesen Werkstätten beschäftigt. Außerdem besitzt die Compagnie bedeutende Werkstätten längs ihrer Linie in Grand Island, North Platte, Sydney, Cheyenne und Laramie. Kohlen wurden am Endpunkte der Bahn vor Kurzem durch einen armen Irländer entdeckt, welcher seinen Anspruch an einen Speculanten in Omaha für nur zweihundert Dollars verkaufte. Dieser schloß mit der Compagnie sofort einen Contract auf mehrere Tausend Tonnen ab und öffnete die am Abhange eines Berges liegenden Kohlenadern. Die Eisenbahn zahlt ihm 8 Dollars pro Tonne, welche ihm nicht mehr als 2 Dollars kostet. Die Bahn geht von Omaha aus auf eine Entfernung von 8 bis 10 Meilen in südlicher, dann in nordwestlicher Richtung bis Fremont, eine Entfernung von 35 Meilen, wo sie in das Thal des Platteflusses eintritt, längs des nördlichen Ufers desselben in westlicher Richtung weitergeht und den nördlichen Arm dieses Flusses 291 Meilen westlich von Omaha überschreitet. Der Boden in dem Thale ist Alluvialboden von sehr fruchtbarer Beschaffenheit, und sind bereits viele Farmer deshalb nach dort gegangen. Der Ertrag von Weizen pro Acre dieses Landes ist 30 bis 35 Bushel, von Mais 40 bis 56 Bushel. Nach Lone Tree Station, 130 Meilen westlich von Omaha, passirt die Bahn eine Strecke von 40 Meilen über Sandsteppen, auf welchen weder Wasser noch Bäume oder andere Vegetation sich zeigen und deren Einsamkeit nur durch Prairiehunde, hier und da durch einen grauen Wolf und durch den dahinbrausenden Zug belebt wird. Erst bei Fort Kearney zeigt das Land wieder Spuren von Vegetation.

Forschungen in Grönland. Wir haben mehrmals der Reise erwähnt, welche E. Whymper während des vorigen Sommers unternommen hatte. Seinen Zweck, tief ins Innere vorzudringen, konnte er nicht erreichen, und er mußte seine Beobachtungen hauptsächlich auf die Küstenstrecke beschränken, namentlich auf Bay und Insel Disco, 69° N. Aus seinem Vortrage in der British Association geht hervor, daß er dort eine Menge fossiler Pflanzen fand; er hat dieselben an Oswald Heer nach Zürich geschickt, also an den richtigen Mann. Die Küste besteht aus einer Reihenfolge von Hügeln; hinter denselben beginnt sofort ein unbegrenztes Plateau von Gletschereis, das sich fortwährend durch die Thäler bis ins Meer drängt. In diesem Eise ist keine Spur von Pflanzenwuchs, kein Kiesel, kein Fragment von Erde zu bemerken. — Die alten Grönländer besaßen Werkzeuge nur aus Knochen und Stein; es war gegen Sitte und Brauch, das Eigenthum eines Verstorbenen zu gebrauchen; sie gaben ihm seine Geräthschaften mit ins Grab. Diese sind dann in Menge aufgefunden worden und zum größten Theil in die Museen von Kopenhagen gekommen; auch Whymper hat eine beträchtliche Anzahl derselben mitgebracht. Bei Jakobshavn fand er Werkzeuge aus Feuerstein, Hornstein, Chalcedon, Agat, Jaspis, Bergkrystall, Grünstein, Hornblende und Thonschiefer, darunter manche von vortrefflicher Arbeit, die ein gutes Zeugniß für die Geschicklichkeit der Eingeborenen ablegt.

Von Seehunden wurden an der Küste fünf verschiedene Species beobachtet. In manchem Jahre werden 50,000 bis 60,000 Robbenfelle an die Händler verkauft, und im Allgemeinen werden mehr als 100,000 Robben an jener Küste geschlagen. Die Eingeborenen nähren sich vorzugsweise vom Fleische derselben. „Wenn die Vertilgung der Seehunde in dem bisherigen Maße fortdauert, dann werden sie bald bis auf den letzten ausgerottet sein, und dann wird auch der Grönländer verschwinden.“ — Von großer Wichtigkeit für den letztern sind auch die Hunde, die aber in Folge von Seuchen während der letztverflossenen Jahre an Zahl ungemein zusammengeschmolzen sind. In Jakobshavn fand Whymper kaum ein paar Schlittengespanne. Der Polarbär ist keineswegs so häufig wie man gewöhnlich glaubt; er geht manchmal weit in die See hinaus, denn er ist ein vortrefflicher Schwimmer. Seine geographische Vertheilung ist bemerkenswerth. Man findet ihn nämlich an der Südspitze Grönlands, am Cap Farewell, dann kommt er aber an der Westküste nach Norden hinauf nicht mehr vor und man findet ihn erst nördlich vom 69° N. wieder. Das Horn des Narwal wird sehr gesucht, denn der Grönländer benutzt dasselbe als Harpunspitze. Dieses Horn wächst, wenn es abgebrochen ist, wieder nach; Whymper hat selber sich davon überzeugt. Seit einigen Jahren ist das Stück mit mehr als 200 Thalern bezahlt worden; dieser hohe Preis soll daher rühren, daß in China ein neuer Tempel gebaut werde, bei welchem man eine große Anzahl Narwalhörner verwende. Die Eidergans liefert noch immer reichen Ertrag. — Die Gesammtzahl der Grönländer übersteigt 10,000 Köpfe nicht; davon wohnen etwa 4000 in den nördlichen, die übrigen in den südlichen Districten. Mehr als die Hälfte sind Mischlinge. An Gestalt sind die Grönländer kleiner als die Europäer, theilweise sehr häßlich, doch mitunter auch ganz hübsch; die Hautfarbe ist, eben der Vermischung wegen, nicht gleich. Sie sind kurzlebig; nur 11 Procent werden über 45 Jahre alt, und 60 Jahre gelten für ein sehr hohes Alter. Bei Hochzeiten und Begräbnissen haben sich viele dänische Gebräuche eingeschlichen. — Der Grönländer geht nur höchst ungern auf See und manche lassen sich gar nicht darauf ein. Sie sind schüchtern, verzagt, und ein finsterer Blick, eine heftige Bewegung kann sie erschrecken und mit Furcht erfüllen. Man bemerkt nicht, daß sie Vergnügen oder Mißvergnügen ausdrücken; selten werden sie ärgerlich; Dank für Geschenke darf man nicht erwarten; wer etwas hat, muß davon mittheilen; das wird als selbstverständlich angenommen; es gilt praktische Gütergemeinschaft. Bemerkenswerth ist die große Abneigung gegen Seife, die nur beim Abwaschen der Todten angewandt wird. Ehrlichkeit ist keine Tugend, sondern eine Gewohnheit oder Angewöhnung. Zum Thiereschießen, Jagd kann man nicht sagen, hat er großen Hang. Rennthiere sind in manchen Districten völlig verschwunden, und auch die Eidergans wird bald selten werden, wenn die Grönländer fortfahren, sie so rücksichtslos zu behandeln wie sie jetzt thun. — Man sieht, wie wenig Fortschritte die „Civilisation“ gemacht hat. Ueber die Erfolge der Missionäre, welche seit Egedes Zeit nun anderthalb hundert Jahre in Grönland „arbeiten“, sagte Whymper seinem englischen Publicum aus guten Gründen nichts. Er hat 16 Schädel mitgebracht; die Grönländer haben mit den Indianern Amerikas keinerlei Verwandtschaft, wohl aber mit den Eskimos, mit denen sie die selbständige Race des Polarmenschen bilden.

Die Hochebene von Barka und die Trümmer der Stadt Cyrene. In der Gegend, wo einst in den blühenden Colonien der Griechen: Cyrene, Berenice und anderen Städten, ein reiches Culturleben herrschte, weiden arabische Nomaden ihr Vieh; das Land gehört zu Tripolitanien. Die Hochebene von Barka, welche durchschnittlich 1500 Fuß Höhe über dem Meere hat, ist fruchtbar und gut bewässert. Im Jahre 1867 erhielt der englische Schiffscommandeur L. Brine den Auftrag, die afrikanische Küste von dem alten Berenice (— dem heutigen Bengasi —) ab nach Osten hin bis zur ägyptischen Grenze nautisch zu untersuchen. Er schildert die alten Ruinen und die Nomaden der Gegenwart. In Cyrene erregten die in den Fels gehauenen

Gräber seine Bewunderung. Commandeur Percher und der Ingenieurmajor Smith haben aus den Ruinen prächtige Sculpturen ausgegraben, welche an die besten Zeiten der griechischen Kunst erinnern. Nachdem die Byzantiner aus Nordafrika verdrängt worden waren, kamen Beduinen; sie schlugen ihre Zelte neben christlichen Kirchen und alten Amphitheatern auf. Die heutigen Nomaden in der Cyrenaica sind keineswegs fanatische Mohammedaner. Die Bewohner sind Araber, entweder in Ortschaften ansässig oder bewaffnete Nomaden oder Viehzüchter. Im östlichen Theile sind sie, in Folge der Vermischung mit Negerinnen und Sklavinnen aus Nubien, nicht mehr reinen Blutes, und in Bengasi kann man alle möglichen Hautfarben beobachten, den schlankgewachsenen verhältnißmäßig hellfarbigen Araber, den dunklen Nubier, den wollhaarigen Neger und dann noch die verschiedenen Typen, aus welchen die türkische Besatzung besteht. Das cyrenaische Tafelland fällt auf drei Seiten nach der Wüste hin ab, auf der vierten zum Meere und besteht aus Kalkstein. Der Boden ist fruchtbar und in manchen Thälern bietet die Landschaft einen entzückenden Anblick dar. Cyrene stand auf dem obern Plateau, das in Terrassen nach der Küste hin sich senkt. Auf diesen Terrassen halten sich die Beduinen vorzugsweise gern auf. Brine fand in ihnen einen viel hübschern Menschenschlag als in den Beduinen Syriens. In der Jugend haben sie eine broncefarbige Haut und ein gutes Benehmen; mit zunehmendem Alter werden sie dunkler, bekommen eine rauhe Stimme; sie sind diebisch und verrätherisch. Die Frauen tättowiren das Gesicht und bei einigen Stämmen schlitzen sie auch den rechten Nasenflügel auf. Die Mütter ziehen ihren kleinen Töchtern die Unterlippe lang und tättowiren die innere Seite derselben und auch den Raum zwischen der Lippe und dem Kinn. Uebrigens halten diese Beduinen auf reines Blut und bewahren ihre alten Sitten und Gebräuche; Mischlinge kommen unter ihnen nicht vor. Neger werden zum Feldbau benutzt und gut behandelt. Im Frühjahr und Herbst ziehen die Beduinen nach der Strandebene hinab, wo sie nach der Regenzeit die von den Römern angelegten Wasserbecken gefüllt finden. Ihr Reichthum besteht in einigen Kameelen und sehr vielen Ziegen; manche Familien finden in den vielen Höhlen bequeme Wohnungen und Viehställe. In den alten Felsengräbern der Stadt Cyrene wohnen die Scheichs und andere arabische Häuptlinge. Die bewaffneten Nomaden sind sehr gefährlich, insbesondere für die Fremden.

Die Bewohner der Sandwichinseln nehmen fortwährend schnell an Zahl ab. Der Bischof von Honolulu bemerkt in einem Bericht an die geographische Gesellschaft zu London, daß die Eingeborenen sich im Verlauf der letztverflossenen sieben Jahre um nicht weniger als 3800 Köpfe vermindert haben. Nach der Zählung vom December 1867 lebten auf der Eilandgruppe nur noch 58,765 polynesische Eingeborene; die Zahl der Fremden stellte sich auf 4194. Die Regierung begünstigt die Schul- und Erziehungsanstalten für eingeborene Mädchen; aber das Verhängniß nimmt seinen Gang und es ist mehr als ungewiß, ob es gelingen wird, „die Quellen der Entvölkerung zu verstopfen." — Der Bischof bemerkt, daß auf mehreren Inseln Korallenbänke in einer Höhe von mehr als 4000 Fuß über dem Meere gefunden werden. — In der Hafenstadt Honolulu auf Oahu liefen 1867 an fremden Seeschiffen 118 ein; dabei sind die Walfischfahrer nicht mit gerechnet. Seitdem vom Januar 1868 eine monatliche Dampferverbindung mit San Francisco stattfindet, wird sich der Verkehr noch mehr beleben. — Die früher von uns erwähnten 300 japanischen Kulis sind im Juli eingetroffen und sofort an die Arbeit gegangen.

Die Geburten u. s. w. in der Colonie Südaustralien. Der „Globus" hat (— nach der zu Melbourne erscheinenden „Germania" —) in der neunten Lieferung des dreizehnten Bandes S. 288 folgende kurze Bemerkung: „Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in der Colonie Südaustralien die Anzahl der Geburten seit fünf Jahren successive abgenommen hat."

Dies giebt mir Veranlassung, Ihnen die nachfolgende genaue statistische Tabelle über die Geburten, sowie über die Sterbefälle und Heirathen, welche im Verlaufe der letzten fünf Jahre in der Colonie Südaustralien, welcher ich selber angehöre, stattfanden, zur geneigten Veröffentlichung in Ihrer geehrten Zeitschrift zu übersenden.

Jahr.	Bevölkerung am 1. Januar.	Geburten männlich.	Geburten weiblich.	Total.	Procent der Bevölkerung.	Sterbefälle.	Deren Verhältniß zur Bevölkerung.
1863	135,329	3018	2948	5966	4,410	2221	1,642
1864	140,416	3183	3025	6208	4,422	2565	1,828
1865	147,341	3369	3303	6672	4,529	2174	1,476
1866	156,605	3470	3312	6782	4,331	2743	1,756
1867	169,806	3616	3425	7041	4,157	2939	1,731

Diese Tabelle erweist einen absoluten Zuwachs der Geburten in allen fünf Jahren, dagegen eine relative (d. i. im Verhältniß zur Bevölkerung) Abnahme nur in den beiden Jahren 1866 und 1867. Diese Erscheinung ist indeß mehr zufällig als auffällig. Der Grund derselben liegt theilweise in den durch den letzten Census vom 26. März 1866 berichtigten Schätzungen der Bevölkerung in den Vorjahren, theils in dem Umstande, daß die freie Immigration auf Kosten der Colonie beschränkt wurde, und endlich auch in der geringern Anzahl von Heirathen, welche in diesen beiden Jahren geschlossen wurden.

Folgende Bemerkungen dürften bei diesen Statistiken noch von besonderm Interesse sein.

Das Durchschnittsverhältniß der Geburten zu den Heirathen verhält sich wie 1 zu 7, denn die jährliche Zunahme der Geburten beträgt im Mittel ungefähr 200 und die der Heirathen 1390. Es sind also sieben Heirathen nöthig, um den Zuwachs eines Kindes zu erzielen. In England stellt sich dieses Verhältniß wie 1 zu 16.

Die meisten Geburten ereignen sich in Australien überhaupt im Frühling, d. h. nach dem antipodischen Gesetze im dritten Quartal des Jahres, und die geringste Anzahl kommt im ersten Vierteljahre vor. Aehnlich ist es auch in England, nur daß wir dort die Jahreszeiten umstellen müssen.

Was das geschlechtliche Verhältniß bei den Geburten anlangt, so fallen in Südaustralien 105 Knaben auf 100 Mädchen. In der ganzen Bevölkerung übertrifft die Zahl der männlichen Individuen die der weiblichen gegenwärtig um reichlich 7000.

In der Sterbeliste begegnen wir auch im letzten Jahre wieder der traurigen, leider in ganz Australien constanten Erscheinung, daß die Sterblichkeit unter den Kindern jüngsten Alters eine ganz enorme ist. Es fielen nämlich unter 100 Sterbefällen immer 53 auf Kinder, welche ihr zweites Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Es starben im ersten Lebensjahre 1175 und im zweiten 350 Kinder. Folgende Tabelle über die letzten fünf Jahre bestätigt dieses abnorme Verhältniß.

Jahr.	Sterbeliste.	Darunter Kinder unter 2 Jahren.	
1863	2221	1034	macht durchschnittlich über 50 Procent.
1864	2565	1214	
1865	2174	1041	
1866	2743	1381	
1867	2939	1525	

Die Zahl der Heirathen in den Jahren 1866 und 1867 betrug resp. 1299 und 1379 gegen 1436 in 1865. Es waren im letzten Jahre 531 der Verheiratheten unter 20 Jahren und 1137 im Alter von 20 bis 25 Jahren.

Ein alter Colonist Südaustraliens.

Die Bundesbrüder- und Bundesschwesterschaft bei den Südslaven. In dem vortrefflichen und reichhaltigen Werke: „Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien (Leipzig 1868)" giebt F. Kanitz eine Schilderung dieses „probratimstvo und

posestrimstvo". Bei den Südslaven gestaltet sich durch die „Brüderschaft" das zwischen zwei Personen aus freier Wahl geknüpfte Freundschaftsband zu einem von der Kirche geheiligten, für das Leben unauflöslichen Bund. Derselbe verpflichtet in weit höherm Grade als die Blutsverwandtschaft zu gegenseitiger Treue und Unterstützung. Das Mädchen oder der junge Mann trifft die Freundeswahl gewöhnlich unter den Jugendgespielen, am liebsten zur Osterzeit. Hat sich der Freund, die Freundin bewährt, so schwört man sich nach Ablauf eines Jahres, zumeist am zweiten Ostertage, unter Anrufung Gottes und des heiligen Johannes, Treue und Freundschaft. In manchen Gegenden setzt man sich dabei einen Weidenkranz auf den Kopf, verbindet sich zu gegenseitigem Schutze bis zum Tode und läßt wohl auch dem Bunde durch priesterlichen Segen die höchste Weihe ertheilen. Die Abschließung solcher Bundesbrüderschaften reicht bei den Südslaven weit zurück; sie ist gewiß so alt wie die germanische Sitte des Ziehbrüderbundes (Foestbrödrlag), welcher ebenso unauflöslich aneinander kettete, von der Kirche aber schon deshalb eifrig bekämpft wurde, weil er zur Blutrache verpflichtete. Der fortgesetzte Kampf, zu welchem sich die serbische Gesammtheit und jeder Einzelne seit der moslemischen Unterjochung verurtheilt sah, mochte das Bedürfniß nach vermehrtem Schutze und Rächung erlittener Unbilden noch verstärkt haben. Die serbischen Nationalgesänge verherrlichen Züge der Aufopferung von Bundesbrüdern, welche an die schönsten Beispiele der Freundschaft auf classischem Boden erinnern. Die Pflichten, welche der eingegangene Bund auferlegt, werden nur selten verletzt. Wenn es doch geschieht, dann übernimmt, nach dem Volksglauben, der Himmel selbst die Rächung. So läßt das Volkslied einen Mann, welcher seiner schönen Bundesschwester Ungebühr zumuthete, durch Blitz aus heiterm Himmel tödten.

„Doch, o sieh! gleich fuhr ein Blitz vom Himmel,
Schlug zu Boden Peter den Bulgaren,
Arg entrüstet aber rief die Jungfrau:
Jeden Helden möge Gott so strafen,
Der da küßt, die ihm von Gott ist Schwester!"

* * *

— Ueber die Einwanderung in Nordamerika giebt der Director des statistischen Bureaus in Washington, Hr. Delmar, für das Jahr vom 30. Juni 1867 bis dahin 1868 folgende Ziffern. Es landeten in den Hafen der Vereinigten Staaten 323,749 Köpfe. Davon waren 44,966 Bürger der Vereinigten Staaten und 5126 Ausländer, welche nicht die Absicht haben, sich in diesen niederzulassen. Die Zahl der wirklichen Einwanderer stellt sich demnach auf 273,657 Köpfe. Im Finanzjahr 1866 betrug diese Kategorie viel mehr, nämlich 330,705, und 1867 war sie 311,906 Köpfe, was binnen drei Jahren die Gesammtsumme von 916,268 Köpfen ergiebt.

— Das „Newyorker Journal" vom 29. August schreibt: „Die Verbrecherstatistik in unserer Stadt weist für die letzten acht Wochen die schauderhafte Thatsache nach, daß in dieser Zeit 11 Menschen ermordet wurden; es fanden 62 Mordanfälle und 20 Selbstmorde statt, der zahllosen kleineren Verbrechen gar nicht zu gedenken. — Messer und Revolver spielen wieder eine Hauptrolle in den täglichen Polizeiberichten. Seit vergangenem Sonnabend hatten wir 11 Fälle von Verwundungen durch Messerstiche oder Pistolenschüsse und einen Todesfall durch Erstechen im Stellwagen zu melden. Das Gesetz verbietet das Tragen von Waffen — mit Ausnahme von Schießwaffen! Es wird wohl noch dahin kommen, daß jeder Bürger sich zum wandernden Arsenal oder Kanonenboote wird machen müssen, um etwaigen Angriffen begegnen zu können. Die Loafers und Rowdies geben sich nicht einmal die Mühe, ihre Waffen zu verbergen."

— Die Chinesen halten im Auslande zusammen „wie Pech und Schwefel", aber sie bilden auch Geheimbünde und verschiedene Clubs, die offene oder geheime Fehde gegen einander unterhalten. In Californien bilden sie eine Art von Staat im Staate, in welchem sich mancherlei wunderliche asiatische Dinge begeben. Bisher sind viele dorthin gewanderte Chinesen in einem Abhängigkeitsverhältnisse von ihren reicheren Landsleuten gewesen, namentlich solche, welche schon in chinesischen Häfen sich zu gewissen Arbeiten verpflichtet hatten; solchen Leuten gegenüber kommen dann, ähnlich wie es in manchen Ländern mit weißer Bevölkerung der Fall ist, Mißhandlungen vor, die aber ein besonderes Gepräge haben. Wir finden im „California-Demokrat" Folgendes:

„Ein chinesischer Knabe, Namens Ah Sing, der längere Zeit im Geschäft von Nathaniel Gray beschäftigt gewesen und sich dort als treu und fleißig bewiesen, wurde am letzten Sonntag Nachmittag, auf Anzeige eines mitleidigen Landsmannes, in einem Keller in der Commercialstraße, durch grausame Behandlung dem Tode nahe, aufgefunden. So weit wie die Untersuchung bis jetzt ergeben, hatte der Knabe an der amerikanischen Civilisation mehr Geschmack gefunden als an der chinesischen, sich von seinen Landsleuten mehr entfernt gehalten wie es den gezopften Machthabern derselben lieb war, und zuletzt, um ihren höchsten Zorn zu erregen, seinen Zopf abgeschnitten und amerikanische Kleidungsstücke angelegt. Seiner Aussage nach wurde er am Sonntag Nachmittag, als er in seiner amerikanischen Kleidung einen Spaziergang machte, in jenes Haus gelockt, überfallen, gebunden und mit Stricken gepeitscht. Der erhaltenen Nachricht zufolge begab sich die Polizei sogleich an Ort und Stelle, fand jedoch erst nach langem Suchen das elende Loch unter dem Seitenwege, in welches man den Unglücklichen, an Händen und Füßen gebunden, geworfen hatte. — Der ganze Keller war voll von chinesischem Gesindel, welches die Polizisten mit ihren dummen Gesichtern anstierte, und nicht zu wissen schien, was man von ihnen verlangte. Zwei der Kerle, welche das Henkerwerk bis sie gestört wurden, vollzogen, sind verhaftet worden, doch bezweifelt man, die Wahrheit von ihnen zu erfahren, da die Macht der großen Compagnien weit reicht. Es wäre wohl Zeit, daß die Macht dieses asiatischen Staates im Staate gebrochen würde, von deren Strafsystem oft genug die von der Bay ans Land geworfenen chinesischen Leichen und die vielen Krüppel, welche in den Straßen umherkriechen, Zeugniß geben."

— In der Nacht vom 18. auf den 19. Juni hat man in der australischen Colonie Neusüdwales nicht weniger als 13 heftige Erdstöße an verschiedenen Orten wahrgenommen.

— Ueber die Eruptionen des Mauna Loa auf Hawaii erfahren wir jetzt manche Einzelnheiten. Beim ersten Ausbruche des Vulcans am 20. März zählte man nicht weniger als 190 einzelne Erdstöße und von da an bis zum 23. April dann noch mehr als 2000! An manchen Stellen der Insel hat der Boden tiefe Spalten und Risse, in welchen Ortschaften und Menschen ihren Untergang fanden. Während der vulcanischen Ausbrüche hat sich vor der Südküste eine neue Insel gebildet, die etwa 400 Fuß über den Meeresspiegel emporragt.

— In Neusüdwales ist nun auch bei Bathurst Gold und am Lachlanflusse, unweit von Cowra im Bezirke Carcoar, 190 Miles von Sydney, Kupfer gefunden worden. — An den Gilbert Ranges in Queensland hat man neue Goldlager entdeckt.

— Die Seidenzüchter Europas erhalten jetzt gesunde Eier aus Californien. Am 21. Juni erhielt ein Handelshaus in San Francisco vom Züchter Hoag 150 Unzen Seidenraupen, zu 4 Dollars die Unze. Sie sollen bis zum October dort aufbewahrt bleiben und dann über Land nach Newyork und weiter nach Europa geschickt werden. Der Züchter liefert sie nach Contract und will diese Industrie ins Große treiben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Longs Peak, in den Felsengebirgen, Colorado-Territorium.

Goldgräber und Indianer in Nordamerika.

Die Karawanenzüge durch die Prairie. — Die Stadt Omaha in Nebraska als Anfangspunkt der großen Prairiebahn. — Stationen und neue Ortschaften. — Julesburg und Fort Sedgwick. — Charakter des Prairielandes. — Die Goldentdeckungen in Colorado und die neuen Grubenörter. — Silber bei Georgetown. — Die Placeres. — Der Gesammtertrag an edelen Metallen. — Die Stämme des Dakotahvolkes. — Zur Kennzeichnung der Prairie-Indianer.

Wir haben in unserer vorigen Nummer die gegenseitige Stellung der Weißen und der Indianer geschildert; heute wollen wir einen Blick auf die neuen Staaten und Gebiete werfen, in welchen die Ansiedler den Büffel und den rothen Mann vertreiben, Gold graben, den Acker bestellen und Ortschaften in ungezählter Menge gründen. Wie durch einen Zauberschlag hat die Wüstenei seit Kurzem einen durchaus veränderten Anblick gewonnen.

Vor etwa dreißig Jahren galt St. Louis am Mississippi für eine Stadt, die im fernen weiten Westen lag. Als der Staat Missouri sich mit Ansiedlern füllte, wurde Independence, auf der Grenze des heutigen Staates Kansas, ein Hauptausgangspunkt für die Ochsenkarawanen, welche nach Neumexico oder überhaupt durch die südlichen Prairien zogen. Jene aus Iowa schlugen die nördlichere Richtung ein, um von den sogenannten Council Bluffs aus am Plattefluß aufwärts über Fort Laramie und weiter über den Südpaß nach Utah und Californien zu gehen. Manches Jahr lang, auch nach der Entdeckung der Goldgruben am Westabhange der Sierra Nevada, blieb die weite Strecke vom Missouristrome bis zum Salzsee nur eine Passagegegend, in welcher einzelne verschanzte Lager der Regierungstruppen und da und dort ein Handelsfort als feste Wohnsitze vorhanden waren. Aber seit vor nun etwa zwölf Jahren Kansas eine beträchtliche Menge von Ansiedlern erhielt, und als bald nachher am Pikes Peak in Colorado und dann auch in Idaho, Nevada &c. edle Metalle gefunden wurden, ergoß sich ein gewaltiger Einwandererstrom in jene Gegenden; und seitdem die große Westbahn in Angriff genommen wurde, sind an derselben in geringen Entfernungen kleinere und größere Ortschaften bis tief in die Felsengebirge hinein entstanden. „Auf je 100 Schienen, die wir legen, kommt ein Hausbau."

Nun ist Omaha in Nebraska ein wichtiger Platz geworden. Vor wenigen Jahren lag es gleichsam außerhalb der Welt; es hatte kaum 3000 Einwohner, von denen viele sich mit dem Pelzhandel beschäftigten und den Indianern allerlei

gute und schlechte Waare verkauften. Jetzt, in der Mitte des Jahres 1868, zählt die nun groß gewordene Stadt mehr als 20,000 Einwohner und in ihr herrscht ein reges Treiben. Sie erhebt sich am rechten Ufer des Missouri, welcher von dort aus zu Berg und zu Thal mit Dampfern befahren wird, und ganz in der Nähe liegt die Mündung des Platteflusses. Mit Recht betrachtet man sie als den eigentlichen Anfangspunkt der Prairiebahn. Ihren Namen hat sie nach einem Indianerstamme, dessen Reste in einer Reservation leben müssen. Die große Bahn zieht schnurgerade nach Westen und es giebt auf der weiten Welt keine Bodenverhältnisse, welche für die Anlage eines Schienenwegs bequemer wären, als die Prairieregion am Platte; sie ist von der Natur selbst nivellirt worden, und deshalb ist es auch möglich geworden, den Bau derselben mit wunderbarer Schnelligkeit zu fördern.

Man legt Schwellen und Schienen mit einem gewissen Wohlbehagen in die Wüste hinein. Vor einem Monate war Alles weit und breit nur Grasfläche; dann hatten sich Stationsgebäude und neben denselben Dörfer gleichsam über Nacht erhoben. Da kommt man nun vorüber an den Ortschaften Summit Siding, Papillon, wo die ersten Ansiedler einen großen Schmetterling fanden; Elkhorn, wo sie ein Elenn tödteten, das sich aus den Felsengebirgen bis dahin verirrt hatte. Da ist auch Diamonds, weil man dort einen schimmernden Stein aufgenommen hatte, und Fremont, welches man zu Ehren des ausgezeichneten Reisenden, der als kecker Freibeuter Californien in Besitz nahm, so genannt hat. Da ist ferner Shell Creek und dann Columbus. Alle diese Ortschaften sucht man auf den Karten vergeblich; sie sind eben von gestern oder vorgestern.

Unweit von Columbus liegt eine Reservation der Pahnis-Indianer, welche sich den Vereinigten Staaten unterworfen haben. Sie bequemten sich nur ungern zu einem

Wagenzug auf den Prairien.

seßhaften Leben und baueten mit Widerwillen Hütten aus Baumzweigen. Aber ihre Sehnsucht steht nach der Zelthütte aus Büffelhaut; sie möchten gern wieder in die Weite schweifen. Ein katholischer Geistlicher giebt sich große Mühe sie zu bekehren, richtet aber begreiflicherweise gar nichts aus. Manchmal kommen sie wild aufgeputzt mit Bogen und Pfeilen nach Omaha.

Der Weg führt über Fort Kearney, einen gegen die Indianer errichteten Militärposten; dann folgen die Stationen Elm Creek und Plum Creek, in deren Nähe manches blutige Gefecht stattgefunden hat; weiterhin liegt, 280 Miles westlich von Omaha, Fort Mac Pherson; bis dorthin war schon zu Ende des Jahres 1866 die große Bahn vollendet. Bei der Station North Platte vereinigen sich die beiden Hauptarme dieses Flusses. Immer weiter nach Westen über Alkali, wo die Erde mit salzigem Ausschlage bedeckt ist; über Ogallala, wo einst der gleichnamige Stamm der Sioux hauste, derselbe, welcher jetzt eben wieder unter Führung des Häuptlings Buntschwanz den Kriegspfad beschritten hat; dann Big Spring und Julesburg. Wir erwähnen dieser Stationen, weil sie bald zu Städten herangewachsen sein werden.

Wie das zugeht, zeigt Julesburg, wo Simonin am 2. October 1867 anlangte. Im August war auf jener Stelle noch keine Menschenseele zu erblicken; jetzt waren mehr als 2000 Einwohner vorhanden. Sie handelten mit Waaren für die Eisenbahnarbeiter, als aber der Schienenweg beinahe bis nach Cheyenne (Schayenne) fertig war, zogen viele dorthin; denn in vier bis sechs Wochen sollte derselbe bis zu jenem Punkte vollendet sein, und wenn dann die Fahrgäste auf dem Dampfwagen ankamen, fanden sie schon eine fix und fertige Stadt mit Gasthäusern, Trinkstuben, Spielhöllen, Magazinen, Telegraphenamt und Postgebäude, natürlich, wie in Julesburg, Alles leicht aufgezimmert. Im Allgemeinen taugen diese Menschen so wenig wie die Häuser, aber jene verrichten nun einmal die roheste Arbeit der „Civilisation“,

und wenn sie diese gethan haben, treten bessere Leute an ihre Stelle.

In der Nähe von Julesburg liegt Fort Sedgwick, das schon 1863 gegen die Schayennes und Sioux einen harten Stand hatte. Es wurde von denselben umzingelt, sie machten Anstalt es auszuhungern, und am Ende konnte man ihrer nur durch Kartätschenfeuer Herr werden.

Bis in diese Gegend behält, von Omaha aus, die Prairie ganz und gar den ihr eigenthümlichen Charakter einer ausgedehnten, einförmigen Ebene, auf welcher hier und da einige hügelartige Anschwellungen des Bodens bemerkbar werden; sie nehmen sich aus wie versteinerte Wellen. Im Herbst ist das Gras gelb; die Büffel sind dann gen Süden gezogen, aber die Antilopen bleiben, gleich dem sogenannten Prairiehunde (Arctomys ludoviciana). Der Biber ist verschwunden oder doch ungemein selten geworden; aber der sogenannte Prairiewolf, dieser Coyote (Canis latrans), welcher die vicarirende Form für den Schakal ist, kommt um so häufiger vor. Wölfe, Füchse, Bären und Luchse lassen sich manchmal auf den Prairien sehen. Nur dann und wann erblickt man einen Vogel, am öftersten hungerige, heiser kreischende Raben. Im Frühsommer ist die Steppe einige Monate lang grün und wegen des ungemein saftigen Grases ein Paradies für das Hornvieh. Baumwuchs kommt nur auf einzelnen Bluffs und am Ufer der Flußläufe vor. Der Gegensatz zu dem Gebirgslande der Rocky Mountains ist ein schroffer. Diese bieten in landschaftlicher Beziehung vielfache Abwechselung dar, und nicht selten wird das Auge von eigenthümlichen Gesteinbildungen überrascht, z. B. von jenen am Monument Creek in Colorado, und einen prächtigen Anblick gewährt der Longs Peak.

Die Entfernung zwischen Julesburg und Denver beträgt 190 Miles. Die Poststationen auf dieser Strecke waren überall mit Schießscharten versehen; in den Passagierzimmern fand Simonin ein wahres Arsenal von geladenen Revolvern und Büchsen. In Colorado war es noch immer sehr unsicher.

Felsbildungen am Monument Creek in Colorado.

Mit den Goldentdeckungen in diesem Gebiete verhält es sich folgendermaßen. Mehrfach waren Geognosten in jene Gegend gekommen, ohne auch nur zu ahnen, daß dieselbe edle Metalle in sich berge. Die Aussagen der Trappers, welche das Vorkommen von Gold hartnäckig behaupteten, ohne jedoch irgend eine Fundstätte genau bezeichnen zu können, wurden für fabelhaft erklärt. Da zogen im Jahre 1858 Auswanderer zu Fuß vom Mississippi nach Westen. Weit hinten in dem damaligen Territorium Kansas, unweit vom Fuße des Pikes Peak, am Cherry Creek, schlugen sie ein Lager auf. Ein alter Goldwäscher aus dem Staate Georgia wusch zum Zeitvertreib etwas Sand aus und fand in demselben Goldplättchen; er arbeitete weiter und gewann mehr. Als die Nachricht von Gold im Cherry Creek in den atlantischen Staaten bekannt wurde, glaubte anfangs Niemand, daß sie wahr sei. Nach und nach wagten sich jedoch manche Abenteurer dorthin, und als diese in der That reiche Ausbeute gewannen, machten sich Tausende auf den Weg nach dem neuen Goldlande, das ohnehin nicht halb so weit entfernt war wie Californien; sie baueten Blockhäuser und bezeichneten das anfangs armselige Dorf stolz als Auraria, die Goldstadt. In der Nähe derselben entstand dann, als die Menschenmenge anwuchs, Denver. Es ging in Auraria her wie in allen amerikanischen Grubenorten, in Golden City auch.

Ein erfahrener Goldgräber, Gregory, zog folgende Schlußfolgerung. Wenn Gold am Fuße der Felsengebirge vorkommt, so muß es auch in diesen selber zu gewinnen sein und zwar in Adern. Er wagte sich ganz allein ins Gebirge und zog am Clear Creek hinauf, der bei Golden City in den Südplatte fällt. Auf ungemein beschwerlichen Pfaden durch die Fels- und Waldwildniß, über Berg und Thal, drang er muthig vorwärts. An der Stelle, wo jetzt Central City

liegt, fand er eine ungemein ergiebige Ader und seine Mühe wurde reichlich belohnt. Aber er hatte kaum noch einen Bissen Brot und wurde obendrein von einem Schneesturme überfallen. Mit genauer Noth kam er nach Auraria zurück, zog dort einen Freund ins Vertrauen und ging mit diesem zur Fundstätte. Beide kehrten buchstäblich mit Gold beladen heim.

Es konnte nicht fehlen, daß die Sache ruchbar wurde, und bevor ein Jahr verflossen war, standen in dem Thale, in welchem Gregory seine Entdeckung gemacht hatte, drei Grubenstädte: Black Hawk, Central City und Nevada, welche eigentlich eine einzige Ortschaft ausmachen. Sie liegen in der Thalschlucht des Clear Creek, haben nur eine einzige lange Straße und die Häuser sind an den Berg gelehnt. Die Höhenzüge waren mit Tannen, Cedern und Pappeln bestanden; diese sind nun fast überall verschwunden und die Abhänge gewähren einen kahlen, traurigen Anblick. Nach Simonin's Messungen liegt Central City 2600 Meter über dem Atlantischen Meere. Er fand die Luft sehr leicht und

Ein Siouxhäuptling.

spürte das an seinem Athmen, aber sie ist so rein und klar, daß das Klima im Sommer und im Herbst vortrefflich genannt werden kann; dann ist der Himmel stets blau. Im Winter fällt viel Schnee und die Kälte wird manchmal sehr streng.

Auf der andern Seite des Berges, den man von der Stadt Nevada aus überschreitet, liegt wieder ein „Minencentrum", dessen Placeres bis 1867 reichen Ertrag gaben; dort findet man die kleine Stadt Idaho mit Mineralquellen. Dort liegt auch Georgetown. Simonin entwarf eine Skizze dieser Grubenortschaft, welche den Mittelpunkt der Silberminen bildet; für die Goldgruben ist es Central City. In Bezug auf Handel und Verkehr hängen alle diese Ortschaften von Denver ab; doch hat jede von ihnen Zeitungen und Banken, Gasthöfe und Kirchen, Waarenmagazine und wissenschaftliche Vereine.

Die goldführenden Placeres liegen, wie schon bemerkt, den Wasserläufen entlang; die eigentlichen Minen, aus welchen Gold oder Silber gefördert wird, am Abhange der Gebirge, hoch hinauf bis zu den sogenannten Parks, bewaldeten Hochebenen, auf denen man gleichfalls Placeres findet.

Sobald die große Westbahn vollendet ist, wird Nordamerika recht eigentlich das Land der Mitte auf dem Erdball sein, namentlich auch eine Durchzugsgegend für einen beträchtlichen Theil des europäisch-asiatischen Verkehrs. Als in Folge des großen Secessionskrieges und der Negeremancipation die Baumwollenerzeugung um mehr als die Hälfte vermindert wurde, gewährte das Petroleum wenigstens theilweis einen Ersatz für den Ausfall, und heute liefert kein anderes Land einen so großen Ertrag an edeln Metallen. Man fördert sie in den Apalachen, den Rocky Mountains und der Sierra Nevada, und immerfort werden neue Lagerstätten entdeckt, in Californien, Nevada, Colorado, Idaho, Montana, Arizona. Sie zusammen lieferten 1867, nach den amtlichen Mittheilungen in der jüngsten Präsidentenbotschaft, für etwa 375 Millionen Francs. Davon entfielen auf: Californien 125, Nevada 100, Montana 60, Idaho 30, Colorado 25, Oregon 10, andere Staaten und Gebiete etwa 25 Millionen.

Den großen Straßenzügen und namentlich der Westbahn

Der „Wolf“, Häuptling der Yutahs.

entlang dringt unablässig von der atlantischen wie von der pacifischen Seite her ein Ansiedlerzug nach dem andern vor, bauet Städte und nimmt das Land in Besitz. Bald wird kein Raum mehr für die Indianer vorhanden sein, nicht einmal in den Reservationen, welche man ihnen jetzt anweist. Das begreifen namentlich die sogenannten Sioux, jene braunen Männer, deren verschiedene Stämme man unter dem Gesammtnamen Dakotahs zusammenfaßt.

* * *

Es traf sich, daß Simonin im October 1867 beim Fort Laramie eine Bande Sioux fand, welche ihren Lagerplatz etwa drei Miles vom Fort hatte. Das Lager bestand aus einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Zelthütten; wie dieselben beschaffen sind, ergiebt sich aus der Illustration, welche wir in der vorigen Nummer mitgetheilt haben. Ueberall liefen Hunde umher, die nicht bloß als Wächter dienen, sondern auch für eine leckere Speise gelten. Der Reisende trat in einige dieser Zelte. Die Krieger spielten Karte und der Einsatz bestand in Bleikugeln. Niemand verzog eine Miene,

Die Grubenortschaft Georgetown in Colorado.

gleichviel ob er gewann oder verlor. Andere spielten das sogenannte Händespiel, das mit der italienischen Morra einige Aehnlichkeit hat; die Punkte markirten sie durch Pfeile und dabei sangen sie; auch wurde auf kupferne Kessel geschlagen. Die Frauen saßen draußen, verfertigten Mokassins und zeichneten Thierfiguren auf Büffelhäute. Mehrere waren auch damit beschäftigt, dergleichen rohe Häute gar zu machen. Sie hatten dieselben um Pfähle herumgespannt, schabten die fettigen und faserigen Theile mit einem scharfen Steine ab und glätteten dann die Haut mit einem Metallinstrumente; nachher wird sie gegerbt und zwar vermittelst des Büffelhirns.

Die Dakotahstämme sind noch jetzt über einen weiten Raum verbreitet, von Colorado im Süden bis nach Minnesota und dem nördlichen Red River, vom Arkansas bis zum Saskatschewan. Stammverwandt mit ihnen sind auch die Assiniboins und am Michigansee, rings von algonkinischen Stämmen umgeben, die Winnebagos. Die Sioux oder Dakotahs sind recht eigentlich der Typus eines Prairievolkes, und Richard Burton, der einen sehr zutreffenden Bericht über sie gegeben hat, bezeichnet sie entschieden als Wilde.

Im Jahre 1837 traten sie ihr ganzes Gebiet östlich vom Mississippi ab; dasselbe bildet nun den Staat Minnesota. Seitdem haben sie oft in Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten gestanden, zuletzt im Juni 1867. Damals wurde ein feierliches Pauwau bei North Platte gehalten, bei welchem Buntschwanz, der große Häuptling des Stammes der Ogallalas, das Wort geführt hat. Die Feindseligkeiten waren damals eingestellt, aber zu irgend einer endgültigen Abmachung kam man nicht. Die Friedenscommissäre waren auch zu den Banden am obern Missouri gegangen und dort hatten sie gleichfalls keinen Erfolg. Allerdings hatten sich die Bevollmächtigten der Brulés, Yanktons, Santes und Ponkas eingefunden, aber den Anträgen der Weißen setzten sie im August 1867 folgende Forderungen entgegen: Es wird bald Herbst und Winter sein, also gebt uns Decken und Lebensmittel; wir wollen Büffel schießen, also gebt uns Gewehre, Pulver und Kugeln. Ihr verlangt, daß wir uns in Reservationen einschließen; das können und wollen wir nicht. Wir müssen darauf bestehen, daß die Regierung alle nördlich von Dakotah liegenden Forts räumt und die dortigen Straßenzüge eingehen läßt. Auch soll sie alle Arbeiten an der Eisenbahn einstellen, weil diese unsere Jagd beeinträchtigen. Mit den Indianeragenten wollen wir nichts mehr zu thun haben; sie sind Betrüger und wir verlangen unsere Annuitäten voll und ganz. — Damit war Alles gesagt; die Commissäre konnten sich auf die Räumung der Forts 2c. nicht einlassen, und es wird begreiflich, daß auch jetzt die Sioux auf keine weitere Unterhandlungen eingehen mögen; diese würden auch fruchtlos sein.

Der Name Dakotah bedeutet Verbündete. Die Stämme selber bezeichnen sich auch als Oscheti Schakowin, d. h. die Sieben Berathungsfeuer. Der französische Canadier bezeichnet einen Sioux als Coupe gorge, Kopfabschneider, weil bei allen Prairiestämmen der Sioux pantomimisch dadurch bezeichnet wird, daß man mit der Hand an der Kehle hinfährt*).

Die Dakotahs sind lediglich Jäger rohester Art und auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung. Daß einzelne, welche sich der Weißen nicht erwehren konnten, Mais, Bohnen und Kürbisse pflanzen, bedeutet noch keinen Uebergang zur Civilisation, und auch zum Viehzüchten fehlt ihnen Anlage und Ruhe. Als die Weißen mit ihnen bekannt wurden, lebten sie zumeist in der Quellgegend des Mississippi und am nördlichen Red river. Nach und nach zogen sie weiter nach Westen und Südwesten und traten in freundliches Verhältniß mit den Schayennes, deren Jagdgründe zwischen dem Arkansas und dem Platte liegen. Die verbündeten Völker haben einen unbändigen Unabhängigkeitssinn und werden den Weißen noch viel zu schaffen machen. Am Ende freilich müssen auch sie unterliegen. Weiter nach Westen können sie nicht, weil sie dort auf feindliche Völker stoßen. Im Sommer 1857 hielten alle Stämme eine große Berathung; sie verpflichteten sich feierlich, allen Uebergriffen

---

*) Die Dakotahs zerfallen in sieben Hauptbanden: 1) Die Mdewankantonwan (oder Minowa Kantongs; sie sind die Gens du Lac der Canadier); sie reichten früher von Prairie du Chien des Francais bis zum Petersriver, sind jetzt weiter nach Westen gezogen, gelten für die allertapfersten unter den Sioux und haben seit Menschengedenken Todfehde mit den Folles Avoines oder Menomonies, welche für die Tapfersten unter den Odschibwäs gelten. Seit 1838 erhalten sie Annuitäten und 1850 zählten sie 2000 Seelen. — 2) Die Wahpekute (Gens des feuilles tirées oder Leaf shooters), westlich vom Des Moines, Canon und Blue Earth River. Sie waren, Major Pike zufolge (1805 bis 1807), eine Bande von Flüchtigen, welche ihre Stämme verlassen hatten und theilweise von denselben ausgestoßen worden waren; 1850 nur etwa 600 Köpfe. — 3) Die Sisitonwan oder Sussitongs; sie jagten früher auf den weiten Prairien am Mississippi bis zum Raven River, jetzt am Traverse Lake und am Coteau des Prairies; etwa 2500 Köpfe. — 4) Die Wahpetonwans. Es sind die Gens des Feuilles; früher an den kleinen Stromschnellen des Minnesotaflusses, jetzt am Lac qui parle und am Bigstone River; 1000 bis 1200 Köpfe. Sie bauen etwas Mais.

Diese vier Stämme bilden die Mississippi- und Minnesota-Sioux. Einige Individuen derselben sind seßhaft geworden und verkümmern dabei allmälig; die meisten sind wild geblieben und die Ansiedler im nördlichen Iowa und in Minnesota wissen viel von ihnen zu erzählen.

5) Die Yanktongs (d. h. Dorf am Ende), auch wohl „die erste Nation", Wichiyela, genannt. An der Mündung des Big Siouxflusses, zwischen diesem und dem Missouri bis zum Fort Lookout; 240 Zelthütten oder etwa 2400 Köpfe im Jahre 1851. Zehn Jahre später sollen sie 360 Zelthütten und 576 Krieger ins Feld gestellt haben. Sie sind nun arm, weil keine Büffel mehr kommen; der größte Theil ihres Landes ist ihnen von den Vereinigten Staaten für eine Kleinigkeit abgekauft worden. — 6) Ihanktonwannas; zwischen dem James und dem Missouri nördlich bis zum Teufelssee; 1852 etwa 6400 Seelen mit 1280 Kriegern; eine Plage für die Ansiedler in Dakotah. Sie haben viel Verlust durch die Pocken erlitten. Ihre Unterstämme, deren Namen in den Kriegsberichten dann und wann vorkommen, sind: die Hunkpatidans, die Pabakse oder Kopfabschneider und die Kiyuksa, Verächter des Gesetzes. — 7) Die Titonwan (Teton, „Dorf der Prairien"), westwärts bis zum 106. Meridian; sie bilden mehr als die Hälfte aller Siouxstämme; 1850 noch 1250 Zelthütten oder ungefähr 12,000 Seelen. Sie sind durch Heirathen mit den Schayennes befreundet und auch mit den Arikaris; mit den Pahnis und Krähen lebten sie in Fehde, haben sich aber nun mit den letzteren vertragen und gegen die Weißen mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht. Alle sind vortrefflich beritten. Die Titonwans zerfallen in sieben Banden, deren Namen seit einigen Jahren in den amerikanischen Kriegsberichten oft genannt werden und die wir auch auf einigen Karten verzeichnet finden. Es sind: a) Die Ilunkpapa, vom Big Schayennefluß bis zum Yellowstone und westlich bis zu den Black Hills; 365 Zelthütten, 2900 Seelen, wovon 580 Krieger. — b) Die Sisahapa oder Schwarzfüße, leben oft mit den vorigen beisammen; 264 Krieger; sehr feindselig gegen die Weißen. — c) Die Itazipko oder Saus arc, auch No bows genannt, obwohl sie vortreffliche Bogenschützen sind; sie schweifen in derselben Gegend umher, wie die beiden eben genannten Banden; 272 Krieger. — d) Minnikanye-wozhipu, „die welche am Wasser pflanzen", zwischen den Black Hills und dem Platte, 320 Krieger; früher am wenigsten feindselig gegen die Weißen. — e) Die Ogallalas. Sie werden gerade jetzt sehr häufig genannt; zu beiden Seiten des Platte bis Fort Laramie aufwärts, im südwestlichen Nebraska und nordöstlichen Colorado; 1851 hatten sie 460 Zelthütten und 3800 Seelen, wovon 736 Krieger; früher den Weißen nicht gerade sehr feindselig; gegenwärtig ist auch ihnen nicht mehr zu trauen. — f) Die Sichangu oder Brulés am Niobrarah und White Earth River und vom Platte bis zum Schayenne, 360 Zelthütten. — g) Die Oohenonpa oder Zwei-Kessel-Bande, zwischen den anderen Sioux zerstreut; nur etwa 160 Krieger. —

Im Ganzen mögen alle Dakotahs etwa 26,000 bis 30,000 Seelen zählen.

der Weißen entgegen zu treten und dieselben nöthigenfalls aus dem Lande zu jagen. Sie werden seitdem begriffen haben, daß das nicht angeht. Branntwein, Pulver, Blei, Pocken und Eisenbahnen sind für sie zu mächtig.

Wir geben zum Schlusse die nachstehende Schilderung Burton's. Mit Recht betont derselbe, daß zwischen den Sioux und den alten, nun erloschenen Indianervölkern des Ostens ein scharfer Unterschied zu Tage tritt. Die letzteren lebten in Wigwams, festen Hütten, und in Dörfern, zogen nur zeitweilig umher und selten weit von Haus, wohin sie allemal von den Jagd- und Kriegszügen zurückkehrten; sie trieben etwas Ackerbau und waren nicht beritten. An ihren Feinden verübten sie Marterqual, aber sie achteten die Keuschheit der weiblichen Gefangenen. Das letztere thun die Prairie-Indianer nicht, sondern verüben namenlose Bestialitäten gerade an den weißen Frauen. Diese Prairievölker sind ungezähmte und unbezähmbare Wilde, „Wölfe von Weibern geboren"; Vagabunden, Räuber ohne Gefühl, ausgezeichnete Reiter, aber nicht viel werth, wenn sie zu Fuß einen Kampf bestehen müssen. Sie haben weder Ahnung noch Begriff von Dankbarkeit, auch nicht, wenn sie jahrelang von weißen Leuten Wohlthaten genossen haben. Ein Dakotah kann lange Zeit bei einem Weißen gewohnt haben, von ihm ernährt und auch beschenkt worden sein; hinterher wird er demselben Kleider und Pferde stehlen. Wer ihm etwas giebt, darf sicher sein, noch weiter angebettelt zu werden. Im Betteln und im Stehlen sind sie Meister. Das Weib wird schlecht behandelt; der Mann sattelt nicht einmal sein Pferd. Er wird eher zu Grunde gehen und sterben, als sich zu irgend welcher regelmäßigen Arbeit herbei lassen. Er ist geizig, rühmt aber die Freigebigkeit, welche er selber niemals übt. —

Wilde solcher Art sind dem Untergange geweiht, sobald sie auf die Dauer mit den weißen Leuten in Berührung kommen, und wenn ihnen, wie im Westen Nordamerikas der Fall ist, die Grundbedingungen ihrer Existenz entzogen werden. Sint ut sunt, aut non sint kann man auch von diesen uncivilisirbaren Prairievölkern sagen. In hundert Jahren wird kein Stumpf und kein Stiel mehr von ihnen übrig sein.

Deutsche Einwanderer in Rußland.

Von **Robert Klausnitzer.**

In der jüngsten Zeit finden wir wieder eine Menge betrübender Nachrichten von Auswanderern, die nach Rußland verlockt worden und nach Verlauf längerer oder kürzerer Zeit in der armseligsten Lage nach Deutschland zurückgekehrt sind. Gewissenlose Agenten verführen im Auftrage russischer Edelleute unkundige Landleute, von denen die meisten geradezu in ihr Verderben rennen. Wir erinnern uns, daß im Frühjahr 1867 etwa 150 solcher betrogener Leute nach ihrem Heimathlande Sachsen zurückkamen; manche ihrer Genossen waren auf der weiten Rückreise elend verdorben und gestorben. Damals nahm Herr Robert Klausnitzer, der selber in Rußland begütert war, Veranlassung, den Gegenstand im Dresdener Verein für Erdkunde zu erörtern. Vor allen Dingen betonte er, daß die Behörden besser als bisher der Fall gewesen, das Treiben der für Rußland werbenden Agenten beaufsichtigen und diesen bösen Gesellen das Handwerk legen sollten. Unser leider am 2. August vorigen Jahres verstorbener Freund übergab uns damals sein Manuscript zu beliebiger Verwendung, und es ist gerade jetzt an der Zeit, das Wesentliche aus demselben zu verwenden.

* * *

Ich spreche hier nicht von der Auswanderung im Großen und Allgemeinen, sondern speciell gegen Anwerbungsversuche für Privatzwecke in Rußland, dessen innere Verhältnisse ich ziemlich genau zu kennen glaube, und über welche ich weiter unten noch Mittheilungen machen werde.

Meine Meinung geht dahin, daß die bisher angewandten Mittel, den Mißbräuchen vorzubeugen, nicht ausreichen, sondern daß Gesetz und Behörde energisch eingreifen müssen, wenn analoge Fälle verhütet werden sollen. Die öffentliche Meinung fürchtend und ihr ausweichend, wird die Privatspeculation stets sehr vorsichtig und geheim zu Werke gehen, und die Sache wird erst dann vor die Oeffentlichkeit gelangen, wenn es zu spät ist. Die Leute, welche auswandern wollen, müssen Pässe ins Ausland von den betreffenden Behörden erhalten, und bleiben fürs Erste wenigstens noch Bürger des Staates, der die Pässe ausstellt. Wäre es da nicht Pflicht dieser Behörden, den Leuten zuerst klar zu machen, welchen Verhältnissen, welcher Zukunft sie entgegengehen, ihnen schließlich Pässe ins Ausland zu diesen Zwecken zu verweigern, und im Fall die Leute auf ihren freien Willen pochen, ihnen Auswanderungspässe mit Aufgeben des bisherigen Unterthanenverbandes auszustellen, so daß dieselben ihr Heimathsrecht verlieren? Zu diesem Behufe hätten sich die Behörden zunächst an Gesellschaften wie die unserige zu wenden, um Aufklärungen über die Verhältnisse der von ihren Landesangehörigen zu betretenden Länder zu erlangen. Ich für meinen Theil sehe wenigstens keine andere Möglichkeit, unsere armen unkundigen Landsleute vor Unglück und Elend zu schützen.

Schon früher einmal habe ich meine Ansichten über Auswanderung nach Rußland, d. h. über Auswanderung im Großen, welche feste Ansiedelung auf Kronsland bezweckt, ausgesprochen, und ich behaupte auch jetzt noch, daß der arbeitsame, tüchtige deutsche Landmann sich und seiner Familie dort durch Fleiß und Ausdauer eine gesicherte, sorgenfreie Zukunft auf eigenem Grundbesitz verschaffen kann. Die vor hundert Jahren an der Wolga, später in Südrußland gegründeten Colonien beweisen dies zur Genüge. Ich selbst habe unter diesen Leuten längere Zeit gelebt, mich von ihrem theilweise sogar sehr bedeutenden Wohlstande überzeugt und gefunden, daß sie, bis auf sehr wenige Ausnahmen, ihrem deutschen Charakter, ihrer Sprache und ihren Sitten ganz treu geblieben sind. Das Interesse an ihrem alten Vaterlande ist bei ihnen frisch und warm geblieben, und es hat mir stets die größte Freude gemacht, die neugierigen Fragen der Enkel und Urenkel der vor hundert Jahren ausgewanderten deutschen Landsleute über die heutigen Zustände und Verhältnisse im alten Vaterlande beantworten zu können. Solche Zustände können freilich nur unter dem Schutze und mit Beihülfe der russischen Regierung geschaffen werden, auch

muß die Auswanderung in Massen geschehen und auf größeren Landstrecken in zusammenhängenden Colonien concentrirt werden, wenn Nationalcharakter und Sitte auf die Dauer aufrecht erhalten werden sollen. Einer solchen Auswanderung kann ich das Wort reden, falls überhaupt eine Auswanderung nach Rußland stattfinden soll.

Ganz anders stellen sich aber die „Colonisationsversuche“ für Privatzwecke heraus, die seit Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland gemacht worden sind, und zu denen die neuesten Erfahrungen einen neuen traurigen Commentar liefern. Der frühere Leibeigene in Rußland war für den Grundbesitzer das Arbeitscapital, welches dem todten Grundbesitz Werth gab. Erst seit der Regierung des Kaisers Nikolaus wurde der Leibeigene an die Scholle gebunden, d. h. er durfte nicht mehr ohne das Land verkauft werden, wie das früher vielfach der Fall war. So sind mir noch aus der Mitte der dreißiger Jahre Fälle erinnerlich, daß hübsche Mädchen oder tüchtige Kutscher gegen Hunde und Pferde von Bekannten und Nachbaren ausgetauscht wurden, daß also ein einzelnes Glied aus der Familie herausgerissen wurde. Solche Fälle konnten früher stattfinden, wenn sie auch vereinzelt vorkamen, und erst das oben genannte Gesetz, welches unter der Regierung des Kaisers Nikolaus erlassen wurde, steuerte diesem Unfug. Im Uebrigen blieb aber der Leibeigene stets der absoluten Willkür seines Herrn unterworfen, so daß die befähigtsten, tüchtigsten Menschen, welche heute noch bedeutende Stellen in der Gutsverwaltung oder anderswo eingenommen hatten, morgen nach Belieben des Herrn zu den niedrigsten Diensten verwandt werden konnten. Ich selbst bin mit mehreren Leuten dieser Art zusammengekommen, welche von Jugend an in Petersburg oder Moskau ausgebildet worden waren (freilich nur im Interesse des Herrn), die ihre Lage vollständig erkannten, und sich eines schönen Tages durch die Laune oder die Leidenschaft des Herrn zu den niedrigsten, ich will nicht sagen entehrenden Dienstleistungen herabgewürdigt sahen. Der Eine war ein tüchtiger Musiker, der Andere ein Feldmesser und Zeichner. Aus Verzweiflung ergaben sich Beide dem Trunk und sind wahrscheinlich darin auch untergegangen.

Das gewöhnlichste Erpressungssystem des geizigen und schlechten Grundherrn der Leibeigenen, besonders dem wohlhabenden Bauer gegenüber, war und blieb bis in die letzte Zeit das Recrutirungssystem. Nach dem frühern Systeme schrieb die Krone auf 1000 männliche „Seelen“ je 4, 5, 6 bis 7 Recruten aus. Die Stellung tüchtiger, brauchbarer Leute fiel dem Grundbesitzer ganz allein zu, der im Falle, daß mehrere der Gestellten untüchtig befunden wurden, immer die doppelte Anzahl einfangen ließ. Gewöhnlich wurden die schlechtesten, unbrauchbarsten Subjecte ausgewählt, es stand jedoch dem Gutsherrn ganz frei, auch die Söhne der reichsten und ordentlichsten Bauern zu nehmen, die dann ihre Söhne bei dem Grundherrn gewöhnlich für mehr oder weniger bedeutende Summen loskauften und für welche andere Unbemittelte oder Lüderliche genommen wurden. Ein Gesetz gegen diesen Unfug gab es bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft nicht, und wenn auch nur der kleinste Theil der Grundbesitzer auf diese empörende Art gegen Menschengefühl und Menschenrecht verfuhr, so konnte doch jeder es thun, ohne gesetzlich daran gehindert zu werden.

Die Lage des leibeigenen Bauern war demnach ganz davon abhängig, ob er einen guten oder schlechten Herrn hatte. — Das Arbeitsverhältniß und die Leistungen des Bauern seinem Herrn gegenüber waren zweifach; das Obroksystem, wo der Bauer für ein gewisses Stück Land, welches je nach der verschiedenen Größe der Besitzung 4 bis 6, in seltenen Fällen mehr Dessätinen (zu 4 Morgen preußisch) betrug, einen jährlichen Zins von gewöhnlich 60 bis 80 Rubel Banco an Geld zahlte, und dafür von allen Dienstleistungen auf herrschaftlichen Feldern befreit war, und das Barschtschinasystem, wo der Bauer an Geldesstatt für das Stück Land 3 Spanntage mit einem Pferde und 3 Handarbeitstage wöchentlich dem Gutsherrn arbeitete. Diese Arbeitszeit war gesetzlich bestimmt, aber wie oft und in wie vielen Fällen ist sie willkürlich überschritten worden! — Auf vielen großen Besitzungen war das Obroksystem allein in Anwendung gebracht, und alles Ackerland den Bauern für Geldzins abgegeben. Die zur Bearbeitung des Landes nicht nöthigen männlichen Mitglieder der Familie wurden mit Pässen der Gutsverwaltung versehen und gingen als Maurer, Zimmerleute, Gerber 2c. auf Arbeit in die verschiedenen auch weit entlegenen Gouvernements, verdienten dort Geld und schickten jährlich an die Gutsverwaltung ihren Obrok oder Geldzins ein, worauf ihnen von Neuem jährliche Pässe ausgestellt wurden. Ich kenne Fälle, daß derartige Leute in 10 bis 12 Jahren nicht nach Hause gekommen waren. Aus diesen Bauern geht auch der so bedeutend reiche russische Kaufmannsstand hervor, unter dem es vor der Emancipation manche gab, die Millionen im Besitz hatten und ihrem Herrn dennoch nur ihre 60 bis 80 Rubel Obrok jährlich zahlten. Dieses wahrhaft väterliche System fand jedoch nur auf den wenigsten Landgütern statt, nur da, wo der Besitz sehr ausgedehnt und der sehr reiche Besitzer, gewöhnlich aus alter Adelsfamilie, sich selbst nicht mit der Landwirthschaft abgeben wollte. Oefter kam das gemischte System vor, wo der reichere Theil der Bauern Obrok oder Geldzins bezahlte, der ärmere oder derjenige, der mit dem Geldzins im Rückstande blieb, jedoch dem Barschtschinasystem zugetheilt wurde und auf den herrschaftlichen Feldern die obengenannten sechs Arbeitstage wöchentlich leistete. Am häufigsten und fast durchschnittlich auf den kleineren Gütern, die gewöhnlich vom Besitzer selbst bewohnt und bewirthschaftet wurden, fand das letzte System allein Anwendung, und mit seltenen Ausnahmen fand bei demselben Willkür und Ueberbürdung der Bauern am häufigsten statt. Zur Ehre vieler Grundbesitzer muß ich erwähnen, daß sie ihre Leibeigenen gerecht und wirklich väterlich-patriarchalisch behandelten, und daß der Bauer dankbar dafür sein kann, möge ein Fall beweisen, der mir noch ganz lebhaft erinnerlich ist. Ein Gutsbesitzer im Gouvernement Saratow, Buturlin, dessen Verwalter, einen Deutschen, ich genau kannte, war durch Verhältnisse gezwungen, eins seiner Güter, welches vielleicht schon Jahrhunderte im Besitz seiner Familie war, verkaufen zu müssen. Die Bauern hörten davon und baten ihn inständig, sie keinem andern Herrn zu verkaufen. Buturlin setzte ihnen die Nothwendigkeit des Verkaufs aus einander, worauf die Bauern, welche durch gute, ehrliche Verwaltung in gutem Zustande waren, sich entschlossen, aus eigenen Mitteln die Schuld ihres Herrn zu bezahlen, „damit sie ihren guten Herrn behalten könnten“.

Leider stehen solche Thatsachen nur vereinzelt in der Geschichte der Leibeigenschaft da, denn im Großen und Ganzen war der Zustand des Leibeigenen unerträglich und wurde von Jahr zu Jahr unhaltbarer, je mehr und öfter der Leibeigene mit freien Menschen zusammenkam und von denselben hörte. Schon unter der Regierung des Kaisers Nikolaus wurde mehrfach der Versuch angeregt, den Bauern in Gouvernementsgruppen die Freiheit zu geben, aber diese Entwürfe scheiterten stets an dem starren Widerspruch des gesammten Adels. Nur erst unserer Zeit und dem festen Willen des Kaisers Alexander II. war es beschieden, diese für Rußland so tief eingreifende Maßregel durchgeführt zu sehen.

Obgleich längst ventilirt und vorbereitet, trat die wirk-

liche Emancipation des Leibeigenen unerwartet an den *Grundbesitzer* heran. Mit sehr wenigen Ausnahmen hatte derselbe das Einkommen seines Besitzes, also die Summe seines lebenden und todten Capitals, jährlich auch *verzehrt*, und wenig oder nichts gethan, sich ein Betriebs- und Arbeitsinventar zu schaffen, um die ihm gebliebenen immer noch bedeutenden Ländereien nutzbringend zu verwerthen. Dem freigewordenen Bauer, der bis jetzt noch sehr wenig Bedürfnisse kennt, genügten die Erträge des ihm für immer zugetheilten Landes, und das frühere Verhalten des Herrn gegen seine Leibeigenen ergiebt sich jetzt am klarsten aus der mehr oder weniger ersichtlichen *Nichtbereitwilligkeit* des freigewordenen Bauers, gegen gutes Geld für seinen frühern Herrn zu arbeiten. Todtliegen des Grundbesitzes, verringerte Bodenproduction, schwacher Export der Bodenerzeugnisse nach dem Auslande, also schlechter Stand der Finanzen war die erste Folge davon, die zweite: Verarmung des Grundbesitzers und schließlich Concurs. Man muß in den officiellen Zeitungen Rußlands der letzten Jahre über Ankündigung von Zwangsverkäufen Einsicht haben, um sich einen Begriff von dem Herunterkommen des Grundbesitzes im Allgemeinen zu machen.

Seitdem die Emancipation eingetreten und deren Folgen so tief in das Leben des Grundbesitzes eingegriffen, hat man nun angefangen, *freie deutsche Arbeiter* an die Stelle der früheren, ich will nicht sagen Sklaven, doch *Leibeigenen* herbeizuziehen. Gerade der früher *schlechteste Herr*, für den die jetzt freigelassenen Bauern schon aus langjährigem Haß nicht arbeiten wollen, bedarf dieser Arbeiter am nothwendigsten und macht unseren unkundigen armen Landleuten Anerbieten, die ihnen, nach ihren hiesigen Verhältnissen beurtheilt, äußerst günstig erscheinen. Er erbietet sich, neben dem vielleicht contractlich festgestellten Tagelohn, den Leuten Wohnung, Nahrung gegen spätere Rückzahlung fürs erste Jahr, auch ein Stück Land zu geben, welches ihnen während der Dauer ihres Bleibens bei ihm unentgeltlich zum eigenen Gebrauch abgetreten wird. Wie viel oder wie wenig sich schon beim Antritt der Leute von diesen Versprechungen erfüllt, ist ungewiß; daß aber die Leute, bei eintretender Krankheit, Untüchtigkeit oder Arbeitsunfähigkeit wie eine verbrauchte Sache in die unbekannte Fremde hinausgestoßen, ihnen jedwede Hülfe versagt wird und sie somit dem Elend verfallen müssen, das steht fest; alle bisherigen Erfahrungen zeugen dafür. Der erst vor Kurzem freigewordene Bauer wird den freien, ohnehin ausländischen Mann, der sich aus freiem eigenen Willen an seine frühere Stelle stellt, nur mit höchster Verachtung betrachten und ihm die Stellung eines Pariah anweisen. Wo und bei wem will der auf diese Art verlockte Deutsche, der im fremden Lande weder Sprache noch Gesetze kennt, Schutz und Hülfe finden, wenn er deren bedarf? Verrathen und verkauft wird er sich fühlen, so lange er im Dienste seines Herrn steht, verlassen und verzweifelt, wenn ihn dieser nicht mehr gebrauchen kann oder will. Jedenfalls ist der deutsche Ackerbauer auch im günstigsten Falle, wenn er *vereinzelt* dasteht, wie das bei diesen Privatspeculationen stets der Fall ist, für Vaterland und Nationalität verloren, und ich sehe nicht ein, warum eine Landesregierung nicht befugt sein sollte, ähnlichen *Menschenhandel* auch durch *energische* Maßregeln möglichst zu verhindern. Die Ueberbleibsel solcher Privatspeculationen, die dem Mutterlande aus der Fremde wieder zugeschoben werden, können nie mehr tüchtige Mitglieder des Staates und der Gemeinde werden; sie sind gebrochen. Also das Messer an die Wurzel des Uebels gelegt, wenn die Operation auch etwas derb und rücksichtslos erscheinen sollte! Mit Warnungen und mit Humanität in Glacéehandschuhen kommen wir diesem Uebel eben nicht bei.

Daß ich hier nicht von Handel- und Gewerbtreibenden rede, die in Rußland ein weites und oft fruchtbares Feld für ihre Thätigkeit finden, versteht sich von selber.

Ein Racenkampf im nordwestlichen Theile der Cap-Region *).

Ein Bild aus dem Völkerleben Südwest-Afrikas von **Theophilus Hahn.**

I.

Wer einmal eine Culturgeschichte der südafrikanischen Colonien schreiben sollte und dem es an einem passenden Motto dafür gebricht, möchten wir jenes Wort des Dichters als sehr geeignet empfehlen:

Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortwirkend Böses muß gebären.

Ein schauerlich-tragisches Wort, aber durch die historischen Thatsachen in seiner ganzen Consequenz bestätigt. Denn seit jenem Tage, wo der weiße Mann mit seinem Fuße die Küste Südafrikas betrat und seine unersättlichen Hände nach Gut und Land der Eingeborenen ausstreckte, ist noch kein Frieden gewesen und auch keiner zu erwarten, als bis der Weiße den Braunen, wie anderwärts, verdrängt oder völlig zertreten hat. Man thut dies direct, indem man mit Absicht und Ueberlegung die Ausrottung betreibt durch förmliche „Commandos“ und Treibjagden, oder indirect durch das rein äußerliche böse Beispiel. Man hetzt die Leute aneinander,

*) Wir empfehlen dem geneigten Leser bei der Lectüre dieses Artikels entweder Stieler's Handatlas Nr. 45 d., „das Capland nebst den südafrikanischen Freistaaten“, oder die ausgezeichneten Karten 9 und 10 in Grundemann's „Allgem. Missions-Atlas“, 1. Abth. 2. Liefer.

Der Ausrottungskrieg zwischen den Hereros (d. h. Damaras) und den Nama (Namaqua-Hottentoten), also den Schieferschwarzen und den Gelben, ist in hohem Grade charakteristisch. Von den Missionären ist derselbe, wie sich nach dem befangenen Standpunkte dieser Leute nicht anders erwarten läßt, sehr einseitig und fragmentarisch dargestellt worden; auch werden in den Missionsberichten manche Dinge, welche zur Orientirung sehr wesentlich sind, mit Schweigen übergangen. Schon deshalb und im Interesse der geschichtlichen Wahrheit ist es wichtig, die Verhältnisse in ihrem Zusammenhange dargestellt zu sehen von einem Manne, der ein geborener Südafrikaner und mit Land und Leuten bekannt ist. Das Treiben der Missionäre, Andersson's, Green's und Galton's, erscheint hier in einem sehr unvortheilhaften Lichte; wir kennen aber Herrn Theophilus Hahn und wissen, daß es ihm lediglich um die Wahrheit zu thun ist; er ist ein Feind des Humbugs, der gerade in Bezug auf die südafrikanischen Angelegenheiten eine so große Rolle spielt und so viel Salbung zum Besten giebt. A.

sich in Stammesfehden zu zerreißen, wie jetzt in Abyssinien, oder mit den Nachbaren einen Krieg bis aufs Messer zu führen, und, wie man selbst ausgeplündert ist, wieder jene auszurauben.

Zuerst haben die Holländer das Cap in Besitz genommen und recht systematisch die Ausrottung der Hottentoten betrieben; nach ihnen kamen die Engländer. Allein wer da glaubt, der philanthropische John Bull habe dieser Metzelei ein Ende gemacht, ist in crassem Irrthum befangen; rückt doch der Mann, dem die Eingeborenen eine endliche Erleichterung ihrer Lage verdankten, in seinem berühmten Researches in South Africa, illustrating the civil, moral and religious condition of the native tribes — wir meinen Dr. Philip — der eigenen englischen Regierung vor, wie das verruchte Commandosystem unter ihren Augen ärger dominirt hätte denn je!

Diejenigen Hottentoten nun, die dem Verderben entkamen, hatten genug gelernt, um in gleicher Weise gegen andere Völker zu verfahren. Der jetzige Racenkampf zwischen Namas und Hereros belegt das Gesagte ganz eclatant und liefert einmal wieder den Beweis, daß die „civilisirten“ Völker bis jetzt noch wenig segensreich auf die „Naturvölker“ eingewirkt haben. Dies ist in unserer Civilisation der faule Fleck, der noch nicht ausgeschnitten ist, stets forteitert und die Naturvölker ruinirt. Denjenigen unserer Leser, welche sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollen, empfehlen wir das neuerdings erschienene Werkchen meines hochverehrten Freundes Dr. Georg Gerland: „Ueber das Aussterben der Naturvölker, Leipzig 1868.“ Das Buch zeugt von eingehendem, umfassendem Studium, großer Sorgfalt und Fleiß und klarem Urtheil des Verfassers.

Die unmittelbaren Ursachen des Kampfes der Nama und Herero haben wir demnach nicht auf dem jetzigen Kriegsschauplatze zu suchen, sondern in unmittelbarer Nähe des Caps der guten Hoffnung, dort, wo der Weiße zuerst mit dem Gelben in Berührung kam.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte ein tapferer Hottentotenhäuptling mit seinem Stamm in dem Gebiete zwischen dem Witzemberge und dem Winterberge. Dort waren wildreiche Jagdgründe und fette Weiden für die zahlreichen Herden seines Stammes. Doch bald mußte er dem Andrängen der Colonisten weichen und gerieth bei seinem Zuge nach Norden in der !Hantam am Großen Doornberge in die Gewalt und Botmäßigkeit eines Boers (sprich Buhrs), Pinaar. Der alte Häuptling übergab bald, wie das noch heute Sitte bei den Hottentoten ist, die Häuptlingschaft schon bei Lebzeiten dem energischen Sohne, Jager Afrikaner, und hatte es dessen Freiheitsliebe und Thatkraft zu danken, daß er für seinen Stamm noch später bessere Tage erlebte.

Zu jener Zeit florirte das Commandosystem (Treibjagden gegen die Eingeborenen) und Pinaar zwang seine Afrikaner, die, selbst Eingeborene, mit dem Wüstenleben am vertrautesten waren, gleichsam als Spürhunde an diesen Hetzereien Theil zu nehmen. Man umstellte einen Buschmann- oder Hottentotenkraal bei Nacht, und wenn bei Tagesanbruch die Bewohner ihre Hütten verließen, streckten wohlgezielte Schüsse die Wehrlosen nieder. Die schwachen Weiber und unmündigen Kinder führte man in die Sklaverei, das Vieh nahm man als gute Beute fort. Pinaar wurde ein reicher, aber zugleich habsüchtiger und roher Mann. Jahre lang hatten die Afrikaner ihm gedient und dazu noch gegen ihre eigenen Landsleute, ohne irgend welche Belohnung zu erhalten, bis endlich unzufriedene Stimmen laut wurden. Die Stimmung wurde zur Erbitterung, als Pinaar und seine Freunde sich aus Wollust zu Gewaltthätigkeiten gegen Weiber und Töchter der Afrikaner hinreißen ließen. Es bildete sich eine Verschwörung, welche in Kündigung des Gehorsams ausbrach und dem übermüthigen Boer das Leben kostete. Durch den Trotz der Afrikaner gereizt, ließ Pinaar nämlich die Häupter des Stammes Titus und Jager vor sich kommen. Ersterer hatte ein geladenes Gewehr bei sich, und als Pinaar den Bruder mit Schimpfreden anherrschte und mit Faustschlägen mißhandelte, legte er an und schoß seinen Herrn nieder. Dann, ohne dem Weibe und den Kindern des Getödteten ein Leid zu thun, drangen sie in das Haus und nahmen alle Feuerwaffen sammt der Munition fort. Doch hier konnten sie schlechterdings nicht bleiben, wenn sie vor der Rache der benachbarten Boers gesichert sein wollten. Deshalb brach die ganze Horde unter Anführung Jager's quer durch das Buschmannland nach Nordosten zu den Ufern des !Garib auf. Etwas unterhalb des Zusammenflusses des ǂNu- und !Hai!Garib verschanzte er sich auf einer Insel inmitten des Flusses. Die Boers, welche ein Commando gegen ihn schickten, mußten mit sehr erheblichen Verlusten abziehen.

Bald war Jager Afrikaner der Schrecken der ganzen Colonie; weit und breit brandschatzte und mordete er; zumal ließ er den Weißen seinen unauslöschlichen Blutdurst entgelten, denn gegen sie hegte er einen eingefleischten Haß. Sein Name war bald so gefürchtet, daß, wie man bei uns zu Lande die ungezogenen Kinder mit dem „schwarzen Mann“ zur Ruhe bringt, dort die Ammen und Mütter mit Jager Afrikaner drohten. Neue Commandos, die man gegen ihn aussandte, schickte er decimirt nach Hause; mit seinen Siegen wuchs seine Keckheit und Verwegenheit. Im Jahre 1804 verlegte er seine Kraale an den untern !Garib und da er hier seine Raubzüge noch nicht einstellte, so setzte die capsche Regierung einen Preis von tausend Thalern capisch (500 preußisch) auf seinen Kopf.

Im folgenden Jahre kam der erste Missionär in jene Gegend. Den Bemühungen dieses Mannes und seiner Nachfolger gelang es endlich, den wilden Barbaren zu „bekehren“. Der unbändige Wüstensohn beugte sein Haupt der Taufe und mit ihm viele seiner wilden Krieger. Er, der vorher mit Raub sich gesättigt, im wilden orgiastischen Siegestaumel den Becher voll Honigbier geschwungen, trat verlangend als Christ zum Abendmahl. In Abwesenheit der Missionäre predigte er sogar seinem Stamme, hielt den Kindern Schule und war ein strenger Sittenrichter und Zuchtmeister, gefürchtet vom jungen, leichtsinnigen Volke, dem der neue ungewohnte christliche Rock sehr unbequem saß.

Am Cap traute man seinen Ohren kaum ob solcher Kunde, und das Staunen war kein geringes, als der vogelfreie Mann eines schönen Tages incognito in Begleitung eines Missionärs in der Capstadt erschien. Er war der gefeierte Held des Tages, wurde allenthalben eingeladen, mußte redend öffentlich auftreten und von seiner plötzlichen Bekehrung berichten, und die Zionswächter predigten von allen Kanzeln über die Wirkungen des heiligen Geistes an einem versunkenen Sünderherzen. Derselbe Gouverneur, der ihn geächtet, hob die Acht öffentlich auf und bezeugte ihm seine huldvolle Gesinnung durch schöne Geschenke. Bewundernswerth ist die Bescheidenheit und der feine Tact (die Missionäre nennen es christliche Demuth), den er trotz aller Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen fortwährend an den Tag legte und in der Folge bewährte. Man hat nie irgend welche Ueberhebung an ihm gewahrt, noch ein hochmüthiges, stolzes Wort von seinen Lippen vernommen. Er ist seinem Volke bis an das Ende ein Muster geblieben; ob aus Klugheit und Berechnung oder aus voller Ueberzeugung, wage ich nicht zu entscheiden; die Missionäre behaupten das letztere. Auf jener Reise begleitete ihn sein jüngerer Sohn und Lieb-

ling Jonker, ein junges, lebendiges Gemüth mit hellem und scharfem Verstand, ein intelligenter Kopf. Die Wunder und Neuigkeiten der civilisirten Welt ließen tiefe, unauslöschliche Eindrücke in seinem Herzen zurück. Der Vater, dem die hervorragenden Eigenschaften seines Lieblings nicht entgangen waren, hatte ihn schon im Voraus zum Nachfolger bestimmt und als solchen auch dem Gouverneur vorgestellt, ein Umstand, der für Jonker von wichtigen Folgen war. Denn dem Scharfblick des jungen stolzen Blutes mochte es bei jener Audienz wohl schwerlich entgangen sein, welch wichtige Person er sei, wenn ihn der Gouverneur einer Vorstellung würdige.

Die Mission unter den Namahottentoten hat von jeher viel Selbstverleugnung von den Missionären gefordert. Abgesehen von der abergläubischen, excentrischen Natur des Nama, an welcher mancher Bekehrungsversuch schon gescheitert ist — wir werden diesen Punkt unten näher beleuchten — und daher den Missionär sehr entmuthigen muß, bringt der Missionär, welcher zu diesen Völkern geht, deshalb ein so großes Opfer, da er den Comfort des täglichen Lebens nirgends so sehr entbehrt und die socialen Verhältnisse derart sind, daß er ein großer Geist sein muß, um mitunter sich selbst trösten zu können und nicht einer grauenhaften, alle Lebensgeister tödtenden Muthlosigkeit anheimzufallen. Also Engländer eignen sich wenig für ein solches Land und Volk. —

In seinen Kraal zurückgekehrt, mußte der alte Häuptling zu seinem Leidwesen erfahren, daß die Londoner Missionsgesellschaft ihre Missionäre fortnahm und er nun genöthigt war, seinem Volke auch Priester und Lehrer zu sein. Endlich starb er und unter heftigem Widerspruch der Partei des ältern Bruders wurde Jonker Häuptling. Allein er entsprach wenig den Erwartungen des Vaters und der Frommen im Stamme. Das junge Volk hatte das langweilige Psalmen- und Bußliedersingen gründlich satt, und es bedurfte nur eines herzhaften Anstoßes einiger alter grauer heidnischen „Sünder" und die Genehmigung des jungen Häuptlings, so konnte man des Nachts wieder die wilden Riettänzer mit Antilopen- und Büffelhörnern auf dem Kopfe, Dämonen gleich, das Feuer umtanzen sehen, berauscht von Honigbier, Dacharauch und erregt von wilden Gesängen und Liedern. Hinterher wurde dann der Aphrodite Pandemos gedient; — kurz man machte sich für die lange Entbehrung gründlich bezahlt. „Den Bösen ist man los, die Bösen sind geblieben" — war auch hier ein erprobtes Wort.

Um diese Zeit drängten verschiedene Hottentotenclans, unfähig sich gegen die Colonisten zu halten, über den !Garib in das Großnamaland. Sie nannten sich Orlams, nach einem holländischen Tochtgänger (Händler), der lange unter ihnen gelebt und ein gewisses Ansehen hatte. Zugleich ergoß sich von Norden ein mächtiges Bantuvolk, die Herero (vergl. „Globus" Bd. XIII, S. 268, a), die auf ihrer halbhundertjährigen Wanderung aus dem Zambesigebiet in das jetzige Hereroland gekommen waren, erobernd in das Namaland und drängten den Oberhäuptling des Landes Xamob aus seinen Wohnsitzen heraus. In kurzer Zeit waren sie Herren des Landes. An den Quellen und in den Thälern des Tsoaχaub, ||Aub und !Kuisib schlugen sie ihre Wohnsitze auf. Die im Kreise ruinenhaft noch jetzt dort zerstreut liegenden Steine bestätigen dies.

Mit den Orlams (1830 bis 1840) zog nun Jonker, jetzt wieder Heide und zwar von „sieben Teufeln besessen", mit dem jungen Volke seines Stammes, die alten Kopfhänger seinem Bruder zurücklassend, den ||Aub hinauf und unterwarf sich einen Namastamm nach dem andern, dem er auf seinem Zuge begegnete.

Der alte Xamob saß zwischen zwei Feuern; im Norden die übermüthigen Herero, im Süden die eroberungslustigen Orlams. Von zwei Uebeln wählte er das anscheinend weniger gefährliche und rief den thatendurstigen Jonker zu Hülfe. Dieser, überlegen durch die Schießwaffe, trieb die Herero wie Spreu jenseit des Tsoaχaub zurück und nahm ihnen zahllose Herden von Rindvieh ab. Seine Feuerwaffen hatten nun fortan dieselbe Bedeutung in jenen Gegenden, wie seit 1866 das Zündnadelgewehr in Preußen.

Weit gefehlt aber, wie der alte Xamob wohl gehofft hatte, jetzt wieder nach Süden zu ziehen, hatte Jonker's Scharfblick den Norden zum Aufenthalt gewählt, um gleich nach allen Seiten hin zur Hand zu sein. Dort bei Zebris ließ er sich nieder, und als die Herero einmal ihn unerwartet überfielen, hat er ihnen trotzdem blutig heimgeleuchtet. Alle Nama- und Orlamstämme bückten sich, wenn auch mit Widerwillen, vor ihm. Die von den Nama bis dahin arg gedrückten !Haukhoin oder Bergdamara wußte er durch huldvolle Behandlung zu gewinnen; wo es fehlte, unterstützte er sie mit verschwenderischer Freigebigkeit; sie nannten ihn allgemein ihren Vater. Oft hat er dann mit diesen Bundesgenossen die Herero überfallen und kehrte mit Beute reich beladen zurück, um in wilden Gelagen und Tänzen seine Siege zu feiern. Lassen wir einen Missionär weiter reden, der, nachdem er sich oft und bitter von Jonker getäuscht sah, folgendermaßen über ihn spricht:

„So unbesorgt, so fröhlich und die Sünde mit vollen Zügen genießend Jonker auch erschien, so war er dennoch nicht ruhig. Er hatte in seiner Brust ein Fünklein, das nicht verlöschen wollte, eine Stimme, die inmitten des Sinnentaumels ihn mahnte. Gottes Gnade hatte sich nicht von ihm gewandt, die Ermahnungen seines Vaters, die Worte seines ehemaligen Lehrers konnte er beim besten Willen nicht aus seinem Herzen und Gewissen tilgen. Er wurde zuletzt ganz unruhig darüber, rief seine Kriegsleute zusammen und überstieg mit ihnen nochmals das Gebirge. Seine Leute meinten zum Raube, Jonker aber hatte etwas Anderes im Auge. Er wollte einen passenden Ort suchen, wo er sich bleibend niederlassen könnte und wollte ein anderes Leben anfangen. Er ersah sich ein wasserreiches Thal, eine Art Bergkessel, den schönsten Ort im ganzen nördlichen Namalande, wegen der heißen Quellen |Ai—||gams (die heiße Quelle) genannt, ließ sich dort nieder und fing nun an, sein Volk allen Ernstes zu reformiren. Jonker, der wilde Orlamhäuptling, wurde wirklich Reformator. Ein methodistischer Missionär, der in jener Zeit ihn auf einer Reise nach der Walfischbai besuchte, stärkte ihm die Hände und wußte bei seiner Rückreise nicht genug von diesem wunderbaren Manne, von der Kirche, welche er gebaut, von der Schule, die er hielt, zu erzählen. Ja, Jonker war Reformator, Schullehrer, Prediger, Civilisator. Seine Leute, nur gewohnt die Muskete zu führen, lehrte er den fruchtbaren Boden bebauen und Handwerke in ihren Anfängen treiben. Auch legte er mit bedeutenden Kosten und nicht geringer Kraftanstrengung eine Fahrstraße über das Gebirge an (zur Walfischbai). Unermüdlich hielt er täglich zweimal in der steinernen Kirche, die nebenbei auch als Festung dienen konnte, Gottesdienst, und außerdem noch Schule. Mit einem Machtspruch war alles heidnische Wesen verbannt, der Polygamie ein Ende gemacht, das Brauen von Honigbier untersagt &c. Die wilden Horden, die im Lande wohnten, verstummten; das waren Dinge, die sie nicht verstehen konnten. Doch die Herero trauten der Ruhe nicht und hielten sich fern."

Da kamen zur selben Zeit vier deutsche Missionäre, von denen Hugo Hahn und Kleinschmidt besonders er-

wähnenswerth sind, von der rheinischen (Wupperthaler) Mission gesandt, in das Land. Jonker hörte von ihrem Kommen und lud sie durch eine besondere Gesandtschaft zu sich ein. Ein Missionär blieb auf Bethanien, die anderen drei folgten der Einladung und wurden unter unendlichem Jubel von den Afrikanern — so nennen sich die Unterthanen von Jonker — empfangen. Man trug die Missionäre auf Händen; was man ihnen an den Augen absehen konnte, geschah. Morgens und Abends und wenn sonst die Glocke zur Kirche rief, war diese gedrängt voll. Die Missionäre und Jonker wechselten in der Predigt ab. Den einmüthigen Bemühungen der Missionäre und Jonker's gelang es endlich, den Herero Vertrauen einzuflößen und Frieden zu schließen. Es war ein bewegter Augenblick, als Weihnachtsabend 1842 Jonker und die Herero sich die Hände reichten und die Friedenspfeife rauchten. Der Assagai (Wurfspeer) wurde vorläufig in den Boden gestoßen. — Und welch ein Leben entwickelte sich nun erst in |Ai—||gams? War es früher schon dort lebhaft, jetzt gab es ein förmliches Drängen von Besuchern aus allen Ecken und Enden. Herero, Mbandieru, Bergdamara, Nama, Sāb wechselten mit einander ab. Der Ort wurde ein bedeutender Handelsplatz. Hereros kamen mit großen Herden, um sie gegen Taback, Eisen und Blechwaaren umzutauschen; mehrere Schmiedewerkstätten wurden errichtet, in denen das alte Eisen abgenutzter Wagen zu gangbaren Waaren umgeschmiedet wurde. Die Missionäre hatten die Hände nach allen Seiten hin voll, und Jonker sah von Tag zu Tag mit stolzer Freude und Genugthuung, wie seine Leute unter Anleitung der Missionäre an Intelligenz und Civilisation zunahmen und durch einen nicht unerheblichen Grad von Cultur vortheilhaft von den umwohnenden Stämmen abstachen. Auch auf dem religiösen Gebiete sahen die Missionäre ihre Arbeit von Erfolg gekrönt; denn schon nach wenigen Monaten bemerkte man die Wirkung der Bekehrungspredigten an der großen immer mehr wachsenden Zahl von Leuten jeglichen Alters und Geschlechts, zumal Frauen — sie müssen ja überall dabei sein —, die sich zur Taufe drängten. — „Unter Erwachsenen und Kindern war eine Erweckung ohne die krankhaften Auswüchse neumodischer Revivals," schreibt der Missionär Hugo Hahn, derselbe, welcher doch in einem andern Berichte an seine Vorgesetzten in Betreff der Namamission der Ansicht ist, „daß von hundert bekehrten Nama kaum zehn Procent gründlich bekehrt seien." — Hatten die Engelein im Himmel sich über die bußfertigen Sünder gefreut, die sich taufen ließen, der Satan ärgerte sich gewiß nicht, wußte er doch, daß diese Täuflinge mehr oder weniger hiermit die letzte Oelung für ihn bekommen hatten. Der Eifer der Missionäre, der durch Jonker's Bitte um mehr Sendboten sehr angestachelt war, sollte in der Folge eine ganz bedenkliche Abkühlung erfahren. Sie wurden gewarnt; allein die glaubenseifrigen Männer wollten davon nichts wissen, und zumal Hugo Hahn erwiderte auf eine solche Warnung: „Jonker sei ein König David." — Freilich; aber in malam partem.

Wir können, obschon in der Mission aufgewachsen und mit ihren Verhältnissen vertraut, Jonker's Bekehrung leider nicht anders als eine Spiegelfechterei, einen wohlberechneten diplomatischen Handstreich zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes bezeichnen. Der Leser beachte und lese mit Aufmerksamkeit das Folgende.

Vor den deutschen Sendboten waren schon Methodisten oder, wie sie auch sonst heißen, Wesleyaner im Lande besuchsweise gewesen und hatten sogar Afrikaner getauft. Sie sahen es natürlich ungern, daß Deutsche in ihr Revier gekommen waren. Nun wurde geplant, diese wieder auszustechen. Das geschah auf echt niederträchtig jesuitische Weise, indem man sich, wie es ja auch gar nicht anders möglich war, dabei der Schurken und Schelme bediente.

Den Missionären folgten bald die Tauschhändler — am Cap „Tochtgänger" oder „Smauser" genannt —, jene abenteuerliche Menschenclasse, die sich großentheils aus der Grundsuppe, der Sentina der Gesellschaft aller Herren Länder, recrutirt, und deren Nähe jeder anständige und ehrliche Mensch wo immer möglich meidet. Es hat ihnen noch Niemand einen Segenswunsch in das Jenseit nachgerufen oder eine Thräne in das Grab geweint; wohl aber gehen die Manen ruinirter Völker um und fordern Rache für die Schandthaten jener. Daß sie die Leute unter Gesang und Gebet, mit dem Vorgeben, sie seien Missionäre, um Gut und Vieh betrügen, will noch so viel nicht sagen; was sagt der Leser aber dazu, daß diese Händler neben anderen europäischen Lastern vornehmlich dort Syphilis, Tuberkeln und das demoralisirende Feuerwasser eingeführt haben, deren Wirkungen sich jetzt schon schaudererregend zeigen! Natürlich sind sie keineswegs die Freunde der Missionäre, und wo diese bauen, reißen jene nieder!

Hinter einen solchen Schuft und Tochtgänger, einen gewissen Morison, steckten sich die Methodisten; diese Leute lieben es, etwas überschwenglich und saftig zu sein, und für den extravaganten Hottentotencharakter war ihre Wirthschaft natürlich wie gemacht. Dieser ging mit anderen methodistischen Händlern nach |Ai—||gams. Sie sahen mit scheelem Blicke der deutschen Missionäre Wirksamkeit und wußten Jonker's Herz zu umnebeln! Er reiste mit ihnen zur Walfischbai, wo sie Handelsmagazine errichteten. Auch hier mußte die Religion der Schafspelz für gemeine Wolfsseelen sein; denn Morison spielte ganz vortrefflich den Prediger in der Wüste. Dann malte man dem Häuptling die innere und äußere gedeihliche Entwickelung und Machtstellung seines Stammes gar herrlich aus unter dem Einflusse methodistischer Missionäre. Solche arbeiteten damals unter den zurückgelassenen Stammesgenossen am !Garib, und durch Berufung der Wesleyaner glaubte man zugleich den Bruderstamm zu gewinnen und so nach außen stärker zu werden. Als der Häuptling noch zögerte und Bedenken trug, seine deutschen Lehrer fahren zu lassen, da schritt man ganz schamlos zu einer Lüge; man beschuldigte sie eines Quasi-Hochverraths durch die Behauptung, sie ständen Jonker's Macht und Ruhm im Wege. Das entschied. Jonker rief die Methodisten herbei und die rheinischen Missionäre zogen 1844 am 31. October nach einem vorübergehenden Aufenthalte auf Okahantja*) nach Otyikango zu den Hereros!

Die Methodisten kamen und brachten auch den zurückgelassenen Bruderstamm mit; allein sie konnten keine Einigung und Unterwürfigkeit unter Jonker bewirken. Morison zog schachernd und betrügend im Lande umher und hielt dabei Morgen- und Abendandachten. Der Methodistenmissionär Haddy wußte den Afrikanern „daß Geben seliger sei als Nehmen" nahe zu legen und bettelte auf die gemeinste Weise Hunderte von schönen Rindern zusammen, aus deren

*) Dieser Ort war nach dem ehrwürdigen Missionär Schmelen Schmelensverwachting (Schmelenshoffnung) genannt worden. Wir nennen absichtlich die Orte ꝛc. bei ihren landesüblichen Namen und können uns in keiner Weise zu der abgeschmackten englischen Sitte bekennen, überall ein Victoria, Wellington ꝛc. auch in fremden Ländern zu sehen. Wie abgeschmackt ist es z. B., den periodischen Regenfluß Tsoaχaub, der alle Jubeljahr einmal fließt, „Rhein" zu nennen, oder Neu-Barmen einen Ort in der Wildniß, der nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Wupperthaler Barmen hat. Die Missionäre sind besonders stark darin, ihren Stationen biblische Namen, wie Bethanien, Gibeon, Rehoboth, Salem ꝛc., anzuhängen.

Erlös dann andere finstere Heidenseelen aus Satans Krallen dem Herrn gewonnen werden sollten. „Der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht.“ — Jonker ekelte endlich dieses Treiben an und er jagte die Methodisten sammt und sonders zum Lande hinaus. Zugleich verbat er sich für immer den Besuch von Missionären in seinem Stamme und fing sein altes Leben von vorn an.

Zunächst tanzte und soff man in |Ai ||gams. Jonker hatte aber einen mächtigen Bären bei den Tochtgängern angebunden, und als die Methodisten fortgejagt waren, fing der Bär an zu brummen. Die Smauser hatten ihm geborgt und kamen nun mit einer ellenlangen Schuldforderung. Woher nun diese befriedigen? — Die Missionäre im Hererolande waren ihm ein Dorn im Auge und er hätte diese gern dort vertrieben. So brach er dann den Frieden mit den Herero und Mbandierus. Grauenhafter und wilder denn je zuvor raubte und mordete er und zahlte mit dem Raube seinen Gläubigern. Der Missionär Hugo Hahn hat sich dann öfter zu Jonker aufgemacht und ihm eine Buß- und Strafpredigt halten wollen. Doch der schlaue Häuptling stopfte ihm den Mund mit einem Geschenk an gutem Rolltaback — Hahn war ein starker Raucher; jetzt freilich hat er sich das Rauchen abgewöhnt — oder er sandte seinem ehemaligen Lehrer einige hübsche Fettschwanzhammel, wo der Schwanz 10 bis 12 Pfund wog. Der Missionär hat oft später seine Unklugheit bereut, indem er sich durch Jonker's Geschenke die Hände binden ließ. Welche Achtung und Respect Jonker vor dem Missionär haben mochte, überlassen wir dem Leser zu beurtheilen. Folgender Zug charakterisirt des Orlams Achtung vor den Missionären am besten. Auf einem seiner Raubzüge hatte Jonker 1849 die Station Okahantja überfallen und gleich beim ersten Angriff eine Doppelsalve von vierzig Kugeln auf des Missionärs Wohnung geben lassen. Jonker hatte die Hütte früher nur mit einer Wand aus Riet gekannt und nicht gewußt, daß der Missionär Kolbe unterdeß inwendig eine Mauer von Ziegelsteinbreite aufgeführt hatte, an welcher natürlich die Kugeln abprallten. Zu Jonker's Verwunderung tritt der Missionär aus der Thür und fragt, was das zu bedeuten hätte! Der Barbar antwortet hohnlachend, er wolle den Herero bloß das Evangelium verkündigen! Dann giebt er das Zeichen zu einem schauderhaften Gemetzel. Unter den Augen des Missionärs griff man Kinder bei den Beinen und schleuderte sie an Felsen, Weibern schnitt man die Brüste ab und schlitzte ihnen den Bauch auf. Noch an den Todten ließ man seinen Blutdurst und seine Mordlust in der cannibalischsten Weise aus! Ein ganzes Dörfchen treuergebener Bantiern wurde in verrätherischer Weise niedergemetzelt; kurz, Jonker's Leben war fortan eine Reihe von Greuelthaten und Cannibalismen, wie sie nur noch in der Geschichte Dahomeys und der Eroberung Perus ihres Gleichen suchen. Man ist versucht, an Besessenheit von bösen Geistern zu glauben, wenn man hört, wie er zeitweilen zum Gewehr griff, wüthend durch den Kraal rannte und mit dem Rufe, er müsse Menschenblut sehen, auf jeden, dessen er ansichtig wurde, schoß, oder auch in die Hütten feuerte. In solchen Anfällen durften sich ihm nur sein Bruder Jager und sein Sohn Jan nahen und nur sie vermochten ihn zu beschwichtigen.

Einige Jahre nach der Zerstörung von Okahantja kam 1851 ein englischer Reisender, Francis Galton, in das Land und gerirte sich ganz wie ein Bevollmächtigter der englischen Regierung. Die Art und Weise, wie er sich dort aufgeführt, und die er noch sehr naiv schildert, macht ihm und dem englischen Namen wenig Ehre. Wie ein Thierbändiger gekleidet, in rother Jacke &c., glaubte er dem Orlamhäuptling imponiren zu können. Man lese nur das vierte Capitel seiner Reisebeschreibung und besonders Seite 66, wo er seine Zusammenkunft mit Jonker schildert. Wie sehr er die Hottentoten unterschätzt, zeigen folgende Worte: „Nun mag dies Alles (sein Benehmen gegen Jonker) lächerlich erscheinen, Orlams sind aber wie Kinder und die Art, wie man bei ihnen Respect erwirbt, ist nicht die Art, welche den meisten Einfluß bei uns hat.“ Jonker ist momentan freilich etwas verblüfft gewesen; aber wer in aller Welt wäre bei einer plötzlichen Erscheinung, mehr Kobold und Bajazzo in einer Person als anständiger Mensch, nicht entweder verblüfft oder zum Lachen gereizt worden? Hinterher haben nicht bloß Jonker, sondern alle Namahottentoten, wenn die Rede auf Galton kam, über ihn in der ausgelassensten Weise gehöhnt und gespottet. Titel wie „Rothjäckchen“ waren noch die unschuldigsten!

Aus den jungen gefangenen Hereroknaben bildete er sich eine mit Gewehren bewaffnete Garde du corps. Er soll ungefähr 600 Mann gehabt haben, eine nicht zu verachtende Macht in einem Lande, wo jeder Schütze so geübt ist, daß er unfehlbar seines Zieles gewiß ist. Man staunt über den knechtischen bornirten Geist dieser Leute, die mit wilder Mordgier auf Jonker's Wink hin ihre eigenen Landsleute ausplündern und abschlachten konnten, ohne daß es ihnen je in den Sinn kam, das unwürdige Sklavenjoch abzuschütteln und über die Nama herzufallen! Mit den Nama, besonders ||Oasibs-Stamme, den Gei-||gaugu, hat er sich dann ebenfalls viel gezankt und geschlagen und ihnen oft seine Ueberlegenheit empfindlich fühlbar gemacht. Endlich in seinen letzten Jahren unternahm er noch einen Kriegszug zu den Ovambo. Dort brach 1861 in Folge des aus Galton's „Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika“ bekannten Königs Nangoro Ableben ein Bürgerkrieg aus. Der unterliegende Theil rief Jonker um Hülfe an, und er ließ sich nicht zweimal rufen. Er soll gar arg dort gehaust und große Beute gemacht haben. Bei dieser Gelegenheit sind Leute von ihm über den Kunenefluß gegangen und haben die Bewohner auf der andern Seite stark ausgeplündert. Doch raffte auf der Heimkehr eine Seuche größtentheils die geraubten Rinder weg, und Jonker kehrte außerdem krank nach Okahantja zurück. Die Ovambo sollen ihm Gift unter das Bier gemischt haben, erzählt man. Sicher ist, daß er an einer Unterleibsentzündung gestorben ist.

Wenige Tage vor seinem Tode begehrte er den Missionär Kleinschmidt noch zu sprechen. Sein Wunsch wurde erfüllt; Kleinschmidt kam in höchster Eile und fand ihn bei noch voller Besinnung. Des Missionärs Bekehrungsversuche scheinen aber an Jonker's steinernem Herzen abgeprallt zu sein. Folgendes entnehmen wir einem Briefe des Missionärs unter dem 27. August 1861: „Jonker Afrikaner ist todt! Am Sonntag Nachmittag den 18. August hat ihn der Herr über Leben und Tod vor seinen Richterstuhl gefordert. Es war mein Loos, Zeuge seines Endes zu sein und die letzte Arbeit an seiner Seele zu verrichten und das ganz ungesucht. — Ich meine mein Bestes gethan zu haben, seine arme unglückliche Seele zu retten, sie wie einen Brand aus dem Feuer zu reißen, — ach, wie gern hätte ich das gethan! — aber was soll ich sagen? Es steht mir nicht zu, zu verdammen, habe aber auch kein Recht, noch minder Freimüthigkeit, ihn selig zu sprechen, obschon ein Unkundiger über seinen Charakter und über seine Verhältnisse sich leicht hätte täuschen lassen können; vielmehr kommt mir mitunter unwillkürlich die Schilderung Jesaia 14 in den Sinn. So im Leben, so im Tode: der kalte, überlegene Verstand, womit er sein Haus, seine Angelegenheiten noch bestellt und geregelt hat, als ob es mit seiner Seele in Richtigkeit sei, als ob er

dem Tode in das Angesicht schauen könne, ohne sich zu fürchten, ohne zu erzittern. Nur einmal hörte ich, als ich ihm stark zugesetzt hatte, daß er nach meinem Weggehen unruhig geworden sei, sonst war nichts derartiges bei ihm zu verspüren. — — — Meine Unterredung mit ihm, mein Lesen und Erklären einiger Bußpsalmen und mein Beten mit ihm ließ er sich gern gefallen, überhaupt Alles, was nicht direct die Menge seiner Sünden angriff; aber kam ich auf diese zu sprechen und forderte ich Buße, dann wich er jedesmal aus und zog die Sache in das Allgemeine, z. B.: „Ja, wir sind Alle schuldig vor Gott." Ich habe auch nie eine Selbstanklage von ihm gehört, auch von Anderen nicht, die es etwa vor meiner Ankunft gehört haben könnten. Nur einmal deutete er an, daß er den Missionären gegenüber nicht recht gethan, habe doch um einen Lehrer ersucht, aber nicht bekommen. Er meinte wohl sein späteres Gesuch bei den wesleyanischen Brüdern. Er schien weitersprechen zu wollen, aber die Kraft verließ ihn. Ich sagte ihm, was Du uns gegenüber gesündigt hast, das laß nur, das sind die geringen Deiner Sünden, die können wir Dir leicht vergeben, aber Du hast unendlich größere Schuld vor Gott, Dein Rauben, Dein Blutvergießen, Dein Ehebruch rc., das sollte zunächst Dein Herz zerbrechen und Dich in den Staub vor des Heilandes Füßen niederwerfen, wenn Du noch Gnade erlangen willst. Keine Antwort erfolgte. Daß unter solchen Umständen von Absolution und Abendmahl keine Rede sein konnte, ist leicht begreiflich, wie gern ich es auch gethan hätte, wenn es anging. — Das Gute, was ich von ihm erwähnen kann, muß ich doch auch anführen. Schon vor meiner Ankunft hatte er seine Kinder und Leute ermahnt, zum guten Weg zurückzukehren. Mit den Herero sollten sie säuberlich fahren und Frieden halten, auch selbst dann, wenn die Herero sich schuldig machten; überhaupt sollten sie nicht nach seinen Werken thun. Seit seiner Rückkehr aus dem Ovambolande soll er überhaupt ernster gestimmt gewesen sein, weil er sein Ende erwartete. Als ihn jedoch Daniel's (ein Dolmetscher des Missionärs) Mutter fragte, was er denke, wie es seiner Seele gehen werde, antwortete er ganz trocken: „Das läßt sich nun noch nicht sagen, wir wollen sehen, wenn das Ende herankommt." Wenn in seinem Kraale gespielt, getanzt und gelärmt wurde, was geschehen sein soll bis etwa fünf Tage vor seinem Ende, dann pflegte er mitunter die Kinder kommen zu lassen, damit sie an seinem Bette geistliche Lieder sängen. Das ist doch viel schöner, als jenes, pflegte er zu sagen. — — — Als man ihn aufmerksam machte, er solle doch nun seine beiden Kebsweiber von sich lassen, die bei ihm die Krankenpflege versahen, antwortete er ebenfalls ganz kühl: „das kann geschehen, übrigens sehe ich sie nur an wie jeden andern Menschen, der mein Bett umgiebt." Er ging dann gutwillig darauf ein, als man ihn in das Haus seiner rechten Frau brachte, die von da an die Pflege übernahm, nachdem sie sich lange von ihm zurückgezogen hatte.

Nur schade ist es, daß man zuletzt seine Sprache nicht recht mehr verstehen konnte. So geschah es in der letzten Stunde, als ich ihn noch ernst und liebevoll ermahnte, die kurze Gnadenfrist recht zu gebrauchen, da meinte ich seine Antwort so zu verstehen: het is te laat (es ist zu spät), nämlich zur Buße, während der Dolmetscher etwas Anderes meinte verstanden zu haben." —

In einem Briefe dieses Missionärs an Hugo Hahn, der sich damals hier in Europa aufhielt, heißt es noch: Ich bat ihn darauf, er möge mir nachbeten: „Herr Jesu, erbarme Dich meiner!" Erst nach langer Zeit und mit großer Anstrengung konnte er den Stoßseufzer herausbringen. Es schien mir, als ob ihn nicht Leibesschwäche, sondern eine finstere Macht daran verhinderte.

Vorstehende Notizen haben wir absichtlich etwas ausführlicher mitgetheilt, um dem Leser selbst Raum zu eigenem Urtheil geben zu können. Sie werfen beachtenswerthe Streiflichter auf seinen Charakter und sein Verhältniß zur Mission. Auch die kurze Charakteristik, die Kleinschmidt giebt, ist von Interesse; er schreibt:

„Jonker Afrikaner hatte in seiner äußern Erscheinung nichts Imponirendes. Er war klein von Statur, aber kräftig (und breitschulterig) gebaut. Sein linker Arm war steif von einem Löwenbiß und später brach er ihn zweimal. Der Ausdruck seines Gesichts war mild und freundlich, aber sein Auge unstät, denn nur selten konnte er Jemandem gerade in das Auge sehen. Seine Stimme war heiser, seine Unterhaltung, lebendig und anziehend, verrieth seinen scharfen Verstand, und für seine Verhältnisse waren seine Kenntnisse im Allgemeinen nicht unbedeutend. Er war ein scharfer Beobachter und durchschaute seine Leute, selbst die Europäer. Seine Untergebenen hatten es im Ganzen gut, auch selbst in der Zeit seines innern Verfalls, während welcher Periode er freilich einzelne schaudererregende Grausamkeiten an denselben ausübte. Er achtete Geradheit und Unerschrockenheit, und wenn wir Missionäre ihm entschieden entgegentraten, so nahm er es wohl auf und erkannte es selbst lobend an, daß wir thäten, was unseres Amtes sei. Die Europäer, die zahlreich in den letzten Jahren in das Land drangen, buhlten um seine Gunst. Er behandelte sie sehr gut und beschenkte sie zuweilen sehr reichlich. War Jemand in Noth, so konnte er dreist auf Hülfe rechnen, wenn es in Jonker's Macht lag. Wir haben es oft erfahren. Der Hochmuth brachte ihn zum Falle und mochte oft der Beweggrund so mancher scheinbar edlen That sein. — — Sein Leben erinnert an das des Königs Saul — (insofern er sich von keinen Priestern hat beherrschen lassen!).

Galton, der Jonker so geringschätzig und unverschämt behandelte (vergl. Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. Leipzig 1854. Seite 66), muß doch gestehen: „Jonker ist entschieden ein begabter Mann und scheint in voller Kraft zu sein, wenngleich über die Sechzig hinaus; seine Bemerkungen waren besonders gescheidt und seine Beschreibungen bündig und genau. In den langen Besprechungen, die ich mit ihm hatte, stellte er sich ganz wie ein Diplomat heraus, geschickt versuchend, das Gespräch auf seine Endzwecke zu wenden."

Die Chinesen im nordamerikanischen Territorium Idaho.

Von **Theodor Kirchhoff** *).

Unter der Bevölkerung von Idaho bilden in neuerer Zeit die Chinesen einen bedeutenden Bruchtheil von sehr zweifelhaftem Werthe. In den östlichen Staaten der Union ist es die Meinung Vieler, daß die zahlreiche Einwanderung von Chinesen in den Minenländern bei dem dort herrschenden Mangel an Arbeitskräften ein wahrer Gottessegen sei. Aus verschönernder Ferne urtheilt es sich bekanntermaßen ganz anders, als wenn man in nahe Berührung mit den Gegenständen seiner Verehrung kommt. Würden so ein paar Millionen von Zopfträgern (in solchem Verhältnisse muß man sich die Chinesen zu der Einwohnerzahl der östlichen Staaten denken, um dem in den dünn bevölkerten Minenländern gleich zu sein) mit ihren asiatischen Sitten und heidnischen Tempeln urplötzlich als Zuwachs der Bevölkerung im frommen Neu-England losgelassen, wo bald kein weißer Feld- oder Fabrikarbeiter mehr mit ihnen concurriren könnte, erstaunen möchte man über die radicale Sinnesänderung manches jetzt rabiaten Chinesenschwärmers. Allerdings, unsere Freunde im Osten haben von Chinesen bis jetzt nur die Bekanntschaft von Mandarinen gemacht, welche als Gesandte des Himmlischen Reichs sich in Neuyork und anderen großen Städten sehen ließen; würden sie statt derer eine Schiffsladung von der himmlischen Menschensorte betrachten, welche China als seine Repräsentanten nach den Goldlanden entsendet, so möchte man uns schon eher um die Acquisition solcher Mitbürger bemitleiden. In den Minenländern giebt es kaum Einen unter Hundert, welcher der Einwanderung von Chinesen hold ist, und die Meisten von Jenen sind mehr oder weniger pecuniär dabei interessirt.

Eine Bemerkung zur Befürwortung der Chineseneinwanderung nach Amerika, der man oft in östlichen Blättern begegnet, ist diese, daß die Chinesen so gutes Recht hätten sich in Amerika niederzulassen, als Amerikaner in China. Es ist aber doch gewiß nicht logisch gesagt, wenn man die wenigen in China ansässigen intelligenten amerikanischen Kaufleute, Maschinisten, Seeleute &c. mit den in Massen nach Amerika einwandernden Chinesen aus den niedrigsten Schichten der Bewohner des Himmlischen Reichs vergleicht. Gegen die Anwesenheit von Chinesen aus der bessern Gesellschaftsclasse ihres Volks hat in den Minenländern kein Vernünftiger etwas einzuwenden.

Es ist unmöglich, daß Weiße in diesen Ländern, wo der Lebensunterhalt sehr kostspielig ist, als Arbeiter mit den Chinesen, welche so zu sagen von der Luft leben, concurriren können, und Jedermann kann doch nicht ein Kaufmann, Gastwirth, feinerer Handwerker, Fabrikbesitzer, Banquier, Inhaber einer reichen Goldmine oder dergleichen sein. Die alte Minenbevölkerung der Küstenländer am Stillen Meer fühlt sich durch diese ihnen aufgedrängte Arbeiterconcurrenz eines fremden Volks so zu sagen in ihrer Existenz bedroht. Jenen verdankt die Menschheit nicht weniger als die Entdeckung, das Dasein der Goldlande, und jetzt kommt ein fremdes, halbcivilisirtes Volk bei Zehntausenden ins Land und raubt ihnen die Früchte der Anstrengungen und Gefahren eines Lebensalters in der Wildniß, die sie eben erst der Civilisation erschlossen haben. Das unter allen Goldgräbern tief eingewurzelte Bewußtsein, daß ihnen mit dieser Chineseneinwanderung ein großes Unrecht geschieht, ist sehr erklärlich. Kein Wunder, daß Viele die erste Gelegenheit benutzen, ihren Minengrund an Chinesen zu verkaufen, um nur wieder aus einem Lande herauszukommen, wo ihnen doch kein Segen mehr blüht!

Der Ruin aller Minendistricte, in denen sich die Chinesen in größerer Zahl niedergelassen haben, spricht deutlicher als alles Andere über das, um sich gelinde auszudrücken, Unpolitische, die Asiaten, welche außerdem sich nun und nimmer mit den Weißen assimiliren werden, massenweise in den Minenländern einzubürgern. Wäre die Versuchung nicht da, die Minen an Chinesen zu verkaufen, so würden heute noch Tausende von arbeitsamen Weißen in den älteren Minenlagern die Stelle von jenen einnehmen; Handel und Wandel würden daselbst blühen, anstatt daß jeder unternehmende Kaufmann sich jetzt möglichst schnell von dort aus dem Staube macht. Wer nie die Erfahrung gemacht hat, als Kaufmann unter den Chinesen seine Kunden zu suchen, wird kaum die Bedeutung dieser Bemerkung verstehen; nicht nur, daß die Bedürfnisse eines Chinesen sich stets auf ein Minimum beschränken, das lächerlich gering ist und einen anständigen Nutzen außer Frage stellt, ist ihre schändlich knauserige Weise des Handelns genug, um Jemandem, der gewohnt war, mit den freimüthigen californischen Goldgräbern zu verkehren, vor stetem Aerger die Schwindsucht zu geben.

Dem jetzt in den Minenländern noch so fühlbaren Mangel an Arbeitskräften wird, sobald die Pacific-Eisenbahn vollendet ist, durch eine voraussichtlich zahlreiche Einwanderung von intelligenten Weißen vom Osten und von Europa in nicht ferner Zukunft schon abgeholfen werden. Gegen eine innerhalb der Grenzen des Erträglichen sich haltende Zahl von Chinesen, die sich als Waschleute, Köche, Garten- und Eisenbahnarbeiter und dergleichen mehr in den Minenländern nützlich machten, wäre allenfalls nicht viel einzuwenden, obgleich man auch ohne dieselben recht gut fertig werden könnte, — aber als Minenarbeiter bei Zehntausenden sind und bleiben sie nur der Fluch dieser Länder. Den Vortheil, welcher Amerika aus den neuen Handelsverbindungen mit China erwächst, weiß auch der Verfasser zu würdigen, und daß die Chinesen als tüchtige Eisenbahnarbeiter an der Central-Pacific-Eisenbahn zur Förderung dieses großen internationalen Werkes viel, sehr viel gethan, ist gewiß aller Anerkennung werth. Konnten diese Vortheile, groß wie sie sind, aber nur dadurch erworben werden, daß Amerika seine schönsten Länder so zu sagen mit China theilt, so möchte der Preis davon doch wohl ein sehr theurer zu nennen sein.

Vielen ist es vielleicht etwas Neues, wenn ich hier einfüge, daß eine Art von verblümter Sklaverei unter den Chinesen in den Minenländern an dieser Küste herrscht. Das Gesetz, welches die Einführung von Kulies nach Amerika streng untersagt, wird leicht umgangen. Reiche Chinesen lassen Tausende von der ärmern Classe ihrer Landsleute nach Amerika kommen und zahlen für sie das Passagegeld und anderweitige Unterhaltungskosten. Hier müssen sie das vor-

*) Wir haben von Herrn Th. Kirchhoff eine eingehende, auf eigener Anschauung beruhende Schilderung des Gebietes Idaho (sprich Eidăhó) erhalten, aus welcher wir zunächst die obige Mittheilung herausheben. Der Herr Verfasser wohnt zu Dalles im Staate Oregon.

geschossene Geld abverdienen und stehen ganz und gar in der Gewalt ihrer reichen Landsleute. Daß ein Chinese sich weigerte, in Amerika seinen in China eingegangenen Contract zu halten, kommt nie vor, obgleich eine solche in China stattgehabte Verpflichtung in Amerika gesetzlich nicht erzwungen werden kann. Die Chinesen haben aber Gesetze unter sich, denen sie auf eine uns unbekannte Weise Geltung zu verschaffen wissen. Die reichen Chinesen miethen ihre Untergebenen schaarenweise an Minengesellschaften, als Eisenbahnarbeiter ꝛc. aus und versorgen sie mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken zu solchen Preisen, daß es diesen fast unmöglich ist, je außer Schulden zu kommen. Minengesellschaften können sich jederzeit eine beliebige Anzahl solcher Chinesenarbeiter von Portland oder San Francisco verschreiben.

Daß die in den Minenländern ansässigen Chinesen nicht allemal vom Gesetze gegen scandalöse Uebergriffe seitens schlechter Subjecte unter den Weißen in Schutz genommen werden, ist gewiß nur zu beklagen. In Californien läßt man z. B. die Chinesen nicht als Zeugen vor Gericht zu, in Folge dessen es schon vorgekommen, daß so ein niederträchtiger Weißer einen Chinesen auf offener Landstraße beraubte und vor Gericht freigesprochen wurde, weil kein Weißer den Casus bezeugen konnte, obwohl ein halbes Dutzend Chinesen den Raubanfall gesehen hatten und auch alle Indicien für die Schuld des weißen Galgencandidaten sprachen. In Idaho läßt man den Chinesen jetzt mehr Schutz angedeihen als ehedem. Im vergangenen Sommer wurde z. B. ein Weißer, der einen schlafenden Chinesen ohne jeglichen Grund gleichsam zum Spaß am Wachtfeuer todtschoß, vor Gericht des Mordes im ersten Grade überwiesen und gehenkt. Wenngleich die zahlreichen schlechten Subjecte unter den Weißen in Idaho diesen Hängeproceß einstimmig und laut mißbilligten und schwuren, es sei eine Schande, einen Weißen wegen eines lumpigen Chinesen aufzuknüpfen, so waren doch alle guten Bürger des Landes über diese summarische Handhabung des Gesetzes hoch erfreut.

Wer der Ansicht ist, daß die Chinesen einen nationalen Bestandtheil der Bevölkerung dieser Länder bilden oder je bilden werden, irrt sich sehr. Keine Chinese sieht Amerika als seine zweite Heimath an und Keiner von ihnen denkt im Entferntesten daran, freiwillig hier sein Leben zu beschließen. Die Chinesen haben ihre eigenen Gesetze unter sich beibehalten und bilden gleichsam einen Staat im Staate. Es ist unmöglich, eine Einsicht in ihre absonderliche Rechtspflege zu gewinnen; schon die gänzliche Unkenntniß mit ihrer Sprache macht jeglichen Versuch dazu und den zu einer gesetzlichen Controle nutzlos.

In Kleidung, Sprache, Religion und Sitten bleiben die Chinesen, mit sehr geringen Ausnahmen, ganz und gar denen ihrer Ahnen treu; von der englischen Sprache lernen sie nur die allernothwendigsten Brocken und sprechen ein entsetzliches Kauderwälsch. Selbst die von ihren reichen Landsleuten unabhängig Gestellten, z. B. die Besitzer der einträglichen Waschgeschäfte, geben zum Besten des allgemeinen Wohls freiwillig keinen Cent aus; was sie an Staatsabgaben zahlen müssen, entlockt ihnen manchen himmlischen Fluch auf die Geldgier der „rothköpfigen Barbaren". Die Chinesen wollen mit einem Worte gar keine amerikanischen Bürger werden und denken nur daran, hier schnell ein paar Dollars zu ersparen, um damit baldmöglich nach ihrem geliebten China zurückkehren zu können, von wo andere Zopfträger in verstärkter Auflage bald ihre Stelle in Amerika wieder einnehmen werden. Die wenigen löblichen Ausnahmen findet man fast ausschließlich unter den chinesischen Großhändlern in San Francisco, welche sich allgemeiner Achtung erfreuen.

In allen kleineren Städten und Minenlagern dagegen an dieser Küste leben die Chinesen ganz für sich und pflegen mit den Weißen, von denen sie gehaßt werden wie die Pest, absolut gar keinen Umgang. Außer der Untugend einer Liebhaberei von Schmutz und Opium haben sie auch noch die des leidenschaftlichen Hazardspiels. In ihren Schmutzquartieren herrscht Abends, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerke beim Spiel versammelt sind, ein Lärm wie von Tausenden schnatternder Gänse. Daß sie aber fleißig und genügsam sind, muß ihr ingrimmigster Feind zugeben, und hierin können sie den Weißen an dieser Küste, welche mit jenen Tugenden eben nicht gesegnet sind, nur als lobenswerthes Beispiel dienen.

Da von den Frauen des Himmels meistens nur gefallene Engel nach den „Barbarenländern" auswandern, und in früheren Jahren fast so viele Chinesen wieder nach Hause gingen als herkamen, so vermehrten sich dieselben hier gottlob nicht so stark, um die Gefahr einer menschlichen Ueberschwemmung Amerikas von dem Vierhundert-Millionen-Reiche so beängstigend zu machen, als Manche sich dieselbe an dieser Küste vorstellten. Durch die neue Linie von mächtigen Seedampfern zwischen San Francisco und Hongkong, welche Schiffe, außer was zahlreiche Segelschiffe an menschlicher Fracht uns zuführen, mit jeder Fahrt bereits an 1000 Chinesen in Californien landen, von wo aus sie sich nach allen Richtungen hin durchs Land zerstreuen, ist die sogenannte Chinesen-Frage an dieser Küste in ein Stadium getreten, welches wohl das ernste Nachdenken amerikanischer Staatsmänner erheischt.

Wie es möglich ist, diese Chinesen-Ueberschwemmung innerhalb der Schranken des Erträglichen zu halten, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Da Amerika allen Völkern gastfrei seine Thore geöffnet, so ist es fast unmöglich, unsere himmlischen Brüder draußen vorstehen zu lassen, wenn sie sich einmal entschlossen haben, uns im Hause einen Besuch abzustatten. Jedenfalls ist es die Pflicht des civilisirten Amerika, daß es die mit seiner Erlaubniß hier einwandernden Chinesen auch in ihren Menschenrechten beschützt. Würden sich diese hier als amerikanische Bürger fühlen, so wäre die Hoffnung, daß das vorherrschende anglo-amerikanische Element die tatarischen Volksstämme nach und nach im großen Ganzen verschmölze, nicht so ungerechtfertigt; leider ist dazu bis jetzt aber gar keine Aussicht vorhanden, und der Verfasser kann nicht umhin, die Meinung zu äußern, daß sich Amerika mit dieser immer größere Verhältnisse annehmenden Chinesen-Einwanderung schwere Sorgen für die Zukunft aufgeladen hat. Ein Schritt ist jedoch von China aus geschehen, seinen Söhnen das Land der rothköpfigen Barbaren auch außer dem hier einzusammelnden Golde lieb und theuer zu machen; der Kaiser hat nämlich seinen Kindern gnädig erlaubt, sich hinfort in Amerika ungestört begraben zu lassen, wogegen es früher Gesetz war, daß man ihre Knochen wieder aus der Erde scharrte und als Schiffsladungen nach China zurücktransportirte, damit sie in geweihter Erde ruhen könnten.

Ihren Götzendienst haben die Chinesen, wie bekannt, nach Amerika mitgebracht, und heidnische Tempel sind in den Minenländern, von San Francisco bis nach Montana, keine Seltenheit mehr. Wenn es gleich auch die Ansicht des Verfassers ist, daß es im neunzehnten Jahrhundert Jedermann gestattet sein solle, „nach seiner Façon selig zu werden", so möchte er doch nicht behaupten, daß chinesischer Götzendienst eine besonders wünschenswerthe Acquisition für das freie Amerika sei.

In Idaho City besuchte ich mehrere Male eine Pagode, in der eine nette Auswahl der angesehensten Götzen Chinas sich häuslich niedergelassen haben. Josh, der Hauptgötze, ist

ein corpulenter, gemüthlich aussehender Bursche von etwa drittehalb Fuß Höhe. Er hat vier vergoldete Flügel und ein halbes Dutzend elegant gewichster Schnurrbärte. In der Pagode ist allerlei chinesischer Firlefanz und Krimskram ausgestellt; farbige Weihrauchkerzen brennen auf den Altären, bunte Papiertüten dienen als himmlische Fidibusse, Blätter, voll von seltsamem Geschreibsel, sind besonders zahlreich. Gelegentlich werden den himmlischen Herrschaften chinesische Delicatessen aufgetischt, wie Rattenpasteten, gefüllte Schweinsmagen und namentlich fette Hähne. Im Kaufen von letzteren, welche die Chinesen leidenschaftlich als Gericht hochschätzen, sind sie ausnahmsweise unverantwortlich extravagant. Es ist schon vorgekommen, daß ein Chinese vier Dollars in Gold für einen besonders fetten jungen Hahn zahlte, den er dem Josh opferte und nachher auf dessen Gesundheit selber verzehrte. Die Idaho-Hähne sind den Chinesen als Mördern ihrer Race mehr zu Dank verpflichtet als die Schweine. Einem Hahn wird einfach der Kopf abgerissen, wogegen beim Schweineschlachten ein halbes Dutzend Chinesen das Schwein niederwerfen und mit den Händen bei Ohren und Beinen am Boden festhalten, während der Schlächter dem entsetzlich schreienden Thiere mit einem drei Fuß langen stumpfen Messer vorsichtig den Bauch aufschneidet und es sich langsam zu Tode bluten läßt, was ungefähr drei Viertelstunden dauert.

Fremden wird großmüthig der Zutritt in chinesischen Tempeln gestattet. Der chinesische Doctor, welcher in Idaho Cantorstelle in der Pagode versah, die ich mit einem Besuche beehrte, schien sich durchaus nicht beleidigt zu fühlen, als ich mit mehreren Freunden, eine brennende Cigarre im Munde und den Hut auf dem Kopfe, vor den Hochaltar ging und die himmlischen Herrschaften genauer inspicirte. Die dickleibigen Götzen mit den sauber gewichsten Schnurrbärten und vergoldeten Flügeln sahen uns aus den schiefgeschlitzten Augen äußerst pfiffig an, als wollten sie sagen:

„Ihr einfältigen Barbaren, die Ihr uns dummerweise in Euer Land gelassen und uns erlaubt, das Gold von hier nach dem blumigen Reiche der Mitte zu schaffen, — Ihr wäret uns herzlich gern wieder los; aber wir müssen Euch vorläufig noch ein wenig civilisiren und sind einmal hier, und hier bleiben wir, und damit Basta!"

Ein Lynchgericht in Australien.

Von **Richard Oberländer** in Dresden *).

I.

Mißmuthig und Trübsal spinnend saß ich vor meinem Zelte am niedergebrannten Feuer und verwünschte im reinsten Ochsentreiber-Englisch Australien, die Goldfelder, Dunolly (meinen damaligen Aufenthalt), meinen Mangel an Glück, — kurz Alles, was mir in den Sinn kam. Seit längerer Zeit hatte das Unglück uns verfolgt, und trotz allen Suchens, Grabens und Waschens hatte sich kein Gold für unsere Taschen gefunden. Die Baarbestände aus alter guter Zeit waren längst aufgezehrt; der Store-keeper (Kaufmann, Krämer) wollte uns nichts mehr borgen, statt des Fleisches hatten wir schon längst zu Schafsköpfen (angeblich für die Hunde, welche wir nicht besaßen) unsere Zuflucht genommen; täglich war ich genöthigt, meinen Leibriemen enger zu schnallen; in meinen Kleidern, wenn man sie noch so nennen konnte, hätte ich mich in Europa nicht sehen lassen dürfen, meine Schuhe waren im erbärmlichsten Zustande, ja selbst der Trost der Pfeife war uns versagt, denn was wir statt des Tabacks rauchten, will ich lieber verschweigen.

Man wird hieraus ersehen, daß es mir sehr schlecht erging, und daß ich wohl Ursache hatte, mit einigen nicht salonfähigen Redensarten meinem Unmuthe Luft zu machen. Mein Kamerad Bill, der zwar auf Regierungskosten wegen Wilddiebstahls vor länger als achtzehn Jahren nach Vandiemensland transportirt worden war, hing mit der größten Liebe an mir, und schon seit zwei Jahren kannte ich ihn als einen treuherzigen, braven Burschen.

Er hatte es eben nicht für ein so strafbares Verbrechen halten können, einmal für sich und seine hungernden Kinder aus Gottes freiem Walde einen Sonntagsbraten zu holen, denn: „Hunger thut weh." Dies empfand ich gerade jetzt recht lebhaft und war deshalb doppelt geneigt, mich nur aller der guten Eigenschaften zu erinnern, die meinen alten Freund Bill schmückten.

Unser Zeltchen stand allein in einem rings von dicht bewaldeten Bergen umgebenen Seitenthale von Dunolly. Seit mehreren Stunden war mein Kamerad nach dem belebtern Theile der Goldfelder gegangen, um „etwas für den Topf" zu holen; denn außer etwa einem Pannikin (Zinnbecher) sehr schlechten Thees und einem Stück sehr harten, unverdaulichen Dampers (in der Asche gebackenes Brot) hatten wir seit einiger Zeit nichts gehabt.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Mit welchen wehmüthigen Gefühlen erinnerte ich mich daran, wie er sonst verbracht zu werden pflegte. Natürlich mußte man eine Stunde länger schlafen; nach eingenommenem Frühstück kam der Zeitungsmann hoch zu Roß und brachte den „Argus", in welchem für eine halbe Krone (25 Groschen) die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu lesen waren: „Wie Sebastopol endlich gefallen sei und am Stamme des englischen Königshauses schon wieder ein neuer Zweig ansetzte" und dergleichen mehr.

Dann wurde große Wäsche gehalten, und wenn das erste Stück zum Trocknen aufgehängt war, der unvermeidliche Pud-

*) Unser geehrter Freund war Obergymnasiast, als die Dresdener Unruhen 1849 ausbrachen. Die Verhältnisse machten es seiner Familie wünschenswerth, den jungen Mann für einige Zeit nach dem fünften Erdtheile zu schicken, wo er vor einem politischen Processe sicher war. Australien hat er während eines fast elfjährigen Aufenthaltes gründlich kennen gelernt, und nichts ist ergötzlicher, als wenn er erzählt, was er Alles dort gewesen: Goldgräber, Wachtmeister bei der schwarzen Polizei, mit welcher er den Buschkleppern nachspürte, Schafhirt, Karrenschieber, Lehrer, Farmer, Handlungsdiener ꝛc. ꝛc. Seit etwa sechs Jahren ist er zurück und ein tüchtiger und würdiger Geschäftsmann, dann auch eifriges Mitglied des Vereins für Erdkunde in Dresden; in einer Sitzung desselben schilderte er das australische Lynchgericht. Wir wollen bemerken, daß gerade auf der Farm, welche Herr Oberländer in Victoria einige Jahre lang besaß, im Februar 1868 ein reiches Goldlager entdeckt worden ist! A.

ding nach allen Regeln der Kochkunst gemischt und ans Feuer gesetzt. Auch an den „Bummelbraten“ wurde gedacht, der die Mittagstafel zieren sollte.

Bill ließ es sich nicht nehmen, des Sonntags einen Extragrog zu brauen, um, wie er sich ausdrückte, „die Spinnweben vom Magen zu entfernen“. Er wußte heute sehr schöne Geschichten zu erzählen, schlief aber stets kurz vor der Pointe dabei ein. Wenn aber der Kaffee getrunken war, den wir Sonntags ausnahmsweise, statt des sonst gewöhnlichen Thees, zu uns nahmen, wurde auf die Känguruh- oder Wombatjagd gegangen oder ein Nachbar besucht. Eine Zeit lang ritt ich sogar zu einem vier Stunden entfernt wohnenden Squatter und machte seiner muntern, schwarzäugigen Tochter Lizzy den Hof. Das war namentlich eine gute Zeit, denn meine sorgsame Flamme packte mir beim rührenden Abschiede immer mehr Mundvorrath für die Woche ein als uns zu verzehren gut war, so daß mein Kamerad auch seinen Vortheil von meiner Liebschaft hatte.

Ja, sonst waren die Sonntage anders gewesen! Der morgende brachte wieder die traurige Aussicht auf Thee und Damper und Damper und Thee und wie es dann, und dann, und die folgenden Tage werden sollte, daran zu denken, machte mir Kopfschmerzen. Horch! „Coo — eh!“ war das nicht Bill's Ruf? Als ich ein zweites und drittes Mal dieses allen Colonisten geläufige Signal der Eingeborenen vom Berge vernommen, eilte ich meinem alten Kameraden entgegen, dem etwas Besonderes zugestoßen sein mußte. Auf halber Höhe, etwa eine Viertelstunde Wegs vom Zelte entfernt, saß er auf einem umgestürzten Gummibaume, einer Rumflasche weidlich zusprechend. „Hilloh, Dick, alter Junge, kommst Du endlich? — Machst ja ein Gesicht, als wenn Du hättest Wasser trinken müssen! Da, nimm einen tüchtigen Zug aus der Schwarzen, damit die Frösche sterben, das wird Dir gut thun; schneide Dir eine Pfeife voll guten Cavendish, dann setze Dich zu mir und halte die Ohren steif, denn ich bringe gute Nachrichten. Hier ist grub (Lebensmittel = Futter) für eine Woche,“ fuhr er fort, auf einen großen Sack an seiner Seite deutend, „und in den Taschen habe ich mehr Goldfüchse, als wir seit langer Zeit gesehen!“

„Aber sage mir nur, Bill,“ erwiderte ich ganz erstaunt, „wo hast Du nur das Alles und namentlich das viele Geld her? Du hast doch nicht etwa gar — —?“ — „Du bist mir ein schöner Freund und Kamerad, kennst den alten Bill so lange schon und meinst, er könne den Buschranger machen. Pfui, Dick, wenn ich Dich nicht so lieb hätte, liefe ich Dir, bloß dieses Verdachtes wegen, auf und davon und behielte alles Geld für mich! Aber, nichts für ungut, alter Junge. Komm, trinke noch einmal. Doch Du sollst Alles wissen. Nachdem ich Dich verlassen und über unser Malheur nachdenkend mit gesenktem Kopfe nach Dunolly ging, sah ich in der dead horse gully (dem todten Pferdethale), gerade an dem Flecke, wo der rothköpfige Irländer, der den reichen claim (Goldgrube) am white hill (weißer Berg) hatte, seine cradle (Wiege — Apparat zum Goldwaschen) stehen gehabt, etwas schimmern und glitzern, ich bückte mich, um den speck (das kleinste Stückchen Gold) aufzuheben, und denke Dir meine Freude, als ich ein großes nugget (Nüßchen — Stück Gold) fand. Ich hätte nun allerdings gleich umkehren mögen, um Dir die freudige Nachricht mitzutheilen, hielt es aber für besser, Dir eine Ueberraschung zu bereiten, es zu verkaufen und mit Lebensmitteln und einer kleinen Stärkung für den schwachen Magen zurückzukehren. Im store (Kaufmannsladen) habe ich es verkauft, und denke Dir nur, das Stück wog über 29 Unzen, so daß ich, trotzdem daß das Gold sehr niedrig steht, 114 baare blanke Sovereigns (Sovereign — 1 Pfund Sterling) dafür bekommen habe. Ich habe nun tüchtig eingekauft und ging dann zu meinem Freunde Sam, Du weißt schon weshalb.

Hier sah ich sehr bald, daß etwas Ungewöhnliches im Winde sein müsse. Verschiedene meiner alten Freunde, Jack, Bob und Yankee-Jim, waren da und flüsterten sehr angelegentlich mit einander. Obschon es mir fast das Herz abdrückte, that ich gar nicht, als ob ich etwas merkte, setzte mich still in eine Ecke, ließ mir einen cobbler gin (Glas Genever) geben und steckte meine Pfeife an. Endlich sprang Bob auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schwur, daß es eine Sünde sei, einen alten chum (Kamerad) in der Noth zu lassen! Von ihm erfuhr ich, daß der Spitzbube Parker, welcher den black ball store (Waarenladen „zur schwarzen Kugel“) auf dem Bakery-hill (Bäckerei-Berg) hat, von seinem Bruder gestern einen Brief empfangen, worin er aufgefordert wird, sofort zusammenzupacken und mit zwei Ochsenladungen Gütern wenigstens an einen näher bezeichneten Ort zu kommen; Lebensmittel seien dort fast gar nicht zu haben und würden horrend bezahlt; so koste z. B. 1 Pfund Mehl 15 Schillinge (circa 5 Thaler, 1 Schilling = 10 Sgr.), 1 Pfund Fleisch 10 Schillinge, 1 Flasche Rum 40 Schillinge, und ähnliche Preise mehr.

Das Gold würde aber auch in fast unglaublicher Menge, namentlich in großen Stücken, gefunden. Nuggets von der Größe einer Mannesfaust bis zu der eines Kinderkopfes seien nichts Ungewöhnliches. Noch wären die Diggings, welche in der Gegend von Mount Hope (Hoffnungsberg) am Murray liegen sollen, sehr wenig besucht. Parker habe es auch nur ihm ganz heimlich mitgetheilt und dabei gesagt, daß er morgen ganz früh nach jenem Platze aufbrechen wolle, er möge aber ja davon schweigen, sonst liefen Alle mit und sie wollten doch natürlich erst das Fett abschöpfen. Morgen früh halb sechs Uhr vor Sonnenaufgang, fuhr mein Kamerad weiter fort, geht Parker mit seinem Store in Begleitung von einigen seiner Freunde heimlich fort. Was meinst Du, Dick, wenn wir ihnen nachschlichen und erst beim nächsten Lagerplatz wie ganz zufällig auf sie stoßen und uns ihnen anschließen?“

„Du bist und bleibst doch ein alter guter und leichtgläubiger Mensch,“ erwiderte ich ihm, „Deine ganze Geschichte klingt mir ziemlich unwahrscheinlich. Wenn dem wirklich so wäre, daß ein so reiches Goldfeld aufgefunden, woselbst Stücken wie die Kinderköpfe groß umherliegen, und Parker soll dahin kommen, um einen Store zu eröffnen, so muß ihm natürlich daran liegen, recht viele Kunden mitzuziehen, damit seine Waaren Absatz finden. Welches Interesse würde er daran haben, damit heimlich zu thun? Nein, nein, es ist die gewöhnliche Geschichte, wie in allen dergleichen Fällen. Der schlaue Fuchs weiß sehr gut, daß es nur des kleinsten Winkes bedarf, um ganz Dunolly rebellisch zu machen, und um der Sache ja recht weite Verbreitung zu geben, konnte er keinen bessern Mann finden als Bob. Trotzdem, daß er es angeblich Dir allein unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, wird er es einer Anzahl anderer Freunde gleichfalls gesagt haben und morgen früh wird Alles dem alten Parker nachziehen, der damit seinen Zweck erreicht hat, ohne sich bloßzustellen. —

Als ich vor drei Jahren die Gegend um den Murray herum nach den Buschrangern, welche die Escorte angefallen hatten, mit meiner schwarzen Polizei durchstreifte, habe ich leider Mount Hope kennen gelernt. Die ganze Gegend ist eine große Wüste ohne Baum, ohne Strauch, ohne Gras und ohne Wasser, nichts als nackte Granitfelsen und tiefer Sand. Mir sind dort zwei Pferde wegen Mangels an Wasser und Futter gestürzt und ich selbst will noch lange daran denken. Wo da das Gold herkommen soll, kann ich

nicht begreifen, aber noch weniger, wie es gewaschen werden kann."

„Du siehst immer so schwarz und hast dem alten Parker niemals etwas zugetraut," erwiderte Bill ganz entrüstet, „der Kerl würde es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre. Trotzdem daß Du die Gegend kennen willst, kann es ja eine versteckte Gully geben, wo Wasser genug ist, um den Stoff zu waschen. Es soll überhaupt meistentheils bloß nach Nuggets dort gesucht werden. Ich dächte, wir gingen hin und versuchten unser Glück; schlechter wie hier kann es nirgends gehen." —

Ich versuchte noch einiges Einreden: da aber mein Kamerad es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, fortzugehen, ich aber auch in der That selbst nicht wußte, was ich ferner beginnen sollte, so gab ich endlich zur großen Freude des alten Burschen nach. Wir trugen nun den Sack, der schwer mit Lebensmitteln gefüllt war, in unser Zelt, zündeten uns ein riesiges Feuer an, bereiteten uns den lang entbehrten Genuß einer ordentlichen Mahlzeit, wozu natürlich ein tüchtiges Stück Fleisch gehörte, rauchten vergnügt unsern Taback und mein Kamerad sprach der Flasche nach Kräften zu. Als aber am andern Morgen vor Tagesgrauen die magpie (die australische Elster) ihr Lied pfiff und der Morgenstern den Beginn des Tages ankündigte, hatten wir unser Zelt abgebrochen, und mit unseren wollenen Decken, Kochgeschirr und Arbeitsgeräth bepackt zogen wir über den Berg und in die Nähe von Parker's Store. Wir kamen gerade zur rechten Zeit, denn schon war eine Ochsenladung Güter fort und eben schickte sich der Besitzer an, sich in Begleitung der zweiten auf den Weg zu machen. Zwei oder drei andere Goldgräber kamen auch zum Vorschein, und freueten sich, in unserer Begleitung nach den neuen Goldfeldern zu gehen, von denen sie sich goldene Berge versprachen. Unser Führer, hinter dessen Wagen wir jetzt schritten, that anfangs, als ob er ungehalten sei, daß wir uns zu ihm gefunden hätten, beruhigte sich endlich aber wieder und sprach die Hoffnung aus, daß nicht noch mehr davon erfahren haben möchten, und uns folgten.

Aber wie ich es vorausgesehen hatte, so geschah es. Wir waren kaum eine Viertelstunde gewandert, als sich eine beträchtliche Anzahl zu uns gesellte, und als wir auf einem freien Platze gegen acht Uhr Halt machten, um unser Frühstück zu bereiten, zählten wir bereits einige Hundert, die sich uns offenbar anschließen wollten.

Parker, dem man ansehen konnte, daß er innerlich darüber schmunzelte, spielte meisterhaft den Unschuldigen und versuchte mir begreiflich zu machen, wie unangenehm es ihm sei, daß der Inhalt des von seinem Bruder empfangenen Briefes und sein Fortzug so bekannt geworden. Er nahm mich heimlich auf die Seite und zeigte mir diesen Brief selbst, in welchem allerdings mit starken Farben des reichen Fundes gedacht war, den sein Bruder an jenem Orte gethan haben wollte; namentlich aber war hervorgehoben, daß Lebensmittel sehr theuer und fast gar nicht zu erlangen seien, deshalb solle er eine tüchtige Ladung mitbringen. Nach dem Frühstücke wurden die Ochsen wieder angeschirrt und wir machten uns auf den Weg, geführt von Parker, der ihn natürlich allein angeben konnte. Kein Wort wurde darüber verloren, wo es hinging. Es war klar, daß Alle von dem Briefe Kenntniß hatten und mit der die Goldgräber charakterisirenden Blindheit dahin zogen, wo Andere ihr Glück zu machen gedachten. Wenn man dem Goldgräber nur von recht fabelhaften Funden erzählt, so kann man darauf rechnen, daß er sein gutes Auskommen und Alles verläßt, um das vorgespiegelte Bessere zu erlangen. Trotzdem daß er schon oft bitter enttäuscht worden ist, geht er immer und immer wieder in die Falle. Und so war es auch hier mit uns und den Anderen, die Parker folgten und deren Zahl sich stündlich mehrte. Es giebt wohl keinen Stand, welcher ein so trauriges Leben führt, wie die Goldgräber, keinen, der mit so vielen Entbehrungen zu kämpfen hat, keinen, der so viel und schwere Arbeit hat, und keinen, der so betrogen wird.

Aber der Goldgräber ist in steter Aufregung; wenngleich er sich täglich, Wochen und Monate lang plagt und er des Oeftern erfahren hat, daß er bei jeder andern Beschäftigung schließlich mehr verdienen würde, so läßt er sich doch nicht leicht davon abbringen, sondern hofft und hofft, daß auch ihm einmal das Glück lächeln und er mit einem Schlage ein reicher Mann werde. Solche Fälle sind nun zwar vorgekommen, aber die große Menge der Goldgräber verdient kaum das tägliche Brot, und nicht jeder Goldsucher ist auch ein Goldfinder. Eben so selten, wie es sich bei uns ereignet, daß Jemand einen nennenswerthen Gewinn oder wohl gar das große Loos in der Lotterie gewinnt, eben so selten verdient der Goldgräber mehr, als er bei den sehr theuern Lebensmitteln zu seinem Unterhalte gebraucht.

Die Fleischer, Kaufleute &c. machen bei weitem die besten Geschäfte und sie sind die eigentlichen Goldsinder; sie beschwindeln die Leute auf die unverantwortlichste Art. Unter 200 bis 300 Procent machen sie schon gar keine Geschäfte und suchen sich dabei mit den schlechten Wegen, mangelhaften Transportmitteln &c. zu entschuldigen.

Es giebt wohl auf den Goldfeldern einige Wenige, die vom Glücke begünstigt sind, und diese spornen die Anderen zu regem Fleiße an, so daß in fabelhaft kurzer Zeit der ganze Boden im Umkreise durchwühlt wird. Denn plötzlich tauchen wohl vage Gerüchte auf, daß an dem oder jenem Platze ein reicher Fund gethan worden sei. Da verändert sich das Bild mit einem Schlage, die Zelte werden abgebrochen, die Bündel werden geschnürt und in wenigen Tagen ist der Ort, an welchem erst so reges Leben herrschte, eine traurige Einöde, bis die fleißigen Chinesen einziehen, die gewöhnlich noch eine reiche Nachlese halten. Der Goldgräber ist ein echter Nomade. Die leichten Zelte werden abgebrochen und auf dem Rücken nach einem andern Platze hingetragen. Das Wenige, was er zu seinem Lebensunterhalte braucht, findet er schließlich überall, wenn er auch je nach der Entfernung von bewohnten Plätzen mehr dafür bezahlen muß; und vielleicht wird er doch noch einmal einer der Auserwählten, die in wenigen Stunden sich Tausende von Pfunden Sterling ergraben. Kamen doch einst, als Australiens Goldfelder in Blüthe waren, drei junge Kaufleute mit dem Dampfer „Great Britain" in Melbourne an, denen man es auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie die schwere Arbeit, die Strapazen und Entbehrungen auf den Goldfeldern nicht würden ertragen können. Ein gewissenloser Mensch erlaubte sich mit den armen Burschen den Spaß, sie nach Ballarat, einem Orte, welcher zu jener Zeit fast ganz verlassen war und fast keine Ausbeute mehr lieferte, zu schicken. Nachdem sie dort angekommen, untersuchten sie gleich am ersten Tage eine Grube, die Andere verlassen hatten, weil nichts darin zu finden gewesen war. Zwei Schläge der Picke brachten die Ellenritter auf das reichste Goldlager, was je in Australien gefunden worden war, und in weniger als vierzehn Tagen kehrten die armen bespöttelten Abenteurer als steinreiche Leute mit dem „Great Britain" nach England zurück. Der Platz, an dem sie den reichen Fund gethan, wird noch heute vorzugsweise der Juwelierladen genannt und hat das großartigste Ergebniß in der Geschichte des Goldgrabens geliefert, was je dagewesen. Dies ist aber, um das Sprüchwort der Engländer zu gebrauchen, „wie die Besuche der Engel, selten und weit aus einander." — Einen solchen plötzlichen Auf-

bruch von einem Goldfelde nach dem andern nennt man einen „Rush“, und auf einem solchen waren wir begriffen.

Der Einwanderer, welcher im Januar oder Februar ankommt, sieht erschrocken auf das Land seiner Wahl, indem er nichts weiter um sich her erblickt, als die Bemühungen der Pflanzenwelt, sich unter der brennenden Sonnengluth ein kümmerliches Dasein zu fristen. Das Gras ist überall zu Heu vertrocknet, und die blassen, herabhängenden Blätter der Gummibäume tragen ebenfalls dazu bei, der ganzen Scenerie einen traurigen Eindruck zu verschaffen. Aber wenige Tage Regen und mildes Wetter genügen selbst in den heißesten Monaten, für eine Zeit lang das verlorene Grün wieder hervorzuzaubern, und mit den Regenschauern des Herbstes ist es bald ganz wieder hergestellt. Der Monat October, der in Australien die Mitte des Frühlings bildet, repräsentirt das Land im günstigsten Lichte, dann ist die Pflanzenwelt kräftig und üppig. Tausende von Blumen bedecken weithin das Land, die blühenden Acacien verbreiten einen herrlichen Wohlgeruch, und in den Zweigen der Bäume sitzen muntere, buntfarbige Papageien. In den Herbst- und Wintermonaten ist hier die Natur in voller, schaffender Thätigkeit, während im glühenden, trocknen Sommer, wenn kein warmer Regen, kein Tröpfchen Thau die welken Pflanzen erquickt, die Zeit der Ruhe für sie gekommen scheint.

Das nächtliche Leben zur Zeit des Ramadan in Aegypten.

(17. Januar bis 15. Februar 1866.)

Von **Gustav Kachel.**

Unter den Mondmonaten des mohammedanischen Jahres befindet sich einer, welchem vor anderen die Bezeichnung des „gesegneten“ zu Theil wird: er ist der geheiligte Fastenmonat, der Ramadan.

Sobald nach Verlauf des vorhergehenden Monats der äußerste Rand der fahlen Neumondsichel am Firmament erscheint, verkündet der feierliche Ruf der Muezzins von den Höhen der Minarets den Söhnen des Islam den Beginn des Fastenmonats, welcher die bisher eingehaltene Haus- und Lebensordnung in eine völlig umgekehrte verwandelt. Denn das Gesetz Mohammed's erheischt von nun an während dreißig Tagen von Aufgang bis Niedergang der Sonne Kasteiung. Jeder Speise und jeden Getränkes, ja selbst des Tabacks muß der Gläubige sich enthalten; die gottesdienstlichen Handlungen unterbleiben, die Moscheen sind geschlossen, der geschäftliche Verkehr, ja selbst fast alles häusliche Leben stockt. Erst wenn das Tagesgestirn sich gesenkt hat, rufen die Sänger zum Gebet, und dann beginnt das nächtliche, eigenthümlich geheimnißvolle Leben des Ramadan. —

Es war am Nachmittage des 17. Januars im Jahre 1866, als während unseres Aufenthaltes in der „hochgeehrten Stadt der Chalifen“ ein Kanonenschuß von den Wällen der die Stadt überragenden Citadelle den Bewohnern Kairos den Beginn der Fasten kundthat. Bald erschollen auch von den Hunderten der Minarets, welche einer Menge von schlanken Masten gleich über Kairo sich erheben, die ernsten, klagenden Gebetsrufe. Alsbald ordnete sich das Volk bei der Esbekieh, dem Polizeipalaste, mit Priestern, Militärbegleitung und Musik zur Procession und begrüßte, indem es unter Freudenklängen die Muski entlang zog, den gesegneten Ramadan.

Jetzt schlossen sich die meisten Läden der zahlreichen Bazare; nur hier und da folgte ein schlauer Speculant, wohl mehr auf goldschwere Fremdlinge als auf gläubige Moslems rechnend, nicht der Vorschrift des Gesetzes und ließ seine Bude offen. Das unermüdliche Klopfen und Hämmern der Kupferschmiede am Ende der Muski verstummte; die Schuster legten die Ahle und die spitzschnäbeligen rothen Saffianpantoffeln bei Seite, die Töpfer hörten auf ihre Scheibe zu drehen, die Teppichhändler schlossen ihre Chans. Der Seidenverkäufer legt seine kostbaren Stoffe sorgfältig in Schichten über einander, ehe er schließt. Der Waffenhändler aus Damaskus, der noch eben allseitig seine Schätze angepriesen, läßt Jatagans und Dolche jetzt im faltigen Gewande verschwinden. Ja selbst der behende Kaffeewirth läßt die gleich dem heiligen Feuer der Vesta sonst nie erlöschende Gluth unter seinen Kannen zu Asche werden, und dem Moslem mit dem sorgfältig gewundenen weißen Turban und dem langen blauschwarzen Kaftan, welcher sich eben noch mit einer Tasse des schwarzen Getränkes die richtige Stimmung zum Feste verleihen wollte, bleibt nichts übrig, als dieses sogleich mit Fasten zu beginnen. Sogar der würzige Rauch der Tschibuke steigt nicht mehr empor und das Kollern des Nargileh schweigt. Der Barbier schüttet sein Seifenwasser aus, denn nimmermehr wird es ihm einfallen, jetzt noch das Haupt eines Gläubigen zu scheeren.

So unterbleibt fast alles öffentliche und häusliche Leben am Tage. Die sonst so belebten Kaffeehäuser, welche in allen Straßen zu treffen sind, stehen leer, großentheils ist die bogenüberspannte Eingangsthür, auf welcher Malereien in grüner, rother und weißer Farbe prangen, fest verriegelt; kein Rauch steigt von den Dächern der Häuser empor, denn nirgends brennt mehr ein Herdfeuer. Von der Straße verschwinden die Orangenverkäuferinnen; die Bäcker „haben zu“, überhaupt kein Verkäufer von Lebensmitteln zeigt sich mehr und der Fettgeruch des am Spieße gebratenen Hammelfleisches und des Pillau duftet nicht mehr in weite Entfernung. Die Wasserträger schleichen matt und ohne nach ihrer Gewohnheit mit ihren Blechschalen zu klappern durch die Straßen. Ohne Pfeife sieht man hier und da einen Gläubigen vor dem Hause sitzen, sehnsüchtig den Abend erwartend; andere gehen vorüber mit ernsten Gesichtern und stummem Gruße; denn ihnen fehlt heute Ruhe und „Kief“. Die Lastträger keuchen schlaff ihres Weges dahin, die sonst so munteren Eseljungen sind heute ebenfalls düster und verschlafen, und selbst ihren Thieren sieht man die Fastenzeit an. Alles ist wie gelähmt. Die meisten Moslems verlassen jetzt nicht die kühleren Räume ihrer Behausung. Auf den Divan hingestreckt, suchen sie im Schlafe den Kief, welchem sie heute nicht bei Tschibuk und Kaffee fröhnen können.

Wie schon erwähnt, sind auch die regelmäßigen Religionsübungen auf die Nacht verschoben, sogar die Derwische unterlassen ihren Kreiseltanz. Die meisten seit Beginn des Ramadan geschlossenen Buden bleiben auch während der ganzen

Dauer desselben consequent geschlossen, und natürlich ist deshalb auch die Bevölkerung der Bazare eine weit spärlichere, und es bringt einen eigenen Gegensatz hervor, jetzt einige Stille dort zu finden, wo man bisher nur tosendes Gewühl gewohnt war. Auch die dichtverschleierten Schönen der Harems, welche man sonst begleitet von ihren schwarzen Sklavinnen handelnd im Bazar antraf, fehlen nunmehr gänzlich.

Endlich neigt sich die glühende Sonne dem Untergang. Die bisher verschlossenen Läden der Häuser und die Buden öffnen sich. Aus dem Thorwege tritt der Moslem und er ist schon mit dem Füllen des Tschibuk beschäftigt. Auf den Tags über erstorbenen Zügen taucht wieder einiges Leben auf und erwartend blitzen die Augen.

Da endlich erdröhnt von der Citadelle der langersehnte Kanonenschuß, welcher dem Islamiten den Untergang der Sonne und somit das Ende des Tages bezeichnet; ihm folgen die Klänge der Sänger von den Minarets der Moscheen. Mit den Worten: „Gott ist groß, gesegnet sei die Nacht des Ramadan!" beginnt der Muselmann in langen Zügen neuen Lebensodem einzusaugen. Aus dem Hause bringt der schwarze Diener die Labe des Kaffee, welche der Herr mit Würde genießt.

Jetzt beginnt es lebendig zu werden auf den Straßen, Handelsgeschäfte werden noch abgemacht, die Verkäufer rufen unaufhörlich ihre Waaren aus. Alles raucht und trinkt geschäftig Kaffee, um die Lebensgeister wachzurufen. Der Kaffeewirth vermag kaum über das stets sich mehrende Bedürfniß nach dem Labetranke und Nargilehs Herr zu werden. Jetzt werden die Araber auch wieder gesprächig und man sieht sie in zahlreichen Gruppen beisammenstehen. Von allen Dächern wirbeln Rauchsäulen empor, denn überall wird nach Sonnenuntergang aus allen Kräften gekocht, gebraten und gesotten. Die einbrechende Dunkelheit, welche sonst das Ende des Tagesgeräusches herbeiführt, übt nunmehr keine Gewalt; denn überall zeigen sich Lichter. Die Buden, in welchen herrliche Früchte, Orangen und Feigen, Datteln und syrisches Obst zur Schau liegen, die Läden der Bäcker, die zahlreichen Garküchen, die vielgesuchten Specerei- und Tabacksläden, — alle sind sie mit dem landesüblichen Fanus erleuchtet, welcher von der Decke herabhängt. Die Moscheen sind mit Kronleuchtern und tiefhängenden Lampenkreisen ganz magisch erhellt, und durch die offenen mit weitem Holzgitter versehenen Fenster dringt der gespenstige Lichtschimmer und das andächtige Gebetsmurmeln der Gläubigen weit heraus auf die Straßen.

Auf den Europäer macht dieser nächtliche Gottesdienst, bei welchem die Araber theils stehen und mit erhobenen Armen beten, theils auf den Knien liegen oder vorn sich überbeugend mit der Stirn den Boden berühren, stets unter lautem Gebet, einen mystischen, ergreifenden Eindruck.

Schon weithin sind die geheiligten Stätten der Moscheen kenntlich durch die Lampenkränze, welche, an den Gallerien der hohen Minarets aufgehangen, leuchtenden Sternen gleich durch die Nacht ihr Geflimmer senden. Auch der Halbmond auf der Spitze jeglichen Minarets zeichnet sich hell am Nachthimmel ab und verkündet die Herrschaft des Islam. In buntem Lichtschimmer glänzen die Wände der Esbekieh, die zur Erleuchtung mit eigenen Gerüsten überzogen sind; hier wechseln Halbmonde und Sterne. In einem geräumigen Gemache, dessen weites Portal nach einer ziemlich engen Straße geöffnet ist, sieht man beim Scheine zahlreicher Lampen die arabische Priesterschaft, eine Art Kirchenrath, versammelt. Emsig und ohne sich von den Neugierigen unter der Thür stören zu lassen, betreiben sie ihr Koranlesen. Sänger und Koranleser führen sie an. Die Wände sind mit bunten Teppichen behängt.

Mit Papierlampen ausgerüstet ziehen die Bewohner der Stadt durch die Straßen und erschrecken die Schaaren der herrenlosen Hunde, welche gewohnt sind, daß ihnen allein die Nacht gehöre. Heller Schein dringt aus den jetzt weitgeöffneten Kaffeehäusern. Alle Divans sind besetzt mit kauernden Gestalten, ja selbst vor die Thür hat man palmgeflochtene Anharebs herausgetragen, damit die Menge der Gäste hinreichend Platz finde. Geschäftig rennt der Kaffeetschi auf und nieder; hier reicht er einem die gefüllte Tasse, dort nimmt er eine leere ab, diesem legt er mit langer Zange Kohlen auf den Tschibuk; jetzt muß er einen Tschibuk frisch füllen oder mit dem persischen Tombaki, der bisher in ein feuchtes Tuch geschlagen war, ein Nargileh oder ein Gohs, die Kokoswasserpfeife, herrichten. Dann eilt er wieder zu seinem Herde, stellt die Kannen tiefer in die Gluth und sieht nach, ob das Wasser kocht oder der Kaffee aufgesprudelt hat. Je eiliger und hastiger der Kaffeewirth seine Gäste bedient, um so ruhiger und unbeweglicher sitzen diese, eingehüllt in ihre bunten Gewänder und blasen die blauen Rauchwirbel empor.

Kein Wort ertönt von ihren Lippen, denn Alle lauschen sie dem arabischen Märchenerzähler, welcher im Hintergrunde des Raumes seinen erhöhten Sitz hat. Mit näselnder Stimme führt er der Gesellschaft die Gebilde der orientalischen Poesie zu Gehör. Je nach dem Inhalte der Erzählung wird seine Stimme hoch oder tief, jetzt ernst und gemessen, dann geheimnißvoll flüsternd, jetzt scheint er eine Persönlichkeit nachzuahmen oder einen vortrefflichen Witz gemacht zu haben, denn plötzlich verlieren die ernsten Zuhörer ihre bisher bewahrte Würde und brechen in ein nachhaltiges und lautes Gelächter aus. Dann singt der Erzähler irgend eine arabische Romanze von Lieb' und Liebesweh mit schmerzlich erregter Stimme und begleitet ausdrucksvolle Stellen mit einem Schlag auf die Darabuka. Durch Erzählung und Gesang lockte er immer noch mehr Gäste herbei; bis tief in das Morgengrauen herrscht Leben und Bewegung in dem Kaffeehause und erst spät schleichen die übernächtigen Gäste nach Hause, um in langem Schlafe, tief in den Tag hinein, neue Kraft zu sammeln für folgende Nächte.

Aus einem andern Kaffeehause dringen taktmäßig die Klänge des Tambourin und der Darabuka und das Klappern der Castagnetten; arabische Tänzerinnen, die sogenannten Gawasis, treiben daselbst ihr Wesen. Es sind schlanke, hochgewachsene Gestalten von schönen und vollen Körperformen, aber großentheils häßlich von Gesicht. Ihre Tracht besteht in einem auf der Brust geöffneten Jäckchen, welches gewöhnlich mit Schnurstickereien verziert ist; die Brust selbst ist nur von einem leichten Schleier bedeckt, der an den Hüften unter der Jacke wieder hervorquillt und unter welchem man die bräunliche Hautfarbe hervorblicken sieht. Sie tragen weitfaltige, bunte Beinkleider und an den nackten Füßen meist gelbe Pantoffeln, deren sie sich beim Tanzen entledigen. Ein leichtes Tuch ist um das blauschwarze Haar gewunden; oft sind daran Goldmünzen befestigt. Verschleiert sind die Tänzerinnen natürlich nicht. Auch um den Hals tragen sie Münzketten; an den Händen und oft auch an den Knöcheln der Füße Silberspangen. Ein blautättowirter Stern ziert die Stirn. Augenbrauen und Wimpern sind mit Kohle schwarz geschminkt. Ueber das Kinn ziehen sich senkrechte blaue Streifen. Auch an den Händen haben sie blaue Zeichen und die Fingernägel sind mit Henna roth gefärbt. So ist die ägyptische Schönheit vollendet und nur die Huris im Paradiese Mohammed's können sie übertreffen.

Der Tanz selber, welchen die Taktschläge der Darabuka, eine Cither oder eine schneidige Violine begleitet, besteht in schreitenden und drehenden Bewegungen. Der Hauptreiz aber liegt für die Moslems in den zitternden Muskelbewe-

gungen der nur leicht verschleierten Hüftengegend, in deren Ausführung die Tänzerinnen unglaubliche Fertigkeit und Geschwindigkeit besitzen. Dazu erheben sie die Arme, spielen mit den Castagnetten und lächeln verschmitzt und lüstern. In den Momenten der Erholung schmiegen sich die Gawasis kosend an irgend einen der Zuschauer, und machen pantomimisch ihre Liebeserklärung. Das Ganze trägt übrigens einen der Natur des Orientalen entsprechenden sinnlich erregten Charakter. Mit Wohlgefallen folgen die Augen der rauchenden Araber jeder Bewegung. Rundtänze oder Tänze, an denen auch die Männer theilnehmen, kennt der Aegypter nicht. —

Weiter fortschreitend durch die Straßen, sahen wir auch noch ein Café, dessen Gäste sich dem verbotenen Genusse des sogenannten Haschischrauchens hingaben. Theilweise waren sie schon der Sinne beraubt in paradiesische Träume eingewiegt. Nur wenige Züge aus der Pfeife genügen, um den bei dem Araber überhaupt nicht sehr lebendigen Geist der Welt zu entrücken. Durch den wiederholten Genuß des Haschisch erschlaffen die Nerven ungemein und das schließliche Resultat desselben ist völlige Entkräftung und geistige Dumpfheit.

Erst wenn schon die Vorbotin des Tages, die Morgendämmerung, am Himmel sich zeigt, werden Läden und Cafés geschlossen und senkt sich der Schlaf über die Stadt. Will man am Tage Jemanden sehen oder sprechen, so darf man erst spät zu diesem Zwecke sich auf den Weg machen; denn jetzt bildet, wie schon mehrfach erwähnt, der fortgesetzte Schlaf die Hauptbeschäftigung des einförmigen Tages.

So wird während der ganzen Ramadanzeit die Nacht zum Tage gemacht, bis am Morgen der Kanonenschuß von der Citadelle zur Kasteiung gemahnt. In den letzten Tagen aber, wenn schon der Schlußfeiertag, der Beiram, vor der Thür steht, gewahrt man mitunter schon am Tage, zumeist aber während der Nachtzeit eine besonders rege Thätigkeit in den Buden der Schneider und Gewandhändler. Da kauern die Gesellen mit untergeschlagenen Beinen auf ihrem Schragen und die Nadel fährt unermüdlich über neue Gewandstücke hin und wieder. Besonders sieht man viele Jacken theils von buntfarbigem Sammet, theils von Woll- oder Seidenstoffen, die mit goldenen Schnurstickereien überladen werden, theils weiße Jacken von steifem Wollstoff mit schwarzer und rother Verzierung. Die Hände haben vollauf zu thun, um bis zum letzten Tage rechtzeitig fertig zu werden.

Denn am Feste des Beiram, wo unter lautem Jubel und fanatischer Ausgelassenheit der Ramadan endigt, erheischt die geheiligte Sitte, daß jeder Moslem sich und die Seinen, ebenso auch Sklaven und Sklavinnen neu und festlich kleide. Deshalb blüht in dieser Zeit der Weizen der Schneider. Denn jahrüber haben sie nur wenig frische Arbeit, da die Araber und überhaupt die Orientalen die Kleider so lange tragen, bis sie zu Lumpen zerrissen sind und von Schmutz glänzen.

Der gesegnete Ramadan dauert so lange, bis von Stambul, dem Sitze des obersten Mufti, des Scheik-ul-Islam, der weltverbindende Telegraphendraht die Nachricht bringt, daß wieder die Neumondsichel sich zeige. Dann beginnt wieder die gewohnte Lebensordnung und die Nacht ist der Ruhe zurückgegeben. Der Moslem ißt, trinkt und raucht wieder am Tage, die Bazars sind mit Besuchern gefüllt, die eindringlichen Rufe der verschiedenen Verkäufer erschallen allerorts, der Ambos klingt und die frommen Derwische drehen sich wieder in schwindelndem Kreiseltanz.

Nicht sehr lange nach dem Schlusse der Fastenzeit sieht die Stadt Kairo abermals einen festlichen Tag. Es ist der Auszug der Pilgerschaaren und des Kameeles mit dem heiligen Teppich, welche zum Feste des Kurban-Beiram nach Mekka wallfahrten. Durch die Todtenstadt, an den Chalifengräbern vorüber ziehen sie vom Ramhiliplatze aus, begleitet von zahlreichem Volke hinaus in die Wüste. Unterwegs, auf mühevoller Pilgerschaft, trifft die ägyptische Karawane mit der von Konstantinopel kommenden zusammen, und vereint ziehen beide ein in die heilige Stadt zum Grab des Propheten und zur vielgenannten Kaaba.

Leider konnten wir diesen Auszug nicht mit ansehen, denn die zweite Hälfte des Ramadan brachten wir auf dem Nil und in Oberägypten zu. Indessen hatten wir auf diese Weise Gelegenheit zu beobachten, wie auf dem Lande der Ramadan mehr oder weniger streng inne gehalten wurde. Wenn auch hier und da am Tage gearbeitet wurde, ja sogar öffentliche Märkte stattfanden, so wurde doch auf Fasten und Nichtrauchen überall streng gesehen.

Ein höchst malerisches und anziehendes Bild gewährte uns eines Abends (8. Februar) die Stadt Girgeh in Oberägypten. Schon vom Nil aus nahm man eine über der Stadt schwebende Lichtatmosphäre wahr, in welche die Palmkronen düster hereinragten. Zerstreuten Sternen gleich glänzten die Lampenkränze der Minarets. Die Bazarstraße, von Palmstämmen überdeckt, welche den schattenbereitenden Matten als Stütze dienten, war erleuchtet und belebt. Viel Verkehr in den offenen Kaffeehäusern, hier und da erklang der Schall der Darabuka und rasselten die Metallplättchen des Tambourins. In den Läden hingen die Fanusse; beim Tschibuk in beschaulicher Behaglichkeit kauerten die Insassen.

Während unserer Nilfahrt hatten wir auch öfters Gelegenheit, die erschlaffende Wirkung des Fastens an unseren Matrosen kennen zu lernen. Den Tag über wollte nichts von Statten gehen, und wahrscheinlich wären wir zu einer andern Zeit weniger oft auf Sandbänken aufgefahren, von denen wir nur mit gewaltigen Anstrengungen loskamen, trotz dem, daß stets in solchem Unglücksfall der zu Alexandria begrabene heilige Scheik Abul-Abas-unermüdlich zur Hülfe angerufen wurde.

Als wir am 15. Februar um die Mittagsstunde zu Esneh, dem alten Latopolis, in Oberägypten landeten, hatte gerade die Nachricht vom Ende des Ramadan sich verbreitet, und mit Hast sahen wir die bisher ruhigen, phlegmatisch dahinschleichenden, oder an einer schattigen Mauer in Schlummer versunkenen Araber in die Häuser stürzen, aus welchen sie binnen Kurzem mit rauchender Pfeife und fröhlichen Gesichtszügen wieder hervortraten. Auf jedem Herde loderte bald ein lustiges Feuer und der schwarze Lethetrank des Kaffee versöhnte die bisher Entsagenden wieder mit dem Leben, das von jetzt an in das Geleise des Alltäglichen wieder einlenkt.

Das Erdbeben in Südamerika im August 1868.

„Die Natur ist aus den Fugen!“ Es bebt in fast allen Regionen des Erdballs und mit einer Heftigkeit, wie kaum je zuvor. Seit Jahren ist kaum ein Monat vergangen, in welchem nicht aus der einen oder andern Gegend ein Erd- oder Seebeben gemeldet worden wäre, und die gewaltige Katastrophe, von welcher im November 1867 die westindische Insel St Thomas heimgesucht wurde, ist noch in frischem Gedächtniß. Die Reihenfolge der seismischen Bewegungen, welche während der letztverflossenen vierzehn Monate stattgefunden haben, begann mit einem Seebeben bei den azorischen Inseln im Juni 1867, über welches wir seiner Zeit im „Globus“ einige Notizen mittheilten. Seitdem ist keine Ruhe mehr gewesen. Es wäre von Interesse, alle diese Erschütterungen in chronologischer Ordnung zusammengestellt und die verschiedenen Oertlichkeiten auf einer Karte verzeichnet zu sehen; wir können aber im Augenblicke nur einige Notizen geben.

Am 16. December 1867 begannen die Erdbeben im Neapolitanischen und dauerten mit Unterbrechungen bis in den Januar hinein. In der Stadt Neapel verspürte man mehrere Stöße; der Vesuv ist seit einer langen Reihe von Monaten sehr thätig. — In einer mehrere tausend Meilen entfernten Gegend, in dem damals noch russischen Alaschka, war die Erde 1866 vielfach in Unruhe; am 5. September war das Beben auf der Insel Kodiack sehr heftig, und am 20. September verspürte man ein solches zu Antioch in Californien. In dem letztern Staate waren die Erschütterungen in den Jahren 1864 bis 1866 sehr häufig und in San Francisco einige Mal so heftig, daß man den Untergang der Stadt befürchtete.

Im März 1868 fand dann der Ausbruch des Mauna Roa auf Hawaii statt, den wir in unserer Zeitschrift ausführlich geschildert haben. Man zählte auf den Sandwichsinseln überhaupt mehr als 400 Erdstöße, die erst nach und nach schwächer wurden. — Während St. Thomas und einige andere westindische Inseln noch in Unruhe waren, fand auf Formosa ein Erdbeben statt; der Hafen von Kilong lag eine Zeit lang trocken, in der Erde bildeten sich tiefe, unergründliche Spalten; Schanghai, Ningpo und andere chinesische Küstenstädte wurden durch Erdstöße geängstigt. — Am 1. März war die Erde im nordamerikanischen Staate Maine unruhig, namentlich in Augusta, und an demselben Tage und zu derselben Stunde bebte sie auf der Vancouverinsel, die vor der Küste von British Columbia liegt, — also gleichzeitig am Atlantischen Ocean und am Großen Weltmeer an Punkten, welche in jenen Breiten durch einen Raum von 700 deutschen Meilen getrennt sind. Am 7. März wurde ein Erdbeben in Venezuela verspürt und am 31. März ein solches in San Francisco, am 8. April in Guatemala, am 7. Mai zu Healdsburg in Californien; am 29. Mai verspürte man vier Stöße zu Virginia City in Nevada; am 18. December 1867 war im Staate Newyork und in Canada die Erde unruhig. Seebeben sind 1868 namentlich in der Südsee vielfach beobachtet worden.

Alle diese Erscheinungen sind nur kleine Vorspiele zu der grauenhaften Katastrophe in Südamerika gewesen, welche an der Westküste auf einer Strecke von nicht weniger als vierzig Breitengraden, vom südlichen Chile bis zum Aequator, fast gleichzeitig ungeheure Verwüstungen angerichtet hat. In wie weit das Binnenland, namentlich Bolivia, in Mitleidenschaft gezogen worden ist, wissen wir gegenwärtig noch nicht. Es liegt uns eine ganze Anzahl von Berichten vor, und alle, von Concepcion im Süden bis nach Guayaquil im Norden, erzählen dieselbe Geschichte. Wir wollen Einiges aus denselben mittheilen, aber die vielen Episoden des Jammers und Elendes, die alle einander mehr oder weniger gleichen, bei Seite lassen.

Schwerlich hat in geschichtlicher Zeit ein Erdbeben stattgefunden, das so gewaltige Verheerungen angerichtet. Von der Ausdehnung desselben wird der Leser sich eine Vorstellung machen können, wenn er eine Karte von Südamerika zur Hand nimmt.

Am 13. August gegen halb 6 Uhr wurden in Peru die Einwohner der südlichen Hafenstädte durch ein gewaltiges unterirdisches Getöse aufgeschreckt. Da sie wissen, was ein solches bedeutet, so flüchteten sie sofort aus den Häusern und thaten wohl daran, denn schon wenige Minuten später bewegte sich die Erde sichtbar vier bis fünf Minuten lang, und die Stöße wurden so heftig, daß alle Häuser wankten und viele sofort zusammenstürzten. Gleichzeitig wurde auch das Meer unruhig; in den verschiedenen Buchten und Häfen stiegen die Wogen zu einer gewaltigen Höhe empor, und dann folgte eine ungeheure Fluthwelle von etwa 50 Fuß Höhe, wälzte sich gegen das Land und zerstörte Alles, was nicht hoch genug lag oder stand. Sie warf Schiffe, welche vor Anker lagen, bis zu 1000 Schritt weit ins Land, wo sie dann auf dem Trocknen blieben.

Bald lief in Lima eine Hiobspost nach der andern ein. Man erfuhr, daß Arequipa gewesen sei. Diese Stadt zählte 40,000 Einwohner, darunter auch mehrere Deutsche, und die Häuser waren, eben in Rücksicht auf die vulcanische Beschaffenheit der Gegend, ungemein dauerhaft gebaut. Nun ist Alles ein Schutt- und Trümmerhaufen geworden. Das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 war verheerend genug, aber was will das bedeuten gegen den völligen Untergang so vieler Städte in Südamerika?

Arica, die Hafenstadt mit etwa 12,000 Einwohnern, litt nicht minder. Es ist buchstäblich zu nehmen, wenn man sagt, daß dort auch nicht ein einziges Haus mehr steht. Dort wie in Arequipa ließ man sich durch das Getöse warnen, und deshalb sind auch dort wenig Menschen umgekommen. In der Hafenbucht oder vielmehr auf der Rhede stieg das Meer plötzlich empor, „ähnlich einer Wasserhose“, und bildete dann eine mauergleiche Fluthwelle, welche über die Schiffe herstürzte und dieselben weit landein schleuderte. Sie packte ein nordamerikanisches Vorrathsschiff, die „Fredonia“, stülpte dasselbe gleichsam um, so daß das Unterste zu Oberst gekehrt war; alles Schiffsvolk ertrank; das Fahrzeug selber wurde aus einander gerissen und in Trümmern an die Küste geworfen. Ein nordamerikanischer Dampfer, die „Wateree“, wurde zwar eine halbe Mile weit landein geschleudert, litt aber keinen erheblichen Schaden, ebensowenig wie das peruanische Kriegsschiff „America“, welchem ein Gleiches begegnete; dagegen gingen mehrere Kauffahrteischiffe gänzlich verloren. Im Zollhause zu Arica lagerten mehr als vier Millionen Dollars Waaren; sie sind alle verloren.

Auch die Städte Iquique, Moquegua, Locumba und Pisagua sind nur noch Trümmerhaufen. In dem durch seine Salpeterausfuhr bekannten Iquique kamen viel mehr Menschen durch die Wasserfluthen um als durch das Erdbeben; mehr als 600 Menschen ertranken, und die Ueberlebenden litten die Qualen des Durstes, weil die Umgegend

kein süßes Wasser hat. Daß auch hier die aufgespeicherten Waaren im Werthe von Millionen verloren gegangen sind, versteht sich von selbst. In den vier genannten Städten schätzte man am 22. August den Menschenverlust auf mehr als 1800.

Von Huanca velica, das einst durch seine Quecksilbergruben so bedeutend war, kam die Meldung, daß alle Ortschaften jener Provinz nur noch Trümmerhaufen seien. Das war die erste böse Kunde aus dem innern Lande; bisher hatte man die schlimmen Nachrichten nur von der Küste erhalten. Die Stöße kamen von Südosten her und man war für Puno und Cusco besorgt.

Was soll aus dem Bau der Eisenbahn werden, welche von dem Hafenplatze Mollendo nach Arequipa führen sollte, das nicht mehr ist? In Mollendo lagen große Massen von Baumaterial aller Art, Schienen, Schwellen etc. und Lebensmittel für die Tausende von Arbeitern. Das Alles ist vernichtet oder zerstreut worden.

Die Hauptstadt Lima blieb nicht etwa verschont. Auch sie hatte an demselben 13. August ein Erdbeben, das heftiger war als irgend ein anderes, von welchem sie in den letztverflossenen acht Jahren heimgesucht worden ist. Es hielt viertehalb Minuten an, und die Stöße waren nicht, wie sonst gewöhnlich, vertical, sondern kamen von seitwärts, was für sehr schlimm gilt. Sogleich rannte Alles auf die freien Plätze und fiel auf die Knie; man sah, daß die Häuser wankten und schwankten, die Thürme der Kathedrale neigten sich hin und her wie die Masten eines Schiffes im Sturme. Ungeheuer beängstigend war es, daß der Stoß so lange andauerte, er richtete indeß keinen großen Schaden an.

Dagegen hat der Hafenplatz von Lima, das während der letzten Jahre schon durch Bombardement, gelbes Fieber und Revolutionen ohnehin schwer heimgesuchte Callao, entsetzlich gelitten. Um 10 Uhr Abends gerieth das Meer in gewaltige Bewegung und stürzte über die Häuser hinweg, und dieser Wogendrang währte die ganze Nacht hindurch. Menschenverlust war indeß nicht zu beklagen, aber am andern Tage brannten 57 Häuser und Magazine nieder; man schätzt den Verlust auf mehr als anderthalb Millionen Silberpiaster.

Schweren Verlust haben auch die Chincha-Inseln und die ihnen gegenüberliegenden Hafenstädte Ica und Pisco gelitten; der Guano auf jenen Inseln ist unbeschädigt geblieben.

Am 28. August wußte man in Lima, daß auch La Paz in Bolivia ein Erdbeben gehabt habe und daß auch die südlichen Häfen Chiles heimgesucht worden seien; man hatte erfahren, daß Sama, Locumba, Nasca, Ila, Mexillones, Pisagua und unzählige kleine Ortschaften nicht verschont geblieben und zum bei weitem größern Theil zu Grunde gegangen seien. „Dort überall ist der Ruin vollständig und die Häuser, welche noch nicht völlig zusammengestürzt sind, können doch nicht wieder bewohnt werden. Man muß jeden Augenblick besorgen, daß sie zusammenfallen. Den Verlust an Menschenleben und an Eigenthum kann man in diesem Augenblicke natürlich nicht einmal annähernd bestimmen, daß er aber mehr als 100 Millionen Dollars beträgt, wird sich wohl bald ausweisen."

In Lima geschah alles Mögliche, um den Heimgesuchten nach Kräften mit Nahrungsmitteln, Kleidern, überhaupt allem Nöthigen beizuspringen; auch die fremden Kriegsschiffe stellten sich der Regierung sogleich zur Verfügung. Theilnahme und Mildthätigkeit aller Classen bethätigten sich in erfreulicher Weise. Zu derselben bildeten aber freche Räuberbanden einen grellen Gegensatz. Sie benutzten die allgemeine Bestürzung und Verwirrung, um Läden zu erbrechen und ohne Weiteres zu plündern. Als die Polizei sie vertreiben wollte, widersetzten sie sich und lieferten ihr ein blutiges Gefecht. Die Räuber, zumeist Zambos (Mischlinge von Indianern und Negern), blieben Sieger und zogen triumphirend ab. Gleichzeitig war in verschiedenen Stadttheilen Feuer angelegt worden; es lag im Plane der Räuber, die Aufmerksamkeit der Leute von den Punkten abzulenken, an denen sie plündern wollten. Die peruanische Gesetzgebung hat in ihrer erhabenen „philanthropischen" Weisheit den Mördern und Räubern eine werthvolle Prämie zuerkannt, indem sie auch zu Gunsten dieser für die ganze bürgerliche Gesellschaft so ersprießlichen Biedermänner die Todesstrafe abgeschafft hat! Der Präsident Balta ist aber ein energischer Mann, welcher jener unverständigen Weisheit eine sehr verständige Praxis entgegensetzt. Er hat der Polizei befohlen, jeden Räuber oder Mörder, den sie auf frischer That ertappt, ohne Weiteres todtzuschießen wie einen tollen Hund und namentlich keinen, der sich widersetzt, am Leben zu lassen. So kommen Gerechtigkeit und gesunder Menschenverstand zum Vortheil der bürgerlichen Gesellschaft doch zu ihrem guten Rechte.

Durch die Passagiere der Dampfer, welche nach dem 13. August die verschiedenen Küstenplätze besuchten, und durch manche Bewohner der heimgesuchten Städte erfuhr man nach und nach manche Einzelnheiten. In Valparaiso war am 16. August die Hitze so furchtbar drückend, daß man sich auf ein Erdbeben gefaßt machte. An demselben Tage wurde gemeldet, daß Concepcion und Tomé, zwei Häfen im südlichen Chile, überfluthet worden seien; Talcahuano litt gleichfalls durch eine Fluthwelle großen Schaden. Am 14. August, 9 Uhr Abends, verspürte man dort drei Erdstöße. In Valparaiso zeigte sich gleichfalls eine Fluthwelle, war aber ungefährlich, während der Hafen Constitucion durch eine solche schwer leiden mußte. Chala ist entsetzlich mitgenommen worden.

Zu Caldera in Chile war ein deutscher Photograph aus Arica angekommen; er hatte natürlich Alles verloren. Seine Erzählung lautet: „Am 13. August Nachmittags war ich eben bei meiner Arbeit beschäftigt, als mehrere Stöße rasch auf einander folgten. Mein chilenischer Gehülfe sprang auf die Straße hinaus und ich hinter ihm her. Eben war ich im Freien, als die Stöße so heftig wurden, daß es mich zu schwindeln anfing. Der Boden bewegte sich unter mir als ob ich in einem Boot auf bewegtem Wasser gesessen hätte. Von da an weiß ich nur noch wenig; als ich auf dem Marktplatze ankam, stürzte eben der Kirchthurm herab. Um den andringenden Wellen zu entrinnen, kletterte ich über eingestürzte Häuser hinweg, immer in wahrer Todesangst, um auf die Anhöhe zu kommen. Das Wasser war mir auf den Fersen. Als ich mich umsah, hatte ich eine wahre Sündfluth vor Augen; ich kann versichern, daß mir die Haare buchstäblich zu Berge standen. Und dieses Elend, dieser Jammer, diese Verzweiflung! Jeder war froh, mit dem nackten Leben davon zu kommen. Wir verbrachten eine wahre Schreckensnacht auf den Anhöhen und zählten dort nicht weniger als dreißig Erdstöße. Am andern Morgen war nichts von unseren Wohnungen zu sehen; die Stadt war lediglich ein ungeheurer Schutthaufen, in dem man keine einzige Straße mehr erkannte. Ich habe weiter nichts gerettet als eine Reitpeitsche, die mir gerade zur Hand war."

In Iquique hat das deutsche Handelshaus Gildemeister und Compagnie einen Waarenverlust von mehr als 400,000 Silberpiaster zu beklagen. Dort begann das Erdbeben um 5 Uhr 17 Minuten und dauerte 4 Minuten 20 Secunden ohne irgend eine Unterbrechung. Das Meer trat fast eine Mile zurück und bildete eine Fluthwelle, die dann über die Stadt sich hinwälzte. Jene in Arica warf alle Kanonen von der Batterie Hunderte von Schritten weit landein. Auch

Tacna ist schwer heimgesucht worden. In Arequipa verspürten um 4 Uhr 5 Minuten Leute, welche auf Stühlen saßen, einige Bewegungen, hörten aber kein Geräusch. Nach etwa 10 Secunden bemerkten auch solche, die nicht saßen, die Bewegung, und gleich nachher krachte es in den Häusern, Dächer stürzten ein, das große Erdbeben war da, es kam nun mit rollendem, polterndem Getöse und alle Menschen liefen ins Freie. Es war als ob weit und breit die Erde sich öffnen wollte; die Stöße gingen von Norden nach Süden; man konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Nach 5 Minuten war die ganze Stadt in eine Staubwolke gehüllt, man sah nichts mehr, hörte aber das grauenvolle Krachen der einstürzenden Häuser. „Von ganz Arequipa steht auch nicht ein einziges Haus mehr, lediglich der Thurm der Catalinakirche ist stehen geblieben, muß aber auch abgetragen werden. Alle Menschen in den Spitälern und in den Gefängnissen sind umgekommen. Wir campiren (am 16. August) draußen am Ufer des Flusses in einem Zelte; Niemand wagt sich in die Stadt, denn die Stöße dauern noch fort; durchschnittlich verspüren wir einen in jeder halben Stunde; einige derselben waren heute Abend sehr heftig; bis jetzt, 8 Uhr Abends, habe ich im Ganzen 76 Stöße gezählt. Die Trümmer der Jesuitenkirche sind über 100 Schritte weit fortgeschleudert worden. Der Vulcan Misti, welcher sich neben unserer einst dagewesenen Stadt erhebt, wirft Lava, Schlamm und Rauchwolken aus. Wir hören unablässig das Getöse der herabgeworfenen Felsmassen. Der Fluß Paucarpata hat nun schwarzes Wasser, das stark schwefelig riecht."

Aus allen diesen Berichten, die doch nur erst dürftig sind und über die inneren Gegenden nur vereinzelte Notizen geben, stellt sich heraus, daß die Verheerungen in Chile sehr beträchtlich, in Peru aber entsetzlich sind. Und doch erscheinen diese Unglücksfälle klein, wenn man sie mit denen in Ecuador vergleicht. Die nachstehenden Einzelnheiten finden wir in einem Schreiben aus Guayaquil vom 26. August.

In den Provinzen Pichincha und Imbabura fand das Erdbeben am 16. August statt; es war das schrecklichste, welches das Land jemals erlebt hat. Ibarra, Hauptstadt der letztgenannten Provinz, San Pablo, Atuntaqui, Imantad und andere sind fürchterlich mitgenommen worden, und wo einst Gotacachi stand, ist nun ein See. In Ibarra, Otovalo und Cotocachi sind nahezu alle Einwohner umgekommen. Quito ist gleichfalls heimgesucht worden, dort sind alle Gebäude dermaßen beschädigt, daß der nächste beste Erdstoß sie alle zum völligen Einsturz bringen wird. Die Thürme der Augustinerkirche, zwei Kirchen unserer lieben Frau del Carmen, der Kathedrale und des Collegiums San Luis sind zusammengestürzt, jene der übrigen Kirchen und des Regierungspalastes haben Risse und drohen gleichfalls den Einsturz. In der Umgegend von Quito sind die Ortschaften Perucho, Puellaro und Cachiguancho völlig verschwunden. In der Hauptstadt selber sind nur wenige Menschen umgekommen, aber im Ganzen sollen in Ecuador mehr als 20,000 durch die Katastrophe das Leben eingebüßt haben. Die Ueberlebenden konnten weder den unter den Trümmern Verschütteten Rettung bringen, noch die Todten begraben; sie mußten schon der durch die Leichen verpesteten Luft wegen fliehen. In Quito dauerten die Erschütterungen in Zwischenräumen von etwa vier Stunden noch am 19. August fort. In Guayaquil verspürte man sie in verschiedenen Zeiten vom 13. bis zum 16. August.

Auch der Iztaccihuatl, d. h. die alte Frau, in Mexico hat sich gerührt. Einem Berichte des Dorfschulzen von Nopopoalco zufolge vernahm man am 20. Juli, Morgens gegen 10 Uhr, ein sehr lautes Getöse im Berge, gleich nachher fing derselbe an zu beben, und auf einem sehr hohen Punkte öffnete er sich an der Südostseite, an einer Stelle, die als El Caballete bezeichnet wird. Aus der Oeffnung kam ein starker Wind und dann wurden Steine ausgeworfen, welche den Berg hinunterrollten; einige sind so groß, daß die angestrengte Kraft von 200 Männern sie nicht von der Stelle bewegen kann. Gleichzeitig strömte aus dem Krater auch eine gewaltige Menge Wassers hervor, das einen schwefeligen Geruch hatte und dunkel gefärbt war. Es riß den Damm hinweg, welcher der Wasserleitung von Nopopoalco zum Schutze dient, zerstörte den Aquäduct und verlief sich in den Fluß Alcececa. Am 22. hatte sich dieses Wasser verlaufen. Als sich das Getöse erhob, nahmen mehrere Männer, welche am Berge mit Eishauen beschäftigt waren, die Flucht; sie retteten sich bis auf drei, welche von dem Wasserstrome mit fortgerissen wurden und in demselben umkamen.

Am 15. August, also am Tage nach dem Erdbeben in Südamerika, wurde auf der entgegengesetzten Seite des Stillen Oceans, im Hafen von Yokohama, Japan, eine ungeheure Fluthwelle beobachtet, deren Entstehen man auf unterseeische vulcanische Ausbrüche zurückführt.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Alphons Stübel in Neu-Granada.

Nachdem Dr. Stübel aus Dresden seine geologischen, in hohem Grade werthvollen Arbeiten über Santorin und dessen vulcanische Erscheinungen veröffentlicht hatte, bereitete er sich sofort zu einer großen Reise nach Südamerika und den Inseln des Stillen Oceans vor. Sein Freund und früherer Begleiter, Dr. Wilhelm Reiß aus Mannheim, hat sich auch diesmal ihm angeschlossen; auch die neue Reise der beiden Gelehrten hat vorzugsweise das Studium und die Erforschung vulcanischer Gegenden zum Zwecke. Wir dürfen demnächst ausführliche Mittheilungen der beiden Gelehrten erwarten. In Bogotá, auf der Hochebene von Neu-Granada, muß man von dem gewaltigen Erdbeben, das vom 13. bis auf den 16. August im benachbarten Ecuador, in Peru und Chile so beispiellose Verwüstungen angerichtet hat, nichts verspürt, auch noch nichts davon gewußt haben, als der nachstehende Brief geschrieben wurde; sonst hätte Dr. Stübel ohne Zweifel desselben Erwähnung gethan.

Bogotá, 17. August 1868.

Saint Nazaire war unser Ausgangspunkt. Schon nach siebenzehntägiger Fahrt, die vom Wetter in dieser Jahreszeit ungewöhnlich begünstigt wurde, erreichten wir am 23. Januar den Hafen von Fort de France auf Martinique. Nur 24 Stunden verweilte der Dampfer daselbst und legte in nochmals vier Tagen den Weg bis zur Küste von Südamerika zurück, wo er zunächst den Hafen von Santa Martha anlief und nachdem er die wenigen Passagiere, unter denen auch wir uns befanden, ausgeschifft, die Reise nach Colon fortsetzte. — In Santa Martha, welcher Ort außer durch seine Lage am Fuße der über 2000 Meter hohen Ausläufer der Sierra Nevada sonst in keiner Beziehung einen günstigen Eindruck von dem großen Staaten-

complex der Republik Colombia zu geben vermag, hielten wir uns 20 Tage auf, um durch regelmäßig angestellte Barometerbeobachtungen an der Küste eine Basis für alle späteren Messungen im Innern des Landes zu gewinnen. Wir benutzten die Zeit auch ferner dazu, um neben geographischen Längen- und Breitenbestimmungen, die der anhaltende sturmartige Wind sehr erschwerte, eine Karte der Umgegend zu entwerfen, für welche Herr Dr. Reiß die trigonometrischen Messungen ausführte.

Am 15. Februar verließen wir in einem kleinen Dampfer von sehr eigenthümlicher Construction Santa Martha und fuhren durch die von unzähligen Kaimans belebten Cienegas und engen Cañas, deren Wasser mit Sumpfpflanzen so dicht bedeckt ist, daß sich das Schiff oft nur mit Mühe hindurcharbeiten kann, nach Barranquilla. Der außerordentlichen Zuvorkommenheit der dort wohnenden Deutschen, von denen ich heute nur den norddeutschen Consul Herrn Aepli und Herrn Consul Strunz nenne, hatten wir es zu verdanken, daß wir schon drei Tage später die Reise nach Cartagena über Tubará und La Boca an der Küste entlang antreten konnten. Um einige der in dieser Gegend sehr zahlreichen Schlammvulcane, von denen nur die bei Turbaco befindlichen durch Humboldt's Beschreibung Berühmtheit erlangt, kennen zu lernen, entschlossen wir uns, jenen beschwerlichen Weg zu wählen; auf dem kürzesten, welcher Cartagena mit Barranquilla verbindet, kehrten wir, nachdem wir auch Turbaco besucht und daselbst Gase in Glasröhren aufgesammelt und eingeschmolzen hatten, nach unserm Ausgangspunkte zurück.

Barranquilla ist, mit Ausnahme von Panama, gegenwärtig der wichtigste Küstenplatz der ganzen Republik und das Geschäft befindet sich, was nicht unerwähnt bleiben darf, fast ausschließlich in den Händen deutscher Kaufleute. Die Fahne des norddeutschen Bundes und das Kriegsschiff „Augusta" dürfte wohl nirgends mit mehr Enthusiasmus begrüßt worden sein als hier, wo man von jetzt an, wie an vielen anderen Orten, auf einen nachdrücklichen Schutz gegen unerhörte Willkürlichkeiten, den Engländer und Franzosen fast überall reichlich genießen, auch für den deutschen Handel hofft.

Am 3. März führte der Magdalenenstrom wieder so viel Wasser dem Meere zu, daß eines der größten Dampfboote die Fahrt wagen und Fracht bis nach Honda einnehmen konnte. Wir benutzten gern diese Gelegenheit, um uns der Hauptstadt Bogotá zu nähern. Zwölf Tage brachten wir auf dem Flusse hin, ehe die letzte Station erreicht wurde. Die Ufer bieten für so lange Zeit dem Auge kaum hinlängliche Abwechselung, bis kurz vor Honda sind sie ganz flach und mit dichtem Walde bestanden, der nur an einzelnen Punkten von der Cultur verdrängt oder durch den Holzbedarf der Dampfer etwas gelichtet ist. Einzelne Bäume, durch Größe und Form ausgezeichnet oder prächtig blühend, ragen fast überall aus dem üppig grünen Dickicht hervor, das von vielen Vögeln mit fremdartigen Stimmen und zahlreichen Affen, die jedoch ihr Geschrei häufiger hören lassen als ihre Kletterkünste zeigen, bevölkert ist. — Magangué, woselbst alljährlich drei große Messen abgehalten werden, ist der wichtigste Ort, an dem die Dampfer anlegen. Die Stadt Mompos hat, seitdem der dicht vorüberfließende Arm des Magdalena zu wasserarm für die Schifffahrt geworden ist, außerordentlich verloren.

Der Magdalenenstrom bietet überhaupt der Dampfschifffahrt durch die schnell wechselnden Wasserstände, durch veränderliche Sandbänke und einzelne Baumstämme, die auf dem Grunde liegen, große Gefahren. Auch unser Schiff, die „Confianza", erhielt, indem es im tiefen Wasser mit voller Kraft einen entwurzelten Stamm anfuhr, so starke Beschädigung, daß es nur durch geschicktes Auffahren auf eine Sandbank vor dem gänzlichen Versinken gerettet werden konnte, ein Schicksal, das kurz zuvor die „Esperanza" betroffen. Ehe wir von Honda aus die Reise nach Bogotá antraten, machten wir noch eine Excursion nach dem schon von den Spaniern betriebenen Silberbergwerke Santana. Der Weg dorthin führt über große, nur mit Gras bewachsene Ebenen, die aus Flußgeröllen gebildet sich in den weiten Thälern des Guali- und des Magdalenenstromes gegen Ambalema hin ausbreiten. Das Material für diese mächtigen, viele Quadratmeilen bedeckenden Geröllmassen lieferte fast ausschließlich der Vulcan Paramo de Ruiz, der als breiter, blendendweißer Schneerücken neben dem spitzkegelförmigen Tolima über alle Gebirge hervorragt.

Am 24. März verließen wir mit acht Maulthieren, von denen sechs unsere zahlreichen Gepäckstücke trugen, den Ort Honda und begannen nach der Hochebene von Bogotá hinaufzusteigen. Wohl Niemand, dem es nicht bestimmt versichert würde, könnte es ahnen, daß ein solcher Pfad, auf dem die Maulthiere mühsam über hohe Felsstufen hinwegklettern und an anderen Stellen sich mit Aufwand aller Kräfte durch sumpfige Strecken hindurcharbeiten müssen, nach einer Stadt führe, die über 40,000 Einwohner zählt. Die Straße steigt durchaus nicht continuirlich nach der Hochebene zu an, sondern führt abwechselnd bald steil bergauf bis zu einer schon empfindlich kalten Atmosphäre und wieder stundenlang ebenso steil bergab in heiße fruchtbare Thäler; an solchen liegen die freundlichen Städte Quaduas und Villetta, welche der Reisende passirt. Großartig aber in jeder Beziehung sind auf diesem Wege die Gebirgslandschaften, welche sich dem Blicke immer aufs Neue erschließen.

Nach viertägigem Ritte befanden wir uns am Rande der Hochebene von Bogotá, welche man bei El Roble, nachdem das letzte steile Stück des Weges erstiegen, fast ebenso plötzlich wie die Plateform eines Daches betritt. Tief gehende Wolken verbargen die Aussicht nach Bogotá, doch konnten wir von Facatativá aus auf dem die Ebene gegen Osten hin begrenzenden Gebirge als weiße Punkte die Capellen von Guadelupe und Monserrate erkennen. Am Abend des 29. März erreichten wir endlich die Hauptstadt selbst. Um den Weg von Honda, welcher Ort schon 200 Meter über dem Meeresspiegel liegt, bis zur Kathedrale von Bogotá, die sich 2645 Meter über dem Niveau der See befindet, zurückzulegen, muß der Reisende, um jene wirkliche Höhe zu gewinnen, nicht weniger als $4281,_2$ Meter aufwärts und $1835,_8$ Meter wieder abwärts steigen, in welcher Rechnung die vielen nur einige hundert Fuß betragenden Unebenheiten des Weges natürlich unberücksichtigt geblieben sind. — Humboldt, welcher eine kurze Schilderung der Hochebene von Bogotá gegeben, hat auch hier die Natur mit Meisterhand gezeichnet; Jeder, der diese Beschreibung liest, wird von derselben in hohem Grade angesprochen werden; eine volle Bewunderung wird ihr aber gewiß von allen denen zu Theil, welche die Gegend selbst besuchten.

Der schnelle Wechsel des Klimas, den der Reisende auszuhalten hat, wenn er von dem heißen Magdalenenthale nach dem kühlen Hochplateau hinaufsteigt, übte auch auf uns einen nachtheiligen Einfluß aus und hielt uns für eine längere Zeit als wir überhaupt in Bogotá zu verweilen gedachten von jeder Untersuchung und Bereisung der Umgegend ab. Erst in der letzten Zeit haben wir die Excursionen unternommen, durch welche wir eine richtige Vorstellung von der topographischen Beschaffenheit des Hochplateaus besonders auch in Beziehung zu den geologischen Verhältnissen zu gewinnen hofften.

Auf der ersten Excursion besuchten wir den berühmten und großartigen Wasserfall von Tequendama und stiegen nach Sant Antonio, welcher Ort an dem westlichen steilen Abfall der Hochebene gelegen ist, hinab. Auf der zweiten hielten wir eine mehr südwestliche Richtung ein und lernten die Thäler von Fusagasugá, Pasca und Suma Paz, über welch letzteres die natürliche Brücke führt, kennen. Auf der dritten Excursion bereisten wir den nördlichen Theil von Cundinamarca und den angrenzenden des Staates Boyaca. Wir berührten auf dieser vierwöchentlichen Reise zunächst Cipaquira, merkwürdig wegen des ergiebigen Steinsalzlagers, welches daselbst abgebaut wird, dann Pacho, wo sich ein kleines Eisenwerk befindet, Muso, die reichste Fundgrube des Smaragd, ferner Chiquinquira, Villa de Leiva, Paipa mit seinen heißen Quellen und Santa Rosa, auf dessen Marktplatze im Schatten hoher Weidenbäume ein großer Block Meteoreisen ruht. Unter Sogassota, Tunja, Chocanta, Lesquilé und dem kleinen

Bergsee von Guatabita kehrten wir kürzlich erst nach Bogotá zurück.

Auf dem bis jetzt zurückgelegten Theile unserer Reise haben wir eine große Zahl von Barometerbeobachtungen ausgeführt und nach der Methode von Boussingault fast für alle Orte, wo wir eine Nacht verweilten, die mittlere Jahrestemperatur bestimmt. Einige der genauesten correspondirenden Barometerbeobachtungen sind in Verbindung mit den sorgfältigsten von Herrn Dr. Reiß ausgeführten trigonometrischen Messungen, die sich auf dieselben Höhenpunkte beziehen, besonders auch für das Verhalten des Barometers in so beträchtlichen Höhen von Interesse. Ferner haben wir an den Orten, wo es Zeit und Wetter gestatteten, nie versäumt, die für die genauere Bestimmung der geographischen Lage nöthigen Observationen zu machen. Gegen 1000 solcher Beobachtungen, von denen allein über 500 sich auf Bogotá beziehen, hat Herr Dr. Reiß bereits zusammengestellt und nach Mannheim an Herrn Dr. Schönfeld, Director der Sternwarte, gesendet, auch die zum größten Theil schon berechneten Höhenmessungen mit dem Barometer, über 100 an Zahl, beigefügt.

Gegenwärtig sind wir im Begriff, Bogotá zu verlassen. Herr Dr. Reiß beabsichtigt, direct nach Ambalema zu gehen, um von dort aus mit einem vortrefflichen Theodoliten genaue Messungen an den Vulcanen der centralen Cordilleren auszuführen; ich dagegen beabsichtige, um die Begrenzung des Hochplateaus von Bogotá auch nach Osten hin kennen zu lernen, den „Llanos", welche der Orinoco mit seinen unzähligen und ungekannten Nebenflüssen durchströmt, einen Besuch abzustatten. Es liegt jedoch nicht in meiner Absicht, den Lauf dieser Flüsse auf größere Entfernung zu verfolgen; ich werde mich vielmehr damit begnügen, ein richtiges Bild von diesen sehr merkwürdigen Gegenden zu erlangen. Im Caucathale denken wir, nachdem wir auf verschiedenen Pässen die centrale Cordillere passirt, wieder zusammenzutreffen. Wo und wann das sein wird, läßt sich bei solchen Reisen freilich schwer bestimmen.

Mit nächster Post hoffe ich Ihnen einen ausführlichern Bericht zustellen zu können.

Ein Besuch auf den Fidschi-Inseln.

In der jüngsten Zeit ist wieder viel die Rede von diesen wahrhaft paradiesischen Eilanden in der Südsee, auf welche die Nordamerikaner ein lüsternes Auge geworfen haben. Vor etwa sechs Jahren wurden sie von einigen Häuptlingen den Engländern angeboten, welche indessen die Besitznahme ablehnten. Damals wurde unser Landsmann Berthold Seemann dorthin geschickt und er hat ein treffliches Buch über die Inselgruppe veröffentlicht. Im vorigen Jahre machte die Ermordung des Missionärs Baker durch die Insulaner großes Aufsehen und wir haben seiner Zeit ausführlich berichtet, in welcher Weise die Cannibalen ihn verzehrten (Globus XIII, S. 25). Er hatte alle wohlgemeinten Warnungen in den Wind geschlagen; man hatte ihm vorhergesagt, daß die Stämme im Innern von seinem „Lotu", d. h. Predigen seiner Lehre, nichts wissen wollten.

Uns ist eine Augustnummer der zu Yokohama erscheinenden „Japan Times" zugeschickt worden, in welcher wir eine hübsche Schilderung der Fidschi-Inseln finden. Sie kommt aus der Feder eines Engländers, welcher im Frühlinge dieses Jahres den Archipelagus besuchte, und giebt uns einen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse. —

Die Ortschaft Labeku liegt auf der Insel Ovara, dicht am Strande und hat etwa zwanzig auf europäische Art gebaute Häuser; es sind Missionärwohnungen, Grogläden und Waarenlager. Die Hügel haben eine Höhe bis zu 2500 Fuß und erheben sich gleich hinter der Stadt; in den Thalschluchten liegen die Dörfer der Eingeborenen, welche in geräumigen, lustigen Häusern wohnen. Diese sind aus Bambus aufgeführt, die Fußböden mit Platten bedeckt, und man hält sie sehr sauber. Die Pracht und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses ist geradezu erstaunlich. Da wachsen Brotfruchtbäume und Kokospalmen, Pampelmuß und Citronen, Ananas und Yams, Zuckerrohr, Kaffee, Cacao und Baumwolle. Am Strande fischt man Tripang, der nach Sydney und von dort nach China verschifft wird.

Etwa zwei Miles von der Küste entfernt zieht sich ein Korallenriff hin, das einen prächtigen Hafen bildet. Die Einfahrt zu demselben wird durch eine etwa 200 Schritte breite Lücke des Riffs gebildet. Auf der Außenseite des letztern brandet der Ocean mit gewaltigem Wogenschlage, innerhalb desselben liegt eine ruhige Spiegelfläche. Das Riff liegt etwa 10 Fuß tief; wenn man über dasselbe in einem Boote hinwegfährt, dann sieht man in der That Wunder über Wunder. Das Wasser ist klar wie Krystall, die Korallen bilden einen Miniaturwald von Bäumen, die in verschiedenen Farben spielen; und in diesem Walde schießen kleine, glänzende Fische umher.

Thakambau, der mächtigste Herrscher der Fidschi-Gruppe, wohnt mit seinem zweitgeborenen Sohn auf der Insel Ovala. Er ist etwa 60 Jahr alt, 7 Fuß hoch und sein Gesichtsausdruck zeugt von Festigkeit und Intelligenz; der Sohn ist ein prächtiges Menschenexemplar, wie ein Apollo gewachsen. Beide speisten bei uns am Bord im Salon und sie benahmen sich vollkommen angemessen und ungezwungen; mancher weiße Parvenu hätte sich an ihnen ein Muster nehmen können.

Auf Ovala findet man zwei verschiedene Menschentypen: die eingeborenen Fidschileute und die von den Tongainseln stammenden Einwanderer. Diese letzteren, braune Polynesier, haben einen intelligenten Gesichtsausdruck und eine hellere Hautfarbe als die tief schwarzbraunen Fidschianer. Das Haar ist schwarz, wird aber vermittelst einer Kalkmasse orange gefärbt. Den Leuten gefällt ihre bronzefarbige Haut; den Europäer vergleichen sie mit einem abgekratzten Schweine!

Wir machen den Fidschi-Insulanern einen Vorwurf daraus, daß sie nicht arbeiten. Aber wozu sollen sie das thun? Die Natur hat ihnen so reich und so vielerlei gegeben, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchen, um alle ihre Bedürfnisse befriedigt zu sehen. Die Missionäre beklagten sich bitter über die Trägheit. Ich entgegnete ihnen: Wenn, wie die frommen Leute aus der Bibel folgern wollen, das Arbeiten eine Strafe für die Sünden ist, dann müssen diese Insulaner doch wohl ein von Jehova begünstigtes Geschlecht sein, und nicht in Erbsünde geboren; denn Jehova selber hat sich gegen sie ungemein freigebig gezeigt. Weshalb sollen sie sich nun abplagen, um die Habgier der in Erbsünde geborenen weißen Fremdlinge zu befriedigen, um obendrein ihrerseits nicht nur keinen Vortheil davon zu haben, sondern allerlei Nachtheil und Elend? — Diese Argumentation gefiel den Missionären nicht; sie machten große Augen.

Wir hatten zwei Männer an Bord, die als Bevollmächtigte einer Compagnie in Melbourne mit König Thakambau unterhandeln wollten. Wenn dieser eine große Streck Landes abtreten wolle, dann würde jene Gesellschaft ihm 80,000 Dollars geben. So hoch beläuft sich die Summe, welche die Washingtoner Regierung vom Könige verlangte, weil vor längerer Zeit Unterthanen Seiner Majestät die Waarenlager einiger nordamerikanischen Bürger überfallen und ausgeplündert hatten.

So weit Thakambau in Frage kommt, haben allem Anscheine nach die Melbourner Agenten Erfolg gehabt, und wenn die Nordamerikaner ihr Geld bekommen, werden sie wohl auch von ein paar kleinen Inseln, welche sie als Pfand in Besitz genommen haben, wieder abziehen. Es fragt sich aber, was die Häuptlinge im Innern zu solch einer Abtretung des Gebietes sagen.

Die Fidschi-Inseln sind ganz ausgezeichnet zum Anbau und zur Colonisation geeignet, und man kann heute noch einen Morgen guten Landes für den Werth einer Elle Baumwollenzeuges kaufen. Das Klima ist ganz vortrefflich, nicht zu heiß und nicht zu kühl, denn die Eilandgruppe liegt zwar in der Nähe des südlichen Wendekreises, aber im Striche des Passatwindes und wird häufig durch Regenfall erfrischt. Die Entfernung bis Sydney in Neusüdwales beträgt nur 1800 Miles und es unterliegt keinem Zweifel, daß weiße Australier in Menge sich in

diesem prächtigen Lande niederlassen werden. Dann haben wir wieder die alte Geschichte! Fidschi-Insulaner, eure Tage sind gezählt! Ihr werdet dann keine Menschen mehr fressen, aber wir werden Habsucht und Unzucht, Schurkerei und Liederlichkeit einführen. Was gelten uns die Wilden, wenn ihr Leben und Treiben nicht mit den Interessen des Handels im Einklange steht? Millionen können zu Grunde gehen, wenn nur das Commercium florirt! —

Wohl gemerkt, dieses schreibt ein Engländer. Auch das Folgende ist aus seiner Feder geflossen.

„Die Missionäre haben ihr Hauptquartier auf Ovala. Sie besitzen hübsche Häuser, werden reich und leben wie der Hase im Klee. Eine große Anzahl von Eingeborenen steht in ihrem „Dienste". Wir verlebten einen Sonntag auf Ovala und waren erstaunt über die Menge von Capellen, in welchen Eingeborene dem Gottesdienste vorstanden. Bibel und Kirchengesänge sind in die Fidschisprache übersetzt worden; es fiel uns auf, daß keiner von den Insulanern, mit denen wir verkehrten, Englisch sprechen konnte. Als ich darüber mit einem Missionär redete, meinte derselbe, es werde den Eingeborenen nicht gut thun, wenn sie Englisch verständen. — Freilich, wenn die Fidschileute lediglich und ganz für sich allein lebten, dann wäre das Englisch für sie durchaus überflüssig; ich meinerseits glaube, daß es für die Missionäre nicht vortheilhaft wäre, wenn jene es verständen. An Wochentagen begleiteten uns, gleichviel, wohin wir gingen, eingeborene Leute; ohne auf Lohn Anspruch zu erheben, brachten sie uns Früchte und erschienen ganz unbefangen. Aber am Sabbath! Da sahen die armen Teufel recht melancholisch aus, wollten nicht mit uns gehen, und als wir fragten weshalb, entgegneten sie trübselig: Mithonay! Wir freilich „brachen den Sabbath", indem wir in der paradiesischen Gegend umherstreiften und dem Schöpfer dankten, welcher diese Herrlichkeiten gemacht hat."

„Die tragische Geschichte mit dem Missionär Baker ist bekannt. Zur Erläuterung derselben muß indeß gesagt werden, daß man ihm dringend davon abgerathen hatte, zu den feindlichen Stämmen ins Innere zu gehen; er aber wollte nicht hören, wurde erschlagen, gekocht und aufgefressen. Hinterher wurde König Thakambau von den Missionären, und wie ich vermuthe, auch von den britischen Autoritäten angereizt, einen Rachezug gegen Baker's Mörder zu unternehmen. Diese aber schlugen ihn aufs Haupt, und als er mit seinen Leuten die Flucht ergriffen hatte, machten sie sich das Vergnügen, mit den Knochen des Reverend Baker hinter ihm her zu rasseln und obendrein Triumph zu heulen. Thakambau soll bei dieser Affäre etwa 400 Leute verloren haben und auch viele Cannibalen blieben in diesem Kriege. Der fromme König hat sich seiner Zeit an Menschenfleisch manche Güte gethan, es versteht sich aber von selber, daß er nicht gern an solche leckeren Male erinnert sein will."

„Die Arbeiten der Missionäre haben auch hier einen nur sehr geringen Erfolg gehabt. Diese Geistlichen sind die Veranlassung zu vielem Blutvergießen gewesen, sie sind schuld am Tode von Tausend und aber Tausend erschlagener Menschen. Aber solche Missionsanstalten müssen doch wohl gut und nothwendig sein? Warum? Weil sonst die frömmelnden Weibspersonen in England und die Männer, welche in der Londoner Exeterhall geistliche Vorträge halten, gewiß nicht so exorbitante Summen zusammenbringen könnten, um solche Anstalten zu unterhalten. Der Tod Baker's wird für die weltlichen Interessen der Missionäre sehr ersprießliche Folgen haben. Daß tausend Heiden dieses unvorsichtigen Menschen wegen haben ins Gras beißen müssen, — was will das bedeuten? Ueber solche Kleinigkeiten muß man weiter kein Wort verlieren."

So weit der Engländer. Wir wollen hier die nachfolgende Notiz mittheilen, welche wir in der Melbourner „Germania" vom 16. Juli fanden: —

Die Zeitung „Sydney-Morning-Herald" meldet, daß die Herren Brewer und Evans, Agenten einer Compagnie, welche in Melbourne ihren Sitz hat, einen Vertrag mit König Thakambau abgeschlossen haben, nach welchem Letzterer ihnen 200,000 Acres Land überläßt mit dem Vorkaufsrecht auf sein ganzes Gebiet. Zugleich erhalten sie das Recht, für die Bewohner ihres Gebietes Gesetze zu erlassen und Zollgesetze abzufassen. Der König war zuerst geneigt, ihnen die Bestimmung von Zollgesetzen für die gesammte Inselgruppe zuzugestehen, aber die anderen europäischen Ansiedler protestirten dagegen durch Vermittelung des englischen Consuls. Dieselben Ansiedler protestirten auch gegen die Bedingungen des obenerwähnten Verkaufes, indem dieselben ihre Rechte beeinträchtigen. Die Herren Brewer und Evans garantiren dagegen Beschützung des vom Könige beherrschten Territoriums und werden die Schuldsumme desselben an die amerikanische Regierung bezahlen, sowie auch dem Könige und, nach seinem Tode, einem ihm in der Regierung folgenden Sohne jährlich die (geringe) Summe von 200 Pf. St. zahlen. Der andere Sohn soll eine europäische Erziehung in Melbourne auf Kosten der obigen Compagnie erhalten.

Capitän Hall's Expedition in den Polargegenden. Weitere Spuren von Franklin's Begleitern aufgefunden.

Die Ausdauer, mit welcher der Nordamerikaner Hall in den eisigen Regionen des arktischen Labyrinthes nach Spuren Franklin's sucht, ist bewundernswürdig. Dann und wann verlautet durch heimgekehrte Walfischfahrer einige Kunde von ihm; die letzte kam im Herbst 1867 nach Neuyork und wir haben darüber seiner Zeit berichtet. („Globus" XII, S. 284.) Hall hatte sein Hauptquartier an der Repulsebai aufgeschlagen, wohnte in einem Zelt aus Seehundsfellen, lebte mit und unter den Eskimos als sei er einer der Ihrigen, und hatte fünf Weiße bei sich. Auf seinem Zuge von der Repulsebai nach Nordwesten hin war er mit einem Eskimostamme zusammengetroffen, der sich sehr feindselig zeigte; er erfuhr jedoch von ihnen, daß früher weiße Leute bei ihnen gewesen seien; einer derselben sei gestorben und von seinen Gefährten begraben worden. Damals, im Sommer, mußte Hall umkehren, war aber fest entschlossen, zu gelegener Zeit weitere Nachforschungen anzustellen.

Diese Nachrichten erhielten wir im Herbst 1867; jetzt, Anfang Octobers 1868, erfahren wir Näheres über Hall's Unternehmungen. Wir rathen dem Leser eine Karte zur Hand zu nehmen. Ein Schiff, welches von der Labradorküste durch die Hudsonsstraße fährt, wird auf der Fahrt gen Westen zwischen mehreren Eilanden hindurchsteuern und dann an die Southampton-Insel gelangen. Zwischen ihr einerseits und dem östlich liegenden Lute-Fox-Land andererseits ist der Fox-Canal, welcher die Ostküste der Southampton-Insel bespült; der nördliche Theil der westlichen Küste liegt an der Straße Rowe's Welcome. Im Norden dieser letztern, etwa unter dem Polarkreise, ist die Repulsebai, im südwestlichen Theile der Melville-Halbinsel. Wer von der Repulsebai etwa unter dem Polarkreise nach Westen hin wandert, wird an den untern Lauf des von Georg Back entdeckten Großen Fischflusses (Thleeitschodezeth) gelangen; derselbe hat eine breite Mündung; westlich an derselben liegt die Halbinsel Adelaide und von dieser, durch die schmale Simpsonstraße getrennt, die Insel King William's Land. An der Westküste dieser letztern fand Leopold Mac Clintock sichere Spuren von Franklin's Expedition, und überzeugte sich, daß Leute von den Schiffen „Erebus" und „Terror" dort gewesen seien.

Hall nahm ganz richtig an, daß er in der wüsten Region, welche sich von der Repulsebai bis nach Boothia und der Mündungsgegend des Fischflusses erstreckt, Spuren von Franklin finden werde. Jetzt erfahren wir Näheres.

Mitte Septembers kam Dr. Gould, welcher während der letztverflossenen zwei Jahre die Polargegenden bereiste, nach Neulondon in Connecticut. Er war in Cumberland Inlet an Bord eines Walfischfahrers gegangen und in diesem zurückgekommen. Im Monat August 1867 verweilte er einige Zeit bei Hall an der Repulsebai. Dieser erzählte ihm Folgendes. Im Jahre 1866

erfuhr er, Hall, von einigen Eskimos, daß etwa zwei Jahre früher Capitän Crozier und ein Begleiter desselben in der Nähe der Insel Southampton gestorben seien; sie hätten damals sich bemüht, jene Insel zu erreichen, weil sie dort irgendwo einen Walfischfahrer anzutreffen glaubten. Hall ist überzeugt, daß diese Angabe entschieden auf Crozier passe; die Eskimos nannten nicht bloß den Namen desselben, sondern besaßen auch allerlei Sachen, die ihm und seinem Gefährten gehört hatten. Hall bekam von den Eskimos Crozier's Uhr, einen goldenen Chronometer, der von Arnold und Dent in London verfertigt ist, und mehrere Sachen von Silber. Das Alles ist in seinem Besitz und Dr. Gould hat es in Händen gehabt.

Crozier's Gefährte ist vielleicht der Steward vom „Erebus" oder „Terror" gewesen; die Eskimos erzählten, er hätte die Speisen zubereitet; den Namen wußten sie nicht. Ferner erzählten sie, daß die Eskimos auf der Southamptoninsel goldene Stickereien und ein Goldstück besäßen, die beide dem Capitän Crozier gehört hätten; wahrscheinlich sind Epauletten gemeint.

Eine weitere Aussage lautet, daß mehrere Männer von einem Punkte, der weit nördlich von Southampton liege, Crozier begleitet hätten, um Southampton zu erreichen, sie seien jedoch unterwegs einer nach dem andern gestorben. Sie kamen zu verschiedenen Stämmen von Innuits (— so nennen sich die Eskimos; das Wort bedeutet: Menschen —); die Eingeborenen wollten aber nichts Genaueres über den Weg wissen, welchen er dann genommen. Diesen hat aber Hall aufgefunden. Er sagt: „Ich bin der festen Meinung, daß sie von den Eingeborenen erschlagen worden sind. Sie sagen selbst, daß Crozier kein Hinderniß gefunden habe, um die verschiedenen Stämme zu passiren, denn sie wußten, daß er ein ausgezeichneter Jäger war, der sich allzeit Nahrung genug verschaffen konnte."

Hall bietet nun Alles auf, um die hinterlassenen schriftlichen Aufzeichnungen ausfindig zu machen; diese müssen irgendwo auf King Williams Land vorhanden sein. Es wird aber sehr schwierig sein, bis zu der betreffenden Oertlichkeit vorzudringen. Den Aussagen der Eingeborenen zufolge haben die letzten sechs Ueberlebenden dort eine Art Gewölbe aus Steinen gebaut und in demselben vielerlei Dinge niedergelegt, deren sie nicht mehr bedurften.

Unter den Eskimostämmen herrscht seit einiger Zeit Fehde, z. B. zwischen dem Häuptling William und dem Häuptling Albert. Der letztere haust mit seiner Bande an der Repulsebai, wo Hall sein Quartier hat. Er duldete nicht, daß ein Angriff gegen sie gemacht werde.

Die Stelle, an welcher der erwähnte Steinhaufen oder das Gewölbe liegt, mag etwa 450 Miles von der Repulsebai nach Norden hin entfernt sein. Um dorthin gelangen zu können, hatte Hall mit König Albert und dessen Stamm ein Bündniß geschlossen und Vorbereitungen getroffen, um mit seinen Europäern und etwa 90 Eskimos dorthin aufzubrechen; das sollte, wie er dem Dr. Gould sagte, im Februar oder März 1868 geschehen; Vorräthe und allerlei anderer Nothbedarf für die Reise waren schon aufgespeichert worden. Von seinen weißen Gefährten sind zwei aus Irland, je einer aus Deutschland, Schweden und England, sämmtlich Leute vom Schiffsvolk des „Pionier", der im Sommer 1867 am Kings Cap gescheitert ist. Sie sind alle mit Revolvern und Flinten bewaffnet, und nur weil das der Fall ist, haben sich die Albert-Eskimos dazu verstanden, an der Expedition theilzunehmen, denn sie allein wären der Bande des Königs Wilhelm nicht gewachsen; der Letztere kann binnen vier oder sechs Wochen ein paar Hundert Mann zusammenbringen. Hall will die letzteren unbehelligt lassen, wenn sie ihn aber angreifen, wird er rücksichtslos mit ihnen verfahren, weil ihm Alles daran liegt, die schriftlichen Aufzeichnungen zu bekommen. Mit ihm gehen auch Joe und Hannah, das Eskimoehepaar, welches er von seiner ersten arktischen Reise mit nach Neuyork brachte und das er dann in ihre Heimath zurückgeschafft hat. Sie sind ihm, weil sie Englisch gelernt haben, als Dolmetscher sehr nützlich.

Hunde und Schlitten für die Expedition hatte Hall vollauf. „Wenn er die Urkunden gefunden hätte und sich sonst kein Hinderniß in den Weg stellte, wollte er weitergehen, wo möglich das (hypothetische) offene Polarmeer zu erreichen und vielleicht über die Behringsstraße heimzukehren versuchen." Diese Stelle ist uns nicht klar; Hall hatte ja kein Fahrzeug, und würde er die Urkunden auf einer problematischen Reise ins Ungewisse hinein allen Gefahren einer solchen aussetzen mögen? „Wenn er aber auf Hindernisse trifft, dann gedenkt er im September 1868 von King Williams Land nach der Repulsebai zurückzugehen."

Wahrscheinlich erfahren wir erst im Herbst 1869, welchen Erfolg diese Expedition gehabt hat, denn die Walfischfahrer sind zumeist schon zu Anfang Septembers aus dem arktischen Meere weggesegelt.

Gifford Palgrave's Phantasien über die Asiatische Türkei. Der geistreiche Mann und kühne Reisende, dessen lehrreiches und anziehendes Werk über Arabien so großen Beifall fand, hat in der British Association einen Vortrag über „die türkische Nordostgrenze und deren Stämme" gehalten. Er beurtheilt die Dinge von einem Standpunkt aus, der uns neu erscheint. Die Gegend, über welche er sprach, ist der Gebirgsdistrict, der an das russische Georgien grenzt und parallel mit der Kette des Kaukasus liegt. Palgrave hat sie 1867 besucht. Er fand prächtige, fruchtbare Thäler und eine zahlreiche Bevölkerung, welche sich dort während der letztverflossenen Jahre zusammengefunden hat. Es seien, meint er, alle Anzeichen vorhanden, daß sich dort eine „neue Nationalität" bilden werde. Die Thäler, so fährt er fort, haben schwierige Zugänge, sind gleichsam natürliche Festungen und können leicht vertheidigt werden. Vor etwa 50 Jahren waren sie nur spärlich bewohnt; jetzt sind Turkomanenstämme eingewandert, Kurden, Georgier und Cirkassier. Sie entflohen theils aus russischem Gebiete, theils aus Persien. Palgrave unternahm seine Ausflüge von Kars aus; mit ihm zogen der dortige Pascha und viele Häuptlinge sammt ihrem Gefolge, „weil sie den britischen Beamten dadurch ihre Hochachtung bezeigen wollten." Er reiste in gerader Linie etwa 140 Miles weit, der Weg selbst war aber wohl doppelt so lang, weil er manche abseit liegenden Ortschaften besuchte. Die Gegend ist herrlicher als selbst in der Schweiz. Alle Häuptlinge und Gouverneure dort gehören einer und derselben Herrscherfamilie an, welche aus den frisch einwandernden Stämmen Frauen nimmt, so daß eine Racenvermischung stattfinde; daraus seien Menschen mit gesundem Verstande und großer Körperkraft entsprossen. Ihre schöne Körperbildung verdanken sie den georgischen Müttern. Die Dörfer befanden sich in bestem Zustande, die weißgetünchten Häuser waren von Gärten umgeben, die Felder gut bestellt. Ein Pascha erzählte dem Reisenden, zu seines Vaters Zeit hätte man in dessen Verwaltungsbezirke nur 15 Dörfer gezählt, jetzt aber seien deren 83 vorhanden, mit je 20, 60 und einigen bis zu 200 Wohnhäusern. Woher kamen die Bewohner? Als Rußland mehrere Turkomanenstämme bezwungen hatte, sahen viele Mißvergnügte sich nach einer neuen Heimath um und türkische Agenten versprachen ihnen im Gebiete des Sultans nicht nur Grund und Boden, sondern auch anderweitige Unterstützung, z. B. beim Häuserbau. Diese Versprechungen sind ihnen auch gehalten worden und die Folge davon ist, daß seit längerer Zeit im Durchschnitt jährlich 5000 Einwanderer kommen. Auch viele Gebirgsbewohner aus dem Kaukasus haben sich hier niedergelassen, namentlich im Bezirke des Ararat. Andere Strecken sind von Kurden besiedelt worden, welche der Anarchie in Persien überdrüssig waren. Diese Kurdenstämme sind Nomaden und haben ausgedehnte Weideländereien bekommen. „Alle Leute aus verschiedenen Völkerschaften sind nicht bloß Edelleute und Bauern, sondern auch Soldaten und alle beseelt von einem gemeinsamen Gefühle für eine asiatische Nationalität (!). Dieser Geist ist hervorgegangen aus dem Gefühle gemeinsamer Gefahr und bildet das verknüpfende Band für alle. Die Herrscherfamilie dieser beginnenden Nationalität wurde als jene der Trebisondes bezeich-

net, weil ihr Gründer zur Zeit Soliman des Zweiten Gouverneur von Trebisond (Trapezunt) gewesen ist." Dieses „neue Volk" sei nicht abgeneigt, auch fernerhin dem osmanischen Reiche anzugehören und einen Schutzdamm gegen weitere Uebergriffe Rußlands zu bilden; vielleicht, meint Palgrave, würden sie aber auch eine „unabhängige Nationalität" bilden und als „Freunde Englands" sich sehr nützlich für den Verkehr in der Region des Euphrat und Tigris erweisen, denn den Schlüssel zu derselben hätten sie in ihrer Hand.

Die Zukunft von San Francisco.

Wir gaben neulich eine Schilderung des raschen Aufblühens von Chicago in Illinois. Heute entlehnen wir dem deutschen „California Demokrat" nachfolgende Phantasien; es ist schwerlich große Uebertreibung darin.

„Unsere Stadt steht eben auf dem Punkt, auf welchem Chicago vor einer Reihe von Jahren sich befand, in dem Augenblick, wo dessen erste Eisenbahn ihrer Vollendung entgegen ging. Das Wachsthum unserer Stadt in den nächsten zehn Jahren dürfte leicht ähnliche Verhältnisse annehmen, wie das von Chicago. Die kühnste Phantasie hätte das in Chicago nicht voraussagen können, was erfolgt ist. Dort wie hier gab es Tausende, welche bei jeder neuen Verbesserung schrien: Die Stadt wird nie so groß werden, die Anstalten sind zu umfangreich; aber die Zeit lehrte, daß der Fortschritt die Prophezeiungen der kühnsten Propheten noch um das Fünffache überragte.

Im Laufe des nächsten Jahres wird die Eisenbahnverbindung über San Jose, über Stockton mit Sacramento vollendet werden, und eben so die Bahn über Vallejo nach Sacramento. Eine großartige Bahnlinie nach Oregon ist schon im Bau, die Bahn nach dem Süden bis Gilroi ist bald vollendet, in all den kleinen Agriculturthälern jenseits der Bai sind Bahnen im Bau, während wir gleichzeitig über Oakland mit San Jose in Verbindung treten. Von all diesen Linien ist noch keine im Betrieb, der ganze ungeheure Verkehr, den sie binnen Jahresfrist vermitteln werden, besteht noch nicht, und trotzdem jetzt schon die riesige Zunahme unserer Stadt! Dazu kommt noch die Vollendung der großen Pacificbahn, die unsere Stadt zum Mittelpunkte des chinesischen Handels machen muß. Dazu kommen die zahlreichen weiteren Projecte von Eisenbahnen, die, kaum aufgetaucht, schon in Angriff genommen werden. Wir stehen also jetzt erst auf dem Punkte, auf dem Chicago stand, als die erste Linie seines colossalen Eisenbahnnetzes noch nicht vollendet war, und sind im Begriff, ein gleich großes Eisenbahnnetz zu vollenden, welches unsere Stadt zu einer Weltstadt zu machen bestimmt ist. Wir stehen erst am allerersten Anfang einer Bewegung. Dies gegenwärtige San Francisco, trotz seines riesenhaften Wachsthums, ist nur ein Dorf im Vergleich zu dem San Francisco in zehn Jahren.

Wir haben im letzten Jahre bereits für 25 Millionen Dollars Getreide ausgeführt, ohne den inländischen Verkauf, welcher seinen Centralmarkt in San Francisco hatte. Die Eisenbahnen, die in den nächsten zwei Jahren eröffnet werden, werden ein Gebiet des fruchtbarsten Bodens aufschließen, auf dem wir reichlich das Doppelte dieser Ausfuhr produciren, und das Aufblühen von Agriculturplätzen wie San Jose ist nur ein Vorspiel zu Dutzenden von blühenden Agriculturstädten, die in der nächsten Nähe von San Francisco und überall längs der Eisenbahnlinie entstehen werden. Die weiten Thäler von Santa Clara, San Joaquin bis hinunter nach San Bernardino, die fruchtbaren Gebiete, welche die Vallejobahn durchschneidet, die fruchtbaren Thäler von Sonoma, Napa, Petaluma zc. werden jetzt erst ihren Segen über uns ergießen.

Kein Staat der Union kann so leicht eine massenhafte Bevölkerung ernähren wie der unsere. Wir reden hier noch nicht von den herrlichen Gefilden von Tulare, Bernardino zc., die Bevölkerungen erreichen werden wie große Staaten, und durch die in den nächsten fünf Jahren die südliche Bahn vollendet wird, welche uns mit Texas verbindet, — nicht von dem colossalen Handel, den die Pacificbahn jetzt schon mit Washoe treibt, — nicht von dem Riesenverkehr dieser Pacificbahn selbst, — nicht von dem Aufschwunge der Minengegenden, von Humboldt, Idaho, Reese River, Esmeralda zc., welche an San Francisco durch die Eisenbahn tributpflichtig werden. Im Norden dann Oregon, Washington, an sich schon das Gebiet von Dutzenden von Staaten umfassend, mit denen wir innerhalb der nächsten fünf Jahre in nächster Eisenbahnverbindung stehen werden, nach Osten zu die Reihen blühender Staaten, die sich längs der Eisenbahn bilden werden. Gegen diese Gebiete ist das Handelsgebiet von Chicago nur unbedeutend. Alle oben angedeuteten Aussichten liegen nicht fern, nein, sie reifen in allernächster Zukunft ihrer Vollendung entgegen, und der riesenhafte Fortschritt der nächsten zwei Jahre ist nur ein kleiner Anfang im Vergleich zu dem, was die nächste Zukunft liefern wird.

Man sehe nur, wie rasch selbst dieser Anfang schon seine Verkehrswege sucht, man blicke auf die Straßeneisenbahnen, die fast bis an die Grenze unseres County schon im Bau begriffen sind, man sehe auf die Tausende von Häusern, die jährlich überall aufspringen. Jahr für Jahr hören wir: so kann es nicht fortgehen, es wird zuviel gebaut, — und doch liefert jedes folgende Jahr noch die doppelte Anzahl neuer Häuser, wie sein Vorgänger, — doch steigt das Grundeigenthum beständig, — doch bilden sich Meilen von der Stadt täglich neue Colonien, die mit Siebenmeilenstiefeln nach der Stadt zu sich ausdehnen. Und doch ist all dieser Riesenwachsthum nur ein ganz kleiner Anfang von dem, was die nächsten Jahre sehen werden, wenn das kolossale Eisenbahnnetz vollendet sein wird, von dem bis jetzt noch kein Theil mit San Francisco den Anschluß bewerkstelligt hat. In zehn Jahren werden wir auf Hunderte von Meilen Farm an Farm haben, mit blühenden Städten dazwischen gestreut wird das colossale Eisenbahnnetz, welches eben seiner Vollendung entgegengeht, nur das Gerippe andeuten von Dutzenden neuer Zweigbahnen, und San Francisco wird eine Weltstadt sein. So fruchtbar, so herrlich wie das Gebiet, von dem es den Mittelpunkt bildet, findet sich kein zweites in der Welt.

Unser Staat hat die Periode passirt, wo Minen seinen Hauptreichthum bilden, und von dem Augenblick an, wo seine unerschöpflichen Agriculturschätze in den Vordergrund treten, begann erst das Aufblühen, dessen allererste Anfänge wir soeben begrüßen. Ehe zwanzig Jahre vergehen, wird eine Bevölkerung von 15 bis 20 Millionen Menschen die Basis für den Wohlstand von San Francisco bilden."

* * *

— Bei Wentworth in Südaustralien ist eine Quecksilbergrube aufgefunden worden.

— Im County Shasta, Californien, ist auch eine sehr ergiebige Quecksilbergrube, an der South Fork, entdeckt worden.

— Die australischen Blätter haben, wie unsere Leser wissen, großes Aufheben von den Diamanten gemacht, welche in der jüngsten Zeit dort gefunden worden sind. Jetzt hat in London der Geolog Tennant in der British Association nachgewiesen, daß sie nicht so viele Pfennige werth seien als man Pfund Sterling für sie gefordert habe.

— Arbeitercongresse und Versammlungen sind auch in Nordamerika an der Tagesordnung. In der letzten Septemberwoche hielt der „nationale Arbeitercongreß" in Newyork seine Sitzungen und es kam „die sociale Frage" zu lebhafter Erörterung. Ein Herr L. A. Hine (der sich wahrscheinlich aus Heine veryankeet hat) suchte nachzuweisen, wie ungleich das Einkommen in den Vereinigten Staaten vertheilt sei. Seine Berechnungen bezogen sich nur auf 27 Staaten; die zehn südlichen Staaten berücksichtigte er nicht, da die Geschäfte in ihnen noch nicht geregelt genug sind, um Anhalt zu bestimmten Aufstellungen zu bieten. Er berechnete die Gesammtbevölkerung jener 27 Staaten auf 20 Millionen Menschen, davon kommen auf die „besitzende Classe" 440,000 erwachsene männliche Menschen, auf die „mittlere Classe" 1,710,000 und auf die „arbeitende Classe" 2,750,000, zusammen 4,900,000 männliche Menschen. Die arbei-

tende Classe ist also um 28 Procent größer als die beiden anderen zusammen genommen. Das Einkommen ist jedoch folgendermaßen vertheilt:

20,000 Personen haben jährlich 10,099 Dollars Einkommen und mehr; 140,000 Personen haben jährlich 1000 bis 2000 Dollars; 280,000 Personen 600 bis 2000 Dollars; 2,500,000 Personen durchschnittlich 450 Dollars jeder; 2,090,000 Personen 350 Dollars jeder, so daß sich das Einkommen Aller auf 3,789,000,000 Dollars beläuft und zwar haben

Personen.	Jährl. Einkommen.
20,000	612,000,000 Dollars
140,000	714,000,000 „
280,000	588,000,000 „
2,500,000	1,725,000,000 „
2,000,000	700,000,000 „
4,900,000	9,739,000,000 Dollars.

Ein Zehntel der Bevölkerung besitzt also die Hälfte des Gesammteinkommens, die übrigen neun Zehntel müssen sich mit dem Rest begnügen.

Darauf lenkte der Redner die Aufmerksamkeit der Versammlung darauf, wie ungerecht die indirecten Steuern vertheilt seien; die Armen müßten die Hauptlast tragen, die Reichen seien verhältnißmäßig niedrig besteuert. So zahlten: Die besitzenden Classen mit 440,000 Personen 100,000,000 Dollars; die mittleren Classen mit 1,710,000 Personen 120,000,000 Dollars; die arbeitenden Classen mit 2,750,000 Personen 130,000,000 Dollars.

Der Redner kam alsdann auf die hohe Besteuerung und die Verschwendung der Regierung zu sprechen. Die directen Steuern betrugen in den Jahren 1863, 1864, 1865, 1866 und 1867 2000,000,000 Dollars, davon wurden bezahlt:

Von der besitzenden Classe	560,000,000 Dollars
Von der mittlern Classe	650,000,000 „
Von der arbeitenden Classe	800,000,000 „
	2000,000,000 Dollars.

Jeder „Arbeiter“ werde auf diese Weise um 440 Dollars betrogen, da beim Beginn des Krieges als ausgemacht angenommen worden sei, daß die Armen die Soldaten liefern und die Reichen die Kosten bestreiten sollen. Anstatt dies zu thun, hätten die Bondsbesitzer ihr Wort gebrochen, indem sie jetzt die Soldaten und Arbeiter den größten Theil der Steuern bezahlen ließen.

Es scheint Herrn Hine nicht einzuleuchten, daß auch die „besitzende“ und die „mittlere“ Classe arbeiten.

— Yankee-Humbug im besten Stil. Die Neuyorker Blätter machten sich einige Wochen lang viel zu schaffen mit einem gewissen John Allen. Der Patron hielt unter der Firma eines „Tanzsalons“ eine sehr schlechte Wirthschaft. Dort entdeckte ihn ein gewisser Dyer, Mitarbeiter an einer neuen Monatsschrift: „Packard's Monthly“, und benutzte ihn als Stoff zu einem rührenden Sensationsartikel. John Allen mußte als der „verworfenste Mensch in Neuyork“ herhalten und salbungsvolle Ermahnungen lesen. Nun bemächtigten sich die Methodistenprediger der Sache; sie bestürmten den verworfensten Mann, der ihnen auch „zerknirscht“ versprach, im Mai 1869 seiner Wirthschaft ein Ende zu machen. Als sie ihn so weit hatten, setzten sie ihm mehr und mehr zu; es wurde Mode bei den Frauen, Allen zu besuchen und noch mehr ihn zu bekehren, und groß war der Triumph in Zion, als er eines schönen Morgens einen Sensationszettel an seine Thür geklebt hatte: „This dance house is closed, Gentlemen werden nur in Begleitung ihrer Frauen zugelassen und auch nur, wenn diese letzteren Magdalenen als Dienstboten verwenden wollen.“ Der verworfenste Mann war bekehrt. Die Zeitungsreporter rannten ihm um die Wette mit beglückwünschenden Frommen das Haus ein, und der Berichterstatter der „Tribune“ (vom 2. September) giebt in rührender Weise Alles, was er mit dem nun so tugendhaften John Allen gesprochen habe. Einem Amerikaner mag solches Zeug zusagen, wir gehen nicht darauf ein, wollen aber bemerken, daß Allen's Humbug würdige Nachahmer gefunden hat. Hier handelt es sich aber nicht um methodistische Salbaderei, sondern um Ratten und Hunde, um Speculation auf den Antithierquälerverein. Das „Newyorker Journal“ vom 12. September schreibt:

Noch Einer, der bekehrt sein will. Die Lorbeeren des John Allen lassen einen andern Einwohner der Waterstreet, Namens Kit Burns, nicht schlafen. Kit beschäftigt sich damit, Hunde zu Kämpfen mit Ratten zu dressiren. Da er ein dunkeles Gefühl hat, daß er mindestens ein ebenso schlechter Kerl wie John ist, nebenbei aber auf eine billige Weise sein Geschäft „gepufft“ haben möchte, so wendet er sich in einem „Eingesandt“ an den „Herald“ mit folgenden Zeilen an den Präsidenten der Gesellschaft zur Verhinderung der Thierquälerei, Herrn Henry Bergh:

„Seitdem Johnny Allen seine Bude zugemacht hat, habe ich nicht aufgehört, mir über mich und mein Geschäft Gedanken zu machen. Ich besitze und dressire eine große Menge Hunde und tödte so viel Ratten, wie verlangt wird. Es ist eine wahre Freude zuzusehen, wie die Hunde über die Ratten herfallen; ich wette, es geht Ihnen ein Schauder über den ganzen Leib. Ich habe meine Thierchen aber auch wirklich ausgezeichnet dressirt. Aber ich wollte etwas Anderes sagen: Jeder muß seine Chance haben und ich denke, Herr Bergh dürfte die sich ihm bietende Gelegenheit nicht versäumen. Wenn dieser Herr nun zu mir kommen wollte, so würde ich es so einrichten, daß er zu der Menge sprechen könnte — bisweilen finden sich bei mir gegen zweihundert Personen zusammen —; wenn er uns dann zeigen würde, daß wir grausam und unmenschlich handeln, ich würde, wahrhaftigen Gott, mein Geschäft aufgeben und die Hunde und die Ratten — ich habe deren einige vorzügliche Exemplare — verkaufen. Ich bin mir nicht recht klar, ob ich ein Unrecht thue, wenn ich ein solches Geschäft betreibe, und doch will es mir nicht einleuchten, daß es grausam und unmenschlich ist, Ratten zu tödten, obgleich ich zugebe, daß es nicht verzeihlich ist, Hunde mit einander kämpfen zu lassen. Ich möchte gern mit Herrn Bergh über diese Dinge plaudern; er würde mir einen großen Gefallen thun, wenn er mich in Nr. 273 Waterstreet besuchte. Achtungsvoll Kit Burns.“

Ob Herr Bergh dem „smarten“ Kit den Gefallen thun wird? Das hängt davon ab, ob Herrn Bergh's Thierliebe groß genug ist, um den Widerwillen, den es ihm einflößen muß, sich zum Reclameschmied für einen rohen, gemeinen Gesellen zu machen, zu besiegen, und ob er sich so viel Einfluß auf Kit und dessen Kunden zutraut, um sie wirklich von der Verwerflichkeit ihrer Amüsements überzeugen zu können.

Es scheint jetzt übrigens eine wahre Bekehrungsmanie unter den Methodistenpredigern zu herrschen. So hat ein „Reverend“ David Mitchell gestern in der Presbyterialkirche in Greene Street eine Predigt gehalten, in welcher er sämmtliche „Magdalenen“ in Mercer, Greene, Thomson etc. Street aufforderte, zu ihm zu kommen und sich von ihm bessern zu lassen. Der Reverend S. H. Tyng jr. wird am nächsten Montag in derselben Kirche zum nämlichen Zwecke predigen.

John, der Gottlose, hat sich übrigens noch nicht entschließen können, sich einer bestimmten Religionssecte zuzuwenden, so sehr ihn auch seine frommen Zusprecher beschwören mögen, „sich in die Legion Jesu einreihen zu lassen“, „unter Christi Banner zu kämpfen“ etc. „Ein ander Mal“, „heut' ist mir nicht danach“, „ich will warten, bis das Wetter schöner wird“, sind seine Ausflüchte. Es würde uns gar nicht wundern, wenn der schlaue John eines schönen Tages, „wenn ihm danach zu Muthe ist“, seine Polkakneipe, die ja jetzt einen bedeutenden Ruf erlangt hat, wieder öffnete. Es würde dies einen neuen Beitrag zur Geschichte des amerikanischen Humbugs abgeben; Barnum wäre um mehrere Nasenlängen geschlagen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Capitän Mage's Aufenthalt beim König Ahmadu zu Segu am obern Niger.

I.

Der Empfang Mage's in Segu. — Erste Audienz beim Sultan. — Die Person des Königs. — Die Wohnung der Europäer. — Der Yolof Samba Ndiaye. — Freigebigkeit des Herrschers. — Verhandlungen mit demselben. — Leben und Treiben in Segu. — Allerlei Charaktere. — Aufstand der heidnischen Bambaras.

Unsere Leser werden sich erinnern, mit wie viel Noth und unter welchen Beschwerden es dem Capitän Mage gelang, die weite Reise von St. Louis an der Mündung des Senegal bis nach Segu am obern Niger zurückzulegen. In dieser Stadt herrschte König Ahmadu, einer der Söhne des Hadsch Omar, mit welchem der Reisende einen Vertrag abschließen sollte. Mage gewann dort und späterhin bei Sansandig einen tiefen Einblick in die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Völker in jener innerafrikanischen Region, über welche wir bisher eine nur mangelhafte Kunde hatten. Wir weisen auch auf unsere Illustrationen hin, welche Typen und Gegenstände anschaulich machen, die früher nie zuvor bildlich dargestellt worden sind.

Im Februar 1864 fuhr Mage mit Dr. Quintin und seinen schwarzen senegambischen Begleitern in einer elenden Pirogue von der Stadt Yamina auf dem Niger bis Segu, das eigentlich aus vier großen Ortschaften besteht; er hielt bei einer derselben, Segu Kura, d. h. Neu-Segu, an und setzte seinen Führer Famhara bei einem benachbarten Gupuilli, d. h. einem aus Strohhütten bestehenden Dorf, ans Land; dasselbe bildete eine Art Vorstadt der Ortschaft Segu Sikoro; die beiden anderen heißen Segu Bugu und Segu Koro.

Samba Ndiaye, Oberingenieur Ahmadu's.

Famhara wurde zum Könige geschickt, um demselben die Ankunft der Europäer zu melden. Diese gingen den sandigen Strand entlang und hatten dort einen Ueberblick über Segu Sikoro. Am Ufer hin zog sich eine hohe graue Mauer; am Flusse trieb sich eine zahlreiche Menschenmasse umher; viele Frauen nahmen ein Bad, andere waren mit Waschen beschäftigt oder holten Wasser in großen Kalebassen; manche gingen einzeln, andere dagegen, offenbar Gefangene, in langer Reihe hinter einander unter Begleitung eines Aufsehers. — Gegen zwei Uhr Mittags kam der Führer zurück und brachte einen Schwarzen mit, welcher den beiden Europäern im besten Französisch einen guten Tag wünschte. Er war als Muselmann gekleidet, aber sein intelligentes Benehmen und ein gewisses Etwas in seinem ganzen Benehmen rechtfertigte den Schluß, daß er längere Zeit zu St. Louis gelebt haben müsse. Der Mann nannte sich Samba Ndiaye und die Ndiayes gehören zum Volke der Yolofs. Im Französischen drückte er sich sehr geläufig aus und sagte den Europäern, daß sie bei ihm wohnen würden. Auf Mage's Bemerkung, daß er sich sofort in seine Behausung begeben möchte, entgegnete Samba, daß es angemessener sein werde, vor allen Dingen dem Könige die Aufwartung zu machen, und der Führer Famhara war derselben Ansicht; ohnehin warte der König schon auf den Besuch.

Die Ankunft der fremden weißen Leute erregte die Neugier des Volkes, das in unzähliger Menge herbeiströmte und so dicht zusammengedrängt war, daß eine Schaar Soldaten, die mit ledernen Peitschen rücksichtslos nach rechts und links unter die Menschen hineinhieben, nur mit Mühe freien Durchgang schafften. Wir lassen Capitän Mage weiter erzählen:

So wanderten wir am Strand hinauf durch dicken Staub,

der uns in die Augen biß, und kamen an das Thor Sukutu, neben welchem ein sehr angesehener Mann dieses Namens sein Haus hatte. Die Thore der Stadt sind doppelt wie bei einer Festung; der Raum zwischen beiden bildet eine befestigte Caserne mit Schießscharten; ein Reiter kann bequem passiren, die Flügel sind aus dickem Caïlcedraholze, gewöhnlich je aus einem einzigen Stücke verfertigt; die Schlüssel sind von Holz und sehr stark. An jedem Abend werden sechs der sieben Stadtthore geschlossen und nur ein einziges bleibt für die Landleute geöffnet, welche bis späthin Milch und Früchte bringen.

Durch enge gewundene Gassen, in denen es von Menschen wimmelte, kamen wir an einen freien Platz. Zu unserer Linken stand dort ein mit einigem Schmuckwerke verziertes Haus, und demselben gegenüber eine wahre Festungsmauer von etwa 20 Fuß Höhe. Das war Sultan Ahmadu's Palast. Wir hatten übrigens keine Zeit zu Betrachtungen, denn die Menge drängte uns unaufhaltsam der Thür zu. Als wir dort waren, peitschten die Soldaten aus Leibeskräften nach allen Seiten hin und verschafften uns freien Eingang. Unweit von der ersten Thür befindet sich eine andere, durch welche man zu einem sehr großen, etwas dunkeln Vorzimmer gelangt. An den Wänden sind die Bänke oder Ruhebetten für die Garde angebracht, die Waffen hängen an Haken und auf allen Seiten stehen Schildwachen. Wir stiegen von dort aus zwei Stufen hinan und befanden uns nun im Hofe der Tata, das heißt der Ringmauer. In der Mitte steht das Haus Ahmadu's, das sich durch nichts Besonderes auszeichnet (siehe das Bild). Die Schießscharten und überhaupt die Befestigunswerke sind offenbar nach dem Muster der französischen Forts am Senegal gebaut worden; auf der Wind- und der Regenseite hat man sie mit Stroh bekleidet, damit sie nicht leiden. Im Fall einer Belagerung fänden wohl 2000 Mann hinter diesen Erdmauern Platz

Eingang zu Ahmadu's Palast in Segu.

und die gesammten Fortificationen sind derart aufgeführt, daß selbst regelmäßigen Truppen ohne Kanonen das Eindringen schwer fallen würde, sie müßten Minen anlegen und sprengen.

Ein langer Gang führte zu einem andern Hofraume, in welchem Sultan Ahmadu nebst einer Anzahl von Würdenträgern sichtbar wurde. Er saß auf einer Ziegenhaut, die man auf den feinen Sand gelegt hatte; die Uebrigen hatten auf der nackten Erde Platz genommen. Zu beiden Seiten war eine Leibwache von etwa 50 Sklaven aufgestellt; ihre Bekleidung war sehr ungleich und Jeder hielt sein Gewehr so wie er eben Lust hatte.

Ich sagte ihm auf Französisch: „Guten Tag" und reichte ihm die Hand; ein Gleiches thaten Doctor Quintin und Samba Yoro, der mir als Dolmetscher diente. Sofort brachte man uns ein Tara; dieses Gestell zum Sitzen oder Liegen ist etwa anderthalb Fuß hoch, aus Bambus verfertigt und mit einer Dampeh, weißbaumwollenen Decke, belegt. Ahmadu redete mich in Peuhl an, fragte nach meinem Wohlbefinden, wünschte mir das beste Willkommen und erkundigte sich nach dem Stande der Dinge in St. Louis. Ich meinerseits gab ihm sehr lakonische Antwort, beschwerte mich darüber, daß ich meinen Weg nicht durch Beledugu hatte nehmen können, erkundigte mich nach Hadsch Omar und fragte, ob derselbe sich immer noch in Hamdallahi befinde (— der Hauptstadt des von ihm eroberten Fulbereiches Massina —). Die Antwort lautete: er sei noch immer dort und befinde sich wohl. Auf meine Frage, ob ich dorthin reisen und ihn sehen könne, antwortete Ahmadu: „Wir werden darüber reden." Er öffnete den französisch und arabisch geschriebenen Brief des Gouverneurs (— der französischen Besitzungen Senegambiens, General Faidherbe —) und las ihn mit einiger Verlegenheit, weil er nicht genug Arabisch verstand. Deshalb ließ ich den arabischen Text zuerst ins Peuhl (— Sprache der Fulbe und Toncouleurs —) übersetzen; ich las den fran-

zösischen Text vor, Samba Yoro wiederholte denselben in Yolof und Samba Ndiaye verdolmetschte dieses letztere für den Sultan.

Ich drang dann darauf, sofort über die Angelegenheiten zu verhandeln, welche mich nach Segu geführt hatten, aber Ahmadu ging nicht darauf ein, sondern machte der Sitzung ein Ende, angeblich weil ich der Ruhe sehr bedürftig sei und deshalb unverweilt nach meiner Wohnung geleitet werden müsse.

Anfangs hielt ich diesen Sohn Hadsch Omar's für etwa neunzehn oder zwanzig Jahr alt, er war aber ein Dreißiger, ist ziemlich hoch und regelmäßig gewachsen, sein Gesichtsausdruck hat etwas Sanftes, der Blick ist ruhig und er sieht recht intelligent aus. Er spricht immer leise und stottert etwas. Das Auge ist groß, die Nase gerade, die Nasenflügel sind wenig entwickelt, die Stirn ist hoch und breit; aber die aufgeworfenen Lippen und das zurückweichende Kinn, zwei Dinge, die von Negerbeimischung zeugen, machen sein Gesicht unschön. Seine Hautfarbe ist bronzeartig, mehr braun als schwarz. Seine Kopfbedeckung war von blauer Baumwolle, sogenanntem Rum, d. h. Zeug aus dem Elsaß; ein weiter Bubu aus demselben Stoffe war über ein aus sehr feiner weißer Baumwolle verfertigtes Turkey, Untergewand, gezogen. Ich bemerkte, daß die Guiba, Vordertasche in seinem Bubu, sehr weit war. In der Hand hielt er einen Rosenkranz, während der Pausen des Gesprächs ließ er die Kugeln durch seine Finger gleiten und murmelte dabei etwas her. Vor ihm auf der Ziegenhaut lagen seine Sandalen, ein arabisches Buch und sein Säbel. Alle Landeseingeborenen hatten ihre Fußbekleidung abgelegt.

Ahmadu, König von Segu.

Auf dem Wege zu unserer Wohnung hatten wir zum Geleit eine Abtheilung von Sofas (— Sklaven des Königs, die Soldaten sind und die Leibwache bilden —); es versteht sich von selbst, daß sie Peitschen trugen und sich derselben mit großem Nachdrucke bedienten. Mit wahrem Vergnügen hieben sie in die dicht gedrängte Menge hinein und schonten auch die Frauen und Mädchen nicht. — Eine breite Straße läuft zwischen der Moschee und dem Hause des Hadsch Omar, das gleich der Tata Ahmadu's eine Festung bildet. Dort hat der letztere seine Frauen und Sklavinnen im Verwahr, dann auch die gefangenen Prinzessinnen der königlichen Familien von Segu und Massina, und außerdem seinen Schatz und vielerlei Vorräthe. Die Erdmauer ist oben mit spitzen Pfählen aus hartem Holze versehen. Samba Ndiaye, der mir unterwegs diese Mittheilungen machte, war Schutzhüter dieses Hauses und hatte sogar Zutritt bei den Frauen, welche außer ihm und Ahmadu kein anderer Mann sehen durfte.

Weiterhin kamen wir auf einen freien Platz, wo unter herrlichen Dubabelbäumen (— wir verweisen auf die Illustration, welche wir früher, S. 69, gegeben —) Markt gehalten wurde. Es wäre dort recht anmuthig, wenn die Schwarzen nicht ganz in der Nähe ein umfangreiches Loch gegraben hätten, aus welchem sie die Erde zum Aufbau ihrer Hütten und Häuser nehmen. Dasselbe bildet während der Regenzeit einen Sumpf und in den trockenen Monaten eine abscheuliche Cloake, so daß allezeit die Luft umher verpestet wird. Am östlichen Ende der Ortschaft lag die Wohnung Samba Ndiaye's, eine Reihe von Hütten von etwa 10 Fuß Höhe; alle waren aus rohen Balken und gestampfter Erde gebaut und hatten ein flaches Dach, die Thüren nur 4 bis 5 Fuß Höhe. Der vorderste Hofraum war für uns wohnlich hergerichtet worden; vermittelst eines großen, mit Stroh gedeckten Schuppens gelangte man in unser Zimmer, das etwa 10 Fuß lang und 12 Fuß breit war; in der einen Ecke bemerkte ich eine Art von Feueresse; das Bett bestand aus Matten. In einem hintern Hofraume befindet sich, wie das überhaupt in diesen „Barbarenländern“ der Fall ist, eine gewisse unbedingt nothwendige Anstalt, von welcher aber in dem „civilisirten Frankreich“ kaum die Hälfte der Landbewohner eine Vorstellung hat. Hier lag aber zu unserm Leidwesen die Küche in nächster Nähe! Meine Habseligkeiten brachte ich in einem Speicher unter, der auch als Getreidemagazin diente. An der einen Mauer stand eine plumpe Leiter, deren Sprossen mit ungegerbten Lederstreifen an die Seitenstangen befestigt worden waren. So gelangte man auf das platte Dach, auf welchem Samba Ndiaye ein kleines höl-

König Ahmadu in einer Rathsversammlung.

zernes Haus errichtet hatte; dort konnte er in frischer Luft schlafen, ohne durch Feuchtigkeit zu leiden. Die ganze Anlage war verständig; man sah es überhaupt der ganzen Wohnung an, daß Samba Ndiaye sich allerlei von den Weißen angenommen hatte.

Dieser Mann war ein Bakiri aus Tuabo (— einer Provinz in Guoy am Senegal —) und damals, 1864, zwischen 40 und 50 Jahre alt; er hatte volle 20 Jahre lang in St. Louis als Geisel zugebracht. Nach der Rückkehr in seine Heimath trieb er Handel und hatte ein gutes Geschäft, als der Hadsch als Eroberer nach Tuabo kam. Nun wurde er Muselmann, gab bald nachher seinen Kram auf und schloß sich dem Sieger Omar an. Dieser begriff bald, wie nützlich ihm ein Mann sein konnte, welcher so lange mit den Weißen verkehrt hatte und sich obendrein in gewisser Art auf das Bauwesen verstand. Omar ernannte ihn zum Ingenieur seiner Truppen und zeichnete ihn sehr aus. Er hatte die Kanonen unter seiner Aufsicht und verstand sich gut darauf, beschädigte Laffetten in brauchbaren Stand zu setzen. Hauptsächlich diesem letztern Umstande verdankt es Omar, daß er seine Eroberungen bis an den Niger ausdehnen konnte, denn nur vermittelst seiner Geschütze konnte er entscheidende Schlachten gewinnen. Als er dann von Segu nach Massina sich in Bewegung setzte, um dieses Reich zu erobern, bat Samba Ndiaye, in jener Stadt bleiben zu dürfen, und der Hadsch ernannte ihn nicht bloß zum Befehlshaber der Festung, sondern auch zum Hüter seines Hauses.

Sobald er erfuhr, daß weiße Männer vom Senegal eintreffen würden, bat er um die Vergünstigung, ihnen in seiner Wohnung Unterkommen zu geben; er rede ihre Sprache und wisse aus Erfahrung, wie man mit ihnen umgehen müsse. Bei Ahmadu steht er nicht ganz in so hohem Ansehen wie bei dessen Vater Omar, doch wird sein Rath über mancherlei Dinge eingeholt, und namentlich dann, wenn es sich um

Mage's Wohnung in Segu.

weiße Leute handelt. So kam es, daß die Griots (Hoffänger) und andere einflußreiche Leute diesmal den Kürzern zogen; sie hätten mich gern in Beschlag genommen, weil daraus für sie allerlei Profite herausgesprungen wären. Ahmadu wollte uns, wie der landesübliche Ausdruck lautet, „aufnehmen"; also verstand es sich von selber, daß er mir viele Lebensmittel, Salz und andere Geschenke geben würde, und dabei mußte natürlich für meinen Hauswirth etwas abfallen. Nun war Samba Ndiaye schon in seiner Eigenschaft als Bakiri eben so eigennützig oder auf Geschenke erpicht wie die anderen, aber durch seinen langjährigen Aufenthalt unter den Weißen hatte er gelernt, eine Art von Anstand zu beobachten; er war nicht bettelhaft zudringlich, während die übrigen von jedem Weißen so viel als möglich zu erpressen suchen. Die letzteren sind aber daran einigermaßen selber schuld. Nur allzu lange befolgten sie beim Handelsverkehr mit den Schwarzen das System, denselben Geschenke zu geben, bevor das Geschäft begann, und so kam es allmälig, daß Geschenke gewissermaßen als ein Recht in Anspruch genommen werden.

Als ich mich einigermaßen eingerichtet hatte, erschienen bei mir zwei schwarze Männer, Seïdu und Ibrahim; sie waren, wie früher gemeldet worden ist, vom Gouverneur aus St. Louis als Eilboten nach Segu vorausgeschickt worden, um meine Ankunft zu melden und waren schon seit fünf Monaten in der Stadt. Ahmadu hatte sie gut aufgenommen, wollte sie aber nicht nach Massina zu seinem Vater Omar gehen lassen, angeblich weil sie des Krieges halber nicht dorthin gelangen könnten. Auch die Rückkehr nach dem Senegal wurde ihnen nicht gestattet; sie dürften, sagte Ahmadu, nicht heimkehren, ohne dem Gouverneur eine Antwort von Omar zu bringen. So befanden sie sich in der Klemme. Uebrigens wurden sie gut behandelt und wohnten bei einem Toucouleur-Griot, den sie sehr lobten. Ich kannte diesen Mann, er hieß San oder Samba Farba und auch ich kann nur Gutes von ihm sagen. Früher hatte er län=

gere Zeit in St. Louis, in Bakel und anderen Stationen am Senegal sich aufgehalten und war mit manchen dortigen Kaufleuten bekannt. Er hat mir, ganz gegen die Gewohnheit anderer Griots, niemals etwas abverlangt, und wenn ich ihm dann und wann ein kleines Geschenk gab, bedankte er sich herzlich. Er gehört zu denjenigen Afrikanern, an welche ich mich mit Vergnügen erinnere.

Die beiden Eilboten hatten in Segu Gelegenheit vollauf gehabt, den Stand der öffentlichen Angelegenheiten genau kennen zu lernen, und ich hätte von ihnen manches Wichtige erfahren können. Leider verstand ich damals erst wenig von der Yoloffsprache und vom Toucouleur gar nichts, und um aus den Leuten etwas herauszubringen, hätte ich mich eines Dolmetschers bedienen müssen. Nun sind aber diese Neger so mißtrauisch, daß sie nicht gewagt haben würden, einem meiner Laptots die wahre Lage und Stellung Ahmadu's zu offenbaren; sie besorgten, daß dieser Kunde davon erhalten könne und fürchteten den Zorn des Königs. Uebrigens ließ

Samba Farba, einflußreicher Griot in Segu.

Seidu einige Worte und Winke fallen, die mir zu denken gaben, aber nie ging er offen mit der Sprache heraus und das that er auch späterhin nicht beim Gouverneur Faidherbe. Ich lernte nur auf meine eigenen Kosten und im Verlaufe der Zeit den wahren Stand der Dinge kennen.

Ahmadu war anfangs sehr gastfreundlich und freigebig. Am Tage nach unserer Ankunft fanden wir im Hause Samba Ndiaye's einen fetten Hammel, ein wahres Prachtexemplar. Man sieht bei den Handelsleuten, namentlich am obern Senegal, nicht selten stattliche Schöpse, die man am Tabaskifeste schlachtet und die einen Werth von 50 bis 60 Franken haben, aber ein so mächtig fettes Thier hatte ich nie zuvor angetroffen. Auch Reis und Salz ließ uns der König bringen und bald nachher auch einen gemästeten Ochsen. Dieser benahm sich so widerspenstig, daß die Schwarzen ihm die Beinflechsen durchschnitten. Ich ließ ihn dann sofort abschlachten und wir hatten nun Fleisch die Hülle und die Fülle. Ich mußte, als Gesandter und Bevollmächtigter meiner Regierung, natürlich alle Geschenke des Königs annehmen und war auch froh, daß wir nach langem Fasten wieder einmal

kräftige Nahrung genießen konnten. Abends und Morgens brachte man uns Milch; Samba Ndiaye hatte vom Könige 5000 Kaurimuscheln erhalten, um uns dafür Hühner, Eier und Fische zu kaufen und wiederholte mehrmals, wir möchten uns ja nicht einschränken, Ahmadu habe einen großen Geldbeutel und würde es sehr übelnehmen, wenn wir uns etwas abgehen ließen. Er seinerseits schenkte uns gleichfalls einen Hammel, der eigentlich am Tabaski verzehrt werden sollte; an jenem Festtage schlachtet jeder Familienvater, der es irgend erschwingen kann, einen Schöps.

Als eine Art von Haushofmeisterin besorgte die Sklavin Mairam den Dienst in der Küche und bereitete auch für meine Laptots die Speise. Die Wache von Sosas vor meiner Wohnung wurde von einem gewissen Karunka Djawara befehligt; er sorgte dafür, daß Niemand ohne meine ausdrückliche Erlaubniß Eingang fand, und jeder Zudringliche, gleichviel welchen Ranges er auch war, bekam tüchtige Peitschenhiebe. So konnte ich mich endlich der Ruhe erfreuen. Am folgenden Tage zogen meine Laptots insgesammt zum Sultan, der sie nicht nur freundlich aufnahm, sondern ihnen auch einen Ochsen und 40,000 Kaurimuscheln schenkte. Ich erhielt gleichzeitig eine wahrhaft fürstliche Gnadenspende, nämlich einen Korb mit 500 Guru- oder Kolanüssen. Mein Führer Famhara hatte dem Sultan gesagt, daß die Weißen diese Frucht sehr gern genössen und er speculirte seinerseits auf das Geschenk, ich aber wußte den Werth desselben wohl zu würdigen und hielt Haus damit.

Am 1. März 1864 ließ ich Ahmadu um eine Audienz bitten und er bestellte mich um 5 Uhr. Als ich eintrat, fand ich ihn von einer großen Menschenmenge umgeben, verlangte aber, nachdem ich ihn begrüßt hatte, sofort vom Geschäfte zu reden. Die Mehrzahl der Anwesenden ging dann fort und nur einige wenige Beamten durften dableiben.

„Seit dem Gefechte bei Guemu," so redete ich ihn an,

Ein Blick auf Segu von einer Dachterrasse aus.

„ist kein Krieg mehr zwischen uns gewesen. Wir wußten aber, daß trotz des Friedens mehrere Talibes (d. h. bewaffnete Marabutschüler) sich in Koniakary und Kundian aufhielten und wir (die Franzosen) hätten sie dort leicht aufsuchen können. Wir thaten es nicht, weil man dem Gouverneur gesagt hatte, der Hadsch wolle nie wieder feindselig gegen uns auftreten. Seitdem er das erfahren, war es seine Absicht, einen Bevollmächtigten an Deinen Vater zu schicken. Wir führen nur Krieg, wenn man uns beleidigt, mit friedlichen Leuten dagegen leben wir gern in Eintracht. Indeß der Hadsch (Omar) war weit entfernt und wir hörten nur selten etwas über ihn; auch waren die Straßen unsicher und so konnten wir keinen Offizier abschicken. Nun hat man aber dem Gouverneur mitgetheilt, Du seiest König von Segu und Dein Vater gebiete über Massina und deshalb schickt er mich, damit ich mich mit Dir verständige. Er will nur das Gute und zum Beweise dafür schickt er Dir zwei Offiziere. Nun bin ich hier und frage Dich: Kannst Du mich zu Deinem Vater schicken? Oder soll ich Dir mittheilen, was ich ihm zu sagen habe? Und wenn ich rede, kannst Du mir eine Antwort geben?"

Ahmadu entgegnete mit schlichten Worten auf meine Fragen, ohne sich irgendwie zu binden: „Seitdem die Welt steht, giebt es Krieg und hinterher wird man dann gut Freund. Schaichu (d. h. Hadsch Omar) arbeitet lediglich für den Ruhm Gottes. Wenn er es nur auf Macht und Reichthum abgesehen hätte, so könnte er ausruhen und in Frieden Alles genießen, was er erworben hat. Aber das ist nicht seine Absicht. Er will den Krieg, um das Land einzurichten, und deshalb vertreibt er die Heiden und bösen Menschen aus demselben. Die Guten läßt er in Ruhe. Es sind schlechte und böse Menschen, welche Euch gegenüber die Verhältnisse in Verwirrung gebracht haben. Nun bist Du aus Frankreich hierher zu uns gekommen und darüber sind wir

glücklich, höchst glücklich. Wenn ich Dir sofort am heutigen Abend eine Antwort geben könnte, so würden die Sachen ganz nach Deinem Wunsch erledigt werden; aber Du weißt wohl, daß die alten Leute es gern sehen, wenn man achtungsvolle Rücksicht auf sie nimmt. Schaichu lebt noch, befindet sich sehr wohl und ich kann, aus Rücksicht für ihn und ohne ihm weh zu thun, die Dinge nicht gleich zum Abschlusse bringen. Allerdings könnte ich wohl auf eigene Hand verfahren, denn er hat mir unbedingte Vollmacht gegeben, aber das darf ich doch nicht thun. Uebrigens hat er mir schon vor langer Zeit gesagt, daß die Weißen zu mir kommen würden und daß es für mich nothwendig sei, mit ihnen zu reden." In Betreff meiner Abreise, so fügte er noch hinzu, könne man nichts Festes bestimmen, er würde mich aber fortziehen lassen, sobald der geeignete Zeitpunkt da sei.

Ich drang weiter in ihn, denn diese Ausschweifungen verkündeten mir nichts Gutes. Mit Entschiedenheit betonte ich, daß mir die Zeit nur kurz zugemessen sei und ich nach dem 20. Mai darauf verzichten müsse, nach Handallahi zum Hadsch zu gehen; vor Eintritt der Regenzeit wolle ich wieder in St. Louis eintreffen. Ich verlangte auch, daß er die beiden Eilboten sofort dorthin abschicke, damit der Gouverneur erfahre, daß ich in Segu sei.

Antwort auf das Alles sollte ich morgen haben, und wirklich erhielt ich Audienz in dem kleinen Hofraum, in welchem er mich zum ersten Mal empfangen hatte. Die Eilboten, so äußerte er, sollten abgeschickt werden, aber nicht sofort; ich möchte inzwischen meine Briefe an den Gouverneur schreiben. Dann kam er wieder, wie schon bei den früheren Besprechungen, auf Europa zu reden, fragte nach den verschiedenen Völkern, wie stark sie seien, welche Regierung und Religion sie hätten und was in Stambul vorgehe. Auch vom Krimkriege, von Eisenbahnen und Telegraphen hatte er gehört. Ueber das Alles wurde viel hin- und hergesprochen und ich benutzte die günstige Gelegenheit, um einige praktische Angelegenheiten aufs Tapet zu bringen. Wenn er, sagte ich ihm, Wege bahne und Straßen von zehn Ellen Breite herrichten lasse, dann werde er etwas sehr Nützliches thun und sogar in einem Wagen fahren können. Ich mußte ihm meine Zeichnungen vorweisen; die landschaftlichen Skizzen waren ihm gleichgültig, aber die Menschengestalten und Gesichtszüge interessirten ihn lebhaft.

Frauen stampfen Hirse.

Als ich wieder in meiner Wohnung war, schickte er mir einen Hammel und einen Ochsen.

Erst am 6. März sah ich den Sultan wieder. Der Doctor litt am Fieber und Ahmadu bemerkte, daß mit seinen Gesichtszügen eine Veränderung vorgegangen sei. Als ich wieder von der Absendung der Eilboten und Beschleunigung unserer Abreise sprach, erhielt ich lediglich diplomatische Antworten, auf welche die Afrikaner sich wohl verstehen: „Bald; sogleich; Tsche Allaho!" — „Hoffentlich machst Du es möglich, daß wir binnen heute und acht Tagen die Reise antreten können?" — „Vielleicht läßt sich das machen." Ich war damals noch unerfahren genug, die Hoffnung nicht zu verlieren, aber ich lernte leider bald, was jene Redensarten bedeuten sollten.

Tagtäglich wurde die Hitze ärger; die ausweichenden Antworten steigerten meine Reizbarkeit, auf allen Seiten begegnete ich nur Hindernissen. Ich wollte Pferde kaufen, aber meine Bemühungen waren vergeblich; ich konnte auch nicht eins bekommen. Dann wurde ich bedenklich krank und mußte unter dem Schuppen hausen, denn im Zimmer war es nicht mehr zum Aushalten. Als ich mich etwas erholt hatte, borgte mir Samba Ndiaye ein Pferd und ich konnte ausreiten. Es that mir wohl einsam zu sein, aber ich stellte auch ernste Betrachtungen über meine schwierige Lage an. Einst war ich so tief in Gedanken versunken, daß ich beim Galopiren eine halbblinde und taube alte Frau nicht bemerkte; sie kam unter das Pferd und lag bewußtlos an der Erde, obwohl sie nur einen schwachen Stoß bekommen hatte.

Sofort sprengte ich fort und holte den Doctor; als dieser kam, war die Alte schon wieder auf den Beinen und bei vollem Bewußtsein. Ich schenkte ihr eintausend Kaurimuscheln und sie war darüber hocherfreut; ein paar Tage nachher starb sie, und dann fand sich ihr Herr bei mir ein, um ein Geschenk herauszupressen. Ich ließ ihn jedoch hart an und jagte ihn fort; als ich am Abend darüber mit Samba Ndiaye sprach und mein Bedauern äußerte, daß die Sklavin eine kleine Verletzung erhalten habe, rief er: „Was macht das? Es wäre weiter nichts, wenn Du sie auch getödtet hättest; sie ist ja nur eine Heidin (Kefir)." So äußerte sich ein Mohammedaner, der zwanzig Jahre lang mit den Weißen verkehrt hatte!

Am folgenden Tage ließ ich Ahmadu zweimal um eine Unterredung bitten, und beidemal erhielt ich zur Antwort, er sitze unter den Bäumen vor dem Hause seines Vaters und sei in tiefes Nachdenken versunken; ich möchte nur bis zum 1. April warten. So lange geduldete ich mich auch, dann aber verlangte ich die mir zugesagte Audienz; indeß auch jetzt vergeblich und man vertröstete mich auf künftige Zeiten! Ich war seit einiger Zeit wirklich sehr krank und kaum fähig, Notizen niederzuschreiben; Doctor Quintin befand sich eben so unwohl. Einige Linderung verspürte ich nur, wenn ich mich tüchtig kneten ließ; dadurch bekam ich auch etwas Schlummer. Die Frauen der Nachbarschaft verstanden sich sehr gut auf das Kneten und thaten es gern, weil sie jedesmal einige Kauris und kleine Stücken Bernstein dafür bekamen. Als Ahmadu davon erfuhr, schickte er uns zwei junge Sklavinnen; ein Mann könne ohne weibliche Beihülfe nicht im Lande leben; wenn wir sie bei unserer Abreise nicht mitnehmen wollten, so könnten wir sie ihm zurückgeben. Anfangs war ich entschlossen, ein solches Geschenk nicht anzunehmen, aber Samba Ndiaye machte mir klar, daß Ahmadu unsere Bedenklichkeiten gar nicht begreifen und sich sehr verletzt fühlen werde. So behielten wir denn bis auf Weiteres die beiden Dienerinnen.

Inzwischen liefen von verschiedenen Seiten her allerlei widersprechende Nachrichten ein, aus denen jedoch so viel hervorging, daß weit und breit große Verwirrung herrsche. Unter diesen Umständen konnte ich nicht ohne einen amtlichen Führer reisen und auch nur, wenn ich Pferde hatte; diese aber gab Ahmadu mir nicht. Auch mußte ich trotz aller Gastlichkeit des Königs täglich nahezu an tausend Kaurimuscheln für allerlei Nebenausgaben aufwenden und dann und wann meinen Laptots eine Gratification zukommen lassen. Mein Waarenvorrath war inzwischen nach und nach auch geringer geworden: Baumwollenzeug fand Absatz, aber die Luxusartikel: Korallen und Bernstein, blieben liegen, weil bei dem allgemeinen Nothstande nur die wenigen Wohlhabenden von mir kauften und auch nur zu niedrigen Preisen. Dagegen fanden sich Bettler in großer Menge ein und ich durfte sie nicht abweisen, wenn ich meinen Respect behaupten wollte. Sobald ich von irgend Jemand Erkundigungen über die Landesverhältnisse einziehen wollte, mußte ich allemal erst ein Geschenk geben.

Man begreift, daß ich unter solchen Umständen keinen heißern Wunsch hatte, als so bald als möglich abzureisen. Es war nun April geworden. Ahmadu saß tagelang unter den Bäumen vor seines Vaters Hause und hielt Berathung mit seinen Würdenträgern. Fortwährend liefen widersprechende Nachrichten ein: die feindlichen Truppen kommen von Sansandig gegen Segu herangezogen; — eine Abtheilung von Ahmadu's Truppen hat gesiegt; — eine andere ist aufs Haupt geschlagen worden; — des Königs Armee erhält von da oder dorther Verstärkung 2c. Der König suchte dann seine getreuen Kriegersklaven (Sofas) anzufeuern, und auch die Talibes, diese in der Schule Hadsch Omar's gezogenen Marabutkrieger, doch zeigten diese letzteren keine Neigugn, sich mit der Armee zu vereinigen.

Als ich darüber meine Verwunderung äußerte, gab mir Samba Ndiaye folgende Erläuterung: Du mußt nicht etwa glauben, daß es ihnen an Muth fehle, wir Alle sind aber gegen Ahmadu aufgebracht. Wir leiden Mangel an Vielem und er giebt uns nichts, nicht einmal Flinten. Manche Soldaten haben keine Schießwaffe, und wenn sie von ihm Gewehre verlangen, von denen eine große Menge in den Magazinen liegt, dann sagt er ihnen: Was hast Du denn mit Deinem Gewehre gemacht? Wenn der Mann sagt: Ich mußte es verkaufen, um mich satt essen zu können und meine Frau nicht verhungern zu lassen, dann sagt er: Weshalb verkaufst Du Deine Frau nicht? Thue das, dann kannst Du Dir ein Gewehr anschaffen! Nun sind die Frauen allerdings nur Sklavinnen, wenn aber der Mann sich einmal an ein Weib gewöhnt und dasselbe gern hat, dann läßt er solch eine Person nicht gern von sich fort, und wenn sie Mutter wird, ist sie keine Sklavin mehr, darf dann auch nicht mehr verkauft werden. —

Aus Allem konnte ich entnehmen, daß man gegen Ahmadu und auch gegen seine Sofas mißvergnügt war, weil diese von ihm sehr gut gehalten wurden. Sehr unbeliebt waren auch seine Günstlinge Mohammed, Bobo und Sutuku nebst einigen Anderen, die von ihm oft mit Gaben bedacht wurden und ihm dafür schlechten Rath gaben. Mein Hauswirth Samba erzählte mir weiter: Ahmadu hat in den Magazinen seines Vaters goldgefüllte Tonnen liegen; das Gold reicht hin, um die Armee wenigstens zehn Jahre lang zu unterhalten; aber er läßt sie hungern und giebt höchstens alle paar Monate den Soldaten eine Löhnung von 600 Kaurimuscheln und einen Stein Salz. Was soll der Mann damit anfangen, wie weit kann er damit kommen? Da war Hadsch Omar ein ganz anderer Mann; der gab mit vollen Händen, und hätte ich nicht noch etwas übrig von dem, was ich durch ihn erhielt, so wüßte auch ich nicht, wovon ich leben sollte! —

Manchmal erhielt ich Besuch von Dialy Mahmadi, einem Hofgriot (Troubadour), der über alle möglichen Dinge einen Gesang anstimmen konnte; er spielte ganze Tage lang auf einer Mandingozither, und das that dieser gekrönte Dichter lediglich um ein Geschenk zu erwischen. Er fehlte niemals, wenn vor dem Hause Ahmadu's eine Bambula gegeben wurde, d. h. ein Negerfest mit Musik und Tanz. Dann brachte er stets nicht nur seine sieben Frauen mit, sondern auch seine sämmtlichen Griotzöglinge, denn der Mann hatte eine Dichter- und Sängerschule und war ein eifriger Lehrer. Die Bambulas finden Abends bei Vollmond statt oder beim Scheine von großen Feuern. Der Griot Dialy Mahmadi war übrigens ein Stutzer. Er trug z. B. eine grüne Tuchkappe und um dieselbe einen seidenen, golddurchwirkten Turban; über seinem gelb- und blauseidenen Bubu (Unterkleide, Rocke) hatte er einen Mantel von gelber und blauer Seide. Wenn er mich besuchte, saß er gewöhnlich eine Weile ganz still da und hoffte auf ein Geschenk; wenn er aber nichts erhielt, forderte er ohne Weiteres eine mit Gold gestickte Sammetmütze, die ich ihm denn auch gegeben habe. Er war ein ganz intelligenter Mensch, war an der Meeresküste gewesen und hatte einige Zeit in Sierra Leone zugebracht, verstand auch einige Brocken Englisch und war dem Luxus sehr ergeben. Unter den freien Griots galt er für den reichsten, und seine Serenaden und Ballette brachten ihm etwas Erkleckliches ein. Als ich von Segu zurückreiste, vertrauete er mir Gold an, wofür ich ihm in St. Louis allerlei einkaufen sollte, namentlich ein paar Epauletten, einen dreieckigen Hut, einen Uniformrock, Beinkleider und — Schuhe von gefirnißtem Leder.

Auch von einem andern Griot erhielt ich manchmal einen Besuch. Er hieß Sukutu, war Sklav und trotzdem der angesehenste große Herr in Segu. Sein Haus lag neben jenem Ahmadu's und es war (wie unsere Abbildung zeigt) etwas von Stil darin. Der Mann kleidete sich stattlich und sauber und sein angemessenes und ruhiges Benehmen mußte bei einem Schwarzen überraschen, der nie zuvor mit Weißen in Berührung gekommen war. Nie forderte er ein Geschenk, er gab vielmehr gern und das war an einem Griot doppelt auffallend; er brachte mir jedesmal einige Gurunüsse, und nach jedem Besuche, den ich ihm machte, schickte er mir ein Huhn oder irgend etwas Anderes. Meinerseits schenkte ich ihm Bernstein oder einige Geldstücke, so daß er nicht zu kurz kam. Aber er war wirklich freigebig und dabei einer meiner besten Kunden, weil er Alles, was er von mir kaufte, pünktlich bezahlte.

Mit Ahmadu konnte ich nichts ausrichten, er hielt mich in ungewisser Schwebe. Während dieser langen, peinlichen Monate waren die eben genannten Troubadours, einige alte Bürgersleute, die sich ein wichtiges Ansehen gaben und doch am Hofe keinen Einfluß hatten, nebst Samba Ndiaye mein Umgang. Unsere Ausflüge beschränkten sich auf die Lugans, d. h. Gärten, welche meine Freunde in der Nähe der Stadt besaßen. Das dauerte so bis in den Juli hinein. Dann erfuhr ich, daß Ahmadu seine mit Mühe zusammengebrachte Armee ins Feld schicken wollte. Sie bewerkstelligten am 24. Juli bei Segu Koro ihren Uebergang über den Niger, und ich ritt dorthin, um mir die Sache genau anzusehen. Von militärischen Anordnungen und Anstalten war keine Spur vorhanden; man hatte keine anderen Fahrzeuge, als elende Pirogueu, von denen viele umschlugen, weil man sie schlecht und viel zu stark beladen hatte; viele Menschen und Pferde kamen um.

Während das Heer in den Krieg zog, ließ Ahmadu sich gar nicht sehen, sondern blieb in seinem Harem und wartete den Erfolg des Zuges ab. Uebrigens wußte Niemand genau, wohin derselbe eigentlich gerichtet war, bis man nach einiger Zeit erfuhr, die Soldaten seien in der Richtung nach Yamina hin gegangen. Dort sollten sie das Dorf Tocoroba angreifen, in welchem die aufständigen Bambaras sich verschanzt hatten und von wo aus sie die Dörfer der Landschaft Fadugu ausplünderten. Ahmadu's Truppen wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen und in den ersten Tagen des August trafen in Segu viele Verwundete ein. Doctor Quintin wurde vom König ersucht, sich einiger derselben anzunehmen. Die Frauen, welche im Kriege ihre Männer verloren hatten, stimmten das landesübliche Klagegeheul an. Täglich schwirrten nun mehr und mehr beunruhigende Gerüchte im Publicum umher; sie ersetzen in jenen Gegenden die Zeitungspresse. So viel wurde mir aus Allem klar, daß es unmöglich sei, meine Reise nach Osten fortzusetzen und daß gleichzeitig eine Rückkehr nach dem Senegal mit den bedenklichsten Schwierigkeiten verbunden sein würde. Sowohl Ahmadu wie sein Vater Hadsch Omar waren ringsum von aufständischen Bambaras gleichsam umzingelt und die ganze Gegend an den Bergen in Dschallonkadu im Südwesten bis in die Nähe des Debu-Sees im Nordwesten befand sich in vollem Aufruhr. Bald erfuhr man auch, daß Hadsch Omar, der sich doch für einen Propheten ausgab, bei Timbuktu von seinen eigenen Religionsgenossen, nämlich den Kuntahs und den Mohammedanern, aus Massina zurückgeschlagen sei; er habe sogar seine neueroberte Hauptstadt Hamdallahi räumen und sich in die wilde nach Süden hin liegende Gegend zurückziehen müssen. Weiter wurde gemeldet, daß Mari, ein Verwandter der früheren eingeborenen (Bambara-) Könige von Segu den Bakhoy (weißen Fluß) mit einem Heer überschritten habe, welches von ihm unter den südlichen Bambaras zusammengebracht worden war. Der Feind habe auch der Armee Ahmadu's eine empfindliche Schlappe beigebracht.

Dieser König gerieth in Zorn und Wuth, begriff, daß er sich in einer sehr gefährlichen Lage befinde und beschloß endlich, sich selber an die Spitze zu stellen. Er zog so viele Verstärkungen als immer möglich war an sich; Ulibo und Turno Abdül, zwei Feldherren, die er für sehr tüchtig hielt, zogen ihm voraus. Die Lage der Dinge war allerdings bedenklich genug, denn wenn Ahmadu geschlagen wurde, dann kam er schwerlich nach Segu zurück, und wenn ich in die Gewalt der siegreichen Bambaras fiel, dann war mir der Tod sicher. Das Alles erwog ich hin und her und Folgendes erschien mir allein räthlich. Ich wollte ihn ersuchen, mich mit sich zu nehmen, und das konnte ihm nur willkommen sein, wurde er geschlagen, so waren wir unter seinen Soldaten, auch wenn diese sich auf der Flucht befanden, wenigstens nicht unsicherer, als in dem verlassenen Segu. Ahmadu war auch in der That über mein Anerbieten hoch erfreut, ich aber traf meine Vorkehrungen für alle Fälle, ordnete meine Papiere, gab in Betreff derselben die nöthigen Weisungen, packte Alles was ich noch von Silber, Bernstein, Korallen und Gold besaß, zusammen und wartete nun das Weitere ab.

Aus den Urwäldern am Obern See in Nordamerika.

Von **Dr. Hermann Credner.**

Die Küstenländer des Obern Sees sind noch fast vollständig von dichtem Urwalde bedeckt. Nur an den Südufern jener großen Wasserfläche im Innern Nordamerikas dehnen sich vereinzelte Lichtungen und in diesen gewerbfleißige Ansiedelungen aus. Hier hebt der Bergmann die reichen Mineralschätze, welche die Natur in verschwenderischer Laune ausgestreut hat, werden die Riesen des Waldes zu Bauholz und Brettern geschnitten, um über den ganzen amerikanischen Continent, selbst nach der alten Welt hin vertheilt zu werden. Das monotone Geräusch der Pochwerke, in welchen die metallführenden Gesteine zerkleinert werden, das keuchende Athmen der Dampfmaschine, welche die gefüllten Kübel aus der Tiefe fördert, der schrille Pfiff der Locomotive, welche die gewonnenen Erze nach den Hüttenwerken zieht, sie stehen im grellen Contraste zu der tiefen Ruhe des noch unberührten Urwaldes, von dessen Rande aus der Trapper auf die rührige Scene zu seinen Füßen hinabblickt. Marquette, Negaunee, Keweenaw Point und Ontonagon sind solche Oasen des Gewerbfleißes und des Unternehmungsgeistes inmitten der kaum zugänglichen Wildniß, welche sich nach Süden zu fast 200 englische Meilen weit ausdehnt und in welcher der Chippewah-Indianer den Bär, den Bieber und den Hirsch jagt.

Ein nordischer Urwald, welcher aus abwechselnden Strichen von Tannen, Fichten, Kiefern, Birken, Buchen und Ahorn besteht, würde bald einen ermüdenden Eindruck machen, wäre er nicht von zahlreichen Seen und größeren oder kleineren Strömen unterbrochen, deren zum Theil wilde, zum Theil unbeschreiblich liebliche Scenerien dem Urwaldleben Reiz verleihen. Das Ufer eines fischreichen, klaren Sees, der luftige Rand eines Wasserfalles, eine Berglehne mit sprudelnder Quelle, solche Plätze sind es, wo der Reisende beim Untergange der Sonne sein Zelt aufschlägt, wo er die Beute seiner Flinte und Angel am mächtigen Feuer zubereitet und sich dann ins Gras ausstreckt, um beim Genusse einer Pfeife mit seinen Gefährten zu plaudern oder seine Pläne für den morgenden Tag zu berathen, — wenn es ihm die Musquitos erlauben! Diese höllischen Quälgeister sind der Fluch der Urwälder Nordamerikas; sie singen um die Ohren des Reisenden, wenn er wandert, sie vergällen ihm jeden Bissen, wenn er ißt, sie stürzen sich auf ihn, wenn er ausruht oder sich zum Schlafe hinstreckt, bedecken seine Hände, sein Gesicht, seinen Hals mit den schmerzhaftesten Stichen und sind im Stande, den geduldigsten, abgehärtetsten Reisenden zur Wuth, den an Strapazen gewöhntesten Trapper zur Verzweiflung zu bringen.

In weniger erheiternder Art als durch Seen, Flüsse und Wasserfälle wird die Monotonie der Urwaldlandschaft durch Sümpfe und Waldbrände unterbrochen. Erstere bedecken die Niederungen zwischen den flachen, oft kaum merklichen Erhebungen jener Gegenden, bestehen aus weichem Moor und sind von dichtem Gestrüppe von in einander verschlungenen Cedern bedeckt. Ihre Oberfläche ist von hohem Moose überwachsen, das sich voll Wasser gesogen hat und nur hier und da Tümpel des moorigen Sumpfes offen läßt. Dazwischen liegen morsche Baumstämme, welche beim Betreten in Stücke zerfallen, oder so chaotisch über einander gethürmt sind, daß sie unübersteigliche Barricaden bilden. Die Wurzeln der Cedern laufen häufig über der Oberfläche des Sumpfes in der Luft hin und senken Ausläufer in den Boden unter sich und schaffen so einen trügerischen, nur scheinbar festen Boden, durch welchen man beim Darauftreten hindurchbricht, um knietief in den zähflüssigen Moorgrund zu sinken. Nebenbei die blutigen Verletzungen an den splitterigen Baumstümpfen und stacheligen Aesten und die Qualen durch die unbarmherzigen Musquitos! Ein paar Stunden in einem solchen Cedersumpfe erscheinen wie eine peinvolle Ewigkeit.

Oede Schauplätze der Zerstörung sind die Landstriche, in welchen Sturm und Feuer gewüthet und sich zum Theil über gewaltige Flächenräume ausgedehnt haben. Kein Baum hat hier den dahinbrausenden Wirbelwinden widerstehen können, zerschmettert liegen die gewaltigsten Baumriesen am Boden, haushoch sind sie chaotisch über einander gethürmt. Noch trauriger wird das Bild der Verwüstung, wo die Trümmermasse vom Feuer ergriffen worden ist. Die Baumstämme sind verkohlt, das Moos, welches sie bedeckte, die Pflanzen, welche unter ihnen auf dem Felsengrunde wucherten, die verwesten Vegetabilien, welche eine Decke über letztern gebildet hatten, sind zu Asche verbrannt, welche von den Winden verweht worden. Die Felsen haben ihre Farbe unter der Gluth verloren und ragen schneeweiß unter den schwarzen Baumresten hervor.

Die Bewohner der mit Wald bedeckten Landstriche, in welche Civilisation noch nicht eingedrungen, sind die Chippewah-Indianer. Sie führen, wie alle Rothhäute, ein unstetes Wander- und Jägerleben und ziehen mit dem wechselnden Wilde und je nach dem Aufenthaltsorte der in den verschiedenen Jahreszeiten genießbaren Fische von der Nordküste des Michigansees nach den Ufern des Obern Sees. Im Sommer sind die Flüsse ihre Landstraßen, auf welchen sie ihre leichten Canoes aus Birkenrinde mit Pfeilesschnelle zu bewegen wissen. Im Winter benutzen sie Schlitten, vor welche sie je zwei bis vier Hunde spannen, zum Transporte ihrer Habseligkeiten. Am südlichen Ende der Keweenaw-Bai hat man katholische und methodistische Missionen gegründet, ohne daß die dort angestellten Bekehrungsversuche einen besonders günstigen Erfolg haben; — eine Thatsache, welche mir nur zu natürlich erschien, nachdem man mir erzählt hatte, daß vor einigen Jahren einer der methodistischen Missionäre Lebensmittel, welche ihm zur Vertheilung unter die von einer Hungersnoth heimgesuchten Indianer anvertraut worden waren, statt sie diesen unentgeltlich zukommen zu lassen, an sie verkauft, ihre hülflose Lage benutzend die unerhörtesten Preise erzielt und außerdem noch beim Abwägen durch Benutzung falscher Gewichte betrogen habe!

Nachdem ich während des ganzen Frühjahrs und Sommers die Urwälder am Obern See durchzogen hatte, rief mich der Spätherbst des vorigen Jahres von Neuem in ihre Mitte. Einzelne Schneestürme kündeten bereits den nahenden Winter an.

Ein klarer November-Nachmittag brachte mich nach achttägiger Wanderung durch zum Theil lichte Zuckerahornwaldungen, zum Theil kaum durchdringliche Sümpfe aus dem Düster des Waldes in das Thal des Menomoneeflusses, welcher die Grenze von Wisconsin und Michigan bildet. Die untergehende Sonne beleuchtete eine fremdartig belebte Scene. Der weite Strom glänzte im Abendschein, an seinen Ufern erhoben sich die bienenstockförmigen Wigwams und die rohen Blockhütten der Chippewah-Indianer. Sie waren mir alte Bekannte; hier hatte ich an manchem Tage von Strapazen ausgeruht und gejagt und gefischt. Neu war mir ein geräumiger 60 bis 70 Fuß langer Wigwam aus Matten und Birkenrinde, aus welchem wildes Geheul und der dumpfe Ton einer Trommel erscholl. Auffällig war mir ferner eine Flotte schlanker Canoes, welche, aus Ufer gezogen, auf dem Trocknen lagen. Bald wurde ich unterrichtet, daß die Indianer seit vier Tagen ein großes Fest feierten. Gegen funfzig Indianer und Indianerinnen waren von Nah und Fern in ihren Canoes herbeigekommen, beladen mit getrocknetem Wildpret, Decken und Matten, um sich vereint der Lust des Tanzes zu ergeben. Ich trat in die Festhalle, schüttelte einigen meiner alten indianischen Freunde die Hand und kauerte mich auf die Erde nieder. Es war gerade eine Pause, der Wigwam fast leer. Ich hatte Zeit ihn zu mustern. Aus dünnen Stämmen von Birken und Cedern war ein Gerüst hergerichtet, welches im Querschnitt halbkreisförmig gegen 70 Fuß lang und 20 Fuß breit war. An seiner Außenseite war es bedeckt mit Binsenmatten und Birkenrinde. Vier Feuer brannten in ihm, über ihnen kochte in Kesseln Wildpret zum gemeinschaftlichen Mahle. Flinten, Decken, Felle und Hirschkeulen hingen an den Wänden; längs dieser hatte sich ein Theil der versammelten Indianer, Frauen und junge Mädchen, Greise und Männer und zwischen ihnen ein Dutzend hungrig und bissig aussehender Hunde gelagert; die Indianer rauchend und sich von vorhergegangener Anstrengung erholend. Säuglinge auf Brettern angebunden standen steif wie Mumien an die Gerüstpfähle angelehnt, einige alte Weiber lagen in Decken eingewickelt wie todt auf der Erde. Ein Greis von abschreckend häßlicher, typischer indianischer Gesichtsbildung, mit langer, gebogener Nase, tief liegenden schrägen Augen, hohen Backenknochen, welche von einer braunen Pergamenthaut bedeckt waren, und weißem, straffem, bis unter die Schultern fallendem Haar saß am obern Ende der Halle, eine aus Cederbrettern und Hirschfell verfertigte Pauke vor sich, ein krummstabähnliches Stück Holz in der Hand, bereit,

damit die Tonwellen zu verursachen, welche die Indianer zum Tanze begeistern sollten. An seiner Seite kauerte ein junger Mann mit einer halb mit Erbsen gefüllten Blechbüchse, um sie im Tacte zur Musik des Alten zu schütteln. Er sah aus, als wenn ihn diese viertägige Beschäftigung blödsinnig gemacht hätte.

Die Trommel und die Rasselbüchse ertönten, wozu der Alte einen eintönigen Gesang anstimmte. Neues Leben kam im Nu in die wilde Gesellschaft. Durch die Thüren stürzen sie herein mit Geheul, auf springt die alte Frau, welche ich für einen Leichnam gehalten, in die Höhe schnellen die auf die Erde Gelagerten. Bald ordnet sich aus dem wirren Haufen eine Reihe und der Kriegstanz beginnt. Mit gemessenem Schritte bewegen sie sich um die Feuer, die Männer trotzig nach allen Seiten blickend, die Frauen gegen ihre sonstige Gewohnheit die Augen niederschlagend, fast wie im Schlafe schließend. Das Tempo wird rascher, der Schritt der Tanzenden schneller und größer und endet in rasendem Rennen um die Feuerplätze. Mit wildem Geheul begleiten sie ihre Bewegungen, ihre Arme sind weit vorgestreckt, ihre Finger klauenartig gekrümmt, ihre Augen starr vorwärts gerichtet und weit geöffnet, als ob sie einen Geist erblickten. Schweiß fließt von ihrer Stirn, Dampf steigt von ihnen auf in die kalte Novemberluft. Sie sind unermüdlich, vor Allen die alte Frau, welche den Reigen anführt, zu ihrer Auszeichnung ein todtes Eichhörnchen am Gürtel trägt und eine so kurze Pfeife raucht, daß die Spitze ihrer gekrümmten Nase fast den Pfeifenkopf berührt.

Die Musik fällt in einen andern Tact. Mit ihm ändert sich die Bewegung der Tänzer. Sie hüpfen mit gleichen Füßen, zuerst mit dem Gesicht nach vorn, dann eine Viertelwendung machend, seitwärts gerichtet in kurzen, schnellen Sprüngen. Dann nehmen sie einen schlürfenden Schritt an und bewegen sich, den Kopf wie Stiere, wenn sie zum Kampfe gegen einander rennen, weit vorgestreckt. Dieselben, wenigstens in meinen Augen dieselben, „Touren“ wiederholen sich vielfach, bis die Trommel plötzlich verstummt und die schweißdurchnäßten Tänzer mit Geheul, wie sie gekommen, ins Freie und in ihre Canoes stürzen, um sich in den kalten Abendnebeln, welche der Fluß aushaucht, abzukühlen. Nach kurzer Ruhe ein neues Rennen, bis sie sich mit Einbruch der Nacht in ihre Decken wickeln und dicht neben einander in ihrem gemeinsamen Tanz-, Speise- und Schlafsalon zur Ruhe ausstrecken.

Auch ich kehrte nach meinem Zelte zurück, warf noch einige Holzblöcke aufs Feuer und war eben im Begriff, mich dem Schlafe zu überlassen, als ich in meiner Nähe leise Stimmen und ein Klingeln von vielen Schellen hörte. Ich trat aus dem Lichtkreis meines Lagerfeuers in die Nacht. Eine Scene bot sich meinen Blicken, welche sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt hat. Rings um mich breiteten sich die schwarzen Schatten des Waldes aus, vom Flusse stiegen weiße, dichte Nebel auf, welche sich, vom Winde getrieben, wie im Tanze hin und her bewegten, ein klarer Sternenhimmel überdeckte die Landschaft. Vor mir erhob sich auf dem kurzen Grase eine obeliskenförmige, aus Zweigen gebaute und mit Matten gedeckte, allseitig geschlossene Hütte, welche hin und her schwankte und dadurch eine Menge Schellen, welche an ihr angebracht waren, ertönen ließ. Es war das „Medicin-Heiligthum“, aus welchem der „große Geist“, der seine Gegenwart durch stetes Schütteln seiner Wohnung kundgiebt, Orakelsprüche ertheilt. Im Halbkreis um das Heiligthum, vor welchem ein kleines Feuer unterhalten wurde, saßen die älteren Indianer düstern Blickes und in tiefem Schweigen, mit der Feierlichkeit angemessenem Ernste ihre Pfeifen rauchend. Dann und wann näherte sich einer von ihnen der Hütte, legte auf einen Zipfel der sie bedeckenden Matte als Spende ein Stückchen Taback und richtete Fragen an den Priester, welcher sich im Innern des Heiligthums befand. Um sicher zu sein, daß das Schütteln der Hütte nur durch den großen Geist bewirkt werde, hatte man dem Priester Hände und Füße gebunden. Er ist die Mittelsperson, durch welche die Indianer mit dem Manitou verkehren. Mit tiefer Stimme wiederholte er die Worte des Fragenden. Heftiges Schütteln des Heiligthumes folgte, und dann ertönte die helle Stimme des Geistes hoch aus der obersten Spitze der thurmartigen Hütte, laut und vernehmlich Antwort und Rath ertheilend. Das Heiligthum befand sich über zwei Stunden in ununterbrochener schüttelnder Bewegung; die Indianer waren schwer zu befriedigen in ihren Fragen an die Zukunft. Erst gegen Mitternacht zogen sie sich zurück, es erstarben die Töne der Klingeln, der erschöpfte Priester wurde seiner Banden entledigt, der gespendete Taback sorgsam von ihm aufgelesen und das Heiligthum abgebrochen.

Am nächsten Morgen war der große Festwigwam seiner Bedeckung beraubt; nur das nackte Gerüst ragte über den hartgetretenen Boden kahl empor. Stille herrschte; die Indianer und ihre Canoes waren verschwunden. Sie hatten sich nach allen Himmelsgegenden zerstreut, um ihre Wigwams an Plätzen aufzuschlagen, welche ihnen der große Geist letzte Nacht angewiesen hatte und wo ihrer reiche Beute an Wild und Fischen harrt!

Einwirkung des Racencharakters auf die Religionen und deren Umwandelung.

Der bekannte Ausspruch, daß „Alles eine Herde und ein Hirte“ werden solle, hat gar keine Aussicht, jemals verwirklicht zu werden. Er nimmt keine Rücksicht auf die sehr verschiedene intellectuelle Anlage und Begabung der einzelnen großen Stammgruppen des Menschengeschlechts; er setzt eine Gleichartigkeit und Gleichheit voraus, die nirgends vorhanden ist. Eine sogenannte Weltreligion gehört unter die unmöglichen Dinge, wenn man darunter eine Religion verstehen will, über welche bei allen Erdenbewohnern eine und dieselbe gleichmäßige Auffassung gefunden würde.

Unter den Theologen haben nur erst wenige die Bedeutung des Racenelementes für die religiösen Anschauungen und deren Umwandelung bei verschiedenen Völkern ins Auge gefaßt; den meisten sind culturanthropologische Kenntnisse fremd. Die anthropologischen Thatsachen lassen sich mit vielen sogenannten Fundamentaldogmen nicht in Einklang bringen und werden deshalb bei Seite geschoben oder ignorirt. Unter den Philosophen finden wir einige, denen schon ein Licht aufgedämmert ist; am entschiedensten tritt ein Flaming auf, Leo van der Kindere in Brüssel,

über dessen vortreffliches Buch: De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestation de l'activité des peuples, Bruxelles 1868, wir demnächst einiges zu sagen haben. Lazarus in Berlin hat sich um die „Völkerpsychologie“, welche er seit Jahren in den Vordergrund stellt, sehr verdient gemacht; Adolf Bastian gab schon 1860 über die Psychologie der Racen eine ungeheure Fülle von Thatsachen und stellte die Gesetze fest, nach welchen bei ihnen der Proceß des Denkens und des Anschauens vor sich geht („Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“; Berlin 1860, drei Bände). Seine soeben (Berlin 1868, Dümmler's Verlagshandlung) erschienenen: „Beiträge zur vergleichenden Psychologie; die Seele und ihre Erscheinungsweise in der Ethnographie“, enthalten abermals eine Menge wichtiger Thatsachen und eröffnen einen neuen und weiten Horizont. Die Leser des „Globus“ wissen, daß wir unsererseits die Raceneigenthümlichkeiten von Anfang an scharf ins Auge gefaßt haben; wir berücksichtigen die verschiedenen ethnischen Anlagen, die bei den verschiedenen Racen sehr tief liegen und sich andauernd behaupten. So weit wir den Menschen in der Geschichte kennen, ist bei allen großen Urstämmen, Grundstöcken, Racen weder physisch noch psychisch eine „Transmutation“ nachzuweisen; die Racenanlage ist immanent und constant, deshalb auch der Grad der Culturfähigkeit und Culturmöglichkeit so verschieden, und weder Dogmen noch Civilisation können etwas daran ändern. Wir wiederholen einen Ausspruch, welchen wir jüngst gethan („Globus“ XIV, S. 19): „Die sogenannte Menschheit ist von der Natur hierarchisch angelegt worden, nicht demokratisch oder egalitär. Das Gleichheitsprincip hält absolut nicht Stich gegenüber der Abstufung der Racen, es gehört zu den Wahnvorstellungen, die keine andere Unterlage haben, als die hohle Luft.“ Die psychische Grundanlage ist eine bleibende.

Diese Wahrheit findet ihre Anwendung auch dann, wenn es sich darum handelt, die Anschauungen und die Formen zu würdigen, durch welche die Religionen modificirt werden, sobald sie bei einem Volke von anderer Racenanlage zur Geltung gelangen. Es nimmt dann allemal mit der aus der Fremde ihm zugekommenen Religion solche Umwandelungen vor, welche seiner eigenen psychischen Racenanlage entsprechen. Darüber hat Emil Burnouf: La diversité des religions („Revue des deux mondes“, 15. August) eingehende Betrachtungen angestellt. Die Arbeit ist zu umfangreich, als daß wir sie ganz mittheilen könnten, wir wollen aber Einiges herausnehmen, um zu zeigen, zu welchen Ergebnissen dieser gelehrte und geistreiche Forscher gelangt ist.

Zunächst würdigt er die religiösen Anschauungen der alten arischen Völker. Sie versuchten, sich drei wichtige Erscheinungen zu erklären: Bewegung, Leben und den Gedanken. Als Mittelpunkt und Urprincip der Bewegung erschien ihnen die Sonne; als kosmisches oder terrestrisches Agens der Sonne das Feuer oder die Wärme in ihren verschiedenen Aeußerungen und Wirkungen. Diese konnten nicht entstehen und nicht andauern ohne den Wind, die in Bewegung befindliche Luft. Diese drei allgemeinen Agentien wurden von ihnen identificirt; sie sahen in denselben eine und dieselbe Urkraft mit drei verschiedenen Seiten; aus ihr leiteten sie die unzähligen Mannichfaltigkeiten in der Bewegung der Welt ab. Die heiligen Bücher der Inder und Perser liefern den Beweis dafür, daß dieses ihre Ur- und Grundlehre war, und wir haben hier die erste Vorstellung von dem, was später als Dreieinigkeit auftritt. Unsere arischen Urahnen beobachteten aber auch in den Erscheinungen des Lebens eine eben so große Mannichfaltigkeit von Formen und Bewegungen, wie in der physischen Welt. Sie identificirten Leben und Wärme, sie gaben den Urprincipien Leben und die Sonne galt ihnen nicht mehr bloß als bewegende Kraft, sondern wurde zum himmlischen Vater, das Feuer zu dessen Sohn, und der Wind, der Luftzug, zum Geiste, dessen Hauch alle Wesen durchdringt, welche da athmen, und der ihr Leben unterhält. Dies ist die zweite Form der Dreieinigkeit und diese ist von psychologischer Beschaffenheit. Die dritte Form bezieht sich auf die Erscheinungen des Gedankens, auf die Seele, bei Menschen wie bei Thieren.

Der Gott war anfangs nur ein glänzendes Wesen (indisch: Dewa, daraus Deus &c.), er wurde dann aber zu einem Principe des Lebens (asura) und drittens zum Gedanken, in dessen Aufschwung zum Höchsten, zum Religiösen (Brahma).

Als Fundamentalsatz der Wissenschaft ergiebt sich, daß die Religion eine metaphysische Auffassung ist, eine Theorie, eine synthetische Erklärung des sichtbaren und unsichtbaren Universums. Eine bloße Theorie bildet aber keine vollständige Religion, wenn sie bloß in der Idee und der Abstraction verharrt; sie bedarf eines Cultus. Sobald Gott einmal als ein intelligentes Wesen aufgefaßt wird, von welchem die Gesetze der Welt herrühren und durch welches Leben und Bewegung erzeugt werden, dann fühlt der Mensch sich mit seinem ganzen Dasein und Wesen an diese unermeßliche Macht gebunden und von ihr abhängig. Er faßt sie als analog mit sich selber auf, obwohl er sie unendlich höher stellt als sich. Das Gefühl dieser Abhängigkeit von Gott ist die erste Form, welche die Religion annimmt. Dann folgt eine sichtbare Handlung, durch welche dieser Glaube an Gott auch äußerlich bethätigt wird, das Opfer. Somit ist schon der Anfang zu einem Cultus gegeben. Dieser ist zunächst ein bloß persönlicher, beschränkt sich auf Haus und Familie. Allmälig tritt er in die Oeffentlichkeit hinaus; mehrere Familien vereinigen sich um denselben Altar; hinterher treten Priester auf, es bilden sich Gemeinden, Kirchen; die Angehörigen geben Mittel her, um dem Cultus Glanz zu verleihen. Wer die Vedas liest, wird sich davon überzeugen, daß dies der Hergang war. Diese indischen Hymnen, welche in ein weit höheres Alterthum hinaufreichen, als alle anderen bekannten Bücher, nennen sogar die Ribhus als die Männer, durch welche der häusliche Cultus in einen öffentlichen umgewandelt wurde. Der Ribhu entspricht dem thrakischen Orpheus auch in der Gestalt der Sage. —

Jeder, sei er Priester oder Laie, Jude oder Christ, der ohne Leidenschaft oder Voreingenommenheit die Thatsachen ins Auge faßt, wie sie durch die Sprachwissenschaft und das vergleichende Studium der Religionen festgestellt sind, wird erkennen und zugeben, daß alle arischen Religionen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart in ihren Grundlagen identisch sind, auf derselben Theorie ruhen und denselben Cultus ausüben. Lehre und Cultus waren in Allem, was sich auf Symbolik bezieht, schon festgestellt vor der Zeit, aus welcher wir die jüngsten vedischen Hymnen übrig haben, und seitdem ist nichts Wichtiges hinzugethan, nichts Wesentliches verändert worden. Die kirchlichen Gebräuche unserer Tage, von deren Ursprung die wenigsten Menschen einen Begriff haben, unsere Symbole, die mehr oder weniger zu einem todten Buchstaben geworden sind, selbst viele unserer Legenden finden wir schon im Veda und häufig mit denselben Ausdrücken, deren man sich heute noch bedient.

Wer irgend einer besondern Kirche angehört und vom Standpunkte derselben aus sich einbildet, daß es möglich sei,

die Leute aller anderen Kirchen zu vereinigen und somit eine Einheit zu bewerkstelligen, der täuscht sich gründlich; er giebt sich einem Wahn hin. Der Protestant, welcher Alles protestantisch, der Katholik, welcher alle Welt katholisch machen möchte, der Orthodoxe, der seine Orthodoxie Anderen aufzuerlegen vermeint, thut genau dasselbe, wie einst der Alchymist, welcher aus jedem beliebigen Metalle Gold machen wollte.

Die Moral tritt bei den alten Religionen entschieden in den Hintergrund. Aus den ältesten heiligen Büchern der Inder, der Griechen und auch aus den Zoroastrischen Schriften läßt sich der Nachweis führen, daß es nicht Zweck der religiösen Einrichtungen war, die Menschen mehr oder weniger tugendhaft zu machen und ihnen moralische Verpflichtungen aufzuerlegen. Das ist erst viel später geschehen, namentlich von Seiten des Buddhismus und dann von den Christianern, insbesondere vom römischen Katholicismus, späterhin und noch strenger vom Protestantismus. Die Moral ist eben im Fortgange der Zeit in die verschiedenen Religionen eingeführt worden und damit nur dem allgemeinen Gange der Civilisation gefolgt. Die Moral jeder Religion hat allemal im Einklange mit den allgemeinen Bedürfnissen jeder Gesellschaft gestanden. Ein eigentlich religiöses Element liegt nicht zu Grunde; die Auffassungen sind in verschiedenen Zeiten verschieden. Im Grunde genommen werden die Sitten weder durch die Religion noch durch die Philosophie, weder durch die Wissenschaften noch durch die Moral bedingt, vielmehr sind es die Sitten ihrerseits, welche eine Moral schaffen, auch auf die religiösen Einrichtungen einwirken und in diese manche Elemente der Verschiedenheit bringen. Aus den Vedas geht deutlich hervor, daß die Religion nichts mit der Moral zu schaffen habe, denn die moralischen Vorschriften in denselben reduciren sich auf so viel wie nichts.

Wenn nun die Moral bei den Völkern ein Erzeugniß ihrer Sitten ist, dann muß man auch in den gesellschaftlichen Zuständen eine Ursache der religiösen Verschiedenheit erblicken. Deshalb kann auch nicht eine beliebige Religion von jedem beliebigen Volke angenommen werden und nicht für jede beliebige Epoche passen, weil eben die Moral derselben den gesellschaftlichen Verhältnissen einer solchen Epoche oder eines solchen Volkes nicht entspricht. Die alten Griechen, Inder und Perser haben Vieles gethan, was uns verdammenswerth erscheint; wir unsererseits thun Vieles, was den Mohammedanern Abscheu einflößt. Man denke nur daran, welche Stellung das Weib bei ihnen und bei uns einnimmt, und man wird finden, daß schon allein dieser Umstand eine Schranke gegen die Annahme des Katholicismus bildet. Bevor eine solche möglich wäre, müßten Sitten und Gebräuche eine völlige Umwandelung erfahren haben, die Mohammedaner müßten sein und denken wie wir. Dann aber wären sie ja ohne Weiteres Katholiken und man hätte nicht nöthig, sie zu bekehren. Man kann ähnliche Betrachtungen über die Sklaverei anstellen. Im alten Athen wurden die Sklaven so gut behandelt, wie bei uns die Hausdienerschaft, sie waren aber doch Sklaven, und man mußte Gesetze geben, um sie gegen die Sitten zu schützen. Das Christenthum wäre, wenn es nicht die Sklaverei anerkannt hätte, mit den gesellschaftlichen Zuständen der Hellenen unverträglich gewesen. In Athen sind während der letztverflossenen Jahre viele alte Inschriften gefunden worden, welche besagen, daß Sklaven zum Geschenk für irgend eine Gottheit freigegeben worden seien; durch solche Wandelungen wurde es möglich, in der Kaiserzeit die christliche Moral in Griechenland einzuführen.

Sobald eine Religion Moralgebote feststellt, büßt sie das Wesen und den Charakter der Allgemeinheit ein und bequemt sich einer gewissen Epoche oder einem gewissen Volke an. Da aber die Zeit fortschreitet, ein Volk sich höher entwickelt oder verkommt und aus dem Fortschritt oder dem Verfalle neue Sitten in neuen gesellschaftlichen Verhältnissen entstehen, so muß auch die Religion einen Wandel erfahren oder verschwinden. Gewöhnlich wird das Letztere der Fall sein, weil die Unwandelbarkeit, welche der metaphysischen Doctrin zu Grunde liegt, auf die gesammten religiösen Einrichtungen übertragen wird und jede Kirche den Anspruch erhebt, in allen ihren Elementen unveränderlich zu sein. Dadurch hört sie auf, den wechselnden Bedürfnissen der Nation oder der Zeit angemessen zu sein, sie entspricht denselben nicht mehr. Dann wird sie zuerst den Männern, hinterher auch den Frauen gleichgültig und die Tempel stehen leer. Beweise dafür liegen in Menge vor. —

In Indien wurde, als die Gesellschaft bei den Ariern sich weiter entwickelt hatte, die Religion mit der Politik vermischt. Der Brahmanismus accommodirte sich dem Feudalismus und erwarb Privilegien. Als im Fortgange der Zeit die Sitten sich änderten, wurde eine Art von Revolution unvermeidlich. Die Gleichheit der Menschen vor der Religion und dem Gesetze fand viele Anhänger, und der Buddhismus lehrte eine Trennung zwischen Kirche und Staat; in Bezug auf Politik predigte er Indifferentismus; seine Moral will, daß man auf die irdischen Güter verzichte; er verlangt Mitleid und Theilnahme und Brüderlichkeit aller Menschen. Ueber das, was der Buddhismus als eigentliche Religion war, findet man in seinen alten Büchern wenig Aufklärung, aber als Reform der gesellschaftlichen Zustände und als politische Revolution, welche gegen die weltliche Gewalt der Brahmanen gerichtet war, steht er wahrhaft großartig da. —

Wir können hier auf Burnouf's Schilderung der alten arischen Religion in Indien und Persien und auf den Gegensatz dieser beiden arischen Glaubensformen nicht näher eingehen. Mit Recht hebt er hervor, daß der persische Magismus gleich dem indischen Brahmanismus mehr ein politisches System als eine eigentliche Religion gewesen sei. Als fünf oder sechs Jahrhunderte nach Buddha und Cyrus das Christenthum auftrat, bewirkte dasselbe im Westen eine analoge Umwälzung, wie einst der Buddhismus im Osten, aber unter verschiedenen Bedingungen. Wenn man Dogmen, Ritus und Symbole des Christenthums mit jenen des Ostens vergleicht, so erstaunt man über die Einerleiheit beider. Burnouf bezweifelt nicht im Mindesten, daß die Theorie von einem Christus, die viel älter ist als Jesus, weil jener Name in der Bibel schon dem Cyrus gegeben wurde, arisch sei, ganz identisch mit Agni in den Vedas. Dasselbe ist der Fall mit der Bezeichnung Gott Vater, welche dasselbe ist wie Surya (Sonne) und nachher Brahma. Der heilige Geist ist dasselbe was der vedische Vayu. Alles Uebrige der christlichen Metaphysik finden wir gleichfalls im heiligen Buche der Inder: Gebräuche, Symbole und sogar den größten Theil der Legenden. Diese gemeinsamen Elemente kommen aber auch im persischen Avesta vor, hier aber weniger rein als in den indischen Vedas und schon mit einem neuen Gewande bekleidet. Vernünftigerweise kann man also nicht daran zweifeln, daß das Christenthum die in den Tagen des Augustus und Tiberius aus Asien gekommene arische Religion ist, einerlei, auf welche Art dasselbe eingeführt, verbreitet und verallgemeinert worden ist.

Schon die Legende von den drei Magiern, welche zum Jesuskinde kamen, weist auf Persien hin. Sie bringen dem Jesuskinde dieselben Geschenke, welche sie daheim ihrem Ormudz (Ahura masda), dem höchsten reinen Geiste, dar-

brachten. Die Sage vom Kindermord, welchen der idumäische Judenkönig Herodes anbefohlen, ist nicht minder bedeutungsvoll; durch den Mord sollte die Reform in der Wiege vernichtet werden. Den römischen Kaisern war der Christianismus anfangs gleichgültig, weil er die Politik unberührt ließ. Weder in den Evangelien, noch in der Apostelgeschichte oder in den Episteln wird speciell auf Politik Bezug genommen. Auch findet man, abgesehen vom Evangelium Johannis, das in spätere Zeit fällt, im neuen Testamente nichts Metaphysisches, außer da und dort eine Andeutung. Aus den Evangelien kann man kein vollständiges Bild des Urchristenthums zusammensetzen; sie enthalten wesentlich nur die Moral desselben und entsprechen, so genau wie nur Verschiedenheit der Zeit und des Ortes gestatten, den buddhistischen Sutras, die aus verschiedenen Zeiten stammen und einen sehr ungleichen Werth haben. Man darf annehmen, daß die ersten Stifter des Christenthums bekannt waren mit dem Grundwesen der christlichen Metaphysik in der Art, wie der indo-persische Osten sie ihnen überliefert hatte und wie sie auch von Paulus gelehrt worden ist. Diese Doctrin ist implicite enthalten in den ältesten Formeln des Rituals, und mehrere dieser Formeln reichen über Jesus und dessen Vorläufer Johannes hinaus. Man kann Aehnliches von den Symbolen sagen; mehrere derselben kommen in den römischen Katakomben vor, aus einer Zeit, die gleichfalls über Jesus hinaufreicht. Diese Formeln und Figuren nun, welche mit dem alten Aegypten, Griechenland und Judäa nichts gemein haben, finden wir mit derselben metaphysischen Bedeutung in den Büchern der Inder und Perser. Dieses leitet auf die Annahme, daß die ideale Lehre und die Symbolik, unter welcher sie verschleiert war, fertig aus dem Osten nach dem Westen kam und zwar durch Vermittelung Syriens, Galiläas und auch des jüngern Aegyptens. —

Burnouf erörtert, wie verschieden die Stellung des Christenthums in den beiden Hälften des römischen Kaiserreiches war. „Im Abendlande wurde allmälig der Bischof von Rom Haupt des sogenannten Katholicismus (der Allgemeinheit). Es muß indessen wohl beachtet werden, daß die Bezeichnung einer katholischen (allgemeinen) Kirche, welche sich die römische gegeben hat, den Thatsachen gegenüber nicht gerechtfertigt erscheint; denn sie hat niemals alle christlichen Kirchen mit sich vereinigt, sodann sie hat ihre Hierarchie nach jener des Kaiserreichs gemodelt und somit ein fremdartiges Element in sich aufgenommen, welches der Allgemeinheit Eintrag thut. Dieses Element ist durchaus politischer Natur und hat gar nichts Religiöses an und in sich."

Die nachstehenden Bemerkungen sind gerade in unseren Tagen, in denen das Papstthum so große Ansprüche erhebt, von Interesse. Der Katholik Burnouf schreibt:

„Jedermann weiß, daß und wie das Papstthum ununterbrochen mehr und mehr gesunken und immer tiefer herabgekommen ist, theils durch den Widerstand der Könige, theils durch die Einwirkungen des germanischen Geistes, d. h. die Reformation. Diese doppelte Bewegung ist noch lange nicht zu Ende. Wir sehen einerseits, wie der Papst die letzten Fetzen seiner weltlichen Gewalt durch Waffen und Geld vertheidigt; andererseits setzt der Laiengeist das Werk der Reformation unabläßig fort und wird durch die Resultate der Wissenschaft und durch diese selbst immer mehr gekräftigt. Er will die Macht und Gewalt des römischen Pontifex auf das zurückführen, was sie bei ihrem Ursprunge war. Manchmal ist Europa eines Kampfes müde, der ihm unersprießlich erscheint und dessen Ende sich nicht absehen läßt. Aber es muß Geduld haben. Das Non possumus zeugt nicht etwa von Kraft, sondern liefert einen Beweis für die Ohnmacht. Die lebendige Kraft und Stärke der modernen Gesellschaft beruht in der Wissenschaft und in dem festen Willen, jedem Dinge seinen rechten Platz zu geben, namentlich durch Theilung der Gewalten. Die Religion hat gar kein Interesse am Fortbestehen der römischen Hierarchie, denn der römische Katholicismus ist eine politische Einrichtung, keineswegs eine religiöse." —

Die alte arische Religion war anfangs einheitlich; sie theilte sich in verschiedene Zweige: bei Indern, Persern, Griechen, Lateinern, bei anderen abendländischen Völkern, wie späterhin in Asien der Buddhismus und dann auch der Christianismus. Es ist nicht Zufall oder Willkür, was diesen Christianismus in mehr und mehr Abtheilungen zerlegt; er folgt dabei lediglich einem Gesetze, das auf alle Zeiten und auf alle Völker Anwendung findet. Die alten hellenischen und lateinischen Religionen zeigen uns eine große Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit, eine Menge kleiner Priestercollegien ohne clericale Einheit, und viele kleine Gemeinden von Gläubigen. Der Buddhismus, welcher freilich um ein halbes Jahrtausend älter ist als der Christianismus und trotzdem einen ganz modernen Charakter aufweist, zeigt uns in Asien eine eben so große Menge von Kirchen wie das Christenthum. In Tibet sitzt ein Papst, welcher scheinbar dem Buddhismus eine kirchliche Einheit giebt, aber die Buddhisten in Ceylon, Birma, Siam, Annam, China, Japan rc. sind von dem Dalaï Lama eben so unabhängig, wie die Protestanten in Europa und Amerika vom römischen Papste.

Das Gesetz der Trennung und Scheidung ist bei den arischen Völkern von Anfang an wirksam gewesen und wird es auch fernerhin sein. Nun haben fast alle Nationen, welche mit einem arischen Volke in Berührung kamen, von einem solchen mehr oder weniger an Lehren entlehnt und ihre heiligen Einrichtungen nach denselben modificirt. So hat der Buddhismus bei Völkern von geringerer Racenbegabung die Sitten gemildert, umgestaltet und civilisirt, und er ist überall tolerant aufgetreten, mehr als irgend eine andere Religion. Wenn man nun den Buddhismus in Siam mit den nepalesischen Sutras vergleicht, die gleichsam für die Evangelien jener Religion gelten können, so findet man ohne Weiteres, daß der metaphysische Theil der Lehre fast ganz verschwindet; die Völker auf der hinterindischen Halbinsel haben an dessen Stelle einen Wirrwarr von Aberglauben und plumpen Gebräuchen gesetzt und die Zahl der Klöster und Priester ins Ungeheure vermehrt. Dort hat, wie in Rom, das Priesterthum sich nach den politischen Einrichtungen umgestaltet. China erhielt den Buddhismus aus der Fremde her; Fo ist die monosyllabische Form für Buddha, dessen Lehre im Blumenreiche der Mitte wesentliche Umgestaltungen erfahren hat. Aehnliches ist in Tibet der Fall gewesen und überhaupt bei allen Völkern gelber Race.

Aber nicht bloß der praktische Theil dieser Religion hat einen Abgang erfahren, sondern auch die metaphysische Theorie, an deren Stelle der Anthropomorphismus, der Glaube an Geister und allerlei andere Superstitionen getreten sind. Und wenn wir nun fragen: worin liegt die Ursache, durch welche eine der erhabensten Religionen solchen Rückgang erlitten hat, so müssen wir uns sagen, daß sie nicht in den eigenthümlichen Einrichtungen der gelben und dunkelfarbigen Menschen zu suchen ist, sondern in der Racenbegabung derselben. China hat wohl Moralisten und praktische Philosophen, aber keinen einzigen Metaphysiker; viele empirische Fertigkeiten und Gewerbe, aber keine Wissenschaft in höherm Sinne. Im Jahre 1861 suchten die Europäer in Peking nach einem chinesischen Mathematiker, sie fanden aber nicht einen einzigen, obwohl in jener Hauptstadt sehr viele Leute sich meisterhaft auf das Rechnen verstanden. Die allgemei-

nen abstracten Begriffe und Vorstellungen fehlen dieser Menschenrace, wie ihr denn auch der Theil des Gehirns mangelt, welcher als das Organ derselben erscheint. So ist ihr denn auch die metaphysische Theorie, welche das Wesen der Religion bildet, gleichfalls fremd.

Die dunkelfarbigen, schwarzen Völker stehen an Racenanlage tief unter den gelben, sowohl im südlichen Asien wie in Afrika. Wie verwahrlost der Christianismus in Abyssinien ist, wie tief herabgekommen, darüber haben wir auch schon vor dem Kriegszuge der Engländer eingehende Kunde gehabt.

Jede einzelne Menschenrace nimmt von einer Religion gerade so viel an, wie sie begreift und versteht. Die eine das Metaphysische mit den Symbolen und dem Ritus, welche sich daraus ableiten; das sind jene, welche Jesus als die Söhne des Lichtes bezeichnet. Andere haben den Anthropomorphismus ohne Vernunft, heilige Thiergestalten, priesterliche Allegorien, allerlei Superstitionen und barbarischen Cultus. Wir haben auf Erden auch noch sehr tiefstehende, völlig untergeordnete Racen, welche ohne Beeinflussung durch eine höhere Religion geblieben sind; so in Afrika und in Amerika.

Ein- für allemal steht fest, daß jede Religion, welche bei einem Volke von niedrigerer Race eingeführt wird, durch dasselbe Einbuße erleidet. Sie übt auf ein solches nur eine unvollkommene, mangelhafte Wirkung, weil solch ein Volk von ihr nur dasjenige annehmen kann und annimmt, wozu es vermöge seiner besondern Naturanlage befähigt ist. Alles Andere liegt außerhalb seines Horizontes und geht über sein Verständniß hinaus. (— Das ist ein Erfahrungssatz, welchen die christlichen Missionäre übersehen und aus dem sich doch ihre Erfolglosigkeit ganz von selber erklärt. —) Die Erfahrung lehrt weiter, daß die Racen sowohl physisch wie moralisch auf einander nur in sehr oberflächlicher Weise Einwirkungen ausüben, die außerdem vorübergehend sind und welche verschwinden, sobald die Ursache, der sie ihr Entstehen verdanken, nicht mehr wirksam ist. —

Burnouf erörtert dann die Stellung, welche die Semiten in der Religionsgeschichte einnehmen. Er geht auf den Racencharakter derselben näher ein und spricht ihnen den Geist der Initiative ab; sie wüßten nur nachzuahmen. Nicht alle Juden seien von semitischer Race; Bunsen habe in seinem Bibelwerke nachgewiesen, daß bei ihnen zwei verschiedene Racen neben einander existirt hätten: Weiße und dunkler gefärbte, und beide könne man noch heute überall nachweisen, wo Juden vorhanden sind. Die Racenanlage spiele im Abendlande eine nicht minder wichtige Rolle wie im Morgenlande und übe eine große Einwirkung auf den Christianismus. Das ist auch gewiß richtig, denn dieser gestaltet sich anders bei den Romanen wie bei den Germanen oder Slaven.

Wir brechen hier ab; uns kam es nur darauf an, einige der wesentlichsten Ansichten des ausgezeichneten Forschers über die Stellung der Racen zu der Umwandelung in den verschiedenen Religionsvorstellungen und Cultusformen wiederzugeben.

Ein Lynchgericht in Australien.

Von **Richard Oberländer** in Dresden.

II.

Seit dem Tage nach unserer Abreise von Dunolly hatten wir unsern Weg am Loddon, einem der Zuflüsse des Murray, entlang genommen und waren bei verschiedenen Schaf- und Rindviehstationen vorübergezogen, auf denen wir unsere Fleischvorräthe ergänzt hatten. Unser Führer machte schon jetzt glänzende Geschäfte, denn die Meisten pilgerten gleich uns mit ihren Habseligkeiten auf dem Rücken dahin und konnten sich natürlich nicht besonders mit dem Transport von Lebensmitteln befassen. Unsere Reise hatte auf diese Weise schon vier Tage gewährt.

Am Morgen hatte Parker seine Ochsen angeschirrt und sich auf den Weg gemacht; wie Schafe ihrem Leithammel, waren wir ihm blindlings gefolgt und hatten uns, gegen 80 englische Meilen von Dunolly entfernt, in eine Gegend verlocken lassen, in welcher weit und breit keine Ansiedelung zu finden war und welche wohl selten der Fuß eines Europäers betreten hatte.

Am fünften Tage, einem Sonntage, wurde Rasttag gemacht, angeblich um den Ochsen Ruhe zu gönnen. Als aber auch am darauf folgenden Morgen keine Anstalt getroffen wurde, dieselben anzuschirren, und man stürmisch in Parker drang, nun endlich aufzubrechen, um uns nach seinen Goldfeldern zu bringen, erklärte er uns ganz naiv, er wisse jetzt nicht, welche Richtung er einschlagen solle und müsse auf weitere Nachricht von seinem Bruder warten, der ihm wohl entgegenkommen würde.

Unsere Zahl war inzwischen auf zweitausend gestiegen. Einen Tag lang ließen wir uns wohl diese Verzögerung gefallen, als aber die Lebensmittel knapper wurden und unser Freund seine Preise so erhöhte, wie sie nach seinen Angaben an unserm Reiseziele gefordert wurden, riß unsere ohnehin nicht sehr rühmenswerthe Geduld, und um schnell und auf dem praktischsten Wege ein Resultat zu erlangen, wurde eine große Volksversammlung auf den Nachmittag angesetzt. Zum Vorsitzenden derselben wurde ein baumlanger Yankee erwählt, der in echt parlamentarischer Weise das Ganze leitete. Von einem abgesägten Baumstamme herab, der als Rednerbühne diente, wurden große Reden gehalten, und zunächst die Frage behandelt, was wohl in der gegenwärtigen Calamität am zweckmäßigsten zu thun sei. Alle stimmten in überraschender Weise darin überein, daß sie nichts Genaues über die neuen Goldfelder wüßten. Jack hatte es von Bill und Bill von Bob, dieser von dem und der von jenem gehört, und endlich ward man darüber einig, daß die ganze Angelegenheit von Parker ausgehen müsse.

Hierauf ward dieser um Auskunft befragt; er bedauerte lebhaft, daß er nicht im Stande sei, den Herren mehr zu sagen, als sie bereits wüßten. In dem Briefe seines Bruders sei der Weg bis zu dem Orte, an welchem wir uns gegenwärtig befänden, genau vorgeschrieben, von hier aber verwirrten sich die Angaben. Man werde deshalb wohl

bis zur voraussichtlichen Ankunft seines Bruders warten müssen.

Nach längerer Debatte erhielt mein Kamerad Bill das Wort und sprach in ausführlicher Rede, von vielem Beifall unterbrochen, die Ansicht aus, daß ein solches Warten wohl zu lange für uns währen dürfe, da er sich sehr stark zu der Ansicht hinneige, daß die ganze Geschichte erfunden sei. Er schlage deshalb vor, eine Commission auf Kosten der Versammlung nach Mount Hope zu schicken, dem Orte, an welchem nach Parker's Angaben sein Bruder sich aufhalten solle, um gewisse und wahrheitsgetreue Auskunft zu erhalten. Zum Mitgliede dieser Commission wurde ich vorgeschlagen und mir noch unser Vorsitzender, der lange Yankee, ein Irländer und ein Schotte beigegeben.

Der folgende Tag ward zu unserer Abreise bestimmt. Man versah uns mit guten Pferden und gab uns hinreichende Lebensmittel mit auf den Weg. Auch erbot sich der Amerikaner, seinen Buggy mitzunehmen sowie auch einige Fässer Wasser, und Fleisch und Rum zur Stärkung. Unser Lagerplatz befand sich am Zusammenflusse des Serpentine, eines kleinen Flüßchens, mit dem Loddon, auf einer weiten mit üppigem Gras bewachsenen und von zahlreichen Acacien beschatteten Ebene. Der Loddon floß von hier, scharf nach Osten abbiegend, dem Murray zu, während unser Reiseziel nach Nordwesten hin lag. Ehe wir den 65 Meilen entfernten Murray, in dessen Nähe jene mysteriösen Goldfelder liegen sollten, erreichen konnten, hatten wir eine Wüste zu passiren, auf der weder Vegetation, noch Wasser, sondern einzig und allein nackter Granitfelsen und stellenweise knietiefer Sand lag. Es gehörte eine fast übermäßige Anstrengung dazu, in der drückenden Sonnengluth, geblendet von den glitzernden Felsen und halb erstickt von dem aufwirbelnden Staube und leichten Sande den mühseligen Weg zurückzulegen. Keinen Tropfen frischen Wassers gab es, um unsere schmachtenden Lippen zu benetzen. Statt dessen nur die in den Fässern mitgenommene, aus dem Loddon geschöpfte Flüssigkeit, welche durch die Hitze mehr als lauwarm mit dem Rum ein schlechtes Getränk lieferte! Kein grünes Fleckchen, kein Grashalm, auf dem unsere müden Blicke ruhen konnten, so weit das Auge reichte, vor- und rückwärts, rechts und links — nichts als blauer Himmel und gelber Sand. An dem Orte, an welchem wir unser erstes Nachtlager aufschlugen, kamen wir im traurigsten Zustande an. Nichts unterschied denselben von der uns umgebenden, endlos erscheinenden Wüste, außer dem Umstande, daß er eine kleine kesselartige Vertiefung bildete, die uns etwas Schutz bot. Unsere armen Pferde mußten gefesselt werden, damit sie nicht fortliefen, und das wenige Heu und Wasser, was wir ihnen reichen konnten, war nur eine schlechte Entschädigung für die großen Strapazen, welche sie des Tages über gehabt. Schinken, Damper und Wasser mit Rum hatten unser Frühstück und Mittagsmahl gebildet und dasselbe setzten wir uns auch zum Abendessen vor. Der lange Yankee, dem solche Expeditionen in den grünen Wäldern des fernen Westens noch nicht vorgekommen waren, machte in lauten Verwünschungen seinem Herzen Luft. Wir Anderen waren schon länger in der Colonie und zum Theil an solchen Mangel an Scenerie und überhaupt an diese Art zu reisen gewöhnt, obschon wir es auch nicht zu den Annehmlichkeiten rechnen konnten und nicht wenig gelitten hatten. Da wir uns wegen Mangels an Holz kein Feuer anzünden konnten, so stockte auch bald die Unterhaltung und, in unsere wollenen Decken gehüllt, versuchten wir, im Schlaf unsere Trübsal zu vergessen. In der Natur herrschte eine unheimliche Stille; kein Nachtvogel ließ seinen melancholischen Ruf erschallen, selbst das sonst so unangenehme Heulen der wilden Hunde ward nicht vernommen. Darüber aber strahlte der milde Sternenhimmel im Vollmondsglanze, und die prächtige Milchstraße mit den Capwolken sowie das südliche Kreuz staunend wieder und immer wieder zu betrachten war uns nach den Anstrengungen, welche wir gehabt, eine willkommene Abwechselung.

Mit dem Morgengrauen fütterten wir unsere Pferde ab, nahmen unsere einförmige Mahlzeit ein und begannen zeitig den Weitermarsch, um am Abend womöglich die mir bekannte Schafstation des Herrn Hugh Glaß am Fuße des Mount Hope zu erreichen. Doch bald bemerkten wir zu unserm größten Schrecken, daß uns noch eine harte Prüfung für heute bevorstand. Blutroth stand die Sonne am Himmel und der immer schärfer und heißer wehende Wind aus Nordwesten blies uns dicke Wolken beißenden Sandes entgegen. Den ganzen Tag lang hatten wir gegen diese schrecklichste aller Landplagen Australiens, den sogenannten heißen Wind, zu kämpfen, und nur der glückliche Umstand, daß wir mit etwas Wasser unsere aufgesprungenen schwarzen, schmerzenden Lippen benetzen und unseren Pferden zeitweilig einen Schluck geben konnten, rettete uns von dem gräßlichen Tode des Verschmachtens, den alljährlich eine ziemliche Anzahl Menschen in den Wüsten Australiens finden. Schon wollten wir fast verzweifeln und wären bald den Anstrengungen des Tages unterlegen, als zu unserer großen Freude gegen fünf Uhr Nachmittags der Wind plötzlich nach Südost umsprang und bald ein erquickender Regenschauer uns einigermaßen erfrischte. Bald darauf ward auch der mir wohl bekannte stumpfe Kegel des Mount Hope sichtbar und nach Sonnenuntergang gelangten wir zu einer am Fuße dieses Hügels in einer lieblichen Oase stehenden einzelnen Schäferhütte, deren Bewohner uns freundlich bewillkommneten.

Unsere erste Sorge war, uns durch ein kühles Bad zu erfrischen, um den brennenden Staub von unserer Haut zu entfernen. Nachdem wir uns überzeugt, daß unsere Thiere es sich in dem üppigen Grase recht wohl sein ließen und in der Nähe des Wassers gut aufgehoben waren, sprachen wir der uns gastfreundlich gebotenen Abendmahlzeit, bei der frisches Hammelfleisch natürlich den Hauptbestandtheil bildete, tüchtig zu.

Wie erstaunten aber die guten Leute, als wir ihnen den Zweck unserer Reise mittheilten. Der alte Schäfer, welcher seit Jahren schon auf dieser Station gewesen, versicherte uns, daß außer der kleinen, etwa 6 englische Quadratmeilen großen Station über 50 Meilen in der Runde dieselbe Wüste sich befände, die wir in den letzten beiden Tagen durchwandert. Nur im Norden, nach dem 8 Meilen entfernten Murray zu, sei dies nicht der Fall, dafür sei dieser aber durch den gefürchteten „Scrub" vollkommen unzugänglich. Die niedrigen, flachen Ufer des Murray zeigen an einigen Stellen die eigenthümliche Erscheinung, daß im Bette selbst nur wenig Wasser sich vorfindet, das in dem tiefen, sandigen Ufer sich verläuft. Kein Mensch, kein Thier kann in diesem gefährlichen Morast vordringen, er müßte rettungslos versinken; dazu ist derselbe mit dichtem Unterholze, dem Malee, einer Gummiart, dicht bewachsen und mit zahllosen zähen Schlinggewächsen eng durchflochten. Die Eingeborenen haben vor diesem Scrub eine abergläubische Furcht; sie meinen, er sei von dem gefürchteten Bunyip, einem fabelhaften riesigen Ungeheuer aus dem Geschlechte der Seehunde, bewohnt und sind nicht einmal in die Nähe dieser Gegend zu bringen.

Der alte Schäfer kannte mich von meinem frühern Besuche her noch recht wohl; ich mußte ihm so viel von meinen damaligen Leuten und ihren Schicksalen erzählen, als ich selbst wußte, und erlangte von ihm volle Bestätigung dafür, daß im weiten Umkreise es nicht im Entferntesten möglich sei, ein Goldfeld aufzufinden. Ich hatte dies nie bestimmt aus-

zusprechen gewagt, da ich zu jener Zeit bloß eine Nacht auf der Station gewesen und von dem Goldfelde Bendigo her nach dem Städtchen Swanhill am Murray den Scrub entlang meinen Weg genommen hatte. Deshalb hatte ich nicht genau wissen können, wie die Gegend nach der andern Richtung hin beschaffen sei. Alle weiteren Bemühungen, das fabelhafte Goldfeld aufzufinden, gaben wir noch diesen Abend auf; denn in einer solchen Wüstenei ist die Existenz der Goldgräber geradezu unmöglich; und gesetzt auch, es hätten sich am Rande der Oase Goldlager gefunden, was bei dem Zutagetreten des Granits undenkbar erschien, so wäre das Wasser auf diesem kleinen Fleckchen von einer solchen Menschenmenge in wenigen Tagen vollständig aufgebraucht worden, und an den Murray zu gelangen war wegen des Scrubs unmöglich.

Aus diesen gewichtigen Gründen entschlossen wir uns, am nächsten Morgen den Rückweg anzutreten. Nach langen Wochen that uns eine Nachtruhe in einer bequemen Hütte aus Baumrinde statt unserer gewöhnlichen Zeltwohnung doppelt wohl, und so süß wie selten schliefen wir nach den ereignißreichen, jüngst vergangenen Tagen ein.

Die aufgehende Sonne des andern Tages fand uns bereits auf der Reise, welche ähnlich verlief, wie die vor wenigen Tagen. Als wir etwa zehn englische Meilen von dem Platze entfernt waren, an dem wir unsere Kameraden verlassen, sollten wir einen traurigen Beweis der schrecklichen Folgen erhalten, welche jener gewissenlose Mensch Parker heraufbeschworen hatte. Eine Anzahl Raubvögel umschwärmte drei menschliche Leichen, welche, auf dem Rücken liegend, ihr starrendes Antlitz gen Himmel gerichtet hatten. Die Armen, noch Neulinge in der Colonie, hatten, wie wir später erfuhren, nicht glauben wollen, daß die vor ihnen liegende Wüste für Fußgänger ohne mitgenommene Wasservorräthe nicht zu passiren sei, und hatten es tollkühn gewagt, vorzudringen. Elendiglich mußten die Aermsten in der brennenden Sonnengluth und während des heißen Windes verschmachten. Wir luden diese Opfer gewissenlosen Eigennutzes auf unsere Wagen und zogen traurig und mißgestimmt unseres Weges weiter.

Von fern schon erblickten wir die schimmernden Zelte und das frische Grün der mit Gras bewachsenen Ebene lachte uns entgegen. Die zurückgebliebenen Kameraden hatten uns bereits bemerkt. Eine Anzahl derselben kam auf uns zu und theilte uns mit, daß im Lager die Aufregung aufs Höchste gestiegen sei. Wegen Mangels an Fleisch und sonstigen Nahrungsmitteln habe man, da Parker zu überschwengliche Preise für seine Waaren gefordert habe, seit Tagen bloß von den in dem Serpentine reichlich vorgefundenen Krebsen gelebt. Da man jetzt allgemein der Meinung sei, daß er uns seines Vortheils willen hierher gelockt habe, so werde er bis zu unserer Rückkehr streng bewacht, um danach weitere Maßnahmen zu treffen.

Als wir das Lager erreicht hatten, mußte der lange Yankee von seinem Wagen herab einen Bericht über unsere verunglückte Expedition geben. Nach dessen Beendigung machte sich die Erbitterung in lauten Verwünschungen gegen den Urheber unseres Unglückes Luft, und als wir gar seine beklagenswerthen Opfer enthüllten, kannte die Wuth keine Grenzen. Nur den größten Anstrengungen der Bessergesinnten gelang es, die aufgereizte Masse abzuhalten, sich an Parker zu vergreifen. Als aber endlich in Vorschlag gebracht wurde, ein förmliches Lynchgericht über ihn zu halten, beruhigten sich die Gemüther einigermaßen, und man schritt sofort zur Ausführung dieses Planes. Durch Acclamation ward ein Goldgräber, der in England den Posten eines Justizbeamten bekleidet hatte, zum Richter erwählt. Ein Anderer, der früher ein tüchtiger Rechtsanwalt gewesen, wurde zum öffentlichen Ankläger ernannt. Ein Geschworenengericht von zwölf Mann wurde nach allen Vorschriften des Gesetzes gebildet und die Versammlung gruppirte sich im Kreise um den Gerichtshof, welcher auf herbeigerollten Baumstämmen Platz genommen hatte.

Der gefangene Parker wurde vorgeführt und aufgefordert, sich einen Vertheidiger zu wählen. Der Aermste war todtenblaß, zitterte am ganzen Körper und rief fortwährend, daß er unschuldig sei. Einen Anwalt ernannte er nicht. In die Mitte des Kreises wurde ein leeres Butterfaß gerollt und der Angeklagte auf dasselbe gestellt.

Der Richter eröffnete mit kurzer Ansprache die Versammlung und hob hervor, daß er zwar eigentlich gegen die Volksjustiz sei. Unter den obwaltenden Umständen aber und weil die bestehende Obrigkeit nicht leicht von uns zu erreichen wäre, seien wir genöthigt, uns selbst Recht und Hülfe zu verschaffen. Er machte auf den tiefen Ernst unseres Vorhabens aufmerksam und betonte die Verantwortlichkeit, welche auf uns falle. Frei von Vorurtheilen und Haß sollten die Geschworenen ihre Pflicht erfüllen, und die Zeugen möchten nur solche Aussagen machen, welche sie vor Gott und ihrem guten Gewissen verantworten könnten. Er gab hierauf dem öffentlichen Ankläger das Wort, welcher in beredter Weise den Hergang der Sache schilderte; zu beweisen versprach, daß Parker den Brief selbst geschrieben, um uns zu seinem Vortheile auszubeuten; die Schrecknisse der vor uns liegenden Wüste in lebhaften Farben malte, und endlich das Strafgericht Gottes und der Menschen auf den gewissenlosen Mann herabbeschwor, welcher das Unglück aller Anwesenden und den Tod dreier Menschen verschuldet hatte.

Zu Zeugen wurden zunächst wir Mitglieder der Expedition aufgerufen und wir hatten nach auf die Bibel geleistetem Eide einen genauen Bericht über unsere Erlebnisse abzustatten und unsere Ansicht zu motiviren, weshalb wir die Auffindung eines Goldfeldes als unmöglich bezeichneten. Gleichfalls vereidete Zeugen bewiesen zur Evidenz, daß Parker den Brief selbst geschrieben.

Der Angeklagte wurde aufgefordert, sich zu vertheidigen. Todtenblaß, mit kaltem Schweiß auf der Stirn stand er, am ganzen Leibe zitternd, auf dem Fäßchen, das lebhaft hin und wieder wackelte, so daß er öfters das Gleichgewicht verlor. Er konnte nur die Worte stammeln: „Es ist nicht wahr, ich bin unschuldig," vermochte aber keine Beweise für diese Behauptung beizubringen. Der Richter legte hierauf den Geschworenen noch einmal die Verantwortlichkeit ans Herz, welche sie auf sich nähmen, und zeigte ihnen, wie glaubwürdige Zeugen die Schuld des Beklagten anscheinend erwiesen hätten; gab ihnen aber zu bedenken, daß, falls sie den geringsten Zweifel daran hätten, dieser sie zu einem Ausspruche zu Gunsten des Beklagten bestimmen müsse. Die Geschworenen zogen sich zurück, und auf die tiefe Stille folgte ein düsteres Gemurmel. Keiner der Anwesenden verhehlte sich, was der Ausspruch der Geschworenen und das richterliche Erkenntniß sein werde. Mir wurde dabei so unheimlich, daß ich gern die bisher ausgestandenen Trübsale vergessen hätte und mich weit weg von hier sehnte.

Nach einer Viertelstunde endlich erschienen die Geschworenen wieder innerhalb des Kreises und der Vormann derselben erklärte auf Befragen des Richters, daß sie einstimmig den Beklagten für schuldig befunden hätten. Hierauf wurde die Frage an Parker gestellt, was er noch vorzubringen habe, um das Urtheil des Gerichtshofes von sich abzuwenden. Der Unglückliche war indessen so geknickt, daß er keinen Laut mehr vorbringen konnte. Der Vorsitzende schloß mit einer herzergreifenden Rede an den Gefangenen, worin

er hervorhob, daß er von 12 Geschworenen nach gewissenhafter Erkenntniß für schuldig befunden worden sei und er ihn deshalb dazu verurtheile, „am Halse aufgehenkt zu werden, bis er todt, todt, todt sei und möge der Herr Gnade mit seiner Seele haben." — Er gewähre ihm eine Stunde, um sich auf sein Ende vorzubereiten und könne ihm keine Aussicht auf Begnadigung machen, da auch nicht ein Umstand zu Tage gebracht worden, welcher zu seiner Entschuldigung spräche. Die Versammlung forderte er auf, vor der Hand ruhig aus einander zu gehen und zu bedenken, welcher wichtige Act bevorstehe, nie aber in ihrem Leben zu vergessen, an welcher feierlichen Handlung sie Theil genommen.

Ich hätte Alles darum gegeben, wenn ich mit guter Manier aus der jetzt sehr ernsthaft werdenden Angelegenheit heraus gewesen wäre, denn, obschon Parker sein bevorstehendes Schicksal reichlich verdiente, konnte ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wir dazu berufen seien, das Recht in unsere eigenen Hände zu nehmen. Mein Kamerad Bill weckte mich aus meinen Träumereien und zog mich nach unserm Zelte, um etwas zu genießen. Wir hatten kaum den Rücken gewendet, als wir durch ein lautes Geschrei zur Rückkehr veranlaßt wurden. Der aufgeregten Menge hatte man vor das Zelt, in welchem Parker's Waarenlager sich befand, ein Faß Rum gerollt, den Deckel eingeschlagen und Alles drängte sich vor, einen Becher des so beliebten Getränkes zu erlangen. Bald war das Faß geleert und ein zweites, mit Genever gefüllt, theilte dasselbe Loos. Dann wurde das Waarenlager gestürmt, die Zeltdecke zurückgeschlagen und Jeder verhalf sich zu solchen Gegenständen, welche er in der Eile erlangen konnte. Hier trug Einer einen Sack Reis fort, dort hatte ein Anderer einen Sack Zucker aufgenommen, ein Dritter ein Kistchen Thee; Mehl, Butter, Schinken, Taback waren beliebte Artikel. Dazu gab es auch höchst komische Scenen. Auf einem umgefallenen Baumstamme saß ein untersetzter rothköpfiger Irländer, welcher zwei Schuhe erobert hatte und zu seinem größten Schrecken fand, daß sie beide an den linken Fuß gehörten; ein Anderer hatte einige Flaschen Ricinusöl gestohlen, schmierte sich damit die Schuhe ein und benutzte es als Pomade. Wohin man blickte, lagen zerbrochene Flaschen, entleerte Waarensäcke, zerbrochene Kisten, Stroh rc.

Wem von den guten, langentbehrten Dingen aus Parker's Waarenlager etwas zu Theil geworden, der war beflissen, sich einen guten Tag dafür zu machen; die Feuer wurden angeschürt und die Bratpfannen angesetzt. Schinken, Extraportionen Thee mit viel Zucker sowie vergnügte Gesichter und Massen von Grog gab es überall. Keiner dachte für den Augenblick an den Delinquenten.

Als man aber doch für nöthig hielt, den feierlichen Urtheilsspruch des Gerichtshofes auszuführen, da — war der Vogel ausgeflogen. Ein schlauer Landsmann des Verurtheilten hatte die Plünderung in Scene gesetzt und, wohlberechnend, dadurch seinem Freunde in der allgemeinen Verwirrung und Aufregung zur Flucht auf einem bereitgehaltenen Pferde verholfen. Ein allgemeiner Schrei der Wuth und der Entrüstung erscholl, als man das Opfer über die weite Ebene dahinjagen sah. Wir Bessergesinnten aber waren froh, daß wir aus der sehr heikeligen Angelegenheit auf so gute Art herausgekommen waren. —

Ja, was war nun weiter zu thun? Es blieb uns nichts Anderes übrig, als unter Hunger und Durst den Rückweg nach unseren verlassenen Quartieren wieder anzutreten. Ich verschwor aber auf eine Zeit lang das Goldgraben und vermiethete mich unterwegs auf einer Station als: „Hüter der weißwolligen Schafe!"

So endete unsere Geniereise nach Mount Hope und so ward unsere Lynchjustiz vereitelt.

Die Bedeutung der Erdkunde.

Die Geographie in ihrer heutigen Auffassung ist zu einer „Weltwissenschaft" geworden; sie ist wahrhaftig als eine Fundamentalwissenschaft zu betrachten. Wunderlich und seltsam genug, daß dieselbe, trotz der großen Theilnahme, welche sie in den gebildeten Kreisen findet, auf so vielen Schulen nur nebenbei berücksichtigt wird. Schlimmer noch, daß mindestens drei Viertheile unserer deutschen Universitäten keinen Lehrstuhl für Länder- und Völkerkunde haben! Als ob es wichtiger wäre, Krystalle zu kennen und sich auf Infinitesimalrechnung zu verstehen, als auf der Erde Bescheid zu wissen, dem Schauplatz, auf welchem die Menschen sich bewegen.

Ueber die Bedeutung unserer Fundamentalwissenschaft, von welcher die Curatorien vieler Hochschulen im Allgemeinen wenig begriffen zu haben scheinen, hat jüngst Adolf Bastian vortreffliche Worte gesprochen. Die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin feierte ihr vierzigjähriges Stiftungsfest; der berühmte Reisende, welcher seit einigen Semestern an der Berliner Universität Vorträge über Ethnologie hält, ist gegenwärtig Präsident jener Gesellschaft. Es war seines Amtes, die Festrede zu halten, und er hat seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Zunächst betonte er, welchen Stand unsere Wissenschaft in der Gegenwart erreicht habe; er hob namentlich die Verdienste Karl Ritter's hervor, dann begann er eine Umschau über die geographischen Veränderungen in den letzten fünf Jahren, und wies klar und umfassend nach, in welcher Weise die Wissenschaft in dieser kurzen Spanne Zeit neue Gebiete erobert hat und wie unablässig thätig die Forschung gewesen ist.

Wir wollen Einiges aus dem letzten Theile dieser vortrefflichen Festrede hervorheben, zunächst eine Stelle über Ostasien, weil sie zeigt, daß es gleichsam in der Luft liegt, daß die neue Stellung, welche diese wichtige Region nun einnimmt, begriffen werde. Adolf Bastian faßt, wie wir zu unserer Freude sehen, diese Stellung genau so auf, wie sie von uns in dem Aufsatze: „Die Veränderung in der gegenseitigen Stellung der Menschen" („Globus" XIV, S. 17 ff.) geschildert worden ist, und wir Beide sind ganz unabhängig von einander zu denselben Ansichten gelangt. Dr. Bastian schreibt:

„Im fernen Ostasien ist eine neue Welt im Bildungsprocesse begriffen, eine Welt im Entstehen, die früher oder später den bisherigen Schwerpunkt verrücken, der Achsenrichtung der Geschichte eine andere Neigung ihrer Lage geben muß. Aus Mischung ethnologischer Elemente verschiedener Spannungsfähigkeit krystallisiren nach festen Gesetzen die Culturepochen hervor; im friedlichen oder feindlichen Verkehr verschiedenartiger

und vorher getrennter Völker pflegt eine neue Aera vorbereitet zu werden, und alle diejenigen Vorbedingungen, welche jemals bei solcher Geburt thätig waren, finden sich vereinigt unter den heutigen Conjuncturen ostasiatischer Politik. Dort sehen wir an einem Ufer der pacifischen See die uralten Reiche China und Japan, die schneebegreisten Häupter einer diluvialen Cultur; dort auf dem andern dringt in nervöser Hast das jüngste Kind unserer westlichen Civilisation nach der californischen Küste vor, geschäftig, Städte und Staaten zu erbauen und durch elektrische Schläge der Telegraphen, durch das Gebrause der Eisenbahnzüge und Dampfschiffe seine altersgrauen Nachbaren aus der geistigen Stagnation zu erwecken, in der sie so manche Jahrtausende verträumt haben &c." Bastian schildert dann eine für die chinesischen Zustände kennzeichnende Episode aus der jüngsten Zeit.

„Das stolze Mittelreich, das in den Jahrhunderten oder Jahrtausenden seines Bestehens nur Gesandtschaften demüthiger Tributträger empfangen, entschließt sich seinerseits eine Gesandtschaft abgehen zu lassen an die Barbaren des Westens auf der fernabgelegenen Insel Europas, an dieselben Barbaren, denen noch in den letzten Decennien selbst die Gleichstellung im diplomatischen Verkehr verweigert wurde, bis sie es sich durch Waffengewalt erzwangen. Als Bevollmächtigter des Drachenthrons wird ein anderer Barbar ernannt, der aus dem Osten gekommen, ein Amerikaner, Mr. Burlingame mit Namen. Dieser Sohn der freien Union, der als hochbeknöpfter Mandarin die Sache des Himmelssohnes an den Höfen Europas zu führen haben wird, reist, von der Leibwache kaiserlicher Majestät escortirt, aus dem dreifach ummauerten Peking ab, findet sich aber schon am nächsten Tage in den Händen der Rebellen, die ihn mit seinen Mandschu-Soldaten cerniren und sich weder um seinen Charakter als chinesischer Gesandter, noch an seinen frühern als amerikanischer kehren. Herr Burlingame schickt Brandbriefe nach allen Seiten, nach Peking, nach Tientsin, nach Taku, und am zweiten Tage hört man von der einen Seite das Hurrah der englischen Matrosen, die in Tientsin aus den Kriegsschiffen gelandet zu seiner Befreiung herbeieilen, von der andern sprengt ein Piquet Kosacken heran, die ihm die russische Mission aus ihrem Gesandtschaftshotel in Peking zu Hülfe sendet. Wir haben also einen Amerikaner, als Bevollmächtigten des chinesischen Kaisers, in dessen eigenem Lande von seinen Unterthanen angegriffen und für seine Befreiung ein Fraternisiren zwischen englischen Matrosen und russischen Kosacken, die innerhalb des noch 1859 für jeden Ausländer verschlossenen Chinas autokratisch walten und schalten. Das ist in der That eine Confusio rerum und es verlangt einen wohlgeprüften Geschichtschemiker, um hier die richtige Analyse anzustellen und dasjenige Krystallsystem zu errathen, unter welchem die erwartete Wiedergeburt des Ostens in die Erscheinung treten wird. Bedeutungsvoll ist die Errichtung einer Akademie in Peking, zu der europäische Gelehrte berufen wurden, und in Japan hat die Regierung schon seit längerer Zeit medicinische Schulen unter die Leitung holländischer Aerzte gestellt."

Den heutigen Stand der Wissenschaft schildert Bastian in folgender Weise:

„Die Geographie in ihrer heutigen Auffassung ist eine junge Wissenschaft, aber schon der jugendliche Körper zeigt gigantische Dimensionen und mit rapider Schnelligkeit beginnen die Glieder zur Vollheit auszuwachsen. Schon greift sie in alle Lebensverhältnisse ein, sie leitet die Schiffe des Kaufmanns auf ihren Fahrten, sie regelt unsere Beziehungen zu außereuropäischen Staaten, sie zeigt in fremden Welttheilen die Lage der Bergwerke, werthvolle Fabrikationsstoffe, die in der Erde verborgen liegen, sie giebt den Wissenschaften ihre sichere und weite Grundlage, sie schafft die vergleichende Botanik, die vergleichende Zoologie, die Anthropologie. Sie auch lehrt, wie das Menschenleben emporblüht aus dem mütterlichen Schooße unserer Erde, wie es sich zu bunter Mannichfaltigkeit der Volksstämme entfaltet, wie es zu den wunderbaren Schöpfungen der Nationalitäten hervorwächst, in deren Widerstreit, in deren Zusammenwirken die Schauspiele der Geschichte spiegeln, aus deren unerschöpflich quellender Ideenfülle die Gedankenblitze neuer Entdeckungen hervorleuchten.

Nicht nur das Räumliche umfaßt die Geographie, sie schreitet in der Archäologie, in paläontologischer Anthropologie auf frühere Epochen zurück, sie combinirt aus den Thatsachen der Geologie die Vergangenheit im Zeitlichen, sie ahnt aus den Gesetzen des Vergangenen das Zukünftige des Werdens. Seit den folgenreichen Entdeckungen in den dänischen Torfmooren haben sich neue Wissenszweige entwickelt, die werthvolle Früchte versprechen, und sie in den kritischen Untersuchungen der Stein-, Eisen- und Bronzezeit zum Theil auch schon geliefert haben. Seit den aus Abbeville, Salisbury und Le Puy, aus den Pfahlbauten, aus der Engis- und Neanderhöhle zu Tage geförderten Beiträgen ist der Horizont dieser Forschungen sehr erweitert worden, vielleicht allzu weit, und es hat sich ein eigenthümliches Conglomerat, ein facettenartig zerbrochenes Wissensstückwerk herausgebildet, durch ephemere Verschmelzung der Anthropologie, der Paläontologie, der Geologie, durch gelegentliche Entlehnung selbst von der Kosmogonie, wenn Gletschertheorien zur Erklärung der Eiszeit nicht genügen wollten, — und allmälig ist, halb im Fanum der Wissenschaft, halb außerhalb desselben stehend, eine buntscheckige Alliance zusammengetreten, die, noch nach neuen Verbrüderungen lüstern, bald mit Hülfe der Aegyptologen im Nildelta angetroffene Thonfiguren und Kupfermesser zu verwerthen sucht, bald sich den Indianologen associrt, um gemeinsam das Ohiothal und die Mississippischichtungen zu durchgraben, die sich dann wieder in die Maschen der Descendenztheorie verliert, in denen die Variationen manche Fäden gesetzlicher Umwandlungen angeknüpft, aber noch keine leitend verbunden haben.

So entscheidend nun auch das Zusammenwirken getrennter Wissenszweige ist, um in lösungsreifen Fragen das letzte Wort zu sprechen, so bedenklich bleibt es andererseits, wenn ein auf Gegenseitigkeit gegründeter Geschäftsbetrieb sich schon zu einer Zeit bildet, wo man nur noch mit imaginären Größen rechnet, ohne schon feste Ziffern für die Werthe gefunden zu haben, die sie in Wirklichkeit repräsentiren. Die in der letzten Zeit durch die Studien über die Urgeschichte des Menschen zusammengetragenen Thatsachen verpflichten jeden Freund der Wissenschaften zu aufrichtigem Dank gegen die emsigen Forscher, die sich darum bemühten, aber wer es ernst und ehrlich mit der guten Sache meint, kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß noch für längere Zeit hinaus das Princip strenger Arbeitstheilung festgehalten werden und das Publicum mit vorschnellen Verallgemeinerungen verschont bleiben möge, die die Phantasie auf Abwege leiten und für die exacte Forschung nicht nur Nichts gewinnen, sondern sogar Vieles verderben dürften.

Eine feste Basis für den Aufbau der Anthropologie ist mit der Begründung des anthropologischen Archives gelegt unter der umsichtigen Leitung der Professoren Ecker und Lindenschmit. Außer von den Herausgebern hat es schon eine Reihe in den Einzelnheiten sorgsam durchgearbeiteter Abhandlungen gebracht von Lucä, Karl Vogt, Rü-

timeyer und anderen Forschern, deren Namen die Trefflichkeit ihrer Beiträge verbürgt, so daß es mit der Zeit ein gefülltes Rüsthaus bilden wird, aus der die Statistik die ihr bedürftigen Materialien wird entnehmen können.

Seit dem Vorangange der Philologie hat sich der Kreis der comparativen Wissenschaften gebildet, die vergleichende Pflanzenlehre und Thierkunde, die vergleichende Anatomie, die Ethnologie, als Vorarbeit für eine vergleichende Geschichte. Sie bilden die Grundpfeiler für die neue Richtung, welche die Entwickelung der Naturgeschichte genommen hat, denn es bedarf der Vergleichungen, des Zusammenfassens in einem statistischen Ueberblicke, um die Welt nach ihren Verhältnissen zu verstehen, um aus dem Einzelnen das Ganze zu begreifen; und die Erkenntniß, daß alle vergleichende Wissenschaften geographische sind, hat uns der große Meister als Vermächtniß in seinen Schriften hinterlassen. Für diese Umgestaltung der Wissenschaften in vergleichende erwies sich bald der geographische Cyclus des alten Orbis terrarum, in dem sich die Studien bis dahin vorzugsweise bewegt hatten, als ein viel zu enger; die Gesammtoberfläche des Globus war als Basis zu gewinnen, damit den fortan gestellten Anforderungen entsprochen werden könnte. So trat die Geographie in ihrem heutigen Charakter auf, als eine wahre Erdkunde, als die Kunde von der ganzen Erde, und in ähnlicher Weise wird sich auch die Weltgeschichte aus ihrer Beschränkung auf die westlichen Culturvölker, die zwar die wichtigsten, nicht jedoch die einzigen sind, zu einem allumfassenden Ueberblick erweitern müssen.

Die Richtung unserer Zeitströmung zeigt sich in der raschen Vermehrung der geographischen Gesellschaften. Bisher zählte man 17, in den letzten fünf Jahren sind 6 neue hinzugekommen, so daß die Zahl sich jetzt auf 23 beläuft. 1863 bildete sich die geographische Gesellschaft in Dresden, besonders auf Antrieb Karl Andree's*), 1867 kam die in Florenz hinzu, die unter Negri's Leitung große Thätigkeit entwickelt, in demselben Jahre die zu Turin, die zu Wilna und Kiel, und 1868 die zu Orenburg. In Rußland, das für sich allein ein geographisches Weltsystem bildet, gruppiren sich jetzt vier geographische Gesellschaften, die zu Tiflis, Irkutsk, Wilna und Orenburg, nebst der ethnologischen zu Moskau um die Centralsonne in Petersburg.

Die Geographie ist mit der Umwandlung der Erde zu Ende, aber sie schließt mit der Erde nicht ab, ihre Gesetze sind verknüpft mit denen des Himmels."

*) Der „Antrieb" ging nicht speciell von mir aus; viel mehr von den Herren Oberst von Abendroth, Dr. Sophus Ruge, Dr. Häntzsche, dem bei Gitschin gebliebenen Woldemar Schultz und einigen anderen Herren. Aber ich habe die Ehre gehabt, vom ersten Tage an ein sehr thätiges Mitglied dieses blühenden Vereins zu sein und seine Wiege überwacht zu haben. A.

Ein Racenkampf im nordwestlichen Theile der Cap-Region.

Ein Bild aus dem Völkerleben Südwest-Afrikas von **Theophilus Hahn.**

II.

Die rheinische Missionsgesellschaft respective ihre Missionäre haben große Hoffnung für die Mission gehabt in jenem Lande und dachten, daß nach Jonker's Tode eine günstige Wendung der Verhältnisse eintreten würde. Aber die kurzsichtigen Herren werden trotz aller Erfahrung nicht klug; der Grund hiervon liegt in ihrer Einseitigkeit und Verbohrtheit und der eigenen unklaren Anschauung der Verhältnisse.

Dem Jonker Afrikaner folgte in der Häuptlingschaft sein Sohn Christian Afrikaner, ein Mensch, dem die Herrschergabe und Energie des Vaters fehlte. Die unterworfenen Herero in seinem Dienste glaubten daher einen Versuch zum Abfall immerhin wagen zu dürfen, und ihr Vorhaben wurde besonders durch zwei Umstände begünstigt.

Seit Jahren vorher reiste der berühmte Reisende J. C. Anderson, der uns durch seine Reisen zum Ngamisee und dem Okavangostrome bekannt ist, in jenen Gegenden umher und trieb einen ergiebigen Tauschhandel. Nicht lange vordem hatte er ein Handelsetablissement auf Otyimbingué eröffnet, in den Gebäulichkeiten, welche er von einer englischen Bergwerkscompagnie, die bankerott geworden war, durch Kauf an sich gebracht hatte. Dieser Anderson machte nun im Herbste eine Handelsreise zu Christian Afrikaner's Kraal und spannte eines Tages auf einem Außenkraale zum Jonker'schen Stamme gehörig aus. Unter anderen Handelsartikeln führte er auch Branntwein. Das Haupt der Werft — so nennt man auch wohl einen Kraal —, ein gewisser Hartebeest, bekam auch Branntwein, doch nicht so viel, als er wollte. Darüber gerieth er mit Anderson in Streit; der Letztere hatte nämlich ein Fäßchen Branntwein für den Oberhäuptling Christian bei sich, und dieses wollte der Hottentot mit Gewalt haben. Zornig, daß Anderson ihm nicht willfahrte, schlug er diesen mit einem Pferdezaum ins Gesicht, daß Blut floß. Sobald der Tauschhändler das Blut laufen spürt, springt er im Jähzorn in den Wagen, holt sein Gewehr und schießt den Mann in den Unterleib, daß er zusammenstürzt. Die Reue folgte der That auf dem Fuße und nun versuchte Anderson, den Mann durch allerlei Medicamente zu retten. Doch vergebens, er starb nach wenigen Stunden, und Anderson jagte dann mit noch zwei Begleitern, Engländern, nach Christian Jonker's Kraal, wo er seine That erzählte und sich zur Disposition stellte. Sofort berief der Häuptling eine Rathsversammlung und nach zwei Tagen wurde der Schwede losgesprochen. Auch wurde ihm ausdrücklich erlaubt, nach wie vor unter den Afrikanern seinen Handel zu betreiben. Als Grund seiner Freisprechung wurde angegeben: Hartebeest hätte diese Strafe schon längst verdient, und da der Häuptling seine Pflicht nicht gethan, so habe Anderson sie unglücklicherweise, wie vom Schicksal dazu bestimmt, erfüllen müssen.

Wir sehen, die Hottentoten hatten nicht umsonst Missionäre unter sich gehabt. Sie verstanden sich auszudrücken. Anderson war also freigesprochen! Natürlich wog das Fäßchen Feuerwasser ziemlich schwer, und Nemesis hatte diesmal

nicht mit verbundenen Augen das Urtheil gesprochen. Doch Anderson kannte die Sitten und den Brauch der Nama zu gut, um nicht die Blutrache und ihre Bedeutung zu würdigen. Vor dieser schützte ihn keine richterliche Freisprechung. Daher reiste er direct nach Otyimbingué und suchte von jetzt an eine Stütze in den Herero. Er verschaffte ihnen Feuergewehre und übte sie zu Scharfschützen ein. Er hatte gelehrige Schüler. Dann wurden im Stillen mit den Jonkerschen Herero, dem früher erwähnten Garde du corps, Unterhandlungen angeknüpft, um sie zur Abschüttelung des Joches zu veranlassen. Diese Verhandlungen mußten über kurz oder lang doch zur Oeffentlichkeit gelangen, und die Orlams hätten dann bald auch den Anstifter gewittert. Dies mußte Anderson sich gestehen, er mußte auch einsehen, daß die Schießübungen der Herero den Hottentoten ein Dorn im Auge waren. Wenn er also trotzdem seine Agitationen weitertrieb, sich durch allzu hochfahrendes Benehmen, wie wir weiter sehen werden, in neue Unannehmlichkeiten verwickelte, so muß man einräumen, daß wir in allen folgenden Ereignissen offenbare Absichten Anderson's — und anderer Leute, die sich für die Herero interessirten — zu sehen haben.

Im Jahre 1862 reiste Anderson von Otyimbingué über Land nach der Capstadt, um dort sein Horn- und Kleinvieh, welches er eingehandelt hatte, zu verkaufen. Aber unterwegs brach unter dem Vieh die Lungenseuche aus. Er mußte das Gebiet des Häuptlings David Christian passiren zwischen Angra Pequena und dem |Aubfluß. Der Häuptling schickte ihm Boten entgegen mit der Bemerkung, nicht weiter zu ziehen, bis er (der Häuptling) gekommen sei und den Gesundheitszustand des Viehs untersucht hätte. Gewiß doch ein durchaus gerechtfertigtes Verlangen! Allein der Schwede gab eine sehr herausfordernde Antwort. Da rückte David Christian ||Naiχab mit einem wohlbewaffneten Commando von ungefähr 150 Mann ihm entgegen. Als sich der Europäer und der Hottentot begegneten, kam es zu einem harten Wortwechsel, wobei Anderson im Jähzorn die tollkühnen und überdreisten Worte äußerte: Ou David, zou ik van dag die magt hebben, die gy hebt, dan zou gy een ding zien. (Alter David, hätte ich heute die Macht, die Du hast, dann solltest Du was erleben.) Der Häuptling verwehrte standhaft Anderson das Weiterziehen, wogegen dieser — es klingt wirklich lächerlich — mit Schießen drohte, er, der kaum zehn Begleiter hatte, gegenüber der zwölffachen Uebermacht. Der Häuptling forderte ihn auf, immerhin zu schießen, versicherte ihm aber, daß er (Anderson) nicht zum zweiten Male schießen würde. So lagen sie sich denn mehrere Tage gegenüber, bis endlich ein östlicher, am Geitsi—!Gubibberge, alias Groote Broekkaroß, wohnender Stamm des Häuptlings Goliath oder ǂHowichab, die |Kaua vermittelte. Anderson durfte froh sein, daß er endlich nach der Seeseite hin über |Aus ziehen durfte. Aber kaum war er aus dem Bereiche David Christian's, auch ||Naichab genannt, in die Nähe des !Garib, so sandte er Boten an den Häuptling mit der Drohung, er werde vom Cap Kanonen, Gewehre, Pulver, Blei und Kulis mitbringen und allen Hottentoten, Orlams und Namas ein Garaus machen! Natürlich sorgte David Christian für die Verbreitung dieser Drohung unter alle übrigen Stämme und warnte sie; denn dort ist Alles verschwägert und veronkelt, und die Verwandtschaftsverhältnisse sind von wesentlichem Einfluß auf die Politik.

Hier in Europa war zur selben Zeit der Missionär der Herero, Herr Hugo Hahn; jetzt wird er ziemlich von seinen Sympathien für diese wilden Menschen zurückgekommen sein; damals habe ich mit eigenen Ohren gehört, wie er in seinen sonst anziehenden Missionsstunden den Herero ganz besonders das Wort geredet hat; wie er bei der Nachricht von ihrer Erhebung dieselbe eine national-moralische nannte und behauptete: es sei sonst unerhört in der Völkergeschichte Afrikas, daß ein schwarzes Volk, einmal völlig unterjocht, sich wieder erhoben und freigemacht hätte. Wir bedauern, Herrn Hugo Hahn hier auf seine eigenen Worte (vergl. Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. Februarheft 1862, S. 40) verweisen zu müssen: „Der bedeutend größte Theil der von Jonker angegriffenen Herero nahm zu den Ovambo seine Zuflucht. Die nördlichen Herero, die im Kaoko wohnen, sind von Europäern noch nie besucht. Namaqua, auch Jonker's Leute sind manchmal dahin gezogen, um zu rauben, aber haben wenig Beute gemacht und oftmals schwere Verluste erlitten." — Demnach waren die Herero ja doch nicht völlig unterworfen!? Wie paßt dies „völlig" zu dem obigen „völlig"? Der Verfasser des Rheinischen Missionstractates Nr. 1: „Ein Missionärsleben in Südafrika", Barmen 1866, behauptet Seite 75: Die Herero verdanken ihre Erholung jedenfalls dem Einfluß der Mission, die das Volk, am meisten die Führer, mit sittlicher Kraft ausrüstete. Scheint der Herr Verfasser denn ganz vergessen zu haben, wie man, durch die Unempfänglichkeit der Herero für das Christenthum entmuthigt, oft schon auf dem Punkte stand, „das Sein oder Nichtsein" der dortigen Mission in Frage zu stellen? Er findet darüber in den rheinischen Missionsberichten Belehrung und Aufschluß! — Doch zur Sache; wir wollten nur entschiedenen Protest gegen obige Behauptungen einlegen und würden uns freuen, sie einmal schlagend bewiesen zu sehen! —

Missionär Hugo Hahn nun nahm eine sehr bedeutende Anzahl Gewehre — sie sollen in Suhl gemacht worden sein — nach Afrika mit zurück und gab sie den Herero. Es war schön und edel von Hugo Hahn, für die Freiheit eines zertretenen Volkes aufzukommen, nur fragt es sich, was sagt die böse Welt dazu, wenn ein Missionär Mordwaffen einführt, wodurch, wie es doch auf der Hand lag, ein unseliger Krieg auf Tod und Leben hervorgerufen wurde?

Anderson nun brachte bei seiner Rückkehr in das Hereroland wohl keine Kulis mit, aber zwei Kanonen, Pulver und Blei und außerdem eine Menge Flinten. In den drei ersten Monaten des Jahres 1862 trafen die Herero, welche meistentheils Hirten bei den Afrikanern waren, in aller Stille Vorbereitungen zum Abfall. Man nahm das Vieh der Herren bei der Flucht mit nach Otyimbingué und ließ den Afrikanern sagen, sie möchten das Vieh sich nur holen, aber sie (die Herero) hätten keine Lust mehr, jenen zu dienen. Die Jonker'schen kamen nun mit Waffen in der Hand, um den Herero die Freiheitsgelüste zu vertreiben. Ihnen hatte sich ein Theil der Gei—||kau unter dem Oberhäuptling Cornelius ||Oasib angeschlossen. Das Kriegsglück war aber auf Seiten der Herero. Mit Christian Afrikaner bedeckten viele Hauptleute der Jonker'schen das Schlachtfeld. Die Uebrigen unter ||Oasib's Anführung suchten in wilder Flucht ihre Kraale.

Die Gei ||kau und Afrikaner schnaubten Mord und Rache. Zunächst wählten diese sich erst in der Person des Jan Afrikaner, Bruder des Gefallenen, einen Häuptling. ||Oasib dagegen schickte unterdeß an alle Namahäuptlinge Boten und ließ sie zu einem allgemeinen Heereszug gegen die Herero auffordern; aber nur zwei Häupter kamen, nämlich !Naib mit seinen ||Habobiga, auch „Feldschuhträger" genannt, und !Aimab, Anführer der ||O-geis, zu deutsch „Großer Tod". Diese Macht war aber zu

gering, und so unterließ man vorläufig den Rachezug. Die Herero dagegen warteten nicht auf ihren Feind, sondern suchten unter Anführung eines Engländers Friedrich Green, in einer Heeresstärke von 1500 Mann, die Afrikaner in ihrem Lager zu |Ai ||gams auf. Bevor jedoch Green von Otyimbingué abmarschirte, kam der Unterhäuptling einer südlichen Missionsstation Beerseba (‡On=tsawises), ein gewisser Jakobus Isaak, zu ihm, und ersuchte ihn, er möge als Fremder, Engländer, seine Hände aus den Angelegenheiten der Eingeborenen lassen. Aber Green wies stolz und höhnend diese Bitte zurück und marschirte gegen |Ai ||gams, wo er am 12. März 1864 eintraf. Es enthielten sich 200 bis 300 Leute des Kampfes, weil der Engländer ihren Anführer wegen Insubordination hatte standrechtlich erschießen lassen. Was versteht eine wilde Horde von Subordination und Standrecht? Daß diese Handlung Green's ein großer Fehlgriff war, geht aus dem folgenden Gemetzel hervor, welches die Herero an den Wehrlosen ausführten. Die Streitkraft der Afrikaner betrug 200 Mann. Diese wichen vor der Uebermacht und ließen Weib und Kind im Stich. Der Vandalismus dieser „schwarzen Bande" ist unbeschreiblich, und wie sehr „die moralische Kraft des Christenthums" sich an diesen „Stockheiden" bewiesen hatte, mögen ihre Greuel- und Schandthaten beweisen: denn in der ekelerregendsten Weise schwelgten sie im Blute der schwachen Weiber und Kinder, und verbrannten in ihrer tollwüthigen Siegestrunkenheit sechszehn neue Wagen und sechs bereits gebrauchte. Jonker's Frau war unter den Gemordeten. Mit dem Hausrath und Vieh der Hottentoten zogen sie dann ab, stolz auf ihre edlen Thaten.

Wie den Afrikanern das Blut kochte, kann sich Jeder denken, und daß Green sich nicht in Schußweite ihrer Gewehre wagen durfte, leuchtet ein. Sie schwuren, an den Schwarzen und deren weißen Anführern, Anderson und Green, blutige Rache zu nehmen.

Da ließ !Huisib, mit seinem holländischen Namen auch Willem Zwartbooi genannt, Häuptling der Rehobother, echter Nama, sich manchmal vernehmen, er wolle den Herero gegen die Afrikaner helfen, denn, meinte er, jene hätten eine gerechte Sache gegen diese. Das klingt aus einem getauften Heidenmunde wirklich herrlich! — Allein der Stockheide steckte dahinter mit der ganzen Bosheit und Rachsucht. Es stellte sich nämlich bald heraus, daß noch eine alte Blutrache zwischen ihm und den Jonker'schen schwebte, und er glaubte die Gelegenheit günstig, durch ein Bündniß mit den Herero seine Rache zu befriedigen. Die Blutrache spielt überhaupt in diesem Kriege eine bedeutende Rolle, und man staunt, wie dieselbe noch nach vierzig Jahren geübt wird.

Am 7. April nun zogen einige rheinische Missionäre von Otyimbingué nach Rehoboth. Mit dieser Gelegenheit schickte Anderson mehrere hundert Stück Horn- und Kleinvieh unter Green's Aufsicht mit. Die Sache wurde den Afrikanern verrathen. Die Karawane wurde überfallen, die Wächter wurden getödtet, das Vieh wurde fortgeführt. Die Missionäre waren glücklicherweise etwas vorausgezogen und entkamen so dieser Katastrophe; Green war zurückgeblieben und entkam auch. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Vieh vom Stamme des Häuptlings !Huisib fortgetrieben, und nun hatte dieser ja einen Grund zu einem Bündniß mit Anderson resp. den Herero gegen die Afrikaner.

!Huisib's Stamm (die Rehobother) ist aber ein Zweig des großen Gei=gaustammes unter ||Oasib; als nun diese von dem neuen Bündniß hörten, machten ihre Häuptlinge ||Oasib, !Nanib, !Aimab und der Orlamhäuptling Jan Jonker sich auf und belagerten die Missionsstation Rehoboth am 10. Mai mit 600 Mann. Es kam zu keinem Gefechte, sondern durch einen bis jetzt noch unerklärlichen Umstand — die Missionäre sprechen von dem „Schrecken Gottes", der unter sie gefahren; meiner Ansicht nach spukte der Aberglaube unter ihnen — bewogen, zogen die Feinde plötzlich in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai ab. Aber die Rehobother ließen sich dadurch nicht warnen, sondern ihre Gereiztheit und Rachgier steigerte sich um so mehr. Am 23. Juni 1864 standen ungefähr 3000 Herero und 80 Rehobother unter Anderson's und Green's Anführung 300 Afrikanern gegenüber. Aber trotzdem vertheidigten sie sich wie die Löwen gegen eine mehr als zehnfach überlegene Macht. Dem Schweden Anderson wurde gleich zu Anfang des Gefechtes ein Bein zerschossen; er mußte aus dem Kampfe getragen werden. Green umging den Berg, den die Jonker'schen verschanzt hatten, und fiel ihnen in den Rücken. Das gab den Ausschlag und die Afrikaner mußten weichen. Sie entkamen auch großentheils; denn die Herero, die ja offenbar doch Zweck und Ziel dieses Krieges nicht begriffen haben, stürzten in ihrer Raub- und Habgier sich gleich auf das Vieh, anstatt durch eine totale Vernichtung des Feindes dem Kriege eine entscheidende Wendung zu geben. Dieses Vieh war aber großentheils jenes früher Anderson'sche, welches, wie oben gesagt, die Jonker'schen weggenommen hatten. Es entstand nun ein Streit zwischen den Anführern Anderson und Green einerseits und den Herero, die das Vieh nicht herausgeben wollten, andererseits. Green nahm ihnen das Vieh für Anderson ohne Weiteres weg. Dies ließen sich die Schwarzen scheinbar ruhig gefallen, stahlen aber später ein Stück nach dem andern. Wahrlich, saubere Leute! Wo ist da auch nur ein Funken von Dankbarkeit und ein Zeichen der von Missionären so oft in die Welt posaunten „national=moralischen Erhebung und moralischen Einflusses der Mission?" Anderson, der seine eigene Haut zu Markte getragen für fremde Interessen, mochte wohl jetzt zu spät einsehen, wie unklug er gehandelt hatte.

Mit diesem Zuge schließt denn auch die abenteuerliche Laufbahn der beiden Helden Anderson und Green. Und was hatten sie erlangt? — Anderson hatte ein zerschossenes Bein und davon sein Lebenlang fortan die Qualen zu tragen. Als Dank für sein „Befreiungswerk" bestahlen ihn die Herero, und so war und wurde er ein armer Mann. Green hatte zwar nicht so viel Schaden gelitten und hat noch später hin und wieder die Hand im Spiele gehabt. Er zog sich aber einen unsühnbaren Haß von Seiten der Nama zu. Denn auch diesmal waren gerade unter seiner Anführung, wenn auch gegen seinen Willen, Weiber und Kinder der Namaqua gräßlich abgeschlachtet worden. Außerdem hatten !Huisib's Leute 25 Weiber und Kinder mitgenommen und sie einen Monat lang gefangen gehalten. Dieser Häuptling sah aber, daß er sich zu sehr den Angriffen seiner Feinde aussetze, wenn er in Rehoboth bliebe, zog es daher vor, in die Nähe von Otyimbingué zu ziehen, wo sie unter dem Schutze der Herero lebten. Am 25. Juli brach man auf und entließ die gefangenen Weiber und Kinder der Afrikaner, die man nicht weiter füttern mochte, aber auch nicht tödten wollte. Diese liefen aus Leibeskräften in die heimathlichen Kraale und verriethen den Abzug der Rehobother. Da schickte Jan Afrikaner spornstreichs einen Courier an !Nanib und lud ihn eiligst zu einem Ueberfall der Feinde ein. !Nanib rieb sich die Hände, hatte er doch längst einen Augenblick ersehnt, eine Blutrache aus den Zeiten seines Großvaters zum Austrag zu bringen. Am 18. August 1864 holten Jan Jonker und !Nanib die Rehobother ein. Der Kampf begann und da sich eine ungleiche Macht gegenüberstand, wurde mit gleicher Erbitterung gefochten. Als bis Mittag die Schlacht

unentschieden war, gab !Nanib den teuflischen Rath: „Kommt, laßt uns der Rehobother Weiber und Kinder — die sich in einem engen Flußthale voll trocknen Grases befanden — verbrennen, wie ihre Vorfahren es den meinigen gemacht haben, als sie unsere Weiber und Kinder mit Gras verbrannten.“ Also die Talio (Wiedervergeltung) in ihrer vollendetsten Form!

Gesagt, gethan! Man steckte das hohe Gras in Brand und ein furchtbarer Wind wälzte förmliche Feuerwogen über die Rehobother, von denen ungefähr 30 Personen verbrannten. Die Männer flüchteten nach Otyimbingué und der Feind machte große Beute an Wagen, Vieh und Hausgeräth. Bei seinen Rehobothern war auch der brave und biedere alte Missionär Kleinschmidt, ein Missionär von Kopf bis zur Zehe, was Hingabe und Aufopferung für seine Mission anbelangte. Er floh mit den Seinen bei der Ankunft der Feinde auf die nächstgelegenen Berge. Sie irrten von 5 Uhr Morgens bis Nachmittags 1 Uhr bergauf und ab in sengender Sonnengluth und mußten dabei meistens über die heiße Erde gebückt und kriechend schleichen, weil die feindlichen Kugeln pfeifend über sie hinsausten. Als das Feuer losbrach, floh er mit den Seinen, von sechs Herero geführt, nach Otyimbingué. Wußte man auf der einen Seite eines Berges kaum, wie man die heißen Felsen erklimmen sollte, so war man auf der andern Seite rathlos, wie hinabrutschen, ohne durch einen Sturz in die Tiefe zu zerschmettern. Dabei machten sich Hunger und Durst in der empfindlichsten Weise geltend. Man begegnete zum Glück einer Schafherde. Es wurden einige Schafe mitgenommen, ein Lagerplatz bezogen und das Fleisch, in dünne Streifen geschnitten, zwischen zwei erhitzten Steinen gebraten. „Ohne irgend welches Gewürz hat es dennoch vortrefflich geschmeckt.“ Doch bald mußte man wieder aufbrechen. Der Mond beleuchtete den dornigen Pfad. Die wunden Füße voller Blasen, ohne Schuhe, mußte sich Alt und Jung auf dem Felsenwege fortschleppen, drei Tage und vier Nächte, bis man endlich am 31. August bei Tagesanbruch, zum Tode matt, in Otyimbingué anlangte. Der Missionär ist dann kurz nachher über dem Elend und traurigen Schicksal seiner Gemeinde am 2. September am gebrochenen Herzen gestorben!

König Midas in mongolischem Gewande.

Von **Georg von der Gabelentz.**

„Früh vor Zeiten lebte in Schwarz-China an Indiens Ostseite ein König Namens Daibang, der einen Sohn hatte. Dieser Sohn zeigte sich, seit er zur Regierung gelangt war, den Leuten auch nicht ein einziges Mal. Täglich ließ er aus dem Volke einen schönen Jüngling holen, und nachdem er sich von ihm seine Haare hatte kämmen lassen, pflegte er ihn zu tödten. Nachdem er dies Jahre lang so getrieben, kam eines Tages die Reihe an den einzigen Sohn einer alten Frau. Diese, bekümmert bei dem Gedanken an den ihr bevorstehenden Verlust, zog dem Sohne ein neues Gewand an, knetete Mehl mit der Milch ihrer Brust zu einem Teige und machte Brotkügelchen daraus, welche sie ihm in den Busen steckte. „Wenn Du den König kämmst,“ sprach sie, „so iß fortwährend davon, das kann Dich retten.“

Der Jüngling begab sich zum Könige, und als er ihm mit goldenem Kamm die Haare kämmte, da zeigte es sich, daß die Ohren des Königs Eselsohren gleich waren. Das war der Grund, warum der König die Jünglinge tödten ließ: er besorgte nämlich, sie möchten weiter erzählen, was sie an ihm wahrgenommen hatten. Während des Kämmens aß aber der Jüngling fortwährend Brotkügelchen. Dies bemerkte der König und fragte: „Was issest denn Du da?“ — „Reisbrötchen sind es,“ sagte der Jüngling. „Gieb mir auch davon,“ bat ihn der König. Das that der Jüngling, und der König sprach, nachdem er ein Brötchen verzehrt hatte: „Geruch und Geschmack sind sehr angenehm, was ist das für eine Mischung?“ — „Meine Mutter hat es mit Milch ihrer eigenen Brust geknetet und mir mitgegeben.“ Da dachte der König: „Ihn zu tödten geht nicht an; wo in aller Welt wäre das möglich? wir haben Einer Mutter Milch getrunken, und es wäre unnatürlich, das eigene Geschlecht zu tödten.“ Zu dem Jünglinge aber sprach er: „Ich will Dich nicht tödten, aber daß ich Eselsohren habe, darfst Du keinem andern Menschen sagen.“ — „Niemandem, o König,“ sprach der Jüngling, „werde ich es sagen.“ — „Nun, auch Deiner Mutter sage es nicht; wenn Du es Jemandem verräthst, so werde ich Dich tödten.“ Damit entließ er ihn.

Kein Mensch hatte davon erfahren. Der Jüngling kehrte nach Hause zurück. Die Jünglinge aber, die nach ihm den König kämmten, ließ dieser, wie früher, umbringen, und so priesen alle Leute voll Verwunderung den Sohn der Alten glücklich; Jedermann fragte ihn: „Wie ist das doch zugegangen?“ Allein weder seiner Mutter noch den Anderen sagte er auch nur das Geringste.

Während er es nun durchaus Niemandem verrieth, daß die Ohren des Königs größer waren als die anderer Leute, fiel der Jüngling, weil er in seinem Innern stets daran dachte, in eine heftige, schwere Krankheit; weder Arzneimittel, noch Opfergaben, noch die sonstigen Vorkehrungen, welche man traf, halfen etwas. Schon war er dem Tode nahe, da rief man einen Arzt herbei, dieser befühlte den Puls und sprach: „Deine Krankheit ist lediglich ein Gemüthsleiden, dagegen hilft Arznei nichts; die einzige Rettung ist, daß Du über die Lippen bringst und Anderen mittheilst, was Dich beschäftigt.“ Nun drangen alle Anwesenden in ihn: „Hast Du ein Geheimniß auf dem Herzen, so sprich es jetzt aus; wenn Du stirbst, wem willst Du es dann offenbaren?“ Allein der Jüngling betheuerte, kein Geheimniß zu haben und blieb verschwiegen wie zuvor. Erst später gestand er seiner Mutter, die in ihn drang: „Ich hätte allerdings ein Geheimniß, das darf ich aber nicht verrathen, sonst bestraft mich der König.“ — „Wenn das der Fall ist,“ versetzte die Mutter, „so gehe in eine Einöde und sprich es in eine Spalte der Erde oder in die Ritze eines Felsens oder eines Baumes, dann wirst Du genesen.“ Der Sohn ging hin und traf auf die Höhle eines Eichhörnchens*); in diese

*) Eichhörnchen ist ganz gewiß nicht richtig. Das Eichhörnchen wohnt nicht in Erdhöhlen, wohl aber das in der Mongolei so häufige Murmelthier; es kommt in so ungemeiner Menge vor, daß man ein Gebirge nach demselben benannt hat, das Tarbagataï-, d. h. Murmelthiergebirge. A.

rief er hinein: „Unser König hat Eselsohren!" wiederholte diesen Ruf viele Male und wurde nun gesund. Allein das im Loche befindliche Eichhörnchen hatte seine Worte gehört, verbreitete sie weiter, und so drangen sie, vom Winde fortgepflanzt, bis zu den Ohren des Königs. Der ließ den Jüngling, denn nur dieser konnte der Verräther sein, vor sich führen und redete ihn an: „Ich hatte Dir befohlen, verschwiegen zu sein; ist denn Dein Verhängniß genaht, daß Du das Geheimniß verrathen hast?" — „Niemandem," betheuerte der Jüngling, „Niemandem zu Hause habe ich auch nur das Geringste gesagt." — „Jemandem mußt Du es gesagt haben," entgegnete der König, „denn jene Worte von Dir wurden mir zugetragen; wie hätte ich sie hören können, wenn Du sie nicht gesprochen hättest?"

Nun erzählte der Jüngling unverhohlen, wie es ihm ergangen; „ich habe es nur in die Höhle des Eichhörnchens hineingerufen," fügte er hinzu, „sonst habe ich es Niemandem mitgetheilt. Der Wind muß diese unglückseligen Worte verrathen haben, wer hätte sie sonst verbreiten können?" Darauf sprach der König: „Sei dem wie immer, ich habe die Worte in der That vom Winde zugetragen erhalten;" und zu ihm sich wendend fuhr er fort: „Nun, weißt Du vielleicht für diese meine Eselsohren irgend ein Täuschungsmittel?" Der Jüngling antwortete: „Wenn Du, großmächtiger König, auf meinen Vorschlag eingehen willst, so stände mir wohl ein Mittel zu Gebote." — „Nenne mir nur Dein Mittel," versetzte der König, „ich will es hören." Und der Jüngling begann: „Großmächtiger König, lasse für Dein Haupt eine Mütze verfertigen, und zwar lasse eine die Ohren an beiden Seiten des Hauptes verhüllende Klappenmütze verfertigen und setze sie auf. Allen Anderen, die in Deine Nähe kommen, wird es dann geziemend erscheinen, auch ihrerseits in derselben Weise angethan vor Dich zu treten." Der König billigte diesen Vorschlag. Alle betrachteten die Mütze voll Bewunderung und spendeten ihr ihren Beifall, und allenthalben fand sie Anklang. Indem nun Niemand wußte, daß die Ohren des Königs Eselsohren glichen, kam die Mütze in die Mode; unter dem Namen Klappenmütze ward sie überall bekannt, und von nun an trugen die Würdenträger in der Umgebung Daibang-Chan's solche Mützen. Der Jüngling wurde zum Verwaltungsminister ernannt, und fortan hatte das Tödten der Leute ein Ende; das ganze Volk aber erholte sich außerordentlich und nahm zu an Wohlstand und Gedeihen."

* * *

Das Obige ist ein mongolisches Märchen, das ich einer kürzlich erschienenen Uebersetzung des Siddhi-Kür*) nacherzählt habe. Gewiß, es bedurfte der von mir gewählten Ueberschrift nicht, — die Aehnlichkeit der mongolischen Erzählung mit der griechischen Sage vom Könige Midas fällt von selbst ins Auge; was der Asiat hinzugefügt hat, ist Beiwerk, der Kern ist derselbe.

*) Mongolische Märchen von Professor Dr. Bernhard Jülg. Innsbruck 1868.

Woher aber diese Uebereinstimmung? Ist es wahrscheinlich, daß zwei Nationen, unabhängig von einander, dieselbe Fabel erfunden haben, und noch dazu solch eine Fabel? Oder hat sie ein Volk von dem andern entlehnt, und welches? Wir wissen, daß die Mongolen ihre Literatur zum großen Theile aus indischen Quellen geschöpft haben: ihr Midas wird also wohl auch auf indischem Boden gewachsen sein. Aber die Griechen? Ihnen freilich ist Midas ein König der Phrygier, sie verlegen seine Heimath nach Osten, vielleicht um ein Stück näher als sie sollten. Es mag ihnen ergangen sein, wie uns mit den sogenannten arabischen Ziffern und mit dem sogenannten persischen Schachspiele; diese beiden sind ja auch ursprünglich Erzeugnisse des indischen Geistes. —

Es sind drei Zweige der indischen Literatur, über welche die Wissenschaft noch vor wenigen Jahrzehnten die Achsel zuckte, weil sie die rohesten sind, und die sie heute mit besonderer Vorliebe pflegt, weil sie die urwüchsigsten sind: Das Sprüchwort, die Volkslyrik und das Märchen. In dem einen spiegelt sich die Lebensphilosophie eines Volkes, in der andern sein Gemüthsleben, in dem dritten äußert sich seine Phantasie. Entlehnungen sind auch hier häufig: hat doch das ungalante Wort von den langen Haaren und dem kurzen Verstande des schönen Geschlechtes beinahe die Runde um den Erdball gemacht; und nichts ist natürlicher als daß das Märchen sich überall schnell einbürgert, wo es ein hörlustiges Publicum findet. Herr Emil Schlagintweit hat im neunten Bande dieser Zeitschrift interessante Mittheilungen über die Vikramâditya-Sage und über deren Verbreitung im buddhistischen Asien gemacht und dabei gezeigt, wie verschieden derselbe Stoff von den einzelnen Völkern verarbeitet worden ist; auch der Mongolen gedachte er hierbei, und sein Wunsch, es möchte uns deren Märchenschatz zugänglicher gemacht werden, ist, Dank der Gelehrsamkeit, der Ausdauer und dem Geschmacke des Herrn Professors Jülg in Innsbruck über Erwarten in Erfüllung gegangen. Herr Jülg hat das große Verdienst, zugleich den Sprachforschern von Fach und dem größern gebildeten Publicum gerecht zu werden; während seine kritischen, mit Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen versehenen Textausgaben die Zahl der uns zugänglichen ost- und westmongolischen Originalwerke vermehren, findet der, welcher sich eben für die Märchen als solche interessirt, in den kleineren deutschen Ausgaben und den darin enthaltenen eingehenden Sacherklärungen das, was er sucht, im reichsten Maße und in anziehender Form*).

*) Hier ein Verzeichniß der bisherigen Veröffentlichungen:
1) Die Märchen des Siddhi Kür. Kalmückischer Text mit Uebersetzung u. s. w. Leipzig 1866.
2) Kalmückische Märchen (dasselbe, bloß deutsch). Leipzig 1866.
3) Mongolische Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi-Bordschi, ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde. Innsbruck 1867.
4) Mongolische Märchensammlung. Die neun Märchen von Siddhi Kür u. s. w. (Text mit Uebersetzung u. s. w.). Innsbruck 1868.

Aus allen Erdtheilen.

Die österreichische Expedition nach Ostasien.

Sie ist am 17. October von Triest aus in See gegangen. Die beiden Schiffe „Donau" und „Friedrich" besuchen der Reihe nach Gibraltar, Tanger, Capstadt und Port Elizabeth in Südafrika und dann Singapore, wo sie in der Mitte des Februars einzutreffen gedenken. Nachher besuchen sie Bangkok in Siam, Hongkong, Schanghai, Tientsin (von wo die Bevollmäch-

tigten sich an den kaiserlichen Hof nach Peking begeben), Yokohama, Yeddo, Osaka, Nangasaki in Japan. Weiter geht die Fahrt nach San Francisco, nach einigen Häfen Centralamerikas, nach Callao und Valparaiso; dann um das Cap Horn nach Montevideo und Buenos-Ayres. Die Geschenke für die Herrscher von Siam und Japan und die Muster österreichischer Industrieerzeugnisse sind in 158 Kisten verpackt und haben ein Gewicht von 20,795 Pfund. Dr. Karl v. Scherzer, welchem die Leitung der commerciellen Angelegenheiten übertragen worden ist, wird diese Muster in den chinesischen und japanischen Häfen ausstellen und sie dann den verschiedenen Handelskammern zu einer permanenten Gewerbeausstellung überlassen. — Die Schraubenfregatte „Donau" wird befehligt von Capitän v. Wipplinger, die Schraubencorvette „Friedrich" von Capitän Pitner; Commandeur und bevollmächtigter Minister ist Baron v. Petz, welcher sich in der Seeschlacht von Lissa als Befehlshaber des Schiffes „Kaiser" rühmlich hervorgethan hat. Außer dem Personale, welches der Gesandtschaft beigegeben ist, befinden sich bei der Expedition acht commercielle Berichterstatter, welche specielle Forschungen über die Handelsverhältnisse der östlichen Absatzmärkte anzustellen haben, dann auch ein Zeichner und ein Photograph. Oesterreich wird in China und Japan Consulate errichten.

Wir wünschen dieser Expedition Glück und die besten Erfolge. Da Industrie und Handel im österreichischen Kaiserstaate ganz vorzugsweise durch die deutschen Bewohner desselben vertreten sind, so verstand es sich von selber, daß die Leitung deutschen Männern anvertraut wurde. Daß insbesondere der an Erfahrungen reiche Herr v. Scherzer die volle Bedeutung der Aufgabe begreift, geht aus den vortrefflich abgefaßten „Instructionen für die fachmännischen Begleiter der k. k. Mission nach Ostasien und Südamerika" (Wien 1868) hervor; sie sind ganz musterhaft entworfen, und wir haben Respect vor einer so klaren Arbeit. In der Generalversammlung der Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien am 27. Mai 1868 hielt Scherzer einen Vortrag, in welchem er Bedeutung und Zweck der Expedition auseinandersetzte; der letztere, sagte er, sei zugleich ein commercieller und diplomatischer. Auch mit Peru, Chile und Argentinien sollen Handels- und Schifffahrtsverträge abgeschlossen werden.

Ob, wie Herr v. Scherzer meint, nach Eröffnung des Suezcanals der Welthandel in ganz neue Bahnen gelenkt werde, das wird die Folgezeit lehren; richtig ist aber, was er über die Großartigkeit des ostasiatischen Handels bemerkte: „Nach einem durch die chinesischen Zollbehörden veröffentlichten Ausweise betrug der Werth des im Jahre 1866 unter fremden Flaggen geführten Handels nicht weniger als 916,000,000 Gulden. Der Werth der aus China nach fremden Ländern und küstenweise exportirten Landesproducte wurde auf circa 310 Millionen Gulden, jener des Baarschatzes auf 130 Millionen Gulden geschätzt. In Schanghai, dem wichtigsten Hafen Chinas für den fremden Handel, erreichte die Ein- und Ausfuhr einen Gesammtwerth von 640 Mill. Gulden, darunter 520 Mill. an Producten in Waaren und 120 Mill. Gulden an Baarschatz. Die Hauptausfuhrartikel Chinas sind bekanntlich Seide und Thee. Von Rohseide wurden im Jahre 1866 4,328,200 Pfund, von schwarzem und grünem Thee zusammen 157,750,000 Pfund exportirt. Der Schiffsverkehr beschäftigte im Jahre 1866 zusammen 15,672 Schiffe unter fremder Flagge mit 6,877,682 Tonnen; davon waren 8276 Schiffe englischer, 3602 Schiffe nordamerikanischer und 2248 Schiffe mit 620,300 Tonnen norddeutscher Nationalität; während sich die Franzosen an dem Gesammtverkehr nur mit 234 Schiffen von 108,918 Tonnen betheiligten. — Der Austausch von Waaren und Producten mit Japan und seinen 35 Millionen Einwohnern erreicht dermalen erst einen Werth von etwa 50 bis 60 Mill. Gulden, aber es verdient Beachtung, daß es zum großen Theil deutsche Handlungshäuser sind, welche denselben vermitteln. Auch der Handel mit Siam und seiner 7 Millionen Seelen zählenden Bevölkerung beträgt gegenwärtig erst einen Werth von 16 bis 20 Mill. Gulden jährlich; derselbe ist aber, ebenso wie der Handel Japans, in stetiger Zunahme begriffen, und zählt gleichfalls die dort ansässigen Deutschen zu seinen hervorragendsten Vertretern. — Mit der Erforschung neuer Absatzwege für die einheimische Industrie, mit Aufzeichnungen über Bedürfnisse, Geschmack und Mode der besuchten Völker und die Eigenthümlichkeiten des ostasiatischen Marktes, mit der Anlegung von Mustersammlungen scheint uns jedoch die Aufgabe der die Expedition begleitenden commerciellen Fachmänner keineswegs erschöpft zu sein; ihre Bestrebungen müssen sich auf das ganze volkswirthschaftliche Gebiet ausdehnen, überall sich bemühend, durch Gewinnung neuer Erfahrungen und Thatsachen dem vaterländischen Unternehmungsgeiste ein möglichst reiches Material mit heimzubringen."

Fray Bentos in Uruguay und die Fabrikation von Liebig's Fleischextract.

Liebig's Fleischextract macht die Reise um die Welt; das Product selber wird in seinem Werth immer mehr anerkannt. Während die Versuche, das Fleisch der Millionen überschüssiger Ochsen und Schafe aus Südamerika, Australien und vom Vorgebirge der Guten Hoffnung in einer solchen Weise nach Europa zu schaffen, daß es markt- und preiswürdig erscheint, noch nicht gelungen sind, hat jener Fleischextract großen Erfolg und entspricht allen Anforderungen. Er ist ein Erzeugniß deutschen Erfindungsgeistes und deutscher Industrie. Diese wird in großartigem Maßstabe betrieben, wie wir aus dem zu Buenos-Ayres erscheinenden „The Standard and River Plate News" (vom 2. und 3. September) und aus der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata" (Nummer vom 12. September) ersehen. Die nachfolgenden Mittheilungen werden für unsere Leser von Interesse sein.

Bis vor Kurzem waren und sind größtentheils noch jetzt die Schlachthäuser der Laplatastaaten nur dazu bestimmt, Häute und Fett der Thiere zu Markte zu liefern. Längst schon hatte dabei das als nutzlos weggeworfene Fleisch die Aufmerksamkeit erregt. Nur hatte man immer die Idee verfolgt, dasselbe in möglichst unveränderter Gestalt in den Handel zu bringen, was trotz einiger scheinbaren Resultate sich stets wieder als unpraktisch erwies. Da kam unser Landsmann Herr Giebert aus Hamburg, damals in Brasilien ansässig, während einer Besichtigung der hiesigen Schlachthäuser im Jahre 1861 auf die glückliche Idee, die von Professor Liebig in München 1847 entdeckte Methode, „die ausgezogenen nährenden Bestandtheile des Fleisches in condensirter Form zu conserviren", hier in größerm Maßstabe ins Werk zu setzen. Ueber die Eigenschaften des Liebig'schen Fleischextractes können wir, als heute allgemein bekannt, kurz hinweggehen. Derselbe besitzt kaum $^1/_{30}$ des Gewichtes des zu seiner Herstellung verbrauchten Fleisches, ist gänzlich frei von Fett, enthält sogar noch alle jene nährenden Bestandtheile, die sonst durch Einsalzen und Räuchern verloren gehen, wird weder ranzig noch schimmelig, conservirt sich unverändert in jeglicher Temperatur und Atmosphäre, selbst in der heißfeuchtesten, und ist so kräftig, daß ein einziges Pfund davon unter bloßer Zuthat von etwas Salz hinreichend ist, für 130 Mann eine kräftige und schmackhafte Bouillon zu bereiten, die namentlich für Truppenverpflegungen und Feldlazarethe ein unschätzbar wohlthätiger Proviant ist, weshalb auch die baierische Regierung den Extract seit Jahren in ihrer Hofapotheke in München und anderwärts zubereiten läßt.

Sobald Herr Giebert diese Idee einmal erfaßt hatte, reiste er im Jahre 1862 nach München, studirte daselbst in der Hofapotheke sowie bei Professor Liebig selbst das Verfahren zur Herstellung des Extractes gründlich, ließ sodann in Berlin und Westphalen unter seiner Angabe und Leitung die geeigneten Maschinen anfertigen, wußte Theilnehmer für sein Unternehmen zu gewinnen, wonach sich in Antwerpen eine Gesellschaft unter der Firma „Giebert und Comp." mit einem Capital von 1,200,000 Frcs. bildete, und kehrte sodann nach hier zurück, um sein Project zur That werden zu lassen.

Nach mancherlei Umschau hielt er endlich Fray Bentos — damals ein Ort von zwei elenden Ranchos am linken Ufer des Uruguay, jetzt nach fünf Jahren ein Städtchen von 2000 Einwohnern nebst etwa 1000 Fabrikarbeitern 2c. — für den geeigneten Platz zur Anlage des beabsichtigten Etablissements. Er pachtete ein kleines Stück Land, führte die nöthigen Gebänlichkeiten zu einem Saladero auf, stellte die mittlerweile von Europa angekommenen Maschinen auf und sah sich endlich, nach geduldiger Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten, in einem so dünn bevölkerten Lande hinreichende und zuverlässige Arbeiter zu gewinnen, im August 1864 im Stande, mit der Fabrikation zu beginnen, zuerst nur mit je 10 Stück Vieh per Tag. Im November 1864 ging die erste Sendung seines Productes nach Antwerpen, und da Professor Liebig auf die ihm zugesendeten Proben erklärte, „daß dieselben alle seine gehegten Erwartungen weitaus überträfen", so wendete sich sofort die allseitige Aufmerksamkeit dem neuen, der Menschheit so wohlthätigen Fabrikat zu. Außer den schmeichelhaftesten Anerkennungen seitens der verschiedenen Industrieausstellungs-Commissionen durch goldene Preismedaillen 2c. mehrten sich die Bestellungen so rasch, daß Herr Giebert bereits im Jahre 1865, die Unzulänglichkeit seiner seitherigen Einrichtungen erkennend, eine abermalige Reise nach Europa unternahm, um eine neue Gesellschaft mit vermehrtem Betriebscapital zu gründen. Sein Reisezweck sollte in überraschender Weise über Erwarten schnell und gut in Erfüllung gehen; in London erbot sich ihm die Firma Corneille und Davis zum Arrangement der beabsichtigten Gesellschaft mit einem Betriebscapital von einer halben Million Pfund Sterling, die binnen sechs Wochen gezeichnet waren. Sofort begab sich Herr Giebert nach Glasgow, um die erforderlichen Maschinen anfertigen zu lassen, die sich, ohne Fracht, auf 45,000 Pf. St. stellten. Kein Wunder, daß der Name Fray Bentos alsbald in allen europäischen Zeitungen wiederklang.

Im April 1866 wurden die neuen Maschinen verladen; sie füllten nicht weniger als 6 Schiffe zu je 600 Tonnen an. Mit deren Aufstellung konnte noch im November desselben Jahres begonnen werden, und seit im Mai dieses Jahres die neue Factorei in Betrieb gesetzt ist, werden schon jetzt täglich gegen 500 Stück Vieh geschlachtet, also binnen 4 Jahren eine Vermehrung von 10 auf 500 Stück per Tag!

Gehen wir von dieser gedrängten, nur die äußersten Umrisse enthaltenden Skizze über das so rasche Entstehen und Aufblühen der Fabrik zu einer gedrängten Beschreibung des jetzigen Anblickes derselben, wie uns solcher von einem kürzlich von dort zurückgekehrten Besucher geschildert wird.

Aus der öden Sandebene, vor nunmehr fünf Jahren kaum besucht von einzelnen Reitern, hat sich wie durch Zauber ein blühendes, reinliches Städtchen von jetzt schon fast 3000 Seelen gebildet. Die Factorei steht auf dem hier ziemlich hohen Flußufer, den Fluß weithin beherrschend, etwa eine halbe Legua entfernt von Fray Bentos, mit welchem Orte sie durch eine schöne Allee verbunden ist. Mehrere kleinere und eine schöne große Brücke ziehen sich über die hier so häufigen Flüßchen und Bäche; diese Straße ist eigens von Seiten der Fabrik gebaut worden und wird jede Nacht abgesperrt. Alles Land zwischen Fabrik und Stadt ist Eigenthum der erstern, welche darauf bereits die Straßen abstecken läßt für die projectirten Arbeiterwohnungen.

Wir betreten die Fabrik durch ein großes Thor und erblicken vor uns das mächtige Fabrikgebäude, hinter welchem die mit Draht umzogene, eine Quadratlegua einnehmende Viehhürde beginnt. Im Hof, zwischen Thor und Hauptgebäude, sind rechts die Hürden zum Absperren von bis zu 5000 Stück Schlachtvieh, links verschiedene Wirthschaftsgebäude und Arbeiterwohnungen. Von ersteren interessirt uns am meisten die Fabrik von Zinnbüchsen zur Verpackung des Extractes. Vierzig große Kannen für je 100 Pfund Extract werden täglich gefertigt. Daneben befindet sich das große 5000 Pipen fassende Wasserreservoir, das mittelst Dampfkraft aus dem Flusse fortwährend gefüllt erhalten wird, und nicht bloß das zum Fabrikbetrieb nöthige Wasser, sondern auch in jede Arbeiterwohnung den Bedarf liefert, sowie die Tränken der Hürden speist. Da das Wasser des Uruguay sehr rein und weich ist, eignet es sich vortrefflich zum Auskochen des Fleisches.

Begeben wir uns zum Schlachthaus, so finden wir die gleiche Einrichtung, wie in allen hiesigen Saladeros. Die Thiere werden zunächst in eine enge Hürde getrieben, an deren einem Ende eine Art kleiner Eisenbahn angebracht ist zum Transport der getödteten Thiere. Nachdem denselben der an zwei außerhalb gehende Pferde befestigte Lasso um die Hörner geworfen ist, werden sie durch Antreiben der Pferde bis zu einer Art Gerüst vorwärts geschleppt, wo sie durch Anziehen des Lassos regungslos verharren müssen, bis der Schlächter sein kurzes, zweischneidiges Messer ihnen zwischen die Halswirbel stößt. Das Gerüst öffnet sich zum Wegschaffen des todten Thieres, während schon wieder ein anderes lebendes an die Schlachtbank kommt. Es geht fast so tactmäßig wie ein Pendelschlag. Mit dem Abhäuten sind 150 Arbeiter beschäftigt, welche zugleich das geschlachtete Thier in sechs Stücke zerhauen. Die Häute werden zunächst 24 Stunden lang in großen Cisternen aufbewahrt, hierauf eingesalzen und in mächtigen Haufen aufgeschichtet, damit sie durch ihr eigenes Gewicht sich auspressen und so trocknen, denn jede frische Haut enthält circa 15 bis 20 Pfund Wasser, die durch die Pressung nach dem Einsalzen entfernt werden. Vom Depot der Häute bis zum Fluß führen Eisenbahnen, um solche zu verladen.

Die Knochen, Köpfe und Eingeweide werden zunächst ebenfalls in Cisternen geworfen, von diesen aus aber alsbald in Kufen verladen und verschifft, nachdem jedoch zuvor der zur Heizung der Dampfmaschinen nöthige Bedarf an Knochen ausgesucht ist. Die Knochenasche wird später gleichfalls verladen und in England mit 5 Pf. St. per Tonne bezahlt.

Das nicht zu Extract bestimmte Fleisch wird in dünne Streifen geschnitten, gesalzen und zum Trocknen aufgeschichtet und kommt dann als „Chacre" in den Handel, welches Product nach Brasilien und Havana bedeutenden Absatz findet. Es dient den Sklaven zur Nahrung.

Mittlerweile wird das zu Extract bestimmte Fleisch (natürlich die beste Sorte) zunächst zum Wagehaus gebracht, einer äußerst reinlich gehaltenen, kühlen und luftigen Halle, und von da aus in angebrachte Oeffnungen geschoben, hinter welchen vier Hackmaschinen in ununterbrochener Bewegung sind. Jede dieser vier Maschinen kann in einer Stunde das Fleisch von 200 Ochsen zerschneiden und wird von 10 Arbeitern bedient. Das also zerkleinerte Fleisch wird dann in große Kessel geworfen, in denen es mittelst gewaltigen Dampfdruckes (75 Pfund auf den Quadratzoll!) vollständig sich auflöst. Die also gewonnene Masse enthält nun den Extract, jedoch auch noch das Fett, welches ausgeschieden wird mittelst Entfettungsmaschinen besonderer Construction, wie solche nach Angabe des Professors Pettenkofer in München eigens für Herrn Giebert verfertigt wurden.

Das Fett muß sofort in heißem Zustande der Masse entzogen werden, da es sonst anhaften würde.

Zunächst beginnt nun der Klärungsproceß, der gleichfalls mittelst Dampfdruckes geschieht und in fünf Eisenbehältern, jeder zu 1000 Gallonen Gehalt, vollzogen wird.

Von hier aus wird die Masse mittelst Pumpwerken in den Kühlraum gebracht. Hier hat sie zunächst noch mehrere Filtrirungen zu bestehen, ehe sie zum Verdunsten und Eindicken zugelassen wird.

Noch haben wir einen interessanten Raum zu durchwandern, nämlich die große Abkühlungshalle. Dieselbe ist durch Draht- und Gacegitter jeder Art gegen Zutritt von Fliegen und Staub geschützt. Die Ventilation wird hergestellt mittelst großer Fächer von Stahlplatten und Stahlscheiben, eigens erfunden von Herrn Giebert, welche das Abkühlen außerordentlich fördern, indem die vorhandenen fünf Fächer in einer Minute zwei Millionen Quadratfuß Luftzutritt vermitteln. Hiermit endigt das eigentliche Herstellungsverfahren; der Extract wird vorerst in großen Behältern aufbewahrt. Ein Stockwerk höher liegt der Raum, wo endlich die Masse von den sich seit dem letzten Verfahren gebil-

det habenden Körnchen und Krystallen befreit und schließlich verpackt wird. Ersteres geschieht in zwei großen eisernen Behältern, unter deren Boden heißes Wasser hinfließt. In diese Behälter wird das Fabrikat in Quantitäten von je 10,000 Pfund gebracht, entkrystallisirt und zu einer durchaus gleichartigen Masse verarbeitet. Erst nachdem der Chemiker der Fabrik, Herr Seekamp, nach verschiedenen Proben sein Gutachten abgegeben hat, darf mit der Verpackung begonnen werden, was in großen Blechkannen von je 100 Pfund Inhalt geschieht.

Zum Schluß unserer leider nur zu gedrängten Beschreibung können wir nicht umhin, noch der pünktlich gehandhabten Reinlichkeit des ganzen Etablissements zu erwähnen, als eines Hauptmediums zur Erzielung eines tadellosen Fabrikates. Alle zwei Tage wird das ganze Etablissement gesäubert bis zum letzten Winkel mittelst Strömen Wassers.

Ueberall kocht und brodelt heißes Wasser, um Fett und Blut wegzuspülen. Selbst Rauch und Ruß der kolossalen Kamine werden durch eigene Vorrichtungen entfernt gehalten.

Wirft sich unseren Lesern jenseits des Oceans die Frage auf: „Hat denn ein so beispiellos rasches Aufblühen noch nicht zur Concurrenz angeeifert?“ so müssen wir allerdings diese Frage bejahen, aber auch hinzusetzen: indeß bis jetzt nur mit wenig Erfolg. Der Grund des Fehlschlagens jener Versuche ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß eben bis jetzt Herr Giebert der Einzige ist, dessen Etablissement gewissermaßen unter der directen Controle des berühmten Chemikers Liebig steht, so daß das von Herrn Giebert erzeugte Fabrikat den jede Concurrenz besiegenden Vortheil besitzt, unter der Autorität dieses weltberühmten Gelehrten in den Handel zu kommen. Werden auch mit der Zeit die Concurrenzen nicht ausbleiben, so steht doch die Thatsache entschieden fest: Herr Giebert hat innerhalb fünf Jahren eines der großartigsten Etablissements von ganz Südamerika geschaffen, in Folge dessen eine ansehnliche Stadt entstanden ist, und ferner: sein Fabrikat gewährt bereits in allen Welttheilen und Zonen der Menschheit Labung.

Erwähnen müssen wir noch, daß zur Zeit das geachtete Bankhaus Benites y Hijo in Buenos-Ayres mit der Errichtung eines gleichfalls kolossalen Etablissements zu demselben Zwecke beschäftigt ist. Dieses Etablissement wird in Gualeguaychu (Entre-Rios) unter der Leitung des Herrn Peker betrieben werden. Die zum Theil bereits angelangten Maschinerien repräsentiren einen Werth von circa einer halben Million harter Thaler.

Die deutschen Ansiedelungen in der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Die zu Joinville erscheinende „Coloniezeitung“ enthält folgenden Bericht: „Die Deutschen haben in der Provinz Rio Grande einen ziemlich ausgedehnten Landstrich inne, der von der Seeküste im Osten bis tief in die Provinz hinein ungefähr vom 50. bis 54. Grade westlich von Greenwich sich erstreckt; im Süden bildet Porto Alegre, im Norden der Zug der Serra die ungefähre Grenze; außerdem aber sind die Deutschen in der ganzen Provinz, vornehmlich in den Städten, vertheilt. Umgekehrt sind die Deutschen noch nicht überall geschlossen angesiedelt: so ist im Osten zwischen St. Maria und der alten Colonie Tres Forquilhas, ferner zwischen dem Taquary und dem Rio Pardinho und zwischen diesem und dem obern Jacuhy eine Unterbrechung; ganz getrennt im Westen liegt ein zweites St. Maria und ganz abgesondert im Süden St. Lourenzo bei Pelotas. Entschiedenen Widerwillen scheinen die Colonisten gegen den Camp (das offene freie Feld) zu hegen; sie sitzen fast alle auf Waldboden und in den Thälern. Der Waldboden ist auch entschieden besser und anbequemt sich der deutschen Landbauerei noch am ehesten. Sollte aber der Camp wirklich zu weiter nichts gut sein als zur Viehzucht? Es ist dies kaum zu glauben; im Gegentheil scheint er vielfach sehr gut, wenigstens besser als man ihn in vielen Theilen Deutschlands hat. Ich will hierüber nicht aburtheilen, genug, er ist bis jetzt nicht viel benutzt für Pflanzung. Wo sich deutsche Ansiedelungen finden, ist die Bewohnung dicht, so weit es die Größe der hiesigen Coloniegrundstücke (sogenannte Colonien) erlaubt. Jede Colonie hat 100 Braças Front und 1500, auch 1600 Br. Tiefe. Gewiß mehr als hinreichend für eine Familie; es geschehen daher auch bei Erbschaften und Verkäufen Theilungen, und so erstarkt das Coloniegebiet weit mehr in sich, als daß es an Umfang gewinnt. Die Zahl der Bevölkerung wächst ziemlich rasch, wie es das gesunde Klima mit sich bringen muß. Jedenfalls scheint die gewöhnliche Angabe von 50,000 Deutschen für die hiesige Provinz entschieden zu niedrig. Der Zuzug aus dem Mutterlande war zeither, wie in Brasilien überhaupt, nur sehr gering, jedoch sollen in nächster Zeit etwa 150 Colonien in Neu-Petropolis vergeben werden, und es wird diesen Leuten eine sehr verständige Unterstützung zu Theil, indem man ihnen die ersten Arbeiten der Ansiedler liefert, ihnen Wald schlägt, eine Hütte baut und dergleichen mehr; eine solche Hülfe ist für den Ankömmling nicht hoch genug anzuschlagen, da gerade das Widerwärtigste und Ungewohnteste für den Einwanderer gethan ist. Hoffentlich verstärkt sich durch solche Maßnahmen die Einwanderung. — In Folge der großen Fruchtbarkeit des Bodens ist überall ein guter Mittelstand geschaffen, der ja die solideste und glücklichste Grundlage jedes Staatswesens bildet. Doch ist derselbe fast nur auf den Ackerbau gegründet, so daß das industrielle Element ziemlich vernachlässigt erscheint. Genau genommen hat das ganze Gebiet nur eine Stadt, nämlich Porto Alegre, dem S. Leopoldo und Rio Pardo nur als Vorstädte dienen. Einige andere Orte versprechen Ausgangspunkte von Stadtanlagen zu werden, wie Taquary an der östlichen Seite, St. Maria und der sogenannte Hamburger Berg nördlich von S. Leopoldo. Wenn ich die industrielle Bedeutung der deutschen Colonien nicht hoch anschlage, so soll das aber bei Weitem nicht sagen, daß die Brasilianer sie überragten, im Gegentheil stehen dieselben viel weiter zurück; ich meine damit nur, daß die Freiheit vom fremden Markte größer sein könnte. Wenn man das Vorschreiten der nordamerikanischen Gewerbe betrachtet, die doch bis 1790 in den härtesten englischen Fesseln schmachteten, und gleichwohl jetzt den europäischen nahe kommen, in einigen Zweigen sie sogar überflügeln, so ist die hiesige Gewerbthätigkeit nur erst ein Anfang zu nennen und es haben die hier gelieferten Arbeiten nicht selten das Ansehen als seien sie von Anfängern geliefert. In S. Leopoldo ist in gewerblicher Beziehung vor Allem die Sattlerei anzuführen, welche im Kaiserstaate wohl die erste Stelle einnimmt. Dabei ist auch die Umgegend einzuschließen. Die Baumwolle wird auf der Hand gesponnen und zu stärkeren Kattunen verarbeitet. Schafwolle wird nur äußerst wenig gewonnen und eben so selten gesponnen. Die Bekleidungshandwerke sind in genügender Zahl vorhanden, hingegen fehlt es hier und da noch an Mühlenanlagen, so daß ein Sack Weizen vier Patack (1 Dollar 280 Rs.) zu mahlen kostet. In Pelotas soll die Böttcherei großen Aufschwung gewonnen haben. Die Schlächtereien haben starken Bedarf an Fässern. Im steten Wachsen ist ferner die Cigarrenfabrikation. In Porto Alegre ist die Industrie beinahe ausschließlich in deutschen Händen und es fehlt dort fast immer an Arbeitern, wie aus den Anzeigen der „Deutschen Zeitung“ und des „Boten“ zu ersehen ist. — Die hiesigen Colonien machen zwar langsame, aber desto sicherere Fortschritte und viele brasilianische Grundbesitzer fangen an, ihre liegenden Gründe zu zertheilen und an Colonisten zu verkaufen. Jedenfalls bilden die Niederlassungen der Deutschen einen wesentlichen Kern der Provinz und eine treibende Kraft auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, die die Berücksichtigung und den Dank Brasiliens verdienen.“

Leben und Treiben an der großen nordamerikanischen Westbahn. An die sechs Gesellschaften, welche bei dem Baue des großartigen Werkes betheiligt sind, hat die Washingtoner Regierung bis zum 30. Juni des laufenden Jahres schon mehr als 60,000,000 Dollars Unterstützung ausgezahlt. Diese Gesellschaften sind: Union Pacific Railroad Company, 24,726,560 Dollars. — Central Pacific Railroad Company, gleichfalls 24,726,560 Dollars. — Union Pacific Railroad Company, öst-

liche Abtheilung, 6,096,000 Dollars. — Western Pacific Railroad Company, 1,920,000 Dollars. — Atchinson-Pikes Peak Railroad Company, 1,600,000 Dollars. — Siona City of Pacific Railroad Company, auch 1,600,000 Dollars.

Wir finden im „California Demokrat“ vom 30. Juli die Notiz, daß die Bahn von Westen her 33 Miles über Reno hinaus bis nach Wadsworth fertig war. Von dort aus hat die Compagnie eine ebene Fläche von etwa 200 Miles Länge vor sich. Jetzt werden dort regelmäßig an jedem Tage 3 Miles Schienen gelegt und die Arbeiten werden rasch weiter geführt. Die Vorhut der Nivellirer ist schon bis zum Humboldtflusse vorgedrungen und die Schienenleger eilen rasch hinterher. Oestlich der Sierra Nevada sind 15 Locomotiven beschäftigt, um das Material zum Bau der Bahn herbeizuschaffen. Bis 1869 sollen von San Sacramento aus gerechnet 500 Miles Bahn im Betriebe sein! —

Jüngst haben einige Deutsche „eine kleine Spritztour“ von Chicago am Michigansee nach den Felsengebirgen unternommen, und die deutsche „Illinois Staatszeitung“ hat darüber einen Bericht erhalten. Derselbe vervollständigt die Schilderungen, welche wir in einer frühern Nummer unserer Zeitschrift mitgetheilt haben und giebt einen Einblick in die Zustände.

„Den Punkt der Bahn, bis zu welchem vorläufig Passagiere befördert werden, die Station Benton, erreichten wir Sonnabend den 15. August, Morgens 4 Uhr. Der Ort, dessen 1500 bis 2000 Einwohner fast alle in Zelten hausiren, liegt in einem äußerst pittoresken aber öden Thale, 694 Meilen von Omaha, vom Nord-Platte-Fluß nur durch einen niedrigen Höhezug getrennt. Benton steht fast unter allen Städten des Continents in seiner Art einzig und allein da, und das will viel sagen. Hier herrscht der Richter Lynch noch souverän, hier ist ein Menschenleben noch billig, sehr billig, hier giebt es nichts als Spieler, Confidenzleute, Diebe und dem Galgen entlaufenes Gesindel, außer einigen wenigen Personen, welche ein legitimes Geschäft betreiben. Familien giebt es in der Zeltstadt Benton nicht, die weiblichen Wesen, welche man sieht, sind Prostituirte, welche hier für ihre längst entschwundenen Reize noch Käufer finden.

Laramie ist in moralischer Hinsicht kein sehr sauberer Ort, aber mit Benton gar nicht zu vergleichen; die Bewohner von Laramie sind, mit denen von Benton verglichen, wahre Heilige.

Ihr Correspondent machte gleich, nachdem er mit einigen Reisegefährten eine Tasse Kaffee zu 75 Cents eingenommen hatte, einen Gang nach dem Ufer des Nord-Platte-Flusses, welcher hier ungefähr 150 Fuß breit ist; das nördliche Ufer desselben ist durch steil aufsteigende Felsenberge begrenzt, das Thal ist eng und tief, jedoch reich an Naturschönheiten.

Von der Hügelkette aus, welche Benton vom Flusse trennt, breitet sich ein prachtvolles, grandioses Panorama aus bis zu den Schneebergen im Südosten und den nördlichen Höhen der schwarzen Berge hin. Im Westen erhebt sich ein Bergkegel über dem andern, und bis auf eine Distanz von mehr als 50 Meilen bietet sich dem Auge eine Fernsicht, wie man sie nur in den Felsengebirgen finden kann.

Die deutsche Geschäftswelt ist in Benton durch einen Büchsenmacher Namens Freund vertreten, welcher einen recht hübschen Vorrath von Revolvern, Büchsen und sonstigen Waffen hat und auch ganz gute Geschäfte machte, wie nicht anders zu erwarten stand, da gerade diese Artikel dort immer Käufer finden. Die besten Geschäfte jedoch machen entschieden die Inhaber von Farobanken, von denen es in dem Orte in jeder Straße mehrere giebt. Gleich nach dem Frühstück geht das Spielen an und dauert bis spät in die Nacht hinein; mehrere Spieler, welche ihre Geschäftsfreunde nicht alle in ihrem Zelt unterbringen konnten, hatten thatsächlich einen Tisch auf die Straße gesetzt, wo das Farospiel, ohne daß dies irgendwie auffiel, seinen Fortgang nahm. Die Leute sind hier alle leidenschaftliche Spieler und einer derselben, ein gewisser Jack Morrel, welcher sein halbes Leben in den Bergen zubrachte, verlor in einer Nacht über 20,000 Dollars.

Ein eigenthümliches und der Erwähnung werthes Institut ist der „shop“ des Dr. Allen in Benton; derselbe befindet sich in einem Zelt von 10 bis 12 Fuß; auf der einen Seite stehen einige Flaschen mit Patentmedicinen nebst einem Barbierstuhl, während auf der andern Seite ein am Halse aufgehängtes Skelett den Besuchern den nöthigen Respect vor diesem Jünger Aesculaps einflößt. Dr. Allen hat seit den letzten 6 Wochen 23 Schußwunden behandelt, von denen 8 einen tödtlichen Ausgang nahmen, was dem Doctor außerordentlich unangenehm war, da ihm dadurch sein Honorar verloren ging. Am liebsten ist dem Doctor, wie er Ihrem Berichterstatter versicherte, eine hübsche gefährliche Schießwunde, „that pays the best“, wie er sagte.

Wie lange Benton übrigens noch bestehen wird, ist eine Frage, welche sich innerhalb der nächsten 4 bis 6 Wochen entscheiden wird; jetzt schon rüsten sich verschiedene Bentonianer zur Abreise nach dem Green River, ein paar hundert Meilen weiter westlich, wo sie sich bessere „chances“ versprechen.

Eine eigenthümliche Art Spiel, die sogenannte Havana-Lotterie, wird neben dem Faro exercirt; dasselbe ist jedoch nicht sehr beliebt, da die Bankhalter bei demselben das „Fortune“ zu stark corrigiren, und die größere Anzahl der Bewohner von Benton selbst erklärten dasselbe für einen Humbug (im Gegensatz zu den Chicagoern, welche auch Havana-Lotterie spielen) und Faro für das einzige anständige und eines „Gentleman“ würdige Spiel.

Die Tanzkneipen bilden natürlich auch hier ein wichtiges Element bei dieser vagabondirenden Bevölkerung; dieselben sind in der Hauptsache wie die in Laramie eingerichtet und werden nach demselben Muster geführt; im Hintergrunde befinden sich die Gemächer der Tänzerinnen, welche an Schamlosigkeit wirklich alles nur Denkbare leisten.

Während unserer Anwesenheit saß Richter Lynch über zwei Leute zu Gericht, welche die Post beraubt haben sollten. Der Proceß war ein unglaublich kurzer, und eine Viertelstunde nachdem die beiden angeblichen Posträuber eingefangen waren, sah Ihr Berichterstatter die Leichname derselben an den Balken eines im Bau begriffenen Bretterhauses hängen. Die Bevölkerung nahm die Sache sehr kühl; die Leichen wurden bald darauf abgeschnitten und irgendwo eingescharrt.“

Alterthümer des Menschengeschlechts in Nordamerika. Früher nahm man leichtfertiger und leichtsinniger Weise an, daß die sogenannte neue Welt ihre Bewohner von der alten Welt aus bekommen habe. Es ist das eine absolut werthlose Hypothese, für welche auch nicht ein Schatten von Beweis vorliegt; sie spukt aber immer noch herum. Dann sind andere Leute gekommen und haben den Spieß umgekehrt; sie lassen die „alte Welt“ von der „neuen Welt“ aus bevölkert sein: das ist eben so luftig; aber diese Westöstler haben eben so gut ein Recht, unhaltbare Dinge aufzustellen, wie die Ostwestler. Wir kommen demnächst auf die Sache zurück, wenn wir das tolle Buch „Paläorama“ besprechen, das, wie wir vorläufig hier sagen wollen, eine Ausgeburt des wilden und wirren Hirns ist, mit welchem der alte Hafis-Daumer jetzt die fabelhaftesten Albernheiten herausspintisirt. Heute geben wir einige Mittheilungen aus den Verhandlungen der „American Science Association“, welche im August ihre Sitzungen zu Chicago hielt. In einer derselben handelte es sich um die Erörterung von drei Werken: Whittlesey's geologische Beweise für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts im Gebiete der Vereinigten Staaten; — Foster's Alterthümer des Menschengeschlechts in Nordamerika, und Blake's Spuren vorhistorischer Racen in Californien.

Whittlesey glaubte nachweisen zu können, daß vor dem Auftreten des heutigen Indianers, des sogenannten rothen Mannes, vier andere Racen vorhanden gewesen seien. Die sogenannten Moundbuilders, von welchen die bekannten Hügelaufwürfe herrühren; — eine zweite im Gebiete des heutigen Staates Wisconsin; — drittens eine kriegerische Race im Süden der Seen Ontario und Erie, und viertens eine religiöse

Race in Mexico. Man sieht, daß das eine ganz rohe Eintheilung ist, die keinen wissenschaftlichen Werth haben kann.

Man hat Topfscherben, Pfeifspitzen und andere Sachen von Menschenhand zusammen mit Knochen des Mastodons und des Megatheriums und unter denselben gefunden. Drei Menschengerippe lagen in einer Höhle unter einer mehrere Fuß hohen Erdlage; die Schädel waren so wohl erhalten, daß man sie auf den ersten Blick für Schädel „rother Leute" halten mußte; sie mögen wohl seit 2000 Jahren an jener Stelle gelegen haben. Man fand einen Kiefer und einen Zahn, welchen Agassiz ein Alter von etwa 10,000 Jahren giebt. — Foster sprach zunächst über das schon oft erwähnte Menschengerippe, welches man in Californien im Golddrift gefunden habe; über diesem letztern lagen fünf verschiedene Schichten Lava. Dieses Gerippe ist viel älter als die Spuren, welche wir aus dem ältesten Steinzeitalter haben. Foster wies eine Pfeilspitze vor, die im Thale des San Joaquin, Californien, 30 Fuß unter der Erdoberfläche gelegen hat. Die Insel Petite Anse an der Mündung des Mississippi besteht aus einer festen Salzmasse, die 15 Fuß hoch mit Erde bedeckt ist. In dieser Salzmasse wurde neben fossilen Ueberbleibseln des Elephanten ein versteinertes Stück von einer Matte gefunden; eine Zeichnung derselben wies Foster vor. Als in Neuorleans die Gasanstalt gebaut wurde, fand Dr. Dowler Menschenknochen in einer Tiefe von 16 Fuß.

In Bezug auf die Moundbuilders bemerkte Foster: Kein Volk, das lediglich von der Jagd lebte, konnte so großartige Werke herstellen. Die Moundbuilders standen an Civilisation weit über den heutigen Indianern. Sie benutzten das Kupfer, wir haben aber keinen Beweis dafür, daß sie sich auf das Schmelzen verstanden hätten; sie hämmerten dieses Metall. Ein kupfernes Messer aus einem Mound in Illinois wurde vorgezeigt.

Blake sprach über einen Schädel, der in Californien in einer Tiefe von 200 Fuß gefunden worden sei, und wies allerlei Gegenstände vor, welche man beim Graben in jenem Lande sehr oft antrifft.

Der californische Geolog Whitney berichtete ausführlich über den Fund des viel besprochenen californischen Schädels. Er bekam im Juni 1866 von Dr. William Jones in Murphys, County Calaveras, der ein wissenschaftlich gebildeter und wahrheitsliebender Mann sei, die Nachricht, daß derselbe sich im Besitz eines Schädels befinde, welcher recht gut erhalten sei. Derselbe sei gefunden worden von dem Herrn Mattison im Walde Mountain, unweit von Altaville, 130 Fuß unter der Erdoberfläche, unter der Lava und unmittelbar neben einer versteinerten Eiche. Whitney ging sofort nach der Fundstätte, prüfte Alles mit der größten Aufmerksamkeit und fand die ihm gemachten Angaben richtig. Der Schädel wurde in jenem Schacht im Februar 1866 gefunden, neben einigen Stücken Holz. Mattison brachte ihn zu Herrn Scribner, der gleichfalls ein ihm (Whitney) als zuverlässig bekannter Mann sei. Als man ihm, sagte er, den Schädel gebracht habe, war dieser mit einer erdigen und steinigen Masse dermaßen umgeben, daß er im ersten Augenblick nicht erkannte, um was es sich handle. Als Mattison ihn im Schachte fand, hielt er ihn für ein Stück von einer Baumwurzel, und erst als Scribner den Schmutz beseitigte, sah er, daß hier ein Schädel vorlag. Er gab ihn dem Dr. Jones, weil er wußte, daß derselbe allerlei Merkwürdigkeiten sammele. Von Täuschung könne keine Rede sein. Verhält es sich richtig mit diesem Fund und der Fundstätte, so ist klar, daß der Mensch weit früher auf Erden lebte als die Geologen überhaupt bisher annahmen. — Zwei Professoren, Grimes und Andrews, erklärten, daß sie nicht an das hohe Alter der Calaverasschädel glauben und sich überhaupt mancher Zweifel nicht erwehren könnten.

Mohammedanische Literatur in Rußland. Das Czarenreich hat bekanntlich Millionen von Unterthanen, welche sich zum Islam bekennen und für diese giebt es einen besondern Büchermarkt. In dem reichhaltigen „American and oriental literary record", welches unser unternehmende Landsmann Herr N. Trübner in London herausgiebt, finden wir darüber folgende Angaben. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließ die russische Regierung 3000 Exemplare des Koran drucken und dieselben unter den Mohammedanern vertheilen. Im Jahre 1800 wurde in Kasan eine Druckerei für Bücher in tatarischer Sprache eröffnet und von einem derselben kundigen Russen, Burascheff, geleitet; sie lieferte in den ersten drei Jahren 31,200 Abdrücke mohammedanischer Werke. Die Tataren sind zumeist Sunniten, und diese vermerkten es sehr übel, daß Buraschef in jene Bücher Stellen eingeschmuggelt hatte, welche zu Gunsten der Schiiten lauten. Das war eine arge Ketzerei und die sunnitischen Geistlichen wollten in derselben Weise ein Exempel statuiren, wie es die christlichen so oftmals gethan haben. Das Buch, welches die ihnen anstößigen Sätze enthielt, wurde unter Zulauf einer großen Menge Volkes öffentlich und feierlich verbrannt; Buraschef und der Censor wurden entfernt. Die Universität Kasan bekam 1828 einen großen Vorrath von asiatischen Typen und konnte von nun an mehr Werke als früher drucken. Sie lieferte von 1842 bis 1852 vom Koran 23,600 Abdrücke und von 1855 bis 1864 nicht weniger als 1,084,320 Exemplare verschiedener mohammedanischer Werke, sämmtlich religiösen Inhalts. Auch legten, gleichfalls in Kasan, einige Tataren Privatdruckereien an, welche von 1853 bis 1859 allein vom Koran 82,500 Exemplare verkauften. Die Werke finden ihren Hauptabsatz auf den großen Messen und Jahrmärkten in Rußland, werden aber auch in der Krim, im Kaukasus und selbst in Centralasien vertrieben. Die russisch-orthodoxen Kirchenzeitungen nehmen begreiflicherweise ein großes Aergerniß an der Verbreitung solcher „Irrlehren" und bedauern, wie das bei den meisten „Orthodoxen" aller Secten der Fall ist, eine solche Toleranz gegen „Ungläubige". — Auch die Pressen in St. Petersburg und in Moskau liefern eine sehr beträchtliche Anzahl mohammedanischer Bücher, von denen gewöhnlich 10,000 bis 25,000 Abdrücke veranstaltet und gewöhnlich drei Auflagen gemacht werden. Die ganze Sache ist ein reiner Speculationsartikel und die Herausgeber oder Verleger kümmern sich wenig um den innern Werth solcher Bücher. Sie überschwemmen das mohammedanische Volk mit allerlei schlechtem Zeuge, während sie es doch in der Gewalt hätten, zur Belehrung und Aufklärung desselben beizutragen. Es ist nun der Vorschlag zur Bildung eines Vereins gemacht worden, welcher dem Uebel dadurch entgegentreten will, daß er für Abfassung und Verbreitung von wohlfeilen Büchern bessern Inhalts sorgt.

Die vulcanischen Erscheinungen auf den Sandwichsinseln. Neuere Nachrichten aus Honolulu, welche bis zum 5. September (über San Francisco und durch den Telegraphen) reichen, melden, daß die Südostküste von Hawaii allmälig tiefer sinke. Dasselbe wurde auf Hilo beobachtet. Die Senkung des Ufers auf Hawaii betrug an manchen Punkten 3 bis 4, an anderen 6 bis 7 Fuß. In Hilo, Pani und noch einer dritten Oertlichkeit fanden täglich ein bis fünf Erdbeben statt. Der Kilauea warf starke Rauchsäulen aus; Flammen kamen nur dann und wann zum Vorschein. Am 11. August gerieth bei Hilo das Meer in Schwingungen, 15 bis 16 derselben waren sehr bedeutend. Zwei Tage lang fiel und stieg das Meer in Zwischenräumen von 10 Minuten um 3 bis 4 Fuß.

* * *

— „So sprechen die Schwaben." Unter diesem Titel hat Dr. Anton Birlinger (Berlin, Ferd. Dümmler's Buchhandlung) ein kleines Buch herausgegeben, das jedem Leser eine heitere Stunde verschaffen wird. Sprüchwörter, Redensarten und Reime, welche seit Jahrhunderten im Volksmunde leben, hat Jemand einmal nicht mit Unrecht als „Weisheit auf der Gasse" bezeichnet, und das trifft vielfach auch bei dem zu, was die Schwaben sprechen. Sie sind ein tüchtiger, in hohem Grade achtungswerther Stamm unseres Volkes, der einst die Reichssturmfahne vorangetragen hat. Es ist in ihnen — wir kennen sie, weil wir einige der besten Jahre unserer Jugendzeit unter ihnen in heiteren Tagen verlebten — ungemein viel Kern,

Urkraft, Geist, Witz, Verstand, und wir Deutschen im Norden möchten um Alles in der Welt diese schwäbischen Brüder nicht missen. Wir bedürfen ihrer, schon von allem Andern abgesehen, zur Ergänzung. Was haben sie uns Alles gegeben? Wenn wir ihnen auch Schelling und Hegel, die doch auch gewaltige Geister waren, schenken wollten, — wir Deutschen alle verdanken ihnen Schiller und Uhland, die uns gerade so gut an und in das Herz gewachsen sind, wie ihnen. Im Allgemeinen sind diese Schwaben, namentlich so weit die „Altwürtemberger" in Frage kommen, eigenartige Leute. Wenn sie es nur verständen, aus sich das zu machen, was sie wirklich sind! Aber es haften ihnen in der Mehrzahl seltsame Eigenthümlichkeiten an; sie sind mißtrauisch gegen sich, noch mehr aber gegen die Anderen. Ihr Geist ist frisch und frei in sich, und dabei erscheinen manche im Verkehr doch etwas linkisch, unbeholfen und viele im Anfange einer Bekanntschaft geradezu unnahbar. Und diese Leute haben so viele vortreffliche Eigenschaften und sind so gute, kernige Patrioten, daß sie vorab dreist und frisch auftreten könnten. Der Schwabe macht es einem sauer, ihn zu ergründen und lieb zu gewinnen. Er verbeißt sich gar zu gern in sich selbst und sieht nur schwer ein, einmal, daß er dazu gar keine Ursache hat, und zweitens, daß das nichts taugt. Wenn er von den anderen deutschen Stämmen nicht nach Gebühr oder wie er es wünscht gewürdigt wird, so giebt er schwerlich zu, daß die Schuld daran lediglich an ihm liege. Er ist ein hartnäckiger Kerl, den man erst „auskennen" muß, um ihn richtig nehmen zu können, aber wer ihn einmal versteht, wird an ihm viele vortreffliche Eigenschaften finden. Er sollte aber nicht so specifisch sein und etwas mehr übers „Ländle" hinausblicken. Draußen wohnen auch Leute, von denen er profitiren kann, wie wir von ihm.

Herr Birlinger nun, auf diesen zu kommen, giebt viele Kraftsprüche, die im schwäbischen Stamme noch heute im Leben alle Tage zu hören sind. Seine Beiträge zur Weisheit auf der Gasse bestehen in: Sprüchwörtern (567 an der Zahl), Bauernregeln, sprüchwortartigen Redensarten. Dazu kommen dann noch: Lebensregeln, Allerlei und Hausreimen.

Manches davon ist Gemeingut aller deutschen Stämme, vieles ist bloß schwäbisch. Herr Birlinger hat sehr wohl daran gethan, so viel als möglich die Oertlichkeiten zu bezeichnen, an denen der eine oder andere Spruch vorkommt, und von ihm selber oder von seinen Freunden aufgezeichnet worden ist; auch hat er Manches alten Büchern entlehnt, und daran that er recht. — Herr Birlinger giebt natürlich die Sprüchwörter ꝛc. im schwäbischen Dialekt; wir wollen einige derselben hochdeutsch mittheilen:

Seit der Bauer die zehn Gebote nicht mehr hält, hält auch unser Herrgott die Wetterregeln nicht mehr.

Man muß den Beutel nicht weiter aufthun, als er ist.

Wo kein Dank, ist auch keine Ehre.

Hab Dank! füllt den Beutel nicht.

Wenn man Deutsche verderben will, nimmt man Deutsche dazu. — Das hat früher gegolten, und Herr Birlinger hat dieses Wort in mehreren schwäbischen Druckschriften gefunden. Es stammt aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

In der Gmündner Gegend sagt man: Der ist zu dumm zum Rübenrupfen, er rupft das Kraut und läßt die Rübe stecken.

Gewonnen mit Schand, geht schnell aus der Hand; gewonnen mit Ehr, das wird immer mehr.

Ein Rausch ist besser als ein Fieber, er vergeht ja bald wieder.

Was die Städter verschenken, giebt man auf dem Land umsonst, — so sagt man zu Ehingen an der Donau.

In Deißlingen sagen die Leute: „Rede wenig und wahr. Iß, trink, aber zahl' baar. Sei still und verschwiegen. Was nicht Dein ist, laß liegen."

— **Mordthaten in Neuyork.** Das „Newyorker Journal" findet häufig Veranlassung, hervorzuheben, wie wild in mancher Beziehung die Zustände jener Weltstadt sind und wie sehr die Unsicherheit zunimmt. Unterm 8. September entwirft das Blatt folgende Schilderung:

„Schreckensherrschaft. Es stellt sich mit jedem Tage klarer heraus, daß etwas geschehen muß, um der überhand nehmenden Gesetzlosigkeit in Neuyork, die immer gefährlicher und verderblicher wird, ein Ziel zu setzen. Es vergeht fast kein Tag, ohne daß wir von einem Fall zu berichten haben, wo Pistole oder Messer ein Menschenleben gefährdet oder ein anfangs harmloser Streit mit der Ermordung eines Menschen endet. Mordwaffen werden bei der geringfügigsten Gelegenheit gebraucht: ein Mensch sticht den andern nieder, um einen Wortwechsel zu Ende zu bringen; ein roher Patron tödtet einen Polizisten, der ihn zu verhaften beabsichtigt; eine Person giebt einer andern, in Selbstvertheidigung, wie im Verhör angegeben wird, bei einer Balgerei, die eben so gut mit einigen Faustschlägen hätte abgemacht werden können, einen Stich in den Leib, der den Gegner zeitlebens arbeitsunfähig macht; eine Bande von Hülfsscheriffen feuert, um eine Verhaftung vorzunehmen, in einen Haufen harmloser Leute; ein Polizist schießt einen armen Teufel, den er arretirt hat und der nicht gleich gutwillig mitgehen will, um sich alle Weitläufigkeiten zu ersparen, ohne Weiteres nieder.

So zeigt sich eine Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen und eine Gleichgültigkeit gegen die Gesetze, die wahrhaft schrecklich ist. Es ereignen sich in allen großen Städten häufig Morde. Es giebt in einer Commune, die aus vielen Hunderttausenden Menschen besteht, eine Menge Elemente, die sich nicht unter das Joch des Gesetzes beugen wollen. Es giebt Leute, die, von Haß gegen einen ihrer Mitmenschen erfüllt, nur die Gelegenheit abwarten, um ihm das Lebenslicht auszublasen; es giebt Leute, die sich das Verbrechen zum Handwerk gemacht haben, denen es nicht mehr Gemüthsaufregung verursacht, einen ihrer Mitmenschen zum „stillen Manne" zu machen als einen Schluck Gin zu nehmen, wenn sie ein paar Dollars dabei erlangen können; es giebt Männer, die, durch widriges Geschick verstimmt, in einem Anfall von schlechter Laune, Wuth oder Verzweiflung ihre Weiber erschlagen; es kommt vor, daß Betrunkene in bewußtlosem Zustande eine rasche That begehen und sich an ihren besten Freunden vergreifen; es giebt endlich Leute, die der Versuchung nicht widerstehen können, Jemanden, der ihnen im Wege ist, durch Gift bei Seite zu schaffen; solche Verbrechen ereignen sich überall; die menschliche Gesellschaft hat keine Mittel gefunden, und wird sie, so lange die Menschen keine Engel sind, auch nicht finden, um solche Vorkommnisse zu verhüten.

Die Mordscenen aber, die sich so häufig in den Straßen, Kneipen und auf den öffentlichen Plätzen Neuyorks ereignen, haben einen ganz andern Charakter. In neun Fällen von zehn sind die Ursachen der sich so oft wiederholenden Schauerthaten vollständig triviale. Man nehme als Beispiel nur den Lyon'schen Fall. Ein Mann tritt auf dem Heimwege in eine Kneipe; der Wirth überreicht ihm eine kleine Rechnung für Sachen, die seine Frau gekauft hat; es entsteht betreffs der Rechnung ein Streit, im Verlauf dessen der Besucher einen Revolver zieht und seinen Gegner todtschießt. Oder man nehme den Fall im Broadwaytheater, wo sieben bis an die Zähne bewaffnete Männer Tirailleurübungen in einem öffentlichen Vergnügungslocale anstellen, oder — wir könnten noch ein Dutzend ähnlicher Fälle aus der letzten Vergangenheit anführen, aus denen hervorgehen würde, wie unbedeutend die Veranlassung und wie vollständig ungerechtfertigt der mörderische Angriff war.

Neuyork hat in verbrecherischen Angriffen und Morden dieser Art eine traurige Berühmtheit erlangt. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß auf funfzig solcher Fälle hier nur einer in London oder Paris kommt, und daß sie hier zehnmal häufiger als in Boston oder Philadelphia vorkommen. Wir haben hier dieselben Zustände wie in Neuorleans vor zwanzig Jahren, und was das Schlimmste ist, es wird damit jeden Tag schlimmer statt besser.

Zweifellos ist die vielverbreitete Gewohnheit, Waffen zu tragen, einer der Gründe für das häufige Vorkommen dieser Art von Morden. Wenn Jemand, der einen Revolver, ein Messer

oder einen Dolch in der Tasche hat, in einen Wortwechsel oder in ein Handgemenge geräth, oder sich augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet, so wird er nicht leicht der Versuchung widerstehen, von seiner Waffe, behufs schleuniger Beendigung der Angelegenheit, Gebrauch zu machen. Führte er keine Waffen bei sich, so würde er sich damit begnügen, seinem Gegner im schlimmsten Falle das Nasenbein zu zerschmettern oder ihm die Augen für einige Zeit zu retouchiren; aber nur selten wird Jemand die Selbstbeherrschung haben, von einer ihm zur Disposition stehenden Waffe keinen Gebrauch zu machen, wenn er beleidigt oder durch einen Schlag in Wuth gesetzt worden ist. Jemand, der stets Mordwaffen bei sich führt, schwebt jeden Augenblick in der Gefahr, ein Mörder zu werden.

Die Hauptursache dieser traurigen Zustände liegt jedoch darin, daß man diejenigen, welche sich solcher Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht, nicht die Strenge des Gesetzes fühlen läßt. Ein Mann, der in Newyork eine Mordthat begangen hat, hat neun Chancen gegen eine, der Strafe entweder gänzlich zu entgehen oder eine Buße zu erleiden, die so gering ist, daß sie weder als Warnung für Andere gelten kann, noch den Uebelthäter verhindern wird, bei der ersten besten Gelegenheit sich desselben Verbrechens schuldig zu machen. Die Geschworenen sind oft mehr geneigt, Entschuldigungen für die That zu finden als Gerechtigkeit und Ordnung aufrecht zu erhalten; die die Anklage leitenden Anwälte lieben es, solche Fälle so lange wie möglich hinauszuschieben, die Richter sind in sehr vielen Fällen mehr aufgelegt, eine gefährliche, Schwäche verrathende Milde vorwalten zu lassen, als den böswilligen Gesetzesverletzer zu bestrafen; selbst das Publicum sucht sehr häufig eine Gräuelthat eher auf diese oder jene Weise zu entschuldigen, als die Gesellschaft vor entarteten, verbrecherischen und rücksichtslosen Individuen zu schützen. Wenn ein Mord begangen worden ist, so hält Jeder anfangs den Thäter für schuldig und alle Welt schreit: „Hängt den Kerl!" Erzählt dann der Mörder die näheren Umstände, wie er zu der That gereizt wurde rc., so erscheint sein Verbrechen der öffentlichen Meinung schon nicht mehr so schlimm; kommt nun nach langem Aufschub der Prozeß endlich vor, so fangen in Folge der beschönigenden, Alles zu Gunsten des Angeklagten darstellenden Harangueu des Vertheidigers, die Geschworenen und das Publicum für den Frevler sich zu interessiren an und Alles ist höchlich befriedigt, wenn er den „Klauen des Gesetzes" entgeht.

Es ist diese Nachlässigkeit in der Ausführung und diese verderbliche Nichtachtung der Gesetze von Seiten des großen Publicums, welche diese Schreckensherrschaft unterstützen und befürworten. Ließe man in einem solchen Falle dem Gesetze in aller Strenge seinen Lauf, so würden wir bald andere Zustände haben."

— Im mexicanischen Staate Yucatan besteht die gesetzgebende Versammlung, welche in der Stadt Mérida ihre Sitzungen hält, aus nur neun Mitgliedern und von diesen sind nicht weniger als sechs Aerzte. Diese Jünger Aesculaps stehen mit der auch in Yucatan sehr anmaßenden und lästigen Geistlichkeit nicht auf gutem Fuße. In der genannten Stadt, die mehr Kirchen als Schulen hat und viele Klöster, die alle überflüssig sind, hatte das Glockengeläut und Gebimmel von früh bis spät dermaßen überhand genommen, daß man es nicht mehr aushalten konnte. Die Legislatur hat nun verordnet, daß kein Geläut länger als sechs Minuten anhalten dürfe und ist darüber in Zwist mit dem Clerus gerathen, welcher die Herren Gesetzgeber nun beim Volk als „Heiden und Ungläubige" verketzert. Wir wollen bemerken, daß so ziemlich überall im ehemals spanischen Amerika eine große Unzufriedenheit mit der Geistlichkeit zu Tage tritt; sie ist allerdings während der letzten Jahre namentlich auch in Peru sehr intolerant aufgetreten und hat in den argentinischen Republiken sich mehrmals gegen die Regierung offen aufgelehnt. In Santa Fé hatte der Gouverneur dieses Staates in Uebereinstimmung mit der Legislatur ein Gesetz über Einführung der Civilehe erlassen. Die Geistlichkeit rottete sich zusammen, fanatisirte einfältige Weiber und rohen Pöbel, setzte eine Rebellion in Scene und verlangte mit großem Geschrei „Wiedereinführung der Inquisition"! Eine auf Befehl des freisinnigen Gouverneurs Oroño in der Druckerei eines Deutschen, Herrn Bernheim, gedruckte Schrift über die Civilehe wurde in einem öffentlichen Auto da Fé „von Frauen höherer Stände" verbrannt. An der Tagesordnung ist das Geschrei: „Hoch Pius der Neunte! Tod den Ketzern!" So geschehen im Juli 1868.

— Belgische Zeitungen berichten, daß die Geistlichkeit in den südlichen Niederlanden seit 1830 Eigenthum im Belaufe von mehr als 150,000,000 Francs erworben habe und beklagen, daß überhaupt ungeheure Summen fortwährend in die todte Hand gelangen. Wenn das so fortgehe, werde bald der Grundbesitz zum großen Theil in die Hände des Clerus fallen. Ein zu Namur erscheinendes Blatt, „l'Organe", schreibt: „Wir erschrecken über die große Zahl von Landgütern und Grundstücken, welche den Klöstern gehören, und wir würden sicherlich noch mehr erstaunen, wenn wir wüßten, wie viel sie an baarem Gelde und in Papieren haben." In Antwerpen insbesondere kommen zu den vielen schon vorhandenen Klöstern immerfort neue. „Die kirchlichen Körperschaften vermehren ihren Reichthum Tag für Tag; sie operiren damit sehr klug und benutzen alle günstigen Umstände. Man sehe sich nur einmal in den Straßen um und man wird finden, daß es wimmelt von Kapuzinern und Jesuiten, Redemptoristen und Recollectenbrüdern rc., und an Nonnen aller Art haben wir Ueberfluß. Seit vier Jahren ist mehr Geld für Erbauung kirchlicher Häuser verausgabt worden als für Civilbauten."

— Die ostindische Regierung hat eine Commission niedergesetzt, welche Sorge für die Erhaltung der alten Bauwerke tragen soll. Das Land ist überreich an solchen aus verschiedenen Perioden und von verschiedenen Völkern. Zunächst ist der Sautschi Tope in Centralindien restaurirt worden. Dieser Tope ist eines der ältesten und schönsten buddhistischen Baudenkmäler, aus der Zeit von 250 vor Christi Geburt. Er liegt im Gebiete der Königin (Begum) von Bhopal. Nun ist der französische Generalconsul Place so naiv gewesen, an die Begum eine recht dreiste Bitte zu stellen: sie möge ihm das prachtvolle Portal des Tope schenken; er wolle dasselbe sorgfältig abbrechen lassen und nach Paris schaffen, wo es dann ebenso sorgfältig wieder zusammengesetzt werden und neben den ägyptischen Obelisken eine Zierde der kaiserlichen Hauptstadt bilden solle. Die Bitte wurde in Gnaden abgeschlagen.

— Dr. J. C. Nott, der berühmte Verfasser der „Types of mankind" und der „Indigenous Races", welcher als Arzt in Mobile lebte, hat den Staat Alabama verlassen und ist in seinen alten Jahren nach Newyork übergesiedelt. In einem Schreiben an die Londoner „Anthropological Review" (October 1868, S. 451) sagt er: „Die Lage unserer südlichen Staaten ist von der Art, daß kein weißer Mann, der dort geboren ist und sich selber achtet, es dort länger aushalten kann. Ich habe ein Land verlassen, in welchem ich 30 Jahre gelebt und wo es mir wohl erging. Auf dem Süden lastet nicht nur strammer Despotismus, sondern obendrein noch die Negerherrschaft. In Südcarolina ist die weiße Bevölkerung ihrer politischen Rechte beraubt und die gesetzgebende Versammlung wird nun von etwa einhundert Negern gebildet, die nicht lesen und schreiben können, und von etwa 50 (vom Norden her eingedrungenen) Weißen, die noch viel schlimmer sind als die Neger. Die gesammten Mitglieder der Legislatur und sämmtliche Civilbeamten des Staates zahlen etwa 150 Pf. St. Steuern im Jahre, haben aber für ungefähr 400,000 Pf. St. Steuern jährlich den entrechteten Weißen auferlegt."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Haus des Griot Sukutu in Segu.

Capitän Mage's Aufenthalt beim König Ahmadu zu Segu am obern Niger.

II.

Kriegszug des Sultans Ahmadu gegen die Bambaras von Togu und Sansandig. — Die Zerrüttung im Reiche des Hadsch Omar und dessen Tod. — Mage's Entlassung und Rückreise.

Die Landeseingeborenen am obern Niger, die Bambaras, sind zum größten Theil ihrem alten Heidenthum treu geblieben. Das gab dem Hadsch Omar einen guten Vorwand, den heiligen Krieg gegen sie zu eröffnen. Er bezwang sie und sein Sohn Ahmadu schaltete als König in Segu, während er selber Hamdallahi, die Hauptstadt von Massina, als seine Residenz betrachtete und von dort aus einen Kriegszug zur Unterwerfung Timbuktus unternahm. An der Spitze der aufständischen Bambaras stand Mari, ein Mann aus dem alten Königsgeschlechte, und gegen ihn unternahm Ahmadu zu Anfange des Jahres 1865 einen Kriegszug, welchen Capitän Mage mitmachte. Seine Erzählung giebt uns einen Einblick in echt afrikanische Barbarei, und durch ihn lernen wir zum ersten Male die Einzelnheiten einer merkwürdigen Art von Kriegführung kennen.

In den letzten Tagen des Januars zog Ahmadu alle verfügbaren Truppen zusammen; er war hoch erfreut, als sich die beiden Europäer bereit erklärten, am Feldzuge Theil zu nehmen. Der König vertheilte unter seine Leute 140 Faß einheimischen Pulvers, zusammen etwa 8400 Pfund; 33 Sack europäischen Pulvers, je zu 15 bis 20 Pfund, 150 Sack eiserner Kugeln, zusammen etwa 150,000 Stück, und Reservewaffen. Das Alles wurde von Somonos (Bambarafischern aus Segu) auf dem Kopfe fortgeschafft. Die Habseligkeiten des Königs befanden sich in einem Dutzend großer Kalebassen. Mage's und Dr. Quintin's Vorräthe bestanden in Mais, in Burakie, d. h. zerstampftem Mais mit Honig, zerquetschten Erdmandeln (Arachiden), einem Sacke Salz und einigen Wasserschläuchen. Das Heer nahm einen gewaltigen Raum ein, marschirte langsam und bot einen

höchst malerischen Anblick dar. Es zog anfangs am Ufer des Niger hin bis zum Dorfe Bugu, dann nahm es die Richtung landein und nach zehn Uhr Abends wurden die Lagerfeuer angezündet.

Der König schickte den Europäern einen halben Hut Zucker zur Versüßung des Maisbreies, und sie wurden von nun an nicht bloß von ihm, sondern von Jedermann mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Zwei weiße Verbündete und ihre mit guten Gewehren bewaffnete Laptots waren Bundesgenossen, deren Beihülfe man nicht gering anschlug.

Am Morgen des 30. Januar spielte die Musik in aller Frühe und Ahmadu hielt ein Palaver mit den Talibes (Marabutkriegern). Sie seien verweichlicht und hätten doch seinem Vater Omar und ihm Alles zu verdanken; jetzt thäten sie gar nichts, während die Sofas (Kriegersklaven) thätig und tapfer seien. Nun befahl er ihnen, daß jede ihrer Rotten einhundert Mann Kerntruppen zum vordersten Angriffe stelle. Das geschah auch sofort. Dann forderte der König Herausgabe der unterschlagenen Kululus, d. h. der in früheren Kriegen gemachten Beute, denn jeder müsse reine Hände haben, wenn er im Kampfe falle und vor Allah hintreten müsse. Keiner wollte mit der Herausgabe den Anfang machen; endlich ging man ans Werk. Der eine legte einen Kamm hin, der andere einen Schlauch oder eine Bockshaut, der dritte ein Messer oder einen Rosenkranz und so fort. Diese für die europäischen Beobachter merkwürdige Scene dauerte lange; dann zählte Ahmadu seine Armee und zwar nach der Menge der Gewehre, die in langen Reihen an die Erde hingelegt worden waren. Nachher hielt er eine Anrede an die Sofas, deren Oberhaupt, Arsek, des Königs Magazinverwalter, Koch, Barbier und gelegentlich auch Scharfrichter war. Der König erinnerte die Sofas an die Wohlthaten, welche sie dem Hadsch Omar zu verdanken hätten, an die vielen Geschenke, welche er selber ihnen gebe. Er rechne auf sie und rathe ihnen, nicht eher ans Plündern zu gehen, bis der Sieg ganz gewiß und vollendet sei. Man müsse erst auf zehn Schritt

Junge Fulbemädchen aus der Umgegend von Segu.

Entfernung auf den Feind Feuer geben und keinen Fuß breit zurückweichen.

Es muß hervorgehoben werden, daß zwischen den Talibes und den Sofas eine bis zu grimmigem Hasse gesteigerte Abneigung herrscht. Ahmadu entwickelte eine ganz ungemeine Thätigkeit, vergaß aber dabei Mage's nicht, welchem er einige Körbe mit Fischen zur Mahlzeit schickte.

Am folgenden Morgen wurde in aller Frühe aufgebrochen. Für Ahmadu handelte es sich offenbar um das Höchste. Wenn er nicht einen entscheidenden Sieg über seinen Gegner Mari erfocht, dann erhob sich alles Volk gegen ihn, und er durfte nicht einmal seiner Sofas sicher sein. Siegte Mari, dann waren alle Talibes rettungslos verloren, weil Segu sich nicht lange gegen die Bambaras halten konnte. So wie so befanden sich die Europäer in einer schlimmen Lage; sie konnten keine Neutralität für sich geltend machen. Mage nahm nur ungern Partei, unter den obwaltenden Verhältnissen blieb ihm jedoch nichts Anderes übrig, als Ahmadu zu unterstützen, und die Folge lehrte, daß er wohl daran gethan hat.

Das Heer wurde schlachtbreit aufgestellt. Die vier großen Colonnen der Talibes bildeten einen Halbkreis; zur Linken standen die Sofas, die Fulbe auf der Ostseite. Ahmadu musterte jede einzelne Abtheilung und sprach einige Worte. Es mochten etwa 4000 Reiter und 6000 Mann Fußvolk versammelt sein. Der Aufbruch erfolgte, nachdem die einzelnen Heersäulen geordnet worden waren. Um neun Uhr Morgens wurde auf einer weiten Ebene im Angesichte des Dorfes oder der Ortschaft Togu (Toghou) Halt gemacht und der Angriff vorbereitet. Mage erzählt: Ich befand mich mit Doctor Quintin und meinen Laptots bei der Vorhut, nur etwa 600 Schritt vom Feinde entfernt. Mari hatte sich mit dem größten Theile seiner Mannschaft etwa 50 Schritte von der Stadtmauer aufgestellt; die Linie seines Fußvolkes war weit aus einander gezogen; etwa 400 Reiter standen auf der linken Seite, auf der Mauer und auf den

flachen Dächern der Häuser stand eine zweite Linie von Vertheidigern. Ich machte den Vorschlag, durch meine Leute einige Reiter, welche Phantasie machten, d. h. vor den Reihen umhersprengten, vom Pferde herabschießen zu lassen, aber Ahmadu hatte seinen besondern Plan und ließ mich bitten, nur erst dann zu feuern, wenn er das Zeichen gegeben habe.

Sein Volk war in fünf Colonnen geordnet und viele Reiter waren abgestiegen. Zur Rechten standen die Talibes und Irlabes mit schwarzem Banner, unter General Turno Abdul; dann kamen, unter Anführung Fali's, die Sofas mit rothem Banner. Die mittlere Colonne war von Toucouleurs aus Futa Toro gebildet (— also Muselmännern vom Senegal —); sie standen unter Turro Alassan; hinter ihnen marschirten ohne Fahne die Tuburus und zur Linken die Talibes aus Gannar, unter dem General Turno Abdul Kadi.

Jetzt rückten diese Colonnen im Schritte gegen den Feind an; die Talibes als Priesterkrieger sangen im Tact: Lahilahi Allah Mohammed rasuld y Allah (nach der Aussprache von Segu), d. h. Gott ist groß und Mohammed sein Prophet. Der Feind wich und wankte nicht. Die Bambaras hatten sich auf die Erde niedergekauert und warteten offenbar darauf, daß Feuer gegeben werde; wenn dann die Talibes wieder laden mußten, wollten sie über dieselben herstürzen. Aber die Colonnen rückten bis auf weniger als hundert Schritt heran und stürmten dann im Schnelllaufe gegen die Bambaras ein, welche nun aufsprangen. Jetzt erst gab in jeder Rotte ein vorher von Ahmadu bestimmter Offizier Befehl zum Feuern in die dichte Masse der Feinde hinein, die sogleich Kehrt machten und in Togu Schutz suchen wollten. Aber an den Thoren staueten sich die Massen, in welche die Talibes hineinschossen und dann mit blanker Waffe über die Bambaras herfielen, welche haufenweis über einander stürzten. Die Talibes drangen über Lebendige, Todte und Sterbende hinweg in die Stadt, verfolgten die Flüchtigen in den Straßen und stiegen selbst auf die Dächer. Die Reiterei der Bambaras hatte gleichfalls die Flucht ergriffen und

Frauen aus Massina.

war zu Mari hingesprengt, der inmitten einiger wenigen Krieger auf einem Hügel hielt; er wollte seine Sache durch seine Sklaven ausfechten lassen.

Als ich sah, daß die Colonnen in Togu eindrangen, sprengte ich zu Ahmadu und verkündete ihm seinen Sieg; dann suchte ich meine Laptots auf, welche in den vordersten Reihen gekämpft hatten. Ich konnte sie aber nicht ausfindig machen. Die Bambaras vertheidigten sich in Togu sehr tapfer und wurden dort nur mit Mühe überwältigt.

Nach und nach wurden viele Gefangene eingebracht, darunter auch eine Sängerin, eine Griot, welche schon bei der Einnahme Segus durch Hadsch Omar diesem in die Hände gefallen, später aber entflohen war. Dadurch hatte sie wohl ihr Leben verwirkt. Sie war mit allerlei goldenem Zierrath behangen, faßte sich, stimmte sofort ein Loblied zu Ahmadu's Ehren und Ruhm an, und der König ließ ihr Verzeihung angedeihen. Gleichzeitig wurden zwei Dorfschulzen, welche man mit den Waffen in der Hand gefangen hatte, sofort niedergemetzelt. Ich sah, daß vor Ahmadu's Füßen zwei kopflose Leichen auf dem Bauche lagen; man hatte ihnen das Rückgrat zerhauen. Eine andere Execution wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden. Man hatte einen jungen Sofa Mari's unter einem Haufen Gefallener hervorgezogen und ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Ein Sofa Ahmadu's stand hinter ihm und säbelte ihm mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpfe. Dann wischte er, als sei weiter nichts geschehen, die Säbelklinge im Grase rein!

Ich wurde meiner Leute wegen besorgt, denn in Togu dauerte das Gefecht noch fort. Man warf Feuer in die Häuser und die Insassen vertheidigten sich, bis sie, von den Flammen gedrängt, zu entfliehen suchten. Sobald sie an der Thür sich blicken ließen, wurden sie niedergeschossen. — Von den Laptots Mage's waren die meisten von matten Kugeln getroffen worden; einem derselben war ein Stein in den Nacken geworfen worden und seine Kleider waren verbrannt. Alium, der beste und tüchtigste unter den Laptots, hatte einen Schuß in den Kopf erhalten und starb. Am

nächsten Tage dauerte die Verfolgung fort. Viele Bambaras hatten sich in einen benachbarten Gestrüppwald geflüchtet und wurden dort von den Sofas und Talibes aufgesucht; eine Rotte von 97 Mann kam heraus, legte die Waffen nieder und schrie um Tubira, Pardon. Man führte sie zu Ahmadu, der sie lang und breit ausfragen ließ und dann dem Henker übergab. Er ließ Mage durch einen Talibe einladen, der Hinrichtung beizuwohnen, aber der Europäer hatte an Allem, was er schon gesehen, genug und übergenug; doch ließ er sich den Hergang berichten. Die Schlachtopfer wurden mit gebundenen Armen in einen Kreis geführt; einer nach dem andern mußte vor dem Henker vorbeigehen, der mit seinem Säbel blind zuhieb.

Ich ging mit Dr. Quintin zu vielen Verwundeten; er hatte schon am vorigen Abend manche Operationen vorgenommen; leider fehlten ihm für manche Fälle die erforderlichen Instrumente und er mußte sich behelfen, so gut es eben gehen wollte. Ich half ihm nach besten Kräften beim Herausziehen von Kugeln. Ich hatte dabei abermals Gelegenheit zu beobachten, wie viel weniger entwickelt oder vielmehr wie viel weniger empfindlich das Nervensystem der Neger ist als das unserige. Daraus erklärt sich, daß sie auch schwerere Operationen so leicht ertragen und ohnehin heilen in jenem Klima die Wunden merkwürdig leicht.

Ein Talibe in kriegerischer Rüstung.

Togu bot einen Anblick dar, welcher sich nicht beschreiben läßt. In den Häusern und auf den Straßen lagen die Leichen in Menge umher. Die Hütten sind mit Stroh gedeckt; als Feuer auf die Dächer geworfen war, stürzten dieselben hinab und so kam es, daß Hunderte von Menschen verbrannten. Manche hatten sich aus Verzweiflung erhenkt. An einem Stadtthore lagen mehr als 500 Leichen. Ich ging in den Gestrüppwald; auch dort lag eine Leiche neben der andern und die Luft war verpestet. Dort waren, mäßig gerechnet, mehr als dritthalb Tausend Bambaras gefallen; wie viele von der Fulbereiterei, welche die Flüchtigen verfolgten, niedergemacht worden sind, weiß ich nicht. Seitdem Hadsch Omar seinen heiligen Krieg zu Gottes Ruhm und Ehre begann, war ein solches Gemetzel nicht vorgekommen. Ahmadu's Verlust betrug kaum 100 Todte und etliche Hundert

Verwundete. Die Bambaras verfuhren thöricht, indem sie ausrückten; sie hätten den Feind hinter ihren Mauern erwarten müssen.

Nach einer solchen Niederlage schien Mari's Sache verloren, aber auch Ahmadu ging unverständig zu Werke. Wäre er mit seinem siegestrunkenen Heere sofort auf Sansandig gerückt, so hätte er diesen Mittelpunkt des Aufstandes ohne Schwertstreich nehmen können und dann war er Herr des Landes. Aber seine Günstlinge und Generäle konnten die Zeit der Beutevertheilung nicht erwarten und beredeten ihn, nach Segu zurückzugehen. Das geschah in langsamem Zuge. Jeder schleppte seine Beute; die Krieger waren zu wandernden Trödlern geworden. Der eine trug Kalebassen mit allerlei Inhalt, der andere einen Getreidesack, dieser Eisengeräthe, jener Waffen und Hacken, einer sogar eine — Hausthür. Manche waren mit Baumwolle, Tabacl, Indigokugeln beladen. Etwa 3500 gefangene Frauen und Kinder wurden fortgeschleppt und gelegentlich von den Sofas mit Peitschenhieben zu rascherm Gang angehalten. Was nicht mehr weiter konnte, erhielt einen tödtlichen Lanzenstich oder wurde niedergeschossen und blieb liegen. Dergleichen habe ich mit eigenen Augen gesehen. Diese Menschen waren ja nur Kefir, Ungläubige!

In Segu war Alles vor Freude außer sich. Selbst auf den Dächern sangen und tanzten die Sklaven und klatschten in die Hände. Das Abfeuern von Schüssen ins Blinde hinein wollte gar kein Ende nehmen und die Gewehre wurden manchmal dermaßen überladen, daß sie platzten. Mage wurde überall freudig begrüßt und hatte nur noch einen Feind, den Minister Mohammed Bobo, welcher auf den König großen Einfluß übte. An diesem lag es auch wohl, daß der Europäer keine Audienz erhalten konnte, obwohl er dringend um eine solche gebeten hatte. Die Vertheilung der Beute nahm alle Zeit in Anspruch und dauerte lange. Jeder wollte

Ein Bambara-Soldat Mari's wird zur Hinrichtung geführt.

etwas davon verbergen und namentlich die Gefangenen behalten. Ahmadu wurde zornig, ließ die Vorsteher der Sofas holen und befahl denselben, zehn, zwanzig oder vierzig derselben zu stellen, denn so viele würden von ihnen verheimlicht. —

In Folge vieler Anstrengungen erkrankte Dr. Quintin an einem schleichenden Fieber, auch Mage befand sich nicht wohl und das beste Labsal, Milch, war nirgends zu bekommen. Am 28. Februar 1865, nach einem anhaltenden, erfrischenden Regen wurde das Kaurifest gefeiert. Ahmadu trug einen weißen, mit Blau und Gelb gestickten Mantel, als er große Musterung über die Truppen hielt; sein Bruder Agibu prangte in einem safrangelben Mantel, und alle Würdenträger und Generäle hatten sich in barbarischer Weise aufgeputzt. Der König hielt wieder eine eindringliche Rede von wegen Herausgabe der Beute, verkündete, daß demnächst wieder ein Feldzug unternommen werden solle, und kam auf allerlei andere Dinge. Es sei schmachvoll, daß man neugeborenen Kindern Schnitte ins Gesicht mache, denn das sei ein heidnischer Brauch; schändlich sei es auch, daß die Weiber Lumpen auf den Kopf legten und das Haar darüber, damit es recht dick aufgebauscht aussähe. Verheirathete Frauen sollten sich fernerhin nicht mehr auf dem Markte und auf den Straßen umhertreiben, und die Talibes fortan zum Beten hübsch ordentlich in die Moschee kommen und die Sache ferner nicht mehr im Hause abmachen. —

Ich war nun, sagt Mage, seit länger als einem Jahre in Segu und der König machte immer noch keine Anstalt, uns zu entlassen. Wir sollten bei ihm bleiben und von ihm überwacht werden, damit wir keinen klaren Einblick in die für ihn und Hadsch Omar bedenkliche Lage der Dinge erhielten; ein solcher mußte uns jedoch werden, sobald wir entweder nigerabwärts oder gen Westen nach dem Senegal gingen. Deshalb verzögerte er auch die Rückkunft der Eilboten, welche ich nach dem Senegal geschickt hatte. Ahmadu wechselte oft seine Ansichten und Vorsätze; man sagte allgemein, daß er sich ganz und gar von Bobo leiten lasse.

Ahmadu's Armee setzt über den Niger.

Trotz der Metzelei in und bei Togu hatten die Bambaras sich nicht unterworfen; deshalb sollte wieder ein Kriegszug gegen die südwestlichen Provinzen unternommen werden. Ich schloß mich an, um diese Gegend kennen zu lernen. Am 25. März wurde die Tabala (Tantam) in der Moschee geschlagen, die verschiedenen Truppentheile wurden zusammengezogen und lagerten bei Segu Koro, und Ahmadu hielt Anreden. Aber er gerieth in allerlei Irrungen mit den Talibes, welche sich zurückgesetzt glaubten, und deshalb konnte das Heer sich nicht vor dem 3. April in Bewegung setzen. Es zog am Niger aufwärts, welcher ihm zur Rechten lag. Die Gegend war weit und breit verwüstet, die Dörfer lagen in Ruinen, die Felder waren mit Gestrüpp bewachsen, Perlhühner, Rebhühner, Hasen und Antilopen in Menge vorhanden. Am 7. April wurde die Ortschaft Dina angegriffen und dort wiederholten sich genau die Auftritte wie in Togu. Nach der Einnahme und dem Gemetzel zog Ahmadu zwei Tage lang am linken Nigerufer aufwärts, ließ alle Dörfer ausplündern und niederbrennen, ging bei Manabugu, wo sich eine Furth befindet, über den Strom und schlug die Richtung gegen Yamina ein. Denselben Weg hatte 67 Jahre früher Mungo Park genommen, als er von Segu zurückkam und sich von Dorf zu Dorf durchbettelte, um die englischen Handelscomptoire am Gambia zu erreichen. Ich zog nun auf dieser Straße unter dem Schutze einer Horde barbarischer Eroberer, die mich als einen Verbündeten und Gast ihres Herrschers betrachteten. Mir war aber die günstige Gelegenheit geboten, auf einer Strecke von etwa 60 Lieues die Ufer und den Lauf des Niger topographisch aufzunehmen und eine genaue Karte zu entwerfen.

In Yamina belegte Ahmadu die Einwohner mit einer schweren Kriegssteuer; dann gingen wir in Eilmärschen nach Segu zurück, wo ich fieberkrank und mit unerträglichem Kopfschmerz ankam; meine Kräfte waren völlig erschöpft.

Das Gemeindehaus der Somonos in Segu.

Glücklicherweise fehlte es jetzt nicht an Milch und so erholte ich mich. Nun kam das Ende des Mai heran und die Regenzeit war nahe. Ich wollte wieder einen Eilboten nach St. Louis absenden, aber Ahmadu war nur mit den Raubzügen beschäftigt, die er nach Osten hin bis in die Nähe von Sansandig unternehmen ließ; denn diese Razzias verschafften ihm Beute. Offenbar waren die Verhältnisse für ihn günstig und die rechte Zeit da, um einen großen Schlag auszuführen, aber in Segu sind die Häuptlinge gewöhnlich anderer Ansicht als der König, und die Soldaten ihrerseits mißvergnügt. Jetzt wollten sie nicht ausziehen, denn sie bestellten die Felder mit Getreide. Aber am 6. Juni hielt Ahmadu ein langes Palaver mit seinen Würdenträgern und Generälen, welche ihm nun Bedingungen stellten. Er solle von jetzt an den Talibes freien Zutritt bei sich gewähren und nicht ferner dulden, daß ein Talibe von den Sofas verhaftet werde. Er solle die Verwundeten pflegen und ernähren lassen und für die Wittwen und Kinder der im Kriege gefallenen Talibes sorgen. Das versprach er denn auch.

Am 21. Juni wurde die Tabala geschlagen, die Griots liefen in der Stadt umher und riefen die Soldaten zusammen, denn der Zug gegen Sansandig solle nun beginnen. Und das geschah. Ich ging nach dem Dorfe Basu-Bugu, das einige Wegstunden oberhalb der Stadt liegt; dort war der König, um die Passage über den Strom zu überwachen, der dort eine Breite von etwa 2000 Schritt hat. Nach drei Tagen war das Heer auf dem andern Ufer; Ahmadu selbst kam erst am 7. Juli über den Niger. Mehrere Dörfer, welche bisher zu den Bambaras von Sansandig gehalten, unterwarfen sich und stellten Leute für Ahmadu's Heer; am 9. Juli lag die eben genannte Stadt vor uns, ein längliches Viereck von 1000 Meter auf 500; am Strome, von welchem sie nur im Norden und im Süden ein wenig zurücktritt. Der nördliche Theil, die Spitze der Somonos, so genannt nach den dort wohnenden Fischern, hat während der

Belagerung eine wichtige Rolle gespielt. Die Stadtmauer hatte eine Böschung von etwa 16 Fuß Höhe und mehrere Bastionen.

Der König befahl den Sturm und der Angriff war so heftig, wie die Vertheidigung hartnäckig. Man schlug sich vom Abend an, die ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag über ohne Unterbrechung, unten vor der Mauer, in den Breschen und im Dorfe der Somonos, wo Feuer von jedem Dach herabgeworfen wurde. Die Bambaras machten jeden Fuß breit streitig und vertheidigten jedes Haus. Am 10. Juli Abends war indeß beinahe die ganze Tata, das Dorf, der Somonos genommen worden, eben so ein Verbindungsgang, der zur eigentlichen Stadt führte. Von dort flüchteten einige Leute in Piroguen; eine derselben wurde aufgebracht; die vier in derselben befindlichen Männer wurden sofort niedergehauen, die zwölf Frauen zu Sklavinnen gemacht.

Am 11. Juli Morgens wollten die Generäle den Angriff erneuern, aber Ahmadu wollte nicht, weil die Soldaten

Ein Talibeknabe geht in die Schule der Marabuts.

sich ausruhen müßten. Er beging überhaupt einen Fehler über den andern, ließ in seiner Unentschlossenheit die besten Gelegenheiten unbenutzt, beging aber abscheuliche Grausamkeiten, indem er alle Gefangenen, gleichviel ob Fulbe, Mauren oder Bambaras, ohne Weiteres niedersäbeln ließ. Inzwischen entstand Hungersnoth; die Sofas genossen, trotz des mohammedanischen Verbotes, das Fleisch gefallener Pferde, ja sie verzehrten geröstete Ochsenhäute. Die Talibes hatten weiter nichts als rohe Hirse, welche Magenschmerzen verursachte. Auch in Sansandig herrschte Hungersnoth; trotzdem sah ich, wie ein alter Bambara auf die Mauer trat und den Talibes zurief: Kommt nur heran, Männer von Futa, wir haben Ueberfluß an Allem; da, hier habt Ihr Gurunüsse! Und wirklich warf er einige Hände voll herab.

Das währte so zwei Monate lang, und sowohl in der Stadt wie in Ahmadu's Lager gestalteten sich die Sachen immer schlechter. Mangel an Mannszucht, Unentschlossenheit, Plünderungszüge, Mordthaten, Verrath und Hungersnoth waren an der Tagesordnung. Eine Menge von Leichen trieb im Flusse, andere lagen da und dort umher, die

Luft war verpestet. Und dabei dachten Ahmadu's Leute an nichts als an die Beute, welche sie aus Sansandig zu holen gedachten; Allah sollte die wahren Gläubigen belohnen.

Plötzlich, am 11. September, nahmen die Dinge eine ganz unerwartete Wendung. Die Belagerten eröffneten ein lebhaftes Feuern. Einige Zeit nachher sprengte ein Reiter in das Lager Ahmadu's und meldete, daß zehntausend Bambaras über den Bakhoï und den Niger gegangen seien, um Sansandig zu entsetzen. Und in der That, sie kamen und zögerten nicht mit dem Angriffe; zunächst gegen die Talibes, welche sich tapfer wehrten, während die Sofas von Segu, die den rechten Flügel bildeten, wichen, bis ins Lager verfolgt wurden und viele Leute verloren. Auch die Irlabes und Ganna mußten den Widerstand aufgeben; die Toucouleurs aus Toro, welche Ahmadu's Leibwache bildeten, wurden gleichfalls in das Gefecht verwickelt, der König war fast isolirt, und einen Augenblick schien es mir, als sei für uns Alles verloren. Ich war einen Augenblick von Bambarareitern fast umzingelt und gelangte unter einem Kugelregen nur mit Mühe in Sicherheit. Ganz unerwartet ließen die Bambaras ihre Vortheile unbenutzt und zogen in die Stadt ein! Es erschien mir als ein wahres Wunder, daß wir uns halten konnten, aber in diesem ganzen Kriege zeigten beide Theile bei gleicher Tapferkeit auch denselben Unverstand; hüben wie drüben beging man die größten Fehler. Fünf Tage hinter einander lieferten sie sich Gefechte.

Am 17. September ereignete sich Unglaubliches. Ich fühlte mich sehr unwohl; seit nun 70 Tagen hatte ich keine andere Nahrung genossen als Reis mit Huhn, weiter nichts. Ich lag, wie seit zwei Jahren stets, völlig angekleidet auf einer feuchten Ochsenhaut, die mir als Bett diente, und hatte mir das Gesicht verhüllt, um den entsetzlichen Leichengeruch einigermaßen abzuhalten. Die bisher von der Sonne ausgetrockneten Cadaver waren in Folge der Regengüsse in Fäulniß übergegangen. Als ich in einem fieberhaften Halbschlafe lag und an einer Gurunuß kauete, vernahm ich plötzlich den Ruf: Das Heer bricht auf; es zieht nach Segu!

Ich sprang auf und ging zu Samba Ndiaye, der von nichts wußte. Wir erfuhren indeß, daß Ahmadu die Verwundeten und das Pulver habe einschiffen lassen und viele Soldaten bereits abgezogen seien. So war denn für mich kein Augenblick zu verlieren. Ahmadu's ganzes Heer war die Beute eines panischen Schreckens und eine Compagnie Bambarareiter hätte ihm den Garaus machen können. In solcher Weise ging die Belagerung von Sansandig zu Ende.

* * *

Als Mage nach Segu zurückkam, litt er schwer an einem Sumpffieber und schwebte längere Zeit zwischen Leben und Tod. Dr. Quintin widmete ihm sorgfältige Pflege und die Genesung war bereits im Fortschreiten, als Kuriere aus St. Louis kamen und auch aus Europa frohe Kunde mitbrachten. Der neue Gouverneur, Laprade, hatte bündige Instructionen geschickt und dazu noch Geschenke für Ahmadu. Dieser mußte sich nun endlich zum Abschluß eines Vertrages verstehen, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist: Die Leute des senegambischen Gouverneurs können sich frei und ungehindert in allen Ländern bewegen, wo Ahmadu gebietet oder wo er künftig gebieten wird, und er soll ihnen Schutz angedeihen lassen, gleichviel, ob sie als Kaufleute, Missionäre oder nur aus Wißbegierde kommen. Sobald sie die Abgabe von einem Zehntel, welcher alle Karawanen unterworfen sind, gezahlt haben, brauchen sie während ihres Aufenthaltes weiter nichts mehr zu entrichten. — Ahmadu verspricht, alle Straßen, welche nach den französischen Handelscomptoiren am Senegal führen, offen zu halten; der Gouverneur verspricht, daß die Straße nach dem senegambischen Futa (= Toro) offen sein soll. — Die Leute, welche Ahmadu nach St. Louis schickt, dürfen dort Alles kaufen, dessen sie bedürfen und haben auf besten Schutz zu rechnen. Weiter wird festgesetzt, an welchen Orten die senegambischen Kaufleute ihren Eingangszoll zu entrichten haben.

Dieser Vertrag wurde am 26. Februar 1867 abgeschlossen, aber Ahmadu unterzeichnete immer noch nicht. So vergingen noch Wochen und Monate! Inzwischen erhielt Mage endlich einen Einblick in den wahren Stand der Dinge. Einer seiner Laptots, Dethié Ndiaye, hatte sich in Segu auf Zeit eine Frau genommen und diese Ehe war von einem Marabut eingesegnet worden, der für seine Mühwaltung 100 Kaurimuscheln bekam. Ahmadu hatte den Frauen verboten, sein Gebiet zu verlassen; Dethié's Frau hatte einen Knaben geboren, welcher dermaleinst Talibe werden sollte. In dem Hause seiner Frau wohnte eine andere, die aus Massina mit einer Gemahlin des Hadsch Omar nach Sansandig gekommen und dann nach Segu gebracht worden war. Dort hatte man ihr dringend eingeschärft, über die Vorgänge in Massina und Hamdallahi reinen Mund zu halten. Nach und nach ließ sie aber doch das eine oder andere Wort verlauten und so erfuhr man Folgendes.

Der Hadsch Omar hatte unter Alpha Umar's Befehl ein starkes Heer gegen Tombuctu geschickt. Dasselbe fand diese Stadt ohne Vertheidiger, nahm sie ein, schleppte große Beute fort und zog ab. Unterwegs erhob sich aber alles Volk weit und breit auf den Ruf Balobo's und anderer aufständischen Häuptlinge in Massina; auch Sidy war thätig, der Sohn des Scheich Achmed Bakays, desselben, welcher einst Heinrich Barth's Beschützer gewesen war. Diese griffen an; im ersten Treffen blieb Alpha Umar Sieger; auch im zweiten schlug er seine Feinde zurück, verlor aber seine Beute und seine Kanonen. Er mußte sich zurückziehen und machte erst Halt, als er sich anderthalb Tagemärsche von Hamdallahi befand. Dort verlor er eine Schlacht und sein Leben und nur ein Theil seiner Truppen konnte die Stadt erreichen. Das war ein verhängnißvoller Schlag für den Hadsch. Dieser war zu schwach, um nach solchen Verlusten ins Feld zu rücken und blieb hinter den Mauern von Hamdallahi. Er war eingeschlossen von den gegen ihn erbitterten Massina-Fulbe, deren König er hatte hinrichten lassen, und bald stellte sich Hungersnoth ein. Seine Talibes aßen das Fleisch gefallener Pferde und angeblich auch von Menschenleichen. Eines schönen Tages riß eine große Anzahl von Talibes aus, und nun stellten ihm die Häuptlinge vor, daß die Stadt nicht länger zu behaupten sei; wolle er sie trotzdem in derselben festhalten, so würden sie ihn vor Allah für alles folgende Unheil verantwortlich machen.

Der Hadsch begriff seine verzweifelte Lage und beschloß die Flucht für den Abend desselben Tages. Er ließ die Erdmauer unterhöhlen, um Nachts durch das Loch zu entkommen. Die Massinasoldaten hatten auf die eine oder andere Weise Wind von Allem bekommen, und als das Loch in der Mauer durchgeschlagen wurde, flammten plötzlich Feuer auf und die Flüchtigen wurden verfolgt. Die Frau, welche diese Einzelnheiten berichtete, war am Morgen nach jenen Vorgängen nebst vielen anderen von Balobo und Sidy gefangen genommen worden. Sie sagte, der Hadsch werde wohl sein Leben gerettet haben, doch wußte sie dafür keinen Grund anzuführen und wollte vielleicht nicht mit der Sprache heraus. Die Flucht des Hadsch Omar aus Hamdallahi fällt schon in den April 1864; im Mai desselben Jahres hatte man den Europäern in Segu gesagt, der Hadsch habe soeben einen Eroberungszug unternommen! Die Wahrheit ist, daß er sechs bis sieben Monate belagert worden war und dann ent-

floh. Balobo und Sidy geriethen wegen der Beute in Zwist und zogen nach wenigen Tagen von Hamdallahi fort. Vom Hadsch und denjenigen seiner Söhne, welche sich bei ihm befanden, hat man seitdem nichts mehr gehört. Die Bambaras müssen Kunde von seinem Tode gehabt haben, denn einer seiner Häuptlinge, Suke, ließ einen Popanz umhertragen, den er als „Arm des Propheten" bezeichnete, und das war vielleicht ein Arm des Hadsch. Einige Zeit nach der Belagerung von Sansandig kam ein Mann, der in Massina als Soldat unter Omar gedient hatte, nach Segu. Als man ihn nach dem Hadsch und dessen Söhnen fragte, entgegnete er, sie seien todt, und auch Alpha Umar, Alpha Usmen und andere Generäle seien nicht mehr am Leben. Als Ahmadu hörte, was der Mann gesagt hatte, ließ er ihm sofort den Kopf abhauen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Hadsch 1864 oder spätestens 1865 seine blutige Laufbahn beschlossen hat.

Näheres über den Ausgang dieses fanatischen Mannes, welcher zehn Jahre lang die Länder am obern Senegal und obern Niger in so großer Bewegung erhielt, wissen wir auch heute noch nicht.

Mage erwirkte endlich eine Abschiedsaudienz, bei welcher es noch viele Weiterungen gab. Erst am 7. Mai 1867 konnte er Segu Sikoro verlassen und nahm auf der Rückreise so ziemlich denselben Weg, wie auf der Hinreise. Am 28. Mai war er in dem französischen Grenzposten Medine und fuhr von dort den Senegal abwärts bis St. Louis. Mit Recht hat die Pariser geographische Gesellschaft ihm eine goldene Denkmünze zuerkannt. Er war seit Mungo Park der erste Europäer, welcher jene Regionen betrat, und wir haben durch ihn Kunde über die merkwürdigen Zustände in jenen Theilen des innern Sudan erhalten, über welche wir ohne ihn nichts wissen würden.

Die neuesten Ansichten über die Höhe der Erdatmosphäre und über den Himmelsäther.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

I.

Das große Gebiet der Physik des Luftkreises hat immer noch viele Probleme, welche unerforscht geblieben sind, obgleich man es an hypothetischen Versuchen wahrlich nicht hat fehlen lassen. So ist z. B. die Frage, ob unsere Atmosphäre eine obere Grenze habe oder nicht, noch bis auf den heutigen Tag ohne befriedigende Beantwortung geblieben. Das könnte im Allgemeinen sehr befremden, da alle betreffenden Lehrbücher die Sache wie eine längst abgemachte behandeln, als ob dabei an Zweifel gar nicht mehr zu denken sei. Ueberall heißt es, der Luftkreis unserer Erde besitzt eine obere Grenze in der Höhe von zehn geographischen Meilen und darüber hinaus herrscht der Himmelsäther durch den ganzen Weltenraum hindurch. Da nun seit Jahrhunderten die meisten Männer von Fach sich für dieselbe Ansicht erklärten und kaum eine namhafte Einrede dagegen erhoben worden ist, so hielt man eine weitere Untersuchung für unnöthig. Thut man aber einen unbefangenen Blick in die Geschichte der Physik, so zeigt sich sogleich, daß man sich früher sehr lange vergebens abgemühet hat, den Gegenstand gründlich zum Abschlusse zu bringen, und daß man sich schließlich nur in so weit geeinigt hat, es reiche für astronomische Zwecke vollkommen aus, wenn man der Erdatmosphäre eine Höhe von zehn geographischen Meilen beilege. Das Ganze beruhete also nur in einem friedlichen Uebereinkommen, und wenn lange Zeit dagegen keine Einrede geschehen ist, so liegt der Grund davon wohl hauptsächlich nur darin, daß keine Entdeckungen vorgekommen sind, welche eine Störung des guten Glaubens nothwendig gemacht haben. Diese schöne Ruhe scheint aber jetzt ihr Ende erreicht zu haben. Man hat in der Mechanik des Himmels Wahrnehmungen gemacht, welche eine obere Grenze unseres Luftkreises für unmöglich erscheinen lassen, oder dieselbe wenigstens viele hundert Mal weiter hinaufrücken, als man es seit langer Zeit gewohnt war anzunehmen. Das soll nun der Gegenstand unserer Betrachtung sein.

Schon vor zwei Jahrhunderten, als Halley die Bahn des nach ihm benannten Kometen berechnet hatte, machte er ganz entschieden darauf aufmerksam, daß die Umlaufszeit dieses Wandersterns nach und nach kleiner geworden sei, welches sich nur durch die Annahme einer widerstehenden Himmelsluft erklären lasse. Eine ähnliche Störung beobachtete man 75 Jahre später bei der nächsten Wiederkehr desselben Kometen, und Claireaut hat schon Hand angelegt, um diese Perturbationen mit Hülfe der Analysis regelrecht festzustellen. Es ergab sich aber, daß diese Regeln unzuverlässig waren, und man meinte den Grund in der Vernachlässigung des von Halley angedeuteten Widerstandes annehmen zu dürfen.

Was hatte nun Halley mit der widerstehenden Himmelsluft eigentlich andeuten wollen? — Nichts Anderes als unsere irdische Atmosphärenluft, aber in einem sehr verdünnten Zustande, so daß ihr Widerstand bei der Bewegung der Planeten für Null zu achten sei. Er stimmte in dieser Hinsicht ganz genau mit seinem Freunde, dem genialen Newton, überein, und konnte sich ebenso wenig wie dieser zu der Annahme des Cartesianischen Himmelsäthers verstehen, dieses imponderabilen Etwas, von dem man nichts wußte, als was ihm angedichtet worden war. Euler, der eifrige Verfechter und eigentliche Begründer unserer heutigen Vibrationstheorie des Lichtes, thut daher diesen großen Männern Unrecht, wenn er behauptet, daß sie an einen absolut luftleeren Weltenraum gedacht und dabei doch von einer Alles durchströmenden Lichtmaterie geredet hätten. „Ein trauriges Beispiel," ruft er aus (Lettres à une Princesse d'Allemagne. L. 18), „menschlicher Weisheit, die, indem sie einer gewissen Schwierigkeit ausweichen will, in eine noch viel größere Ungereimtheit verfällt!" — In diesem Vorwurfe liegt eine gedankenlose Härte und er könnte gar leicht mit besserer Begründung auf Euler selbst angewandt werden. Doch wir kennen seine auflodernde Sprache schon, welche im Parteikampfe nicht immer die einfache Wahrheit zur Richtschnur nimmt. Er, der genaueste Kenner und begeisterte

Verehrer der Newton'schen Principien der allgemeinen Gravitation seiner Zeit, mußte es ganz genau wissen, daß der große Meister den ganzen Weltenraum nicht leer, sondern mit Luft erfüllt ansah, natürlich aber mit Luft in einer solchen Verdünnung, daß ihr Einfluß auf die Mechanik der Himmelskörper für Null zu achten war. Und gleich in dem nächstfolgenden Briefe sagt Euler selbst: „Der Aether ist also auch eine flüssige Materie wie die Luft, aber unendlich viel feiner und dünner; weil wir wissen, daß die himmlischen Körper sich darin bewegen, ohne einen Widerstand zu finden." Lassen wir hier den Namen Aether weg und setzen dafür Himmelsluft, so haben wir fast dieselben Worte, welcher sich Newton in seinen unsterblichen Principien der mathematischen Naturphilosophie bedient.

Seit Euler's Sieg der Vibrationstheorie des Lichtes über die Newton'sche Emanationstheorie wurde der Glaube an die Existenz des Aethers im Weltenraume immer mehr und mehr verbreitet. Wer nicht zum Sonderling gestempelt sein wollte, durfte daran nicht zweifeln. Dies galt besonders in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts. Um so überraschender mußte es aber sein, als 1826 der berühmte Astronom Encke mit der Behauptung auftrat, daß der Aether wohl kein so wesenloses imponderabeles Etwas sein könne, da derselbe seinem Kometen einen merklichen Widerstand entgegengesetzt habe. Die durchschnittliche Umlaufszeit dieses Himmelskörpers von 1207 Tagen zeige bei jeder Wiederkehr eine Verkürzung von beinahe sechs Stunden. Das war nun nicht gerade der Todesstoß für den Glauben an den Aether, aber doch der Anfang zu einer unheilbaren Krankheit. Man konnte es mit dem Verstande nicht in Einklang bringen, daß es eine Materie geben sollte, welcher die Eigenschaft der allgemeinen Schwere fehle. Zu dieser ersten Veranlassung des Zweifels gesellten sich aber bald noch mehrere andere.

Als die Astronomen ihre Aufmerksamkeit auf die periodische Wiederkehr der Sternschnuppenschwärme lenkten, welche zuerst von Alexander v. Humboldt angeregt worden war, stellte sich sogleich heraus, daß diese Himmelskörper in viel größerer Entfernung an der Erde vorbeistreiften, als der Atmosphäre derselben eine Höhe beigelegt wurde; einige hatten in 260, andere sogar in 293 geographischen Meilen ihre Lichterscheinung blicken lassen, welche nicht anders als aus der Reibung in unserer Atmosphäre zu erklären war. Ebenso hatte man die Höhe der Strahlen des Polarlichtes nahe an 200 Meilen groß gefunden, und hielt sich überzeugt, daß dies Phänomen nur unserer Erde und ihrem Luftkreise angehören könne. Man war also auch hierdurch gezwungen, die bescheidene Höhe von zehn Meilen für unsere Atmosphäre nicht bloß in Zweifel zu ziehen, sondern sie geradezu aufzugeben.

Es wäre nun schon damals sehr natürlich gewesen, den hypothetischen Aether ganz über Bord zu werfen, um dafür die wirklich vorhandene atmosphärische Luft an den Platz zu setzen, aber es ist nicht so leicht, Gewohnheitsübel abzulegen, selbst wenn man das Unpassende und Schädliche noch so klar zum Bewußtsein gebracht hat. Man brauchte sich eigentlich nur dazu zu verstehen, zu den alten Ansichten von Halley und Newton wieder zurückkehren zu wollen. Das vertrug sich nun freilich mit dem Fortschritte der neuesten Wissenschaft nicht gut; man hätte darin einen Rückschritt erkennen können.

Doch ehe wir den soeben betretenen Weg noch weiter verfolgen, möchte es zum bessern Verständniß des Nachfolgenden wohl nöthig werden, mit einigen historischen Worten auf die Bestrebungen und Methoden hinzuweisen, die Höhe unserer Atmosphäre zu bestimmen. Auch hieraus wird sich sogleich ergeben, wie wenig Grund vorhanden war, die Sache der Zehn-Meilen-Höhe wissenschaftlich so fest begründet ansehen zu können, daß alle Zweifel gehoben worden wären.

Das älteste Verfahren der Höhenmessung unserer Atmosphäre rührt von dem arabischen Astronomen Alhazen her, welcher im elften Jahrhunderte lebte. Er meinte, die Atmosphäre habe ihre obere Grenze da, wo sie die letzte Spur des reflectirten Sonnenlichtes zur Wahrnehmung bringen könne. Wir wollen ihm diese Annahme zugestehen, dürfen aber nicht unterlassen dabei zu bemerken, daß damit nicht eigentlich die obere Grenze des Luftkreises schon selbst bestimmt wird, sondern nur die für den Reflex des Lichtes in der Luft. Wenn bei heiterm Wetter am Schlusse eines Tages die offene Sonne eben unter den Horizont getreten ist, so zeigt sich auf der direct gegenüberliegenden Seite unten am Himmel ein dunkles Segment. Es ist dies das Schattenbild der Erde, welches nicht gerade scharf, aber doch wahrnehmbar markirt im Luftkreise auftritt. Der gemeine Mann pflegt damit sehr richtig den Anfang des Abenddunkels zu bezeichnen; er weiß auch, wie dieser Schatten mit dem Sinken der Sonne immer höher und höher emporsteigt und fortwährend dunkler wird, besonders in seinen unteren Partien; wie derselbe über den Scheitelpunkt des Himmels hinüber geht und sich auf der Abendseite hinabsenkt, bis auf der Westseite nur noch ein schmaler Dämmerstreifen sichtbar bleibt, als die letzte Scheidegrenze vor eintretender Nacht. Auf ganz ähnliche Weise zeigt sich auch des Morgens am Schlusse der Nacht ein gleicher Dämmerstreifen als erstes Zeichen für den Beginn der Morgendämmerung. Mit Hülfe der Meßwerkzeuge hatte nun Alhazen gefunden, daß dieser charakteristische horizontale Dämmerstreifen jedesmal zum Vorschein komme, wenn die Sonne 18° unter dem Horizonte stand; er hielt diesen Lichtstreifen für den Reflex der Sonnenstrahlen von der obersten Grenzfläche unserer Atmosphäre und sann nun auf Mittel zur Berechnung der zugehörigen Höhe. Es stellte sich denn bald heraus, daß es dabei nur auf die Bestimmung eines rechtwinkligen Dreiecks ankomme, wobei die eine Lothseite der Erdhalbmesser, die andere in die Richtung des Horizonts falle und die dritte Seite sich zu der erstern unter einem Winkel von 9° (als Hälfte von 18°) neige. Auf dem Wege der Construction, welcher damals noch am liebsten betreten wurde, fand er die dritte Dreiecksseite etwas mehr als zwölf Meilen größer als den Radius der Erde, folglich war dies zugleich die Größe der Atmosphärenhöhe. Rechnend kam er ziemlich genau zu demselben Resultate. Eigentlich fand er die gesuchte Höhe ungefähr $^1/_{50}$ des Erdhalbmessers, das wäre 17 geographische Meilen gewesen, unter Voraussetzung, daß der Erdhalbmesser 860 solcher Meilen betrage, aber die Araber hielten die Erde damals noch für viel kleiner. Kepler, der diese Bestimmung auf ganz gleiche Weise durchführte, dabei nur noch die Verbesserung anbrachte, daß er die Strahlenbrechung nicht ganz unberücksichtigt ließ, fand so die Höhe des Luftkreises zu allererst zehn Meilen groß. Halley und de la Hire, welche sich schon auf genauere Gesetze der Strahlenbrechung und auf die Picard'sche Messung der Erde beziehen konnten, berechneten die Höhe der Atmosphäre $9^2/_3$ geographische Meilen, wobei indeß immer noch die Alhazen'sche Methode zu Grunde gelegt wurde. Laplace, Arago und mehrere Andere, welche dasselbe Verfahren mit immer mehr verbesserten Instrumenten und Rechenmitteln in Anwendung brachten, gelangten ziemlich zu denselben Resultaten, so daß dieselben sämmtlich zwischen 8 und 10 geographischen Meilen ihre Grenze fanden. Wenn man daher stets bei der Mittelzahl zehn geographische Meilen stehen geblieben ist, so glaubte man dadurch von der Wahrheit nicht eben viel abzuweichen,

und das um so weniger, da die Annahme von 18° für die Dämmerungstiefe der Sonne unter dem Horizonte viel mehr bloß geschätzt als scharf gemessen zu betrachten war. Obgleich nun überhaupt diese Bestimmung gar wenig Anspruch auf Schärfe und Genauigkeit machen konnte, so hat man doch sehr zähe und gläubig daran festgehalten. Die Wege des Vertrauens sind auch in der Wissenschaft zuweilen der Mode unterworfen.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schlug Mairan (in seinem Traité de l'aurore boréale) einen ganz andern Weg zur Bestimmung der Atmosphärenhöhe ein. Er bezog sich auf das Nordlicht, wofür er durch wiederholte Messungen eine Höhe von 100 bis 150 geographischen Meilen herausrechnete und nun behauptete, daß der Luftkreis wenigstens auch diese Höhe haben müsse. Man legte indeß auf dieses sehr abweichende Resultat wenig Gewicht, weil man das andere lieber hatte, und es noch sehr zweifelhaft sei, ob das Phänomen des Nordlichtes der Erde angehöre, ob zu seiner Lichtentwickelung die atmosphärische Luft nöthig sei. Diese Zweifel sind nun längst gehoben, aber die Neigung zum Zehn-Meilen-Glauben ist doch unverändert dieselbe geblieben.

Dann war man längere Zeit damit beschäftigt, ein festes Gesetz zwischen der Zunahme der Höhe der Luft und ihrer Dichtigkeitsabnahme mit Hülfe des Barometers und Thermometers zu Stande zu bringen, und dies hauptsächlich zu dem Zwecke, Gebirgshöhen damit genau ausmessen zu können. Dabei zeichneten sich schon Halley, Mariotte, Bernoulli, Bouguer und Andere aus, aber den höchsten Glanzpunkt erhielt dies Streben erst, als die großen Meister Laplace, Gauß, Bessel, Oltmanns u. s. w. Hand anlegten; sie brachten Formeln heraus, welche in Hinsicht der Genauigkeitsschärfe kaum einen Wunsch unbefriedigt ließen. Das für uns besonders merkwürdige Resultat der Untersuchung war indessen, daß es gar keine wissenschaftlich begründete Annahme sei, wenn man dem Luftkreise unserer Erde eine obere Grenze beilegen wolle. Man hielt aber dennoch ganz unverändert den Zehn-Meilen-Glauben fest. Laplace, Arago und Bessel sprachen es ganz entschieden aus, daß die Höhenbestimmung der Atmosphäre nach der Abend- und Morgendämmerung auf sehr unzuverlässiger Grundlage beruhe, wenn man aber dennoch, auch selbst in streng wissenschaftlicher Hinsicht, von einer zehn Meilen hohen Atmosphäre rede, so sei dies ganz anders aufzufassen, wie dies im gewöhnlichen Leben geschehe, man wolle nämlich damit bloß andeuten, daß die Lichtstrahlenbrechung der Luft nur bis zu zehn Meilen Höhe eine zu beachtende Größe besitze, daß darüber hinaus dieselbe ohne Nachtheile der Rechnung für Null zu achten sei. Dasselbe gelte auch von dem Lichtreflex der Luft. Selbst diese Einrede hatte keinen ändernden Einfluß, im Gegentheil benutzten die Gegner dieselbe sehr eifrig für ihren Zweck. Denn, sagte man, wenn selbst die gelehrtesten Männer von Fach sich mit einer zehn Meilen hohen Atmosphäre vollkommen zufrieden stellen können, so reiche diese Höhe für den alltäglichen Menschenverstand längst aus. Mit diesem ganz entstellten Scheinschluß bethörte man die große Menge, welche nun um so hartnäckiger am Zehn-Meilen-Glauben festhielt.

Wäre die Luft in allen Höhen von einerlei Dichte, so müßte sie nothwendig eine obere Grenze haben und sie ließe sich dann auch mit Leichtigkeit berechnen. Denn man weiß, daß der untere Luftdruck einer Wassersäule von 32 Fuß Höhe das Gleichgewicht hält, da nun diese Luft 763 Mal leichter als Wasser ist, so würde eine Säule solcher Luft von 32 Mal 763 Fuß, d. i. von 24 416 Fuß Höhe genau so viel Druck bewirken, als eine Wassersäule von 32 Fuß Höhe. Hiernach betrüge die Höhe eines von unten bis oben gleichdichten Luftkreises nicht viel über eine einzige geographische Meile. Das ist aber ein Minimum, welches der Wirklichkeit gar nicht entsprechen kann, weil die dabei zu Grunde gelegte Voraussetzung der gleichmäßigen Dichte geradezu unwahr ist. Denn die Erfahrung und auch unser Nachdenken belehren uns, daß die Dichtigkeit der Luft mit der Zunahme der Höhe abnehmen muß, weil in jedem Punkte alle höher gelegene Luft auf die darunter befindliche drückt, während die höhere von der tiefern gar nicht gedrückt wird. Dabei stellt sich denn auch mit großer Wahrscheinlichkeit heraus, daß die Luft in den oberen Regionen, welche aber schon mehrere hundert Meilen von der Oberfläche der Erde entfernt sind, ein Streben zur constanten Dichtigkeit annehmen werde. Sowie aber ein solches Streben wirklich vorkommt, so ist damit zugleich ausgedrückt, daß die obere Luftgrenze ganz fehlt, daß sich die verdünnte Luft durch den ganzen Weltenraum erstrecke. War nun auch hierdurch abermals ein Fingerzeig gegeben, daß die Erdatmosphäre keine obere Grenze haben könne, wenigstens keine solche, worüber hinaus Alles luftleer sei, so hielt man dennoch am Gewohnheitsglauben fest.

Die Secten im Islam.

Von **Julius Braun** in München.

I.

Mandäer, Jesiden, kurdische Kissilbasch und Ali Ilahi.

Bekanntlich ist der Zusammenhang der mohammedanischen Welt in der Mitte und an allen Enden von Secten unterbrochen, die zum Theil nur noch in wenigen Zügen an einen mit dem Islam gemeinsamen Ursprung erinnern. Im Libanon und Hauran sitzen die Drusen (50,000 Seelen); im nordsyrischen Küstengebirge die Ismaelier (10,000) und Nasairier (64,000), welch letztere aber auch über Antiochien und um die nordöstliche Golfecke des Mittelmeeres herum sich nach Kleinasien verbreiten und, unter mohammedanischer Maske, namentlich die Bevölkerung von Tarsus bilden. In den Gebirgen am obern und obersten Euphrat wohnen und wandern die Kissilbasch (Rothköpfe) — keine

Verehrer Mohammed's und immer bereit, ihren Haß auf die Mohammedaner in Raubüberfällen zu bethätigen. Es sollen 400,000 Seelen sein. Zwar besteht Haran nicht mehr, die Stadt Abraham's, wo die Sabier, diese unverfälschten Reste chaldäischen Heidenthums, sich mit ihren Tempeln bis in die Zeit der tatarischen Weltstürme erhalten hatten. Aber Reste dieser Sabier, die sogenannten Schemsieh, Sonnenanbeter, verbergen sich zu Maredin (in derselben nordmesopotamischen Wildniß) unter dem Namen jakobitischer Christen. Heiden von altbabylonischer Herkunft sind die Solaib, jene scheuen, von den arabischen Beduinen verachteten Gazellenjäger der Wüste, wie sie da und dort an allen Enden dieser Wüste zwischen Arabien, Babylonien und Syrien aufzutauchen pflegen. In dem einsamen Gebirge Sindjar (zwischen dem obern Euphrat und Tigris) und in den Vorbergen von Kurdistan hausen die Jesiden, die sogenannten Teufelsanbeter, und in der südöstlichen Fortsetzung desselben kurdischen Hochgebirges (zwischen Mesopotamien und Persien) die Ali Ilahi, welche gleichfalls den gefallenen Engel oder Gott verehren, nur daß er einen Namen aus dem mohammedanischen Pantheon, den Namen Ali, angenommen. Am untern Euphrat und Tigris fristen die Mandäer ihr Leben — kleine Gemeinden mit einer heiligen Schrift, worin die altchaldäische Theologie und Kosmogonie, wenn auch sehr zerrüttet, unverkennbar noch vorliegt. Längst dem Islam entfremdet oder eigentlich niemals recht bekehrt war Oman, das südöstliche Gestadeland Arabiens, wo die Nationalsecte der Biadiyah (Weißbursche) keine Moschee besucht und kein Gebet gegen Mekka richtet. In Persien löst sich das orthodoxe Bekenntniß vor der berauschenden Gewalt des Sufismus und Babismus, deren letzte Wurzeln gleichfalls unter Mohammed's Zeit hinabsteigen. Zwischen Afghanistan und Indien hat die Lehre der Sikh sich eingeschoben und ist für die moslimschen Staaten im Osten und Westen furchtbar geworden.

Es wird der Mühe werth sein, diese Secten etwas näher zu betrachten und nachzuweisen, wie sie sämmtlich nur Trümmer eines und desselben Systems, oder wenigstens sämmtlich bedingt sind durch wiederauftauchende Elemente des vom Islam überflutheten Heidenthums, wenn auch Einiges aus dem Islamglauben mit in die alten Wirbel gezogen wurde. Die Reste chaldäischer Theologie, wie diese Secten sie aufbewahren, sind eine willkommene Bestätigung für ein Grundsystem, von dem in letzter Instanz auch die Weltreligionen selber abhängen. Jedenfalls ist es unserer menschlichen Theilnahme würdig, zu sehen, unter wie vielen Titeln (aber immer nur auf historisch ererbten Geleisen) die arme Menschheit sich abmüht, ihrem religiösen Bedürfniß genug zu thun und aus den unbarmherzigen Schranken des menschlichen Begriffs- und Erfahrungskreises zu entkommen.

I. Die Mandäer.

Wenn die Mandäer selbst auch gar nicht zum Islam zu zählen sind, so sind sie doch verwandt mit manchen Secten, auf welche der Islam Einfluß gewonnen, und helfen mit, uns jene zu erklären. Wir gedenken ihrer zuerst, eben weil ihr chaldäisches Heidenthum von jüdischer, christlicher und mohammedanischer Lehre unabhängig geblieben ist.

Genaueres über die Mandäer (fälschlich Johannischristen genannt) wissen wir erst, seit Herr H. Petermann in Berlin sie zu Suq es Schiuch am untern Euphrat (einem unsaubern fanatischen Schiiten-Nest) mit der Aufopferungsfähigkeit des deutschen Gelehrten aufgesucht und mit Hülfe ihres Priesters ihre heiligen Schriften studirt hat (Petermann, Reisen im Orient, II, 98 ꝛc., 447 ꝛc.). Bis damals (d. h. bis zum Jahre 1854) hatten sie noch ihren dürftigen Tempel jenem Marktort gegenüber auf dem linken Euphratufer, entflohen aber vor der Bedrückung durch den dort herrschenden Scheich der Montefik-Araber, um sich anderwärts (zu Amarra am Tigris ꝛc.) wieder niederzulassen. Im Ganzen sollen ihre zerstreuten kleinen Gemeinden noch etwa 1500 Seelen betragen. Nach neuerer Nachricht (Schläfli, Reisen ꝛc. 1861) hat auch Suq wieder seine Gemeinde mit dem religiösen Oberhaupt der Secte. Sie leben still und fleißig in den Uferorten am untersten Euphrat und Tigris als Goldarbeiter, geschickte Waffenschmiede ꝛc., wissen wenig oder nichts von ihrer Vergangenheit, glauben aber an die Sage von einem anderwärts heute noch bestehenden großen Mandäerreich. Als ihre Glaubensgenossen zu Ahwas (am Quran, östlich vom untern Tigris) einst hart von den Mohammedanern gedrückt wurden, versprach ein Dämon, den sie gefangen hatten, sie in ein Land zu bringen, wo keine Mohammedaner seien, und trug in der That ihre ganze Stadt ins Land Biadhije. Dies liegt weit entfernt in Moghreb; der Boden ist lauter Gold und ewiger Frühling ist da ꝛc. Herrn Petermann, der uns die Sage mittheilt, ist sie unverständlich geblieben. Es kann aber kein Zweifel sein, daß mit jenem Lande „Biadhije“ das schöne Oman mit seinen gleichfalls dem Islam abgeneigten „Biadiyah“, die gleich den Mandäern ihr Gebet nach dem Nordstern richten (Palgrave, Arabia, XV), gemeint sei*). Auch in den fränkischen Schiffen, die vor diesem sonst unerreichbaren Lande erschienen und ihre Kanonen lösten, aber von dem Oberhaupte des Landes durch bloßes Gebet und Deuten mit dem Finger in die Tiefe versenkt wurden, sind unschwer die Engländer (in den Seeräuberkriegen 1809, 1819) zu erkennen.

Die heilige Schrift der Mandäer, Siddra Rabba (das große Buch), enthält, wie so manche andere Urgeschichte (Sanchuniathon, Hesiod, Edda ꝛc.), nur zerrüttete Geschiebe, worin dasselbe System mit denselben Figuren mehrmals unter verschiedenen Namen wiederkehrt. Doch unterscheiden wir klar neben einem endlosen Weltstoff einen belebenden Urgeist (Mana rabba), über alle Verehrung erhaben, und aus ihm hervorgehend das „erste“ und das „zweite“ Leben (Hajje qadmáje und Hajje tinjáne), d. h. jene beiden innerweltlichen Schöpfungsmächte, die bei den Chaldäern als schöpferischer Zeitgott (Bel-Saturn, Logos, innerweltliche Intelligenz) und als Urfeuergott (Hephästos) gedacht sind und in derselben Ordnung und Bedeutung auch in den Systemen der Drusen, Ismaelier ꝛc. wiederkehren. Von den Mandäern am meisten verehrt wird das „erste Leben“ entweder unter diesem Namen, oder als „Manda de hajje“ (wonach die Bekenner sich Mandäer nennen), oder als „Hibil Siva“ ꝛc. Wenn diese Namen auch, wie es zu geschehen pflegt, stellenweis zu verschiedenen Figuren geworden sind, die sich da und dort in die kosmische Genealogie einreihen müssen, so werden sie doch fortwährend vertauscht und bedeuten denselben ersten innerweltlichen Schöpfergeist oder Logos. Er ist der König der Engel, der geliebte Sohn, das Wort des Lebens; er ist es, der die Seele in die ersten Menschenleiber gelegt, die heiligen Bücher an die Menschheit überliefert hat, aber auch in die Hölle stieg, um den gegen das Lichtreich kämpfenden Teufel (den Unterweltgott Ur) zu fesseln — also Vorstellungen, die wir für christlich und aus dem Christenthum entlehnt halten müßten, wenn sie nicht urkundlich schon vor dem Christenthum und als Eigenthum des chaldäischen Systems nachzuweisen wären.

Aber nur für einen Theil seiner Verehrer hat jener innerweltliche Schöpfergeist (Logos) seine kosmische Reinheit

*) Aber Moghreb, Magreb, bedeutet doch Westland, und Oman liegt südsüdöstlich. A.

bewahrt; für andere ist er (durch Mischung mit sagengeschichtlichem Element) zum gefallenen Gott, zum gefallenen Engel geworden. Auch in dieser Auffassung fehlt er den Mandäern nicht. Der Engel Fetahil oder Gabriel, heißt es (der aber Eins ist mit Hibil Siva ꝛc.), hat bei Bildung der Erde, womit er beauftragt war, bethört durch unterweltliche Mächte, seine Vollmacht überschritten und auch schädliche Thiere und Pflanzen geschaffen. Darum ist er aus der höchsten Lichtwelt verbannt, wird aber dereinst (wie der Satan der Jesiden) wieder zu Gnaden angenommen werden und in ewiger Seligkeit über eine Lichtwelt herrschen, welche dann an die Stelle der Erde tritt.

Die gegenwärtige Erde ist eine vom Weltmeer umflossene Scheibe und hat gegen Norden ein Türkisgebirge, von dessen Wiederschein das Blau unseres Himmels kommt. Ueber dieses Gebirge fliegt die Seele der Verstorbenen zu dem nördlichen Grenzmeer. Dort ist ein Charon, der die frommen Mandäer übersetzt; andere können lange warten. Dann geht es durch sieben Breiten und durch das Verhör von Dämonenwachposten, wo jede Sünde ihre besondere Strafe findet. Vollends zuhinterst öffnet sich der Rachen des Ur, jenes ungeheuern Höllenhundes, auf dessen Leib alle bisher durchmessenen Breiten sammt unserer Erde ruhen. Dieser Ur verschlingt täglich 3000 Seelen und die Bösen sterben dort ihren zweiten Tod. Nur wenn die Seele eines frommen Mandäers vorübergeht, schließt sich der Rachen. Die Seele schwebt höher hinauf zu Fetahil und zu Abathur, dem Engel mit der Wage, der die Thaten wägt und die gerecht erfundenen Seelen in die Lichtwelt einläßt. Als höchste Stufe der Seligkeit (aber selbst von der frommsten Seele nur ein einziges Mal zu erreichen) nennt man die Anschauung des Urgeistes Mana Rabba.

Jenes weltgroße Ungeheuer Ur (vergleiche den Chaosrachen des nordischen Fenriswolfs) ist ein Sohn der „Rucha", mit welchem Namen im Syrischen allerdings der „heilige Geist" bezeichnet wird. Da aber nach mandäischem Glauben von dieser Rucha heute noch alle Zaubereien und bösen Lüste der Menschen kommen und nichts Gutes von ihr auszusagen ist, als daß sie den Frauen beim Gebären Beistand leistet, — so wird denn doch wohl sich einsehen lassen, daß mit dieser Göttin Rucha nicht (wie Herr Petermann annimmt) ein aufs Aeußerste entstellter „heiliger Geist" gemeint sei, sondern die babylonische Urnachtgöttin, die geburthelfende Ilithyia, die Mutter der Unterwelt oder des Unterweltgottes, — sie, die als Lilith, Lamia ꝛc. allerdings auch zum bösartigen Schreckgespenst geworden ist. Jener Unterweltgott, symbolisch als rachenöffnendes Ungeheuer, als Höllenhund, gedacht, vermählt sich (weil er zugleich Urfeuergott ist) mit der eigenen Mutter (wie in allen jenen älteren Systemen) und erzeugt Sonne, Mond und Sterne. Sein Name „Ur" bedeutet „Feuer", und der Name „Rucha" die „Unterwelt" (vergleiche die babylonische Göttin des Chaos und der Urnacht, die mit anderm Namen Om-Orka, „Mutter der Unterwelt", heißt; die babylonische Todtenstadt Erech, Urka, wo sie residirt; den Orcus ꝛc.). Da wir jenen Schreckensgang der bösen Seelen, das sie verschlingende Ungeheuer auch bei den Jesiden finden werden, dürfen wir mit um so größerer Sicherheit voraussetzen, daß alles das auch schon im chaldäischen Ursystem vorhanden war.

Ein Racenkampf im nordwestlichen Theile der Cap-Region.

Ein Bild aus dem Völkerleben Südwest-Afrikas von **Theophilus Hahn.**

III.

Im April des Jahres 1865 fielen die Herero die von Orlams bewohnte Missionsstation Gobabis an. Sie ist gleichsam der Schlüssel zum innern Südafrika, und besonders zu den Ngamiländern. In Folge dessen verließ der Stamm des Häuptlings Brandup oder Amiraal (corrumpirt für Admiral) die Station. Dieser Stamm ist ein Zweig der bereits erwähnten |Kana am Geitsi-!Gabibberge. Jetzt, nach dem Tode des alten Häuptlings, hat der Stamm keinen eigentlichen Häuptling, sondern die mehr oder weniger tonangebende Person ist ein gewisser Frederik Bleermuis (Fledermaus).

Im Juli und August machten Jan Jonker und !Nanib einen neuen Angriff auf Otyimbingué mit einigen Hundert Mann; sie führten aber nichts Wesentliches aus, sondern als sie sahen, daß das Krähenherz nichts helfen wollte, flohen sie. Mit dem Krähenherzen hat es nämlich folgende abergläubische Bewandtniß. Dieser vielbesprochene !Nanib ist noch ein recht echter Heide und abergläubisch wie Keiner. Neben der Herrschaft über Menschen waltet er noch im Reiche der Geister und ist ein berühmter und geschätzter Zaubermeister. Wenn nun ein Commando auszieht, so schießt man vorher eine Krähe, schneidet das Herz heraus und trocknet es an der Sonne. Dann wird es unter allerlei bestimmten Zauberformeln und Künsten als Pulver präparirt. Hierauf ladet der Zauberdoctor resp. Anführer unter allerlei Besprechung dies Pulver in das Gewehr und schießt los, daß der Rauch über die feindliche Seite fährt. Man glaubt, daß dadurch die Zündlöcher der feindlichen Gewehre verstopft werden und die Feinde ein feiges Krähenherz bekommen und wie Krähen bei dem ersten Angriff aus einander stieben. Ein solches Zauberstück hatte !Nanib auch vollführt als Oberzauberdoctor, aber es hatte doch nicht den gewünschten Erfolg gehabt.

Solche und zahllose andere heidnische abergläubischen Bräuche sind in diesem Kriege recht zum Vorschein gekommen. Wir wollen gelegentlich ein ander Mal unseren Lesern auch davon eine recht reichhaltige Zusammenstellung geben. Es hat dieser Krieg noch einmal ganz evident gezeigt, daß man einem Volke seinen althergebrachten, mit der Muttermilch eingesogenen Aberglauben nicht wie Unkraut gleich mit der Wurzel ausrupfen kann. Davon wollen leider nicht alle Missionäre wissen und hüten sich dann, ihrer Ansicht zu Liebe, dergleichen zur Kenntniß des Publicums zu bringen. Wie dann neuerdings der alte ‡Howiχab (Paul Goliath), Häuptling von ‡Ou-Tsawises (Berseba), wo Reverend Krönlein steht, einen Zauberdoc-

tor vom ||Aubflusse kommen ließ, um seine kranke Tochter zu heilen, — dieser „Musterchrist und leuchtendes Beispiel eines wahrhaft Bekehrten“, als welchen ihn der Missionär Krönlein in den Missionsberichten stets aufführt. Doch zur Sache!

Im September desselben Jahres machten !Huisib's Leute einen neuen Angriff auf Jan Afrikaner, !Nanib und die sogenannten Fransmannschen, die jetzt auch herren- und hirtenlos umherirren und sich bald an den einen und andern Stamm anlehnen. Jonker und die Fransmannschen nahmen bald Reißaus. Dagegen hielt !Nanib mit ungefähr 50 Mann Stand, welche dann auch fast bis auf den letzten Mann aufgerieben wurden bei ǂHatsamas. So glänzend dieser Sieg auch schien — denn 50 Mann bedeuten dort etwas! — so wurde durch diesen Krieg eine Spannung zwischen den Rehobothern hervorgerufen, welche später in wirklichen Haß überging.

Im September 1866 unternahmen die Herero einen längern Kriegszug gegen die Nama, aber ohne die Rehobother; denn ihre Freundschaft war schon ziemlich locker! Zuerst stießen die Herero auf eine Werft von Amiraal's Leuten; dort fanden sie nur meist Weiber und Kinder, gegen welche sie à la Herero verfuhren. Es wurde Alles ohne Gnade und Barmherzigkeit hingeschlachtet; sogar ein Engländer, der im Dienste eines Tauschhändlers Duncan dort Handel trieb, wurde niedergestochen und die Waare fortgenommen. Andere Wagen Duncan's, worin sich namentlich viel Elfenbein und Straußfedern befanden, nahmen die Herero weg und stachen die Diener mit ihren Assagaien nieder. Sie zogen mit Beute reich beladen nach Otyimbingué und verkauften das Elfenbein an den Missionär Hugo Hahn; denn — wir kommen unten darauf zurück — jetzt war in Otyimbingué der Handel in Händen der Mission. Duncan, hiervon benachrichtigt, schwur dem Hugo Hahn Rache, ihm bei erster bester Gelegenheit eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Nachher hat er sich doch von diesem Mordgedanken abbringen lassen.

Das Jahr 1867 ging mehr oder weniger unter kleinen Räubereien und Abschlachtungen hin bis zum December. Besonders in den Monaten Juli bis October machten die Herero mehrere kleine Ausfälle. So überfielen sie einmal eine Werft von ||Oasib; die Männer flohen und die armen Weiber und Kinder mußten dann wieder den Blutdurst dieser Unmenschen stillen. Den schwangern Frauen schnitten sie den Leib auf, nahmen die Frucht heraus und zerschnitten diese wiederum in Stücke.

Darauf machten am 13. December die Nama unter Anführung von Jan Jonker einen neuen Anfall auf Otyimbingué mit ungefähr 500 Mann und richteten besonders ihr Feuer gegen die Missionäre und Tauschhändler, welche dort wohnen. Es sehen natürlichermaßen die Nama alle Weißen, welche unter den Herero wohnen, gleichviel ob Tauschhändler oder Missionär, als ihre Feinde an. Denn weiße Leute hatten sich zu Anfang des Krieges an die Spitze der Herero gestellt. Ueberdies war ihnen nur zu sehr bekannt geworden, daß Hugo Hahn aus Europa eine große Menge Waffen den Herero zur Befreiung gebracht hatte. Doch gelang es den Nama dieses Mal noch nicht, einen Weißen zu erschießen oder den Platz zu nehmen. Als sie den ganzen Tag gefeuert hatten, zogen sie sich des Abends zurück und setzten sich mehrere Stunden weit vom Platze fest. Hier wurden sie nach Verlauf von acht Tagen von den Herero angegriffen und in die Flucht geschlagen. Ganz kannibalisch muß es dort hergegangen sein! Es wird erzählt, daß, wenn die Herero einen Nama fingen, sie ihm erst an Arm und Beinen Fleischfetzen abgeschnitten hätten, dann den Bauch aufgeschlitzt und darauf vor den Augen der noch lebenden Schlachtopfer das Blut von ihren Assagaien geleckt. Dann erst haben sie, nachdem sie sich an den Qualen der zu Tode Gemarterten gelabt, denselben den Todesstoß versetzt. Die Namaqua haben gebeten und gefleht, sie doch lieber gleich niederzustoßen; aber dafür hatten diese Barbaren, „die die moralische Kraft der Mission an sich empfunden hatten“, nicht die geringste Lust. Hier hätte sich diese Kraft einmal zeigen können!

Wir haben bisher Otyimbingué häufiger nennen müssen, und glauben so des Lesers Wunsche entgegenzukommen, wenn wir eine kurze Geschichte dieser Missionsstation und der dortigen Verhältnisse geben.

Otyimbingué liegt ungefähr 15 geographische Meilen nordöstlich von der Walfischbai am Thoaχoubfluß, welcher die natürliche Grenze zwischen Hereroland und Großnamaland ist. Am 9. Juli 1849 legte der rheinische Missionär Rath dort eine Missionsstation an unter den Herero. Es dauerte aber kaum einige Jahre, so hatte Jonker Afrikaner (vergleiche oben) das ganze Land unterjocht und nicht nur die Herero, sondern alle Bewohner des Landes, Missionäre, Tauschhändler und Kupfergräber mußten seine Oberhoheit anerkennen. Als zu Anfang der funfziger Jahre bei Otyimbingué Kupfer entdeckt wurde und eine Gesellschaft, bestehend aus Engländern, dort Bergwerksunternehmungen anfing, kaufte diese Gesellschaft von Jonker ein Grundstück in der Nähe der Missionsstation, errichtete ein Handelsetablissement und Magazine für ihre Kupfererze ꝛc. Die Gesellschaft machte Bankerott. Da kaufte der schon oft genannte Anderson Platz und Gebäude. Jonker bestätigte den Kauf und erkannte Anderson als Besitzer des Platzes an. Selbstverständlich stand dieser unter Jonker, so lange er im Lande war; zog er weg, so fiel Alles wieder an Jonker zurück. Anderson baute nun recht großartig und erweiterte die Gebäulichkeiten um ein Beträchtliches. Auch sein Handel ging flott und ersprießlich. Doch dauerte das Glück nicht zu lange und er machte auch Bankerott. Da bot er den Platz sammt Gebäuden dem Missionär Hugo Hahn an. Dieser kaufte ihn auch für Rechnung der rheinischen Missionsgesellschaft. Da aber der Krieg zwischen den Herero und Afrikanern ausgebrochen war, so fragte der Missionär natürlicherweise nicht mehr den Häuptling von ||Ai||gams um die Genehmigung, sondern Kamaherero, den Häuptling der Herero, welcher den Kauf auch bestätigte. Die rheinische Missionsgesellschaft gründete dort eine Colonie; man machte einen nicht unbedeutenden Anfang mit Kornländereien, zumal im Thoaχoubthale. Auch schickte man Handwerker dahin, einen Wagenmacher und Schmied; diese sollten Pflüge, Ackergeräthe und Wagen machen. Da jedoch viel Krieg im Lande war, so hatte der Schmied so viele Waffen- und Gewehrreparaturen, daß man es für gut fand, einen ausgelernten Büchsenschmied dahin zu senden. Der Mann machte brillante Geschäfte, und eine nicht unbeträchtliche Summe floß fortan in die Missionscasse. Also lebten ja die Missionäre wenn auch nicht direct, so doch indirect vom Kriege? fragt der neugierige Leser. Er mag sich die Antwort selbst geben.

Mit Ackerbau und den anderen hierbei brauchbaren Handwerken ging es freilich langsam, wir wollen gerade nicht sagen, sie schliefen ein. Man verdiente dabei nicht gleich so viel und deshalb war das Interesse dafür geringer. Außerdem hatten Platz und Anlagen viel Geld gekostet, welches wieder herausgeschlagen werden mußte. Noth macht erfinderisch. Man errichtete auch ein Handelsetablissement. Aber im Handel gehen nicht alle Artikel, und man mußte darauf bedacht sein, solche in den Handel zu bringen, welche

Absatz fanden. Nun stand und steht noch dort der Krieg auf der Tagesordnung, und folglich ließ man Hunderte von Pfunden Blei und Pulver ab und zu vom Cap kommen. Der Häuptling von |Ai||gams hatte aber nicht umsonst seine Spione in Otyimbingué, die ihm wieder Alles haarklein hinterbrachten. Nun wird es auch erklärlich, warum er am 13. December einen solch energischen Angriff auf Otyimbingué machte und sein Feuer besonders auf die Missionäre, Händler und die Weiber und Kinder derselben richtete. Es ist dort heiß hergegangen, wie ein (im „Evangelischen Monatsblatt für Westphalen", fünftes Heft, Mai, 1868, Gütersloh, abgedruckter) Brief der Frau Missionär H. Hahn an ihre Kinder bezeugt.

Jan Afrikaner wollte besonders Dreierlei bezwecken:

1) Er wollte den Missionär H. Hahn dafür strafen, daß dieser den Platz ohne seine Zustimmung gekauft hatte. Wäre ihm die Einnahme gelungen, er hätte gewiß den Missionär erschießen lassen.

2) Er hoffte — und dies nicht mit Unrecht — große Beute zu machen, wenn er das Handelsmagazin und den ganzen Platz plündern könnte. Besonders hoffte er viel Pulver und Blei zu erlangen.

3) Er gedachte großen Vortheil zu erlangen, wenn er die Handwerker in seine Gewalt bekäme. Sie sollten ihm seine Wagen und Gewehre machen und was sonst Nützliches ihm geleistet werden konnte.

Seinen Plan hat er nun vorerst nicht erreicht, aber da die Herero so schändlich gegen seine Leute gewüthet haben, ist an eine Aussöhnung nicht zu denken. Gegen die dort wohnenden Europäer hegt er auch nicht die freundschaftlichsten Gesinnungen, ist er doch aufs Genaueste über ihr Verhalten unterrichtet. Und haben die Missionäre nicht mit den Tauschhändlern gemeinsam einen Artikel unterschrieben, der in einer capschen Zeitung dieses Jahres 1868 „Advertiser and Mail" abgedruckt, nichts als falsche Angaben enthält, wo alle Schuld auf die Nama geschoben und man rein die Greuelthaten der lieben Herero vergessen zu haben scheint? Die Europäer behaupten unschuldig und ganz unparteiisch (onzydig) gewesen zu sein. Ja freilich, wenn das Parteilosigkeit heißt, daß Green und Anderson gegen die Nama anführen, daß Missionär Hugo Hahn Pulver und Blei an die Herero verkauft und Flinten aus Europa mitbringt, daß man die Hererotruppen bei ihrem Ausmarsch gegen die Nama förmlich zum Kampfe eingesegnet, daß die Missionshandwerker Flinten repariren, und daß die Missionäre und Colonisten eigenhändig Kugeln gießen! Wir wollen ihnen diese Parteinahme nicht zum Vorwurf machen, allein das werfen wir ihnen vor, daß sie dieselbe leugnen und ihre Herero weißbrennen! In welchem Contraste stehen die Missionäre doch zu jener beliebten Bibelstelle, die sie so gern auf sich anwenden? Jesaia 52, Vers 7: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!" —

Wie es gegenwärtig mit Otyimbingué steht, können wir nicht sagen, die Gerüchte, die von dort kommen, sind dunkel und spärlich. Die Herero sollen bedeutende Verluste erlitten haben, auch sagt man, es seien ein paar Europäer ermordet worden. Wenigstens steht es so bedenklich, daß die capsche Regierung den Kriegsdampfer „Petrel" nach der Walfischbai gesandt hat, um Schritte zur Rettung der Europäer zu thun. Bei einem Anfall sollen nämlich einige Flüchtlinge sich an Bord eines zufällig anwesenden amerikanischen Schooners gerettet haben. Das Ausführlichste, was uns bis jetzt zugekommen, sind Nachrichten in zwei Missionsblättern. Es freut uns, daß daraus auch ersichtlich ist, daß wenigstens einige Missionäre klar und nüchtern über die dortigen Verhältnisse denken und daß sie ihrer bewaffneten Macht „von 3000 Gewehren" nicht gänzliche Unbesiegbarkeit zutrauen.

Das „Missionsblatt" bringt in der zwölften Nummer 1868, Mitte Juni, Folgendes unter dem Titel: „Weitere Nachrichten aus Damraland": „Seit dem Ueberfall von Otyimbingué, welcher kurz vor Weihnachten geschah, ist die Ruhe bis in den Februar hinein, bis wohin unsere letzten Nachrichten reichen, nicht wieder gestört worden. Aber darum sind doch die Aussichten in die nächste Zukunft keineswegs friedlicher geworden. Trotz ihrer Niederlage haben die feindlichen Namastämme noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, schließlich dennoch Meister des Landes zu werden und Otyimbingué in Besitz zu nehmen. Jan Jonker, der an der Spitze der Feinde steht, macht die größten Anstrengungen, um mehr Volk an sich zu ziehen und namentlich auch die Rehobother gegen die Herero auf Otyimbingué aufzureizen. Die Rehobother haben sich am Erongogebirge niedergelassen und ihr Missionär Böhm thut selbstredend Alles, was er kann, sie in friedlicher Stimmung zu erhalten. Auch sagen sich die Missionäre, daß, so lange die Familie des seligen Kleinschmidt auf Otyimbingué wohnt, die Rehobother schon durch die Pietät gegen ihren frühern Lehrer sich von einem Angriff auf die Station werden abhalten lassen." — — Zu diesen Nachrichten, die uns mit der letzten Post zugegangen sind, fügt einer der Missionäre in Otyimbingué noch Folgendes hinzu: „Die Namaqua sind durch die letzten Ereignisse bei weitem nicht so entmuthigt, wie man anfangs dachte. Auch scheinen die Verluste, die sie erlitten haben sollten, sehr übertrieben zu sein. Jan Jonker schreibt jetzt hierher: vom Frieden wolle er jetzt nichts mehr wissen; er verlangt und bittet dringend, daß wir (nämlich die Weißen, besonders die Lehrer) den Platz verlassen sollten, weil er sonst genöthigt sein würde, unser Blut zu vergießen und unsere Häuser zu verbrennen, schonen würde er uns nicht! Natürlich legen nach solcher Kriegserklärung die Herero ihre Hände nicht in den Schooß. Sie bringen jetzt ein großes Commando zusammen, um dem Jan Jonker zuvorzukommen und die feindlichen Namaquastämme zu überfallen. Dabei versprechen sie freilich, alle Unschuldigen zu verschonen, nicht zu rauben, auch keine Ochsen fortzutreiben (!), sondern alle, die in ihre Hände fallen, sofort zu erschießen — was noch unsinniger ist —. Das sind dann freilich Versprechungen, die schön klingen, aber die schwerlich zur Ausführung kommen. Etliche der südlicheren Namaquastämme sollen gesagt haben, wenn sie hierherkämen, wollten sie Hahn aus dem Lande jagen, uns übrigen aber zu ihren Lehrern annehmen, jedoch nicht ohne uns erst gehörig gezüchtigt zu haben. Auch von den Rehobothern (|Huisib's Stamm) lauten die Nachrichten wieder ungünstig. Doch hoffen wir, daß mit ihnen der Friede noch erhalten bleibt" *).

*) Hier fügte der Herr Verfasser die Nachrichten an, welche Missionär Brinker über die verwirrten Verhältnisse an der Walfischbai und dem Damaraland nach Barmen geschrieben hat. Als Herr Th. Hahn seinen Aufsatz schrieb, konnte er nicht wissen, daß wir jene Nachrichten schon im „Globus" mitgetheilt haben. Wir verweisen auf S. 124. — Th. Hahn hat uns auch eine Schilderung des Bruderkrieges zwischen den Nama und den Orlams gesandt. Wir können dieselbe erst nach Verlauf einiger Zeit drucken. A.

Die Dakotasprache.

Von **Rudolf Rost.**

Der deutlichste Zug, den die Sprachen der eingeborenen amerikanischen Völkerschaften mit einander gemein haben, ist die eigenthümliche Art und Weise, in der sie zusammengesetzte Wörter bilden, und welche Einverleibung genannt wird. — Um die Verschiedenheit zwischen der amerikanischen Einverleibungsmethode und der gewöhnlichen Agglutination in anderen Sprachstämmen zu verstehen, müssen wir beachten, daß die amerikanischen Idiome neue Composita aus einer Anzahl von kleinen Fragmenten einfacher Wörter bilden und diese Composita wieder so behandeln, als seien sie einfache Wörter, indem sie dieselben verstümmeln und zusammenziehen, um andere aggregirte Wörter zu bilden.

Die Ausdehnung, bis zu welcher diese Abkürzung in diesen Idiomen geübt wird, ist viel größer als in irgend einer bekannten Sprache der alten Welt, mit Ausnahme des Baskischen, was in dieser Beziehung den amerikanischen Sprachen gleicht, diese Eigenthümlichkeit aber nicht in der Ausdehnung wie die Idiome Amerikas besitzt. Bei beiden sind jedoch die Elemente einfacher Wörter, welche in die zusammengesetzten Wörter aufgenommen werden, nur kleine Theile dieser Wörter und zuweilen ist es ein einzelner Buchstabe. So drückt man z. B. in der Delawaresprache den Satz: „komm mit dem Canoe und bringe uns über den Fluß" durch das Wort nadholineen aus, welches folgendermaßen zusammengesetzt ist. Die erste Silbe nad kommt von dem Worte naten, holen; die zweite hol steht für amochol, ein Boot oder Canoe; ineen endlich ist die Verbalendung und bedeutet uns, wie in millineen, gieb uns. Dieses so gebildete Zeitwort wird nun durch alle Modi und Tempora, die in der Delawaresprache sehr zahlreich sind, conjugirt. So ist nadholawall die Form für die dritte Person des Singular im Präsens des Passivs und heißt: „er wird in einem Canoe über den Fluß geholt." — Da der vorherrschende Trieb bei einem rohen Volke von Jägern und Fischern nicht darauf gerichtet ist, die Beschaffenheit äußerer Gegenstände zu unterscheiden, sondern den inneren Gefühlen, den Leidenschaften und dem Verlangen der eigenen Seele Raum zu geben, ihr persönliches Thun und Wollen daher obenan steht und ihrem geistigen Leben die vorherrschende Richtung giebt, so sind Zeitwörter, also Wörter, welche innere Bewegungen, Willen und Handlungen ausdrücken, die hauptsächlichsten Wörter in diesen Sprachen und auch in der größten Mannichfaltigkeit der Formen entwickelt. Es ist die beständige Tendenz, in den Ausdruck des Zeitwortes soviel als möglich hineinzubringen und Alles mit einem Worte zu bezeichnen, so die Umstände und Verhältnisse des Handelnden und die äußeren Beziehungen der Handlung, die er vollbracht hat und vielleicht im Begriff ist zu vollbringen. Diesen Hauptcharakter der Construction haben nun sämmtliche amerikanische Sprachen. Diese Sprachen werden auch polysynthetische genannt, als solche Sprachen, in welchen die größte Zahl von Begriffen in der geringsten Zahl von Wörtern enthalten ist.

Daß nun die amerikanischen Sprachen in ihren Wörtern so verschieden von einander sind und es daher in Amerika eine ungleich größere Anzahl von Idiomen giebt, als in anderen Theilen der Erde, liegt darin, daß in der Beschaffenheit der amerikanischen Sprachen selbst Eigenthümlichkeiten vorkommen, die wahrscheinlicherweise große Aenderungen in Wörtern hervorbringen und in einer vergleichsweise kurzen Zeit die Spuren der Aehnlichkeit verwischen können. So ist die große Länge der Wörter nicht günstig für die Erhaltung der Vocabularien getrennter Stämme, da diese langen Wörter im Gespräch immer abgekürzt werden. Daher geschieht es, daß oft nur diejenigen, welche nahe bei einander wohnen und viel mit einander verkehren, sich leicht gegenseitig verständlich machen können. Sie müssen offenbar Manches von der Art der Gedanken und der Anschauungen des Andern kennen, um zufällige und willkürliche Aeußerungen zu verstehen, in denen beständig Wörter vorkommen, die für den einzelnen Fall neu gebildet sind.

Eine andere Ursache, welche es äußerst schwer und sehr unsicher macht, die ursprünglichen Verbindungen zwischen den amerikanischen Sprachen aufzufinden, und welche immer die Verschiedenheiten in dem Vocabular von Idiomen, die ihrem Ursprung nach verwandt sind, vermehren und neue schaffen muß, ist die rege Einbildungskraft und die rednerische Anlage der Eingeborenen der neuen Welt. Bei einem rohen Zustande der gesellschaftlichen Verhältnisse und vorzüglich bei junger, unvollkommener oder zunehmender Läuterung der Seele hat die Einbildungskraft mehr Einfluß auf die Bildung der Sprache, als bei weiter vorgerückter Entwickelung. Die amerikanischen Sprachen können hierzu als Beleg dienen, denn in ihnen finden sich kühne Metaphern, richtige, aber unerwartete Zusammenstellungen von Begriffen, Fälle, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber und in sehr ausgedehntem Umfange den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit den Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigene Kraft bewegende und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an.

Betrachten wir jetzt etwas näher die Sprache der Sioux, die Dakotasprache, welche sich durch eine gewisse Einfachheit ihres Baues vor den meisten amerikanischen Sprachen auszeichnet, nichtsdestoweniger aber den Charakter dieser Sprachen bewahrt, indem der Unterschied hauptsächlich darin liegt, daß die einzelnen Bestandtheile der Wörter der Dakotasprache bei deren Zusammensetzung weniger Veränderungen unterworfen sind und daher selbständiger erscheinen, als dies bei anderen amerikanischen Sprachen der Fall ist. Dem Folgenden legen wir die Grammatik der Dakotasprache von Hans Conon von der Gabelentz, diesem eminenten Linguisten, zu Grunde.

Was das Substantivum betrifft, so unterscheidet es sich nicht durch besondere Formen oder Endungen von anderen Redetheilen, und es können Adjectiva, ohne eine Veränderung zu erleiden, als Substantiva gebraucht, oder Verba durch bloße Verbindung des Conjunctivs mit dem Artikel zu Substantiven gemacht werden.

Wie alle anderen amerikanischen Sprachen kennt auch die Dakotasprache kein grammatisches Genus, also auch keine besonderen Formen dafür weder am Substantivum, noch an

den übrigen Redetheilen. Man sagt wicaxta waxte, der gute Mensch, und wicinyana waxte, das gute Mädchen.

Der Plural endet sich beim Namen wie beim Verbum auf pi, z. B. wicaxtapi, die Menschen.

Eine eigentliche Declination der Substantiva findet nicht statt. Den Genitiv erkennt man daran, daß er dem Substantiv, von dem er abhängt, stets vorangeht, z. B. wakatanka cihintku, Gottes Sohn. Dativ und Accusativ werden aus der Stellung oder dem Zusammenhang erkannt und nur wo eine Zweideutigkeit entstehen könnte, durch die Demonstrativpartikel e, welche dem Accusativ nachgesetzt wird, näher bestimmt. — Der bestimmte Artikel heißt kin, ein und der unbestimmte wan, welche stets nach ihrem Substantivum stehen, z. B. wicaxta kin, der Mensch, wicaxta wan, ein Mensch.

Das Adjectivum, welches nach Genus und Casus ebenso unveränderlich wie das Substantivum ist, wird seinem Substantivum stets nachgesetzt. Die Steigerung geschieht sowohl für Comparativ als für Superlativ durch die Partikel iyotan. Eine andere Art, den Superlativ auszudrücken, ist die Reduplication, d. h. die Wiederholung der ersten, mittlern oder letzten Silbe des Wortes, z. B. cikcistina, sehr klein, von cistina, klein.

Die Zahlen von 1 bis 10 heißen: 1 wanji, 2 nom, nonpa, 3 yamni, 4 tom, topa, 5 zaptan, 6 xakpe, 7 xakowin, 8 xahdogan, 9 napciuwanka, 10 wikcemna.

Die einfachsten Formen der persönlichen Fürwörter sind erste Person Singularis mi, Pluralis on, zweite Person ni, dritte Person i, die jedoch nur als Präfixe in der Bedeutung der Possessiva und an Verbalformen vorkommen; unverbunden haben sie die volleren Formen miye, ich, mich, mix, ich auch, niye, du, dich (ihr, euch), nix, du auch, ihr auch, iye, er, sich, ix, er auch, onkiye, wir, uns, onkix, wir auch, niyepi, ihr, euch, iyepi, sie.

Der formenreichste und wichtigste Redetheil im Dakota wie in anderen amerikanischen Sprachen ist das Verbum. Die dabei vorkommenden Formen beziehen sich aber nicht sowohl auf die Tempora und Modi, als auf die Person, und zwar nicht nur des Subjects, sondern auch des Objects. Man unterscheidet daher die einfache Conjugation und die Conjugation mit Transitionen.

Betrachten wir zuvörderst die einfache Conjugation. Die verschiedenen Tempora haben nicht verschiedene Formen, nur das Futurum wird durch ein nachgesetztes kta bezeichnet. Dagegen giebt es einige Formen für die Modi. — Die Person des Subjects wird durch die Präfixe der ersten Person Singularis wa, Pluralis on (vor Consonanten), onk (vor Vocalen), zweite Person ya bezeichnet; außerdem erhält das Verbum noch im Plural die Endung pi. Die dritte Person bleibt ohne nähere Bezeichnung. Das Präsens des allerdings unregelmäßigen Verbum Substantivum ya lautet:

Singular.

waya, ich bin.	yaya, du bist.	ya, er ist.

Plural.

onyanpi, wir sind.	yayapi, ihr seid.	yapi, sie sind.

Bei der Conjugation mit Transitionen hat das Verbum besondere Formen für ein im Objectsverhältniß stehendes persönliches Fürwort. Es walten bei diesen Transitionen folgende allgemeine Regeln ob. Die erste Person als Object wird im Singular durch das Präfix ma, im Plural durch on, onk bezeichnet; die zweite Person als Object mit der ersten Person Pluralis und der dritten Person als Subject hat ni, mit der ersten Person Singularis als Subject aber ci zum Präfix; das Präfix der dritten Person im Object ist im Singular ki (ci) und im Plural wica; sowohl wenn das Object als wenn das Subject im Plural ist, erhält das Verbum die Endung pi, mit Ausnahme der dritten Person Pluralis im Object. — Folgende Beispiele mögen ein Bild von diesen Transitionsformen geben: mayapakinta, du reinigst mich; onxipi, er läßt uns; onnicagapi, wir machen dir; nicopi, sie rufen dich; cicahi, ich bringe dir; kikte, er tödtet ihn; wicayakte, du tödtest sie (Plur.).

Ohne noch näher auf die mannichfaltigen Formen des Zeitwortes dieser Sprache einzugehen, geben wir hier eine Probe dieses Idioms:

Ate unianpi kin	Vater unser
Marpiya ekta,	Im Himmel,
Nicaje wakan kin,	Dein heiliger Name,
Niyatanpi kta;	Du werde gelobet;
Nitoxkanxkan kin he	Dein Reich
Ecadan u kte,	Komme herbei,
Nakun wicaxta kin	Auch die Menschen
Onipapi kta.	Mögen dir dienen.

Viele Leute haben sich bekanntlich bemüht, die Urbewohner der neuen Welt als Abkömmlinge von denen der alten darzustellen, und sich in dieser Hinsicht nicht gescheut, oft zu den wunderlichsten Hypothesen ihre Zuflucht zu nehmen, um ihre ebenso unnützen als unfruchtbaren Untersuchungen zu stützen. Daß bei diesen Experimenten auch die Sprachvergleichung hat herhalten müssen, kann durchaus nicht überraschen. So legte man ein bedeutendes Gewicht darauf, daß sowohl das Mordwinische als auch das Samojedische, und in gewisser Beziehung auch das Magyarische die vorhin besprochenen, die amerikanischen Sprachen charakterisirende Transitionen besitzen und daß einzelne amerikanische Wörter in ihren Wurzeln scheinbare Verwandtschaft mit solchen aus den tatarischen Sprachen zeigen. Nähere Nachforschung und Vergleichung aber kommt zu ganz anderen Resultaten und zwar zu ganz entgegengesetzten. Während sich z. B. die tatarischen Sprachen durch den gänzlichen Mangel aller Präfixe charakterisiren, sind dieselben bei den einverleibenden Sprachen Amerikas von großer Bedeutung. Um von anderen auf der Hand liegenden ganz gewaltigen Unterschieden zu schweigen, vergleiche man noch in der mordwinischen Sprache, die wir aus den tatarischen deshalb herauswählen, weil namentlich auf sie die Anhänger jener sogenannten Verwandtschaftstheorie sich zu steifen scheinen, die Zahlwörter von 1 bis 10 mit den oben genannten aus der Dakotasprache. Der Mordwine zählt wie folgt: 1 väike oder vä, 2 kavto, 3 kolmo, 4 nile oder nilen, 5 väte oder väten, 6 kôto, 7 sisem oder sisim, 8 kavkso oder kavkson, 9 väikse und 10 kämen.

Welch verschiedene Resultate bei der Sprachvergleichung oft zum Vorschein kommen, lehre folgendes Beispiel. Bopp versuchte bekanntlich in seiner Schrift „über die kaukasischen Glieder des indo-europäischen Sprachstammes" (Berlin 1847) mit allem Aufwande linguistischer Kunst die kaukasischen Sprachen als Sprößlinge jenes Sprachstammes hinzustellen, da ihnen doch nur höchstens ein Platz an der Schwelle der Flexionssprachen anzuweisen ist. Während Bopp demnach diese Sprachen auf eine höhere Stufe, als ihnen zukam, was ihm beiläufig viel leichter mit dem Finnischen, Magyarischen, Semitischen und anderen gelungen wäre, stellen wollte, geht Hyde Clarke den entgegengesetzten Weg und findet „nach umfangreicher Prüfung und Vergleichung" Verwandtschaft zwischen den kaukasischen und den in Tibet gesprochenen einsilbigen Sprachen (s. „Globus" X, S. 269 ff.). Darauf führte ihn zuerst das Zahlwort für „drei", was im Tibetanischen und Siamesischen sâm, im Georgischen sami, im Suanischen semi, im Abchasischen aber chi-ba lautet. Weiter stützt er seine Behauptung darauf, daß er bei beiden

Sprachstämmen folgende gemeinsame Züge erkennen will: Inversion von Wurzelbuchstaben; Theilung der Wurzeln in Halbwurzeln (!); Verwechselung von Buchstaben wie in allen anderen Familien (!); Vermehrung der Wurzeln durch das Vorsetzen von Buchstaben und Partikeln und durch Einschaltung eines Schmarotzerbuchstabens. — Mit welch größerm Rechte könnte man, wenn man wollte, die kaukasischen Sprachen als verwandt mit den einverleibenden amerikanischen hinstellen! So werden beispielsweise im Abchasischen die Personalbezeichnungen des Zeitwortes an den Anfang gesetzt, also präfigirt; bei vielen Verben aber auch in den Stamm eingeschalten, also infigirt. Ich reite heißt: sara sćwisloit (sara, ich); hingegen: wir werfen, iharschoit (hara, wir). Hierzu kommt noch, daß diese Präfixe und Infixe ganz nach dem Einverleibungssystem auch in objectiver Beziehung gebraucht werden. Man sagt im Abchasischen: sara i-s-t'ap, ich gebe, und i-u-s-t'ap, ich gebe dir (gebe — dir — ich — gebe), von i-t'ap, geben. Trotz alledem lassen wir die kaukasischen Sprachen als eine eigenartige Gruppe bestehen, da durch alle Idiome der kaukasischen Länder eine lautliche und eine formell grammatische Analogie geht und jene Art von Verwandtschaft zwischen ihnen sich findet, welche einen gemeinschaftlichen Ursprung in einer sehr frühen Zeit beweist.

Wirkungen der Erdbeben auf das Leben der Völker*).

Man muß selbst in einem Lande, wo Erdbeben häufig sind, gewesen sein, um zu wissen, welche Bestürzung und welchen Schrecken schon nicht bedeutende Erdstöße hervorzubringen im Stande sind. Und ganz natürlich! In der heutigen Generation lebt die Kunde über frühere Zerstörungen vom Großvater auf den Enkel wie eine lebendige Chronik fort, und die Bewohner solcher Länder, wo zerstörende Erdbeben keine seltene Erscheinung sind — wie an der ganzen Westküste von Südamerika —, wissen es, daß sie auf sehr lockerm Boden wandeln. Nun tritt aber das Unglück mit dem vollen Entsetzen seiner unheimlichen, unterirdischen Mächte auf, und nichts vermag die schwache Menschheit zu schützen. Kaum, daß sie durch eiliges Hinausstürzen auf die Straßen und freien Plätze ihr Leben in Sicherheit weiß! Denn eine große, allgemeine Zerstörung erfüllt die Luft bald derartig mit Staub und von dem Schutt der einfallenden Häuser herrührenden übeln Gerüchen; dazu ergreift das Feuer des für immer vernichteten häuslichen Herdes die noch übrig bleibenden Reste der zertrümmerten Gebäude, und um das Unglück voll zu machen, öffnet sich die Erde und speit Flammen und Wassermassen aus, daß an ein Entweichen oft gar zu bald nicht mehr zu denken ist.

Wir würden die von mancher geschickten Feder gegebene Schilderung großer Erderschütterungen wiederholen, wollten wir unseren Lesern das vollständige Gemälde eines Erdbebens geben. Wir können uns in dieser Beziehung die fast allen großen Erdbeben gemeinsamen Einzelnheiten vergegenwärtigen, wenn wir die kurze, aber schöne Schilderung, welche Göthe in „Wahrheit und Dichtung" über die Zerstörung Lissabons gegeben hat, in allen ihren Zügen verfolgen.

Allerdings sind Größe und Ausdehnung der Erdbeben, wie die Richtung ihrer Erschütterungswellen sowie auch ihre atmosphärische und klimatische Einkleidung u. s. w. von großer Verschiedenheit, doch ihre vernichtende Wirkung ist, soweit wir die größten denkwürdigen Erdbeben verfolgen, sehr ähnlich. Ob der Himmel vor dem Erdbeben heiter oder trübe, ob das Erdbeben senkrechter, wagerechter oder rotatorischer Richtung, ob ein unterirdisches Getöse sich mit, vor oder nach demselben einstellt, oder ob ein solches sich gar nicht bemerkbar macht: Alles dieses ist für die wissenschaftliche Erklärung der Erdbeben von größter Wichtigkeit, nicht aber für die unmittelbare Kraftäußerung und Wirkung der Erscheinung selbst. Ganz besonders wichtig ist aber, wie dies an der Westküste Südamerikas der Fall ist, die Nähe des Meeres und der Berge. Wenn, wie bei dem Erdbeben des 13. August, die See mit großartiger Gewalt in mächtigen Wassermassen sich zurückzieht, um mit unumstößlicher Gewißheit nach einigen oder vielen Minuten wiederzukehren, dann erkennt der noch vom Erdbeben verschont gebliebene Küstenbewohner, daß die größte Gefahr für ihn im Anzuge ist. Auf die Berge! Auf die Berge! ist das Losungswort, und Alles, was sich bewegen kann, stürzt den Höhen zu, um dort auf den vielleicht selbst noch wankenden Bergesfesten Sicherheit zu suchen. Glücklich sind dann die Landstriche, welche die Berge in größter Nähe haben, und wir ersehen aus den peruanischen Berichten, daß Tausende von Menschen in Iquique, Arica, Pisco und anderen Hafenplätzen auch dieses Mal den Bergen ihr Leben verdanken.

Da es nicht vorauszusetzen ist, daß der zerstörte Süden Perus alsbald wieder zu seiner bisherigen Blüthe gelangen wird, so ist mit der Zerstörung der Städte ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Republik eingetreten. Arequipa, die Hauptstadt des Südens und eine der größten des Landes, mit einer Einwohnerzahl von mindestens 30,000 Einwohnern, ist nicht mehr, und mit ihrer Zerstörung ist Peru des Mittelpunktes der bedeutendsten ackerwirthschaftlichen Provinz beraubt worden. Die schöne Lage der Stadt in einem breiten Thale, ihre Entfernung vom Meere sowie der Reichthum ihrer Bewohner gab derselben für die Republik eine Bedeutung, wie sie keine von den unfruchtbaren Küstenstädten des Südens, welche fast ausschließlich nur des Handels wegen da sind, gewinnen konnte. Es ist gewiß dem Wohlstande und der Ueppigkeit des Departements Arequipa, dessen Hauptort die Stadt gleichen Namens war, zuzuschreiben, daß dieses Departement sich fast allein in manchen Fällen gegen die Beschlüsse der Hauptstadt der peruanischen Republik erhob und seine eigene selbständige Politik befolgte. Manche Züge in den vielen Revolutionen, welche Peru erlebt hat, würden sich darüber anführen lassen. Diese öftere Widersetzlichkeit gegen die hohe Politik, wie sie in Lima ausgemacht wird, liegt unserer Meinung nach ganz in der Natur der Verhältnisse und des Landes begründet.

Die meist militärische Präsidentschaft der Republik war zu oft Erfolg des Waffenglückes eines unternehmenden und ehrsüchtigen Soldaten, als daß der wohlgesinnte Theil der Bevölkerung des Landes mit solchem öftern launigen Regierungswechsel zufrieden sein sollte. Das in Lima herrschende Regierungssystem, wonach ein Präsident niederwirft, was der andere gutheißt, die unmoralischen Mittel, welche die Par=

*) Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes hat zehn Jahre lang an der Westküste von Südamerika gelebt und schildert aus eigener Anschauung.

teien anwenden, um sich und ihre Genossen am Ruder zu erhalten, die wahrhaft räuberische Weise, womit oft die Regierenden auf Unkosten der Nation sich bereichern, und die vielen Mißbräuche, welche die in Lima hausenden Beamten ausüben, alles das macht es sehr wohl erklärlich, daß die Provinz Arequipa, welche sich gern ein wenig ihres soliden Reichthums erfreuen möchte, oft nicht mit den Maßregeln der Politik der Hauptstadt einverstanden ist. Dabei zeichnen sich die Bewohner der südlichen Provinzen theils in Folge des bessern, nicht gar zu tropischen Klimas, ganz besonders aber wegen der nicht so großen Mischung der verschiedenen Racen, durch größere Frische und Naturwüchsigkeit aus, die ihnen die nördlichen Departements fast wie ein ihnen feindlich geborenes Volk erscheinen läßt; — daß es uns nicht wundern muß, wenn die Lima freundliche Partei selbst die Vernichtung Arequipas durch das Erdbeben als eine göttliche Strafe für die Opposition gegen die Regierung ansieht. In einem Blatte, welches, wie ich glaube, in Tacna gedruckt ist, fängt ein Bericht über die Zerstörung Arequipas mit folgenden Worten an: Die kriegerische und stolze Stadt des Südens ist zerstört worden*). —

Es ist selbstverständlich fern von uns, irgend welcher politischen Partei in Peru eine bevorzugte Anerkennung zu schenken; aber so viel zu sagen können wir uns nicht enthalten, daß, wenn eine Stadt für böse Thaten zerstört werden sollte, Lima es gewiß viel eher verdiente als Arequipa. Dem sei nun wie ihm wolle. Die Stadt Arequipa bildete einen wichtigen Mittelpunkt für die Bestrebungen des südlichen Peru, und ihre Zerstörung muß nothwendig der politischen Zukunft der Republik eine andere Wendung geben. Vielleicht, daß man daran denkt, Arequipa wieder aufzubauen, — aber wie langsam wird die Stadt sich wieder zu der Bedeutung erheben, die im Stande ist, in wichtigen Entscheidungsfällen Lima gegenüber Stand zu halten! Des Gesagten ungeachtet sehen wir die gegenwärtige neue Regierung des Landes als eine glückliche Verheißung seiner Zukunft an, und wollen die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß durch Arequipas Vernichtung ein wichtiges Hinderniß für das Inslebentreten zweckmäßiger Maßregeln des Congresses gefallen ist.

Dann wäre die interessante Erscheinung aufs Neue eine sehr sichtbare Wahrheit, daß Naturereignisse wichtige Elemente im Leben der Völker sind. Und sind sie dies nicht in der That? Man betrachtet für gewöhnlich die Kriege als nothwendige Aderlässe für die Menschheit, — aber was für eine untergeordnete Macht sind Kriege in mancher Beziehung gegen Erdbeben? — Ohne Vorbereitung, ohne vorherige Erregung tödtlicher Leidenschaften, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht sprengt die Erde ihre glühend schwangeren Geschosse und zerstört Städte und Menschenleben ohne Schonung in wenigen Minuten. Niemand kann entrinnen! Ueberall ist die Gefahr nahe, und wenn sie vorüber ist, — sind die feindlichsten Parteien versöhnt.

* * *

Es wäre eine Aufgabe für sich, an Beispielen nachzuweisen, welchen Einfluß die mannichfachen Naturerscheinungen auf die Geschicke der Völker ausgeübt haben. Ein vor einer Schlacht trüber oder heiterer Himmel, plötzlich eintretende Finsterniß, außerordentliche Sturmgewitter, Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. haben gewiß oft nicht wenig dazu beigetragen, den Beschlüssen und Handlungen der Menschen eine andere Wendung zu geben. Selbstverständlich können wir in dieser kleinen Abhandlung nicht unternehmen, das große, unendliche Gebiet der Geschichte mit solchem Maßstabe in der Hand zu durchwandern; dennoch wollen wir nicht versäumen, an einigen Beispielen zu zeigen, wie Erdbeben und feuerspeiende Berge, diese beiden dämonischen Waffenbrüder der Natur, die großartigsten Veränderungen im Leben der Nationen hervorgebracht haben.

Ohne den mythischen Ueberlieferungen alter Völker zu vielen Glauben beizumessen, ohne von dem muthmaßlichen Erdbeben, welches zweifelsohne bei der „Sündfluth" thätig war, oder von dem Umsturz der Mauern zu Jericho zu melden, bleiben uns in der historischen Zeit der Griechen und Römer einige Fälle aufbewahrt, welche bekunden, daß verschiedene große Umwälzungen durch Erdbeben und feuerspeiende Berge im Alterthum stattgefunden haben. So erzählt Ovid in seinen Metamorphosen unter Anderm*) von zwei Städten am Corinthischen Meerbusen, Bura und Helice — deren Untergang auch von Thucydides, Plutarch und anderen Schriftstellern des Alterthums berichtet wird —, welche von der See verschlungen waren, und fügt hinzu, daß man noch zu seiner Zeit bei hellem Wetter und stiller See die Mauern und Thürme der versunkenen Städte habe sehen können. — Zur Zeit des Tiberius, im Jahre 19 n. Chr., wurde Kleinasien von einem so gewaltigen Erdbeben heimgesucht, daß eine ganze Anzahl von Städten zerstört wurde. — Vor Allem denkwürdig und auch am meisten bekannt ist die durch den gewaltigen Ausbruch des Vesuv erfolgte Zerstörung der Städte Herculanum und Pompeji im Jahre 79 n. Chr., deren Bedeutung die Menschheit noch in unseren Tagen in so mannichfacher Weise beschäftigt.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, nicht zu beweisen, denn Beweise sind kaum möglich, ohne eingehende und fragliche Combinationen anzustellen, daß Erdbeben schon im Alterthum eine große Rolle im Leben der Völker spielten. — Zwei außerordentliche und wissenschaftlich ausgemachte Erscheinungen stehen aber vor allen im Vordergrunde zu einer großartigen naturwissenschaftlichen Geschichte der Völker. Wir meinen die Trennung Siciliens von Italien und den Durchbruch der Straße von Gibraltar. Beide haben zu keiner historischen Zeit stattgefunden, aber die Wichtigkeit dieser unzweifelhaft durch Erdbeben hervorgebrachten Erscheinung und ihr Einfluß auf das ganze europäische Staatenleben ist unberechenbar. Denn würden jemals die Völker des Mittelländischen Meeres eine so großartige Rolle in der Geschichte gespielt haben, wenn sie auf ihr eigenes Binnenmeer beschränkt gewesen wären? Und wäre Sicilien das Land der großen historischen Bedeutung, wenn es mit dem Festlande Italiens verbunden geblieben wäre?

Andere Erdumwälzungen von welthistorischem Interesse liegen uns nicht so bestimmt ausgesprochen vor Augen; doch sind deren unzweifelhaft nicht wenige. Und selbst wenn wir nur auf die Zerstörungen einzelner Städte, wie sie in jedem Jahrhundert aller Zeiten stattgefunden haben, unsere Betrachtung wenden, ist es nicht gewiß, daß jede zerstörte Stadt eine Lücke in dem Leben einer Nation bildet, zu welcher das ganze Volk beisteuern muß, um die Lücke zu schließen? Kein Jahrhundert ist von solchen Zerstörungen freigeblieben, und so können wir mit größerm Recht, als wir die Kriege für Reiniger des politischen Himmels ansehen, die Erdbeben als sehr bedeutende Umwälzungen im Leben der Völker betrachten.

Es würde unsere Aufgabe übersteigen, wollten wir die ganze Chronik der Erdbeben durchgehen, um die ausgespro-

*) Tacna ist ein Erzpfaffennest, wo ein fanatischer Clerus oftmals das Volk aufwiegelt gegen die vereinzelten Protestanten, welche dort leben. Im Juni stachelte derselbe den Pöbel und die Weiber auf, weil die Engländer in der Stadt ein Bethaus für sich bauen wollten. A.

*) Metamorphosen XV, 293.

chene Behauptung nachzuweisen; aber unterlassen können wir es nicht, aus der großen Fülle der seit Menschengedenken stattgefundenen Erdbeben an eins zu erinnern, welches in größerer geschichtlicher Nähe zur Gegenwart noch heute das größte Interesse verdient. Wir meinen das Erdbeben vom 1. November 1755, das unter manchen anderen Verwüstungen Lissabon zerstörte. Lissabon hat in den mehr als 100 Jahren, die seit dem Erdbeben verflossen sind, die Bedeutung nicht wieder erlangt, die es vor demselben hatte. Eine der größten Handelsstädte der damaligen Zeit, die nicht allein mit ganz Europa, sondern mit allen Theilen der Welt, besonders aber mit Ostindien und Brasilien in wichtiger Handelsverbindung stand, eine Stadt, die 200,000 Einwohner zählte, wurde in wenigen Minuten zu einem Schutthaufen umgewandelt. Es ist die Zerstörung Lissabons unbedingt das hervorragendste Beispiel der Zerstörung einer Stadt in der neuern Geschichte, die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly nicht ausgenommen, deshalb vor allen Dingen von so großer Bedeutung, weil die Stadt trotz der baldigen Wiederaufbauung doch nie wieder den alten Glanz erreicht hat. Es giebt eine große Anzahl von Darstellungen, Abhandlungen und Schilderungen über die Zerstörung Lissabons, und bei jedem seitdem stattgefundenen Erdbeben erinnert man sich unwillkürlich aufs Neue dieser Katastrophe; denn es ist wie ein Naturgesetz im menschlichen Geiste begründet, Vergleichungen zwischen ähnlichen Begebenheiten anzustellen. Eine solche Vergleichung läßt auch das peruanische Erdbeben vom 13. August wie von selbst zu, und wir wollen deshalb nicht ermangeln, eine Parallele zwischen der Katastrophe von damals und der von jetzt zu ziehen. Ehe wir jedoch zu solcher Aufgabe übergehen, wollen wir unsere Blicke wieder nach Südamerika wenden, um zu sehen, welchen Rang Peru in dem großen Erdtheile der Erdbeben einnimmt.

Von allen Ländern der Welt werden keine mehr von Erdbeben heimgesucht, als diejenigen, welche im Westen Südamerikas dem mächtigen Urgebirge der Cordilleras de los Andes angehören *), und unter ihnen sind es Chile und Peru, welche die größten denkwürdigen Erdbeben aufzuweisen haben. Wir wagen keinen Grund dieser unangenehmen Bevorzugung der beiden so wichtigen und schönen Länder anzuführen, müssen dies vielmehr fachwissenschaftlichen Erörterungen überlassen. Vielleicht, daß die größere Anzahl thätiger Vulcane in Bolivien nach der einen Seite, und in Ecuador nach der andern Seite diese beiden Länder von gar zu häufigen Erderschütterungen befreit und den Hauptsitz derselben nach Peru und Chile verlegt. Uns genügt hier die Thatsache, daß letztere beiden Nachbarrepubliken der fortdauernde Herd von Erdbeben sind, deren von schwächerer Kraft und Wirkung fast allmonatlich eins oder mehrere stattfinden, die aber meist alle zehn Jahre in zerstörender Weise und jedes Jahrhundert ein- oder zweimal großartige Vernichtungen anrichtend thätig sind. Es ist eine gewisse Gesetzmäßigkeit, eine gewisse Periodicität in der Erscheinung der Erdbeben, doch nicht, wie sich von selbst versteht, in so bestimmten Zahlenverhältnissen, daß dieselben als Norm anzusehen wären. Man vergleiche die folgende Uebersicht der denkwürdigen Erdbeben von Chile und Peru, die wir aus verschiedenen glaubhaften Quellen entnommen haben.

Chile. In Coquimbo hat man binnen 25 Monaten (1849 bis 1852) 156 Stöße gezählt, von denen 2 oder 3 als Terremotos gelten konnten (die kleinen Erdstöße pflegt man Temblores zu nennen), ungerechnet das große Erdbeben vom 2. April 1851. Besonders denkwürdig sind folgende Erdbeben geblieben: Das von 1570, wo Concepcion zerstört ward, das von 1647, wo Santiago unterging, das von 1657, welches wiederum Concepcion traf und wobei über diesen Ort die See hereinbrach, das von 1688, das von 1722, das von 1730, welches unter Mitwirkung des Meeres alle Küstenorte zwischen Coquimbo und Concepcion zerstörte, das von 1751, wo Concepcion zum dritten Male zerstört ward, Chillan und Santiago fast ganz untergingen und die Insel Juan Fernandez überfluthet ward; die von 1783, 1819, 1822, 1829, das von 1835, wo Concepcion zum vierten Male zerstört ward, das von 1837, welches Valdivia zerstörte, und die häufigen und zum Theil heftigen Erdstöße von 1849, 1850 und 1851.

Peru. Die denkwürdigsten Erdbeben dieses Landes sind die von den Jahren: 1582, 1586, 1600, 1604, 1605, 1609, 1630, 1655, 1678, 1687, 1690, 1697, 1699, 1716, 1725, 1732, 1734, 1738, 1743, sowie das vom 28. October 1746, welches Lima und Callao zerstörte, und endlich das vom 30. März 1822, wo Lima zuletzt ziemlich bedeutende Zerstörungen erlitt.

Unter diesen Jahreszahlen sind einige auch für die am 13. August dieses Jahres zerstörte Stadt Arequipa verhängnißvoll gewesen, nämlich die Jahre 1582, 1600, 1604, 1687, 1725, 1732 und 1738. — Arica ist, soviel wir aus den uns zu Gebote stehenden Ueberlieferungen ersehen, nur einmal, im Jahre 1605, zerstört worden.

Es ist zu verwundern, daß von den aufgeführten mehr oder minder zerstörend aufgetretenen Erdbeben kein einziges Peru und Chile gleichzeitig getroffen hat (denn die für beide Länder aufgeführte Jahreszahl 1822 gilt für Chile in dem Monat November). Ein Beweis, daß Erdbeben von sehr weiter Erstreckung an der Westküste Südamerikas glücklicherweise seltener sind als solche, welche örtliche und streckenweise große Verwüstungen anrichten. Die Natur der Westküste mit ihrer oft von Vorbergen durchzogenen Gebirgskette der Cordilleren, welche eine bald mehr bald minder mächtige Mauer nach Osten bildet, scheint es mit sich zu bringen, daß die Erdbeben meist ein nicht so großes Gebiet dem Flächeninhalt nach beherrschen. Dadurch wird es leicht begreiflich, daß die größten geschichtlichen Erdbeben nach den wichtigsten Städten benannt werden, welche durch sie zerstört wurden. So spricht man in Chile von den Erdbeben, welche Concepcion zerstörten, und es geht auch aus unserer obigen Uebersicht hervor, daß Concepcion mehrere Male das Unglück allein traf, während nur einmal die Hauptstadt Chiles, Santiago, mit Concepcion das Unglück theilte.

Nicht so gut ist Lima, die Hauptstadt Perus, davongekommen. Fast in allen großen peruanischen Erdbeben, welche die Geschichte uns überliefert hat, ist gerade die Hauptstadt der Mittelpunkt der Zerstörung gewesen. Die allerbedeutendsten unter ihnen, das vom 19. October 1682 und das vom 28. October 1746, haben Lima, das letztere auch Callao, fast vollständig vernichtet. Die außerordentliche Größe des letztgenannten, das auch seiner Zeit in Europa einige Sensation erregte und in den damaligen Tagesblättern berichtet wurde (siehe unter anderen den „Hamburger Correspondenten" vom 19. Juli 1747), drängte die Bedeutung des erstern so sehr zurück, daß seitdem nicht mehr, wie vor dem Jahre 1746, der 19., sondern der 28. October als besonderer Festtag durch Messenlesen und Processionen in Lima und Callao heilig gehalten wird; auch wird in den peruani-

*) Nach einer Uebersicht, die Dr. Karl Emil Kluge in seiner bedeutenden Zusammenstellung „Ueber die Ursachen der in den Jahren 1850 bis 1857 stattgefundenen Erderschütterungen ꝛc." giebt, stellt sich freilich die größte Anzahl der Erdbeben für die Schweizer, Savoyer und piemontesischen Alpen heraus; doch scheint der Verfasser über die Erdbeben Südamerikas, südlich vom Aequator, fast ausschließlich die von Chile in Rechnung gebracht zu haben.

schen Kalendern stets angegeben, wie viel Jahre seit dem großen Erdbeben von 1746 verflossen sind.

Wir ersehen aus dem Vorhergehenden zur Genüge, daß die Peruaner und Chilenen auf einem noch gefährlichern Boden wandeln, als die Bewohner anderer Länder, welche Erdbeben ausgesetzt sind, und ich habe es schon weiter oben bemerkt, daß die Kunde der großen Erdbeben als eine lebendige Chronik ein wichtiges Element in dem gesellschaftlichen Leben jener Völker bildet. Alexander v. Humboldt bemerkt freilich in seiner alle allgemeinen wissenschaftlichen Erörterungen umfassenden Darstellung über Erdbeben, „daß in Lima schwache Oscillationen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone“ (Kosmos, Bd. I, S. 225), und ich kann es selbstverständlich nicht in Abrede stellen, was der größte aller Naturforscher mittheilt. Die Peruaner, besonders die Einwohner von Lima, sind in der That ein leichtsinniges Volk, und nicht jede kleine Erderschütterung bringt sie aus der Fassung; aber Stöße von einiger Heftigkeit pflegen doch die Bewohner sehr schnell auf die Beine zu bringen. Dasselbe gilt natürlich auch von den Chilenen, nur daß diese mir wo möglich noch empfindlicher gegen die Kraftäußerungen der Erde erschienen sind. In Chile sind allerdings Erdbeben noch häufiger als in Peru, und je jünger die Erinnerung an bedeutendes Unheil, das durch sie angerichtet wurde, um so empfindlicher werden natürlich auch die Gemüther. So gab es in Chile respective in Valparaiso viele Leute, welche vor dem großen Erdbeben am 2. April 1851 wenig Besorgniß bei dem Eintreten von leichten Erdstößen zeigten, nach den Erlebnissen desselben aber bei jedem Erzittern der Erde die Häuser verließen und auf die Straßen eilten. Ausländer insbesondere wissen selten die große Kraftwirkung zu würdigen, die ein Erdbeben haben kann, bis sie dieselbe bei einem bedeutenden Erdstoße in Erfahrung bringen.

Ich will mir erlauben, aus meinem eigenen Leben in Chile zwei Fälle anzuführen, die hierher gehören. Ich war die erste Zeit meines zehnjährigen Aufenthaltes an der Westküste (von 1855 bis 1865) in der Provinz Coquimbo, in deren Hauptstadt la Serena, Lehrer in englischen Schulen, und in beiden Fällen befand ich mich mit dem Unterricht chilenischer Knaben beschäftigt. Das erste Erdbeben, welches ich erlebte, spürte ich nicht eher, als bis ich die ganze Classe der Knaben sich plötzlich erheben und hinausstürzen sah. Auf meine Frage: Was giebt's? hieß es: Un Temblor! Un Temblor! Ich verstand kaum, was ein Temblor war, ging aber den Kindern nach auf den großen Hofplatz, wie ihn dort in Serena fast alle im maurischen Stile gebauten Häuser haben. Die Erschütterung war eine sehr geringe, aber die Kinder hatten das unterirdische Gerolle der Erde gehört, wovon ich selbst gar nichts vernahm.

Der zweite Fall, von dem ich berichte, traf mich wieder in einer Classe von Kindern — es war in der Schule des Herrn Kerr —, und ich stand mit denselben, Rechnenaufgaben lösend, an der Wandtafel, als plötzlich, ohne vorherige Ankündigung durch unterirdisches Gebrülle, die Wände sich erhoben und krachten. Eben so schnell stürzten wir Alle auf den Hofplatz und warteten hier, bis das sich in verschiedenen Stößen wiederholende Erdbeben vorüber war. Alle Menschen waren auf die Straße geeilt, und unter ihnen machten sich einige Frauen ganz besonders durch das laute Beten von Ave Maria, Misericordia u. s. w. bemerklich. Es fand freilich keine bedeutende Zerstörung statt, aber das Heben und Senken der Mauern und Dächer machen einen eigenthümlichen Eindruck, und man bekommt Respect vor der Majestät unserer Mutter Erde. Unsere Schulclasse trug einen großen Riß in einer Mauerecke davon.

Außer diesen beiden kleinen Erdstörungen habe ich manche Erdbeben sowohl in Chile als in Peru erlebt, aber keines, welches so sehr der allgemeinen Beachtung werth wäre als das, welches die Stadt Mendoza in der argentinischen Republik am 20. März 1861 zerstörte. Es mochte des Abends 7 Uhr sein. Ich befand mich in Valparaiso in dem Hause eines Freundes, mit diesem und einem dritten Freunde im Gespräch, als auf einmal eine gewaltige wellenartige Bewegung eintrat. Wir eilten hinaus auf den Hof und sahen, wie die Dächer sich in langen Bogenlinien bewegten, nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, auf- und niederhüpfen. Dabei schien die Luft um uns sowie die ganze Atmosphäre in einer eigenthümlichen Aufregung. Die Hunde heulten, die Schweine grunzten*), und selbst die Tauben wurden auffallend unruhig, so daß es uns schien, als sei dieses Erdbeben von ganz außerordentlicher Natur. Die Nachrichten bestätigten nur zu bald diese Meinung durch die Schreckenskunde, welche einige Tage nachher von Mendoza einlief.

Da die Eindrücke dieses Erdbebens, das auch in Europa nicht ohne Theilnahme blieb, bei manchem Leser noch in guter Erinnerung sind, so will ich nicht verfehlen, eine Erzählung mitzutheilen, die mir einige Wochen nach der Katastrophe von einem der die großartige Verwüstung überlebenden Bewohner der ehemaligen Stadt Mendoza berichtet wurde. Ich stand, so ungefähr erzählte mir Herr Ferrari, ein Italiener, in der Thür eines Kaffeehauses, wo ich eine Weile zugebracht hatte, im Begriff nach meiner Wohnung zu gehen, als ein plötzlicher Erdstoß mich bewog, auf die Straße hinauszutreten. Kaum habe ich Zeit, mich umzusehen, als sich rings umher die Erde in gewaltigster Weise erhebt, und Secunde auf Secunde, ehe ich Zeit habe, mich zu fassen, fallen die Häuser wie Kartenhäuser zusammen. Die Laternen in den Straßen erlöschen; die Luft füllt sich mit Asche und Staub, und Klagegeschrei von allen Seiten umgiebt mich. Mein erster Gedanke war: Die Welt geht unter! — denn mir ein solches Erdbeben zu denken, vermochte ich nicht. Dann aber erinnert mich das vielseitige Geschrei nach Hülfe, daß meine Familie, die aus meiner Frau, unseren beiden Kindern und der Schwester meiner Frau bestand, meine volle Besinnung und Anstrengung in Anspruch nehmen muß. Ich gehe oder vielmehr tappe in dem allgemeinen Entsetzen durch die Straße, und es gelingt mir am Ende, die Straße zu finden, in der ich noch vor einigen Minuten gewohnt habe, — jetzt eine langgestreckte Ruine. Die Angst um die Meinigen überfällt mich, und mit Riesenanstrengung, um meiner Besinnung mächtig zu bleiben, fühle ich mich bis zu der Ruine, wo meine Wohnung gestanden hat, jetzt ein zusammengefallener Steinhaufen, von dem nur noch die eine Seite stehen geblieben ist. Diese Seite zu erreichen, biete ich alle meine Kräfte auf, beginne die Steine und den Schutt wegzuräumen, bis es mir gelingt, den Theil der Wohnung in Sicht zu bekommen, wo unsere Schlafstube war. Ich rufe den Namen meiner Frau: Carmelita! Carmelita! seid Ihr da? — und eine Kinderstimme, die meines sechsjährigen Knaben, antwortet: Hier sind wir, Papa! Mit aller Anstrengung meiner Kräfte räume ich weiter weg, und endlich — wer kann meine Empfindung begreifen? — in der einen freigebliebenen Ecke des Zimmers liegt meine Frau wohlbehalten im Bette, ihren Säugling, von dem sie erst vor wenigen Tagen entbunden war, im Arme, und neben dem Bette steht der Knabe, den

*) Es ist hier nicht als Eigenthümlichkeit anzusehen, daß die Hunde bellen und die Schweine grunzen; sie thun dies bei allen Erdbeben. Auch will ich noch bemerken, daß in einem Garten, wo ich wohnte, ein Pfau stets sehr lebhaft schrie, sobald ein Erdbeben eintrat.

Sie hier bei mir sehen. Meiner Schwägerin nachzuforschen war vergeblich, denn es war uns nur zu bald traurige Gewißheit, daß sie unter den Trümmern des Hauses begraben war. — So schnell wie thunlich bin ich meiner Frau zum Aufstehen behülflich, schlage ihr meinen Mentschikoff um und suche sodann mit meiner kleinen Familie das Freie. Wir begaben uns auf den großen Marktplatz, wo wir bereits Hunderte von Menschen vorfanden, welche, wie wir, dort das göttliche Geschick in genugsamer Entfernung von allen Häusern erwarteten. Es war eine höchst unbehagliche Nacht, die wir dort zubrachten, aber Dank dem Schöpfer und unserer guten Gesundheit, — wir waren doch gerettet. Alles Uebrige, — welche Maßregeln wir am nächsten Tage trafen, um weiter hinaus ins Freie vor die Stadt zu kommen, welche Hülfe uns von San Juan und bald darauf auch von Santiago zukam, welche pöbelhaften Auftritte des Raubens in den Ueberbleibseln der Stadt vor sich gingen, und welche grauenhaften Scenen die zerstümmelten halbtodten Menschen darboten, die aus dem Schutte hervorgeholt wurden: das Alles haben Sie in den Zeitungen gelesen.

Gewiß war das Erdbeben in Mendoza ein derartiges, welches zu den denkwürdigsten gerechnet werden muß; schon deshalb, weil östlich von den Cordilleren Erdbeben verhältnißmäßig selten sind. Es verdient aber auch wegen seiner großartigen Vernichtung in den Chroniken der Erdbeben aufbewahrt zu bleiben. Die Zahl der getödteten Menschen war eine sehr beträchtliche; denn von den 15,000 Einwohnern, welche die Stadt Mendoza mindestens hatte, ist nicht die Hälfte mit dem Leben davon gekommen. Wenn es dessenungeachtet in Europa nicht mehr von sich sprechen machte, so liegt dies zweifelsohne an dem geringen directen Handelsinteresse, welches die Stadt für Europa hatte. In Chile, welches mit Mendoza lebhafte Handelsverbindungen hatte, war die Theilnahme eine sehr große.

Handel, Gewerbe, Ackerbau und türkische Wirthschaft im Paschalik Bagdad *).

Als Handelsplatz hat Bagdad noch immer eine große Bedeutung, obschon es auch in dieser Beziehung, nachdem es längst als Sitz des Islams und Hauptstadt der Chalifen aufgehört, in den letzten Jahrzehnten ungemein abgenommen. Früher war es der Stapelplatz aller Waaren, die aus Persien und seinen Nebenländern nach Konstantinopel und Europa geführt wurden. Seitdem aber die Dampfschifffahrtslinie auf dem Schwarzen Meere von Trapezunt nach Stambul eröffnet wurde, nehmen die meisten Karawanen ihren Weg durch Hocharmenien. Indeß diejenigen Artikel, welche für Irak, Syrien und das Hedschas bestimmt sind, gehen nach wie vor über Bagdad, und es ist unter Umständen sogar vortheilhafter, auch Sendungen für Europa auf der Straße nach Aleppo und Iskenderun zu befördern. Die Araber und die Bewohner der Städte Chaldäas, Babyloniens und der angrenzenden persischen und kurdischen Landschaften versorgen sich in Bagdad mit den nöthigen Bedürfnissen. Hier sind in den Chans und Magazinen persische Shawls und Teppiche, indische Stoffe, sowohl Seide wie Baumwolle, Waffen und europäische Quincaillerie- und Manufacturwaaren in ziemlicher Auswahl aufgehäuft. Die größten Ankäufe werden von den Persern und namentlich von den nach den Sijarets der Schias ziehenden großen Pilgerkarawanen gemacht. Die eigentlichen Araber haben wenig Bedürfnisse und fabriciren das Wenige, was sie gebrauchen, meist selbst. Die Europäer ihrerseits haben es bis jetzt noch nicht verstanden, sich nach dem Geschmacke ihrer asiatischen Kunden zu richten und machen nur deshalb nicht immer so glänzende Geschäfte, wie sie es berechnet haben. Am besten werden schmalstreifig gedruckter aus mehreren Farben bestehender Kattun, Garne und Halbfabrikate, Waffen, namentlich Doppelflinten für Perser und lange Läufe ohne Schaftung für Araber, abgesetzt. Die Glanzepoche der Glaswaaren ist dahin. Kupfer rentirt vorzüglich, ebenso Tuche, dagegen dürfen Colonialwaaren und raffinirter Zucker nicht in bedeutenden Quantitäten auf den Markt geschleudert werden. Der Handel mit Calicos und Stabeisen befindet sich in den Händen einiger englischen Kaufleute. Färbestoffe und Trachantgummi mangeln sehr oft und bieten dann einzelnen Speculanten ein günstiges Feld. Das sehr mit Fett getränkte aber dauerhafte Leder kommt aus Persien.

Die Haupteinfuhr an Taback kommt in großen Schlauchflößen aus der Gegend von Kerkneb oder für den Nargileh aus Persien; die Galläpfel aus den großen Steineichenwaldungen, mit denen Kurdistan bedeckt ist, treiben ebenfalls von Mossul auf Flößen den Tigris hinab, werden in Bagdad theils verkauft, theils auf Flußschiffe verladen und von Basra nach Indien und Europa verführt.

Der wichtigste Export ist, wie ich schon früher erwähnt habe, die Wolle, die im Frühjahr massenhaft auf Kameelen durch Mesopotamien nach Aleppo und Marseille befördert wird. Sonst geht kein Product des Landes nach Europa; nach Indien aber bringt man Reis, Getreide, Datteln und Pferde. Die dazu benutzten Flußschiffe sind wunderliche antike Kasten mit hohem Hinter- und flachem Vordertheil, ungeheurem aus rohen Baumstämmen gebildetem Steuerruder und einem Mast mit einem mächtigen lateinischen Segel.

Die Nachen sehen noch weit primitiver aus. Es sind dies wahrscheinlich genau dieselben Körbe, welche auf dem Nil gebräuchlich waren, als die pharaonische Prinzessin in einem von ihnen den kleinen Moses fand. Sie heißen Kufa (Korb) und bestehen in der That aus einem Binsengeflecht, das innen und außen mit einer halbzölligen Lage von geschmolzenem Erdpech überzogen und vollständig wasserdicht gemacht worden ist. Ihre Form ist rund und kesselförmig, doch dergestalt, daß der Durchmesser des im Wasser schwimmenden Bodens um einen Fuß größer ist, als der des obern Randes. Ihre Tragfähigkeit reicht hin ein Pferd, oder bis zehn Menschen, oder eine entsprechende Ladung zu fassen. Natürlich sind sie vermöge ihrer runden Form gerade nicht sehr lenksam und beweglich. Sie sind das gewöhnliche Mittel über den Fluß zu setzen und dienen dazu, die Verbindung der am Ufer gelegenen Dörfer und Gärten mit der Stadt aufrecht zu erhalten. Größere Fahrten unternehmen sie nicht. Der Handel mit Basra wird mit jenen anderen antiken Holzmaschinen betrieben. In neuester Zeit expediren zwei tür-

*) Vom Verfasser der „Einblicke in den osmanischen Orient".

kische und ein englischer Dampfer, zu denen sich noch ein britisches Kanonenboot gesellt, Waaren und Passagiere in drei bis vier Tagen dorthin. Es ist auch die Rede davon, eine Dampfschifffahrtslinie von Basra nach Bombay zu errichten; ob dies jetzt geschehen, weiß ich nicht genau, doch, so wünschenswerth sie sein mag, schätzen sie competente Leute vorläufig für nicht rentabel. Die Zukunft Bagdads und Basras wird von dem Zustandekommen der projectirten Euphratbahn abhängen. Sie würde nicht nur den schnellsten, sondern auch den billigsten Ueberlandweg nach Indien bilden und den Euphratländern ihre alte Bedeutung wiedergeben. Es ist der Mangel an Communicationen, der hauptsächlich die Entwickelung, wenigstens die materielle, der dem türkischen Scepter unterworfenen Völkerschaften zurückhält.

Zu der inländischen Ausfuhr Bagdads gehören hauptsächlich: die Datteln, Büffelhäute, welche bis Siwaß und weiter transportirt werden, Marokinleder, gedruckte Kattune, Seidenstoffe und geschäftete Feuerwaffen. Von dem Handel leben die meisten Einwohner; indeß nicht immer auf sehr rechtliche Art. Bessern Gewinn als die Concurrenz mit den verschiedenartigen Waaren wirft der inländische Wucher mit Geld und Lebensmitteln ab. Große und kleine Speculanten borgen auf Pfänder zu 24 Procent und darüber, kaufen dem Landmanne die Ernte mit Vorschuß gleich nach der Aussaat ab, speichern Brotstoffe, Reis, Datteln und andere Bodenproducte in Magazinen auf, ja erstehen Schafherden und Kameele, um sie zu einer gewissen Zeit zu dem doppelten Preise loszuschlagen. Diese Geschäfte sind eben so sicher als lucrativ. Der Mangel an prakticabeln Wegen und die Furcht des gemeinen Mannes vor den Schergen der Regierung oder anderen Räubern bewegen ihn, seine Vorräthe so schnell als möglich gegen baar Geld, das er versteckt, umzutauschen. Wem anders als dem Speculanten kann er sie en gros verkaufen? Kommt nun der Winter und ist der Bauer seine Erzeugnisse los, oder convenirt es ihm nicht, sie bei schlechtem Wetter zu Markte zu bringen, so hängt das große Publicum von den Händlern ab und muß sich, wenn es nicht verhungern will, die Preise derselben gefallen lassen. Die steigen dann im März gewöhnlich um das Dreifache dessen, was sie im Juli gewesen sind. Natürlich leiden nur die Unbemittelten durch den Wucher, denn die Vermögenden kaufen zu der geeigneten Jahreszeit die Sachen ein, welche sie das Jahr hindurch für ihre Haushaltung bedürfen. Die Beamten der Regierung, auch der Gouverneur selbst, sind durchgängig mit dem einen oder andern dieser Blutsauger associirt und treten, wenn er durch einen saumseligen Schuldner in die Verlegenheit zu klagen geräth, für ihn in die Schranken. Die meisten treiben gleichzeitig das Amt der Finanzpächter, doch dann müssen sie sehr thätig, schlau, aufmerksam und unerbittlich sein, wenn sie zu ihrem Gelde ohne Bankerott kommen wollen. Die üblichen Geschenke an die permanenten Regierungscommissionsmitglieder, an Effendis, Schreiber, Rechnungsführer, Vögte und Baschibosukhäuptlinge verschlingen die große Masse des etwaigen Ueberschusses und nöthigen den Unternehmer, seine Bauern bis auf das Blut zu schinden. Diese bestehlen ihn dafür, wie sie immer können, ziehen aber gemeinlich den Kürzern und laufen endlich davon. Kurz, selten kommt ein anderer als ein offenbarer Betrüger zu seinen Auslagen, indem er sich ruhig bankerott erklärt und vorgiebt, er könne aus Anlaß eines Unglücks oder einer Mißernte die Summe, die er sich dem Staate bei der Pachtung zu zahlen verpflichtete, nicht aufbringen und läßt die Folgen über sich ergehen. Hat er nun vorher seine Richter gehörig geschmiert, oder sind sie und andere Mächtige gar seine Partner, so braucht er von dem Ausgange der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung gar nichts zu fürchten. Das Tribunal findet für ihn so viel Milderungsgründe auf, daß er entweder gleich vollkommen freigesprochen oder zum Schein mit ein paar Wochen gelinder Haft bestraft wird.

Weil einmal der Sultan Murad IV. den Persern, die ihrerseits doch auch nichts weiter als Eindringlinge waren, diesen Theil Iraks entrissen hat, wird das ganze große Land als eine Domäne der Regierung und der Kirche erklärt, worauf Niemand unter keinen Vorwänden Anspruch auf Eigenthumsrecht erheben darf. Einzelne Besitzer von Gärten werden gleichsam nur geduldet und man benutzt sehr oft die Gelegenheit, sich derselben wieder zu bemächtigen; daher kommt es, daß die größten und schönsten der Regierung gehören und von ihr an den Meistbietenden verpachtet werden. Mit den Feldern ist dies immer der Fall. Die darauf wohnenden Bauern sind lediglich Arbeiter, die mit dem Pächter einen Contract über den ihnen zufallenden Theil der Ernte abschließen; gewöhnlich ein Drittel des Bruttoertrages. Gefällt ihnen der Handel nicht oder werden sie übervortheilt, beraubt und betrogen, so steht es ihnen frei, ihre Schlammhütten zu verlassen und sich in einer andern Gegend neue aufzubauen. Dies Verfahren ist ihnen jedoch nur bei den unbedeutenden Pachtungen möglich, weil die Speculanten keinen Einfluß besitzen; bei den größeren hält man sie mit Gewalt zurück, indem man sie durch bewaffnete Landreiter beaufsichtigen läßt. Es bleibt ihnen dann nichts weiter übrig, als ihre geringe Habe im Stich lassend heimlich nach Persien oder in die Sümpfe zu flüchten. Hier kommen sie massenhaft vor Hunger und Fieber um. Es giebt schwerlich einen andern Staat in der Welt, wo der Ackerbauer so systematisch in Elend und Tod gehetzt würde, als in der Türkei. Der Mohammedaner ist noch weit schlimmer daran als der Raja. Der letztere hat doch noch eine entfernte haarbreite Möglichkeit, durch seinen Bischof und in letzter Instanz durch seinen Patriarchen in Konstantinopel eine Berücksichtigung zu finden, oder es gelingt ihm, einen europäischen Consul für sich zu interessiren, aber so ein unglücklicher arabischer Fellah oder kurdischer Gebirgsbauer ist von Gott und der Welt vollkommen verlassen, und wenn er hier und da noch aufathmen kann, so verdankt er das lediglich der Entfernung, der Furcht oder der Faulheit seiner Unterdrücker. Wehe jedoch denen, die in der Nähe der Provinzialhauptstädte wohnen! Es ist kaum glaublich, wie ungemein schnell die Bevölkerung von Anatolien und Irak in Folge dieser besinnungslosen Tyrannei abnimmt! Dazu kommt für jene noch die Recrutirung.

Daß es mit der Industrie nicht besser geht, wie mit der Agricultur, läßt sich denken. Der einzige Artikel, den das früher so gewerbreiche Bagdad jetzt noch für auswärtigen Verkauf anfertigt, sind die Kefiah der Beduinen. Auch die seidenen Umschlagetücher haben Ruf, sind aber anderswo nicht Mode. Die Darstellung oder der Handel der Seife, der Lichter, des Getreides, des Branntweins, der Butter u. s. w. ist oder war ebenfalls Regierungsmonopol und wurde einzeln verpachtet.

Die gewöhnlichen Handwerke stehen auf einer sehr unvollkommenen Stufe der Entwickelung. Es ist einem Eingeborenen nicht möglich, irgend einen Artikel sauber, passend oder geschmackvoll herzustellen. Ein Individuum, das einen guten Tisch, Stuhl oder sonst ein Möbel machen und poliren könnte, existirt gar nicht. Es ist eine miserabele und noch dazu unverhältnißmäßig theuere Pfuscherei. Stoffe und Hausgeräthe, wenn sie einigermaßen nach Eleganz aussehen sollen, müssen aus Indien und Europa bezogen werden. Am besten arbeiten die Perser, doch beschäftigen sie sich nur mit solchen Handwerken, die sie im Sitzen ohne viel Schweißverlust ausführen können. Sonderbar erscheint uns die Manier dieser Leute und noch mehr der Araber, wonach sie sich in vielen Fällen statt

des Schraubstockes ihrer nackten Füße bedienen. Mit den letzteren halten sie den Gegenstand, den sie mit den Händen bearbeiten, gewöhnlich fest. Neuerungen haben sich indeß schon stellenweise eingeschlichen, und es giebt Intelligentere unter ihnen, welche die Vorzüge des Schraubstockes zu würdigen wissen. Die Färber und Gerber wie die Weber, Araber, leisten in einzelnen Zweigen ihrer Fächer Erhebliches. Die gedruckten Kattune und die blauen und rothen Hemden der Weiber des Volkes zeichnen sich durch gute, dauerhafte und lebhafte Farben aus, die man, wie es scheint, in den europäischen Fabriken noch nicht vollkommen nachzuahmen verstanden hat; ebenso ist das Marokinleder, das zum Schuhwerk benutzt wird, vorzüglich und zwar dauerhafter als unser Kalb- oder Roßleder. Es giebt rothes, gelbes und grünes.

Bagdad bildet mit den umliegenden Districten, wozu im Norden Kerkük, im Süden Basra, im Osten Mendeli, im Westen Nedschef und Kerbela sammt anderen dazwischen liegenden Städten und Bezirken gehören, ein Ejalet (Provinz) des türkischen Reiches. An der Spitze desselben steht ein Generalgouverneur, türkisch Wali genannt. Er ist gewöhnlich ein mit dem Rang eines Marschalls (Muschir) bekleideter Militär, der ausnahmsweise auch die Civilgeschäfte unter seiner Leitung hat. Ich sage ausnahmsweise, weil in den anderen Provinzen stets außer dem Militärcommandanten noch ein Civilpräfect existirt. Indeß spielt dieser neben seinem Collegen meist eine untergeordnete Rolle. Damaskus hat gleichfalls nur einen Wali. Die civile Autorität des Statthalters von Bagdad erstreckt sich jedoch z. B. nicht über Mossul oder Nyssebin, obschon auch dort die Truppen unter seinem directen Befehle stehen. Hier ist er nichts weiter als der Befehlshaber des Armeecorps von Irak. Unter seiner unmittelbaren Controle und insofern von ihm abhängend, daß er sie von Konstantinopel aus absetzen lassen kann, verwalten Kaimakam-Paschas, d. h. Stellvertreter, die zu der Provinz gehörigen größeren Sandjaks; Leute von geringerm Rang aber die kleineren Bezirke. Der Generalgouverneur steht gerade auf keinem beneidenswerthen Posten. In der Regel wird er alle zwei Jahre und womöglich noch früher durch einen andern ersetzt, was der Provinz natürlich zum größten Schaden gereicht; denn kaum lernt so ein oft ziemlich unwissender Mann — angenommen er sei wenigstens ehrlich und erpresse nicht — annähernd die Bedürfnisse und Verhältnisse des Landes kennen, so muß er fort. Dazu kommt, daß man ihn geradezu zu Unterschleifen zwingt. Seinen Posten erhält er, wenn er nicht ein ganz besonderer Freund des Kaisers ist, nur dadurch, daß er einflußreiche Günstlinge und gewisse zu einer kleinen, stets in der Nähe des Thrones verbleibenden Clique gehörende Großwürdenträger entweder durch gleich gezahlte große Baarsummen für sich gewinnt, oder sich verpflichtet, die bedungene Summe ratenweise abzuzahlen. Wenn er dabei im Amte bliebe, so ginge die Geschichte noch an; nun aber treiben andere Paschas denselben Handel und machen ihm Concurrenz, so daß er nach Ablauf eines Jahres jeden Augenblick seinen Sturz gewärtigen muß. In dem Lande, wo er regiert, kennen die Leute die Lage in Konstantinopel nur zu genau und es bildet sich dann in seiner Nähe eine Partei, die es sich zur Aufgabe macht, ihn zu stürzen, indem sie Anklagen gegen ihn hervorsucht, und diese seinen Feinden und Neidern in der Hauptstadt mit den Beweisstücken in die Hände spielt. Kein Wunder, daß er jedesmal, wenn ein Courier ankommt oder der Telegraph arbeitet, in der angstvollen Erwartung seiner bevorstehenden Absetzung schwebt. Die Sache ist allerdings unangenehm; denn ein Wesir und Muschir darf keinen Anspruch auf Pension und Gnadengehalt erheben und kann ohne einen Groschen in Disponibilität versetzt werden. Erhält er etwas, so hängt dies ganz von der Gnade des Sultans ab; dann übersteigt die ihm bewilligte Summe selten 10,000 Piaster, während er in Activität 50,000 bis 120,000 bezieht. Ein Pascha oder Effendi niedern Grades kann dagegen gesetzlich, so lange er keine Verbrechen begeht, nicht ohne Weiteres und ohne Entschädigung verabschiedet werden. Es geschieht aber, weil die Gesetze in der Türkei nur todte Buchstaben sind.

Unter solchen Umständen ist es gewiß nicht schwer zu errathen, welche Anstrengungen unerlaubter Art ein Gouverneur machen muß, um nicht nur zu seinen Auslagen zu kommen, sondern sich auch einen Rückhalt zu sichern, mit dem er in der Residenz sein Heil aufs Neue durch Bestechungen versuchen mag. Die Folge des Systems ist in nackten Worten, daß er, so lange er das Heft in Händen hat, seine Gunst, die Gerechtigkeit und die Staatsinteressen demjenigen Speculanten verkauft, der ihm die größten Vortheile in klingender Münze und anderen Geschenken anbietet. Von Ehrgefühl ist dabei gar keine Rede; denn sei ein Mann im Orient wer er wolle, so lange er Geld hat, ist er angenehm und er findet immer Gönner, milde Richter und falsche Zeugen. Im Grunde genommen ist die Corruption nicht gerade seine, sondern hauptsächlich der Centralregierung Schuld, die sie zu ihrem Profit zu vermehren trachtet. Alle Leute von Verstand, welche das Innere der Türkei näher kennen, sind darin einer Meinung, daß die Centralisation das Verderben des osmanischen Reiches und seiner Bewohner ist.

Aus allen Erdtheilen.

Anton Goering's Wanderung von Puerto Cabello nach dem See von Valencia in Venezuela.

Wir haben aus Valencia vom 2. October ein Schreiben dieses rüstigen Naturforschers erhalten, zugleich mit einer Anzahl in Farben ausgeführter Typen von Chaymas- und Coro-Indianern und Indianerinnen, die ungemein charakteristisch sind und die wir späterhin zu benutzen gedenken. Nachstehend geben wir den wesentlichen Inhalt des Briefes. —

Mit dem 15. August ging die zehn Tage lange Belagerung und der Straßenkampf von Puerto Cabello zu Ende; damit ist die Ruhe wenigstens für hier wieder zurückgekehrt und ich konnte mich endlich aufmachen nach Valencia. Ich trachtete schon seit lange, diesen Punkt zu erreichen, um an den Ufern und der weiten Umgebung des schönen Sees von Valencia meine Arbeiten zu beginnen. — Sie werden schon aus Zeitungen über den letzten Verlauf der Revolution in Venezuela unterrichtet sein, ich will mich deshalb nicht dabei aufhalten, da ich diesen Punkt auch so ungern berühre, weil ich für meine Unternehmungen stets Hindernisse fand und durch die Revolution einen großen Theil meiner Zeit verloren habe.

Ich langte hier Ende August an und hatte den verfallenen kürzern Weg über die Cumbre gewählt. Begleitet von einem Zambo (d. h. Mischling von Neger und Indianer) nebst seinem dreizehnjährigen Sohne, verließ ich San Esteban zu Fuß, während mein Gepäck vermittelst eines Karrens auf dem ge-

wöhnlichen bedeutend längern Fahrwege über Trincheras nach Valencia ging. Man gelangt nach einer Stunde bis an die letzte Niederlassung, von San Esteban aus. Sie heißt Campanero und liegt hart am Wege; hinter ihr rauscht in der Tiefe der Rio de San Esteban, der in seinem schnellen Laufe durch malerisch gruppirte Steingeschiebe und Gerölle herrliche Partien bildet. Eine unendlich reiche Vegetation schmückt seine Ufer und die oft ziemlich steil ansteigenden Bergabhänge. Es würde zu weit führen und hier nicht am Orte sein, eine ausführliche Beschreibung des reichen Pflanzenwuchses zu geben, welcher von San Estebán an bis nach der Cumbre das Küstengebirge schmückt. Er gleicht im Allgemeinen dem des Ostens von Venezuela und dem von Guyana, obgleich hier die Höhenverschiedenheit andere Pflanzen anfzeigt, welche sich im Osten nicht finden dürften.

Ich will nur einen höchst merkwürdigen Baum hervorheben, der als hier vorkommend noch nicht bekannt ist. Es ist der aus Neugranada bekannte Balsambaum, von welchem der berühmte Balsamo de Tolú gewonnen wird, Myroxylon Toluiferum, eine der schönsten Leguminosen. Ich habe aus England besondern Auftrag, Früchte und Blüthen für das Herbarium zu sammeln, aber nur erstere erhielt ich bis jetzt, obgleich ich mehrere Bäume fällen ließ und selbst fällte. Die Schwierigkeit, Früchte und Blumen zu erhalten, ist ungemein groß und der Grund, weshalb bis jetzt nur wenige Exemplare nach Europa gelangt sind. Der Baum ist von ungeheurer Höhe, schlank und glatt, und erst auf 30 bis 60 Fuß Höhe beginnen die schlanken Aeste; auch habe ich bis jetzt noch keinen gefunden, welcher, wie die meisten anderen Waldbäume, von Schlingpflanzen umflochten wäre, die unter Umständen das Klettern ermöglichen. So kann man nur durch Fällen des Baumes zu für das Herbarium brauchbaren Früchten gelangen, und diese lösen sich zumeist durch den Sturz des Baumes. Eine große Strecke der Umgebung wurde von einem höchst angenehmen balsamischen Dufte erfüllt, als ich einen Früchte tragenden Baum fällte. Er kommt hier nicht selten, aber doch nur vereinzelt vor, und ich glaube nicht, daß er auf Höhen, die gegen 1000 Fuß erreichen, sich noch findet.

Hinter dem Campanero ist der Weg für Reitthiere nicht mehr gangbar. Allmälig beginnt das Steigen und hier und da engt er sich zu einem schmalen verwachsenen Pfade zusammen, der oft 100 und noch mehr Fuß hart an den sehr steilen, sich in den rauschenden Fluß senkenden Gehängen hinführt. Uns überraschte ein plötzlicher heftiger Regen, als wir an einer solchen Stelle uns dem sogenannten Paso hondo näherten, und deshalb konnten wir nur mit Mühe vorwärts. Wenn man so ganz durchnäßt ist, wenn mit Macht der Regen herabfällt und durch nur leises Berühren eines der tausend großblätterigen Zweige sich ein Strom von Wasser über Einen ergießt, wenn in der Tiefe ein angeschwollener Fluß sich reißend Bahn bricht durch wildes Steingerölle, und Blitze von heftigem Donner begleitet die Luft durchzucken, dann ist es ein in der That schwieriges Geschäft, auf schmalem, verwachsenem und zerrissenem Pfade sich vorwärts zu arbeiten. Aber in anderer Art erhaben ist unter solchen Umständen der Anblick der Pflanzenwelt; sie zeigt sich uns in einer ganz andern Physiognomie, als wenn das klare Sonnenlicht auf sie fällt und nicht der geringste Luftstrom sie zu bewegen scheint. Das Ganze macht einen ernsten, tiefen Eindruck, den die unendliche Mannichfaltigkeit der Formen und Farben des tropischen Waldes noch mehr erhöht. Das Unbehagliche, ja oft Gefahrvolle vergessend, blickt man mit Bewunderung auf eine Gruppe von baumartigen Farren, deren malerische Kronen von Millionen Silberperlen bedeckt zu sein scheinen. Jeder Blick giebt ein anderes überraschendes Bild; denn auf kleinem Raume neigen Hunderte von verschiedenen Pflanzenformen ihre Kronen und Blätter vom Drucke des auf sie fallenden Regens, oder werden vom brausenden Gewittersturme durcheinander gespielt. Wenn im letztern Fall ein alter Riesenbaum dem ungeheuern Luftdrucke nicht zu widerstehen vermag, sich entwurzelt und krachend aber langsam zu Boden stürzt, in seinem gewaltigen Falle Hunderte von Zweigen seiner kräftigeren Nachbarn bricht und ein unbeschreibliches, weit durch den Wald schallendes Getöse verursacht, dann erfüllt den Menschen ein eigenthümlicher Schauer. Wie lange mochte der Baum, allen Wettern trotzend, eine stolze Zierde des Waldes gewesen sein!

Am Paso hondo (— d. h. tiefem Passe —), den wir nach mehrstündigem anstrengenden Marsche erreichten, passirt man den Fluß. Als dieser Weg über die Cumbre nach Valencia ehemals noch in gutem Zustande war, ging man über gut gebaute Brücken, jetzt steigt man an das Flußbett herab, springt von einem Steine zum andern, oder geht durch das Wasser nach dem andern Ufer. Wir fanden hier in dieser reizenden Waldgegend den Kuhbaum, Palo de Vaca, welchen mein Jäger mit dem Machete (Haumesser) einhackte; sofort lief ein Milchstrom heraus. Wir sammelten in kurzer Zeit eine halbe Weinflasche voll.

Von hier aus wird die Steigung steiler und der Pflanzenwuchs gewinnt noch mehr an Großartigkeit, je näher man der Cumbre kommt. Da sich die baumartigen Farren bis zu 30 und noch mehr Fuß erheben, können Sie sich eine Vorstellung von den anderen Pflanzenformen machen, die vielfach einen undurchdringlichen Wald bilden.

Dieser Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt entsprechend ist das Thierleben, welches sich indeß dem Wanderer mehr entzieht. Man wandert oft lange Strecken ohne einen Vogel zu sehen, nur selten ertönt der laute Ruf des Waldhuhns und das Zwitschern kleiner Vögel. Unter solchen Umständen bleibt der Eindruck weit zurück hinter der Erwartung, die man sich machte, wenn man in europäischen Museen die zahlreichen Thierarten aufgestellt sah. Aber unter anderen Umständen, wenn man am frühen Morgen im Walde an einer Wasser spendenden Schlucht sich befindet, zeigt sich bald ein reiches Thierleben. Auch macht die Wetterveränderung Eindruck auf die Thiere wie auf den Menschen. Wenn trübe Wolken sich zusammenziehen und mit Donner und Regen drohen, dann erheben die Brüllaffen ihr schauriges Gebrüll und viele andere Thierstimmen deuten auf den Ausbruch des nahen Unwetters.

Wir gelangten nach mehrstündigem Marsche von Paso hondo aus nach einer Stelle, welche man hier Las canales nennt. Die Vegetation ist ungemein üppig und ganz besonders malerisch gruppirt sind die vielerlei Baumarten. Zwischen tausend und abertausend Pflanzenformen hindurch rieselt ein klares, sehr frisches Wasser, welches eine lange Strecke weit den Weg bildet. Hier wurde das Halbdunkel des Waldes herrlich belebt durch buntfarbige Vögel. An den rothen Blüthen der Helikonien summten Kolibris verschiedener Arten mit langen Gabelschwänzen, die Spathura Underwoodi umflog die Blumen des Guayavebaumes. Ein prachtvolles Pärchen von der Gruppe der Cotingida, die Pipreola formosa, fiel in meine Hände. Ich hatte denselben Vogel schon auf den bewaldeten Bergen von Caripe in der Provinz Cumana gefunden. Wir schossen in kurzer Zeit eine ziemlich große Anzahl verschiedener Vögel, wobei mein Zambojäger große Geschicklichkeit entwickelte. Ich hielt es manchmal für unmöglich, den Vogel zu bekommen, welchen ich an einem Abhange schoß, an dem er in den tiefen bewachsenen Abgrund fiel. Aber mein flinker Zambo überwand das alles; halbnackt, mit dem großen Waldmesser, verschwand er im dichten Buschwerk und kehrte in den meisten Fällen mit dem Vogel zurück.

Während ich mich mit dem Aufstecken einiger Insecten beschäftigte, war mein Jäger um 50 Schritte vorausgeeilt. Plötzlich sah ich ihn stillstehen und eine geduckte Stellung nehmen, wobei er hinter sich mit der Hand nach mir winkte. Ich schlich ihm mit seinem Sohne näher und bald hörte ich ihn leise sagen: „el tigre!" Auf dem Pfade bemerkte ich sogleich die frischen Abdrücke der Tatzen und blickte dann nach der Richtung, nach welcher der braune Jäger forschte. So verharrten wir Drei eine geraume Zeit, aber nichts war mehr zu vernehmen. Eine Unze, die man hier allgemein Tiger nennt, mußte vor ihm über den Pfad geschlichen sein, denn der Mann hatte das ihm bekannte

Geräusch im Buschwerk vernommen und die Fußabdrücke gaben uns Zeugniß, daß er nicht falsch gehört. Die Unze ist im ganzen Küstengebirge wie im bewaldeten Innern nicht selten neben noch anderen Katzenarten. Der Puma kommt bis ganz in die Nähe von San Esteban und ich hörte dort von Einwohnern, daß er oft in der Ortschaft selber bemerkt worden sei, schwangere Frauen verfolgend.

Ich erzählte Ihnen diesen kleinen Vorfall, um anzudeuten, wie viele ähnliche Fälle dem Wanderer auf so unfrequentirtem Pfade Zeit rauben. Nur in wenigen Fällen kommt es zum sichern Schuß, weil Alles sofort in das Dickicht verschwindet. Wir tödteten mehrere Schlangen, schossen und griffen Alles auf, was sich beim Marsche nicht schnell aus dem Wege machte und für mich interessant war. Aber dabei mußte ich im Auge behalten, noch vor Einbruch der Nacht aus der Waldgegend zu gelangen.

Wir erreichten endlich nach 4 Uhr die Cumbre und ich begrüßte zum dritten Male den großartig schönen Anblick des Sees von Valencia mit seiner weiten malerischen Umgebung, jetzt mit der sichern Aussicht, recht bald die weite vor mir ausgebreitete Landschaft nach allen Richtungen zu durchstreifen. Wenn man einen ganzen Tag auf verwachsenen, vom Wasser zerrissenen Wegen Berge bestiegen und fast immer im Halbdunkel des Waldes die allernächste Umgebung durchspähend keine Fernsicht genossen hat, und zuweilen einen Blick auf den nächsten ebenso bewaldeten Bergabhang genoß, oder hinab in die finsteren, ewig feuchten Schluchten blickte, dann athmet man frei auf, wenn man plötzlich an den Waldsaum tritt und den Blick in die Weite schweifen lassen kann. Hier aber wird dem müden Wanderer eine ganz besondere Belohnung für seine anstrengende Tour. Besser gesagt, noch eine Belohnung auf die, welche er schon mitbringt, die er hochbefriedigt gefunden haben muß in dem langen Anblicke der reichen Pflanzenwelt.

Die höchste Stelle, worüber der Weg führt, mag etwas über 3000 Fuß haben. Ich wage nicht, eine ausführliche Beschreibung zu geben von der malerischen Landschaft, die so plötzlich das Auge des Wanderers erfreut. In der Tiefe, vor dem Beschauer, laufen die vielfach gezackten Zweige des Küstengebirges dem großen Seebecken, welches eine weite fruchtbare Ebene bildet, zu, über sie hinweg, in der Richtung nach Süd und Süd-Ost erblickt man den ausgedehnten See von Valencia mit seinen reizenden Inselgruppen und Ufern. Den Hintergrund schließen in duftiger Ferne die blauen Berge von Cura und Guiyue; wenn man sich ein wenig nach S.-W. zu W. wendet, erblickt das überraschte Auge die Ebene von Naguanagua und Valencia bis der Blick endlich an den Gebirgen von Nirgua, Montalban u. s. w. in schwindender Ferne geschlossen wird. Die Zweige, welche vom Küstengebirge aus nach der Ebene von Valencia laufen, sind kahl; deshalb ist ihr Aussehen so eigenthümlich und macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn man immer nur hochbewaldete Berge zuvor gesehen hat.

Dieses malerische Relief der großen Landschaft, diese große Mannichfaltigkeit in seinen Farben durch die Vegetation, die große Wasserfläche eines Binnensees, die Abwechselung der Ebene mit den Gebirgen und Hügeln, alles wird noch gehoben durch Momente ihrer Beleuchtung vom tropischen Himmel. Ich habe mit Entzücken den Aufgang der Sonne von hier aus beobachtet und werde nie in meinem Leben den großen Eindruck vergessen der verschiedenen Lichtwirkungen auf die oben oberflächlich skizzirte Landschaft. Es soll mir eine große Freude gewähren, Ihnen nach meiner Rückkehr durch große Tableaus eine klarere Vorstellung von der eben besprochenen Gegend in ihren verschiedenen physiognomischen Erscheinungen geben zu können. Lesen Sie einstweilen die trefflichen Schilderungen A. v. Humboldt's und Sie werden mit mir fühlen.

Nachdem wir uns an einer Quelle (Agua fria) erholt hatten, stiegen wir an den kahlen Bergen hinab nach der Ebene von Naguanagua und langten im Orte am Abend gegen 7 Uhr an. Ich wurde bei Verwandten meines Zambo sehr freundlich aufgenommen. Am nächsten Sonntag Morgen marschirte ich freudig in Valencia ein. Valencia ist eine freundliche Stadt, in demselben Stile angelegt wie Caracas und hat im Ganzen, obgleich bedeutend kleiner, viel Aehnlichkeit mit letzterer. Die Lage ist sehr hübsch und von den Hügeln im Westen der Stadt genießt man einen malerischen Blick auf sie, die weite Ebene und einen Theil der Laguna mit den sie umgebenden Gebirgen. Doch von der Stadt und ihren Bewohnern später.

Seit meiner Ankunft hier habe ich die Gegend schon rüstig durchstreift; ich war eine Zeit lang in Guacare an der Nordseite des Sees, doch erst nachdem ich die Südseite kennen gelernt, will ich Ihnen ausführlicher darüber schreiben. Ich sehe, daß es hier viel für den Zoologen zu thun giebt und gedenke vor November oder Anfang December die Umgebung des Sees nicht zu verlassen; dann hoffe ich endlich die lange ersehnte Reise nach Merida und San José de Cucutá antreten zu können.

Der Vernichtungskrieg gegen die Eingeborenen auf Neuseeland.

Die „Civilisation" setzt auf den Inseln des großen Oceans ihre blutige Arbeit unablässig fort. Ein Stillstand ist auch nicht mehr möglich; das Werk muß vollendet werden, weil nun einmal der Racenkampf entbrannt ist und die Unverträglichkeit der braunen und der weißen Menschen klar zu Tage tritt. Die Phantasten meinten, es sei ihnen möglich, die „Wilden" (oder wie man eben so unpassend sagt, die „Naturvölker") nach europäischer Schablone umzumodeln; sie gingen und gehen noch in ihrem Wahne so weit, dieselben in „Christen" verwandeln zu können. Aber sie werden fort und fort durch die Thatsachen Lügen gestraft.

Was war das bis vor wenigen Jahren ein Loben und Rühmen der Maoris auf Neuseeland, aus denen man schon wahre „Musterchristen" gemacht zu haben vermeinte! Da erhoben sich plötzlich diese Musterchristen, schlugen Missionäre todt und rückten mit dem wunderlichen System ihrer Pai-marire-Religion heraus, welche beweist, wie sie die Dogmen der Missionäre sich in ihrer Weise zurecht gelegt hatten. Die Hauhaus, über welche wir in diesen Blättern oftmals gesprochen, führten einen erbitterten Kampf gegen die Weißen und bereiteten diesen große Verlegenheiten. Aber sie konnten bei ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl und gegenüber der europäischen Taktik nur vereinzelte Siege erfechten. Viele wurden gefangen und nach den Chatham-Inseln (Warrekauri) deportirt. Damit waren sie aus ihrer Heimath entfernt und man glaubte sie für alle Zeit unschädlich gemacht zu haben.

In Wellington, der Hauptstadt Neuseelands, war man nicht wenig überrascht, als man erfuhr, daß die nach Warrekauri deportirten Maoris sich befreit hätten und wieder in ihrer alten Heimath erschienen seien. Der Hergang ist folgender:

Ein Regierungsschiff, der Schooner „Rifleman", war gegen Ende des Junimonates nach den Chatham-Inseln gekommen, um den dort zur Ueberwachung der deportirten Maoris befindlichen Soldaten allerlei Vorräthe zu bringen. Am 4. Juli wurde das Fahrzeug von den Maoris genommen; sie zwangen das Schiffsvolk, den „Rifleman" nach der Povertybai in Neuseeland zu schaffen. Dort brachten sie die Vorräthe ans Land und verschanzten sich in einem Pah, d. h. einer Art von Festung, in deren Bau die Neuseeländer sehr geschickt sind. Der Plan zum Entweichen war von einem Hauhau-Propheten entworfen worden; er hatte sorgfältig Alles vorbereitet, um denselben durchzuführen, sobald das Vorrathsschiff angekommen sein und vor Anker liegen werde. Er wußte, daß ein solches allemal nach Ablauf eines Vierteljahres anlangte. Dieser Prophet, Te Kooti, gab das verabredete Zeichen; die Gefangenen fielen über die Wache her und banden die Soldaten an Händen und Füßen. Einer derselben, welcher Widerstand leistete, wurde sofort „getomahawkt", d. h. mit einem Keulenschlage getödtet; weiter ging kein Menschenleben verloren. Der Oberbeamte, Capitän Thomas, wurde gleichfalls gebunden und man nahm ihm seine Verwaltungsgelder im Betrage von etwa 400 Pf. St. weg. Die

Eingeborenen von Warrekauri und die dort lebenden wenigen Europäer waren zum Widerstande zu schwach und mußten es geschehen lassen, daß man Geld, Waffen und Schießbedarf aus ihren Häusern nahm. Dann brachten die Maoris ihre Frauen und Kinder an Bord und segelten fort. Die Gesammtzahl bestand aus 163 Männern, 64 Frauen und 71 Kindern. Drei Männer und eine Frau wollten sich nicht mit einschiffen und blieben zurück. Ein Beamter, welcher an Ort und Stelle geschickt wurde, um über diese merkwürdige Episode zu berichten, hebt hervor, daß der Plan mit bewundernswürdiger Umsicht und Schnelligkeit ausgeführt worden sei. Er erklärt die Mäßigung, mit welcher „eine Bande siegreicher Fanatiker" verfahren sei, für preiswürdig. Als Capitän Thomas sich beklagte, daß die Stricke, mit welchen man ihn gebunden hatte, zu straff angezogen seien und ihm Schmerz verursachten, lockerten sie sofort die Bande.

Von Rachsucht zeigten sie keine Spur und es wäre, wie ein Berichterstatter meint, angemessen gewesen, wenn man sie nach ihrer Landung auf Neuseeland in Ruhe gelassen hätte; als Gefangene auf den Chatham-Inseln waren sie sehr gut behandelt worden und führten auch keine Klage. Nun aber wurden bewaffnete Constabler, Freiwillige und einige Compagnien Soldaten gegen sie aufgeboten und sofort begann das Scharmützeln. Die tapferen Wilden wehrten sich wacker, wurden aber am 8. August vom Obersten Whitmore aus einer ihrer festen Stellungen vertrieben, aber sonst nicht weiter verfolgt. Bis zum Anfang Septembers — so weit reichen die Nachrichten — hatten die Weißen in allen Unternehmungen gegen diese Maoris nur Mißgeschick; die „Wilden" haben sich nun in Gegenden an der Ostküste gezogen, in welche man sie nicht verfolgen kann.

Inzwischen nimmt an der Westküste der Krieg seinen Fortgang. Dort hat Oberst M'Donnell eine Menge kleiner Dörfer zerstört, nachdem vor einiger Zeit ein Posten der Weißen bei Waihi vom Maorihäuptling Tito Kauharo überfallen worden war. Nun hat der Oberst den festen Pah bei Ngutu o te Manu angegriffen und jenen Tito in der Art umzingelt, daß er sich außer jeder Verbindung mit anderen Stämmen befindet. Sein System lautet: summarische Züchtigung. Insgemein überfällt er die Maoris vor Tagesanbruch und am 20. August erstürmte er mit seinen 350 Soldaten einen Pah, welchen er sofort in Asche legte. Er wird von einigen Maoristämmen unterstützt, und wir sehen also dasselbe Schauspiel, wie bei den Indianern Nordamerikas. Die Wilden selbst tragen wesentlich zu ihrer eigenen Ausrottung bei. Aber am 7. September erlitten die Weißen eine sehr empfindliche Niederlage. Diesmal ließen die Maoris sich nicht überraschen; zwar verloren sie 27 Mann, alles Hauhaus, aber die Weißen ließen 14 Soldaten und 5 Offiziere auf dem Platze. Unter den letzteren befand sich auch ein Deutscher, welcher seit Jahren gegen die Maoris focht und dessen Name oft genannt worden ist, der Major von Tempsky. Er war, wie wir gelesen zu haben glauben, aus Braunschweig gebürtig und fiel, durchbohrt von der Kugel eines Hauhau, der sich in den Zweigen eines Baumes verborgen hatte. Die Colonialtruppen wollen den Krieg fortsetzen, der einen immer blutigern Charakter annimmt.

Die neuseeländischen Inseln hatten nach dem Census von 1867 eine weiße Bevölkerung von 218,668 Köpfen und ihre Zahl wächst durchschnittlich in jedem Jahre um 25,000 Köpfe an. Die Zahl der Eingeborenen, der Maoris, stellte sich schon 1858 auf kaum 56,000; sie ist seitdem viel schwächer geworden, und die Zahl der kriegstüchtigen Männer und Jünglinge wird höchstens 10,000 bis 12,000 betragen. Von diesen sind viele den Engländern befreundet oder leben wenigstens in Frieden mit ihnen. Von den feindlich gesinnten erscheinen immer nur kleine Trupps von höchstens einigen Hundert Mann im Felde. Sie sind so geblieben, wie sie stets gewesen; die Civilisation läßt sie innerlich unberührt, sie hat ihnen aber gute Waffen geliefert und sie gelehrt, von diesen den besten Gebrauch zu machen. Man sperrt sie ein und sie entlaufen; man deportirt sie und sie kommen wieder; man greift sie an und sie halten Stand oder zerstreuen sich, und in den Scharmützeln und Gefechten sind sie eben so oft Sieger wie Besiegte. Sie leben über weite Räume zerstreut und deshalb kann man nicht mit einem Male einen großen Schlag gegen sie führen. So verzettelt sich Alles und der Kampf wird dadurch in unabsehbare Länge gezogen. Ueber den Ausgang desselben kann kein Zweifel obwalten; die Maoris werden im Fortgange der Zeit unterliegen und am Ende verschwinden. Das wird das Ende der Civilisations- und Missionsbestrebungen sein, — der Maori wird der Geschichte angehören, wie so viele Indianerstämme Nordamerikas, von denen nichts übrig geblieben ist als der Name.

Vertilgung der Eingeborenen im australischen Queensland. Wir haben derselben schon oft erwähnt; jetzt lesen wir („Anthropological Review", October 1868), daß das Werk der Ausrottung unabläßig fortschreitet. Man meldet aus Carpentaria, daß die Schwarzen einen vormaligen Polizeiinspector, Manson, und einen Chinesen ermordet haben. Eine zu Brisbane erscheinende Zeitung sagt nicht, was Anlaß zur Ermordung gab, wohl aber, wie dieselbe „gerächt" wurde: Die Schwarzen sind sehr unruhig geworden. Unweit von hier haben sie mehrere Pferde gespeert und Steaks aus dem Fleisch herausgeschnitten. Nun ritt die schwarze Polizei unter Führung des Unterinspectors Uhr ins Feld und schoß etwa dreißig Schwarze nieder. Als das eben geschehen war, lief die Nachricht ein, daß ein Herr Cannon bei Liddle und Hetzers Station unweit von Norman ermordet worden sei. Herr Uhr ritt sofort auch dorthin und hatte vollständigen Erfolg. Eine 14 Mann starke Bande wurde von ihm abgefaßt, dann zwei andere je von neun und acht Köpfen, und es gelang ihm, sie alle niederzuschießen. In der letztern Bande war ein Schwarzer, der 18 bis 20 Kugeln im Leibe hatte und doch nicht sterben konnte, da schlug ein „Trooper" (Reiter) ihm den Schädel ein. In einem Lager der Eingeborenen fand Herr Uhr einen Compaß, der Herrn Manson gehört hatte, und einen Revolver, früher Eigenthum eines Chinesen. Die Leichen dieser beiden wurden aufgefunden; sie waren gräßlich verstümmelt. „Jedermann im Bezirk ist hoch erfreut über diese Schlächterei en gros, bei welcher die schwarze Polizei trefflich mitgewirkt hat. Herrn Uhr gebührt Dank dafür, daß er diesen Bezirk vermöge seiner Energie von 59 Myalls (d. h. Eingeborenen) befreit hat." So hoch beläuft sich also die Zahl der vertilgten Eingeborenen.

Zur Mission in Australien. Im Juni dieses Jahres fand in Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien, die Jahresversammlung der sogenannten Aborigines' Friends' Association Statt. Es bestehen in dieser Colonie gegenwärtig folgende Missionsanstalten zur Bekehrung der Eingeborenen: in Poonindie, die älteste; in Far North, nördlich von Port Augusta, wo die mährischen Brüder wirken; in Point Pierce; in Lacepede Bai und in Point Macleay. Die letztere gehört den Dissenters und steht unter der Leitung des Herrn G. Taplin, und auf diese eben hatte obige Generalversammlung Bezug. Aus dem Bericht entnehmen wir Folgendes. Mit den Finanzen stehe es nicht besonders. Milde Gaben aus der Colonie selbst wären bloß 220 Pf. St. eingegangen und zwar meist nur von wenigen reichen Colonisten; indeß habe eine sehr bemittelte und fromme Dame in Schottland, der das Seelenheil der „armen Heiden" sehr am Herzen liege, ein Geschenk von mehreren Hundert Pfund Sterling dargebracht. Die Colonialregierung gewähre eine jährliche Unterstützung von 500 Pf. St. Wie sehr die Eingeborenen selbst (wir, die wir dieselben aus langjährigem Verkehre kennen, möchten dies außerordentlich bezweifeln) um ihr geistiges Heil besorgt seien, beweise der Umstand, daß sie aus den Ersparnissen ihres kärglichen Verdienstes 22 Pf. St. eingeliefert hätten! Man beabsichtige, eine Capelle und kleine Wohnungen für die Bekehrten zu bauen. Ein Eingeborener, Namens William Mac Hughes, solle zum Missionär unter seinen Stammgenossen „ausgebildet" werden und erhalte dazu ein von jener frommen Schottin ausgesetztes Stipendium von 40 Pf. St. pro Jahr. Auf und bei

der Anstalt befinden sich acht Knaben und zehn Mädchen, welche die Schule regelmäßig besuchen; neun junge Männer und fünf Frauen arbeiten am Tage auf der Farm und werden des Abends unterrichtet; außerdem leben noch 55 Eingeborene, alt und jung, nicht weit davon. Der Gottesdienst werde durchschnittlich von 12 bis 20 Erwachsenen und 14 bis 17 Kindern besucht. Sehr viel davon sei jedoch weiter nichts als Aussaat und müsse man auf eine spätere Ernte hoffen. Als Arbeiter verdienten die auf der Anstalt lebenden Eingeborenen den entschiedenen Vorzug vor ihren übrigen Stammgenossen, denn sie zeichneten sich durch Nüchternheit, Wahrheitsliebe, Keuschheit und Fleiß aus! Von neun Eingeborenen müsse Herr Taplin versichern, daß sie wirklich gläubige Christen seien und fünf andere seien auf gutem Wege dazu. (— Die gewöhnlichen Floskeln! —)

Solche Missionsberichte muß man immer mit Vorbehalt lesen. Daß die Missionen im Allgemeinen sehr geringen Erfolg haben, weiß man an Ort und Stelle am besten; von dem Dogmatismus zumal, welchen man meist predigt, verstehen die Eingeborenen kein Wort. So viel ist aber gewiß, daß, wo immer die Weißen ihren Fuß hinsetzen, von dem Augenblicke an die Sterbeliste der Farbigen um gewaltige Procente zunimmt, bis sie ausgestorben sind. Uns fällt hier ein sehr wahres Wort bei, welches vor ungefähr zehn Jahren der sehr intelligente und im letzten Maorikriege oft erwähnte Na Wire mu Tamihana te Waharoa, gewöhnlich William Thompson genannt, gegen den damaligen Gouverneur aussprach: „Ihr (die Europäer) nehmt (richtiger: raubt) uns unser Land und damit unser Brot, — und dafür predigt Ihr uns das Christenthum, davon wir aber nicht leben können." —g—.

Die Chinesen in Californien. Für die Chinesen bestanden in Californien bislang sehr lästige und unbillige Bestimmungen. Dahin gehört insbesondere, daß sie ungewöhnlich hoch besteuert waren, daß sie kein Land eigenthümlich erwerben durften und endlich, daß ihr Zeugniß vor Gericht gegen Europäer keine Geltung hatte. Es ist nun dem Bemühen des jetzigen chinesischen Gesandten, Herrn Burlingame, in Washington gelungen, einen Artikel in den neuerdings zwischen China und den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrag hineinzubringen, welcher obige Vorschriften aufhebt und die Chinesen mit den Unterthanen anderer Staaten gleichstellt. Auch wird der Regierung von Peking das Recht zugestanden, von jetzt ab überall Consuln zum Schutze der Ihrigen anzustellen.

Es leben in Californien gegenwärtig ungefähr 62,000 Chinesen, die — man kann beinahe sagen: ausschließlich — Eingeborene der Provinz Canton sind. Sie haben sich fast ohne Ausnahme in sechs landsmannschaftliche Clubs vereinigt, und ist diese Ziffer von der Zahl der Districte entlehnt, aus denen die Emigrirten meist kommen. Ihre Namen sind folgende: Sam Yap, Kong chaa, Ning young, Yeung wo, Hop wo und Hip kat.

An der Spitze dieser Clubs stehen nur Männer von Ansehen und Rang, welche im Uebrigen die Leitung in ziemlich absoluter Weise betreiben. Bei Ankunft eines Schiffes mit chinesischen Einwanderern begeben sich Emissäre an Bord desselben und nehmen die aus ihren respectiven Districten Kommenden unter ihre Obhut. Im Clubhause erhält der Ankömmling gegen eine geringe Vergütung Kost und Wohnung, bis er ein Unterkommen gefunden, und ist er später einmal außer Verdienst, so mag er, ausgenommen in Fällen von Faulheit und Liederlichkeit, auch da wieder eintreten. Handelt es sich um Kranke und Schwache, so übernimmt der Club, wenn nicht durch Privatbeiträge geholfen wird, ihre Pflege, bezahlt den Arzt und trägt selbst, falls die Rückkehr nach China nothwendig wird, die Reisekosten.

Eine fernere Aufgabe dieser Genossenschaft besteht darin, die bürgerlichen Rechte ihrer Mitglieder zu überwachen und, wo es nöthig, Advocaten anzunehmen, die sie vor dem Gerichtshofe vertheidigen. Ist das Mitglied zu arm, um selbst die Kosten zu tragen, so zahlt der Club. Bei Streitigkeiten unter Chinesen wendet man sich allemal an den Vorstand und dessen Entscheidung wird in den meisten Fällen als endgültig acceptirt.

Eine dieser Landsmannschaften hat sich auch die gewiß sehr löbliche Aufgabe gestellt, dem abscheulichen Handel mit chinesischen Mädchen, den manche nichtswürdige San Franciscaner betreiben, nach Möglichkeit zu steuern.

Die Namen sämmtlicher Mitglieder sind in ein großes Buch eingetragen, und um zu verhindern, daß Schuldner sich heimlich davon machen, müssen alle, die nach China zurückkehren wollen, zuvor dem Comité diese ihre Absicht kundthun, das ihnen nur dann die Abreise erlaubt, wenn es sich überzeugt hat, daß sie keine Schulden hinterlassen.

In den meisten Clubhäusern ist ein besonderer Raum vorhanden, in welchem die Geister verstorbener Mitglieder verehrt werden. Es befindet sich darin ein Altar, auf welchem Gaben von Verwandten und Freunden dargebracht werden, und hinter demselben gewahrt man eine lange Liste derer, welche in dem Lande des Exils, d. i. in der Fremde, gestorben sind. —g—.

Fortschritt in Ostindien. In England bekümmert sich das große Publicum im Allgemeinen nicht viel um die Verhältnisse in dieser Besitzung. Man hat sich allerdings gefreut, daß dieselbe Baumwolle in wachsender Progression lieferte, größere Theilnahme für Indien zeigt sich jedoch erst seitdem die Russen Samarkand eingenommen hatten und viel von einem Conflicte der beiden europäischen Großmächte im Innern Asiens gesprochen wird. Vor einigen Tagen hat nun ein Parlamentscandidat, Herr Massey, der längere Zeit in Indien als Beamter lebte, in der Baumwollenbörse zu Liverpool auf die große Bedeutung dieses Landes und die Fortschritte desselben hingewiesen. Vor hundert Jahren, sagte er, bestanden die britischen Besitzungen lediglich aus ein paar Handelsfactoreien, aber seitdem hat eine Handvoll Europäer dort ein großes Reich erworben, das vom Cap Comorin bis an den Fuß des Himalaya reicht, und behauptet dasselbe durch Willenskraft, Tapferkeit und kluge Politik. Diese letztere werde allerdings sehr verschieden beurtheilt, man müsse jedoch in Betreff der vielfach getadelten Annexionen die eigentliche Sachlage ins Auge fassen. Ohne Annexionen, sagte Massey, würde unser indisches Reich ein Ding der Unmöglichkeit sein; ja, die Bedingungen unserer Existenz in Indien wären ohne solche Annexionen aufgehoben worden. Wir hatten nicht bloß mit auswärtigen Rivalen zu kämpfen, sondern auch mit den indischen Fürsten. Es ist aber allezeit Wunsch der Regierung gewesen, die Rechte der indischen Fürsten zu achten und sie ist gegen dieselben nur dann eingeschritten, wenn dringende Gründe und Veranlassungen dazu zwangen. So gegen den unverbesserlichen Tyrannen in Audh (Oude), der sein Volk abscheulich bedrückte; so auch in Maïssur (Mysore), dessen Herrscher sich mit auswärtigen Feinden verbündet hatte. Aber nach Vertreibung Tippu Sahib's, welcher ein Usurpator auf dem Throne war, hat man einen Erben des rechtmäßigen Herrscherstammes eingesetzt, der sich freilich sehr untauglich zeigte; man mußte das Land durch britische Beamte im Namen des Königs verwalten lassen, der im vorigen Jahre in hohem Alter gestorben ist. Nun ist ein Adoptivsohn desselben König. Unter Umständen aber können wir gar nicht umhin, Länder einzuverleiben.

In Betreff der Eisenbahnen ist Großes geschehen. Man fährt nun mit Expreßzügen von Calcutta nach Delhi, 1100 Miles, und bald auch bis Amballah am Fuße des Himalaya. Die Linie von Allahabad bis Bombay ist ein Triumph der Ingenieurkunst. Die Entwickelung des Eisenbahnsystems hat nicht bloß in wirthschaftlicher Beziehung schon jetzt segensreiche Folge gehabt und dem Handel mächtigen Aufschwung gegeben, sondern auch auf die Anschauungen und die Sitten der Eingeborenen umwandelnd eingewirkt. Schon jetzt ist durch dasselbe mehr zur Beseitigung mancher Vorurtheile und namentlich des Kastenwesens geschehen, als durch irgend welche Verwaltungsmaßregeln. Der Respect vor einem Volke, das solche Schienen-

wege baut, ist gewachsen, die frühere Absonderung wesentlich vermindert worden. Zwischen 70 und 80 Millionen Pfund Sterling britischen Capitals ist bei den indischen Bahnen angelegt worden und die Regierung hat die Zinsengarantie übernommen. — Das indische Budget ist größer als das von Rußland, Preußen oder Oesterreich. — Massey erwähnte dann der vielen Bewässerungscanäle, welche auf Antrieb der Regierung hergestellt worden sind und die von unberechenbarem Segen in einem Lande erscheinen, das so viele sandige Strecken hat und theilweise an Dürre leidet. Man fährt unablässig fort mit diesem Canalbau. — Es versteht sich von selber, daß Massey vor seinen Liverpooler Zuhörern der indischen Baumwolle erwähnte; man dürfe annehmen, daß der Anbau derselben nach und nach einen noch größern Umfang gewinnen werde. Man hat, so schloß der Redner, gesagt, daß wohl bald die Zeit kommen werde, da wir aus Indien abziehen und das Land sich selbst überlassen müßten. Ich glaube, daß diese Zeit noch in weiter Ferne liegt. Wenn wir aber dermaleinst freiwillig oder gezwungen unsere Besitzungen in Asien aufgeben, dann werden wir dort großartige Denkmäler unserer Herrschaft und unserer Civilisation zurücklassen, und die Geschichte wird uns das Zeugniß ausstellen, daß wir mit dem Pfande, das uns anvertraut war, in gutem Sinne gewuchert haben. Durch Indien ist England mächtiger und reicher geworden, aber Indien hat unter unserer Herrschaft nicht nur nichts verloren, sondern viel gewonnen.

Die Hülfsquellen Spaniens und die Capitalien des Auslandes. Als industrielle Leute auf der pyrenäischen Halbinsel kann man eigentlich nur die Catalonier, Asturier und Gallegos betrachten. In manchen Provinzen versteht man sich gut auf den Anbau des Bodens, indem man den Ueberlieferungen aus den Zeiten der Mauren treu geblieben ist. Aber in dem bisher von der doppelten Geißel des Pfaffenthums und des Despotismus heimgesuchten Spanien ist heute die Hälfte der gesammten Oberfläche eine steinige oder sandige Einöde. Auch unter günstigen Umständen wird das Land nur langsam emporkommen. Ein Kaufmann in Cadiz schreibt („Times-Mail" 30. October): „Sobald in religiöser Beziehung ein freieres System zur Geltung kommt und die hohen Eingangszölle erniedrigt werden, dann kann es nicht fehlen, daß die Küstenstädte von einer Armee friedlicher Kaufleute — Deutschen, Franzosen, Italienern und Engländern — überzogen werden, welchen dann allmälig in den Hafenplätzen das Uebergewicht zufallen muß. Der Spanier wird sich dann auf das Innere angewiesen sehen und muß dort Landwirthschaft treiben, für welche er sich gut eignet und die ihm lohnenden Ertrag gewähren kann. Natürlich wird auf Unterricht und Erziehung große Sorgfalt zu verwenden sein."

Die deutschen Handelshäuser spielen schon jetzt in Spanien eine Rolle; die größte Papierfabrik im Lande, jene zu Granada, ist in deutschen Händen, aber die Engländer stehen in Betreff der Capitalanlage in der vordersten Reihe. Die Weingerte, welche den Scherrywein liefern, sind zum großen Theil in ihrem Besitze, schon seit 1808 haben die Ankäufe dieser andalusischen Weinberge begonnen. In Jerez de la Frontera sind 12 englische Handlungshäuser, deren Besitz in Ländereien, Landgütern, Weinbergen und Vorrath an Wein auf die kolossale Summe von 2,230,000 Pf. St. abgeschätzt worden ist. In einer dieser Firmen haben englische Capitalisten einen Antheil von mehr als einer Million Pfund Sterling. Die Spanier schätzen den Werth des britischen Eigenthums in Jerez und dessen Umgebungen auf vier Millionen Pfund, jenes in Sevilla auf 360,000, im Hafen Santa Maria 453,000 Pf. St., in den Minenbezirken der Provinz Cordova 480,000, in der Provinz Huelva 580,000, in Cadiz, hier ihre Rhederei mit eingeschlossen, 350,000 Pf. St. Zwischen Utrera und Morore haben die Engländer eine Eisenbahn für 650,000 Pf. St. gebaut, und so ergiebt sich, daß das britische Eigenthum in Andalusien sich auf 5,301,000 Pf. St. beläuft. — Die spanischen Eisenbahnen sind fast alle von französischen Unternehmern gebaut worden; die Actionäre machen aber kein gutes Geschäft, weil es noch gar zu sehr an Verbindungswegen fehlt. Geistlichkeit und Königthum haben sich um solche Dinge nicht gekümmert, sondern Schätze in todter Hand aufgehäuft; auch ist die Bahnverwaltung schlecht. In den nördlichen Provinzen ist viel englisches Capital im Bergbau angelegt worden. Am nützlichsten sind aber die von englischen Compagnien angelegten Bewässerungscanäle; so hat z. B. der Hénarescanal in der Provinz Guadalajara 300,000 Pf. St. gekostet. Wenn ein verständiges und ausgedehntes System solcher Bewässerungscanäle ausgeführt würde, dann könnte es nicht fehlen, daß Spanien ein ganz anderes Aussehen gewönne und doppelt soviel Getreide lieferte wie gegenwärtig. Es unterliegt, den Untersuchungen englischer Ingenieure zufolge, nicht dem mindesten Zweifel, daß mindestens zwei Drittel der jetzt trocken liegenden Gegenden in Castilien, Leon, Estremadura ꝛc. anhaltend und regelmäßig bewässert werden könnten; noch mehr, sie wären dann wieder zur Anpflanzung von Wäldern geeignet, an welchen das Land so empfindlichen Mangel leidet.

Die französische Compagnie der transatlantischen Dampfer hat drei Linien: von Havre, Brest und St. Nazaire, nach Amerika. Die Schiffe der erstern gehen direct von Havre nach Neuyork, jene der zweiten von Brest nach Westindien: St. Thomas, Havana, Vera Cruz mit Nebenlinie nach Neuorleans; die der dritten von St. Nazaire nach den französischen Antillen, St. Thomas, Guyana, Venezuela und dem Isthmus; sie stehen im Anschluß an die englischen und amerikanischen Dampfer. Die Compagnie will nun auch die Westküste Südamerikas in das Bereich ihrer Thätigkeit ziehen vermittelst einer Linie von Panama nach Valparaiso; die Dampfer werden in den zwischen beiden Punkten liegenden Häfen von Ecuador, Bolivia und Peru anlaufen. Der Handel Frankreichs mit den fünf südamerikanischen Republiken am Stillen Oceane beträgt jährlich etwa 130,000,000 Francs. Die Compagnie hat gegenwärtig 21 Dampfer von 17,000 Pferdekraft und 80,000 Tonnen Ladungsfähigkeit; diese Flotte kostete 65,603,683 Francs.

Fortschritte der nordamerikanischen Pacific-Eisenbahn. Zu Ende Septembers waren, den californischen Blättern zufolge, die Schienen der Central-Pacific-Eisenbahn bis nach Winnemucca, 318 Meilen von Sacramento, gelegt und die ganze Tour bis dort dem Betriebe übergeben. Die Union-Pacific-Eisenbahn auf ihrer Seite hat ihre Schienen bereits bis 800 Meilen von Omaha gelegt; zusammen 1118 Meilen, wonach bis jetzt noch eine Entfernung von 600 Meilen zu überwältigen bleibt. In den letzten 8 Monaten hat die Union eine Strecke von 260 Meilen, die Central 218 Meilen dem Betriebe übergeben, mithin durchschnittlich 59 Meilen per Monat. Wenn wir jedoch in Erwägung ziehen, daß beide Compagnien mit dieser Bahn über Gebirge, resp. 7000 bis 8000 Fuß hoch, und noch gerade dazu in der Winterzeit zu legen hatten, und die jetzige Schnelligkeit, mit welcher die Arbeiten verrichtet wurden, betrachten, wo gegen 80 Meilen Schienen per Monat in der letzten Zeit gelegt worden sind, so dürfen wir annehmen, daß, wenn nicht besondere Störungen vorkommen, die Hälfte der noch zu legenden Bahn bis Anfang nächsten Jahres und die übrigen 300 Meilen, Schneeregen und Sturm in Erwägung gezogen, bis zum nächsten Juli fertig sein werden und die Bewohner an den Küsten beider Meere durch eine ununterbrochene Eisenbahnlinie in Verbindung stehen. Wenn wir annehmen, daß die 600 Meilen zwischen den beiden Bahnen per Wagen fünf Tage in Anspruch nehmen, auf der Centralbahn, soweit dieselbe bis jetzt vollendet ist, 16 Stunden, auf der Union-Road bis Omaha 40 Stunden, so kann jetzt schon die Tour von Sacramento bis zum Missouri River in 7 Tagen und 8 Stunden zurückgelegt werden. Die Distanz von Omaha bis Neuyork, 1454 Meilen, nimmt 72 Stunden oder 3 Tage, von Sacramento bis San Francisco circa 6 Stunden in Anspruch, mithin würde es heute nur 12 Tage erfordern, um von San

Francisco am Pacific nach Neuyork am Atlantischen Ocean zu kommen, die noch vor Ablauf dieser Zeit auf 10 Tage herabsinken können.

Alte Menschenspuren in Mittelitalien. Professor Nicolucci fand im verflossenen Juni dergleichen bei Ausgrabungen in den hohen Uferhügeln der Tiber, im Kies (bianchi diluviali) unweit von Rom, in einer Kieshöhle bei Pontemolle und Tor di Quinto. Bei Rom findet man eine ausgedehnte alluviale Ablagerung, mehr als 30 Meter hoch über dem höchsten Wasserstande des Flusses; Sand und Breccie sind sehr unregelmäßig durch einander gemischt und liegen in sehr unebenen Betten; man findet dort Kreide und Feuerstein von der Juraformation, eocenes Gestein von den Apenninen, Breccie und vulcanische Stoffe aus den subapenninischen Gegenden. In dieser ganzen Ablagerung kommen bearbeitete Flintsteine vor, zumeist in einer Tiefe von 10 bis 12 Meter unter der Oberfläche. Es sind Messer, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Kratzer, Keile, alle so roh, daß man sie bei oberflächlichem Betrachten nicht für Werke des Menschen halten sollte; alle sind von Feuersteinen abgeschlagen worden, die theils gelblich und durchsichtig, theils opalingrau erscheinen und welche durch Wasser aus der Centralregion der Apenninen dorthin geschwemmt worden sind. In denselben Betten fand Nicolucci Ueberbleibsel von ausgestorbenen Dickhäutern (Elephas antiquus, meridionalis, primigenius) zusammen mit solchen von Meles (Dachs), Felis und Testudo. — Die Gebrüder Indes veranstalteten Nachgrabungen in einer Knochenhöhle am Monte delle Gioie bei Ponte Salara und fanden dort Steinwaffen und Geräthe zusammen mit Knochen vom Elephas primigenius und anderen ausgestorbenen Thieren.

Aufgefundene Fossilien in Südaustralien. In der Nähe von Kapunda (Südaustralien), berühmt durch seine reichen Kupferminen, wurden kürzlich in einem ausgetrockneten Creek fossile Knochen aufgefunden, die dem ausgestorbenen Diprotodon Australis angehören. Sie lagerten an der obern Seite eines kleinen Risses von Thonschiefer in der Tiefe von fünf Fuß und waren wahrscheinlich durch eine Alluvialüberschwemmung dahin getrieben, da der Creek sich erst in späterer Zeit gebildet zu haben scheint. Dieses gigantische Thier, von dem zuerst Sir Thomas Mitchell auf seinen Expeditionen ins Innere Australiens im Jahre 1837 Fragmente auffand und von dem ein erstes volles Exemplar sich jetzt in der paläontologischen Abtheilung des britischen Museums befindet, gehört den Marsupialien oder Beutelthieren an, fällt also ins Känguruhgeschlecht, hat aber trotzdem auffallende Aehnlichkeit mit den großen Pachydermen. —g—.

Die Ritualisten in England sind bekanntlich diejenigen Geistlichen und Mitglieder der anglikanischen Hochkirche, welchen der äußere Cultus der letztern viel zu einfach ist und die deshalb auf eigene Faust Kleiderpomp, Kniebeugungen, das Schwingen der Weihrauchfässer und allerlei andere „papistische Abominationen", zu deutsch Abscheulichkeiten, eingeführt haben, welche den übrigen Anglikanern als geradezu „shocking" erscheinen. Besonders auffallend treiben es die Ritualisten mit ihren Neuerungen in der Stadt Brighton, und es ist dort schon zu mancherlei anstößigen Auftritten gekommen. Wie weit die Ritualisten bereits auf dem Wege nach Rom hin vorgedrungen sind, ergiebt sich aus folgenden Stellen einer Predigt, welche der hochwürdige Arthur Wagner, ein protestantischer Prediger, am dritten Sonntage des October in der St. Paulskirche gehalten hat: „Der Protestantismus ist eine Religion, die auf der Todtenbahre liegt; sie stirbt an Erschöpfung, aus Mangel an Lebenskraft und weil sie in sich keinen innern Zusammenhang hat. Wir haben sie nicht verfolgt, wie sie uns verfolgt hat; wir haben sie sich selber überlassen. Ihr Alle wißt, wie giftig der Protestantismus gegen Alle ist, die von ihm abweichen. Aber nun ist seine Zeit abgelaufen; seine eigenen Kinder mißtrauen ihm. Das Volk merkt nun, daß es ein weit sichereres Ding ist, Mitglied der katholischen Kirche zu sein, als auf den hohen Plätzen zu sitzen, wo der Protestantismus ist. Gottes Gnadenohr ist dem Protestantismus verschlossen. Wer könnte eine Thräne vergießen über den Untergang eines solchen Systems? Es geht zu Grunde, rasch zu Grunde, und unter Gottes Beihülfe wird es überhaupt recht bald mit ihm völlig zu Ende sein." Bei der Neigung der Engländer zu allerlei theologischen und kirchlichen Händeln fehlt es nicht an bitteren Controversen. Daß die anglikanische Staatskirche in ihren Grundfesten erschüttert ist, und daß ihr Fall nicht ausbleiben kann, sobald einmal die irische Staatskirche zu sein aufgehört hat, das darf man nicht bezweifeln. Aber vom protestantischen Standpunkte kann man es allerdings für „shocking" halten, daß ein Pastor, welcher den Eid auf die 39 Artikel der anglikanischen Kirche geleistet hat, sich in solcher Weise über dieselbe äußert, ohne vorher aus ihrer Gemeinschaft ausgetreten zu sein. Uebrigens ist es nicht zu verkennen, daß die römische Kirche in wachsender Zahl Anhänger in England gewinnt, während man ihr in anderen Ländern so oft den Rücken kehrt.

Aberglaube auf den orkadischen Inseln. Die Landleute auf den Orkneys sind ruhige brave Leute, sehr fleißig in ihrer Art, fast alle können lesen und schreiben und zumeist sind sie auch bibelfest und heiligen sehr streng den Sabbath. Aber trotzdem lebt doch noch mancher interessante Aberglaube im Volke fort. Daß Menschen, welche ertrunken sind, in Seehunde verwandelt werden, glaubt man seit etwa einem Menschenalter allerdings nicht mehr, aber alte Frauen haben großen Abscheu vor der Steinbutte und mögen den Namen dieses Fisches nicht aussprechen. Viele Leute scheuen sich auch zu gewissen Zeiten ihren eigenen Namen zu nennen, und allgemein vermeidet man bei Beginn einer Fahrt das Boot nach der Richtung zu lenken, in welcher die Sonne steht (turning a boat widdershins). Heirathen schließt man bei wachsendem Monde, denn der abnehmende Mond gilt für „unfruchtbar". Der Donnerstag ist für den Abschluß der Ehe am günstigsten. — Das Fleisch von einer Kuh, die bei abnehmendem Monde geschlachtet worden ist, schrumpft im Topfe zusammen. — Es ist ein günstiges Anzeichen, wenn das erste Lamm, welches im Jahre fällt, weiß ist; ein schwarzes bedeutet Unglück. — Auf Stromneß lebte bis 1840 eine alte Frau, Bessie Miller, welche für einen Sixpence den Schiffern günstigen Wind verkaufte. Sie wird als eine alte Hexe mit stechenden blauen Augen beschrieben, als eine hagere und magere Hekate oder Sycorax. Sie stand vor einem Kessel, in welchem es kochte, und machte Wind oder stellte ihn; also eine Wetterhexe. Eine andere Zauberschwester war Steine Beagh, und noch jetzt ziehen alte Weiber umher, welche Zahnschmerzen besprechen und schmerzloses Gebären versprechen. Unter den frommen, puritanischen Leuten ist eine kleine Schrift verbreitet, welche allerlei Zauber bewirkt: „Abschrift eines Briefes, den unser seliger Herr Jesus geschrieben hat;" sodann: „Des König Agbarus Brief an unsern Erlöser, mit Jesu Antwort; seine Curen und Mirakel; des Lentulus Brief an den römischen Senat in Betreff Christi, treu aus der hebräischen Urschrift übersetzt, welche sich im Besitz der Familie der Lady Cuba in Mesopotamien befindet." Jedes Haus, in welchem sich dieses Buch befindet, hat Glück, und die noch vorhandenen Exemplare dieser Scharteke werden hoch gehalten.

Richard Burton, der unermüdliche Reisende, hat von Santos aus (in der brasilianischen Provinz San Paulo, wo er Consul ist) einen großen Theil Südbrasiliens durchwandert und befand sich im September am La Plata. Von dort ist er gen Süden nach Bahia Blanca und Patagones gegangen; nach seiner Rückkehr von dort wollte er die Landschaft Gran Chaco, am rechten Ufer des Paraguay, erforschen.

Von **Livingstone** hatten wir seit Februar 1867 keine Nachrichten; nun hat Dr. Kirk in Sansibar von ihm einen Brief erhalten; der Reisende befand sich im October und December

1867 in Marungu und im Lande des Cazembe. Man meint, daß er noch vor Schluß des Jahres 1868 in Europa wieder eintreffen werde.

Die Auswanderung nach Amerika. In den Vereinigten Staaten ist sie im laufenden Jahre verhältnißmäßig schwach gewesen. In Neuyork sind bis zum 14. October nur 179,165 gelandet gegen 200,319 im Jahre 1867. Durch die verwirrten Zustände und die hohen Steuern werden viele Leute abgeschreckt und wählen andere Auswanderungsziele. Der Director des statistischen Bureaus in Washington, Delmar, hat eine vergleichende Tabelle der Steuerlast für die Jahre 1860 und 1868 aufgestellt. Demzufolge betrugen die 1860 vom Volke bezahlten Steuern für die Bundesregierung und -Verwaltung in runder Summe 56 Millionen; für die Verwaltung der einzelnen Staaten 24 Millionen, und für die County-, Stadt-, Special- und andere Taxen 54, zusammen etwa 134 Millionen, demnach 4 Dollars 32 Cents auf den Kopf. — Im Jahre 1868 beliefen sich die Steuern für die Bundesregierung auf nahezu 500,000,000, die Staatssteuern auf 750,000,000, die County-, Stadt- &c. Steuern auf 276,000,000 Dollars, — Totalsumme 851,000,000 Dollars oder 23 Dollars auf jeden Kopf der Gesammtbevölkerung. Delmar will diese exorbitanten Ziffern durch amtliche Nachweise belegen. — Die Staatsschuld der Union betrug abzüglich des Baarvorraths am 1. October 1868 die Summe von 2534,643,719 Dollars. — Die Auswanderung nach Südamerka nimmt namentlich in den romanischen Staaten zu. In der ersten Hälfte des laufenden Jahres kamen (bis 30. Juni) in Montevideo an: aus Italien 4480 Köpfe; Spanien und Westindien 1777; Brasilien 1377; Frankreich 836; dann: Belgien 358, England 201, Chile 187; aus anderen Ländern 123. Von jenen 9139 erhielten Alle schon in den ersten drei Tagen nach ihrer Ankunft lohnende Arbeit und nur 323 hatten nöthig, sich an das Einwandererbureau um Unterkommen und Beschäftigung zu wenden. — Die deutsche Einwanderung in Südbrasilien, wo jetzt schon an 100,000 unserer Landsleute im Wohlstande leben und blühende Gemeinden bilden, nimmt allmälig zu und wird ohne Zweifel immer stärker werden, sobald die Vortheile, welche jene fruchtbare und gesunde Region darbietet, allgemein bekannt und in verständiger Weise gewürdigt werden.

* * *

— Die Anlagekosten der Eisenbahnen im Königreiche Sachsen stellten sich zu Ende des Jahres 1866 auf 83,044,235 Thaler. Davon entfallen auf die Staatsbahnen 59,980,550 Thaler; auf die in Staatsverwaltung stehenden 3 Privatbahnen 6,945,997 Thaler; auf die in Privatverwaltung stehenden 5 Bahnen 16,117,688 Thaler. Auf die Meile Bahnlänge kommen bei 3 Bahnen mehr als 800,000 Thaler (Zittau-Reichenberg 1,016,693; sächsisch-böhmische 936,820; Tharand-Freiberg 894,930 Thaler); dagegen erreichen sie bei 3 anderen Bahnen noch nicht 300,000 Thaler. Die Zahl der Locomotiven beträgt 318, alle bis auf nur 29 deutsches Fabrikat; der Tender 256; 657 Personenwagen enthalten 25,147 Plätze; 9767 Lastwagen haben 1,360,540 Centner Gesammtladungsfähigkeit.

— Die consolidirte österreichische Staatsschuld betrug am 30. Juni 1868 die Summe von 2564,729,916 Gulden (umgerechnet in ein 5procentiges Capital); darunter befinden sich 532,225,974 Gulden rückzahlbare Schuld. Die jährlichen Zinsen für die consolidirte Staatsschuld stellen sich auf 102,065,016, für die schwebende Schuld 5,367,126 Gulden.

— Die Baumwollenausfuhr aus Indien nach Europa betrug 1858 nur erst 361,000 Ballen im Werthe von 2,970,518 Pf. St.; sie war 1866 gestiegen auf 1,847,770 Ballen im Werthe von 25,270,547 Pf. St., also mehr als 170 Millionen Thaler. — Ueber die wachsende Baumwollenausfuhr aus dem brasilianischen Hafen Bahia finden wir folgende Angaben: 1861: 116 Ballen; 1862: 6258; 1863: 12,298; 1864: 23,111; 1865: 47,450; 1866: 47,859; die Ausfuhr für 1867/68 wird etwa 88,000 Ballen betragen.

— Die Postbeförderung zwischen Europa, Neuseeland und Australien nimmt jetzt, auf dem Wege über Panama, keine vier Monate Zeit in Anspruch. Auf Briefe, welche am 2. Juli von Southampton abgingen, war die Antwort am 27. October in London eingetroffen, also nach 117 Tagen. Davon entfallen 22 und 9 Tage Zeit für Neuseeland und Sydney zur Beantwortung der Briefe. Die Fahrzeit zwischen Wellington auf Neuseeland und Southampton nahm 47½ Tage in Anspruch, von Sydney nach Southampton 54 Tage.

— In Californien hat man 1868 mehr als 25 Millionen Buschel Weizen geerntet. Im Durchschnitt ergab der Acre 45 Buschels, in Santa Clara County aber 90 Buschels! Wir wollen bemerken, daß auch Buenos Ayres eine ungemein reiche Ernte an Weizen gehabt hat und den beträchtlichen Ueberschuß exportiren wird. Also wieder eine neue Getreideregion.

— Die Wirkungen des großen Erdbebens in der Südsee hat man nicht bloß in Japan, auf den Sandwichsinseln und an der südlichen Küste Californiens verspürt. Am 15. August, also gleichzeitig mit den Erdstößen, welche in Peru seit dem 13. ununterbrochen fortdauerten, wurde die ganze Ostküste der beiden großen Inseln Neuseelands von drei mächtigen Fluthwellen heimgesucht. Sie waren bis zu 20 Fuß hoch und richteten an manchen Stellen vielen Schaden an. Auf den Chatham-Inseln, wo man diese drei Fluthwellen gleichfalls verspürte, waren an der Nordküste der größten die Verwüstungen beträchtlich. In Newcastle, Sydney, Südaustralien und auf Tasmanien waren Ebbe und Fluth in großer Unordnung. Ein Correspondent, welcher zu Wellington auf Neuseeland am 8. September diese Notizen schrieb, hatte eine richtige Ahnung, als er bemerkte: „Das Alles deutet auf gewaltige Convulsionen, die vielleicht 2000 Miles östlich von den Chatham-Inseln vorgekommen sind. Wir auf Neuseeland haben um dieselbe Zeit leichte Erdstöße gehabt. Der Geolog Dr. Hector verfaßt eine Abhandlung über diese Erscheinungen."

Auch Europa wird nun von Erdbeben heimgesucht. Am 31. October verspürte man zu Leamington in der Grafschaft Warwick (England) mehrere Stöße; drei derselben waren mit Schwankungen und unterirdischem Rollen verbunden. Auch in Worcester verspürte man schon am 30. October einen Erdstoß.

— In der Republik Chile sind im Jahre 1866 nicht weniger als 14 Erdbeben vorgekommen: im März 3, April 3, Mai 1, Juni 1, Juli 2, August 1, September 2, October 1. — In demselben Jahre hatte die Hauptstadt Santiago 25 Regenschauer, welche sich auf 32 Tage vertheilten.

— Eine kymrische Zeitung, unter dem Titel „Y Drych", d. h. der Spiegel, erscheint zu Utica im Staate Neuyork. Sie ist das Organ der mehr als 100,000 Waliser, welche in den Vereinigten Staaten leben.

— In Idaho und zwar in den Coeur d'Alenebergen sind ungemein reiche Goldadern entdeckt worden.

— Aus Detroit in Michigan wird unterm 8. October geschrieben: — Gestern kamen auf der Great Western Bahn wieder 60 Mormonen an; sie gehen unverweilt nach dem Großen Salzsee ab. Seit dem Frühjahr sind mehr als 5000 Europäer, welche sich nun zur Lehre der Heiligen vom jüngsten Tage bekennen, nach der Mormonenstadt gegangen; etwa 3500 kamen durch Detroit. Wir erfahren von dem Hauptagenten, daß die Zahl im Jahr 1869 zwischen 10,000 und 12,000 betragen werde. — Brigham Young's Kirche nimmt fortwährend zu und schon nach wenigen Monaten werden die Locomotiven an seinem großen Tabernakel im heiligen Neu-Zion vorüberbrausen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

An der Wolga.

Der Strom und dessen Schiffbarkeit. — Die Städte am obern Laufe. — Uglitsch und die verbannte Glocke; Romanoff, Kostromá, Nischni Newgorod. — Die Tschuwaschen als Schiffsleute. — Russische Bärenjäger. — Gestüte. — Die Tatarenstadt Kasan. — Dampfer auf dem Strome. — Mündung der Kama. — Ssimbirsk, Ssamara und Ssaratow. — Die deutschen Colonien, ihre Geschichte und ihr Gedeihen.

Die Wolga bildet auf ihrem etwa 500 deutsche Meilen langen Laufe die wichtigste Verkehrsader für einen großen Theil des europäischen Rußlands. Vermittelst des ausgedehnten Canalsystems, welches die großen Wasseradern jenes Reiches mit einander in Verbindung gebracht hat, kann man vom Ural wie von der Ostsee Waaren auf den Strom bringen, dessen Gebiet mehr als 20,000 deutsche Geviertmeilen umfaßt. Von der Gesammtlänge des Laufes sind nahe an 400 Meilen schiffbar, aber das Delta unterhalb Astrachans ist derart verschlämmt und versandet, daß dadurch den Fahrzeugen große Hindernisse erwachsen. Vom Nordwesten her erreicht die Eisenbahn den Strom bei Nischni Nowgorod, die Zahl der auf ihm schwimmenden Dampfer ist beträchtlich, und da er den directen Weg zum Verkehr mit der Westseite des Kaspischen Meeres und den Nordprovinzen Persiens bildet und an seinem untern Laufe Tataren wohnen, Kalmücken und Kirgisen mit ihren Herden umherziehen, hat man ihn als ein halbasiatisches Wasser bezeichnet.

Wir haben vor einiger Zeit („Globus" XIII, S. 129) eine Schilderung der untern Wolgaregion mitgetheilt; heute wollen wir den Strom von seiner Quellgegend ab verfolgen. Derselbe entsteht in einer Sumpfebene auf der Höhe des sogenannten Wolchonski-Waldes (der alaunischen Höhen); das Wasser dieser Moräste speist den „Jordanbrunnen" beim Dorfe Wolgo, das im Ostaschkower Kreise des Gouvernements Nowgorod liegt. Der Ablauf aus diesem Brunnen (57° n. Br. 51° östl. L. v. P.) zieht dann durch eine Waldgegend und fließt durch eine Reihe von Seen. Die eigentliche Schiffbarkeit beginnt bei Twer, welches den wichtigsten Verkehrsplatz an der obern Wolga bildet. Weiter abwärts liegt die alte Stadt Uglitsch, wo im Jahre 1591 ein in der russischen Geschichte verhängnißvolles Drama spielte. Czar Iwan der Grausame oder Schreckliche hinterließ zwei Söhne, Feodor und Dimitri. Der erstere lebte zurückgezogen, lag andächtigen Uebungen ob und übertrug die Ausübung seiner Macht seinem Schwager Boris Gudunoff. Dimitri war nach Uglitsch verwiesen worden und mit ihm, dem zehnjährigen Knaben, lebten dort seine Mutter und drei Oheime. Feodor war kränklich und Boris wollte Czar werden. Nur allein jener Knabe, der rechtmäßige Thronerbe, stand ihm im Wege und mußte deshalb beseitigt werden. Am 15. Mai 1591 erschien ein Vertrauter des Boris, Bitiagowsky, in Uglitsch, bemächtigte sich des Knaben und ermordete ihn. Die Wärterin schreiet um Hülfe, wird aber sofort niedergemacht; inzwischen kommen einige Diener herbei und nehmen den Mörder fest. Derselbe behauptet, Dimitri sei in ein Messer gefallen und das habe seinen Tod herbeigeführt. Einer der Oheime läßt die Sturmglocke läuten. Das Volk rottet sich zusammen und ruft laut, daß Boris Urheber der Schandthat sei. Dieser läßt inzwischen durch einige ihm völlig ergebene Leute zum Schein eine Untersuchung anstellen und diese erklären, der Prinz sei allerdings in ein Messer gefallen. Die Leute in Uglitsch hätten sich rebellisch betragen; etwa zweihundert derselben wurden hingerichtet und viele andere verbannt. Der Glocke, mit welcher man Sturm geläutet hatte, wurden die beiden Henkel abgebrochen, sie selbst aber wurde nach Irkutsk verbannt. Nun haben im Jahre 1847 die Uglitscher um Begnadigung der Glocke gebeten und Czar Nikolaus gewährte auch dieselbe; aber die Leute waren zu arm, um die Transportkosten zu bestreiten, die sich auf Tausende von Rubeln belaufen hätten. So ist sie denn in Irkutsk geblieben, und es wird dort, wie man sagt, jedesmal mit ihr geläutet, sobald ein dorthin Verbannter die Erlaubniß zur Heimkehr nach Europa bekommen hat. Boris wurde Czar, das Reich durch ihn und durch Kronprätendenten zerrüttet und die Polen und Schweden spielten den Meister bis 1613. Damals wurde Michael Romanoff zum Czar erwählt.

Romanoff liegt an der Wolga unterhalb Mologa und liefert viele treffliche, zum Theil schön und zierlich gearbeitete Schafspelze, Tulupen, in den Handel. Der Strom ist in dieser Gegend ungemein fischreich und Wasservögel kommen in unendlicher Zahl vor; die Russen scheinen indessen die Jagd auf dieselben nicht zu lieben. Im Gouvernement Jaroslaw, das zu fünf Zwölftheilen noch mit Wald bedeckt ist, findet ein lebhafter Gewerbebetrieb statt; die Bewohner sind ein hübscher Menschenschlag, fleißig, sparsam, und viele von ihnen ziehen des Erwerbes halber weit und breit im Reich umher. In der Nähe der Stadt Jaroslaw liegt eine Schänke, welche gewissermaßen als ein Normal-Kaback betrachtet werden und die Eigenthümlichkeit der russischen Bauart veranschaulichen kann. Wir geben eine getreue Abbildung derselben.

Folgen wir dem Laufe des Stromes, so finden wir am linken Ufer die Gouvernementsstadt Kostromá mit nur etwa 15,000 Einwohnern, aber ungefähr 40 Kirchen, deren vergoldete Kuppeln weit ins Land hineinleuchten. Rußland ist in den meisten Beziehungen ungegliedert und so ist auch seine Architektur sehr einförmig: Kirchen, Klöster, Caser-

Eine russische Schänke.

nen, — Alles ist gleichförmig und nach der Schablone gearbeitet. So wollte es auch Czar Nikolaus. Der Mann hatte einige definitive Pläne als ein- für allemal mustergültig aufgestellt und nach diesen wurde gebaut. „Laut Nr. 1, 2 oder 3, je nach der Volkszahl einer Ortschaft." Das paßt ganz zu der übrigen Reglementirung aller möglichen Dinge, welche sich der Kaiser ein- für allemal in den Kopf gesetzt hatte. Nebenbei haben die Russen eine wahre Manie, die Gebäude mit Stuck und Mörtel zu überladen, und mit dem Anstreichen und Ueberpinseln sind sie dermaßen bei der Hand, daß Sculpturen und Inschriften dadurch nicht selten unkenntlich werden. In Kostromá zeigt man das Haus, in welchem Michael Romanoff wohnte, als er 1613 auf den Thron berufen wurde, und das Denkmal des Bauern Susanin. Auf dem Piedestal erhebt sich eine Granitsäule und oben auf derselben steht ein Brustbild des genannten Czaren, während gleich vor demselben und dicht über dem Untersatz ein bärtiges Bild jenes Bauern zu sehen ist; er kniet und hat wie zum Gebet die Arme über die Brust geschlagen. Als einst die Polen ins Land gekommen waren, zwangen sie Susanin, einer Abtheilung von 3000 Mann als Wegweiser zu dienen; er aber führte sie in die Irre, und sagte ihnen zuletzt, er habe das mit Vorsatz gethan, damit sie alle umkämen. Trotz aller Mißhandlungen gab er ihnen den rechten Weg nicht an; er wurde ein Opfer seiner That, aber die Polen erlagen zumeist dem Hunger und der Kälte. Das Dorf Karabonovo, Susanin's Heimath, ist seitdem von Abgaben frei und braucht auch keine Recruten zu stellen.

Von Kostromá ab ist das Uferland der Wolga mit dichten Wäldern bestanden; am rechten Ufer giebt es indeß

Russisches Dorf.

manche Lichtungen. Die gebahnten Wege, durch welche die einzelnen Ortschaften die Verbindung mit einander unterhalten, bestehen zuweilen aus breiten sogenannten Knüppeldämmen, für deren Anlage das erforderliche Material überall zur Hand ist. Auf dieser Strecke des Stromes sind die Dampfer oftmals mit Menschen und Waaren überfüllt, namentlich im Sommer, wenn die große Jahresmesse zu Nischni Nowgorod abgehalten wird, welche am 1. Juli beginnt und bis in den August hineindauert. Auf ihr begegnen sich Waaren und Menschen aus dem Abend- und aus dem Morgenlande. Von nun an wird das ganze Leben und Treiben für einen Westeuropäer immer fremdartiger. Auf den Schiffen, welche stromab fahren, ist ein buntes Gemisch von Leuten aus weitentfernten Gegenden; der Kalmück geht auf dem Verdecke neben dem Finnen, der Deutsche aus den Ostseeprovinzen oder aus den Colonien an der Wolga neben dem Türken oder einem Perser, dessen Gürtel und Turban aus einem prächtigen Kaschmirshawle bestehen. Das orientalische Wesen macht sich schon bemerklich; auf dem Hinterdecke sitzen gewöhnlich tatarische Frauen, welche Kopf und Gesicht mit einem großen blauen Tuche verhüllen, sobald ein fremder Mann in ihre Nähe kommt.

Unter dem Schiffsvolke bemerkt man eine beträchtliche Anzahl Tschuwaschen. Sie gehören zu den sogenannten Wolga-Tschuden und zählen in den Gouvernements Wjatka, Kasan, Orenburg, Ssamara, Ssaratow und Ssimbirsk etwa 430,000 Seelen; ihre nächsten Stammverwandten der „Wolga-Race" sind die Mordwinen und Tscheremissen. Der Tschuwasch ist kräftig und wohlgebaut; er trägt einen aus grober Leinwand gefertigten Rock ohne Kragen; am Halse, vor der

Am alten Stadtgraben in Kasan.

Brust und den Enden der Aermeln bringt man gern Seidenstickereien an. Die Tschuwaschen haben sich zwischen Nischni Nowgorod und Kasan erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts festgesetzt, ein Theil derselben ist zum Christenthum bekehrt worden, Alle aber machen sich als Arbeiter nützlich, theils als Ackerbauer, theils als Schiffsleute. Von den Russen werden sie insgemein als Burlakis bezeichnet. Manchmal findet man auf einem Wolgaschiffe mehr als vierzig solcher Leute. Die Dampfschifffahrt, durch welche die Waaren vermittelst der Remorqueure rascher und regelmäßiger befördert werden, hat ihnen vielen Schaden gethan, weil jetzt nur noch verhältnißmäßig wenige Schiffe stromauf getreidelt werden. Im Jahre 1860 entstanden durch außer Brot gekommene Burlakis Unruhen in Kasan, und Edelleute, welche über die Emancipation der Bauern mißvergnügt waren, zeigten sich dabei nicht unthätig. Die Regierung mußte Truppen kommen lassen und der Ausgang war, wie er gewöhnlich bei dergleichen Aufläufen zu sein pflegt: eine Anzahl von Burlakis kam ums Leben.

Unsere Abbildung der Ortschaft Isadschi, am rechten Ufer, macht klar, wie manche Wolgadörfer und die Uferhöhen sich ausnehmen. Weiterhin legt der Dampfer bei Makarieff an, das bis 1817 ein wichtiger Handelsplatz war, denn dort wurde die große Messe gehalten, durch welche seitdem Nischni Nowgorod so wichtig und weltberühmt geworden ist. Jetzt ist der Platz verödet und muß sich damit trösten, daß er noch die Kirche und das Kloster des heiligen Makarius besitzt. Die Einwohner sind mißvergnügt darüber, daß sie alljährlich das Reliquienkästchen, in welchem sich Knochen jenes Heiligen befinden, nach Nischni Nowgorod zur Einweihung des großen Marktes schicken müssen; ohne das, so meinen die Russen, würden die Geschäfte übel ausfallen. Uebrigens hat Makarieff eine in ihrer Art nicht unbedeutende Industrie. Man verfertigt in unzähliger Menge Kästen und Koffer, zumeist aus Blech, welche gewöhnlich roth oder blau glänzend lackirt werden und bis nach Vorderasien hinein regelmäßigen Absatz finden.

C. LAPLANTE

Isadschi an der Wolga.

Allmälig treten in Zwischenräumen auch schon Steppen auf, namentlich unterhalb der Einmündung der Weluga. Auf denselben tummeln sich in zahlreicher Menge die Pferde umher, welche in den verschiedenen Gestüten gezüchtet werden. Es giebt in dieser Gegend eine beträchtliche Anzahl derselben; manche davon gehören dem Staate, welcher aus ihnen Remontepferde bezieht. In den Wäldern hausen Wölfe und Bären in größerer Menge als den Bauern lieb ist, und manchmal werden diese wilden Thiere, z. B. im Gouvernement Kasan, so lästig, daß die Bauern ihre Isba (Gebäude, Wohnung) verrammeln müssen, um nicht unwillkommenen Besuch von den ausgehungerten Bestien zu erhalten.

Für die Bärenjäger ist diese Gegend ein geradezu classischer Boden. Sie fangen den Meister Braun entweder in Erdfallen oder erlegen ihn mit dem Schießgewehr, der russische Bauer dagegen verfährt nach einer ihm eigenthümlichen Methode. Er nimmt einen kleinen Pfahl oder einen starken Knüttel, dessen Spitze er im Feuer gehärtet hat, und hat ein Messer im Gürtel. Ohne weitere Vorbereitung geht er in den Wald, um den Bär aufzusuchen. Dieser nimmt den Kampf nicht gern an, falls er nicht zuvor verwundet worden ist oder seine Jungen zu vertheidigen hat, sondern trollt ab. Der Bauer verfolgt ihn und ruft alle möglichen Schimpf-

Ein Fichtenwald an der Wolga.

wörter hinter ihm her. Daran kehrt sich der zottige Gesell nicht, sondern sucht nach einem sichern Schlupfwinkel. Wenn ihm aber der Bauer dicht auf den Fersen ist, drehet er sich um, stellt sich auf die Hintertatzen und macht Anstalt, seinen Verfolger zu umhalsen und zu erwürgen. Nun beginnt der Kampf, bei dem es sich allemal um Tod oder Leben handelt. Das weiß der Bauer, und bevor er angreift, schlendert er noch einmal seinem Gegner ein paar der allerderbsten Schimpfwörter ins Gesicht, welche insbesondere der Mutter des Bären nicht zur Ehre gereichen. Dann rennt er mit dem Pfahl auf jenen ein, um ihm den Bauch aufzureißen; gelingt das nicht, so greift er zum Messer, um einen Stich ins Herz zu führen. Verfehlt er dasselbe, dann ist er verloren; gewöhnlich aber trifft er gut und bleibt Sieger.

Solch ein Bärenjäger kennt keine Furcht, so lange er es mit den ersten neunundreißig Bestien zu thun hat. Aber vor dem vierzigsten Bären hat er einen heillosen Respect; er zittert, mit dem zusammen zu treffen. Aber da das nun doch gelegentlich einmal geschehen wird oder muß, so legt er sich aufs Beten, unternimmt eine Wallfahrt und spendet der Kirche Opfergaben. Der Aberglaube spielt in Bezug auf den „Vierzigsten" eine große Rolle, und an den langen Winterabenden, wenn die Bauern im warmen Zimmer sitzen, weiß man darüber Dinge zu erzählen, welche auch beherzten Leuten das Blut von der Wange drängen. Aber was hilft das Alles; hat man es schon mit so vielen aufgenommen, dann muß auch der vierzigste an die Reihe kommen, und nimmt man ihm den schwarzen Pelz ab, der in Kasan mit hübschen Rubeln bezahlt wird, dann hat man einen hübschen Profit und ein paar Centner wohlschmeckenden Bärenfleisches obendrein. Kasan ist für den Handel mit Rauchwaaren von Bedeutung. Diese kommen zumeist aus Sibirien und selbst aus Kamtschatka. Man findet außer den Fellen von Bären auch jene von Füchsen, namentlich auch von den blauen, sodann Wölfen, Mardern &c.

Kasan liegt fast eine deutsche Meile vom linken Ufer der Wolga entfernt an der Kasanka und nimmt sich mit den Kuppeln seiner Kirchen und den Minarets seiner Moscheen ganz stattlich aus. Vom Strom ab führt eine auf Pfählen ruhende Straße bis in die Stadt; zur Linken derselben sieht man eine 1811 errichtete Pyramide zum Andenken an die russischen Soldaten, welche 1552 bei der Erstürmung von Kasan gefallen sind. Wer an Ort und Stelle sich befindet, wird nicht fragen, weshalb die Stadt so weit vom Strom entfernt gebaut worden ist. Die Ebene ist häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, die Stadt selber von einem See umgeben, dessen Spiegel in gleicher Höhe mit dem beträchtlichsten Wasserstande bei großen Ueberschwemmungen liegt. Deshalb hat man auch die eben erwähnte Straße auf Pfählen bauen müssen, damit in jeder Jahreszeit die Verbindung zwischen der Stadt und den Magazinen am Strome nicht unterbrochen werde.

Ein russischer Knüppeldamm.

Die alte Tatarenstadt hat manche Wechselfälle erlebt. Sie wurde 1552 vom Czar Iwan dem Schrecklichen belagert; sein Heer stand in der großen Ebene zwischen Kasan und der Wolga. Am 2. October ließ er Sturm laufen und nahm den Ort, aber die Tataren vertheidigten mit wilder Tapferkeit jede Straße und jedes Haus, so daß die Russen ungeheuern Verlust erlitten. Im Innern der eben erwähnten Pyramide befindet sich eine Capelle; in dem dort befindlichen Sarge werden die Schädel der Offiziere aufbewahrt, in der Krypta liegen die Knochen der gefallenen Soldaten und es mögen wohl viele tatarische darunter sein.

Heute bilden die Tataren mindestens ein Drittel der Bewohner, sie hausen zumeist in den Sloboden, Vorstädten, wo sie auch ihre acht Moscheen haben. In der eigentlichen Stadt bilden Russen die überwiegende Mehrheit; neben ihnen findet man auch viele Kalmücken, Mordwinen und Tschuwaschen. Die Stadt ist oftmals durch große Feuersbrünste verwüstet worden; die 30 Kirchen sind in schlechtem, halb byzantinisch, halb italienischem Stile gebaut und bekunden einen schlechten Geschmack. Es versteht sich von selber, daß an ihnen die fünf normalen, grün bepinselten Kuppeln nicht fehlen. In der Kathedrale befindet sich ein, natürlich wunderthätiges, Bild Unserer lieben Frau von Kasan; dasselbe ist durch ganz Rußland weit und breit berühmt und wird nur bei höchst feierlichen Gelegenheiten umhergetragen.

Die Bewohnerzahl mag sich auf nahe an 60,000 belaufen. Von den alten Befestigungen an den Stadtgräben sind nur wenige Spuren vorhanden. Unsere Abbildung zeigt, von welcher Beschaffenheit die an denselben stehenden Häuser sind. Mit der Universität ist eine Sternwarte und ein bo=

tanischer Garten verbunden; aus den Druckereien gehen alljährlich mehrere tatarische Werke hervor, dann aber auch Korane und andere mohammedanische Erbauungsbücher. Einen Hauptgewerbszweig bildet zunächst die Verfertigung trefflicher Lederwaaren, in welcher Russen und Tataren mit einander wetteifern, namentlich in Goldstickereien auf Leder, die man sehr zierlich herzustellen versteht. Sodann ist die Fabrikation von Heiligenbildern nicht ohne Belang. Auf dem Bazar, der eine bunte ethnographische Musterkarte bildet, herrscht reges Leben, an welchem der europäische Beobachter seine Freude hat. Aber diese macht einem gedrückten Gefühle Platz, wenn man in der Hauptstraße die Züge der „Unglücklichen" sieht, welche nach Sibirien transportirt werden. Für sie ist Kasan eine Passagestraße, welche berührt werden muß. Solche „Unglückliche", die sich schwerer Criminalverbrechen schuldig gemacht haben, z. B. Räuber und Mörder, müssen Ketten tragen, alle anderen nicht. Kaiser Nikolaus hatte Tausende von Menschen wegen politischer Vergehen nach Sibirien verbannt; Alexander der Zweite hat diese Kategorie von Gefangenen, zumeist Polen, begnadigt und sie durften zurückkommen. Uebrigens ist namentlich im Innern Rußlands die Erbitterung des Volkes gegen die Polen sehr groß, es schreibt sich bereits aus früheren Jahrhunderten her, in denen die Polen einen großen Theil Rußlands mit ihren Heeren überzogen und eine unzählige Menge von Städten und Dörfern verwüstet oder eingeäschert haben *).

Der Schifffahrtsverkehr zwischen Kasan und Astrachan ist sehr lebhaft. Die Dampfer nehmen Fahrgäste auf, schleppen aber gleichzeitig drei bis vier große Schiffe und deshalb kommen sie nur langsam vorwärts. Sie heizen fast alle mit leichtem Holz und müssen deshalb sehr oft anlegen, um neuen Vorrath einzunehmen. Sobald das Schiff der Haltestelle nahe ist, kommen Schaaren von Burlakis mit Holz beladen vom hohen Ufer herab und werfen ihre Last auf das Deck hin, wie es eben kommt, und dadurch ist dann allemal der Verkehr auf dem Schiffe zwischen Vorderdeck und Hinterdeck unterbrochen. Die Verpflegung der Fahrgäste auf dem Astrachaner Dampfer „Nachimof", auf welchem der französische Maler Moynet fuhr, war außerordentlich schlecht, der Schmutz abscheulich, die Zubereitung der Speisen barbarisch.

*) „L'antipathie entre ces deux peuples semble devoir durer aussi longtemps que l'histoire du Monde." Moynet, „Le Tour du Monde", Nr. 369.

Die Wolga ist der fischreichste Strom in Europa und von ihr wird ein großer Theil Rußlands mit Stören, Lachsen, Barben, Ellsen, Sterlet, Sovdak und anderen Fischen versorgt; auch Karpfen, Braffen und Lampreten werden in ungeheurer Menge gefangen.

Etwas nördlich vom fünfundfunfzigsten Breitengrade mündet in die Wolga die vom Ural herabkommende Kama, deren klares Wasser einen scharfen Gegensatz zu den schlammigen Fluthen der Wolga bildet. Man kann beobachten, daß auf eine weite Strecke beide Flüsse neben einander hinlaufen, ohne sich zu vermischen, allmälig aber bekommt der größere Strom die Oberhand. Er wälzt seine Wogen unterhalb Ssimbirsk und Ssamara, wo er einen weiten Bogen macht, durch eine Uferlandschaft, in welcher nur selten ein Dorf sichtbar wird.

Ssimbirsk liegt auf einem hohen Hügel zwischen zwei einander parallel ziehenden Wasserläufen, die aber in entgegengesetzter Richtung laufen; die Richtung der Wolga nämlich geht von Norden nach Süden, jene der Swiaga ist umgekehrt. Der letztere Fluß vereinigt sich mit dem Strome erst nach einem Laufe von etwa 100 Werst im Gouvernement Kasan. Das Land wird jetzt mehr und mehr uneuropäisch. Unterhalb Singileïr sind an beiden Ufern die Dörfer ausschließlich von Tschuwaschen und Mordwinen bewohnt und bei Stawropol treten am linken Ufer auch schon Kalmücken auf. In dieser Stadt wohnen mehrere ihrer Häuptlinge und auch Kaufleute dieses Volkes, welche mit ihren Landsleuten der Steppe Handel treiben. Diese mögen um keinen Preis ihrem Wanderleben entsagen und in festen Häusern wohnen; sie lieben ihre beweglichen Zelte über Alles. Von den in der Stadt ansässigen hat man eine Anzahl zum Christenthum bekehrt; sie schlagen wenigstens ein Kreuz, gehen in die Kirche und haben ihre Priester, aber zum Ackerbau haben auch diese sich niemals bequemt. Stawropol führt seinen Namen „Stadt des Kreuzes", weil dort 1730 die christlichen Kalmücken angesiedelt wurden.

Tschuwaschen von der Wolga.

Ssamara liegt im innersten Ende der großen Biegung, welche hier die Wolga macht, und ist wohlhabend durch den Handel mit Vieh, Talg, Fischen und Kaviar; auch kommen viele kalmückische Hämmel auf den Markt und die feinen Lammfelle, welche im Handel als Astrachaner bezeichnet wer-

den. Sodann ist der Boden in der Umgegend fruchtbar und leidlich gut bestellt; Melonen verschiedener Art werden in ganz ungeheurer Menge gebaut. Die Arbusen, Wassermelonen, werden für den Winter eingesalzen, schmecken aber fade und haben keine nährende Kraft. Von nun an treten nicht selten Kriechthiere auf, welche im nördlichen Rußland nur ausnahmsweise vorkommen, z. B. Eidechsen und Vipern; die Tarantel ist häufig, wird aber nicht sehr gefürchtet, weil ihr Biß hier keine gefährlichen Folgen hat. Sehr lästig wird im Frühjahr die sogenannte Hundszecke.

In den beiden Gouvernements Samara und Saratow liegen bekanntlich viele deutsche Colonien, deren Rußland überhaupt mehr als 500 zählt. So weit sie evangelisch sind, bilden sie in jenen beiden Gouvernements zwei Propsteien und 25 Kirchspiele. Diese hatten 1865 eine Einwohnerzahl von 166,464 Eingepfarrten, 128 Schulen, 146 Lehrern und 30,768 Schülern beiderlei Geschlechts. Um zu zeigen, wie bunt in jenen Gegenden die durch und neben einander wohnende Bevölkerung ist, führen wir an, daß im Gouvernement Samara, welches 3063 deutsche Geviertmeilen Flächeninhalt hat, 1,529,210 Menschen wohnen. Davon sind Russen 1,031,000, Mordwinen 140,000, Tataren 95,000, Tschuwaschen 70,000, Baschkiren und Meschtscherjäken 60,000, Kleinrussen 50,000, Kalmücken 1500, Syrjänen 1000, Griechen 510, Perser etwa 200, und Deutsche ungefähr 80,000. Im Gouvernement Saratow, 1486 Geviertmeilen mit 1,635,580 Seelen, sind 110,000 Deutsche, 100,000 Mordwinen, 50,000 Kleinrussen, 50,000 Tataren, 20,000 Tschuwaschen, 6500 Kosacken, 700 Kalmücken, 380 Zigeuner, die übrigen sind Großrussen. In diesem Gouvernement liegt jene große Gruppe deutscher Colonien, welche nächst den Mennonitenansiedelungen im jekaterinoslawschen Gouvernement und nächst den deutschen Colonien in Bessarabien in großer Blüthe stehen. Dort liegt auch die berühmte Herrnhutercolonie Sarepta.

Ein russisches Bauerkind.

Friedrich Matthäi hat vor zwei Jahren ein lehrreiches Werk*) veröffentlicht, welches den hier berührten Gegenstand in eingehender Weise behandelt. Interessant ist namentlich eine Darstellung des Pastors Dsirne zu Nord-Katharinenstadt: „Zur Geschichte der deutschen Colonien an der Wolga.“

Katharina die Zweite erließ am 22. Juli 1763 ein Manifest, in welchem sie verkündete: „es sei ihre Absicht, durch Hereinberufung fremder Colonisten die menschenleeren und wüsten südlichen Provinzen des Reiches zu bevölkern und durch die hineinkommenden Ausländer neue landwirthschaftliche Kenntnisse und Industrie unter ihren Unterthanen zu verbreiten.“ In den nächstfolgenden Jahren begann auch die erste größere deutsche Colonisation auf den Steppen der Wolga in den beiden oben genannten Gouvernements. Die Ansiedler kamen aus allen Theilen Deutschlands: Holstein, Westphalen, Hessen, Sachsen, Schlesien, Ostpreußen, aus der Pfalz, Baden, Bayern, Tirol, der Schweiz, dem Elsaß, Lothringen und selbst aus Holland. Es scheint, als ob man bei der Auswahl dieser Leute nicht sorgsam genug verfahren sei. Gewiß ist, daß die Regierung vielerlei Unannehmlichkeiten durch sie erfuhr. Sie hatte ihnen Kirchen und Häuser gebaut, für die ersten Jahre Lebensmittel, sodann auch Geld zur Anschaffung von Saatgetreide und Ackergeräthschaften gegeben, zusammen im Belaufe von 5,199,813 Rubel. Die Ländereien sowohl auf dem linken niedrigen Ufer, der sogenannten Wiesenseite, wie auch auf dem andern, der Bergseite, wurden den Ansiedlern nicht streng nach der Heimath derselben angewiesen; nur einzelne Niederlassungen machten Ausnahmen, z. B. Philippsthal, wo nur Hessen wohnen. Die Katholiken erhielten sämmtlich abgesonderte Niederlassungen.

Die Prüfungen begannen bald. Viele Colonisten wollten nicht arbeiten; sie seien, meinten sie, lediglich berufen worden, als Lehrer unter den Völkerschaften an der Wolga zu dienen. Feindliche Reibungen mit den Russen blieben nicht aus; die benachbarten wilden Kirgisenstämme brachen aus ihren Steppen heraus, überfielen manches deutsche Dorf, brannten die Häuser nieder, verwüsteten die Aecker, raubten die Vorräthe, metzelten einen Theil der Bewohner nieder und schleppten andere in die Sklaverei fort. Unter solchen Umständen wurde bei vielen Ansiedlern der Wunsch rege, in die alte Heimath zurückzukehren; in dieser würden sie allerdings schwer arbeiten müssen, „aber wir brauchen doch nicht zu befürchten, daß wilde Kirgisen uns bei lebendigem Leibe braten!“ Viele rotteten sich zusammen und wollten gemeinsam nach Deutschland aufbrechen, doch nicht, bevor alle Vorräthe aufgezehrt seien. Nun hielten sie wochenlang Feiertag; Fenster und Thüren in den Häusern wurden ausgehoben und zertrümmert, damit ein ferneres Bleiben unmöglich wäre. Die erste Schaar dieser bethörten Bauern, welche von der Wiesenseite her die Reise angetreten hatte, gelangte nur bis an die „Mordinsel“ bei der neu angelegten Colonie Katharinenstadt. Dort wurde sie auf der Wolga von Russen und Tataren überfallen, beraubt und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Eine zweite Schaar kam bis an die Wolga bei Saratow; dort wurde ihr von Kosackenpikets der Weg verlegt; man trieb sie mit vorgestreckten Lanzen in die

*) „Die deutschen Ansiedelungen in Rußland. Ihre Geschichte und volkswirthschaftliche Bedeutung für die Vergangenheit und Zukunft. Studien über das russische Colonisationswesen und über die Herbeiziehung fremder Culturkräfte nach Rußland. Leipzig, Verlag von Hermann Fries, 1866.“ 389 S.

Dörfer zurück. Von nun an wurden alle Ansiedler durch obrigkeitlichen Zwang zur Arbeit angehalten, und sehr bald bewährte sich auch der Segen, welchen die Arbeit bringt. „Das ordnungslos durch einander gährende Chaos der Ansiedlerhaufen organisirte sich nach und nach zu einem schönen Ganzen; durch Arbeit kamen viele zu bedeutendem Wohlstande; es wurde Zucht und gute Aufsicht gehandhabt, und wer heute die Colonien bereist, ist erfreut über die schönen reinlichen, zum Theil stadtähnlichen Dörfer; er sieht nur fleißige Bewohner, er lernt den Stand des deutschen Colonisten bei manchen Mängeln und Fehlern im Ganzen als einen sehr achtbaren und betriebsamen Stand kennen. Und das sind die Abkömmlinge jener arbeitsscheuen Ansiedler."

Ein richtiger Instinct und jene Racenabneigung, die zwischen Germanen und Slaven überall hervortritt, sagt dem deutschen Ansiedler, daß er wohlthut, wenn er sich sowohl vom Russen wie vom Kirgisen fernhält; ein näheres Freundschaftsverhältniß zwischen ihm und einem Nichtdeutschen gehört zu den größten Seltenheiten. Die Kirgisen kommen durch das Gebiet der Colonien, wenn sie im Herbst mit langen Kameelzügen sich auf die bedeutenden Colonialjahrmärkte begeben oder im Winter nach der Gouvernementsstadt Saratow ziehen, wo sie Waaren gegen die Erzeugnisse ihrer Herden eintauschen. Ein Stück Weizenbrot gilt diesen Nomaden für einen köstlichen Leckerbissen und ist hinreichend für den, welcher es giebt, um damit Anspruch auf Gastfreundschaft zu erwerben. Er kann sicher die nächste Kirgisentabune besuchen, dort eine Friedenspfeife mit dem Häuptlinge rauchen und mit ihm Kumyß, gegohrene Stutenmilch, trinken. So sind nun die Zustände anders und besser als in den Tagen, in welchen dem Pastor Wernborner, dem ersten Geistlichen von Katharinenstadt, von den Kirgisen die Zunge aus dem Munde geschnitten wurde, als Hunderte von Deutschen geköpft, gespießt, von Pferden zerstampft und in den angeschwollenen Steppenbächen ersäuft wurden. Heute treiben Deutsche und Kirgisen miteinander in friedlicher Weise Viehhandel. Doch muß man vorsichtig zu Werke gehen, damit die räuberischen Söhne der Steppe am Pferdediebstahl verhindert werden.

Die Zahl der ersten Einwanderer belief sich auf etwa 25,000 Seelen. Da die Colonisten vom Soldatendienste befreit sind, so vermehrten sie sich, als einmal die Zustände in regelrechter Ordnung waren, bei ruhigem und sicherm Leben sehr bald, und jetzt hört man schon Klagen über Mangel an gutem Ackerlande und Weide. Das erklärt sich auch. Anfangs legte man die Dörfer nahe bei einander, damit eines dem andern gegen die räuberischen Kirgisen beistehen könne, und als der Ackerbau an Ausdehnung zunahm, berührten sich die Ortsgrenzen. So sind denn manche Colonisten Handwerker und Fabrikanten geworden und man gründet neue Ackerbauansiedelungen, welche sich von den Muttercolonien abzweigen. In solcher Weise sind z. B. die Dörfer Weizenfeld am Nachoï, Fresenthal, Lilienfeld, Wiesenheim und Rosendamm am Jeruslan entstanden, und die Uebersiedelung nimmt auch jetzt ihren steten Fortgang, so daß sich mitten in der Wildniß der Kirgisensteppe eine neue Welt bildet.

Wer ein deutsches Dorf in Hessen, Bayern oder Sachsen gesehen hat, kann sich ein Bild von den Wolgacolonien machen. Die meisten sind sehr regelmäßig gebaut; die meist breiten Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln; jedes Haus hat einen Giebel und einen weiß angetünchten Schornstein. Die Stuben sind hell und luftig, die Fensterrahmen bunt gemalt; der geräumige Hof wird sehr sauber gehalten, ein Gemüsegarten fehlt nie und Obstgärten sind häufig. Die Gemeindeeinrichtungen sind jenen der alten Heimath angepaßt; jedes Dorf hat seinen Schulzen. Die Hofbesitzer wählen allemal nach Ablauf von zwei Jahren aus ihrer Mitte einen Vorsteher und zwei Beisitzer; diese bilden nebst dem Dorfschreiber die erste obrigkeitliche Instanz, das Colonialamt. Mehrere Aemter sind einem Kreisamt untergeordnet, die Kreisämter zusammen stehen unter Aufsicht des Comptoirs für die ausländischen Ansiedler in Saratow, durch dessen Aufseher die Kreise controlirt werden. Jede Colonie hat ihre eigene Kirche oder wenigstens ihr Schulhaus, in welchem Gottesdienst gehalten wird. So lange neue Ansiedelungen noch nicht so erstarkt sind, daß sie ein eigenes Kirchspiel bilden können, werden sie von Geistlichen der alten Colonien bedient. „So besuchte der Pastor Bauer von Njasonowka (dies ist ein Kirchspiel, das selber sieben Colonien umfaßt und mehr als 7000 Eingepfarrte zählt) mehrere Jahre hindurch eine Anzahl neuer Ansiedelungen sechs- bis siebenmal jährlich, legte dabei jedesmal einen Weg von 225 Werst zurück und mußte manche Nacht bei eisiger Winterkälte und Schneegestöber, von Steppenwölfen umheult, auf freier Steppe zubringen. Und was dieser wackere Mann gethan, das thun viele andere Kirchspielprediger noch heute."

An der untern Wolga und um das Kaspische Meer herum liegen innerhalb des russischen Gebietes nahe an 2000 Salzseen; unter diesen ist der Elton-See am wichtigsten, weil er jährlich an drittehalb Millionen Centner Salz liefert und einen großen Theil des Landes mit dieser nothwendigen Waare versorgt. Von Saratow ist er in südsüdöstlicher Richtung 39 deutsche Meilen entfernt (49° 7′ n. Br.), von Kamyschin an der Wolga, von wo das Salz verschifft wird, beträgt die Entfernung nur 19 Meilen. Den Elton-See bezeichnen die Kirgisen als Jalton-Noor, den goldenen See, weil die bis zu 30 Fuß hohen Thonufer gegen Sonnenuntergang einen goldenen Schein zeigen. Der Flächeninhalt beträgt nahezu 3½ Geviertmeilen, der Umfang 9 Meilen, die Tiefe ist aber so gering, daß man, wenn die Beschaffenheit des Bodens es erlaubte, hindurchwaten könnte. In dieses Steppenbecken münden nicht weniger als 13 salzhaltige Flüßchen; dazu kommen in der Ufergegend noch viele gleichfalls salzhaltige Quellen und der Boden besteht aus festem Salze; die Rapa, eine gesättigte Soole, bedeckt den Boden im Frühjahre bis zu 2 Fuß hoch. In der Sommerwärme scheidet sich das aufgelöste Salz wieder aus und bildet auf dem Boden eine neue Schicht. Die obersten zwei Zoll derselben bestehen aus schneeweißen Würfeln; in der Mitte des Sees wird diese Schicht bis zu 5 Zoll stark. Man hebt dieses Salz heraus, wäscht die einzelnen Stücke vom Schlamme rein und ladet sie in breite, flache Fahrzeuge. Für diese hat man im See selbst fahrbare Canäle ausgegraben. An den Ufern kann man genau die Formation der verschiedenen Salzablagerungen beobachten; die Arbeiten beginnen im Frühjahr und dauern bis in den Herbst hinein; manchmal sind bis zu 1200 Leuten bei der Förderung des Salzes beschäftigt. Sie theilen sich in verschiedene Gruppen und hauen die obere Lage mit einer Hacke ab; diese hat eine röthliche Farbe und ist unbrauchbar; dann folgen die anderen. Die Straße zwischen dem See und Kamyschin ist in den Sommermonaten mit Ochsenkarren manchmal in sehr langen Zügen gleichsam bedeckt. In Saratow befinden sich große kaiserliche Salzmagazine und in der Umgegend des Sees liegen mehrere Kosackenposten zum Schutz gegen die im Allgemeinen zwar friedlichen, aber doch raubsüchtigen Kirgisen.

Südwestlich vom Elton-See bei Tzaritzyn hat die Wolga eine Breite von einer halben deutschen Meile; sie bildet dieser Stadt gegenüber zwei Arme, welche die große Insel Sarpinskoi Ostrow umschließen; diese reicht bis

zur Mündung der Sarpa und auf derselben befindet sich ein Gestüt. Bei Tzaritzyn nähert sich die Wolga dem Don und die zwischen beiden Strömen liegende Strecke ist mit Schienen belegt; durch diese Eisenbahn wird eine Verbindung mit dem Asowschen respective Schwarzen Meere vermittelt. Die Stadt spielt eine Rolle in der Kriegsgeschichte. Der osmanische Sultan Selim der Dritte gab im Jahre 1559 einer Flottille Befehl, den Don bis Katschalinskaja hinaufzufahren und dort unverweilt einen Canal bis an die Wolga zu graben. Der Plan konnte nicht ausgeführt werden, weil die türkische Flotte aufs Haupt geschlagen wurde. Auch Peter der Große war geneigt, solch eine Wasserverbindung herzustellen, er hat aber späterhin davon abgesehen und dasselbe war der Fall mit dem Kaiser Nikolaus. Ein merkwürdiges Project war das folgende. Als Czar Alexander und Napoleon noch Verbündete waren, kamen beide überein, den englischen Handel in Asien zu Grunde zu richten. Demgemäß sollten 40,000 Franzosen donauabwärts bis ins Schwarze und Asowsche Meer schiffen, den Don hinauf befördert werden und über den schmalen Isthmus nach Tzaritzyn gehen, wo eine eben so große Anzahl Russen schon bereit stehen sollten. Diese 80,000 Mann wollte man wolgaabwärts nach Astrachan, dann über das Kaspische Meer schaffen; sie sollten zu Asterabad an der Nordküste Persiens gelandet werden und von dort aus ihre Kriegsoperationen in Asien beginnen. Der in hohem Grade abenteuerliche Plan blieb indeß auf sich beruhen, der politische Wind schlug um und Czar Alexander machte mit den Engländern gemeinschaftliche Sache gegen seinen bisherigen Freund.

Unterhalb Tzaritzyn liegt die 1765 gegründete Herrnhuterniederlassung Sarepta, welche 1797 ein Privilegium erhielt. Als Moynet 1858 sie besuchte, war diese früher so blühende Colonie in einem traurigen Zustande, weil in Folge der heillosen und unseligen Reglementirungswuth des Gewaltherrschers Nikolaus die Privilegien verletzt waren. Colonien können überall nur gedeihen, wenn sie sich frei bewegen dürfen, und den Herrnhutern war feierlich verbrieft worden, daß sie von den russischen Provinzialbehörden unabhängig sein sollten. So lange das der Fall war, gediehen sie und ihre Ansiedelung gelangte zu hoher Blüthe. Nach Ablauf der Privilegienzeit drängten sich dann russische Beamte ein, und der hohe Himmel weiß, was das bedeutet. Sie schnürten den fleißigen Deutschen fast die Kehle zu, mischten sich in Alles und dann fehlte die Lebensluft. Die russische Beamtenwirthschaft wirkt überall wie verderblicher Mehlthau.

Als der bekannte Reisende Hommaire de Hell vor einem Vierteljahrhundert Sarepta besuchte, war er entzückt über das, was er dort sah. Mitten in der Einöde sah er eine Niederlassung, wie sie lieblicher nicht einmal in der Schweiz zu finden sei. „Da liegt," sagt er, „eine kleine deutsche Stadt mit Giebeln, Häusern, Obstgärten, Brunnen, Baumgängen, und äußerster Sauberkeit. Alles zeugt von Wohlstand, die Menschen fühlen sich glücklich; es herrscht Gewerbsamkeit, Sittlichkeit, Geselligkeit und moralischer Sinn. Es ist, inmitten der nomadischen Kirgisen und Kalmücken, eine von Gott gesegnete Stadt. Als echte Deutsche sind die Herrnhuter leidenschaftlich der Musik ergeben."

Die deutschen Ansiedelungen in Rußland haben gezeigt und beweisen jeden Tag, was die germanische Race im Gegensatz zur slavischen ausrichtet. Lange Zeit fanden sie am kaiserlichen Hofe die Anerkennung, welche ihnen gebührt, und es wurden ihnen wenigstens keine Hindernisse in den Weg gelegt. Jetzt ist es bei den altmoskowitischen Halbbarbaren Mode geworden, auch gegen die deutschen Colonien gleichsam Sturm zu laufen. Der Neid ist grimmig.

Geächtete Menschenclassen in Spanien.

Die Greuelthaten, welche von den spanischen Christen verübt worden sind, schreien gen Himmel. Jahrhunderte hindurch hat das ganze Land von Blut getrieft, und seit Vertreibung der Mauren ist es in Barbarei und Verkommenheit gesunken. Man wüthete gegen die Mohammedaner, welche auf der iberischen Insel Vertreter der Cultur und der Wissenschaft waren, wie in Peru und Mexico gegen die Indianer. Man hetzte die Juden, verfolgte die Ketzer, und in Spanien blühete jenes „schandbarste Institut, das die Welt je gesehen hat", die „heilige Inquisition", welche im Namen „Christi und der wahren Lehre" alljährlich Hekatomben Menschen abschlachtete. Alle Cannibalen Afrikas und der Südsee haben nicht so viele Menschen gemordet als die spanische heilige Inquisition in ihren Glaubenshinrichtungen, den Autos da fé.

Dergleichen rächt sich, die Weltgeschichte übt auch ihre Justiz. Spanien sollte nicht ewig eine Beute einer liederlichen und meineidigen Königsfamilie, es sollte nicht das Dorado der Jesuiten und der Pfaffheit bleiben. Ein gewaltiger Orkan hat die Einen wie die Anderen vom Boden der pyrenäischen Halbinsel hinweggefegt, unter jubelndem Beifalle der gebildeten Welt. Hoffen wir, daß das Unkraut nicht wieder unter den Weizen komme und daß es gelingen werde, jene Pest für immer fern zu halten.

Aber es wird das eine schwere Arbeit sein, denn drei Viertheile des Volks mindestens stecken noch in tiefer Unwissenheit. Das Priesterthum hatte ein Interesse daran, die Massen in derselben zu erhalten. Die freisinnigen Bestrebungen sind mächtig, aber die Traditionen aus der schlechten Zeit des Absolutismus und der Pfaffenherrschaft sind es nicht minder. Die Moral des Volks ist in vieler Beziehung in schlechte Bahnen abgelenkt worden und der kirchliche Pomp, der Müßiggang und der von den Priestern hervorgerufene und genährte Fanatismus in höheren und niederen Schichten der Gesellschaft hat Millionen Anhänger. Wir erläutern den Charakter der verschiedenen Völkerschaften in Spanien ein anderes Mal; heute kommt es uns darauf an, an einem Beispiele zu zeigen, in welcher Weise die Geistlichkeit systematisch gegen eine Menschenclasse verfahren ist, die ihr nicht rechtgläubig genug erschien; wir meinen die Chuetas auf der balearischen Insel Mallorca (Majorca).

Diese Chuetas (sprich Tschu-etas) wurden bis Ende des vorigen Jahrhunderts in der Hauptstadt Palma mit jenem Spitznamen belegt, um ihre jüdische Abkunft zu bezeichnen. Chuya bedeutet im Dialekte von Majorca Speck und Chueta ist das Diminutivum. Die Vorfahren dieser „Speckfresser" waren auf dem spanischen Festlande stetig verfolgt worden und dann nach jener Insel geflohen, wo sie 1435 nicht umhin konnten, wenigstens äußerlich zur „katholischen Gemeinschaft" sich zu bekennen. Aber sie hatten viel von

der heiligen Inquisition zu leiden, deren Spione aus der Angeberei ein Handwerk machten. Dann und wann zündete dieselbe nicht sofort den Scheiterhaufen an. So erließ sie, die ja souverän war, im Jahre 1488 ein Decret, durch welches alle heimlichen Juden amnestirt wurden, falls sie Ketzerei und Abfall in der Beichte geständen. Es stellten sich 260 Personen, welche ihre „Irrthümer“ abschworen. Nun wurden sie zwar in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber diese thut ja nichts bloß um Gotteswillen; die Ketzerei mußte mit Geld gebüßt werden und die Chuetas hatten der Inquisition 10,560 Livres 14 Sous und 8 Heller zu zahlen.

Im Jahre 1491 verlangten 480 Chuetas Vergebung dafür, daß sie sich für Christen ausgegeben hatten; diese mußten dem königlichen Fiscus Buße zahlen und wurden begnadigt, nachdem derselbe ihnen 1500 Goldducaten abgezapft hatte. 1506 und 1511 wurde eine Untersuchung gegen solche angestellt, welche wieder ins Judenthum zurückgefallen seien. Diese Leute waren theils schon todt, theils flüchtig. Sie wurden im Bildnisse an dem Jesusthore verbrannt. Im Jahre 1509 wurden 4 Frauen, weil sie „judaisirt“ hätten, an demselben Jesusthore zu Palma erwürgt; nachher verbrannte man sie; 1510 geschah drei des Judaisirens verdächtigen Männern dasselbe; 1511 verbrannte man 62 Flüchtige im Bildnisse.

Im Fortgange des sechszehnten Jahrhunderts hört man dann nichts weiter von Erwürgen und Verbrennen. Die Majorcaner hatten manche bürgerliche Zwistigkeiten und litten viel von Seuchen. Man bekümmerte sich weniger um die Chuetas, aber seit 1675 nahm das Morden wieder lustigen Fortgang. Die Spürhunde der heiligen Inquisition hatten drei jüdische Familien ausgewittert. Am 13. Januar des genannten Jahres wurde ein feierliches Auto da fé veranstaltet und ein gewisser Alonso aus Madrid, welcher sich als „hartnäckig“ gezeigt habe, lebendig verbrannt; 1679 fanden 5 Autos da fé statt; das erste am 6. April. Von den 50 Verurtheilten waren 26 Männer und 24 Frauen. Manche wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt; daß man ihnen ihre sämmtliche Habe confiscirte, versteht sich von selbst. Ein Gartenhaus, welches sie als Synagoge benutzt hatten, wurde niedergerissen.

Durch die massenhaften Confiscationen waren die Chuetas arm geworden; als sie aber 1691 wieder einen gewissen Wohlstand erlangt hatten, confiscirte man ihnen Alles was sie besaßen. Der Raub brachte die beträchtliche Summe von 1,491,272 harten Thalern ein. Diese wurden theils an die heilige Inquisition, theils an den frommen König abgeführt; doch schoß man einige 100,000 Thaler aus, um davon die Inquisitoren von Majorca anständig zu besolden und ein Inquisitionsgebäude aufzuführen.

Im Jahre 1687 hatten die Chuetas im Stillen Vorkehrungen getroffen, sich den Verfolgungen und Beraubungen zu entziehen und ein englisches Schiff gemiethet, um auszuwandern. Sie waren heimlich an Bord gegangen, das Schiff wurde aber durch Unwetter in den Hafen von Palma zurückgetrieben. Sofort nahm die heilige Inquisition alle diese „Verbrecher“ gefangen und strengte einen Criminalproceß gegen sie an. Nicht weniger als 25 wurden zum Feuertode verurtheilt und „die heilige Glaubenshandlung“ fand am 7. März 1691 statt; alle Habe wurde confiscirt. Am 1. Mai desselben Jahres wurden abermals 25 jener „Verbrecher“ hingerichtet; man legte ihnen die Garote an, d. h. schnürte ihnen den Hals zu; hinterher wurden sie verbrannt. Das Verbrechen bestand in dem „Verdachte zu judaisiren“! Am 6. Mai wurden wieder 25 abgethan und 2 Männer und 1 Frau lebendig verbrannt, weil sie sich nicht reuig genug gezeigt hätten. Denen, welche reuig gewesen, wurde nur der Hals umgedreht und nachher wurden sie feierlich verbrannt. Am 2. Juni wieder ein Auto da fé gegen 21 Judaisirende, am 15. September 1721 wieder eine „heilige Glaubenshandlung“.

Um „heilsamen Schrecken“ einzuflößen, ließ die Inquisition im Dominikanerkloster zu Palma Gemälde von allen diesen Mordthaten anfertigen. Jeden, welcher den Flammen geopfert worden war, hatte man porträtirt und unter das Bild seinen Namen, sein Alter und den Tag seiner Hinrichtung gesetzt. Mehrere waren zum Ueberflusse noch kreuzweis mit Knochen bezeichnet, zumeist auf den Bildern solcher, deren Gebeine man noch einmal ausgegraben und deren Staub man in alle Winde zerstreut hatte.

Solch ein „allerchristliches Verfahren“ wurde auch noch in der Mitte des „philosophischen“ Jahrhunderts beobachtet. Die Inquisition entwarf 1755 eine Liste aller Ketzer und des Judaisirens überführten oder verdächtigen Leute, welche von 1645 bis 1691 auf Majorca bestraft worden waren. Dieser scheußliche Katalog, durch welchen auch den späteren Nachkommen der Gemordeten ein Brandmal aufgedrückt werden sollte, erhielt eine weite Verbreitung. Und so kam es, daß bei einem vom Pfaffenthume demoralisirten Volke noch im Jahre 1782 mehr als 300 Chuetasfamilien, die durchgängig aus fleißigen und rechtschaffenen Leuten bestanden, förmlich geächtet waren. Es ließ sich nichts gegen ihren Wandel einwenden, sie zahlten ihre Steuern pünktlich, wurden aber als Pariahs behandelt. In einer Eingabe an den König vom 12. Februar 1773 hatten sie um Gleichstellung mit den übrigen Unterthanen gebeten; dagegen protestirte jedoch die majorcanische Geistlichkeit, und ihr Widerstand dauerte bis in den December 1782. Damals mußte sie sich einem königlichen Erlasse fügen. Demzufolge sollten die Chuetas, welche bisher zu Palma in einer abgesonderten Straße hatten hausen müssen, ganz nach ihrem Belieben in der Stadt und auf der Insel wohnen dürfen; die Eingangsthore zu ihrem Ghetto wurden abgetragen, und zwar so, daß keine Spur von denselben übrig blieb. Es wurden Strafen in Aussicht genommen für Jeden, der sie beleidige und mit Schimpfnamen belege. Ein Edelmann, der gegen das Gebot verstoße, sollte 4 Jahre in einem afrikanischen Presidio gefangen sitzen, ein Nichtadeliger eben so lange in einem Arsenale; ein Knabe sollte 8 Jahre auf der königlichen Flotte Zwangsdienste leisten. Im Jahre 1785 wurden dann die ehemals Geächteten für fähig erklärt, im Heer und in der Flotte zu dienen und jedes Amt zu bekleiden.

Aber die Tyrannei des blinden Vorurtheils ließ sich dadurch nicht in Abgang decretiren, das von der Geistlichkeit beeinflußte Volk sah in den vormaligen Chuetas nach wie vor geächtete Menschen. Diese waren zumeist Goldarbeiter und Kaufleute. Ein Caballero konnte wohl von ihnen etwas kaufen und vielleicht durften sie sogar in sein Haus kommen; aber er hätte weder seiner Magd noch seinem letzten Küchenjungen erlaubt, mit Chuetas sich zu verheirathen. Diese konnten nicht einmal in die Brüderschaft des heiligen Crispinus treten, d. h. nicht Schuster werden, und eben so wenig Fleischer &c.

Francisque Michel, aus dessen Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne wir das Obige entlehnt haben, erwähnt (Thl. 2, S. 41) noch einer andern geächteten Menschenclasse in Spanien, der Vaqueros de alzada (d. h. der Hirten des Gebirges) in Asturien. Einigen Schriftstellern zufolge wären sie Abkömmlinge der Morisken, welche während der Verfolgungen des siebenzehnten Jahrhunderts sich nach Asturien geflüchtet hätten; andere leiten sie eben so unwahrscheinlich von flüchtigen Sklaven

aus der Römerzeit ab. Die Vaqueros unterscheiden sich in ihrer äußern Erscheinung nicht von den übrigen Asturiern. Wir wissen den Grund nicht, weshalb sie von ihren Landsleuten verachtet und gemieden werden; gewiß ist, daß sie dieser Zurücksetzung bittern Haß entgegensetzen. Ihre Dörfer, die sogenannten Brañas, liegen weit von einander getrennt auf den Terrassen der asturischen Gebirge; die Leute beschäftigen sich lediglich mit der Zucht und dem Verkaufe von Vieh. Alljährlich ziehen sie in die Hochgebirge von Leon und bleiben dort vom Juni bis zu Anfang Octobers. Man sagt ihnen nach, daß sie verschmitzte Betrüger seien, man meidet sie wo es irgend angeht und verschwägere sich nicht mit ihnen. Da sie keine sehr zahlreiche Classe bilden, so kommen Heirathen in von der Kirche verbotenen Familiengraden vor, natürlich gegen Dispens von Seiten der römischen Curie, welche deshalb an den Vaqueros gute Kunden hat. Alle sind Plebejer bis auf eine Familie, welche aus der Kanzlei von Valladolid einen Adelsbrief erhalten hat. In den meisten Kirchen sind sie durch ein Gitter von den übrigen Christen abgesondert.

Aus dem Leben der Neger in Britisch Guyana.

Von **Karl Ferdinand Appun** *).

Seit 1838 sind die Neger in Britisch Guyana frei geworden und ihre Befreiung von der Sklaverei hätte dazu geführt, diese Colonie nahezu an den Rand des Abgrundes zu bringen, wären nicht noch zu rechter Zeit, als die Anzeichen eines Ruins sich kundgaben, die energischesten Maßregeln von Seiten der Regierung ergriffen worden, einem solchen durch Einführung ostindischer und chinesischer Kulies zur Bearbeitung der Plantagen vorzubeugen.

Die Neger, sobald sie frei geworden, weigerten sich in Folge der ihnen angeborenen Indolenz, in den Plantagen ferner zu arbeiten, und suchten in ihren verkehrten Begriffen von Freiheit zu beweisen, daß sie nunmehr „Freie" wären, indem sie vorzogen zu faulenzen, obgleich sie dadurch oft in den größten Mangel geriethen und am Hungertuche zu nagen hatten.

In einem Lande, wo die Natur Alles zum Leben Nöthige in reichlichem Maße hervorbringt, hält es nicht schwer, seinen Lebensunterhalt ohne große Anstrengung zu erwerben; eine mit geringer Mühe hergestellte kleine Anpflanzung von Bananen, Papayas, Brotfruchtbäumen, Manihot, den den Schwarzen unentbehrlichen Quimbombo oder Ocro (Hibiscus esculentus), welche fast sämmtlich in sechs bis neun Monaten eine Ernte liefern; der nahe durch Fischreichthum sich auszeichnende Fluß; der Wald mit seinem wilden Geflügel und niederen Säugethierarten, als Agutis und Labas; — Alles dies bietet dem freien, indolenten Neger hinreichenden Lebensunterhalt. Darf er doch nun im Genusse der Freiheit schwelgen und den Tag über in der Hängematte liegen, während seine Lebensgefährtin für die Befriedigung seines Magens sorgen muß.

So bringt der freie Neger auf dem Lande sein Leben dahin, denkt nicht im Entferntesten daran, etwas höher sich zu schwingen und scheuet sich nicht, auf fast gleicher Stufe mit dem Thiere des Waldes oder dem rohen Indianer zu stehen, wenn er nur „frei" ist und seine Ruhe hat.

Der in den Städten lebende Neger, dem eine solche Unterstützung der Natur sich nicht darbietet, ist gezwungen zu arbeiten; er thut dies jedoch in dem geringsten Maße, nur so viel, als dazu genügt, den nothdürftigsten Lebensunterhalt, der in Syrup, Salzfisch und Bananen besteht, sich zu verschaffen. Seine Lebensgefährtin (denn wo giebt es einen Neger ohne diese?) hat mit ihrem Erwerb, den sie als Waschfrau oder Köchin verdient, für die ihm nöthige Kleidung wie seine anderen Bedürfnisse an Rum und Taback zu sorgen, und sobald er nur durch einige Tage Arbeit am Werft oder durch eine andere Tagelöhnerarbeit seinen Geldbedarf für die Woche gewonnen, verschwindet er vom Schauplatze und zieht sich in seine Hütte zurück, um als „freier Mann" für die übrige Zeit auszuruhen. Viele Neger dienen als Matrosen auf den Küstenfahrern; von ihrer Reise zurückgekehrt, ahmen sie, gleich allen Negern, den Weißen nach, indem sie auf Matrosenart, nachdem sie ihren Lohn empfangen, verschwinden und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, bis sie alles Geld durchgebracht haben, wozu natürlich nur kurze Zeit erforderlich ist. Doch wie es in allen Dingen Ausnahmen giebt, so trifft man auch unter den Negern arbeitsame Leute, die als Handwerker sich ganz besonders auszeichnen und einen ungewöhnlichen Grad von Intelligenz besitzen, denn an einer gewissen Intelligenz fehlt es ja auch dem Schwarzen nicht; Selbständiges zu schaffen sind sie jedoch unvermögend und nur bereits Vorhandenes wissen sie gut zu copiren. Sie sind überdies sehr geneigt zu religiöser Schwärmerei; die meisten gehören den Secten der Dissenters und Methodisten an und mehrere unter ihnen sind recht eifrige Prediger.

Die Aufhebung der Sklaverei hat dem Neger wenig gute Dienste geleistet und dem Lande, in welchem sie stattgefunden, noch weniger.

Viele der westindischen Inseln, besonders Jamaica, haben darunter gelitten, und ebenso beginnt Surinam, das erst vor einigen Jahren den Negern die Freiheit gab, einzusehen, wie sehr es sich selbst dadurch geschadet und welchen Dank durch Plünderung der Plantagen u. s. w. ihm die Neger dafür erstatteten. Welchen Dank hat endlich Jamaica von den befreiten Negern erhalten? Den, daß sie eine Menge Weißer ermordeten und aus der Insel ein zweites Hayti zu machen gedachten!

Als Sklaven sind die Neger durchgängig gut gehalten wor-

*) Herr Appun war etwa zwanzig Jahre lang in Südamerika. Er hat als Botaniker der Colonialregierung nicht nur ganz Britisch Guyana durchreist, sondern auch einen großen Theil von Venezuela, weite Strecken am Amazonenstrom und dessen Zuflüssen; er hat auch das nördliche Peru botanisch durchforscht. Den bei weitem größten Theil jener zwanzig Jahre verlebte er unter Indianern, Mischlingen und Negern. Die Schilderung, welche er von den letzteren entwirft, entspricht zwar nicht den Phantasien der europäischen Pseudophilanthropen, bei welchen es Mode geworden ist, die dunkelfarbigen Racen zu idealisiren, sie hat aber das Verdienst, auf vieljährige Beobachtung gegründet und „photographisch getreu" zu sein. Gegen den Verdacht, als sei Uebertreibung im Spiele, verwahrt sich Herr Appun ausdrücklich am Ende seiner Mittheilung. A.

den, was ganz natürlich im Interesse der Eigner lag; daß hier und da Strafen vollzogen werden mußten, ist selbstverständlich wegen des bösartigen Charakters mancher Schwarzen. Straft man nicht auch unter allen civilisirten Völkern bösartige Charaktere? Um den Verlust der Freiheit hat der im Durchschnitt stupide Neger sich nie gekümmert, nur daß er arbeiten mußte, das hat ihn schmerzlich berührt und oft Widerspenstigkeit bei ihm hervorgerufen.

Ich habe in Venezuela wie in den holländischen Colonien zur Zeit der Sklaverei gelebt und neuerdings dieselbe im nördlichen Theile Brasiliens beobachtet, jedoch nie bemerkt, daß den Sklaven in irgend einer Weise ein Unrecht von ihren Eignern zugefügt worden; sie genossen eine gute Behandlung, hatten eine regelmäßige, nicht drückende Arbeitszeit und täglich immer noch soviel Zeit, ihr ihnen vom Eigner gegebenes Land zu bestellen und andere Arbeiten in ihrem Interesse zu verrichten; auf die Erhaltung ihrer Gesundheit wurde stets in hohem Grade Rücksicht genommen.

Den Erzählungen der Beecher-Stowe, Friederike Bremer u. s. w. mag vereinzelte Wahrheit zu Grunde liegen, die von diesen Frauen geschilderten Charaktere und Scenen gehören jedoch nur zu den allerseltensten Ausnahmen; nach meinen eigenen zwanzigjährigen Beobachtungen in Südamerika muß ich sie als im höchsten Grade übertrieben bezeichnen. Der Charakter der Neger ist durchschnittlich keineswegs gutartig; sie sind zumeist hinterlistig und hegen einen großen Haß gegen alle Weißen, denen sie übrigens in allen Dingen in lächerlichster Weise nachäffen. Als große Meister in der Verstellungskunst und Schmeichelei wissen sie den mit ihrem Charakter Unbekannten dermaßen zu bethören, daß er im Glauben ist, mit den redlichsten Menschen zu thun zu haben, während sie den günstigen Augenblick benutzen, um den ihnen Vertrauenden durch irgend eine betrügerische Handlung zu hintergehen.

Dies ist mir in zwanzigjährigem Umgange mit dieser Race oft wiederfahren, und trotzdem ich ihren wahren Charakter sehr bald kennen lernte, wußten sie sich doch dermaßen zu verstellen und so devot und ehrlich zu erscheinen, daß ich mich abermals von ihnen täuschen ließ und in die von ihnen gelegte Falle ging. Friederike Bremer würde anders über sie geurtheilt haben, hätte sie längere Zeit unter ihnen zugebracht; einem flüchtig Reisenden, der von vornherein schon tiefes Mitleid für sie empfindet und sie als die unglücklichsten Geschöpfe Gottes betrachtet, erscheint ihr Zustand, welchen jener ja nicht kennt, in dem düstersten Lichte, und sie wissen sich ihm gegenüber so gedrückt und unglücklich und dabei so kindlich und seelensgut zu zeigen, daß seine philanthropische Ader gereizt anschwellt und er Worte des Zornes gegen „die Unterdrücker dieser edlen Race“ schleudert. Ein „treuer Neger“, wie er so oft in Erzählungen von Leuten paradirt, die vielleicht nie in ihrem Leben einen Schwarzen gesehen, ist jedenfalls die seltenste Erscheinung und darf sehr wohl zu den Wunderdingen gezählt werden. Auf meinen vielen Reisen in Südamerika habe ich öfters Neger als Diener und Ruderer Monate lang mit mir geführt, und so fleißig und treu sie auch lange Zeit mir gegenüber sich benahmen, war doch der spätere Verlauf und das Ende der Reise von unredlichen Handlungen ihrerseits begleitet; sie können es nicht über sich gewinnen, lange Zeit hinter einander ein ordentliches Leben zu führen. Außerdem sind sie diebisch, dem Trunke ergeben und im höchsten Grade eifersüchtig und händelsüchtig. Ihre Zusammenkünfte, Tänzereien u. s. w. enden gewöhnlich mit Prügeleien; ohne letztere würde ein Fest keinen Reiz für sie haben. Etwas allein spricht zu ihren Gunsten und dies ist ihre Lustigkeit, die oft in Ausgelassenheit ausartet. Bei allen ihren Beschäftigungen, wenn irgend möglich, singen sie; bei allen irgend sich darbietenden Gelegenheiten tanzen sie. Selbst während des angestrengtesten Ruderns im Boote konnten meine Neger nie unterlassen, im Chorus ihre meist lustigen, wohlklingenden Lieder zum Besten zu geben und den Tact dazu mit den Rudern zu schlagen; die Pausen wurden durch lärmendes Gespräch ausgefüllt, und so war den ganzen Tag für Unterhaltung gesorgt, die beim Landen am Abend mit einer unvermeidlichen Prügelei endete, wobei die steinharten Köpfe gegenseitig in derbster Weise zusammengestoßen wurden. Ihre Nachäffung europäischer Manieren ist bekannt; so schmutzig, ja zerlumpt der Neger an den Wochentagen umhergeht, so sieht ihn doch bereits der Sonnabend Abend, an welchem in der Hauptstadt Georgetown regelmäßig ein Negerball stattfindet, in höchster Galla. In weißen Beinkleidern und dito Weste, einem schwarzen Frack nach einer seit zwanzig Jahren veralteten Mode, hoher Cravate, weißen Handschuhen, den runden Hut unter dem Arme, steht der gurkenbeinige, schwarze Chapeau d'honneur an der Thür des Ballsaales und empfängt die eintretenden weißgekleideten schwarzen „Damen“, die auf ihren Wollköpfen mit Kränzen und Blumen reichlich versehen sind oder auch feinseidene Tücher turbanartig um dieselben geschlungen haben, um das kurze Haar zu verdecken.

Good evening, Miss Sarah! — How do you do, Lady Phoebe? — I am very glad to see you, My Lady Apollonia! — und andere Begrüßungsformeln und hohe Titel werden den eintretenden Damen von Seiten des Chapeau, der von ihnen als Sir Moses*) angeredet wird und die Schönheiten nach einem Sitze führt.

Eine Menge schwarzer Dandies in ähnlicher Kleidung wie Sir Moses und die als Mister Salomon, Sir Habakuk, My Lord Abimelech u. s. w. angeredet werden, sind in dieser Zeit eben auch eingetreten und gruppiren sich in stolz das Jahrhundert herausfordernder Stellung in der Mitte des Salons.

Alles duftet nach Pomade und Floridawasser, um den unangenehmen Negergeruch zu unterdrücken; man glaubt hier, dem Geruche nach, sich in einem über und über blühenden Citronenhain zu befinden. Brandy mit geeistem Sodawasser wird den „Ladies“ zur Erfrischung gereicht; die „Gentlemen“ trinken dasselbe Getränk in gesteigertem Maßstabe an der Bar.

Eine Trompete, deren Klang große Aehnlichkeit mit dem zauberisch wunderbaren Alpenhorne hat, giebt das Zeichen zum Beginne des Tanzes. Die Gentlemen engagiren ihre Ladies und stellen sich auf. In majestätischer Haltung, mit blasirter Miene, in den behandschuhten Händen ein großes Bouquet und Taschentuch, stehen die Ladies da; ihnen gegenüber die Gentlemen mit zurückgeworfenem Kopfe und dem ins linke Auge gekniffenen Lorgnon, während das andere, die ganze Welt verachtend, um sich blickt, die Brust weit herausgeworfen und den Daumen der rechten Hand in die Armhöhle der Weste gesteckt, die andere nachlässig herabhängend und ein weißes Taschentuch haltend.

Die Musik beginnt, eine Musik, die wirklich Steine erweichen und Menschen, d. h. weiße, rasend machen kann.

Sofort ändert sich die Scene.

Säbel-, Gurken- und alle anderen Sorten krummer Beine in weißen Pantalons fliegen, wie von der Tarantel gestochen, nach allen Himmelsgegenden, vollbringen unglaubliche Pas, machen Balancés, die einem Seiltänzer mit geraden Beinen Ehre bringen würden, schlagen Pirouettes à la Taglioni, kurz, zei-

---

*) Die Neger lieben es sehr, Namen aus der Bibel zu führen als Gegensatz zu den Namen heidnischer Gottheiten, die sie früher von ihren Eignern erhielten.

gen sich in den wundersamsten, krampfhaftesten Stellungen, welche die schlimmsten Beinbrüche befürchten lassen.

Noch einige großartige Sprünge, die voraussetzen lassen, daß der Tänzer über den Wollkopf der vor ihm stehenden Tänzerin zu voltigiren beabsichtigt, und dann steht der Gentleman still, wirft sich in seine frühere heroische Stellung und hat einzig und allein damit zu thun, alle Minuten mit dem Taschentuche das von Petroleum ähnlichen Schweiß triefende Gesicht sich zu wischen.

Seine Lady, die bisher wie die Sonne fest vor ihm gestanden, während er gleich der Erde um sie herumtanzte, beginnt sich nun um ihn zu drehen; wie Quecksilber durchzuckt es ihre Füße, sie wirbeln, springen, fliegen nach allen Richtungen umher, ihre Crinoline, auf- und abwärts geschleudert wie ein Schiff in bewegtester See, weiß vor Angst nicht, wohin sie Anstands halber sich zu wenden hat, bis endlich auch die Lady ihre vorige Stellung wieder einnimmt.

Jetzt beginnen beide zugleich noch einige graciöse Pas durchzuführen und der Tanz ist beendet.

Allgemeines, wenigstens 10 Minuten anhaltendes Schweißabwischen, das beinahe zu dem Glauben führt, die schwarze Farbe müsse doch endlich die Taschentücher färben. — Neuer Brandy mit Sodawasser für die Ladies, dreifache Portion desselben Stoffes an der Bar für die Gentlemen. —

Wiederholter Tanz mit noch entzückenderen Pas und Saltomortales. Und so wechseln Tanz und Erfrischungen, bis die Köpfe erhitzt sind und die Gesichter glühen, was jedoch ihrer Ebenholzfarbe wegen nicht zu bemerken ist.

An der Bar stehend findet Sir Moses auf einige pikante Aeußerungen vom My Lord Abimelech es für nöthig, demselben ein volles Glas Brandy ins Gesicht zu gießen, was Letztern veranlaßt, für einige Zeit wegen Schärfe des Stoffes die Augen zu schließen, ihn jedoch nicht abhält, sofort dem ersten Besten neben ihm Stehenden einen Schlag an den Kopf zu versetzen. Nunmehr beginnt die Würze des Festes; alle feinen Manieren verschwinden, die Gentlemen und Lords werden zu Niggers. Parteien bilden sich, Köpfe werden gegen einander gerannt, Fracks in zwei Hälften zerrissen, auf der Erde liegende schwarze Cylinder zertreten. Die Geliebten der Kämpfenden, unter ihnen Miß Sarah, Lady Phöbe, My Lady Apollonia, mischen sich in den Kampf; mit ihren Fingernägeln verursachen sie schwer zu heilende Wunden, ihre Kränze, seidenen Tücher und Bouquets sind verschwunden und der Wollkopf ist seines Nimbus beraubt. Die ganze Gesellschaft bildet einen ungeheuern, dem gordischen Knoten ähnlichen Knäuel, der sich der Thür und der unmittelbar daranstoßenden Treppe zuwälzt.

Die Thür wird wie durch magische Hand aufgerissen und My Lord Abimelech wie Sir Moses, als die vordersten des Knäuels, hängen über der Treppe, nur durch die Schwalbenschwänze des Fracks von Mister Salomon und Lord Habakuk, an die sie sich geklammert, vor dem jähen Sturze geschützt. Da reißen die Schwalbenschwänze und die zwei Opfer, jedes in der Hand ein großes Stück des Frackes seines Gegners haltend, fahren mit Blitzesschnelle unter Donnergepolter die Treppe hinunter. Ein großer Theil des zurückgebliebenen gordischen Knotens folgt ihnen in ähnlicher Weise bald nach. Schwarze Gestalten in halben Fracks, zerrissenen Beinkleidern, breitgedrückten Crinolinen liegen in bunter Reihe durch einander, richten sich jedoch bald, wenig beschädigt, wieder auf. Dem an Härte einer Kanonenkugel gleichen Schädel hat der schlimme Fall nichts anhaben können, nur die Wolle des Kopfes ist an einigen Stellen etwas hinweggerauft worden; ebensowenig haben sich diejenigen verletzt, die auf die Nase gefallen, welche, von Natur breit gedrückt, nur an ihrer weit geflügelten Spitze, die allein aus dem Gesichte hervorragt, etwas blutrünstig geworden ist.

Die ganze Gesellschaft zerstreut sich nach diesem glorreichen Ende des Festes und der Salon zeigt allein durch die umherliegenden, zertretenen Cylinder, abgerissenen Tuchstücke, Reliquien von Damengarderobe, daß ein Negerball hier abgehalten wurde; der Geruch von Parfüms und Floridawasser ist verflogen, ebenso die Idee des Citronenhains, und statt dessen findet sich die Atmosphäre mit dem puren Negerdufte geschwängert.

So ist ein Negerball in Georgetown und solche Scenen finden dort wöchentlich einmal statt.

Sonntags ist der Neger ein vollkommener „Swell“. Im elegantesten Costüm, mit dem unvermeidlichen schwarzen Cylinder auf dem Wollkopfe, einer Reitpeitsche in der Hand, promenirt er in den Straßen und begiebt sich sodann in das Eishaus, um seinen Brandy mit Angosturabittern und Sodawasser zu sich zu nehmen; herablassend grüßt er seine Raceverwandten und mit intimster Freundlichkeit und Cordialität nähert er sich dem Weißen, ihm die Hand mit einem How do you do, Sir? entgegenstreckend. Seine Sprache ist sehr geziert, er spricht echt London slang und seine Cigarre ist eine Havana purissima. Abends begiebt er sich nach der Kirche und geht mit dröhnendem Schritte in derselben dahin, um zu zeigen, daß er Stiefeln besitzt, die außerdem in allen Tonarten knarren. Vom Prediger aufgefordert, spricht er mit lauter, salbungsreicher Stimme ein Gebet, und besonders dumpf und schauervoll, halb schluchzend ertönen seine Worte: „O Lord have mercy with us sinners!“ Nach Beendigung des Gebetes sieht er sich überall um, um zu bemerken, welchen Eindruck seine Worte gemacht, und setzt sich mit weinerlich verzerrtem Gesicht nieder. Sobald er aber aus der Kirche gekommen, geht er an einen Ort, wo im Geheimen Rum verkauft wird, und prügelt sich zum Beschluß des Sonntags mit seinen Kameraden.

Der andere Morgen findet ihn zerlumpt und barfuß in den Straßen einhergehend, um in diesem Zustande die Nachfeier des gestrigen Tages durchzumachen.

Es sind, wie bereits erwähnt, nicht alle Neger gleich den hier geschilderten, jedoch jene sind Ausnahmen; es giebt unter ihnen sehr fleißige und wirklich religiöse Leute.

Die in Britisch Guyana lebenden Neger sind meist von Sierra Leone, Congos, Coromantis und außerdem viele andere von westafrikanischen Stämmen, die aus gecaperten Sklavenschiffen befreit worden sind.

Ein von den genannten Negern völlig abweichender Stamm sind die Kruleute, die von der Küste von Liberia nach Britisch Guyana als Arbeiter gebracht werden. Diese sind ein arbeitsames, minder arglistiges Volk. Sie arbeiten meistens in den großen Etablissements der Holzhändler an den Ufern des Essequebo, Massaruni, Demerary und Berbice. Hier müssen sie die im Urwalde gefällten ungeheuren Stämme von Greenheart, Crabwood, Mora, Bully-tree &c. nach dem Flußufer ziehen; eine sehr beschwerliche Arbeit, die ihnen jedoch guten Verdienst bringt. Haben sie sich in einigen Jahren ein Sümmchen erspart, dann kehren sie nach ihrer Heimath zurück, um sich sodann ein kleines Besitzthum zu gründen und soviel Frauen anzuschaffen, als ihr Vermögen ihnen erlaubt; ein solcher Harem ist die Haupttriebfeder ihres Fleißes; sie lassen dann ihre Frauen für sich arbeiten und thun selber nichts mehr. Sie sind außerdem brauchbare Matrosen und viele suchen ihren Erwerb als solche auf den Küstenfahrern.

Durch eine Eigenthümlichkeit zeichnen sie sich vor anderen Negerstämmen aus, indem sie ihre kurzen Haare in kleine Büschel vereinen, welche sie dicht mit Zwirn umwickeln, so

daß Hunderte kleiner Zöpfchen von allen Seiten des Kopfes starren und derselbe einem Melonencactus nicht unähnlich sieht. An Festtagen wird der Zwirn abgenommen, das Ganze durchkämmt und eine merkwürdige, starr in die Höhe stehende Perrücke kommt sodann zum Vorschein. —

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Britisch Guyana wurde mir in der Nähe der großen Strafanstalt an der Mündung des Massaruni von der englischen Regierung ein Haus zur Wohnung angewiesen, um von da aus meine botanischen Ausflüge in die Urwälder an den Flüssen Essequebo, Massaruni und Cuyuni zu machen und zugleich eine Sammlung der zum Schiffsbau tauglichsten Hölzer anzulegen. Die Regierung lieferte mir ein großes Boot und die nöthige Anzahl Neger als Ruderer und Holzschläger, die aus Sträflingen des Staatsgefängnisses bestanden und mit denen ich zwei Jahre lang meine Tour auf diesen Flüssen und in den Wäldern gemacht habe. In diesem Gefängniß befanden sich nur schwere Criminalverbrecher; es enthielt an 200 Gefangene, von denen $4/5$ Neger und Farbige waren, die wegen Mordes, größerer Diebstähle, Obiah (Zauberei) u. s. w. saßen, während $1/5$ in Hindus (meist wegen Frauenmordes), Chinesen (wegen Diebstahls), Portugiesen von Madeira (wegen Fälschung) und nur einigen weißen Europäern (wegen Fälschung und Diebstahls) bestanden. Meine Bootsmannschaft hat mir anfangs viel zu schaffen gemacht und ich habe, als ich mich allein mit ihnen oft Wochen lang im Urwalde befand, eigends manövriren müssen, um mich solchem gefährlichen Volke gegenüber behaupten zu können. Ich lenkte sie anfangs in Güte und hier und da durch kleine Geschenke von Taback u. s. w., fand jedoch bald, daß sie dies Benehmen nicht vertragen konnten und dasselbe sie unverschämt und allzu vertraulich machte. Als ich darauf streng und grob gegen sie wurde, begannen sie sich widerspenstig zu zeigen. So ergriff ich denn das Mittelding, suchte ihnen zu imponiren, nahm wenig Notiz von ihnen und verlangte nur ihre Arbeit. Auf diese Weise kam ich gut mit ihnen aus, obgleich ich natürlich mich stets und in jeder Beziehung vor ihnen zu hüten und noch oft auch mit ihrer Arroganz zu thun hatte.

Was von diesen Gefangenen gilt, gilt eben auch von den freien Negern. Mit großer Güte richtet man bei ihnen nichts aus, und bei großer Strenge erhält man sofort zur Antwort: „Ich bin kein Sklave," eine stereotype Redensart bei diesen Leuten.

Hoffentlich werden spätere Generationen dieser Neger, wenn durch Schulen und gute Erziehung auf sie eingewirkt wird, Manches vom Charakter ihrer Vorgänger verlieren; so wie derselbe jetzt beschaffen, ist er nur zu tadeln.

Ich glaube nicht, daß meine hier ausgesprochenen Ansichten über den Neger zu schroff sind; ein Jeder, der denselben lange Jahre hindurch kennen gelernt hat, wird mir darin sicher Recht geben; meine Ansichten und Beurtheilungen über diesen Gegenstand sind ein und dieselben mit denen vieler gebildeter Männer Südamerikas, die eben auch mit mir darin übereinstimmen, daß der jetzige Neger nicht reif war, um plötzlich die Freiheit zu erlangen, ebensowenig als das Volk in den südamerikanischen Republiken reif war, unabhängig zu werden und demokratische Republiken zu bilden.

Durch Unterdrückung des schändlichen Sklavenhandels haben die Engländer viel Gutes gestiftet, aber ihre Bemühungen um Aufhebung der Sklaverei kamen viel zu früh, sie haben erfahren, wie in Jamaica ihnen dafür gedankt wurde!

Gerhard Rohlfs in Abyssinien.

Herr Rohlfs hat bekanntlich die Expedition der Engländer in Abyssinien im Auftrage des Königs von Preußen mitgemacht. In einem soeben (in Bremen, Verlag von Kühtmann) erschienenen Buche erzählt er in äußerst schmuckloser Weise seine Erlebnisse. Wer sich für jenen Kriegszug interessirt, findet eine klare Uebersicht dessen, was geschehen ist, und gewinnt einen Einblick in die Art und Weise, wie der Krieg geführt wurde. Für uns sind die vereinzelt eingestreueten geographischen Schilderungen, die Resultate der von Herrn Rohlfs angestellten Höhenmessungen und die Züge aus dem abyssinischen Volksleben das Interessantere. Ueber die große Katastrophe von Magdala finden wir nur einen kurzen Bericht; doch wird nicht verschwiegen, in welcher Weise die Engländer geplündert haben. Seite 171 wird erzählt, daß „die Soldaten in den Wohnungen des Königs Alles auseinanderrissen. Haufen von Gegenständen aller Art lagen durcheinander. Hier sah man Monstranzen, silberne und kupferne Kreuze und Räuchergefäße aus Kirchen, dort Kronen von Gold und Kupfer rc." Wir finden also hier die Bestätigung dessen, was wir im „Globus" XIV, S. 30 aus dem Privatbriefe eines andern Afrikareisenden gemeldet haben.

In Betreff der Verhandlungen zwischen Negus Theodor und dem englischen Feldherrn Napier giebt Herr Rohlfs nur kurze Notizen, durch welche man keinen Einblick in die Sachlage gewinnt. Diesen erhält man erst durch das Buch des Dr. Blanc, eines der Gefangenen, in welchem die Versäumnisse, Rücksichtslosigkeiten und Fehler der englischen Regierung und ihres Obergenerals ganz offen dargelegt werden. Wir haben darüber noch jüngst ausführlich gesprochen („Globus" XIV, S. 148 ff.). Derselbe Robert Napier, welchen jetzt die englischen Philister als einen großen Kriegshelden mit Ovationen heimsuchen, erscheint in dem Berichte des wahrheitliebenden Herrn Rohlfs in einem äußerst unvortheilhaften Lichte und für die Engländer ist es ein Glück gewesen, daß der durch seinen frühern Aufenthalt in Birma rühmlich bekannte Oberst Phayre mehrmals die Disciplin verletzte, indem er sich nicht an Napier's unverständige Befehle kehrte. Rohlfs schildert ihn als einen liebenswürdigen und gescheidten Mann, „was man vom commandirenden General eben nicht sagen konnte. In der That kann man dreist behaupten, daß, wenn Sir Robert (Napier) nicht einen so tüchtigen und energischen Mann in seinem Generalquartiermeisterstabe gehabt hätte, die Campagne wenigstens zwei Jahre gedauert haben würde."

Zu Anbeginn des Märzmonats 1868 erschien Napier, der anfangs die Absicht gehabt hatte, den ganzen Feldzug von Bombay und Indien aus zu leiten, im Lager bei Antalo. „Er hatte lange," sagt Rohlfs, „auf eine Zusammenkunft mit Kassa von Tigre gewartet, während dieser gar keine Lust hatte, mit ihm zusammenzutreffen." (— Dieser Häuptling ist derselbe, welcher in dem weiter oben

von uns citirten Bericht als ein Straßenräuber bezeichnet wird, „der aber die Engländer mit viel Tact behandelt, das heißt mit moralischen Fußtritten.“ —) Auf diesen Häuptling wartete Napier „sehnlichst“; er schickte Consul Munzinger und Major Grant (den Reisegefährten Speke's) an ihn ab, und als Kasai oder Kassa endlich kam, ritt Napier auf einem Elephanten aus, um ihn zu empfangen. „Nun wurde uns auch klar, warum Sir Robert so sehr auf das Herbeischaffen der Elephanten gedrungen hatte, die bis jetzt der englischen Regierung Tausende von Pfund Sterling gekostet, aber gar keinen Nutzen gebracht hatten. Natürlich würde er sich lächerlich gemacht haben, wenn er die Forderung für einen oder zwei Elephanten zum Reiten gestellt hätte, aber unter dem Vorwande von Transport hatte er auch natürlich Elephanten zum Reiten zur Verfügung. Nichts war eine lächerlichere und unnützere Kostspieligkeit als die Herbeischaffung von Elephanten aus Indien. Und glaubte Napier vielleicht, dadurch Kassa zu imponiren, während er sich doch in den Augen der ganzen Welt so kindisch lächerlich machte? Um einem Abyssinier zu imponiren, hätte er ganz andere Mittel anwenden müssen. Kassa, der dem ruhig zusah, schien es kaum zu bemerken, daß der englische Obergeneral einen Elephanten geritten hatte. — — Napier muß in der That sehr schlecht berathen gewesen sein, daß er, um einem so kindischen Gepränge zu fröhnen, in schläferiger Langsamkeit die Armee warten und kostbare Tage zum Vorwärtsgehen auf Magdala verstreichen ließ.“

Auch vor Magdala benahm sich Napier ganz unfähig und schläferig. Phayre unternahm das Gefecht bei Aroge vor Magdala auf eigene Faust. In Folge desselben lieferte Theodor die Gefangenen aus. Phayre sagte zu Hrn. Rohlfs: „Sir Robert fürchtet, ich laufe ihm davon, um Theodor allein zu schlagen.“ Am Tage nach diesem Gefechte fand unser Landsmann den Sir Robert wie er auf einem Felsblocke saß und das Bombardement von Magdala ordnete. „Er hatte Armstrongkanonen heraufkommen lassen, die Feldbatterien aufgestellt, die Raketenbatterie ins Feuer gebracht und dies alles mit solcher Präcision und so viel Tact wie auf dem Exercirplatze. Aber schade, keine einzige Armstrongkugel traf, keine einzige Rakete zündete auch nur eins der vielen Strohdächer in Magdala an. Aber es war schön! Die Schüsse fielen so regelmäßig und platzten in der Luft und die Raketen zischten so artig, daß Sir Robert innerlich eine außerordentliche Befriedigung und Genugthuung zu verspüren schien, wenn er anders wachte; denn als ich ihn auf dem Felsblocke sitzen sah, hatte er die Augen fest geschlossen.“

Man bedenke: Theodor hatte sich mit 7 Chefs und 9 Soldaten verschanzt; das war Alles, was ihm von seiner Armee treu geblieben. Das einzige Thor, welches nach Magdala von Salamge aus führte, hatte er geschlossen und mit Steinen verbarricadirt. Napier hatte keinen einzigen Schuß gegen dieses Eingangsthor richten lassen, „sondern sich damit begnügt, die Atmosphäre von Magdala zu beschießen.“ „Hinter dem Thore stand Theodor mit seinen wenigen Getreuen und kämpfte gegen die ganze englische Armee.“ Als dann englische Soldaten, Herr Rohlfs und der preußische Lieutenant Stumm über die Mauer geklettert waren, hörte der ungleiche Kampf sofort auf und Theodor schoß sich eine Kugel durch den Kopf.

Der Negus war offenbar seit einigen Jahren halbtoll geworden und ein Trunkenbold der ärgsten Art. Nicht selten litt er an Wuthanfällen. Am Morgen des Gefechtes von Aroge, welches auf den Charfreitag fiel, hatte er 200 abyssinische Gefangene ganz ohne irgend welchen Grund in einen Abgrund stürzen und auf die etwa Ueberlebenden von oben herab schießen lassen. „In Magdala kamen wir an eine große Hütte, die mit abyssinischen Gefangenen (Theodor's) gefüllt war und denen wir die Eisen abnehmen konnten; sie waren wie Häringe zusammengepfercht. Aber so elend dieser Anblick auch war, — unser Herz war ganz abgestumpft gegen Schreckensscenen. Hatten wir doch beim Heraufmarsch vor unseren Augen jene 200 Cadaver gesehen, welche Theodor in den Abgrund hatte stürzen lassen; wie ein unförmlicher schwarzer Pudding aus Menschenfleisch, von krächzenden Raben und Aasgeiern überschwebt, die sich Fetzen von den auseinanderfallenden Körpertheilen abrissen, lagen diese letzten Opfer Theodor's da.“

Ueber die unpraktische Art der Engländer, den Krieg zu führen und über die mangelhaften Einrichtungen beim Commissariat giebt Rohlfs manche ergötzliche Notizen, so z. B. folgende. Das zahlreiche Corps, welches General Staveley befehligte, kam von Gosa aus an den Fluß Thalet. „Dieser hat immer fließendes Wasser und große Compagnien (sic!) von Gänsen und Enten bedecken ihn. Unser Anführer brachte eine Stunde mit Jagd auf diese Wasservögel zu, während dessen die ganze Abtheilung halten mußte und die Packthiere alle bepackt in der Sonne standen. Würde in Deutschland oder in Frankreich der Chef einer militärischen Colonne es wagen dürfen, bloß seines Privatvergnügens wegen stundenlang einen ganzen Truppenkörper am Wege halten zu lassen? Das passirte aber fast alle Tage. Ich erwähne nur, daß die uns begleitenden Truppen tagtäglich stundenlang am Wege halten mußten, die Maulthiere alle mit ihrer Ladung auf dem Rücken, indeß wir unsere Mahlzeit hielten. Man dachte nicht daran, die Leute unter der Zeit auch frühstücken zu lassen. Der Soldat, wenigstens der indische, ist in den Augen eines englischen Offiziers nicht eine belebte Maschine, sondern ein Sklav.“ — Herr Rohlfs, welcher die Kriegführung in Algerien aus jahrelanger eigener Erfahrung kennt, stellt folgenden Vergleich an. Der Franzose ist gewohnt, auf seinem Rücken für vier oder fünf Tage Lebensmittel mitzutragen, während der englische Soldat nicht nur nichts trägt, sondern auch seine $2^1/_2$ Diener leer gehen. Man hat berechnet, daß auf jeden Soldaten drittehalb arbeitende Leute kommen; zwei englische Soldaten haben fünf Civilleute zur Disposition.

Ueber die Christen und das abyssinische Christenthum fällt Rohlfs aus eigener Beobachtung ein eben so ungünstiges Urtheil wie Herr v. Heuglin und andere unbefangene Reisende. „Was ich von den abyssinischen Christen sah, befestigte meine Ueberzeugung, daß das Christenthum ohne die classischen Ueberlieferungen der Griechen und Römer, sich selbst überlassen, eben so bald wie die beiden anderen semitischen Hauptreligionen: das Judenthum und der Islam, zu einer leeren äußern Form herabsinkt.“ In Takonda fand er weder Kirche noch Priester und das einzige Zeichen für das Christenthum der Bewohner war ein blaues Band; sie verfehlten denn auch nicht, dasselbe bei jeder Gelegenheit zu zeigen; sie tragen dasselbe um den Hals. An manchen anderen Orten lagen die Kirchen in Ruinen. Vor der Eingangsthür hingen gewöhnlich einige 2 Fuß lange, 2 Zoll breite und eben so dicke Steine; sie dienen als Glocken und werden mit einem hölzernen Klöppel geschlagen. Die abyssinischen Priester haben für Geld Alles feil; sie scheuen sich gar nicht, die Kirchengefäße, z. B. Kelche von Silber und Kupfer und kupferne Schüsseln, auf welche das geweihete Brot gelegt wird, zu verkaufen. Gebühren sind für sie die Hauptsache, denn als geweihete Männer Gottes thun sie nichts umsonst.

Die Mohammedaner in Habesch stehen geistig und sitt-

lich auf einer höhern Stufe als die Christen. Herr Rohlfs will damit nicht sagen, daß er sie für viel besser halte, aber es ist mit ihnen wie mit allen Bekennern solcher Religionen, welche sich einer herrschenden Kirche gegenüber befinden. Eben weil sie in der Minderheit sind, wollen sie sich durch einen exemplarischen Lebenswandel die Achtung ihrer stärkern Umgebung erzwingen.

Der in der jüngsten Zeit mehrfach erwähnte Aschangisee, ein prächtiges Alpenbecken, das Munzinger in Betreff der Gestalt mit dem Zuger See vergleicht und dessen Ausfluß jetzt nach allen Seiten gehemmt ist, liegt, nach den Beobachtungen des Herrn Rohlfs, in 12° 29′ 26″ Breite, 39° 8′ 28″ östlicher Länge von Greenwich 7264 englische Fuß über dem Meere und hat etwa 10 Miles Umfang. Im Norden wird dieser Kessel von dem fast 12,000 Fuß hohen Seringaberge geschlossen, im Westen vom Oselaberge, nach Osten und Süden hin durch weniger hohe Gebirgszüge. Die Höhen sind alle bewaldet, das Flachland hat den schönsten schwarzen Humus; in der Mitte des März war die Gerste reif. Die Bevölkerung, welche dicht gedrängt an den Bergen hinauf in kleinen Dörfern lebt, ist durchweg mohammedanischen Bekenntnisses.

Herr Rohlfs giebt in einem Anhang eine Anzahl theils hypsometrisch, theils mit dem Aneroïd gemessener Punkte, nach den Bestimmungen des Oberst Merewether und des Herrn Clements Markham. Der westliche Punkt der Amba-Antalo hat 9335 Fuß englisch; der Aladje-Paß 9630; der Aschara-Paß am Aschangisee 8547; Magdala etwa 10,000 ꝛc. Werthvoll ist das meteorologische Tagebuch, welches die Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Mai umfaßt und sehr sorgfältig geführt worden ist.

Wir heben eine Bemerkung heraus. Rohlfs landete am 6. Januar bei Zula in der Anneslеybai (Landungsplatz 15° 15′ N., 39° 46′ 15″ O.). Der Thermometerstand war Mittags im Schatten 30° C. und Morgens nie unter 20°. „Dabei war die Feuchtigkeit eine ganz ungewöhnliche, das Hygrometer erreichte manchmal 90°, war aber nie unter 60. Ich denke übrigens, daß die Feuchtigkeit im Winter eine gesteigerte ist, indem die Regenzeit des Mittelländischen Meeres sich ans ganze Rothe Meer und an dessen afrikanischer Küste nach Süden hin bis zur Bab el Mandeb erstreckt und selbst auf eine Entfernung von einigen deutschen Meilen ins Innere hineingeht. Es ist dies auffallend genug, da einestheils die Regenzeit des Mittelländischen Meeres sich nicht einmal auf Nordägypten erstreckt und dann auch nicht die Ostküste des Rothen Meeres, jene der arabischen Halbinsel, mitberührt."

Rohlfs fügt (S. 29) hinzu: „Indeß hat in Aegypten in Beziehung des feuchten Niederschlages auch ein bedeutender Wechsel stattgefunden. Während es z. B. in Kairo früher fast nie regnete, wird es jetzt regelmäßig von der Mittelmeersregenzeit in Mitleidenschaft gezogen und im letzten Winter fanden so starke Regengüsse statt, daß viele Häuser in Kairo, die nicht danach gebaut waren, um dem Wasser Widerstand zu leisten, dabei zu Grunde gingen."

Die Sache erklärt sich aber, wie wir meinen, sehr einfach. Seit Mehemed Ali sind in Unterägypten mehr als 4,000,000 Bäume angepflanzt worden. Diese wuchsen empor und ziehen nun die Feuchtigkeit an. Je mehr Bäume Aegypten bekommt, um so mehr wird es sich auch des Regens erfreuen.

Das Buch des Herrn G. Rohlfs führt den Titel: „Im Auftrage Seiner Majestät des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien." Beigegeben ist eine vortreffliche Karte über die Marschroute von Zula bis Magdala von Hrn. August Petermann, und ein Porträt Napier's, der viele Orden auf der Brust, aber eine sehr schläfrige Physiognomie ohne kernigen Ausdruck hat.

Die neuesten Ansichten über die Höhe der Erdatmosphäre und über den Himmelsäther.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

II.

Laplace wandte nun seinen ganzen Scharfsinn an, um klare Einsicht in die Sache zu bringen. Er kam zu einem Resultate, welches großes Aufsehen erweckte, aber genau betrachtet wieder ganz mit der Ansicht von Halley und Newton übereinstimmte. Er behauptete, von einer eigentlichen Grenze der Luft könne gar nicht die Rede sein, da sie den unendlichen Weltenraum überall erfülle, dabei müsse man aber einem jeden Himmelskörper eine ihm besonders zukommende Atmosphäre zuschreiben, welche gerade da ihre obere Begrenzung habe, wo die Schwerkraft des betreffenden Körpers von der Schwungkraft seiner Achsendrehung im Gleichgewichte gehalten werde. Ein luftleerer Weltenraum sei ein undenkbarer Begriff, aber ebenso undenkbar sei der Aether. Ihm war der Aether ein mit dem ersten Auftreten schon angezweifeltes Hypothesengebilde, ein haltloser Traum ohne die geringste wissenschaftliche Bedeutung. Diese entschiedene Abfertigung fiel nicht gerade sehr auf, da der große Mann den Newton'schen Standpunkt nicht bloß in der Mechanik des Himmels, sondern auch in der Lehre vom Lichte ganz zu dem seinigen gemacht hatte, wozu die Annahme des Aethers gar nicht nöthig war. Abgerechnet einige von dem Fortschritte der Wissenschaft bedingten kleinen Abweichungen machte er die Newton'schen Principien ganz zu den seinigen.

Wir wollen nun sehen, wie Laplace die Höhe der seiner Anschauung entsprechenden Erdatmosphäre zu bestimmen sucht. Da dieselbe, meint er, mit der ganzen Erde die Tagesdrehung gemein besitzt, so muß sie in größeren und größeren Höhen eine mehr und mehr gesteigerte Centrifugalkraft annehmen, welche an der mit der Höhe abnehmenden Schwerkraft zehrt, bis beide, gleich groß geworden, einander das Gleichgewicht halten; und dies ist dann der Punkt für die obere Grenze der Erdatmosphäre. Darüber hinaus hört die Luft auf an die Erde gebunden zu sein, sie macht keine Tagesdrehung mehr mit ihr, sondern ist der überwiegenden

Fliehkraft unterthan. In welcher Höhe ist nun aber der eben bezeichnete Neutralpunkt zwischen den beiden Kräften, wovon die eine zum Mittelpunkte der Erde hin- und die andere ebenso stark davon hinwegtreibt? Diese Frage ließe sich mit Hülfe des Newton'schen Princips der allgemeinen Gravitation direct beantworten, der Weg ist aber beschwerlich und nur für die Männer von Fach verständlich; man kann indeß leichter und dem allgemeinen Fassungsvermögen besser zusagend zum Ziele kommen, sobald man dabei die dritte Kepler'sche Regel zu Grunde legt, welche nach Newton als eine bloße Folge des Princips der allgemeinen Gravitation anzusehen ist. Diese Regel lautet nun:

„Bei allen Haupt- und Nebenplaneten verhalten sich die Quadratzahlen der Umlaufszeiten gerade wie die Cubikzahlen der mittleren Entfernungen vom Centralpunkte."

Für den ersten Augenblick scheint diese Regel mit der Beantwortung der Frage selbst wenig zu thun zu haben, die Sache ändert sich aber sogleich, sobald man die zu lösende Aufgabe nur in eine passendere Form bringt. Zu diesem Zwecke denken wir uns zwischen der Erde und ihrem Monde noch einen andern Nebenplaneten, der seinen Umlauf gerade wie die Erde und ihre Atmosphäre in einem Tage vollendete. Offenbar müßte dieser Himmelskörper sich gerade da befinden, wo unser irdischer Luftkreis seine höchste Höhe besäße. Denn näher zum Mittelpunkte der Erde würde die überwiegende Schwerkraft ein Näherrücken und zuletzt ein Zusammenfallen mit der Erde zur Folge haben; und entfernter vom Mittelpunkte der Erde würde die Centrifugalkraft das Uebergewicht geben und eine Vergrößerung der Umlaufszeit bewirken. Die Umlaufszeit des Mondes ist nun 27 Tage, die mittlere Entfernung vom Mittelpunkte der Erde 60 Erdhalbmesser; die Umlaufszeit des bloß gedachten Nebenplaneten ist 1 Tag. Beziehen wir nun diese Werthe auf die Kepler'sche Regel, so finden wir für die mittlere Entfernung dieses Nebenplaneten vom Mittelpunkte der Erde 6,66 *). Das sagt uns nun, daß der Ort in unserm Luftkreise, wo die Centrifugalkraft der Schwerkraft das Gleichgewicht hält, gerade 6,66 Halbmesser vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist. Um nun die Höhe von der Oberfläche der Erde abgerechnet zu erhalten, so müssen wir von dem gefundenen Resultate noch einen Radius abziehen, dann bleiben 5,66 Erdhalbmesser als die Höhe der Laplace'schen Erdatmosphäre. Setzen wir die Länge eines Erdhalbmessers 860 geographische Meilen, so erhalten wir $4867\frac{3}{5}$ geographische Meilen für die Höhe der Erdatmosphäre im Sinne Laplace's. Vergleicht man dieses rein auf allgemein für wahr gehaltene Vernunftgründe bezogene Resultat unseres größten Himmelskundigen mit dem so hartnäckig vom großen Haufen für wahr gehaltenen, so ist dasselbe fast fünfhundert Mal größer, und reicht daher weit über die Höhe hinaus, welche für luftleer gehalten oder mit Aether erfüllt angenommen wird.

Obgleich nun gegen die denkwürdigen Worte:

„La limite de l'atmosphère est où la force centrifugale due à son mouvement de rotation balance la pésanteur",

welche Laplace schon vor 72 Jahren im X. Kapitel seines unsterblichen Meisterwerkes — „Système du monde" — aussprach, von der rein theoretischen Seite gar kein Einspruch gemacht werden konnte, so hatte man um so mehr gegen das daraus gefolgerte enorm große Resultat einzuwenden. Man schätzte Laplace's eminenten mathematischen Scharfsinn und ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren in Hinsicht der theoretischen Forschungen in seiner Mechanik des Himmels, aber seine Erdatmosphäre von beinahe 5000 geographischen Meilen Höhe hielt man für eine unfaßbare Größe, für eine mathematische Schwärmerei, zu deren Annahme sich der gemeine Menschenverstand nie verstehen könne. Man blieb daher nach wie vor bei dem geliebten Zehnmeilensatze stehen, und war um so lieber damit zufrieden, als nach dem Urtheil aller Sachverständigen derselbe für alle praktischen Geschäfte der Astronomie vollkommen ausreiche. Auch kam schon die Zeit, wo man der Vibrationstheorie des Lichtes mehr Glauben schenken mußte als der Emanationstheorie, wodurch denn auch dem Aether wieder sehr entschieden das Wort geredet wurde, der sich nach der damaligen befangenen Ansicht unmöglich durch bloße verdünnte atmosphärische Luft vertreten lassen konnte. Es wird sich sogleich herausstellen, daß diese Ansicht eine ebenso unrichtige, wie die Hypothese des Aethers selbst eine unhaltbare ist.

Doch ungeachtet der Abneigung des großen Haufens fehlte es der Laplace'schen Theorie der Atmosphären aller Himmelskörper nicht an Anhängern, und die Zahl würde sicher noch viel bedeutender geworden sein, wenn nicht Wollaston unter Voraussetzung, daß Laplace's Ansicht die richtige sei, zu Resultaten gelangt wäre, welche für den damaligen Standpunkt der Wissenschaften sich mit der Wirklichkeit nicht in Einklang bringen ließen. Wollaston wurde dann Gegner Laplace's, und mit ihm fielen nun auch viele Gelehrte von Fach der Theorie ab. Es hat sich indeß gerade in unseren Tagen herausgestellt, daß sich die Zweifel, welche von Wollaston gegen das Laplace'sche System geltend gemacht sind, ganz leicht heben lassen, und daß dieser große Mann vollkommen Recht hatte. Laplace sowie seine großen Vorbilder Newton und Halley sind dadurch wieder zur vollen Geltung gebracht. Um dies aber ganz begreifen zu können, müssen wir auf einen Augenblick mit Wollaston gehen.

Die Ansicht Laplace's, daß das ganze Weltall mit gewöhnlicher Luft erfüllt sei, welche sich in der Nähe eines jeden Himmelskörpers im Maße seiner wachsenden Anziehungskraft verdichte und eine ihm zukommende Atmosphäre bilde, fand bei den praktischen Astronomen nicht viel Beifall, weil sie mit der wirklichen Beobachtung gar nicht gut in Einklang zu bringen war. So müßte z. B. unserm Monde eine Atmosphäre beigelegt werden, obgleich doch vollkommen bekannt sei, daß die allersorgfältigsten Prüfungen mit den allerfeinsten Meßwerkzeugen nicht die leiseste Spur davon hätten entdecken lassen. Darin lag nun der Grund, weshalb Wollaston, der ursprünglich ein begeisterter Anhänger des großen Laplace war, seine Untersuchung zunächst auf den Mond lenkte. Auf der Oberfläche dieses Himmelskörpers ist die Schwerkraft nur $\frac{1}{5}$ so groß, als die Schwerkraft auf der Erde, woraus also folgte, daß auch die Mondesatmosphäre in ihrer untersten Schicht nur die Dichte haben könne, wie unsere Atmosphäre in einer Höhe, wo die Erdschwere nur noch $\frac{1}{5}$ so groß sei als unten an der Oberfläche. Da nun die Kraft der Schwere nach dem Princip der allgemeinen Gravitation in demselben Verhältniß abnimmt, als das Quadrat der Entfernung zunimmt, so müßte die Schwere in 2 Radien-Entfernung nur noch $\frac{1}{4}$, in 3 Radien-Entfernung nur noch $\frac{1}{9}$ sein, woraus also folgte, daß die Entfernung, worin die Schwerkraft nur noch $\frac{1}{5}$ so groß als ursprünglich sei, 2 bis 3 Erdradien groß sein müßte, doch viel näher an 2 als an 3 liege. Nach der

*) Für die der Mathematik nur etwas mächtigen Leser wollen wir zur Durchführung der Rechnung noch andeuten: Es sei die mittlere Entfernung des fingirten Planeten x, so ist nach der Kepler'schen Regel $27^2 : 1^2 = 60^3 : x^3$, also $x^3 = \frac{60^3}{27^2} = \frac{60^3}{9^3}$ und daher $x = \frac{60}{9} = 6{,}_{66}$.

durchgeführten Rechnung*) erhält man $2{,}236$ Erdhalbmesser. Da nun aber diese Entfernung vom Mittelpunkte der Erde gerechnet ist, so würde $1{,}236$ Erdhalbmesser die Höhe über der Erdoberfläche sein, in welcher die Erdatmosphäre eben so dicht wäre, als die des Mondes an seiner Oberfläche. Rechnet man nun bei $1{,}236$ Erdhalbmessern jeden zu 860 Meilen, so erhält man sehr nahe 1063 geographische Meilen für die Höhe in unserer Atmosphäre, wo wir dieselbe Luftdichte antrafen, wie sie die untersten Schichten der Mondesatmosphäre besitzen. Mit diesem Resultate konnten sich nun Wollaston und alle praktischen Astronomen sehr gut einverstanden erklären, denn wenn man weiß, daß unsere Erdatmosphäre schon in 10 geographischen Meilen Höhe keine vom Menschen mehr wahrzunehmende Strahlenbrechung besitzt, so wird gar kein Gedanke zu einer solchen Wahrnehmung mehr vorkommen können bei einer mehr als millionenmal dünnern Luft, wie wir sie in einer hundertmal größern Höhe mit Bestimmtheit voraussetzen dürfen.

Nach diesem ersten so sehr glücklich ausgefallenen Versuche machte sich Wollaston voll bester Hoffnung sogleich wieder an einen zweiten. Dazu wählte er die Sonnenatmosphäre. Die Schwerkraft an der Oberfläche der Sonne ist sehr nahe 30 Mal so groß als die auf der Erde. Er fragte also, in welcher Entfernung vom Mittelpunkte der Sonne ist die Sonnenschwere ebenso groß als die Erdschwere, d. h. nur noch $1/_{30}$. Nach dem Newton'schen Princip der allgemeinen Gravitation würde die Sonnenschwere in 2 Sonnenradien nur noch $1/_4$, in 3 Sonnenradien nur noch $1/_9$, in 4 Sonnenradien nur noch $1/_{16}$, in 5 Sonnenradien nur noch $1/_{25}$, in 6 Sonnenradien nur noch $1/_{36}$ so groß sein als auf der Oberfläche der Sonne. Daraus folgte also, daß die Entfernung, in welcher die Sonnenschwere nur noch $1/_{30}$ von der ursprünglichen ausmacht, zwischen 5 und 6 Sonnenradien betragen müsse. Genauere Rechnung**) giebt hierfür $5{,}47$. Also müßte die Atmosphäre der Sonne in einer Höhe von $4{,}47$ Sonnenradien über der Oberfläche schon dieselbe Dichtigkeit haben, wie unsere Luft unmittelbar an der Erdoberfläche, das wäre also in $2^1/_4$ Sonnenbreiten rund um die Sonne herum. Da aber jede Sonnenbreite von der Erde unter einem Winkel von 32′ 4″ gesehen wird, so würde uns der Abstand von der Sonne, in welcher ihre Atmosphäre mit der untersten Schicht unserer Erdatmosphäre gleiche Dichtigkeit besitzt, unter einem Winkel von 1° 12′ 9″ erscheinen. Die Strahlenbrechung in diesem Abstande von der Sonne müßte also so groß sein, als die stärkste auf der Erde unmittelbar längs des Horizonts. Die horizontale Strahlenbrechung der Erde beträgt aber schon 33 Winkelminuten. Besäße also die Sonnenatmosphäre eine verhältnißmäßig gleiche strahlenbrechende Kraft, so müßte ein Lichtstrahl, der in einer Entfernung von 1° 12′ 9″ vom Sonnenrande hindurchginge, nach zweimaliger Brechung um 2 mal 33, d. i. um 1° 6′ näher an die Sonne gerückt werden, also in einer Entfernung von 6′ 9″ vom Sonnenrande zu Gesicht kommen. Zu diesem merkwürdigen Resultate war Wollaston 1822 gekommen, als in nächster Zeit der Durchgang der Venus hinter der Sonne zu erwarten stand. Der 23. Mai traf ein, war günstig zum Beobachten, aber die erwartete starke Ortsverrückung der Venus in der Sonnenatmosphäre wollte sich nicht zeigen, ja es wurde eigentlich gar keine Wirkung der Strahlenbrechung in Sonnennähe wahrgenommen, worauf Wollaston doch mit solcher Sicherheit gerechnet hatte Dadurch wurde nun Wollaston schon etwas stutzig, und er wäre wahrscheinlich schon damals ganz von Laplace's Anschauung abgegangen, wenn sich um dieselbe Zeit nicht die neue Theorie der Wärme schon etwas Bahn gebrochen hätte. wonach die Sonne nicht mehr für kalt, sondern in einem feurigflüssigen glühendheißen Zustande angenommen wurde, so daß die unteren Schichten der Sonnenatmosphäre so stark verdünnt seien, daß die Wahrnehmung der Strahlenbrechung nicht mehr möglich wäre. Er konnte es aber nicht unterlassen, seinen Fachgenossen Folgendes zuzurufen: „Nach dieser Erfahrung möchte es wohl an der Zeit sein, zu bedenken, ob sich in irgend einer namhaften Entfernung von der Sonne nicht dennoch schon eine Spur von Strahlenbrechung beobachten lasse, und ob dann bei gesteigerter Nähe die vergrößerte Sonnenwärme wohl im Stande sein könne, die strahlenbrechende Kraft der Sonnenatmosphäre unwahrnehmbar zu machen." — In diesem Zurufe lag eigentlich noch der Wunsch, daß Laplace Recht behalten möchte. Aber ungeachtet der fleißigsten Benutzung aller passenden Gelegenheiten bei Durchgängen und Sonnenfinsternissen hat sich doch bis auf den heutigen Tag noch keine Spur der Sonnenatmosphäre durch Strahlenbrechung wahrnehmen lassen wollen. Es wäre aber sehr unrecht, wenn man deswegen gleich die ganze Sache in Zweifel ziehen wollte, denn offenbar liegt hier das Mißlingen viel mehr in der Unvollkommenheit des Menschen und seiner Beobachtungswerkzeuge als in der wirklichen Abwesenheit des mit großer Wahrscheinlichkeit vermutheten Gegenstandes selbst. Uebrigens sind auch die Männer der Wissenschaft gar nicht darüber in Zweifel, daß es recht gut möglich sei nachzuweisen, wie durch den Act gesteigerter Erwärmung unserer Luft die strahlenbrechende Kraft derselben immer mehr verringert und zuletzt dahin gebracht werden könne, daß ihre Kleinheit für Null zu achten sei. — Obgleich sich nun Wollaston dies alles selbst sagen konnte und auch gesagt hat, so war doch das Feuer der ersten Begeisterung für Laplace's Hypothese etwas abgekühlt, jedoch noch lange nicht ganz erstickt. Denn gerade aus Verehrung des großen Denkers suchte er nun nach einem andern Beispiele, wodurch die geistreiche Hypothese praktisch bewahrheitet werden könnte. Er wünschte ihre Bestätigung.

So kam Wollaston zur Untersuchung der Atmosphäre des Jupiter. Die Kraft der Schwere ist auf diesem Planeten an der Oberfläche $2{,}82$ Mal so groß als an der Oberfläche der Erde. Er fragte daher, in welcher Entfernung vom Centro des Jupiter die Schwere desselben gleich eins oder gerade so groß sei als die der Erde. Auf dem vorhin schon angedeuteten Wege fand er die gesuchte Entfernung $1{,}68$ Jupiterradien. Ziehen wir hiervon einen Radius ab, um die Entfernung von der Peripherie des Jupiter aus bestimmen zu können, so bleibt $0{,}68$ Jupiterradien als die Höhe über der Jupiteroberfläche, in welcher die Atmosphäre desselben genau dieselbe Dichtigkeit besitzen müßte als die Erdatmosphäre in ihrer untersten Schicht. Es müßte also rund um den Jupiter herum, in einer Entfernung, die etwa $2/_3$ seines Radius ausmachte, die Strahlenbrechung seiner Atmosphäre schon eben so groß sein als die horizontale, die allergrößte der Erdatmosphäre. Daraus zog nun Wol-

*) Für die mathematisch gebildeten Leser: Die Entfernung vom Mittelpunkte der Erde, in welcher die Kraft der Schwere nur noch $\frac{1}{5}$ so groß ist als an der Erdoberfläche, sei x Erdradien, so wäre $\frac{1}{x^2} = \frac{1}{5}$, oder $x^2 = 5$ und $x = 2{,}236$.

**) Für die mathematisch gebildeten Leser: Die Entfernung vom Mittelpunkte der Sonne, in welcher die Sonnenschwere $\frac{1}{30}$ so groß ist als auf der Sonnenoberfläche, sei x Sonnenradien, so wäre $\frac{1}{x^2} = \frac{1}{30}$ oder $x^2 = 30$ und $x = 5{,}47$.

laston mehrere andere sehr interessante Folgerungen, besonders auch die, daß der vierte Trabant bei seinem Durchgange hinter dem Hauptplaneten eigentlich gar nicht verschwinden könne, sondern in demselben Momente, wo er auf der einen Seite anfange zu verschwinden, er auf der andern Seite schon wieder zum Vorschein kommen müsse, ja daß sogar auch der Fall vorkommen könne, wo dieser Trabant, genau hinter dem Jupiter stehend, diesen von allen Seiten sichtbar umstrahle, gerade wie ein sogenannter Heiligenschein. Von allen diesen Vorausbestimmungen wollte sich nun aber nicht eine einzige beobachten lassen, wie scharf und sorgfältig Wollaston auch mit den besten Instrumenten prüfte. Und zu demselben unbefriedigenden Resultate kamen auch alle übrigen praktischen Astronomen, welche ihre Aufmerksamkeit dem Gegenstande zugewandt hatten. Da kam er denn zu der Ueberzeugung, daß sich auch bei dem Jupiter die vermeinte Atmosphäre nicht auffinden lasse, und er glaubte damit ganz entscheidend den Beweis geliefert zu haben, daß Laplace's Ansicht über das Erfülltsein des Weltenraumes mit atmosphärischer Luft und über das Verdichten derselben zu besonderen Atmosphären für jeden Himmelskörper — falsch sei; daß sie höchstens nur auf die Erde und ihren Mond bezogen werden könne.

Man kann sich nun leicht denken, wie eine solche Entscheidung von den Anhängern des Himmelsäthers mit großem Frohlocken begrüßt wurde, und wie besonders die Männer, welche bis dahin fest an eine obere Grenze des Luftkreises geglaubt hatten und daher höchst ungern von ihrer Zehn-Meilen-Höhe ablassen wollten, sich glücklich priesen. Selbst die wenigen Gelehrten, welchen das Phantasiegebilde des Aethers fortwährend ein Stein des Anstoßes gewesen war, und es mit Freude begrüßt hatten, daß sie einen Laplace zum Vorfechter besaßen, konnten gegen Wollaston's Beweisführung nichts einwenden, woher es denn kam, daß man nun mehrere Jahre lang den Streit für geschlichtet hielt. Da kam aber auf dem Gebiete der neuesten Chemie eine sehr wichtige Entdeckung hinzu, welche ganz dazu paßte, den Streit wieder anzufachen und den Sieg der Laplace'schen Partei zuzuführen. Doch hiervon in einem folgenden Artikel.

Die Secten im Islam.

Von **Julius Braun** in München.

II.

Die Jesiden. — Kissilbasch und Ali Ilahi.

Von größerer politischer Bedeutung als die Mandäer sind die Jesiden, deren weit verstreute Gemeinden im Ganzen noch etwa 100,000 Seelen betragen sollen. Da sie den Moslimen als vermeinte Teufelsanbeter ganz besonders verhaßt sind, wetteiferten noch vor wenig Jahrzehnten kurdische Häuptlinge mit den Paschas von Mosul und Bagdad in Raubzügen und Metzeleien unter dem unglücklichen Volke. Zuletzt brachte ihnen der Kurdenbey von Rowandiz eine große Niederlage bei und verfolgte die Flüchtigen bis gegen Mosul. Es war im Frühjahr (1832), der Tigris ausgetreten und die Schiffbrücke abgeführt. Auf dem Ruinenhügel Kujundschik (Central-Ninive), von wo sie vergebens über den Strom um Hülfe riefen, wurden die zusammengedrängten Männer, Weiber, Kinder niedergeschlachtet, während die Bewohner Mosuls (Christen wie Mohammedaner) von ihren Dachterrassen mit Vergnügen zusahen. Ein anderer Haupttheil der Jesiden wohnt im Sindjargebirge. Dies ist das einsam aus der Wildniß sich erhebende, nicht sehr hohe Gebirge westlich von Mosul, mitten zwischen dem obern Euphrat und Tigris, — ein Gebirge mit reichen Feigengärten um schneeweiße Dörfer und mit Eichenwäldern um kahle Gipfel. Dort übernahmen türkische Paschas (Hafiz, der bald darauf, 1839, den Aegyptern bei Nisib unterlag) die Vernichtung. Die Jesiden flüchteten in die Höhlen ihres Gebirges, wurden in diesen aber durch Rauch erstickt oder kamen im Geschützfeuer um. Das Mißtrauen der Ueberlebenden war in Folge dessen begreiflicherweise so groß, daß später, auch wenn ein Pascha mit den besten Absichten kam, er mit mörderischem Flintenfeuer aus den Schluchten und Grotten empfangen wurde und seine von fanatischen Pfaffen zum Glaubenskampf ermuthigten Haftars (irregulären Reiter) durch unsichtbare Feinde fallen sah (Tahir Pascha in Layard's Begleitung, 1846).

Da aber die verhetzte Secte mit wunderbarer Treue an ihren Lehren und heiligen Plätzen hängt, treffen immer noch alljährlich zum Feste des Scheich Adi (in den Vorbergen von Kurdistan, nordöstlich von Mosul) große Wallfahrtzüge, sämmtlich in blendend weißen Kleidern und schwarzen Kopfbunden, ein. Solche Feste mit ihrer Musik von Rohrflöten und Tamburin, ihren feierlichen Gesängen und Reigentänzen bei Nacht in dem waldigen Thale des Scheich Adi und beim Scheine von mehreren Tausend Fackeln, mit dem schrillen Jubelschrei der Weiber (Tahlihe!) und dessen Wiederhall in den Felsen sollen von sinnberauschender Wirkung sein. Laut der Nachrede andersgläubiger Nachbaren arten diese Feste in die unzüchtigsten Gelage aus, und man hat die Jesiden (wie die mit ihnen verwandten Nasairier und Ismaelier) als „Lichtauslöscher" verrufen. Allerdings erklärt Layard, welcher dem Feste wiederholt beigewohnt (1846, 1849), solche Nachrede für die grundloseste Verleumdung. Bei Badger (The Nestorians etc. II, 109) gestehen sie angeblich selber, daß innerhalb des heiligen Thals Alles erlaubt sei. Dr. Lobdell hat das Lichtausblasen gesehen (Petermann a. O. II, 331). Daß aller Mysticismus in sinnlicher Ausschweifung endet, ist eine Erfahrung, die nicht eben neu erscheint und auch bei christlichen Sectirern sich zu wiederholen pflegt.

Hauptheiligthum der Jesiden in jenem baum- und quellenreichen Thal ist ein Grabtempel, dessen blendend weiße Kegelspitze fern sichtbar aus dem üppigen Grün hervortritt. Darunter steht der grünverhüllte Sarkophag des heiligen Scheich Adi. Dieser Heilige (angeblich gestorben im Jahre 1160) hatte in einem ihm zugeschriebenen Hymnus (der ein-

zigen heiligen Schrift der Jesiden) sich selber für Gott erklärt (wie so mancher Sufi oder pantheistische Schwärmer), und wenn seine Anhänger auch dieses sufische Einswerden mit Gott nicht ganz begriffen, so dachten sie doch ihren Heiligen an der Seite Gottes sitzend und mit ihm Knoblauch (das höchste kurdische Labsal) verspeisend (Journ. asiatique. Sér. V, Tom. VI, aus Makrizi).

Ungleich wichtiger als eine solche in den Ausartungen des Islam so oft erlebte Vergötterung sind die Reste altchaldäischen Systems, wie sie auch bei den Jesiden noch vorliegen. In demselben Thale des Scheich Adi ist ein kleineres Heiligthum, Scheich Schems genannt, also dem Sonnengott geweiht. Man ernährt dort heilige weiße Rinder, und wenigstens manche Jesiden pflegen noch die Stelle zu küssen, auf welche der erste und der letzte Sonnenstrahl fiel.

Am bezeichnendsten für die Secte ist aber allerdings ihre Andacht vor dem Satan. Wie bereits bemerkt, war der Bel-Saturn der chaldäischen Lehre nicht nur der innenweltliche Schöpfergeist, der (durch Hinwegfall aller anderen Götter) zum alleinigen und höchsten Gott sich verklären konnte und verklärt hat, sondern er wurde durch sein Zusammenschmelzen mit einem sagengeschichtlichen, sterblichen Saturn, dem ägyptisch-babylonischen Urkönig (dem Empörer und Götterfeind) auch zum gefallenen Gott, zum gefallenen Engel oder Satan. Beides in einer Person zu denken, ist allerdings schwer; aber vor solchem Widerspruche, der im Innersten einer jeden antiken Gottesfigur sich findet (durch die Mischung speculativer und sagengeschichtlicher Elemente), pflegt der Menschengeist sich in Andacht zu beugen (wie Aeschylos in seinem „Prometheus") und hält die unbedingte Unterwerfung seines logischen Gesetzes sogar für religiöse und moralische Pflicht. Selbst wenn der logische Trieb zu einer Wiedertrennung der Figuren führt und z. B. den Satan als bösen Gott und treulosen Diener dem guten Herrn gegenüberstellt, ist diese Trennung niemals vollständig, sofern auch dem Satan kosmische Kräfte und Erinnerungen bleiben. Es bleibt ihm, wenigstens sectenweis, auch die Verehrung der Völker. So war es zu Haran, wo tief in moslimischer Zeit Schemal (oder Samaël) als höchster und mächtigster Gott verehrt wurde, und so ist es bei den Jesiden, die in der That dem „großen Engel" eine warme Anhänglichkeit bewahrt haben und es unklug finden, mit ihm zu brechen, weil er gegenwärtig in Ungnade sei. Er wird dereinst wieder angenommen werden und sich seiner Getreuen erinnern. Den Namen Scheitan und alle nur von fern anklingenden Worte vermeiden sie mit Entsetzen und dulden nicht, daß ihr Gönner als „böses Princip" bezeichnet werde, denn „das Böse ist nur nach menschlicher Ansicht böse". Wie schwach müßte Gott sein, sagen sie, wenn er ein böses Princip nicht unterdrücken könnte! (Vergl. außer Layard &c. Petermann a. a. O. II, 334.) Als Symbol des großen Engels dient eine Art Hahngestalt auf Kandelaberfuß (Melik Täus, König Pfauhahn genannt). Diese Form erinnert nicht nur an die auf babylonischen Cylindern verehrte Hahngestalt, sondern auch an die Rolle, welche in moslimischer Sage der Pfauhahn als Genoß des Satan bei der Verführung der Eva gespielt haben muß, denn wir wissen, daß er für diese seine Beihülfe aus dem Paradies gestürzt wurde und in Hindostan zur Erde fiel (Herbelot, unter „Adam").

Wie die Mandäer und einst die Sabier denken auch die Jesiden die Welt der Geister im Norden, und richten ihr Gebet (wie die Sabier, Mandäer, Solaib, Biadiyah) nach dem Nordstern. Eben dahin wenden sie das Angesicht ihrer Todten, denn auch die Jesidenseele hat (gleich der Mandäerseele) einen angstvollen Weg in jener Richtung vor sich. Erst kommt sie zu einem Wald, an dessen Eingang ein grimmiger Löwe steht. Alle Bösen zerreißt und verschlingt er; die Guten trägt er sogleich ins Paradies. Die Mittelsorte läßt er durch und ein Engel reicht diesen die Axt, mit der sie sich selber einen Weg durch den Wald zu hauen haben. Am Ende des Waldes ist eine äußerst schmale Brücke über den hellen Feuerschlund. Dort hinab fallen die Schlechteren und verbrennen; die Besseren kommen hinüber, treffen aber drüben auf eine große furchtbare Schlange, die noch einen Theil verschlingt und je nach der Größe der Sünden längere oder kürzere Zeit behält, bis endlich ein Engel ihr befiehlt, sie wieder herauszugeben (wie der mandäische Hibil Siva dem Ur). Kohlschwarz wieder ausgespien, aber von einem Engel zu einem Quell am Berg geführt, wäscht die Seele sich rein wie Schnee, erhält einen Kamm, sich zu kämmen, und reine Kleider. Dann geht es in den Himmel (Rassam's, bei Petermann a. a. O.).

Jene Brücke des Schreckens kennen wir aus dem Glauben der Moslime (die Brücke Sirath, feiner als ein Haar, schärfer als ein Schwert; die Erwählten kommen blitzschnell hinüber, die Verworfenen stürzen ins ewige Feuer), — aus dem Glauben der Rabbinen (im Thal Josaphat versammeln sich alle Nationen, und eine unermeßliche Brücke, welche über die Hölle führt, gewährt Jedem den Uebergang; aber für die Gottlosen wird die Brücke ein dünner Faden und sie stürzen in die Tiefe), — aus dem Glauben der Parsen (die Brücke Chinvat, die dem Frommen breit, dem Gottlosen sehr schmal erscheinen wird; darunter reinigt man die Dews in glühendem Metallstrom), — und dürfen abermals mit Sicherheit schließen, daß dieselbe Vorstellung auch im chaldäischen Systeme schon vorhanden war, um so mehr als andere Spuren (z. B. bei Pindar) noch darüber hinausführen und ein solcher Schreckensgang der Seele zwischen höllischen Dämonen und Ungeheuern schon im ägyptischen Todtenbuche beschrieben und abgebildet ist.

Wenn es aber gelingt, in dieser Weise das feine Netz des begrabenen Ideenzusammenhanges wieder zu Tage zu heben, dann wird damit allerdings ein unermeßlicher Schutt entfernt, den alle einseitigen Erklärungsversuche nur immer noch größer machen. Der Name Jesiden selber stammt (nach eigener Angabe) von einem alten Gottesnamen Azed, Jazdan, womit (wie aus Schahrastani zu ersehen) bei verschiedenen Magiersecten Ormuzd bezeichnet wurde. Auch dies wäre kein Hinderniß der chaldäischen Herkunft des jesidischen Vorstellungskreises, denn das ganze Parsenthum sammt Ormuzd und Ahriman stammt ebendaher und ist nichts weniger als frisch zusammengeballt aus der blauen Luft eines indogermanischen Himmels. Racengrenzen sind nicht (wie man vielfach mit eigensinnigem Vorurtheil noch festzuhalten sucht) auch Ideengrenzen. Sie sind es zur Zeit des Christenthums nicht gewesen, aber auch nicht zur Zeit früherer Systeme.

Denselben innenweltlichen Schöpfergeist wie die Jesiden und Mandäer verehren die kurdischen Kissilbasch. Diese „Rothköpfe" wohnen zumeist in Armenien zwischen den Quellströmen des Euphrat im unzugänglichen Gebirge und sind der Schrecken der Umgegend, so oft sie aus ihren Alpentriften herabsteigen; denn wo nur ihre schwarzen Zeltlager erscheinen und wohin sie ihre Herden führen, verschwinden alle Ernten. Die Winterdörfer sind halb in die Erde gegraben, elend aus Stein und Lehm erbaut; die engen, dunkelen, schmutzigen Räume aber von Waffen starrend. Wen sie bei sich aufgenommen, der ist sicher. Ihre schönen Frauen gehen unverschleiert; sie selber trinken Wein, essen Schweinefleisch und halten sich darum für religionsverwandt mit den Fran-

ken (Tschihatcheff, Lettres sur la Turquie; Kotschy rc.). Doch sollen sie (außer ihrer Verehrung von Sonne, Steinen und Bäumen) auch Jesum hochhalten, der ihnen (wie alle Propheten seit Adam) als Verkörperung Gottes gilt. Am höchsten allerdings steht Ali — er, welchen das uralte Bedürfniß, einen auf Erden wandelnden Gott zu sehen oder auf die Wiederkehr eines solchen hoffen zu dürfen, schon so früh über die Grenzen der Menschlichkeit entrückt hat. Ali, „der Löwe Gottes“, der Vorkämpfer auf den ältesten Schlachtfeldern des Islam, Schwiegersohn des Propheten (aber nach Fatme's frühem Tod auch noch Gemahl und Herr von 6 oder 8 anderen Frauen und 19 Sklavinnen), kann selbst seinem Aeußern nach nicht eben imposant gewesen sein, denn er war zuletzt sehr wohlbeleibt und hatte einen Bart wie von gelbweißer Wolle. Aber wer einen neuen Heiligen oder Gott will, besieht ihn nicht lange. Gilt es ja doch nur einen neuen Träger für alte Ideen zu finden. Auch bei den Kissilbasch ist Ali: „Das Wort, der Ungeschaffene, der vom Licht Erzeugte, der Löwe Gottes, der Vollkommene, Gerechte, Weise“ — also der Logos und innenweltliche Schöpfergeist. Sie singen das Lob Ali's und der zwölf Imame (seiner Nachkommen, in denen die Gottesverkörperung sich fortsetzt), beten in dunkelen Räumen, genießen geweihtes Brot und Wein; aber die Unzucht, die man bei solcher Gelegenheit auch ihnen nachsagt, soll Verleumdung sein. (Nach Taylor, dem britischen Consul für Kurdistan. („Globus“ XI, 349.)

Von jenen zwölf Imamen ist nach dem Glauben aller Ultra-Schiiten (aller fanatischen Anhänger von Ali's Geschlecht) der letzte nicht gestorben, sondern nur verschwunden und wird dereinst wiederkehren. Zu Hillah am mittlern Euphrat (mitten im Ruinenbereiche von Babylon) zeigte man die Moschee, in der er verschwunden sei, und täglich (erzählt Ibn Batuta, der Reisende von 1346) erschienen an 100 Gewaffnete mit einem gesattelten Rosse, begleitet von viel Volk mit Trompeten und Trommeln vor dem verschleierten Eingange dieser Moschee und riefen hinein: „Komm hervor, Herr der Jahre, denn Tyrannei und Bosheit haben überhand genommen. Es ist Zeit, daß Du hervorgehst und Allah durch Dich die Wahrheit von der Falschheit scheide.“ So warten sie bis in die Nacht und kehren dann heim.

Es wird nicht zu verkennen sein, daß auch hier Erinnerungen an die Saturnsage nachklingen. Jene innenweltliche Intelligenz, der kosmische Schöpfergeist, welcher, wie gesagt, durch Mischung mit sagengeschichtlichem Elemente theilweis zum Götterfeind und Empörer geworden, er wurde nach der ägyptisch-babylonischen Ursage zuletzt von den guten Göttern überwältigt und in eine, je nach verschiedener Auffassung, mehr oder minder harte Haft gelegt. Es ist die Haft des parsischen Zohak, des griechischen Prometheus, des nordischen Loki, des apokalyptischen Satan rc. Alle diese sind in Berg und Abgrund begraben, werden aber sämmtlich einst wieder loskommen — ein Tag, welcher eben wegen jener zwiespaltigen, aus Gut und Bös eigentlich unvereinbar gebildeten Natur des Gottes theils gefürchtet, theils (wie bei den Jesiden und Ultra-Schiiten) gehofft und ersehnt wird. Wie wenig die böse Hälfte des im Berg gefangen sitzenden Gottes zum Bewußtsein zu kommen braucht, oder wie leicht sie sich daraus verlieren kann, beweist z. B. der Umstand, daß in germanischen Bergverließen (Kyffhäuser, Unterberg) die gefeiertsten Nationalheroen an die Stelle jener unheimlichen Mächte getreten sind.

Also nicht nur der himmlische Schöpfergeist oder Logos hat in moslimscher und antimoslimscher Sectenbildung den Namen „Ali“ angenommen, sondern auch der gestürzte Schöpfergeist oder Satan. Das sehen wir vollends bei den Ali Ilahi, die in dem Stufengebirge zwischen der mesopotamischen Tiefebene und der persischen Hochebene wohnen. Ihr abgöttisch verehrtes Oberhaupt residirt zu Kerind, einem malerisch in seiner Felsbucht hinaufgebauten Dorf innerhalb der „Zagros-Pforten“, dort, wo der Weg von Bagdad nach Persien hinaufführt. Dort wird Gott in täglichen Gebeten und Flüchen aufgefordert, alle Moslime mit Hülfe Benjamin's, des Sohnes Jakob, zu vertilgen. Auch Benjamin ist eine der vielen Menschwerdungen ihres Gottes und wird mit Vorliebe verehrt, obgleich ihr Name Ali Ilahi sie zunächst als Bekenner von Ali's Gottheit ausweist. Nach Einigen aber sollen die Kerinder den Satan für den Weltschöpfer halten und nur ihn unter den Namen Ibrahim (Abraham), Benjamin und Ali anbeten (Petermann a. a. O. II, 263) — nach dem, was wir bis dahin gesehen, nichts weniger als verwundersam.

Als andere Trümmer und Umgestaltungen desselben altchaldäischen Vorstellungskreises werden wir demnächst die Lehre der Drusen und Ismaelier schildern.

Der australische Tropenwald.

Von Dr. Hermann Beckler *).

Jedermann kennt die sogenannte „offene“ Waldung Australiens. Das kleinste Lehrbuch der Geographie giebt davon eine kurze Charakteristik. Vom Urwalde der wärmeren Theile Australiens, dem „scrub“ oder „brush“ der Colonisten, wissen nur Wenige etwas. Im Allgemeinen scheint der australische tropische und subtropische Wald hinter dem berühmten südamerikanischen mit seiner erdrückenden Lebensfülle, seinen rasch wechselnden Generationen, seinen ins Unendliche wuchernden prachtvollen Schmarotzerpflanzen, die sich sogleich jedes gefallenen Baumriesen bemächtigen und den großen Todten mit neuem Leben schmücken, endlich seinen oft undurchdringlichen Strecken zurückzustehen. Auch fehlt dem australischen Urwalde das tausendfältige reiche Thierleben, welches jene südamerikanischen Waldungen wenigstens gegen die offenen Stellen hin oder an den Ufern der Flüsse belebt. Aber trotz allem, was man über Pracht und Reichthum tropischer Wälder gelesen und in Abbildungen gesehen haben mag, bleibt unsere Vorstellung bei dem Betreten eines solchen australischen Waldes gar sehr hinter dem Eindrucke der Wirklichkeit zurück.

Die eigentliche tropische und subtropische Waldung hat in Australien erst tief im Süden, also ziemlich weit vom Aequator entfernt, ihre Grenze. Man findet noch auf 35°

*) Herr Dr. H. Beckler war bekanntlich als Naturforscher bei der berühmten Expedition O'Hara Burke's betheiligt.

südl. Br. Waldungen mit einzelnen tropischen Baumformen, ja, mein verehrter Freund, der berühmteste Pflanzenforscher Australiens, Dr. Ferd. Müller, hat auf 36° südl. Br. noch 80 Fuß hohe Palmen (Corypha) gefunden. Nach dem Innern des Landes zu hat dieselbe ihre scharfe Grenze an dem vom Süden zum Norden verlaufenden Küstengebirge, jenseits dessen die Vegetation des Binnenlandes allein das Terrain beherrscht. Man kann vom Süden, z. B. von Adelaide oder Melbourne, in nördlicher Richtung ganz Australien durchreisen, ohne auch nur die Spur einer solchen Waldung zu finden, ehe man an den untern Lauf der in den Golf von Carpentaria mündenden Flüsse, also in das nördliche Küstengebiet gelangt. Die tropische Waldung füllt die zur Küste abfallenden Schluchten des Küstengebirges, folgt in breiten Gürteln dem Laufe der östlichen Küstenflüsse, bedeckt aber auch, je nach der Beschaffenheit des Bodens, ungeheure Strecken des Küstengebietes, wie am Hastings, am Clarence, Richmond, Brisbane und anderen Flüssen.

Ich habe viele Wochen ausschließlich in den herrlichen Wäldern dieses Küstengebietes zugebracht, und diese nicht gerade mühelosen Tage gehören noch jetzt zu den schönsten Erinnerungen aus meinem Leben.

Was mir immer als höchst sonderbar vorkam, war die oft plötzliche Grenze eines solchen Tropenwaldes. Hier ist z. B. ausgedehntes Grasland mit einzeln stehenden Gummibäumen, oder offener Wald, von so nüchternem Aussehen, als eine Landschaft nur sein kann. Da thürmt sich plötzlich, scharf abgeschnitten, die dunkelgrüne schimmernde Wand des Tropenwaldes vor uns auf, und mit ein paar Schritten befinden wir uns, so zu sagen, in einer andern Welt.

Es ist eine andere Welt! Eine heilige Scheu befällt den Wanderer, der zum ersten Mal eine dieser Waldungen betritt, und die große einsame Natur macht dem Eindringlinge gegenüber einen nicht zu bewältigenden Eindruck geltend. Der Mensch empfindet in dieser großen ihn fast verschlingenden Umgebung so sehr seine Nichtigkeit, daß er in der Pracht und Fülle, an der sich sein Auge weidet, ungeachtet der Abwesenheit aller Gefahr das Gefühl seiner persönlichen Sicherheit verliert und nur unter öfterm Stillstehen lauschend und mit angehaltenem Athem in das lockende Dunkel des Waldes vordringt.

Dies sind nicht die wenn auch noch so frisch grünen und prächtigen Laubmassen unserer vaterländischen Wälder. Dunkles, meist großes, vielgestaltetes Laubwerk thürmt sich hier wie zu Mauern auf, und unter den dichten Laubmassen verschwinden Aeste und Zweige, und nur hoch oben blickt das Blau des Himmels herein. Je tiefer aber das dunkle Grün, desto auffallender hebt sich davon das helle der Schling- und Kletterpflanzen, die auf die anmuthigste Art Lauben und Schirme bilden, sowie die hellgrünen Blätterkronen niedlicher Palmen mit Stämmchen von nur 1 bis 1½ Zoll Durchmesser, einer Höhe von 6 bis 12 Fuß, und mit ihren im Hochsommer von zahlreichen scharlachrothen Beeren besetzten Fruchtstengeln.

Das bei Schilderungen tropischer Wälder gebräuchlicher Weise so sehr hervorgehobene üppige Wuchern von Lianen und Schlingpflanzen, welche die dichtesten Lauben, Dächer und Gänge bilden und in weitlaufenden Festons hoch oben von Baum zu Baum ziehen, gehört, wenn man einmal tiefer in den australischen Urwald gedrungen ist, nicht zu dessen Charakter. An offenen Stellen zumal, wo der Wald die Ufer eines Flusses umrahmt, wie streckenweise an allen östlichen Küstenflüssen niederer Breitengrade, kann man sich bei tagelanger Fahrt nicht satt sehen an dem unerschöpflichen Reichthum und den tausendfältigen phantastischen Gestaltungen der Ranken- und Kletterpflanzen. Da umspinnen in lichtgrüner Farbe den dunkeln Hochwald bis ans niedere Ufer herab Gewächse der mannichfaltigsten Art; sie gehören zum größten Theil den Familien der Celastrineen, Menispermeen, Scitamineen und Anonaceen an. Eine Fahrt auf einem, auf jedem dieser Flüsse mit ihrem ruhigen Wasser, ihren zahlreichen überraschenden Biegungen ist eine Fahrt durchs — Paradies. Man sieht, es ist wahr, viel weniger von bunten Farben, als an den Flußufern der Aequatorialgegenden Amerikas, aber die riesenhaften Verhältnisse der Bäume, das dunkle, oft glänzende, wie zu undurchdringlichen Massen sich verwebende Laubwerk entzücken uns da und dort, überragen einzelne Bäume von wundervoller Zeichnung und prächtigem tief dunkelm Grün — offenbar Coniferen — den hohen Wald. Es sind Araucarieen. Stellenweise zieren weiße oder sanft rosenfarbene handgroße Blumen wie leuchtende Sterne die Uferwaldung; es sind die prächtigen Blüthen eines baumartigen Hibiscus, die hier die Höhe von 30 bis 40 Fuß und darüber erreichen.

In der Tiefe des Waldes verhält es sich anders. Sie präsentirt sich uns eher in der Form ernster, feierlicher und hochgewölbter Säulenhallen, als in der einer undurchdringlichen Wildniß. Eine den Boden mehrere Fuß hoch dicht bedeckende Vegetation fehlt hier fast gänzlich. Nur streckenweise stößt man auf Dickichte, durch welche man sich Schritt für Schritt den Weg bahnen muß. Sie bestehen vorzugsweise aus einer wild rankenden, mit zahlreichen, großen, hakenförmig gekrümmten Dornen besetzten Rubusart (unserm Brombeerstrauch verwandt) und den weithin laufenden Schlingen von Canna und Flagellaria. Sonst kann man Tage lang im Urwalde gehen ohne irgend ein Hinderniß, ja man hat, namentlich im tiefern Walde, den nackten, dunkeln, feuchten Boden fast stets vor Augen, was wegen der Gegenwart von Schlangen sehr wünschenswerth ist. Auf dem Grunde findet sich auch der einzige andere Feind, der zwar nicht gefährlich, aber sehr unangenehm ist. Da einer vieljährigen Gewohnheit gemäß meine Fußbekleidung trotz Schlangen und anderm australischen Ungeziefer, Hundertfüßlern, Taranteln, Scorpionen, stets nur aus hohen Schuhen bestand, so konnte ich jenem Feinde nie entrinnen. Es sind Blutegel, die dort in unglaublicher Menge vorhanden sein müssen. Ehe man es nur bemerkt, hängen sie zu drei und vieren innerhalb der Schuhe und verrichten ihr blutiges Geschäft. Nach einer Viertelstunde kann man sicher sein schon wieder andere zu finden, und das geht so, je nach der Localität, den ganzen Tag fort.

Bekanntlich erträgt man Blutverluste in warmen Ländern viel schlechter als in gemäßigten; so wurde ich denn, nachdem ich mich einmal mehrere Tage lang in besonders blutegelreichen Waldungen am Richmond herumgetrieben hatte, um auch dort mit der zum großen Theil unbekannten Baumflora durch Sammeln von Blüthe- und Fruchtexemplaren eine nähere Bekanntschaft anzubahnen, von den fortwährenden Blutverlusten so schwach und elend, daß ich einige Zeit zu meiner Erholung brauchte. Wenn man so wochenlang und aus Beruf diese Wälder durchstreift, so sieht man sie freilich etwas nüchterner an, als bei einem ersten kurzen Besuche. Des Menschen Auge gewöhnt sich leider auch an das Schönste in kürzester Zeit und es wird Alles bald alltäglich. Den Eindruck des Großartigen, des Erhabenen wird man aber in der Umgebung dieser großen Pflanzenwelt nie verlieren. Die Riesenstämme der Bäume gewinnen häufig fast das Ansehen monumentaler Säulen, wie sie sich mit 6 bis 8 schmalen, radienartig abgehenden Pfeilern, die sich wiederholt theilen, und welche da, wo sie sich an den Stamm ansetzen, 5 bis 6 Fuß hoch sind, an die Erde klammern. Ganze Reihen dieser Bäume findet man vom Grunde an bis zu 50 und

60 Fuß Höhe dicht umwachsen und umschlungen von den zarten aber dicht stehenden Zweigchen und Blättern einer kletternden Pflanze aus der Familie der Aroideen — Pothos australasiens. Zahlreiche parasitische Orchideen, viel weniger prunkvoll als die brasilianischen, meistens bescheidene, dem oberflächlichen Beschauer kaum auffallende, dennoch sehr niedliche Gewächse sitzen an Stämmen und Aesten; ich war so glücklich, mehrere seltene Arten davon zu entdecken. An besonderen Stellen sind ganze Baumstämme von einem wunderschön gezeichneten Netzwerk einer holzigen Schmarotzerpflanze, einer Ficusart, umstrickt, so eng, daß man denken sollte, es würde dem so umschlungenen noch sein Leben kosten, denn das holzige, starre Netz drückt tiefe Furchen in den Stamm. In einigen Wäldern kommt man auf Stellen, wo holzige, biegsame, aber vollständig zweig- und blattlose Stämme parasitischer Pflanzen hoch von den Bäumen in langen Schlingen und Schleifen herabhängen und in großen Knäueln schlangenförmig oder wie ungeheure Schiffstaue auf dem schwarzen, feuchten Boden gerollt liegen. Dieses holzige Tauwerk erreicht eine Dicke von 3 bis 3½ Zoll Durchmesser; von anderen hoch oben nistenden Parasiten steigen Luftwurzeln wie straff gespannte Seile auf den Boden nieder. Da und dort wallt über tief dunkles, fast schwärzliches Grün wie ein mächtiger bauschiger Schleier eine parasitische Pflanzenmasse herab, ein Loranthus mit Tausenden von feuerfarbenen Blüthen.

Am Richmond, auch am Clarence findet man in langen Gewinden von Bäumen herabhängend eine der bei uns häufig in Zimmern gezogenen Wachsblume ähnliche und nahe verwandte Schlingpflanze, eine Stephania.

Was von schmarotzenden Pflanzen dem australischen Walde seine Charakteristik giebt, sind außer der genannten Pothosart hauptsächlich zwei Farrenkräuter: das dem wärmern Australien eigenthümliche, auch bei uns in größeren Gewächshäusern vielfach bewunderte Platycerium grande, und eine Art Scolopendicum oder Asplenium — der genaue botanische Terminus ist mir leider nicht erinnerlich. Das eine sitzt oft zu mehreren Exemplaren am Stamme und an den Aesten hoher Bäume, in Gestalt und Farbe vielleicht ungeheuren Kohlpflanzen am ehesten vergleichbar, ein Bild, das auch den oberflächlichsten Beschauer als völlig fremd und im höchsten Grade sonderbar überraschen muß. Die andere Farre, ebenfalls parasitisch, hängt mit zahlreichen, strahlenförmig fallenden, prächtig glänzenden, bis zu 3½ Fuß langen Blättern von todten und lebenden Bäumen herab.

Man kann nicht sagen, daß das Innere eines solchen Waldes, wenn er sich auch über manche Meilen Landes ausdehnt, viele Abwechselung bietet. Dies ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß es sich fast ausschließlich um eine Baumflora handelt, und daß es im Verhältniß zur Anzahl der Individuen immerhin nur eine beschränkte Anzahl von Gattungen und Arten ist, denen jene angehören. Um Abwechselung zu finden, muß man schon die Wälder verschiedener Gegenden besuchen, auch haben die Wälder nahe an der Küste wohl eine verschiedene Physiognomie von denen im Gebirge.

Dort trifft man außer den zahlreichen, niedlichen Palmen und Musaceen auch ganze Bestände hochwachsender Palmen, Licistonien und Coryphen, und Gruppen von niedrigen Fächerpalmen, an deren Schönheit man sich nicht genug satt sehen kann.

Lockt uns aber im Gebirge eine der zahlreichen dämmernden Schluchten zum Hinabsteigen, so fesselt bald eine andere charakteristische Pflanzengattung unsern Blick; dies sind die baumartigen Farren, die Farrenbäume, die hier im tiefen Schatten und in der fortwährend feuchten Luft ihre reizenden Formen entwickeln. Von einer solchen Schlucht gelangte ich einmal mit vieler Mühe in eine noch tiefere und engere, bis ich endlich in einem Kessel stand, der von ganz niedrigen, aber dickstämmigen Farrenbäumen besetzt war. Ueber Felsen und schmierige Erdwände rieselte Wasser so frisch und so kalt, wie ich lange keines gekostet hatte. Die Farrenbäume waren sicher eine seltene Art. Es war ein ganz einziger Ort. Da in einer tiefen, stillen Schlucht einer wenig bewohnten Gegend Australiens war man weit genug von dem Getriebe der großen Welt, um es zu vergessen. Eine Schlange verleidete mir den beabsichtigten längern Aufenthalt, um so mehr, als die großen dunkeln, fetten Blätter einer Composita den Boden so dicht überwucherten, daß ich mich nicht länger sicher glauben durfte.

Wir wollen nun, nur zu einigem Verständniß für Freunde der Pflanzenkunde, uns die Flora dieser Wälder etwas näher besehen. Es sind fast durchwegs Fürsten, Sprößlinge fürstlicher Familien der Pflanzenwelt, die auf uns hier so still in ihrer imponirenden Ruhe und Größe herabsehen. Es ist zum großen Theil eine indische oder indischen Formen nahe verwandte Flora. Viele dieser Bäume schmücken Küstengegenden von Indien und sind weit über die Inseln des indischen Archipels verbreitet. Die Eucalypten sind in diesen Wäldern fast nicht vertreten, aber es fehlt nicht an anderen edlen Gattungen und Arten der Myrtaceen, wie Eugenia, Tristania, Jambosa. Wir begegnen riesigen Bäumen mit prächtigen, weißen, von fern federbuschartigen Blüthensträußen; sie gehören zu den Amaranthaceen, einer Familie, die bei uns nur durch unscheinbare einjährige Pflanzen vertreten ist. Eine große Anzahl der Bewohner dieser Wälder gehören zur Familie der Feigen, Ficoideen, und den verwandten Moreen. Oft überrascht uns mitten in dem dunkeln Grün ein Baum, 30 bis 40 Fuß hoch, mit weicher, weißer Rinde, spärlichen, sehr hellgrünen, ein bis zwei handgroßen Blättern, und armleuchterartigem Wuchs von der Familie der Nesseln oder Urticaceen. Es ist die Urtica Gigas oder Riesennessel. Der Schmerz, den die Berührung dieser Blätter verursacht, soll ihrer Größe und der ihrer Brennhaare proportional sein. Jedermann fürchtet, ihnen nahe zu kommen, und Pferde sollen davon rasend geworden sein. Von derselben Familie, zu der unser Epheu gehört, finden wir dort pfeilgerade Bäume von palmähnlichem Wuchs und palmähnlicher Blätterkrone, einem Blüthenstande, der 3 Fuß hoch und von wenig geringerm Durchmesser ist, eine wunderschöne Pflanze mit Namen Panax elegantissimus.

Zahlreich vertreten ist die Familie der Euphorbiaceen, namentlich die Gattung Croton; dieser gehört auch der indische Baum an, der das Crotonöl liefert. Andere dieser Baumfürsten gehören zu den Familien der Laurineen, wohin der indische Camphorbaum gehört, andere zu den Sterculiaceen, Rhamneen, Rutaceen, Capparideen, Anonaceen. Die Familie, zu der unser Spindelbaum gehört, die der Celastrineen, wird durch mehrere Formen, Bäume und Kletterpflanzen, repräsentirt.

Nach dem, was ich auf meinen vielen Wanderungen durch diese Wälder beobachtet habe, liefern die Familien der Meliaceen und der Sapindaceen die im Wuchse edelsten und schönsten sowie auch die höchsten Bäume. Man kann vor manchem dieser Bäume mit den säulenartigen Stämmen, von denen die ersten Aeste erst in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß abgehen, mit dem reichen, je nach der Art und Gattung bald einfachen, bald gefiederten Blätterwerk voll Bewunderung stehen bleiben.

So unglaublich es scheinen mag, ist es dennoch Thatsache, daß diese Waldungen, namentlich am Maclay, am Clarence und am Richmond, was die bis jetzt von den Colonisten als Nutzhölzer angesehenen Bäume betrifft, schon sehr stark bearbeitet sind.

Die Colonisten unterscheiden nur wenige dieser Bäume durch eigenthümliche Namen, die zum Theil nur die Aehnlichkeit des Holzes mit anderen bekannten Holzarten andeuten. Flindersia oxleyana nennen sie yellow wood, Gelbholz, ich weiß jedoch nicht, ob sie viel davon gebrauchen. Dysoxylum rufum, ebenfalls zu den Meliaceen gehörend, nennen sie Bastard-Cedar-pencil-wood, Bastard-Ceder-Bleistiftholz; es arbeitet sich leicht und wird zu Bauten verwendet. Den Araucarien, die schlechtweg den Namen „pine“, Fichte, führen, stellt man schon in größerm Maßstabe nach, da das weiche Holz sich leicht in Bretter sägen läßt. Einen mir unbekannten Baum benutzen die Colonisten ebenfalls fleißig, das Holz geht unter dem Namen „beech“, Buche. Als Handelsartikel und im Großen geht man aber seit langer Zeit einem der schönsten Bäume ans Leben, der Cedrela Toona, „Red Cedar“, rothe Ceder der Colonisten (Familie der Meliaceen).

Man muß dabei nicht an eine Aehnlichkeit oder Verwandtschaft dieses Baumes mit der Libanon-Ceder denken; das Holz ist ähnlich und die Pflanze selbst nahe verwandt mit Swietenia Mahogany, dem echten Mahagoniholz.

Es sind nun an die 25 Jahre, daß Hunderte von rüstigen Menschen diesem einst sehr erträglichen Erwerbszweig nachgingen. Da Wege in diesen Waldungen nicht existiren, so schlug man anfangs nur die in der Nähe der Flüsse und ihrer Arme stehenden Cedern und schwemmte sie in großen vierseitigen Blöcken von 3 bis 7 Fuß Durchmesser zu Flößen zusammengekettet stromabwärts. Jetzt muß man schon weit vom fahrbaren Wasser in den Wald dringen, um Cedern zu erhalten, und die Mühe und Anstrengung, um die Blöcke mit Bullochsen bis zum nächsten Flußarme zu bringen, ist für Menschen und Transportthiere eine fast unsägliche.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in jenen Gegenden, vor neun Jahren, waren jedoch nur noch wenige Leute, am ganzen Richmond vielleicht 150, als „cedar-cutters“ beschäftigt. Der Verdienst war trotz der viel schwereren Gewinnung des Holzes geringer, der Handel damit schon seit ein paar Jahren sehr flau geworden; eine schwer zu begreifende Erscheinung, wenn man weiß, daß in ganz Australien die Möbel des Reichen wie des Armen fast ausschließlich aus Cederholz gefertigt werden. Die Bewohner jener Gegenden selbst können sich jedoch leicht den Luxus erlauben, ihre ganzen Häuser aus Cederholz zu bauen. Dasselbe hat in glatten Brettern eine prächtige lichtbraune Farbe, und eine Zeichnung ähnlich dem Wasser eines Seidenstoffes. Ich habe eine Zeitlang in einem Gasthause gewohnt, dessen Fronte 90 Fuß Länge hatte und das ganz aus Cederholz erbaut war. Eben als ich am Richmond war, hatten anhaltende Regen die Flußarme bedeutende geschwellt und einen Transport von Cederholz ermöglicht, das seit vielen Monaten der Abführung harrte.

Die mit Gewinnung dieses Holzes beschäftigten Leute sollen früher, wie ich an Ort und Stelle mir sagen ließ, jeden Arbeitstag 3 bis 5 Pf. St. verdient haben. Keine Gegend Australiens veranschaulicht besser die elende und verschwenderische Wirthschaft, die bei diesen Leuten, zum großen Theil alten Verbrechern, gang und gäbe war.

Hier steht noch der Urwald in seiner ewig frischen Pracht, dazwischen die wenigen offenen Stellen und Lichtungen mit den wenigen elenden Hütten. Aber die rothen Cedern sind dahin — die noch stehenden kaum zu erreichen — unsägliche Summen wurden damit Jahre hindurch verdient, aber fast nirgends findet man auch nur die Spur eines ehemals so bedeutenden Erwerbes in diesen paradiesischen Gegenden.

Es hieß wohl: Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste! Aber — es war kein Zauberwort. Es war die rücksichtsloseste, räuberische Ausbeutung des edelsten Holzes, der reiche Erwerb aber der physische und moralische Ruin der Mehrzahl der Arbeiter, zum Theil schon früher verkommenen Individuen.

Beiträge zur Naturgeschichte der Trappen.

Nach Beobachtungen im Tieflande der Walachei von **W. Hausmann** in Kronstadt.

Die eigenthümliche Configuration der Walachei, wonach dieselbe in ein scharf geschiedenes nördliches Hochland und ein südliches wahres Tiefland zerfällt, begünstigt nicht nur bedeutende klimatische Verschiedenheiten und Contraste, auch die Flora und Fauna des Landes ist in Folge dieser Eigenthümlichkeiten eine sehr mannichfaltige und verschiedene. — Leider wurden bis jetzt über die Naturverhältnisse der Walachei von eingeborenen Gelehrten noch keinerlei umfassende Untersuchungen und Beobachtungen gemacht. So sind auch nirgends irgend vollständigere Naturaliensammlungen zu finden. Nur in dem noch lange nicht vollständig ausgebauten Collegium Szento Szava in Bukarest sahen wir eine größere Anzahl in- und ausländischer Naturalien, aber auch da zeigen sich große Lücken. Nur die dem Tieflande eigenen Vogelarten sind besser vertreten. Vorzüglich zogen einige Prachtexemplare von Otis tarda unsere Aufmerksamkeit auf sich und wir beschlossen, einmal an Ort und Stelle über die Naturgeschichte dieser interessanten Vogelgattung und die Jagd derselben möglichst genaue Daten zu sammeln. Das Glück begünstigte uns bei diesem Vornehmen, da auch Prinz Scarlatt und einige andere Jagdmatadore uns freundlichst unterstützten; den Nachweisungen dieser Herren verdanken wir Vieles, was uns sonst entgangen wäre. —

Zunächst erlauben wir uns eine kurze Beschreibung des Beobachtungsterrains zu geben, welche zum bessern Verständniß jedenfalls nothwendig ist.

Namentlich der Theil des walachischen Tieflandes, welcher sich südlich und östlich von Bukarest ausbreitet, ist keineswegs eine vollkommen ebene, trockene Steppe, wie z. B. solche in mehr östlicheren Gegenden sich finden. Strichweise wechseln sandiger, kiesiger und Moorboden miteinander ab. Mehr südlich nach den Donauuferdistricten zu breiten zahlreiche größere und kleinere Teiche ihren blitzenden Wasserspiegel aus. Viele sind mit Schilf und Rohr fast ganz verwachsen. Manchmal beobachteten wir, selbst nördlich von Bukarest, auch große, lang sich hinziehende muldenförmige, völlig trockene Vertiefungen, die wir glauben als Depressionsvertiefungen bezeichnen zu können, da sie alle unter dem Niveau der sonst gleichförmig sich ausbreitenden Ebene liegen und nicht eigentlich als Thäler zu betrachten sind, von Hügeln oder Anhöhen umgeben.

Die zahlreich von den weit entfernten Hochgebirgen herabkommenden Gewässer, welche die Ebene durchschneiden, fließen in einem oft sehr tief eingeschnittenen Bette, mit hohen, steil und senkrecht abfallenden Ufern, was, beiläufig bemerkt, ihrer Passirung und Ueberbrückung oft bedeutende Schwierigkeiten ent-

gegenstellt. Aus einiger Entfernung bemerkt man oft durchaus nicht, daß man sich in der Nähe eines Flusses befindet. Es zeigen sich keine Weidenbäume, Einfuhrten oder Windungen, die durch ihren glänzenden Wasserspiegel sich sogleich bemerklich machen würden. Plötzlich steht der Wanderer am Ufer und sieht tief zu seinen Füßen ein träges, stilles Wasser sich langsam und geräuschlos fortschleichen. Kein einziger Stein, auch nur von Faustgröße, ist im Flußbette zu entdecken; nur klaftertiefer Triebsand und zäher, weißer oder bläulicher Schlamm bedeckt den Grund. Ein Durchwaten solcher Flüsse ist an den meisten Stellen keine Möglichkeit, denn auch das jenseitige Ufer ist von gleicher Höhe wie das diesseitige und auf stundenlange Entfernung geht es gleichförmig so fort wie in einem Festungsgraben, bis endlich eine Stelle kommt, wo eine weniger steile Einsenkung ein Herauskommen möglich macht. — An der Jalomitzabrücke bei Plojest, wo das Flußufer über 30 Fuß hoch entblößt zu sehen ist, konnten wir mit Bequemlichkeit die Reihenfolge der Tertiärschichten beobachten, welche den Untergrund der walachischen Tiefebene bilden. Zu oberst lag eine Dammerdeschicht, welche auf nicht sehr lange Strecken von 1 bis 2 Fuß wechselte. Das Aussehen derselben ist dunkelbraun bis ins Kohlschwarze übergehend. Unter dieser Schicht lagert zäher blauer Thon von 4 bis 9 Fuß Mächtigkeit. Unter diesem wechsellagern gelbliche Thonschichten mit grobkörnigem Sande, worin streifenweise schmale Einlagerungen von Kohle sich zeigen. Diese Sandlager gehen oft bis zu bedeutender Tiefe nieder. —

Die Breite aller Flüsse und Flüßchen, welche durch die walachische Ebene der Donau zueilen, nimmt nun sehr zum Nachtheile des Landes von Jahr zu Jahr zu. So sahen wir z. B. selbst, wie Erdmassen von mehreren Hundert Cubikschuhen von den steilen Uferwänden herabstürzten, auf welchen noch frische Maispflanzen standen. Manche Landleute klagten, daß ihr Feld am Flußufer immer kleiner werde, da fort und fort neue Abschnitte in die Fluthen versinken. Uferbauten und Flußregulirungen müßten hier Millionen verschlingen, wollte man sie vornehmen. So wurden z. B. auf eine Eindämmung der Dimbowitza oberhalb Bukarest bedeutende Summen verwendet, da bei jedem Regengusse oder Schneeschmelzen ein bedeutender Theil der Hauptstadt überschwemmt wird. Wie wenig aber diese Kunstbauten hier helfen, sahen wir gerade am besten im Juli 1864, wo in wenigen Stunden die halbe Stadt unter Wasser war und wochenlang nachher viele Straßen noch nicht zu passiren waren.

Strichweise kommen im Tieflande hier die eigenthümlichen Strauchdistricte vor, die sich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinziehen. Wald kann man sie füglich nicht nennen, da keine Bäume darin vorkommen, aber alle möglichen Straucharten haben sich hier Rendezvous gegeben. Die Hundsrose (Rosa canina), der Schlehdorn, Pfaffenhütchen, der Kreuzdorn (Rhamnus catiorticus), sie alle und noch viele andere Arten machen sich behaglich breit und erlangen auf gutem Boden oft eine erstaunliche Entwickelung. — Eigentliche Waldungen sieht man weit seltener und diese bestehen fast ausschließlich aus Winter- oder Stieleichen (Quercus pedunculata); aber trotz der warmen Lage und des fetten Bodens sahen wir keine Exemplare, die höher als 18 bis 20 Fuß gewesen wären, und die meisten hielten im Durchmesser nur 5 bis 3 Zoll. Nur bei Jodn-Ziganest, einige Meilen nördlich von Bukarest, ist ein großer Eichenwald, der in dichtgeschlossenem Bestande eine größere Fläche bedeckt. Doch auch da sind keine Riesenbäume zu finden, wie wir sie in viel nördlicheren Ländern oft beobachtet hatten.

Der Theil der walachischen Ebene, wo namentlich die Bukarester Sportsmen ihre Jagden abhalten, wird die Paragua genannt und breitet sich einige Meilen südwestlich von der Stadt aus. — Man stelle sich übrigens die Trappenjagd nicht als ein behagliches Vergnügen vor, dem sich auch ein Neuling mit Lust hingeben kann. Die von weitem so harmlos scheinende Ebene hat auch ihre bedenklichen Eigenthümlichkeiten. Es bedrohen den Jäger nicht wie im Gebirge steile Felswände, von denen herabstürzend er jähen Tod finden kann; aber dafür sind hier Sumpfgeister, die den im Jagdeifer Vergessenen, ist er einmal in ihre Mitte gerathen, nicht mehr loslassen und ihn sanft und langsam, aber sicher hinabziehen in den tiefen schwarzen Moorgrund, so daß die suchenden Freunde oft nicht einmal mehr die Spur des Verschwundenen aufzufinden wissen. Auch kamen Fälle genug vor, wo sich Jäger allein in die Steppe gewagt, ohne genügenden Proviant mitzunehmen, und nachdem sie tagelang verirrt umhergelaufen waren, entweder gar nicht oder verschmachtet wieder aufgefunden wurden.

Der Anzug der hiesigen Trappenjäger ist dem Terrain angemessen und sehr zweckmäßig. Eine Blouse von lohbrauner Farbe mit Taschen. Ebenso gefärbte weite Hosen. Lederne Gamaschen bis ans Knie und tüchtige Schuhe von ungeschwärztem Leder, mit sehr breiten Sohlen, um im Sande oder Moore nicht so leicht einzusinken. Schwere hohe Stiefel wären hier gar nicht zu gebrauchen. Ein lohbrauner Hut, eine Tasche und eine leichte karabinerartige Büchse oder Doppelflinte vervollständigen die Ausrüstung des Jägers.

Die große Trappe (Otis tarda) ist auch hier im walachischen Tieflande so scheu und vorsichtig wie in Deutschland und an anderen Orten, woher es auch kommt, daß die Jagd auf sie niemals sehr ergiebig ausfällt und an einem Jagdtage selten mehr als sechs bis sieben Stück erlegt werden können. Die Trappen leben auch hier gesellig — außer der Paarungszeit — in Zügen von zwanzig, vierzig bis sechzig zusammen. Uebereinstimmend bemerkten alle Jäger, daß je größer eine solche Gesellschaft sei ihr um so schwerer beizukommen wäre. Die weite offene Steppe ist in der Regel ihr liebstes Revier. Dies ist für den Jäger nun gerade sehr fatal; oft sieht man deutlich eine Truppe der stattlichen Vögel, wie sie argwöhnisch mit den kleinen, aber sehr scharfsichtigen Augen Alles um sich her beobachten. Den Jäger kennen sie nun namentlich sehr gut, und beim Mangel geeigneter Deckungsgegenstände ist es keine Möglichkeit, ihnen weiter als 300 bis 500 Schritte in die Nähe zu kommen, und meist geht man dann völlig leer aus. Die Jungen lassen sich noch eher überraschen, da sie, in die Enge getrieben, sich oft fest drücken und, vom Hunde gestellt, dann leicht geschossen werden können. Manchmal täuschen die Trappen den Jäger auch dadurch, daß sie sich auf den Bauch legen und nur den langen Hals unbeweglich in die Höhe strecken. Sind nun, wie so oft, dürre abgebrochene Distelstengel, Kletten oder andere grobe Unkräuter in der Nähe, so gehört ein äußerst geübtes Auge dazu, die Schelme zu entdecken. Kommt der Jäger näher, und glauben sie sich noch nicht entdeckt, oder sind jetzt zu ängstlich, sich durch die Flucht zu retten, so strecken sie auch den Hals der Länge nach auf dem Boden aus. Da ihr Gefieder nun so eigenthümlich erdbraun, weißlich und grau melirt ist, so geht man oft ziemlich nahe an ihnen vorüber, ohne sie zu bemerken; namentlich wenn viele alte Ameisenhaufen im dürren Riedgrase umher vertheilt sind. Es scheint, als wüßten sie ihre Manöver mit kluger Berechnung stets nach dem Terrain einzurichten, wo sie sich eben befinden. Man kann sich aber die Ueberraschung des Neulings denken, wenn plötzlich hinter ihm gluckend und laut mit den Flügeln klatschend acht bis zehn Trappen aufstehen und in rasender Eile das Weite suchen, wobei sie mit den kräftigen Ständern große Staubwolken aufwirbeln machen. Mag dann der Jäger auch die Flinte rasch herunterreißen und in schneller Folge den Flüchtlingen beide Schüsse nachsenden, so ist es doch umsonst; meist sind die blitzschnell rennenden Vögel dann schon weit aus dem Kernschuß. Oft sieht man deutlich, daß eine Trappe getroffen ist und dennoch bekommt man sie nicht in die Hand. Mit völlig zerschossenem Flügel machen sie sich noch munter davon. Der Verwundete sondert sich dann sogleich von den gesunden Cameraden ab und sucht sich durch verdoppelte List der Nachstellung des Jägers zu entziehen. Ist ein Terrain in der Nähe, wo mannshohe Disteln wachsen, welche durch Sturmwinde umgeworfen wurden und nun ein stachliches, undurchdringliches Dickicht bilden, so retiriren sie da hinein und sind nicht mehr herauszubringen, denn auch die Hunde haben gerechte Scheu davor, den Pelz voller langer Stacheln zu bekommen. Können sie einen der vorerwähnten Strauchdistricte erreichen, so sind sie

faſt immer für den Jäger verloren, denn gerathen ſie einmal dahinein, ſo iſt alles Suchen vergebens. Bei jedem Schritte haken ſich die krummen Dornen in die Kleider und meiſt folgt dann ein tüchtiger Riß. Mit boshafter Tücke ſchnippen die dünnen, aber zähen Ruthen immer nach den Augen; alle Augenblicke verwickelt ſich der Fuß im dichten kriechenden Brombeergerank. Dabei iſt die Gefahr des Verirrens hier ſehr nahe liegend; hat man ſich einmal in ſolch ein Labyrinth hineingearbeitet, ſo iſt bald jede Richtung verloren. Kreisförmig verſchlungen ziehen ſich überall kleine Pfade hin, welche hungrige Kühe ausgetreten, die natürlich keiner beſtimmten Richtung folgen. Dabei paſſiren dem Jäger auch regelmäßig allerlei ärgerliche Zufälle. Da hätte man z. B. einmal prächtige Gelegenheit, einen Schuß anzubringen, aber beide Läufe verſagen, weil die Dornen ſchon längſt die Kapſel vom Piſton geſtreift haben. Ein Anderer will friſch laden und greift nach dem Pulverhorn, findet zu ſeiner unangenehmen Ueberraſchung nur noch die Schnur davon am Riemen hängen, das Pulverhorn baumelt wer weiß wie weit an irgend einem Strauch und iſt nicht mehr aufzufinden. Gefährlicher iſt es ſchon, wenn man nach dem unvermeidlichen öftern Stolpern und Fallen in der Uebereilung nicht daran denkt, daß die Läufe mit Erde verſtopft ſind, wodurch mindeſtens beim Schuſſe ein furchtbarer Rückſtoß erfolgt oder bei ſtarker Ladung die Läufe zerſpringen. Dieſer Unfall iſt nicht nur Neulingen ſchon paſſirt, ſondern ſelbſt erfahrenen Schützen, die im Jagdeifer ſich vergaßen.

Wenn der Mai auch die ſonſt einförmige, freudlos ſcheinende Steppe mit ſeinem Leben ſpendenden Athem anhaucht, ſo ſuchen die ſchüchternen Trappenweibchen eine recht verborgene, trauliche Stelle, wo ſie ihre ſtattlichen, gelblich graubraunen Eier brüten können. In eine höchſt kunſtlos ausgeſcharrte Erdvertiefung legen ſie gewöhnlich nur zwei bis vier Eier. Sie wiſſen meiſt ſo geſchickt ihre Neſtſtelle zu verbergen, daß Trappeneier auch in Naturalienſammlungen ziemlich ſelten ſind. Nur der leiſe und tückiſch ſchleichende Fuchs wird ihnen zur Brutzeit gefährlich; dieſe ſchlauen Räuber ſind nicht nur im Gebirge heimiſch, ſondern wiſſen auch hier in der weiten offenen Ebene ihr Genüge zu finden, wo ſie meiſt im trockenen Schilf und Rohr ſich verſtecken oder unter großen Dornſträuchen ihre Baue graben. — Von Raubvögeln ſind dem Trappen nur Adler gefährlich, die namentlich im Winter, wo ein blitzender Schneemantel die weiten Flächen deckt und Bäume und Sträucher völlig entlaubt ſind, vom Gebirge herabkommen und in luftiger Höhe majeſtätiſche Kreiſe ziehen, wobei ſie ſcharf ſpähend auf die Ebenen herabblicken. —

Sobald die Jungen aus dem Ei geſchlüpft ſind, laufen ſie, den kleinen Hühnern ähnlich, ſogleich der Mutter nach, die ſie ängſtlich hütet und mit lautem Gluckſen das Zeichen giebt, daß ſie ſich verſtecken ſollen. Darin haben die kleinen Schelme — wie auch die wilden Hühnerarten — eine ſolche Virtuoſität, daß man nur ſelten im Stande iſt, ein Junges zu erhaſchen.

Wie dieſe ſtattlichen großen Vögel, deren Anzahl oft ſo bedeutend iſt, immer genügende Nahrung finden, bleibt jedenfalls ſehr ſchwer erklärlich. Es iſt bekannt, daß ſie im Herbſt nach dem Kornſchnitt fleißig die Felder beſuchen und gierig die verſtreuten Halme aufleſen. In der Walachei, wo oft meilenlange Kukuruzfelder ſich hinziehen, die oft genug an völlig unbebautes Land angrenzen, beſuchen die Trappen gern dieſelben, um die noch nicht ganz erhärteten Maiskolben anzupicken. Die verſchiedenen Arten Heuſchrecken, die hier im Sommer mit ihrem eintönigen Zirpen die Luft erfüllen, wiſſen ſie ſehr geſchickt zu haſchen und verſchlingen ſie in Menge. Aber wenn der Novemberſturm über die dann doppelt kahle Ebene ſauſt, die verlorenen Körnchen oft ſchon durch tiefen Schnee verdeckt ſind, Heuſchrecken, Grillen und Käfer tief in der Erde den langen Wintertraum träumen, dann haben auch die armen Trappen ihre liebe Noth um ihr tägliches Futter. Weite Streifereien machen ſie dann von einer Gegend in die andere. Die vom Winterſturm herabgepeitſchten Beeren leſen ſie begierig auf. Sind Winterſaatfelder in der Nähe, ſo freſſen ſie die grünen Spitzen ab. Daß die Trappen Standvögel ſind, iſt wohl im Allgemeinen richtig; ungern verlaſſen ſie ein bekanntes und ihnen durch Futterreichthum liebgewordenes Terrain; nur der Nahrungsmangel zwingt ſie zur zeitweiſen Auswanderung. Gewiſſe Tränkplätze beſuchen die Trappen häufig, da ihre oft trockene Körnernahrung ſie zu häufigem Trinken nöthigt. Beim Beſuch der Tränke ſind ſie aber beſonders vorſichtig, da die Erfahrung ſie oft gewitzigt haben mag, wenn aus dem benachbarten Geröhricht Schüſſe fielen, die, ſicher gezielt, manch lieben Cameraden niederſtreckten. — Außer auf dem eben erwähnten Anſtande werden die Trappen in einer Art Keſſeljagd verfolgt. Wenn, wie es faſt ſtets der Fall iſt, mehrere Jäger zuſammengehen, ſo ſuchen ſie das ſcheue Wild zu überflügeln, indem ſie ſich ſo theilen, daß eine Abtheilung rechts, die andere links im weiten Bogen geht, während einige der beſten Schützen ſich im Centrum möglichſt gedeckt aufſtellen. Stößt eine Abtheilung auf die Trappenherde, ſo giebt ſie Feuer, worauf die verblüfften Vögel in der Regel im ſchnellſten Laufe nach der andern Seite retiriren; dort treffen ſie im glücklichen Falle auf den andern Flügel; auch hier mit Schüſſen empfangen, zerſtreuen ſie ſich meiſt und irren rathlos umher und kommen den mehr und mehr zuſammenrückenden Jägern leichter zum Schuſſe. Soll die Jagd aber recht gut ausfallen, ſo müſſen eben einige ſehr erfahrene, genau revierkundige Jäger dabei ſein, denn ſonſt brechen die Trappen auf irgend einer Seite durch, wo es Niemand bemerkt; und ſind ſie einmal aus dem Revier, ſo hält es gar ſchwer, ſie wieder zu ſtellen. — Eigene Fangmethoden für Trappen werden hier nicht cultivirt. Bei der Scheuheit dieſes Wildes und der Schwierigkeit, geeignete Fallen oder Netze für ſie zu ſtellen, lohnte es ſich auch nicht der Mühe den Verſuch zu machen.

Alte ausgewachſene Trappen ſind meiſt $3\frac{1}{2}$ Fuß lang und wiegen oft 15 bis 20 Pfund. Das Wildpret derſelben iſt, richtig zubereitet, ſehr ſchmackhaft, bei ganz alten aber immer etwas zähe und trocken. Da die hier vorkommenden ihren in Deutſchland lebenden Brüdern ganz ähnlich ſind, ſo übergehen wir die Beſchreibung der Farbe und Zeichnung.

Aus allen Erdtheilen.

Capitän Sladen's Expedition auf dem Irawaddy. Es war Zweck dieſer wichtigen Expedition, vermittelſt des Irawaddy, welcher das Reich Birma durchſtrömt, einen Handelsweg nach dem ſüdweſtlichen China, nach Yünnan, zu eröffnen. Wir haben über dieſelbe mehrfach Notizen gegeben (XIV, S. 124); jetzt liegt uns ein umfangreicher Bericht („Times-Mail“ vom 20. November) vor. Sladen war am 20. September glücklich in Mandelay, der Reſidenz des Kaiſers von Birma, wieder angelangt. Er brach am 13. Januar von dieſer Stadt auf; die Expedition hatte alſo 8 Monate in Anſpruch genommen. Es kam darauf an, die Gegend zwiſchen Bhamo, bis wohin der Irawaddy für Dampfer ſchiffbar iſt, nach Nordoſten hin zu erforſchen, alſo die Chachyenhügel und einige Staaten der Schans bis nach Yünnan. Hier haben, wie ſchon mehrfach im „Globus“ hervorgehoben wurde, die chineſiſchen Mohammedaner, welche als Panthays oder Panſis bezeichnet werden, einen

vom Pekinger Hof unabhängigen Staat gegründet, dessen Hauptstadt Talifu ist. Die Karawanenstraße aus Birma nach Yünnan war in Folge der Unruhen und Fehden längere Zeit gesperrt, es kam also darauf an, sie wieder zu eröffnen. England hat 1867 einen neuen Vertrag mit Birma geschlossen, und demgemäß stand von dieser Seite der Expedition kein Hinderniß im Wege; in Yünnan herrschte endlich wieder Ruhe, der König von Birma zeigte scheinbar guten Willen; das Gegentheil war der Fall bei seinen Mandarinen, welche bisher am obern Irawaddy ein Handelsmonopol ausgebeutet haben. Sie boten Alles auf, um die Expedition zu vereiteln, und die Mandarinen machten sogar Anschläge gegen Sladen's Leben. Begleiter desselben waren der Ingenieur Capitän Williams, der Naturforscher Dr. Anderson aus Calcutta und zwei Kaufleute aus Rangun. Die letzteren und Williams kehrten unterwegs um und ein Herr Gordon trat an ihre Stelle.

Von Bhamo ab zog Sladen trotz aller Ränke der birmanischen Beamten in das Land der Chachyens. Am 10. Mai befand er sich noch in Ponsi. Von dort schickte er insgeheim einen Boten in die östlich liegenden Staaten der Schans, deren Fürsten jetzt von den Panthays abhängig sind. Diese Häuptlinge zeigten eine günstige Stimmung; sie baten den Engländer, zu ihnen zu kommen, und er ging also nach Momein, um von dort bis nach Talifu vorzudringen. Das letztere war unmöglich, weil die Panthays, welche ihr Gebiet zu vergrößern streben, gerade damit beschäftigt waren, den noch im Besitze der Mandarinen befindlichen Theil von Yünnan zu erobern. Der Fürst von Momein ist ein Schan und von den Panthays abhängig; er bot der Expedition ein bewaffnetes Geleit an, sie hätte aber unterwegs sich mit den Waffen durchschlagen müssen und das wollte sie vermeiden. Ohnehin war der Hauptzweck auch in Momein zu erreichen, da der Fürst von den Panthays Vollmacht hatte, über alle Handelsangelegenheiten zu unterhandeln. Er wünschte eben so dringend wie die Engländer selbst, den alten Karawanenweg wieder eröffnet zu sehen. Auch war bei ihm vom Sultan der Panthays aus Talifu ein Schreiben eingelaufen, in welchem derselbe erklärte, daß ihm Sladen's Mission zu großer Freude gereiche und daß er seinerseits bei Eintritt der kühlen Jahreszeit eine Gesandtschaft nach Rangun schicken wolle.

Der Fürst oder Statthalter von Momein ist Herr der acht Schan-Staaten oder -Provinzen, welche nordöstlich vom eigentlichen Birma liegen. Er empfing die Mitglieder der Expedition in königlichem Stile, saß auf einem Throne und bestritt im Auftrage der Panthayregierung gastfreundlich alle Ausgaben für die Mission. Hier war der beste Wille nicht zu bezweifeln. Sladen erhielt von ihm ein Schreiben des Panthaysultans an den Generalstatthalter von Indien, in welchem derselbe verspricht, nicht nur Alles zur Belebung des Handels zu thun, sondern auch allen englischen oder überhaupt fremden Kaufleuten Schutz zu gewähren. Die Panthays (Panteïs, Pansis) werden von Sladen als ein tüchtiger, kräftiger Menschenschlag geschildert, mit denen sich gesellschaftlich gut umgehen läßt. Die in Momein anwesenden höheren Beamten und Offiziere derselben verkehrten mit der Expedition auf das Freundschaftlichste. Die Abgeordneten der bedeutendsten Sanlinas, d. h. Schanfürsten, mit welchen Sladen in Ponsi verkehrte, fand er civilisirter als selbst die chinesischen Gentlemen. Sie wußten übrigens vorher nichts von der Stellung, welche die Engländer Birma gegenüber einnehmen, oder von den abgeschlossenen Verträgen, wohl aber hatten sie gehört, daß von Seiten eines mächtigen fremden Volkes eine Expedition nach dem obern Irawaddy ausgerüstet worden sei. Ihre Gebiete, sagten sie, könnten bequem 100,000 Maulthiere als Transportvieh stellen. Die Engländer wollen nun eine förmliche Gesandtschaft nach Talifu schicken.

Großbritanniens Handel mit den Hansestädten. Für den englischen Handel ist Deutschland wichtiger als Ostindien. Ein Theil unseres Verkehrs mit England wird durch die Ostseehäfen vermittelt, ein anderer über Holland und Belgien, der bei weitem größte Theil aber durch Hamburg und Bremen. Im Jahre 1867 exportirte England nach diesen beiden Hansestädten für 17,229,251 Pf. St., also für mehr als 120 Millonen Thaler, gegen 10,806,092 Pf. St. im Jahre 1863, also binnen fünf Jahren ein Plus von mehr als 40 Millionen Thalern. Für 1867 kommen auf die Ausfuhr nach den Hansestädten: Wollenwaaren 3,703,373 Pf. St., Baumwollengarn 3,703,373; wollenes Streich- und Kammgarn 3,057,041; Baumwollenzeuge 1,945,736; Leinengarn 694,509; Eisen 405,301; Leinenwaaren 465,187; Colonialproducte und -Manufacturen 6,718,230. — Die Hansestädte importirten nach England nur für 9,415,188, gegen 6,946,235 im Jahre 1863, was ein Mehr von 2,468,953 Pf. St. beträgt. Aber unsere Exporte sind zumeist nicht Fabrikate, sondern landwirthschaftliche Erzeugnisse, und wenn der Abzug derselben dem Landwirthe gute Preise bringt, so hat er doch für Deutschland „das Leben theurer gemacht". England bezog von uns: Butter für 66,327, Vieh 477,587, Getreide 734,138; Schinken und Schweinfleisch 295,945; Rohzucker (Rüben-) 8578 (aber 1863 für 572,857), Wollenwaaren 167,931, Wolle 747,493, Wollengarne 402,334, Hopfen 199,539, Zink 197,295 Pf. St. Wir verdienen an diesen Sachen nur wenig Arbeitslohn und die sogenannte Bilanz ist stark gegen uns. Aber die Engländer begreifen, daß Deutschland eine große „Kaufkraft" hat und daß es ein dringendes Interesse der britischen Politik ist, mit einem so kaufkräftigen Nachbar auf gutem Fuße zu stehen.

Rußlands Handel mit Asien im Jahre 1867. Ueber diesen wichtigen, in der neuern Zeit so viel besprochenen Gegenstand ist von der russischen Regierung ein amtlicher Bericht veröffentlicht worden („St. Petersburger Zeitung" vom 20. November). Er gewährt einen Einblick in die beiderseitigen commerciellen Verhältnisse, über welche bisher specielle Angaben gefehlt haben.

Der Werth des Exports betrug im Jahre 1867 24,639,548 Rubel, der des Imports 28,434,836 R.; vor 10 Jahren betrug ersterer 11,945,598 R., letzterer 19,347,199 R. — Gold und Silber in Münzen und Barren wurde 1867 im Betrage von 2,278,700 R. ausgeführt und im Betrage von 336,616 R. eingeführt, während 1857 für 5,745,228 R. ausgeführt und für 196,952 R. eingeführt wurde.

Die Hauptausfuhrartikel, nach ihrem Geldwerthe berechnet, waren: Baumwollenfabrikate (für 11,836,746 R., 8,531,921 R. mehr als 1857), Wollenfabrikate (für 3,280,288 R., 1,634,515 R. mehr als 1857), Häute (für 1,313,149 R.), Rohbaumwolle (für 1,078,827 R.), Baumwollengespinnst (für 900,988 R.), Rohmetalle (für 850,327 R.), Getreide (für 776,890 R.), Metallfabrikate (für 647,281 R., 987,367 R. weniger als 1857), Rauchwerk (für 464,269 R., 820,478 R. weniger als 1857), rohe Schafwolle (für 400,696 R.), Getränke (für 313,942 R.), Zucker (für 294,572 R.), Seide (für 293,963 R.) u. s. w.

Die Haupteinfuhrartikel waren: Rohbaumwolle (für 6,749,593 R., 5,917,092 R. mehr als 1857), Thee (für 5,117,286 R., 807,467 R. weniger als 1857; die stärkste Theeeinfuhr war im Jahre 1862, wo sie einen Werth von 8,949,649 R. hatte), Baumwollenfabrikate (für 4,362,015 R.), Vieh (für 3,178,208 R.), Seide (für 1,536,586 R.), Früchte und Gemüse (für 1,184,539 R.), raffinirter Zucker (für 815,415 R.), Häute (für 668,293 R.), Seidenfabrikate (für 463,094 R.), Wolle (für 358,000 R.), Taback (für 336,281 R.), Baumwollengespinnst (für 318,997 R.) u. s. w.

Nach den verschiedenen Gegenden gestalteten sich die Handelsumsätze folgendermaßen:

1) Für Transkaukasien war die Ausfuhr mit 3,570,888 R., die Einfuhr mit 8,732,093 R. zu veranschlagen. Die Hauptausfuhrartikel waren: Rohbaumwolle (1,078,827 R.), Getreide (493,381 R.), rohe Schafwolle (379,339 R.), Rohmetalle (344,824 R.) u. s. w.; die Haupteinfuhrartikel: Baumwollenfabrikate (3,624,782 R.), raffinirter Zucker (698,251 R.), Früchte und Ge-

müse (669,779 R.), Rohbaumwolle (552,272 R.), Seidenfabrikate (392,291 R.) u. s. w.

2) Für den Astrachaner Hafen betrug der Werth des Exports 339,841 R., der des Imports 1,285,701 R.; bei ersterm waren Eisenfabrikate (134,318 R.), bei letzterm Rohbaumwolle (682,943 R.) die Hauptartikel.

3) Für die orenburgische und sibirische Linie hatte die Ausfuhr einen Werth von 16,634,396 R. (gegen 3,838,867 R. des Jahres 1857), die Einfuhr einen solchen von 12,850,405 R. (gegen 6,047,545 R. des Jahres 1857). Die Hauptexportartikel waren Baumwollenfabrikate (10,797,090 R.), Wollenfabrikate (980,717 R.), Baumwollengespinnste (900,415 R.), Häute (836,128 R.), Metallfabrikate (465,494 R.) u. s. w.; die Hauptimportartikel: Rohbaumwolle (5,513,422 R., gegen 639,873 R. des Jahres 1857), Vieh (2,946,334 R.), Seide (1,273,088 R.), Rauchwaaren (822,082 R.), Baumwollenfabrikate (534,472 R.) u. s. w.

4) Für den Handel mit China über Kjachta und den Amur wurde der Export der Waaren mit 4,093,570 R., der der Fabrikate aus edlen Metallen mit 853 R. (gegen 1,226,987 R. des Jahres 1857) und der der Edelmetalle in Münzen und Barren mit 1,316,725 R., und der Import der Waaren mit 5,566,637 R. (gegen 7,478,543 R. des Jahres 1857) berechnet. Der Hauptausfuhrartikel waren Wollenfabrikate (2,170,998 R.), der Haupteinfuhrartikel Thee (4,975,594 R.).

Im Transithandel hatten die nach Persien gehenden Waaren einen Werth von 1,768,929 R., die nach Europa kommenden einen solchen von 331,917 R. —

Die Zahl der angekommenen Schiffe belief sich auf 2255, darunter 1342 mit Waaren und 913 mit Ballast, die der abgegangenen auf 2208, darunter 1458 mit Waaren und 750 mit Ballast.

Die Goldfelder in Australien. Die Diggings der Colonie Victoria sind 1868 bis jetzt ergiebiger gewesen als im Vorjahre. Vom 1. Januar bis zum 1. September wurden 1,359,668 Unzen, von denen jedoch 152,208 aus Neuseeland kamen, exportirt, gegen 1,251,135 Unzen (davon 174,923 Unzen aus Neuseeland) in derselben Periode des Jahres 1867. Den alten Ovens Diggings zwischen Beechworth und Albury, welche wegen Mangels an brauchbaren Communicationswegen bisher ziemlich isolirt lagen und noch nicht so ausgebeutet sind wie sie es verdienen, steht ein großer Umschwung bevor. Das Parlament von Victoria hat nämlich 2,107,000 Pf. St. für Eisenbahnbauten bewilligt, und soll diese Summe größtentheils zum Baue einer Bahn von Melbourne via Kilmore, Wangaratta und Beechworth nach Belvoir am Flusse Murray verwendet werden.

Die Goldfelder der Colonie Neusüdwales haben nach den Beträgen, welche per Escorte einliefen, in den ersten acht Monaten dieses Jahres 148,624 Unzen geliefert gegen 139,100 in der entsprechenden Periode des Vorjahres. Davon kommen auf die Western Diggings 87,492 Unzen, gegen 87,210 im Jahre 1867; auf die Southern 51,771, gegen 38,729, und auf die Northern 9361 gegen 13161.

Während die Colonie Südaustralien an Kupfer sehr reich ist — ich brauche nur an die Burra-Burra- und Moonta-Kupferbergwerke zu erinnern — und auch mehrere Silberminen besitzt, unter denen die jüngst aufgefundene, Almanda, den bedeutendsten Erfolg verspricht, war, trotz vielfältiger und sorgfältiger Nachsuchungen, von dem edelsten der Metalle bisher nicht viel mehr als die Spur aufzufinden gewesen. Die Echunga-Alluvialdiggings sind freilich da, aber diese können, nach australischen Begriffen, kaum als Diggings gelten, denn die dort beschäftigten Goldsucher sind froh, wenn sie — was man in Australien einen guten Tageslohn, d. i. 10 Sh. oder 3⅓ Thlr., nennt — „machen“. Jetzt endlich ist es im August dieses Jahres gelungen, ein allem Anschein nach ergiebiges Goldfeld am Jupiter Creek, 24 Miles von Adelaide und 4½ Miles von Echunga entfernt, zu entdecken. Dieser Bach, welcher das Wasser des Echunga Creek aufnimmt, fällt in den Onkaparingafluß, welcher mit seinen Einläufern überhaupt durch ein goldhaltiges Terrain zu fließen scheint, obgleich reiche Deposite bisher nirgends anzutreffen waren. Es mögen gegenwärtig an 1000 Golddiggers am Jupiter Creek versammelt sein. Man hat Nuggets bis zum Gewichte von einer halben Unze, werth 2 Pf. St. oder 13½ Thlr., gefunden und im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der Digger 2 bis 4 Pf. St. die Woche gewinnt, — Manche freilich mehr, Andere wieder weniger.

Die mit großem Eclat ausgeschrienen Gympie Creek Goldfelder, um das Städtchen Nashville in Queensland, haben sich schlecht bewährt. Die dortigen Alluvialdiggings waren von nur geringem Umfange und sind völlig ausgebeutet, während unter den Quarzclaimen sich kaum acht befinden, welche gute oder leidliche Erfolge liefern. Es sind reichlich 10,000 Diggers dort versammelt, und die Noth unter ihnen soll zum Theil entsetzlich sein, da ihnen die Mittel fehlen, um in ihre Heimath zurückzukehren. So kam es vor, daß man sich eines bei Maryborough liegenden Dampfschiffes mit Gewalt bemächtigen wollte.

Dagegen sind die in der Nähe von Auckland (Neuseeland) aufgefundenen goldhaltigen Quarzriffe außerordentlich ergiebig an diesem edlen Metalle, so daß dieselben wohl als die bisher bekannten reichsten Quarzdiggings gelten können. Ein Mr. Hunt hat z. B. aus seinem Claim bereits 5000 Unzen reines Gold gewonnen und doch hat er erst einen kleinen Theil desselben bearbeitet. Ein australischer Colonist.

Eine neue Silbermine in Südaustralien. Man glaubte sich nach den bisherigen Erfahrungen zu der Ansicht berechtigt, daß die Colonie Südaustralien wohl reich, sehr reich an Kupfer sei, daß aber die sogenannten edlen Metalle nur ein Erbtheil der Schwestercolonien Victoria, Neusüdwales, Queensland und Neuseeland seien. Entdeckungen neuesten Datums haben jedoch diese Ansicht umgestoßen, da an Scott's Creek, in der Nähe von Kapunda und zwanzig Miles von Adelaide, sehr silberreicher Bleigang, Galena, aufgefunden worden, zu dessen Ausbeutung sofort eine Compagnie zusammengetreten ist. Die Mine selbst hat den Namen Almanda Silver Mine erhalten. Der Erzgang, 23 bis 43 Faden unter der Oberfläche gelegen, bildet einen Block von 20 bis 30 Fuß in Weite und ist 50 Yards lang. Während der ersten Monate wurden 103 Tonnen zu Tage gefördert und nach England verschifft, und lieferten 7622 Unzen reines Silber, also im Durchschnitt 74 Unzen pro Tonne. Bei Abgang der Julipost waren wieder 122 Tonnen, mit einem Silbergehalte von 9028 Unzen, gehoben worden. Der Preis für das Blei stellte sich auf 17 bis 18 Pf. St. für die Tonne, während das Silber 5 Sh. 6 P. pro Unze realisirte. Das ärmste Erz enthielt 69½, das reichste 78 Unzen. —g—.

Ein Urtheil über die Walachen.

Die „Rumänen“, d. h. die Leute in der Moldau und Walachei, machen sich unangenehm; ein Engländer würde sagen: diese auf niedriger Civilisationsstufe befindlichen Bursche seien eine public nuisance für Europa. Ihre Bojaren lärmen und intriguiren und möchten ein Groß-Rumänien zu Stande bringen. Nicht nur für die Türkei sind sie lästige Nachbaren, diese Juden hetzenden Walachen, sondern sie möchten auch Siebenbürgen, die Bukowina und Theile von Ungarn an sich reißen. Sie sind aber ein entschieden unfähiger Menschenschlag, der es nie so weit bringen konnte, einen dritten Stand, ein Bürgerthum, zu schaffen. Daher ihre niedrige Civilisationsstufe. „Putz und Schmutz“, lackirte Bojaren, arme Bauern, die in Erdhöhlen hausen, Popen und Zigeuner. Wir finden in einem Bericht über eine Donaureise (in der Wiener „Presse“), welche Dr. Karl Th. Richter im Herbste dieses Jahres gemacht hat, eine Schilderung, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen; sie ist kennzeichnend und gegenüber dem unruhigen politischen Treiben der Bojaren und des (nun Ex-) Ministers Bratiano von Interesse, obwohl die Farben etwas stark aufgetragen sind.

„Fast gegenüber von Rustschuk liegt Giurgevo und davor

die Insel Ocuroy, die so mit den Donau-Ufern einen Paß bildet, in den die Schiffe von Nordost einfahren. Der Hafen ist trotz der günstigen Naturbildung schlecht, weil gar nichts dafür geschehen, und der Eisstoß drängt oft hart an Giurgevo heran. Der Landungsplatz ist groß und mit Gütern so überfüllt, daß man kaum einen Weg finden kann, um zur Stadt selbst zu gelangen. Auch er ist in einem sehr elenden Zustande und ohne alle technischen Hülfsmittel. Es ist so recht ein Zeugniß für die Unthätigkeit der großmäuligen Regierung. Und was wir hier sehen, sehen wir am ganzen walachischen Ufer. Ueberall Städte, in die sich das Leben mit Gewalt hineindrängt, nirgends die That und das Verständniß der Regierung, diesem Leben eine sichere Stätte zu bereiten. Giurgevo, Braila, Galacz, drei Städte mit großem Handel, drei Städte, in denen sich allenthalben auf Hunderten von Schiffen die Naturproducte dieser reichen Länder zusammendrängen und überall eine elende Verwaltung im Großen und im Kleinen, keine Sorge für den Verkehr, keine Pflege auch nur der nothwendigsten Einrichtungen für das Wohl des Handels und dessen Gedeihen. Ueberall elende Straßen, überall Schmutz und Koth. Ueberall neben den erschwindelten Palästen der Millionäre die tausend Hütten eines armen, indolenten Volkes.

Wir haben die Straßen dieser Städte mühsam durchwandert, wir haben uns dieses Volk genau angesehen und vermeinten, wir müßten etwas finden, was uns an die alten Römer, die es so gern als seine Stammväter ausgiebt, erinnern und den Muth erklären könne, womit dieses Volk zu denken wagt, die Türkei zu zerstören. Wir haben nichts gefunden und stimmen Dr. R. Rösler bei, der in seinen vielfachen Schriften über diese angeblichen Nachkommen der Römer energisch diese historischen Hallucinationen zerstört. Wir erinnern uns oft einer Stelle aus dem Reiseberícht eines spanischen Juden, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts Thracien besuchte und Folgendes über die Walachen bemerkt: „Hinter der Stadt Rovinitza beginnt Walachien. Die Einwohner desselben wohnen in den Bergen und heißen Walachen. Sie bekennen sich nicht zum Christenthum. Es sind bei ihnen jüdische Namen in Gebrauch, weswegen Einige annehmen, daß sie ehedem Juden waren." Wir halten sie nicht dafür, denn dafür sind sie zu faul und zu feige. Und der Jude arbeitet, er ist der Gewerbsmann und Kaufmann in der Walachei. Er kümmert sich nicht um die 210 Festtage, an denen die ganze Bevölkerung faulenzt, er ist immer emsig und darum reich und wohlhabend. Und darum der Haß gegen das Judenthum, zumeist von der sogenannten Aristokratie des Landes, die gewöhnlich ihren Adelsbrief aus einem Schweinestall datirt.

„Auch glaubt man," sagt unser Gewährsmann aus dem zwölften Jahrhundert, „daß sie die Juden als ihre Brüder anerkennen, denn wenn sie die Juden auch überfallen und ausrauben, so erschlagen sie dieselben doch nicht, wie sie dieses mit den Griechen zu thun pflegen." Was würde der gute Mann heute sagen? Uebrigens haben wir von einem Augenzeugen der Judenverfolgungen in Galacz, von denen man so viel Lärm gemacht hat, gehört, daß es keineswegs so schlimm war und daß selbst die drei Juden, die man ins Wasser warf, eigentlich ins Wasser — gefallen sind. Der Mann, der uns das erzählte, ist selbst Jude. Uebrigens giebt er zu, daß, wenn sich günstige Gelegenheit findet, die Walachen gewiß die Juden auch erschlagen. Lieber aber würden sie sie bestehlen, denn zum Erschlagen gehört doch Muth und den haben sie nicht. Ich will das gern glauben. In Kalafat vertheidigte ein griechischer Kaufmann zwei Mädchen, die der wachhabende Offizier bei Gelegenheit der Paßabnahme ungeziemend behandelte. Auf eine freche Erwiderung des Offiziers, es war ein Hauptmann der großen rumänischen Armee, schimpfte ihn jener weidlich herab, nannte ihn einen Lumpen, einen Hund und Schuft, warf einen der drei zur Deckung bestimmten Soldaten an die Wand und ging dann seines Weges. Die Kerle, mit Säbel und Gewehr ausgerüstet, rührten sich nicht und ertrugen das Hohngelächter der Umstehenden.

Und diese Armee will die Türkei vernichten! Dieses Offiziercorps, von dem selten einer weiß, wie viel Mann eine Compagnie hat, diese Schürzenhelden wollen diese ernsten, ruhigen und mit heiligem Feuer an Land und Volk hängenden türkischen Soldaten verdrängen! Sie haben es nie vermocht und werden es auch nie, wenn sie allein es sollen!"

Große Sterblichkeit unter den Kindern in Australien. Die sehr große Sterblichkeit unter den Kindern in Australien zeigte sich wieder recht eminent in der Stadt Melbourne während der drei Monate Mai, Juni, Juli des laufenden Jahres. Es starben bei einer Bevölkerung von 170,000 Seelen 991 Personen, und zwar 537 männliche und 454 weibliche, was pro Tag 10,89 ergiebt, und befanden sich darunter nicht weniger als 470 Kinder im Alter von noch nicht fünf Jahren.

* * *

— Redeübungen eines nordamerikanischen Know-Nothing. Sprecher im Repräsentantenhause des Rumpfcongresses in Washington war ein gewandter Aemterjäger und Handwerkspolitiker, Herr Schuyler-Colfax. Die radical-republikanische Partei stellte diesen Mann als Candidaten zur Vicepräsidentschaft auf, und da sie in den Wahlen vom 3. November die Majorität erhalten hat, so wird Colfax Vicepräsident. Er hat sich während der letzten Jahre hauptsächlich dadurch ausgezeichnet, daß er Alles aufbot, um allen Negern, auch den eben freigewordenen, die politischen Rechte zu verschaffen. Aber er ist ein erbitterter Feind der Deutschen, der Irländer und überhaupt aller aus Europa Eingewanderten, und war einer der Stifter und Leiter des berüchtigten Know-Nothing-Ordens, welcher vielfach, namentlich in Philadelphia, die Eingewanderten blutig verfolgte und ihre Häuser und Kirchen niederbraunte. Diesem Know-Nothing haben nun viele deutsche „Republikaner" ihre Stimme gegeben und damit, um nordamerikanisch zu reden, einen dicken Schuhnagel hinabgewürgt. Als Colfax 1855 von der Know-Nothing-Convention in Philadelphia zurückgekehrt war, hielt er zu Vincennes in Indiana eine Rede, welche seiner Zeit das dort erscheinende Blatt „Sun" abdruckte. Während des Wahlkampfes suchte diese Zeitung jene Rede wieder hervor, und wir finden sie nun in dem deutschen „Newyorker Journal" vom 31. October. Der eifrige Negerfreund äußerte sich über die weißen Europäer in folgender Weise:

„Einige sagen mir, diese Ausländer seien intelligent; ja, intelligent. Wie im Namen des allmächtigen Gottes kann man so etwas sagen? Blickt auf den Deutschen, wie er seine Pfeife raucht, und wenn Ihr einen Strahl von Intelligenz in jenem schmutzigen, blödsinnigen Gesichte sehen könnt, zeigt es mir! Blickt auf jenen betrunkenen, aufgeschwollenen Irländer, mit seiner Flasche von Rattengift-Whiskey in seiner Tasche, und er selbst betrunken, fluchend und taumelnd — zeigt mir in seinem besudelten Gesicht nur einen Funken von Sittlichkeit, Intelligenz oder Erziehung. Der Gedanke ist unsinnig, rein abgeschmackt!

„Wir müssen die Landesgesetze ändern, um diese unwissenden, gesunkenen Bettler daran zu verhindern, daß sie hier Stimmen und Aemter halten. Sie sind nichts als ein Haufen grundsatzloser Tagediebe und Raufbolde, die sich in und um unsere großen Städte und Dörfer ansammeln und durch Stehlen und Betteln von den Amerikanern ihr Leben machen. Einige sagen mir, sie hätten Rechte. Das haben sie auch; das Recht, unter unseren Gesetzen zu leben, den Boden zu bebauen und zu thun, wie wir gethan. Sie sind den Amerikanern an Geisteskräften und Intelligenz untergeordnet, und sie müssen und sollen unterdrückt gehalten werden, sogar wenn es mit der Spitze der Bayonnette und mit Pulver und Blei geschehen muß. Es ist nutzlos, allzu vorsichtig zu reden oder sich vor Folgen zu fürchten in Bezug auf diese Sache. Ein großes Geschrei ist erhoben worden von den Altmodischen, weil Ausländer von den Polls weggetrieben worden und weil man

sie nicht stimmen ließ. Vermuthlich ist das in gewisser Beziehung wahr. Verlangt Ihr, daß ein amerikanischer Bürger zurückstehen und eine aufgedunsene, rothnasige, besoffene Bestie von einem Irländer an seiner Statt stimmen soll? Blickt auf den Lump, wie er näher tritt; seine Knie schlagen zusammen und die Tabacksbrühe läuft ihm aus dem Maul, und wie er herankommt, hört Ihr ihn rufen „Hurrah für die Demokratie"; und hier kommt er frisch von den Morästen gerade erst vor einem Jahre, und will stimmen; — und weil die Buben rufen „schiebt ihn ab", und weil er niedergeschlagen wird wegen seiner Unverschämtheit, wird ein großes Geschrei erhoben unter den altmodischen Demagogen. Ich sage, es ist ihm Recht geschehen — laßt ihn zurückstehen.

„Wiederum seht Ihr einen schlappohrigen, großmäuligen, fischköpfigen Deutschen herankommen, direct von einer Hütte im Lande des Krautes, mit Bierschaum noch an seinem roßhaarenen Bart hängend, und sein Athem stinkend noch von Knoblauch und Zwiebeln, genug, um einen weißen Mann dreihundert Yards ab zu tödten, und ehe er sonst irgend etwas in der Welt sagen kann außer „Demokrat", muß er stimmen, und seine Stimme zählt so viel als Eure und meine. Dies ist unerhört und abscheulich. Diese Ausländer, welche die Wahlen für die Altmodischen gewonnen haben, müssen den ihnen zukommenden Platz einzunehmen lernen. Sie haben nicht mehr Recht zum Stimmen als die Thiere des Waldes, und haben nicht den Verstand eines guten Neufundländer Hundes. Und Gott weiß es, wenn ich ein Candidat für irgend ein Amt wäre, dann würde ich diesen Bettlern und Vagabunden, diesen gemeinen, schmutzigen, schmierigen, gesunkenen, blödsinnigen Ausländern sagen, ich will Eure Stimmen gar nicht haben, und wenn ich jemals ein Candidat werde, dann hoffe ich zu Gott, daß ich sie nicht erhalte."

Dieser Colfax also wird Vicepräsident. Der bekannte politische Abenteurer Karl Schurz hat für ihn „gestumpt", d. h. Reden auf politischen Wanderzügen gehalten. Der Radicalste unter den Radicalen, Karl Heinzen in Boston, macht in seinem „Pionier" der eigenen Partei folgendes Compliment: „Durch nichts fordert die republikanische Partei das Verdammungsurtheil einer gerechten Kritik so entschieden heraus, wie durch die Forderung einer allseitigen Unterstützung zur Erfüllung einer Mission, die sie bei jeder entscheidenden Probe im Stich läßt. Sie will die Freiheit garantiren und bahnt den Weg zur Herstellung der Sklaverei, sie will den Verrath züchtigen und hilft ihm zur Macht, sie will die Rebellion niederwerfen und beschwört sie wieder herauf, sie will Frieden stiften und schafft die Möglichkeit zur Erneuerung des Krieges, sie will Leben und Ordnung sichern und läßt Mord und Anarchie ungestraft walten, sie will den Süden reconstruiren und läßt überall die Elemente der Destruction emporwuchern. Kurzum, alle Zwecke, die sie vorkehrt und zu deren Erreichung sie die allgemeine Hülfe in Anspruch nimmt, bleiben unerreicht durch ihre eigene Schuld. — An der Herrschaft bleiben, das ist das einzige Ziel, das sie consequent im Auge behält; da sie aber ihren Anspruch auf die Herrschaft nur durch die Erreichung derselben begründet, untergräbt sie selbst ihre Aussichten durch das, wodurch sie dieselben zu fördern sucht. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Man blicke bloß nach dem Süden und frage sich, wie weit die Früchte, die dort gereift sind, den ungeheuern Mitteln entsprechen, welche der republikanischen Partei seit acht Jahren zur Verfügung gestanden und von ihr verschleudert worden sind."

— Die „Newyork Tribune", das einflußreichste Blatt der radicalen Partei in Nordamerika, giebt zu, daß in den Südstaaten in Folge eines Decretes, welches der radicale Congreß erlassen, mindestens 100,000 Weiße ihres Stimmrechtes für verlustig erklärt worden seien. Etwa 300,000 weiße Männer des Südens seien im Kriege geblieben und so gestalte sich unter der (den Südstaaten aufgezwungenen sogenannten) Reconstruction das Verhältniß der wahlberechtigten Weißen und Neger in nachbenannten Staaten folgendermaßen.

	Weiße.	Neger.
Alabama	74,450	90,350
Florida	11,100	15,357
Georgia	95,214	93,450
Mississippi	48,926	88,925
Louisiana	44,732	82,907
Nordcarolina . .	103,000	71,657
Südcarolina . .	45,000	79,585
Texas	56,666	47,430
Virginia	116,000	104,000
	595,838	673,669.

Nicht nur, daß die Radicalen mehr als 100,000 Weiße politisch entrechteten, sie haben den Südstaaten auch das Stimmrecht der rohen Negermassen aufgezwungen, „im Namen der Freiheit und Gleichheit aller Menschen auf dem weiten Erdball", und so ist die Entscheidung in die Hände der vormaligen Sklaven gelegt. Sie haben in den genannten Staaten eine Majorität von etwa 80,000 Stimmen. Im Hinblick auf die Umtriebe, welche der Präsidentenwahl vorhergingen, sind diese Ziffern nicht ohne Bedeutung.

— In Californien erscheinen jetzt 9 kirchliche Zeitschriften; jede Secte will ihr eigenes Organ haben. — In Boston haben die Universalisten eine Frau Namens P. A. Hanaford unter großen Feierlichkeiten in das Predigtamt eingesetzt.

— Es zeigt für die Energie der Unternehmer, welche die Eisenbahn von der Küste nach Arequipa bauen, daß sie wenige Tage nach dem großen Erdbeben die Arbeit fortsetzen ließen. Die Stadt soll wieder aufgebaut werden, aber aus Holz. Das Niveau der Bahnstrecke hat keine wesentlichen Veränderungen erlitten. Man will, in Hinblick auf künftige Zerstörungen, nun noch eine zweite Bahn von der Küste ins Innere bauen und den Schienenweg von Arequipa nach Puno und Cusco weiterführen. — Bei der Landspitze Sama, unweit von Arica, hatte das Meer vor dem Erdbeben 40 Faden Tiefe, nach demselben haben die Lothungen nur 6 Faden ergeben.

— Der „Globus" nimmt in Band 14 S. 223 Bezug auf eine Aeußerung des Geologen Tennant in London, daß die australischen Diamanten nicht so viel Pfennige werth seien als man Pfund Sterling für sie gefordert habe. Ganz so schlimm muß es denn doch wohl nicht mit der rechten Sorte stehen, denn im September 1868 ward am Square Waterhole in Port Elliot (Colonie Südaustralien) wieder ein recht werthvoller Diamant gefunden, für den 500 Pf. St. geboten wurden, dessen wirklicher Werth aber ein viel höherer war. —g—.

— Der Cretinismus in der Schweiz nimmt eher zu als ab. Amtlichen Berichten zufolge befanden sich zu Anfang 1868 unter den 2,032,119 Bewohnern der 19 eidgenössischen Cantone 3431 Cretins (Trottel). Die Zahl der Irrsinnigen stellte sich auf 6258, so daß von je 202 Bewohnern einer in diese Kategorie fällt.

— Hohes Alter. Londoner Zeitungen meldeten jüngst, daß ein Mann Namens Richard Parser in dem Alter von 112 Jahren gestorben sei. Die medicinische Wochenschrift „Lancet" nimmt davon Veranlassung, einige andere Fälle von Langlebigkeit in Erinnerung zu bringen. Henry Jenkins wurde unter der Regierung Heinrich's des Siebenten geboren und lebte noch unter König Karl dem Zweiten; er soll 169 Jahre alt geworden sein. Thomas Parr starb 152 Jahre alt; seine Leiche wurde von Harvey secirt. Jean Claude Jacob, ein Bauer aus dem Jura, erschien vor der französischen Nationalversammlung als er 120 Jahre alt war. Agnes Skuner in Camberwell wurde 119 Jahre alt, hatte 92 Jahre im Wittwenstande verlebt. Hundertjährige Menschen sind bekanntlich keine Seltenheit, aber wenige Leute leben lange genug, um an Altersschwäche zu sterben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Aus dem Volksleben der Japaner.

I.

Die Hauptstadt Yeddo und der O Gawa. — Die City, ihre Brücken und Quartiere. — Nippon-Bassi und der Tokaïdo. — Barbiere, Schusterläden, Verkäufer von Seekräutern, Haifischen und Mollusken; Samenhandlungen. — Der Fischmarkt. — Oeffentliche Anschlagesäulen. — Bauart der feuerfesten Godauns. — Die Schlagbäume an den Straßenenden. — Der Bürgerstand. — Stellung desselben gegenüber dem Adel. — Die niederen Volksschichten. — Fehden unter denselben. — Das Strafrecht und dessen Härte. — Gefängnißstrafe, Brandmarken und Todesstrafe.

Yeddo war bis vor Jahresfrist Hauptstadt der Taïkune, welche nun bis auf Weiteres ihre Rolle ausgespielt haben; aber die Stadt wird ihre Wichtigkeit nicht verlieren, wenn auch dort kein Kaiser thront. Sie ist die volkreichste in ganz Japan, hat eine vortreffliche Handelslage und ist Mittelpunkt eines großartigen Verkehrs.

Wir lassen die aristokratischen Stadttheile mit den Palästen der Daïmios zur Seite liegen, um durch die Straßen der von Bürgersleuten bewohnten Quartiere einen Wandelgang zu machen. Dem Europäer, welcher zum ersten Male das ungemein bunte und farbige Leben und Treiben in diesen Gassen sieht, bietet sich sehr viel Ueberraschendes und Fremdartiges dar; seine ganze Aufmerksamkeit wird auf das Lebhafteste in Anspruch genommen, und es ist für ihn nicht gerade leicht, alle diese neuen Eindrücke zu überwältigen und sich die Dinge geistig zurecht zu legen.

Der „Große Fluß", O Gawa, zieht von Nordwesten nach Südosten durch Yeddo, welches durch ihn in zwei ungleiche Hälften getheilt wird. Die südlich liegende ist die größere und theilweise von Hügelreihen durchsetzt, während die nordöstlichen Viertel von einem Canalnetze durchzogen sind, welches den O Gawa mit einem kleinern Flusse verbindet. Ueber den O Gawa sind vier große, auf Pfählen ruhende Brücken geschlagen und von allen aus hat man eine sehr malerische Aussicht, auch auf die Hügelreihe, welche sich unweit vom Strome hinzieht. Auf ihr erheben sich die von Parkanlagen und Gärten umgebenen Paläste des Taïkun. Sie sind, wie unsere Illustration zeigt, von einer Ringmauer eingeschlossen, die aus vieleckigen Steinen aufgeführt worden und von einem breiten Wassergraben umgeben ist; über diesen hat man acht Brücken geschlagen.

Die eigentliche Kernstadt, wenn man so sagen darf die City, liegt im Osten des Schlosses von der Sen-Brücke, nach Süden hin bis zur Großen Brücke (O Bassi) und besteht ihrerseits aus drei Quartieren, deren Straßen einander zumeist in rechten Winkeln durchschneiden. Das Stadtviertel Nippon-Bassi bildet gleichsam das Herz dieser Altstadt. Die fünf langen Hauptstraßen derselben werden von 22 Querstraßen durchkreuzt, so daß 78 Häuserquadrate vorhanden sind. Dieses ganze längliche Parallelogramm ist auf allen Seiten von schiffbaren Canälen umzogen und steht mit den anliegenden Stadtvierteln durch 15 Brücken in Verbindung. Das Quartier hat seinen Namen von der Nippon-Brücke (Bassi), welche den geometrischen Mittelpunkt Japans bildet. Von ihr ab werden alle Entfernungen im Reiche bestimmt und gerechnet, und von ihr aus läuft die Tokaïdo, die große Reichsstraße, sowohl nach Norden wie nach Süden hin; innerhalb dieses Stadtviertels ist sie die einzige breite Straße; alle übrigen Gassen sind enger.

Es wurde schon gesagt, daß die verschiedenen Quartiere dieser City große Aehnlichkeit mit einander haben, sie machen aber darum doch nicht etwa den Eindruck einer ermüdenden Monotonie. Die Häuser der Bürger sind einfach aus Holz aufgezimmert und haben über dem Erdgeschoß gewöhnlich noch ein zweites, meist mit einer Galerie und allemal einem niedrigen Dache. Fast jedes Haus ist ein Verkaufs- oder Handwerkerladen, und das Leben und Treiben ungemein bunt und mannichfaltig. Da liegt, gleich an der Brücke, eine Barbierstube, oder wie jetzt die vornehm gewordenen Bartkratzer in den deutschen Städten auf ihre Aushängeschilder setzen, eine „Rasir-Officin"! Man kann von der Straße aus gemächlich beobachten, wie der Künstler gleichzeitig drei Bürgersleuten bald mit der Scheere, bald mit dem Messer Kopf und Gesicht in die gehörige Ordnung bringt.

In dem Hause neben dem Barbier hat ein Schuhmacher seinen Laden. Er verkauft Holzpantoffeln, welche je unter Ballen und Absatz einen etwa einen Zoll hohen Steg haben und somit den Fuß trocken halten. Auf dem Auslegebrette sieht man Sandalen aus Stroh oder geflochtenen Binsen. Die Sohlen sind mit dickem Zeug oder Leder besetzt; vorn gehen zwischen der großen und der zweiten Zehe nach den Seiten hin zwei rund genähete Lederbänder; vermittelst derselben wird die Sandale am Fuße festgehalten. Bei kühlem Wetter werden genähete Strümpfe getragen, welche gleichfalls eine besondere Abtheilung für die große Zehe haben. An der japanischen Gauklertruppe, welche gegenwärtig in Deutschland ihre Künste zur Schau stellt, konnte man beobachten, wie gewandt man mit solchem Schuhwerke sich zu bewegen weiß. Der Schusterladen bei der Nippon-Brücke hat gute Kundschaft; Männer und Frauen prüfen die Waare, probiren sie an und zahlen, nachdem sie einige höfliche Worte mit dem Schuster gewechselt haben, den ausbedungenen Preis.

Nippon-Baſchi.

Dabei rechnet man nach Szenis, kleinen Eisenstücken, deren 100 auf einen Tempo gehen; dieser ist eine kleine Kupfermünze und macht etwa so viel wie 15 Centimes. Die Szenis haben, gleich den chinesischen Sapeken (Caschs), in der Mitte ein viereckiges Loch, werden auf eine Schnur gezogen und am Gürtel getragen.

Nachbar des Schuhmachers ist ein Mann, welcher Algen und allerlei andere Seekräuter verkauft. Der Tang bildet in China eine Lieblingsspeise, wird in großer Menge dorthin ausgeführt und auch von den Japanern genossen. Die Algen kommen in allen japanischen Buchten in großer Menge vor, und die schwimmenden Massen bieten bei ruhigem Wet-

Verkäufer von Strohschuhen.

ter und bei Sonnenschein mit ihrem röthlichen und grüngelblichen Farbenspiel einen reizenden Anblick. Der Fischer zieht vermittelst eines Hakens lange, netzartig zusammenhängende Massen in sein Boot, reinigt sie und sucht alle Muscheln heraus. Dann bringt er seine Ernte ans Land, trocknet die Algen in der Sonne und verpackt sie in größeren oder

Ein Medusenverkäufer.

kleineren Ballen. Die ersteren werden an die Besitzer der Seedschonken verkauft, die anderen sind für die inländischen Märkte bestimmt. Die Meeresfrüchte werden von den Japanern gründlich ausgenutzt. Der ordinäre Seetang, welcher sich zum Verspeisen nicht eignet, enthält einen kleberigen Stoff, welchen man durch Kochen auszieht. Die Japaner machen aus demselben kleine Tafeln, die als Nuri theils in der Küche, theils zu gewerblichen Zwecken verwandt werden.

In Yeddo wird eine ungeheure Quantität Seemuscheln consumirt. Der Händler füllt mit denselben eine Kufe voll und giebt die Waare erst an die Käufer, nachdem er sie gründlich durch einander gerüttelt hat. Das thut er vermit-

telst zweier Bambusstäbe; er stellt sich, die Beine weit aus einander, mit beiden Füßen auf den Rand der Kufe und giebt den Stäben eine besondere Richtung. Er kreuzt sie und arbeitet derart, daß er mit dem Stabe in der rechten Hand die zu seiner Linken liegenden Muscheln durch einander rührt und wühlt, während mit dem durch die linke Hand bewegten ein Gleiches auf der rechten Seite geschieht. Die Muscheln isset auch der Europäer recht gern, aber vor allerlei anderen Seefrüchten hat er doch einen gerechtfertigten Widerwillen, z. B. vor Meerblutigeln, allerlei kleinen Quallen, Holothurien (Tripang, Seewalzen) und dergleichen japanischen Delicatessen mehr. Sie werden in getrocknetem Zustande feilgeboten, von den Käufern gebacken und zum Reis genossen. Eine Art sehr kleiner, länglicher Fische verzehrt man getrocknet ohne all und jede Zubereitung. Austern sind in Menge vorhanden, aber fleischig und nicht wohlschmeckend; beträchtliche Quantitäten werden getrocknet und dann ausgeführt.

Vom ästhetischen Standpunkt aus äußern sich die Japaner sehr scharf gegen die widerwärtige Gestalt mancher Mollusken, und in ihren illustrirten Büchern findet man darüber manches ergötzliche Zerrbild; der Schweizer Humbert überzeugte sich indeß oftmals, daß sie lecker zubereitete Weichthiere keineswegs verschmähen. Er sah auf freier Straße manche Vorkehrungen zum Kochen und Braten der Mollusken. Ein Händler ging an einem Laden vorüber, in welchem Sämereien verkauft wurden; dort waren mehrere Mädchen und Frauen mit Dütenmachen beschäftigt. Jener trat näher und hielt ihnen an einem Haken eine abschreckend häßliche Meduse entgegen. Die Frauen verhüllten sich sofort vermittelst der langen und weiten Aermel ihres Kirimon (Obergewandes) das Gesicht bis in die Nähe der Augen, denn auf solche Weise bethätigen die Schönen im Inselreiche des Sonnenaufgangs ihr Schamgefühl und ihren Abschen vor Unanständigkeiten. Nachdem sie solchergestalt ihre Schuldigkeit gethan, riefen sie lachend den Ladenbesitzer, welcher dann auch richtig jene Meduse kaufte.

Die Magazine, in welchen trockene Gemüse und Sämereien feilgeboten werden, sind nicht bloß mit allen möglichen Arten versorgt, sondern auch höchst elegant aufgeputzt. Jede

Eine Samenhandlung.

einzelne Sorte ist in Düten von besonderer Gestalt und Farbe verpackt und auf den Regalen musterhaft geordnet. Man erstaunt, sobald man bei näherer Betrachtung herausfindet, daß auf jeder Düte nicht nur der Name der Sämerei, sondern auch die mit Farben gemalte Pflanze, von welcher sie herrührt, angebracht ist. Manchmal sind diese Pinseleien kleine Meisterwerke und so hübsch, daß man glauben könnte, sie seien Blätter aus irgend einem Album. Wer aber näher sich umschaut, findet bald die Werkstatt und den Künstler heraus; er sieht nämlich eine junge Arbeiterin, die platt auf einer mit Blumen und Papier fast bedeckten Matte liegt und in dieser sonderbaren Position jene allerliebsten Bilderchen verfertigt.

Je weiter man von der Brücke her in die Stadt eindringt, um so dichter wird das Menschengewühl und um so häufiger findet man Volksküchen, auf deren Auslegebrettern besonders häufig Pasteten von Reis und Hirse liegen, und wo man Thee und heißen Reisbranntwein (Saki) schänkt. Nachdem man noch einige hundert Schritte gegangen ist, gelangt man an den Fischmarkt. Der Canal an demselben ist mit Booten und Barken förmlich bedeckt und die Menge und Mannichfaltigkeit der verschiedenen Fischsorten geradezu erstaunlich. Das Meer bei Japan ist ungemein reich an Fischen, und von den Flüssen gilt dasselbe. Ein Theil der Fischer bringt den Fang aus dem Wasser der kalten Strömung, welche von Norden herkommt; ein anderer jenen aus dem Kuro Siwo, der warmen von Süden heraufkommenden Strömung. In den Buchten der langgestreckten Insel Nippon geben auch Muscheln und Schildkröten, Weich- und Schalthiere reichen Ertrag. Herr von Siebold hat in der Bucht von Yeddo 70 verschiedene Arten von Fischen, Krabben und Mollusken nachgewiesen, und dazu noch 26 Sorten von Miesmuscheln und anderen Muscheln. In den Hallen am Fischmarkte sind die Aufkäufer sehr geschäftig; sie handeln die Fische auf dem Boot ein und lassen sie von ihren Kulis in Körben ans Land tragen; dort werden sie in lackirte Tragkästen geschüttet. Dann und wann drängen sich ein paar Träger durch die Menge, welche an Bambusstangen ein Meerschwein oder einen Haifisch tragen. Das Fleisch des letztern mundet den Japanern; Walfischspeck wird gut

eingesalzen und gern genossen. Der Haifisch- und Walfischhandel im Großen und im Kleinen erscheint in Japan keineswegs unbedeutend.

Unsere Illustration zeigt, daß man von der stark gewölbten Nippon-Brücke eine ganz prachtvolle Aussicht hat. Ganz herrlich nimmt sich die weiße Pyramide des Fusiyama aus; sie ragt in einsamer Majestät hoch empor. Der Paläste und Gärten des Taïkun ist schon weiter oben erwähnt worden. Am Nippon-Bassi-Canale liegen zahlreiche Speicher, die mit Seide, Baumwolle, Reis, Saki ꝛc. gefüllt sind. Sehr viele lange Barken oder breite Boote sind beladen mit Holz oder Kohlen, Bambusrohr, Matten, Körben, Fässern, Fischen und allerlei Waaren. In den Straßen sieht man zweirädrige Karren, die von Kulis gezogen werden; Pferde spannt man nicht vor, sie werden jedoch als Saumthiere benutzt.

* * *

Am südlichen Ende des Stadtviertels Nippon-Bassi bemerken wir mehrere mit einem brusthohen Geländer umfriedigte Pfeiler oder Säulen; an diesen hängen weiße Tafeln mit Inschriften. In der Nähe steht ein Pavillon auf einer steinernen Unterlage, und auch dort findet man solche Tafeln. Pavillon und Säulen bilden den Kukusatsu, d. h. die Stellen, an welchen die noch gültigen alten Gesetze in Erinnerung gebracht und die neuesten Polizeibefehle zur Nachachtung angeschlagen werden. Zur Bewachung dient ein Posten von Yakunins und von Spritzenleuten. In allen Straßen sieht man mit Wasser gefüllte Bottiche und viele Eimer; diese letzteren sind in Pyramiden aufgestellt, theils vor den Eingängen zu den Magazinen, theils auf der Straße selber. Diese Vorkehrungen zum Löschen findet man in allen japanischen Städten; außerdem haben manche Häuser im obern Geschosse und auf dem Dache größere oder kleinere Wasserbehälter. An den großen Holzgebäuden, namentlich Tempeln und Pagoden, stehen Tag und Nacht große Leitern. Die großen Magazine und Waarenniederlagen, die sogenannten Godauns, gelten für feuerfest und man legt sie deshalb gern in der Art an, daß sie zwischen den hölzernen Wohnhäusern liegen und dann eine Schranke gegen die Verbreitung eines Brandes bilden. Sie sind hoch und viereckig, aus Steinen oder gestampfter Erde gebaut und auf der Außenseite mit einer dichten Lage von Mörtel und Kalk überzogen. Die Thüren sind von Eisen und an der Mauer sind viele Haken angebracht, an welchen man bei drohender Gefahr nasse Matten und grobe Leinwandtücher befestigt.

A. Berg bemerkt in seinem trefflichen Werk über die preußische Expedition nach Ostasien (I, S. 299): „Viele Häuser dieses Stadttheiles, wo die wohlhabendsten Kaufleute wohnen, sind feuerfest. Sie haben dicke, um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarz, zuweilen auch weiß; der Stuck ist von so glänzender Oberfläche, alle Ecken und Kanten sind so scharf und winkelig, daß man polirten Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Ueberzug von derselben feuerfesten Masse und schließen hermetisch; das Dach besteht aus dichtgefugten, schweren Ziegeln. Diese Häuser sind theils das Privateigenthum Einzelner, theils gemeinsames Eigenthum einer ganzen Reihe von Hauswirthen, die bei den rasch um sich greifenden Feuersbrünsten meist nur Zeit haben, ihre besten Habseligkeiten dorthin zu flüchten. Diese Häuser werden dann verschlossen, von außen noch mit nassen Strohmatten gesichert und ihrem Schicksal überlassen, — eine Art riesiger Geldschränke, die vortreffliche Dienste leisten und trotz der furchtbaren Gluth japanischer Brände — denn Alles ist ja nur Holz und Papier — ihren Inhalt unversehrt bewahren sollen.“

Muschelhändler.

Humbert bemerkt, daß diese Godauns, Leitern, Kufen und Eimer keineswegs zur Verschönerung der Hauptstadt beitragen; aber die Japaner sehen nun einmal mehr auf das Nützliche als auf das Schöne und opfern erforderlichen Falles das Letztere unbedingt dem Erstern. Das gilt auch von den Schlagbäumen, durch welche die einzelnen Straßen und Quartiere von einander abgesperrt werden. Sie bestehen aus schwarz angepinselten Balken und Gattern und haben neben dem zweiflügeligen Thor in der Mitte zwei Seitenthüren. Diese bleiben bei Tage offen, falls übrigens Alles in gehöriger Ordnung ist, werden aber nach neun Uhr Abends geschlossen. Wer sich verspätet hat, giebt dem Wache stehenden Yakunin ein Zeichen und wird von demselben ausgefragt. Ist er ein Bürgersmann, dann passirt er durch die Seitenpforte ein, während vor einem Samuraï (Edelmann) beide Flügel des mittlern Thores geöffnet werden.

Manchmal läßt die Polizei eine Anzahl von Straßen vermittelst dieser Barrieren absperren, namentlich wenn es darauf ankommt, Verhaftungen oder Haussuchungen vorzunehmen, bei einem Straßentumult einzuschreiten oder sonst eine wichtige Angelegenheit in Frage kommt. Der Viertelsmeister des Quartiers und die Zehnmänner einer Straße sind für die ihrer Aufsicht untergebenen Bewohner der Regierung verantwortlich, werden von der Polizei zur Mitwirkung herbeigezogen oder lassen auch erforderlichen Falles dieselbe herbei holen.

Ein eigentlicher Bürgerstand war bis jetzt nur in den fünf, dem Taïkun gehörenden Städten Kioto, Yeddo, Osaka, Sakaï und Nangasaki vorhanden; dazu sind nun noch Yokohama, Hiogo und Hakodate gekommen. Diese Bürgerclasse hat sich in der Art, wie sie nun besteht, erst in der neuern Zeit gebildet und sie galt für eine Hauptstütze des Taïkuns. Humbert meint, daß sie eine große Zukunft habe. Aber politische Rechte hat sie noch nicht und auch der geringste Adelige würde sich nicht mit der Tochter auch des reichsten und angesehensten Kaufmannes verheirathen. Sowohl die Edelleute, welche Grundbesitz haben, wie alle der Beamtenclasse Angehörigen stellen den Handwerker, den Ladenhalter und selbst den Großhändler tief unter den Bauer; nur die Yetas, die Leute, welche „unreine Gewerbe" treiben, gelten für noch niedriger, also die Fleischer, Gerber und Bettler.

Angeklagte im Gefängnisse.

Verhör eines Angeklagten.

Tortur eines Angeklagten.

Wenn ein Daïmio mit Gefolge oder ein Würdenträger des Taïkun in amtlichem Aufzug in einer Straße erscheint, dann gehen Herolde voraus, um den Bürgern kund zu thun, daß sie auf die Seite treten und in gebückter Haltung dastehen. Wer nicht Folge leisten wollte, würde mit Säbelhieben bedient oder unter die Pferde getreten werden. Es muß indessen bemerkt werden, daß die vornehmen Herren und Beamten gewöhnlich ein Incognito beobachten und auf jene Ehrenbezeigungen keinen Anspruch erheben. Wenn sie jedoch in Pomp und Staat aufziehen müssen, lassen sie schon lange vorher Anzeige davon machen, entweder durch einen Vortrab ihrer Leute oder durch gewisse Signale auf langen Bambusstäben; das Volk weiß, was dergleichen Zeichen für eine Bedeutung haben.

Wenn der Kaufmann, Akindo, mit einem Edelmanne, Samuraï, zu thun hat, muß er sich mehrmals in landesüblicher Weise beugen und verneigen, und wenn er die Schwelle eines Adeligen betritt, kniet er nieder, berührt mit seiner Stirn den Boden und wartet, bis der Hausherr ihn aufstehen heißt. Er wird nur gebeugten Hauptes und mit auf die Knie herabhängenden Armen mit jenem reden.

Humbert erzählt Folgendes. Im Schloßviertel zu Yeddo hatte eine Feuersbrunst große Verwüstungen angerichtet. Am andern Tage kam ein Beamter nach Yokohama, um von dort die japanischen Zimmerleute zu holen, welche auf dem Werfte beim Schiffsbaue thätig waren. Ein japanischer Zimmerbaas machte ihm einige Gegenvorstellungen; es würden Ungelegenheiten mit den Europäern entstehen, wenn man ohne Weiteres die contractmäßig angenommenen Arbeiter wegnehmen wolle; das gehe doch nicht an. Was that der Beamte? Er hieb den Raisonneur mit seinem Säbel zu Boden.

Die Kaufmannschaft gewann zur Zeit des Taïkun und bis heute immer mehr an Einfluß; je mehr sich der Handelsverkehr ausdehnt, um so reicher wird sie, und der Geldbeutel ist auch in Japan mächtig. Innerhalb des Schloßviertels wurden in der Münzstätte des Taïkun täglich 21,000 Itzebus geprägt oder vielmehr gegossen. Der Itzebu ist ein flaches, länglich viereckiges Stück Silber im Werthe von etwa 16 Silbergroschen oder, je nachdem der Cours steht, etwas mehr. Bis vor Kurzem wurden diese Münzen nicht durch Maschinen, sondern durch Handarbeit hergestellt, und man beschäftigte dabei eine große Menge Menschen. Diese Arbeiter mußten am Morgen, bevor sie an ihr Tagewerk gingen, ihre Kleider ablegen, und erhielten dieselben am Abend, aber erst nach genauer Durchsuchung, zurück. Auf diesem Wege kamen also keine Itzebus in das Handelsquartier, wohl aber durch kaufmännische Geschäfte und durch Anleihen, welche von Seiten des Taïkun und der Samuraïs gemacht wurden. Der

große Seidenhändler Mitsui ist auf diese Art Bankier der Regierung, Hofagent, geworden.

Die kolossalen Waarenmagazine dieses Kaufmannes nehmen beide Seiten der hübschen Muromats-Straße ein. Er hatte auch in Benten ein Zweiggeschäft eröffnet, mußte aber dasselbe wieder aufgeben, wahrscheinlich weil man ihm seine glänzenden Geschäfte mit den Europäern nicht gönnte. Einst erschien eine Rotte von Lonins (— adelige Taugenichtse, die aus dem Dienste und aus der Samuraïclasse „Ausgestoßenen", die zum Theil gefährliche Raufbolde sind —) in Mitsui's Hause zu Yeddo, um ihm Geld abzupressen. Er ließ sich nicht einschüchtern, aber ein paar Tage nachher legten die Lonins Feuer in sein Gewölbe.

Die Prügelexecution.

Der Bauer darf ein Schwert tragen, der Kaufmann nicht. Auch jeder Diener eines Edelmannes hat das Recht auf das Schwert. Da nun jeder Japaner danach geizt, diese Waffe zu tragen, so lassen sich manche Kaufleute als Trabanten eines Samuraï einschreiben und zahlen ihm dafür irgend eine Summe. Die reicheren Kaufleute erwarben das Recht, ein Schwert zu tragen, vom Taïkun, gleichfalls gegen Geld. Als Diener des Herrschers bezogen sie dann, der Form wegen, einen geringen Jahrgehalt, übernahmen aber zugleich die Verpflichtung, erforderlichen Falles Geld vorzuschießen.

Ein Vatermörder wird zur Kreuzigung geführt.

Während die Adelsclasse auf den Mittelstand mit Hochmuth herabsieht, stellt sie sich mit dem Pöbel auf guten Fuß und behandelt denselben mit großer Nachsicht. Die Kulis, Bootsknechte und Pferdeknechte (Betos) der untern Stadt, an beiden Ufern des O Gawa, sind wilde, unbändige Gesellen, unter denen Zank und Schlägereien häufig sind. Manchmal wird der Zank auf eine eigenthümliche Art ganz harmlos zu Grabe getragen. Die beiden Parteien gehen auf eine der vielen hochgewölbten Brücken. Man wirft ein Schiffstau über die ganze Länge derselben hin und jede Partei packt ein Ende desselben an. Die zu Unparteiischen gewählten Richter stellen sich in der Mitte der Brücke auf, geben das Zeichen zum Anfangen und nun ziehen und zerren an jeder Seite Hunderte von kräftigen Armen und Fäusten nach entgegengesetzten Richtungen hin, bis die eine Partei ermüdet und der andern den Sieg lassen muß. Der Hauptspaß besteht darin, daß viele Kämpfer niedergerissen werden, und daß nicht selten, wenn das Tau reißt, beide Theile im Nu zu Boden stürzen. Das giebt dann ein wildes Gelärm und eine unbeschreibliche Verwirrung. Nach dergestalt ausgemachter Sache gehen die Leute in der heitersten Stimmung in die Theehäuser, um Saki (heißen Reisbranntwein) zu trinken und ihre Aussöhnung zu feiern. Dieses Tauzerren gilt für eine große Volkslustbarkeit, an welcher sich Polizeileute, Frauen und Vorübergehende betheiligen.

Hier ist das Ende allemal harmlos, aber Humbert erlebte in Yokohama eine Emeute der Betos, welche einen tragischen Ausgang nahm. Der Baas oder „König" dieser Pferdeknechte besuchte ein schlechtes Haus, ein Gankiro; eine der Dirnen, welche ihm gefiel, weigerte sich, ihn zu empfangen und flüchtete in einen andern Theil des Hauses. Der Vorsteher des von der Regierung privilegirten Gankiro weigerte sich, dem Könige der Pferdeknechte das Mädchen zu überantworten. Darüber entstand eine ungeheure Aufregung unter den Betos; unter Anführung ihres Baas rotteten sie sich zusammen und rückten in geschlossenen Reihen bis an den Graben, von welchem jenes Gankiro umzogen wird. Dort mußten sie Halt machen, weil die Polizei bereits die Brückenbretter abgenommen und die schwere Eingangsthür verrammelt hatte. Dagegen half alles Geschrei und Drohen

Eine Hinrichtung mit dem Schwerte.

nicht. Nun theilten sich die Betos in drei Rotten. Die eine war mit Bambusknütteln bewaffnet und stellte sich vor der Brücke auf, um bei günstiger Gelegenheit Sturm laufen zu können. Die Polizei hatte inzwischen Verstärkung erhalten, sah aber ruhig zu. Die beiden anderen Rotten vertheilten sich an beiden Ufern des Canals, um sich einiger Barken zu bemächtigen. So war das Gankiro während der ganzen Nacht und noch am folgenden Morgen förmlich belagert. Dann erhob sich ein ungeheures Geschrei und der Sturm sollte beginnen. Jetzt aber kam aus dem Gankiro eine mit Yakunins (Beamten) besetzte Barke, welche nach der Stelle hingerudert wurde, wo der dickste Knäuel von Pferdeknechten stand. Nachdem beide Theile in aller Ruhe und Höflichkeit einige Worte gewechselt hatten, verlief sich die Menge unter Triumphgeschrei.

Zu einem solchen hatte sie auch allen Anlaß, denn ihre Rachsucht war vollkommen befriedigt. Das unglückliche Mädchen hatte sich auf Anstiften und Andrängen der Yakunins mit ihrem Geliebten, wegen dessen sie die Liebkosungen des Betokönigs zurückgewiesen hatte, in einen Brunnen gestürzt, und der Halter des Gankiro wurde außerdem zu gerichtlicher Verantwortung gezogen. Solche Nachsicht der Regierung gegen den Pöbel ist nicht gerade selten. In Nangasaki waren die Bewohner zweier verschiedener Straßen seit langer Zeit einander spinnefeind; seit ein paar Menschenaltern thaten sie sich gegenseitig so viel als immer möglich zu Leide. Endlich kam man überein, die Sache auszufechten, und sie lieferten sich mit Bambusknütteln eine Schlacht. Die Polizeimannschaft eilte allerdings in beträchtlicher Menge herbei, begnügte sich aber damit, die Nebenstraßen abzusperren und ließ den feindlichen Nachbaren zwei volle Stunden lang das Vergnügen, einander mit Bambusknütteln weidlich durchzudreschen. Dann erschien der Gouverneur, erklärte, daß es nun genug sei, und der Kampf hatte ein Ende.

Diese Dinge erinnern genau an die Zustände des europäischen Mittelalters. Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein gab es bei uns in vielen Städten dergleichen erbliche Feindschaften und Fehden zwischen einzelnen Straßen und benachbarten Dörfern. Eben so waren verschiedene Zünfte einander aufsässig. Ueberhaupt finden wir in Japan vielfach die Schattenseiten unserer mittelalterlichen Zustände; aber das Lob wenigstens gebührt den Asiaten, daß sie keine Hexenprocesse und keine Hexen- oder Ketzerverbrennungen kennen, in welchen das „christliche“ Europa so Eminentes geleistet hat. Und wenn wir die Strenge des Gerichtswesens mit Recht als barbarisch bezeichnen, so ist sie doch immerhin nicht so barbarisch, wie die Carolina und das systematische Torturwesen, an welchen die christlichen Europäer so lange liebe Zeit ihre wahre Freude gehabt haben. Japan kennt keine „eiserne Jungfrau“, und rühmt sich auch nicht, „eine Religion der Liebe und der Demuth“ zu bekennen.

Also das Gerichtswesen ist in Japan heute so roh und barbarisch, wie es in Europa bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein gewesen ist. Wie hier die Peitsche dem vermeintlichen oder wirklichen Delinquenten gegenüber eine wichtige Rolle spielte und als ein Hauptmittel „zur Eruirung der Wahrheit“, d. h. zum Herauspressen von Geständnissen, — so in Japan der allgegenwärtige Bambus. Der Angeklagte wird vor den Richter geführt, welcher das Verhör beginnt. Wer nicht so antwortet, wie es gewünscht wird, bekommt vorerst etliche Hiebe auf Schultern und Rücken. Wehe ihm aber, wenn der Richter meint, daß er lüge oder systematisch leugne; dann muß er sich mit den Knien auf scharfe Holzkanten niederlassen und man legt ihm auf die Lenden schwere Steinplatten, bis ihm das Blut aus allen Poren dringt. Natürlich gesteht er dann bald Alles ein, was man nur haben will.

In den Augen eines japanischen Richters ist jeder Angeklagte schuldig. Er geht von der Maxime des berüchtigten preußischen Demagogenquälers Tschoppe aus, der jeden, welcher ihm verdächtig schien, als überwiesenen Hochverräther ansah, und welchem die klägliche Berliner Regierung erlaubte, grenzenloses Unheil anzurichten. Tschoppe wollte seine Opfer haben, der japanische Criminalrichter will auch seine Opfer haben, und die löbliche Polizei sorgt, ganz in der Art der weiland preußischen Demagogenriecher, emsig dafür, daß es ihm daran nicht fehle. In den „Depots“ werden gewöhnlich zwanzig bis dreißig Angeklagte zusammen in ein Gemach gesperrt. Jeder trägt einen weiten Kittel (Kirimon) von grobem Baumwollenzeuge; weiter hat er nichts auf dem Leibe. Er darf sich weder barbieren, noch den Vorderkopf scheeren, sieht dann bald wild genug aus und gilt nun für ein unreines Wesen, das nur Widerwillen und Abscheu einflößt. Er muß auf dem nackten Fußboden schlafen; doch giebt ihm der Kerkermeister ein paar Matten und eine Steppdecke, wenn dafür bezahlt wird. Alle derart Zusammengesperrten dürfen kein Wort reden, sie müssen das tiefste Schweigen beobachten. In dieser Beziehung wird eine Ausnahme lediglich nur dann gestattet, wenn ein zum Tode Verurtheilter zur Hinrichtung abgeführt wird. Dann ist ein Geschrei des Jammers und der Verzweiflung erlaubt, aber unmittelbar nachher muß wieder tiefes Schweigen eintreten. Der allmächtige Bambus sorgt dafür, daß es beobachtet werde.

Den alten Reichsgesetzen zufolge giebt es keine andere Strafen als Gefängnißhaft mit körperlicher Züchtigung und Verlust des Lebens. Dazu kommt für Große des Reiches und Bonzen von hohem Range die Verbannung nach einer der nachstehenden vier Inseln: Sado, Oki, Isu und Fatsisio. Sie dürfen sich dort mit Seidenweberei beschäftigen.

Die Gefängnißstrafe ist, abgesehen von der Untersuchungshaft, niemals von langer Dauer, etwa von drei Monaten. In Yokohama, so erzählt Humbert, hatte der japanische Diener eines Europäers gestohlen und wurde dafür auf ein Vierteljahr in das Tobe (Kerker) des Gouverneurs von Kanawaga geschickt. Dort saß er nebst anderen Missethätern in einem hohen Saale; er bekam täglich ein Kümpchen voll Reis und einen Tempo (Münze im Werth von etwa 15 Centimes); für den letztern kaufte er sich vom Kerkermeister etwas Obst oder Gemüse. Durchschnittlich ist die Einsperrung nur eine Zugabe, denn die wesentliche und eigentliche Strafe besteht immer in körperlicher Züchtigung: Brandmark oder Schläge! Wer einen qualificirten Diebstahl begeht, erhält das Brandmark, wenn der Werth der gestohlenen Sachen nicht 40 Itzebus, sage 100 Francs beträgt. Brandmark kann man eigentlich nicht sagen, weil die Japaner sich nicht des heißen Eisens, sondern einer Lanzette bedienen. Mit dieser wird das vorgeschriebene Zeichen in den linken Arm eingeschnitten und die Wunde vermittelst Einreibung eines schwarzen Pulvers unvergänglich gemacht. Man nimmt diese Operation in zwei neben dem Gefängniß liegenden Zimmern vor. In dem einen muß der Sträfling niederknien, dicht an einer Wand, in welcher sich ein Loch mit einem Schieber befindet. Durch dieses muß er seinen linken Arm stecken, der somit in das andere Zimmer hineinreicht. In diesem steht schon ein Wundarzt bereit, der nach allen Regeln seiner Kunst verfährt. Ein Dieb, der seinen Rummel versteht, wird sich hüten, für mehr als 40 Itzebus zu stehlen; wenn er ertappt wird, macht man ihm nach jedesmaligem Rückfall wieder eine Marke, und in Yokohama war einer, der es bis zu 24 Stück gebracht hatte. In solchen

Fällen erfordert die gerichtliche Praxis, daß vom vierten Fall an das Märken jedesmal mit einer höchst eindringlichen Tracht Schläge verbunden ist, und daß die Wunden dann nicht mehr bloß auf dem linken Arme, sondern auch an der Stirn eingeschnitten werden. Die Prügel werden nach den körperlichen Verhältnissen des Verurtheilten bemessen. Der Kerkerarzt ist dabei zugegen, fühlt an den Puls und giebt dem Büttel das Zeichen zum Aufhören.

Ueber jeden Missethäter, der 24 Märke erhalten hat und dann abermals rückfällig wird, oder der eine Sache im Werthe von mehr als 40 Itzebus stiehlt, wird die Todesstrafe verhängt.

Die wilden Menschen im Hurdesthale, Spanien.

Von **Chevalier de Vincenti** in Graz.

Wenige Touristen besuchen Salamanca, das Klein-Rom Spaniens, und noch seltener verirrt sich ein Reisender in die Sierra de Francia oder Francos, jene Gebirgskette, welche, den Südwesten des alten, hochberühmten Königreiches Leon durchziehend, sich an die Serra Estrella in Portugal anschließt. Sie ist bis jetzt einer der am wenigsten erforschten Punkte der spanischen Halbinsel. Mich hatte die Einladung des liebenswürdigen Marques von Alenarza in die berühmte Universitätsstadt geführt, wo mein hochgebildeter Gastfreund in mir den Wunsch wach rief, die oft genannten Batuécas und das meiner Meinung nach ungleich interessantere Hurdesthal zu besuchen.

Ich hatte in Ciudad-Rodrigo einige Mühe gehabt, mir ein Maulthier und einen Arriero (Treiber) zu diesem Ausfluge zu verschaffen, indem die Eingeborenen dieser Stadt eine gewisse mir anfangs unerklärliche Abneigung hegen, die Batuécas und insbesondere die Hurdes zu besuchen. Nachdem wir etwa vier Stunden durch ein sehr malerisches, quellenreiches, aber fast unbebautes Land geritten waren, erreichten wir gegen Mittag ein großes Dorf, La Alberca, das auf dem nordwestlichen Abhange der Sierra in einer großartigen von Nuß- und Kastanienbäumen beschatteten Felsenkrone liegt. Nach kurzer Rast setzten wir unsern Weg nach Süden fort. Die Straße wird nach und nach zum schlechten Felsenpfade, den unsere Thiere während einer Stunde in vielfachen Krümmungen mühsam erkletterten, bis wir auf einer der jäh abstürzenden Felswände, welche die Batuécas von der übrigen Welt abzuschließen scheinen, angekommen waren. Hier tauchte unser Blick in eine Wildniß von unheimlich-romantischer Schönheit. Vor uns zog sich eine ungeheure, ziemlich schmale Thalschlucht von Norden nach Süden, deren unergründliche Tiefen von riesigen Felsblöcken in chaotischer Verwirrung starrten, während Tausende von schlanken Obelisknadeln drohend über den vertical abfallenden imposanten Felswänden zwischen Himmel und Erde zu schweben schienen. Die Felsmasse bestand aus Granit, vermischt mit Kalk und Kieselerde; eine Formation, die überhaupt der Sierra de Francos eigen zu sein scheint. Die Vegetation war prachtvoll und von üppiger Lebenskraft; überall sah ich die zarte Blüthe des Heidekrautes vermischt mit zahllosen Wacholder- und Meerkirschenbäumen, aus deren dichtgedrängten Gruppen Taxusbäume, Korkeichen und wilde Oelbäume hervorschossen. Unsere Thiere ließen sich mit Sicherheit den glatten Felsenpfad hinabgleiten, bis wir auf einen bessern Weg kamen, der uns durch schauerliche Felsenschluchten und an Abgründen, wo riesige Granitobelisken zwischen Stechpalmen und Taxusbäumen überhingen, nach einem großen, rohen Steinkreuze führte, San Jose genannt, welches einen der prachtvollsten Aussichtspunkte der Batuécas bezeichnet. Im Süden droht eine ungeheure, senkrecht aufsteigende Granitwand, welche das Thal nach jener Seite abschließt, während gegen Osten aus der Felsenschlucht, in deren Tiefe der Blick sich schwindelnd verliert, zwischen verwirrt hingesäeten Steinblöcken die Ruinen eines Carmeliterklosters heraufschauen. Soviel man von oben sieht, liegt das in Trümmer gesunkene Haus inmitten einer prachtvollen Vegetation von Oliven, Kastanienbäumen und ungeheueren Cypressen. Mein Führer wollte wissen, daß zu gewissen Zeiten des Jahres die Glocken im majestätischen Campanile von selbst zu läuten anfingen. Wir ritten nun nach Osten zu auf einem halsbrechenden Naturpfade, der uns nach den Hurdes führen sollte.

Drei Stunden ging es auf den in unzähligen Krümmungen sich dahinwindenden Pfade fort, bis wir in ein schönes gut bewaldetes Thal kamen, wo von allen Seiten Bäche murmelten und Quellen aus den Granitfelsen hervorsprudelten. Wir befanden uns in dem Hurdesthale, dessen Bewohner inmitten der spanischen Civilisation wie die Wilden, halbnackt und jeder geistigen und religiösen Cultur entbehrend, in einem Elende, einer Verkommenheit und Verlassenheit dahin vegetiren, welche man der Regierung zum schweren Vorwurf machen kann.

Nirgends eine Spur von Ackerbau oder sonstiger Menschenthätigkeit; die ganze Landschaft, welche wir während mehrerer Stunden durchzogen, schien wie ausgestorben. Endlich gegen acht Uhr Abends erreichten wir ein Dorf, wie sich mein Leonese pompös genug ausdrückte. Ich sperrte die Augen weit auf; die Häuser des Dorfes blieben jedoch für mich ebenso apokryph wie ihre Bewohner. Das war um so begreiflicher, da wir uns in einer so tiefen, wilden Thalschlucht befanden, daß die Sonne während mehrerer Monate kaum einen Blick in diese Tiefe hineinwerfen kann. Wir kamen indeß bald an den Ruinen einer Capelle vorüber und befanden uns plötzlich, wie durch Zauberschlag, inmitten eines Haufens nackter Kinder, die ein Paar magere Ziegen hüteten und bei unserm Anblick einige Gurgellaute ausstießen und dann auseinanderstoben; wie Kobolde sanken sie plötzlich in die Erde hinein.

Ich begriff bald ihr unheimliches Verschwinden, als an denselben Orten zuerst einige Köpfe mit wild herabhängendem Haar sichtbar wurden, denen nach und nach nackte Körper nachfolgten, bis zuletzt zwei mit einer kurzen Hose bekleidete Beine herauftauchten. Nachdem wir einige Schritte weiter gegangen waren, standen wir in der Mitte des Dorfes, dessen Häuser von einer ungemein primitiven Bauart waren. Man denke sich breite, etwa 6 bis 8 Fuß tief in die Erde gegrabene Löcher mit einer höchstens 2 Fuß hohen Kieselmauer am Rande der Grube, welche unter einem platten, aus Baumzweigen und Erde gebildeten und von großen Steinen bedeckten Dache verborgen liegt und als Thür und

Rauchfang zugleich nur eine kleine Oeffnung besitzt. Farrenkraut und Gras wucherten überall auf diesen Dächern, so daß ich sie im Anfange, ihrer kaum merklichen Höhe halber, für Terrainerhebungen gehalten hatte. Ich gestehe, daß mir die Gurbis der Araber sowohl als die Hütten der Kemilappen in Kengis, wo ich mehrere Nächte zugebracht habe, als wahre Paläste erschienen im Vergleich mit diesen Dachslöchern, welche mir mein Führer als Häuser bezeichnete. Wir wurden indeß von einer Menge „honorabler“ Inwohner umzingelt, unter welchen sich die Honoratioren dadurch vortheilhaft auszeichneten, daß sie ein Beinkleid und ein Hemd besaßen, während der größere Theil in ekelhaft schmutzige Lappen gehüllt war. Im schönen Geschlechte insbesondere schienen sich die unheimlichsten Typen von Besenamazonen der Walpurgisnacht incarnirt zu haben. Die Elegantesten glaubten nämlich ihre Schamhaftigkeit zur Genüge gewahrt zu haben durch die traurigen Reste eines kurzen Unterrockes, welcher längs ihrer lamentabel dürren Beine in Fetzen herabhing, während ein durchlöchertes Tuch auf ihren Schultern klebte. Alle waren barfuß, mit aufgelösten Haaren, und Schmutz und Parasiten schienen ihnen aus allen Poren zu kriechen.

Mein Leonese mühte sich ab, den Eingeborenen dieser Wildniß begreiflich zu machen, daß der Caballero aus Salamanca um ein Nachtlager für gutes Geld bitte. „Geld!“ dies Wort schienen sie zu begreifen, „das magische Wort!“ Sie, die, wie ich mich später überzeugte, weder einen Begriff von Gott, noch Religion, noch den Jahreszeiten haben, ja selbst unfähig sind, ein Verbrechen von einer guten That zu unterscheiden, sie, die durch die schuld- und schmachvolle Nachlässigkeit der Kirche und der Regierung weder Obrigkeit noch Priester kennen. Sie zitterten vor Freude bei dem Worte: „Geld!“

Jeder bot mir seine Hütte an, und ich wählte eine solche, deren Eingang am praktikabelsten und am wenigsten von Düngerhaufen umgeben schien. Kaum hatte ich mich in die Grube hineingleiten lassen, als mir ein entsetzlicher Geruch die Gurgel zuschnürte. Die Krisis ging glücklich vorüber und ich suchte mich zu orientiren. Es war stockfinster, bis der Hausherr — ich muß ihn so nennen — einen Spahn anzündete, den er an einem Haken unter dem Eingangsloch aufhing. Die Möbel standen im Einklange mit der Wohnung: ein halbausgehöhlter Korkeichenstamm, der mit Farrenkraut ausgestopft war, diente als allgemeines Familienbett; ein anderer Trog dieser Art enthielt gepreßte Oliven, in welchen mehrere Kinder mit den Händen wühlten, während hinter einem Verschlage von Baumzweigen einige Ziegen meckerten. Ein schwarzgebrannter Felsblock, der als Herd diente, und zwei Baumstümpfe, welche als Sitze figurirten, vervollständigten die patriarchalische Einrichtung dieses Zimmers oder vielmehr dieser Höhle. Während ein bleiches Mädchen beschäftigt war, mein Farrenkrautbett in einem Winkel zurecht zu machen, setzte mir die garstige, schmutzige Frau meines Wirths einige gekochte Bataten und Kastanien nebst einer Schaale Ziegenmilch vor. Brot war nicht zu sehen; glücklicher Weise habe ich solches mit Wein und einigen Früchten allezeit selbst bei mir, so daß ich selbst im Hurdesthal anständig speisen konnte. Als ich die Flasche hervorzog, machte mein Wirth eine Bewegung und seine Augen funkelten. Ich faßte ihn erst jetzt genau ins Auge. Er war klein, schmächtig, erschrecklich mager und hatte Kopf und Oberkörper in ein Ziegenfell gehüllt, so daß man fast nur seinen langen Bart und zwei kleine blitzende Augen aus einem rauchfarbenen, verwitterten Gesichte hervorlauern sah. Ich hatte bis jetzt noch nicht das Vergnügen gehabt, diesen meinen Wirth sprechen zu hören, weshalb ich glaubte, ihn durch freundliche Aufforderung im Leoneser Dialekt, meine Flasche Wein anzunehmen, mittheilsamer zu machen. Doch dies war vergebliche Mühe, er begnügte sich, einige grunzende Laute auszustoßen, ohne jedoch meine Einladung zurückzuweisen. Mein Arriero war indeß durch den Kamin in das Zimmer herabgestiegen und meldete mir, daß er es vorziehe, „a la luna de Valencia“, d. h. unter freiem Himmel, die Nacht zuzubringen, wobei er mit einer energischen Geberde des Abscheues auf mein Farrenkrautlager deutete. Ueberhaupt schien er eine wahre Furcht zu empfinden, mit den Bewohnern zu verkehren, etwa, wie wenn er sie als Pestkranke ansähe, während diese armen Leute mir selbst mehr Mitleid als Abscheu einflößten.

Die ganze Familie hatte sich bald, ohne sich ihrer Lumpen entledigt zu haben, in das gemeinschaftliche Bett in bunter Verwirrung hineingekauert, und ich selbst betrachtete die vom ersterbenden, grellrothen Flackern des Leuchtspahns erleuchtete Scene mit einem Gemisch von Grauen und Neugierde.

Die Nacht war gar unruhig und manchmal kam es mir vor, als wolle mein Bett davonlaufen. Endlich ward es oben lebendig, die Ziegen begannen zu scharren und zu meckern. Die Familie des Wirths war schon auf den Beinen, als ich mich anschickte, an das Tageslicht hervorzukriechen. Außen dämmerte es und die tiefe Schlucht war wie von einem fahlen Scheine beleuchtet; alle Bewohner des Dorfes umstanden unsere Maulthiere, die zur Abreise bereit waren. Ein hübscher Knabe fiel mir auf, der besonderes Gefallen an den Thieren fand; er mochte etwa fünf Jahr alt sein, war mager und elend, hatte aber eine ungemein intelligente Physiognomie im Gegensatze zu den stumpfsinnigen Mienen des übrigen Publicums. Ich redete ihn an und verstand, daß er aus Plasencia sei, oder vielmehr ich verstand nur dies einzige Wort und zog diesen Schluß daraus. Da ich mir seine Anwesenheit in dieser Wildniß nicht erklären konnte, belehrte mich mein Leonese, daß der Knabe wahrscheinlich hier in Pflege sei, indem es oft vorkomme, daß die armen Frauen im Hurdesthale in den umliegenden Städten von Haus zu Haus gingen, um kleine Kinder zu erhalten, die sie für ein Geringes mit Hülfe einer Ziege mühsam erziehen. Welch trauriger Beweis der Zerfahrenheit und Verkommenheit der Familie in Spanien! Welche Mutter mag dies sein, die ihr Kind solchen Händen anvertraut! Oder wer weiß? Das Hurdesthal ist wie ein Grab; ein Kind lebt dort und ist dennoch todt und vergessen in dieser Wildniß. Wehmuth beschlich mich, als ich mit diesem Gedanken das Kind anblickte. Wie hieß es? Niemand wußte es, denn von allen Umstehenden war sich selbst Keiner eines Namens bewußt. Ohne Taufe in die Welt gekommen, leben sie ohne einen Begriff von Gott und werden ohne Priester, ohne letztes Gebet dahingehen; und dies im Schooße des katholischen Spaniens, im Reiche der allerchristlichsten Königin!

Ich verwandte den ganzen Tag darauf, einen Theil des so traurig interessanten Thales zu durchforschen. Seine Ausdehnung ist, nach den Angaben des Geographen Madoz, etwa 18 bis 20 Quadratmeilen und seine Bevölkerung soll sich auf nicht mehr als 4000 Seelen belaufen. Als ich nach Westen hin ritt, fand ich allenthalben eine reiche Vegetation und eine unglaubliche Menge von Quellen und Bächen. Die Thierwelt war insbesondere durch eine beträchtliche Anzahl von Wildschweinen vertreten, welche, von Zeit zu Zeit durch das Dickicht brechend, unsere Maulthiere erschreckten.

Mein Führer gab mir unterwegs noch einige Angaben über die Bewohner des Thales, und was er mir sagte, hörte ich später von glaubwürdigen Personen bestätigen. Er be-

hauptete, daß sie gewissermaßen den Mond als ihre Gottheit verehren, oder vielmehr diesem Gestirn einen ganz unbedingten Einfluß auf ihre Verhältnisse einräumten, indem sie ihre Ehen, welche sie ohne Assistenz eines Priesters schließen, nach den Phasen des Mondes richten, und denselben ebenfalls bei ihren wenigen Feldarbeiten, Olivenernten u. s. w., befragten. Ihr moralischer Zustand sei ein entsetzlicher, indem sie alle Verbrechen begingen, ohne nur das Bewußtsein zu haben von dem, was sie gethan, und ohne Recht und Unrecht von einander unterscheiden zu können. Vor einiger Zeit, fügte er hinzu, sei ein Fall vorgekommen, daß ein junger Mensch seinen Vater erdrosselte, weil dieser ihm einiges Geld weggenommen, welches der Junge sich in Ciudad-Rodrigo erbettelt hatte.

Hin und wieder kamen wir auf der Rückkehr an einigen Capellen vorüber, die alle in Ruinen lagen, zugleich jedoch den Beweis gaben, daß man den Versuch gemacht hatte, Religion unter diesen Wilden zu verbreiten. Allerdings hatte dieser Plan einen würdigen und energischen Vertreter in dem verstorbenen Bischofe von Plasencia, Antonio Parras, gefunden, als dieser jedoch starb, fand sich Niemand, der sein Werk fortsetzen wollte. Dies macht dem reichen spanischen Clerus alle Ehre! Das an merkwürdigen Dingen so reiche Spanien bietet die Curiosität dar, daß es beinahe im Mittelpunkt des Landes eine von reichen, fruchtbaren Provinzen umgebene Wildniß besitzt, wohin noch kein Strahl der Civilisationssonne gedrungen ist, und wo Kinder der „großen spanischen Nation“ vergessen und vergraben, wie Ausgestoßene der Familie, wie Geächtete, in einem Zustande von Elend und Stumpfheit leben, wie er schwerlich bei den rohesten Völkern in der neuen Welt vorhanden ist.

Möchte das freie Neuspanien recht bald dieses Brandmal, eines der zahlreichen Vermächtnisse einer düstern Vergangenheit, von seiner Stirn wischen! —

* * *

Es wäre zu wünschen, daß diese Pariahs im Hurdesthale einmal vom wissenschaftlichen Standpunkte aus näher beobachtet würden; namentlich wären Nachforschungen über ihre Abstammung nöthig und Untersuchungen darüber, ob sie vielleicht ein Rest, ein Splitter und Bruchstück von einer der Völkerschaften sind, welche im Fortgange der Geschichte über Spanien hinwegzogen. Es versteht sich von selbst, daß auch Sprachproben mitgetheilt werden müßten. In dem inhaltreichen Werke von Francisque Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne X, Paris 1847, 2 Bände, habe ich vergeblich nach einer Notiz über die Leute im Hurdesthale gesucht.

Moritz Willkomm („Die pyrenäische Halbinsel“ S. 150) erwähnt in der Beschreibung von Estremadura in der Provinz Cáceres der Batuécas: „In den Alagon ergießt sich, zwei Leguas oberhalb Granadilla, der Rio de las Batuécas, welcher durch das tiefe, enge, gleichnamige Thal fließt, das sich zwischen der Sierra de Gata und Peña de Francia befindet und dessen Urbewohner der Sage nach Jahrtausende lang von aller Welt abgeschnitten gelebt haben sollen. Jetzt liegt in jener Schlucht ein Kloster.“ Ueber die Hurdes sagt er nichts; da, wo er von der Stadt Bejar in der leonesischen Provinz Salamanca spricht, heißt es: „Die Bewohner der benachbarten Gebirgsdörfer sind zum Theil Abkömmlinge der Gothen, ausgezeichnet durch blonde Haare und blaue Augen.“ Die verkommenen, halbwilden Leute im Hurdesthale sind dagegen sicherlich nicht von gothischer Abkunft.

In der Octobernummer der „Revue britannique“, S. 327 bis 356, finden wir einen Aufsatz von Antoine de la Tour: Les Batuécas. Die Arbeit ist George Sand gewidmet und nimmt gleich zu Anfange Bezug auf einen Roman der Frau von Genlis. „Ce roman est éminemment socialiste. Les Batuécas sont une petite tribu qui a existé, en réalité ou en imagination dans une vallée espagnole, cernée de montagnes inaccessibles. A la suite de je ne sais quel événement, cette tribu s'est renfermée volontairement en un lieu, où la nature lui offre toutes les ressources imaginables, et où, depuis plusieurs siècles, elle se perpétue, sans avoir aucun contact avec la civilisation ordinaire.“ So sagte George Sand. Herr de la Tour beschreibt dann einen Ausflug nach den Batuécas, aus welchem wir leider so gut wie gar nichts Positives erfahren. Aus dem bekannten großen Wörterbuche von Madoz entlehnt er die Notiz, daß die Batuécas ein Thal in der Provinz Salamanca seien, im Bezirke von Alberca und im Gerichtssprengel von Segueros. Das Gebiet von Alberca ist rauh und unzugänglich, etwa zehn Quadratleguas groß, nach allen Seiten hin von Schluchten durchrissen und mit Haidekraut überzogen. Dort wachsen viele Korkeichen. Von Alberca aus führen zwei Wege ins Batuécasthal; der eine ist für Fußgänger praktikabel und für Reiter gefährlich; der andere ist weiter, aber bequemer. Mittewegs steht ein Kreuz; im Thale strömt ein Fluß; eine herrliche Cedernallee führt zu einem in Ruinen liegenden Kloster. In dieser Einöde liegen auch die Trümmer von funfzehn Einsiedeleien; das Kloster war von dem Herzoge von Alba gegründet worden; diesem gehörte auch Alberca. — Lope de Vega ließ 1633 eine Comödie drucken: „Die Batuécas des Herzogs von Alba.“

Herr de la Tour erzählt dann eine Expedition, welche er im November 1866 mit mehreren Herren und Damen nach den Batuécas unternommen habe; sie enthält aber nur Landschaftsbilder und Jagdgeschichten und kein Wort über die Bewohner.

A.

Die Verwaltung Britisch-Indiens.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Bei der Eroberung von Bengalen vor nunmehr einem Jahrhunderte fanden die Engländer Einrichtungen vor, wesentlich verschieden von denen des Mutterlandes, und ungenügend für die Verhältnisse, wie sie zur Befestigung der Herrschaft zu schaffen waren. Die Forderungen der Sicherheit des Eigenthums und des Verkehrs waren hier zunächst im Interesse der geringern Anzahl, der herrschenden Partei, zu erfüllen, es konnte hier zur Verwirklichung des Zweckes rück-

sichtsloser vorgegangen werden, es mußte sich aber deswegen auch rascher die Wirkung der neuen Organisationen zeigen, Fehler des Systems traten leichter hervor. Bedenkt man, daß die Engländer wünschen mußten, Institute, die sich im Mutterlande bewährt hatten, auf ihre indischen Besitzungen zu übertragen, so geben Schilderungen der indischen Zustände und die Nachweise über den Erfolg der Reformen zugleich neues Material zur Beurtheilung unserer europäischen Einrichtungen und ihres Werthes.

Die indische Administration ist in ihrer Einwirkung auf Sitte und öffentliches Leben sicherer zu verfolgen als in manchen Ländern selbst Europas. Es dürfte kaum ein Land geben, in welchem, wie in Indien, die Details der Verwaltung in so kurzen Zwischenräumen periodisch gesammelt und, was nicht minder wichtig ist, allgemein durch den Druck bekannt gemacht werden. Das Aufsichtsrecht der englischen Krone hatte von jeher ausführliche Berichterstattung nothwendig gemacht; seit 1855 werden aus den periodischen Rechenschaftsberichten der einzelnen Verwaltungsbranchen von dem statistischen Comite in Calcutta „Annals of Indian Administration“ zusammengestellt. Diese „Annals“ erscheinen in Vierteljahrsheften von 12 bis 15 Bogen und enthalten eine Fülle belehrender Details. Ein „Statistical Abstract“ der wichtigsten Zahlen, zugleich mit ergänzenden Nachträgen für einzelne Gegenstände bis in das Jahr 1840 zurück, ist im Jahre 1867 als ein Octavheft in der bekannten Form der Blaubücher für das englische Parlament angefertigt worden. Im Folgenden soll über einige der schwierigsten Fragen indischer Administration Mittheilung gemacht werden.

Eintheilung und Bevölkerung. Britisch Indien ist seit 1862 in Folge der mehrfachen Incorporationen in 9 Provinzen gegen früher 5 eingetheilt; ihre Namen, Hauptstädte und Bevölkerung sind:

	Provinz.	Hauptstadt.	Bevölkerung.
1.	Kurg	Merkara	119,118
	Hyderabad, assigned Provinces	Hyderabad	1,530,981
	Maissur	Maissur	40,136,601
2.	Bengalen	Calcutta	42,505,222
3.	Nordwestprovinzen	Allahabad	28,223,889
4.	Pendschab	Lahor	14,585,804
5.	Madras	Madras	24,926,509
6.	Bombay mit Sind	Bombay	12,889,106
7.	Audh	Laknau	6,502,884
8.	Centralprovinzen	Nagpur	7,181,321
9.	Birma	Rangun	2,196,180
	Dazu:		
	Bevölkerung der Staaten unter eingeborenen Herrschern (meist in Central- und Südindien)		47,909,199
	Französische Besitzungen		203,887
	Portugiesische Besitzungen		313,262
		Summa:	193,100,963

Die Zählung von 1852, vielfach noch auf Schätzungen beruhend, hatte 176 Millionen ergeben, wovon 40 auf die noch selbständigen Staaten trafen. — Die Provinzen des südlichen Indiens: Kurg, Hyderabad (umfassend Theile von Berar und nicht zu verwechseln mit dem Territorium des noch selbständigen Nizams von Hyderabad mit circa 10 Millionen), Maissur und Audh, in Folge von Depossedirung und Verträgen erworben, werden als „Imperial“ behandelt und unmittelbar von der Centralregierung des Governor-General in Council verwaltet; die übrigen Provinzen haben selbständige Gouverneure. Die Himalayalandschaften sind Bengalen und den Nordwestprovinzen zugetheilt. — Den Eingeborenen ist neuerdings in Rechtspflege und Verwaltung ein wichtiger Antheil an der Berathung und selbst in Entscheidung eingeräumt, es sind ihnen nicht mehr bloß die unteren vollziehenden Aemter zugewiesen.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt für ganz Indien 128 auf eine englische Quadratmeile; die Extreme sind aber sehr groß; sehr viele Theile sind in hohem Grade übervölkert. Am größten ist die Zahl in den Ackerbaudistricten Hindostans; im Bezirke von Benares leben 850 Menschen auf einer englischen Quadratmeile, in Ghazipur 730, in Azimgarh 657, in Agra 537; zur Vergleichung sei erwähnt, daß eine Bevölkerung von 200 auf eine englische Quadratmeile für das mittlere Europa als befriedigend, fast dicht, genannt werden kann. Gegen Westen und Süden nimmt das Verhältniß ab. Der Durchschnitt für die Nordwestprovinzen im Ganzen beträgt 374; in Centralindien erreicht nur der Nagpur-District 252, obgleich dort eine rege Industrie herrscht. Die Mehrzahl der Districte bewegt sich unter 100; als ein Beispiel dünner Bevölkerung sei Bustar erwähnt mit nur 12 Einwohnern auf die Quadratmeile; die willkürliche Verwaltung des noch selbständigen Radscha wird als die Hauptursache angegeben. Für die Madras-Provinz berechnen sich 178 Einwohner auf eine Quadratmeile. Die Zunahme der Bevölkerung für den fünfjährigen Zeitraum von 1858 bis 1863 beträgt hier 7 Procent.

Der Beschäftigung nach nährt sich die größere Mehrzahl vom Ackerbau und den Diensten hierfür; in Hindostan fallen ihm 80 Procent zu, in Madras nach genauer Zählung 71 Procent.

Hinsichtlich der Religion und Race ist der wichtigste Gegensatz jener zwischen Hindus und Muselmännern. Die Hindus oder Anhänger des Brahmanismus und der daraus hervorgegangenen Secten, schon an Race reicher an rein arischem Blute, zeigen auch in ihren Gesinnungen leichtere Gewöhnung an europäische Anforderungen. Das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft mit den Europäern ist durch kluge Verbreitung der Resultate indo-germanischer Sprachforschung in den höheren Ständen ziemlich allgemein, die Abkömmlinge der alten Herrscherfamilien genießen mit Stolz ihre Vorrechte, die zu vergleichen sind mit jenen unserer Standesherren. Der Bildung und Besserung der socialen Lage der unteren Stände wird große Aufmerksamkeit geschenkt; doch darf nicht verschwiegen werden, daß in dieser Beziehung noch viele Europäer der Anschauung sind, die geistige Begabung und die Gesinnung ihrer Untergebenen sei der Race, als einer niedrigen, angeboren und könne nie entsprechend gebessert werden. Die Hungersnoth in Orissa im vergangenen Jahre hat große Mißstände der englischen Verwaltung bekannt werden lassen.

Die Muselmänner dagegen zeigen schon vermöge der Lehren des Koran geringere Geneigtheit, den „Ungläubigen“ sich zu fügen. Charakteristisch ist ihr Mißtrauen und ihr fanatischer Glaube an Wiederherstellung eines Moghulthrones, welcher dem Aufstande von 1858 wesentlich den so bedenklichen Charakter gegeben hatte. Die Muselmänner sind fast überall in der Minderheit; am zahlreichsten sind sie in den früheren Sitzen der Großmoghule und ihrer Gouverneure, in den Städten Delhi, Allahabad, Lahor; hier können sie mitunter bis zur Hälfte der Bevölkerung angenommen werden; für Indien im Ganzen beträgt aber ihre Zahl nicht über ein Drittel. In den drei größten Städten gab es 1865:

	Bombay.	Madras.	Calcutta.
Hindus	523,974	325,678	239,190
Muselmänner	145,880	63,886	113,059.

Die wenigsten Anhänger haben sie im mittlern und südlichen Indien, dessen Herrscher ihre Selbständigkeit stets, selbst gegenüber den Engländern, besser zu sichern verstanden. Schon

in Hazaribagh im Südwesten von Bengalen, einem Grenzdistricte gegen Centralindien, wurden nur wenige muselmännische Bewohner beobachtet. In der Provinz Madras wurden 1863 21,858,713 Hindus gegen 1,379,371 Muselmänner gezählt, so daß diese nur 16 Procent betragen.

Sehr unbedeutend ist die Zahl der Christen; in Bombay betragen sie 2,44 Procent der ganzen Bevölkerung; etwas größer stellt sich ihre Zahl in Madras, wo sie um 15 Procent zunahmen, während die Bevölkerung um 7 Procent sich vermehrte. Das Kastenvorurtheil trägt wesentlich dazu bei, den Uebertritt zu erschweren, da die neue Gemeinschaft nicht jenen festen Verband, jenes Selbstbewußtsein gewährt, wie das Kastengesetz.

Die größte Stadt Indiens ist Bombay. Nach der Zählung vom 1. Februar 1864 war die Bevölkerung 816,562 Einwohner, darunter 8415 Europäer und 1891 Mischlinge zwischen Europäern und Eingeborenen. Die Ueberzahl der Männer über die Frauen war am größten unter den Europäern, 22 Frauen auf 100 Männer; unter den Eingeborenen 174 Männer auf 100 Frauen; die geringste Differenz war bei den Juden (im Ganzen 2872), nämlich 112 auf 100 Frauen, bei den Parsis (49,201) 133 auf 100 Frauen. Aehnliches Vorwiegen der männlichen Bevölkerung über die weibliche wird in allen Colonien beobachtet. Nach Beschäftigungen ausgeschieden treffen auf je 1000, männlich und weiblich nicht geschieden:

Bereiter von Nahrungsmitteln	100,5
Schneider	91,2
Gesinde	66,8
Maurer, Zimmerleute	40,2
Kleine Gewerbsleute für Hausgeräthe	18,5
Verkäufer von Luxusgegenständen (Juweliere, Photographen, Musiker, Branntwein-, Taback-, Betel-Händler)	60,6
Medicinalpersonen mit Apothekern	11,9
Priester, Lehrer, Buchdrucker	18,2
Geldwechsler und Handelsagenten	56,7
Militär und Polizei	31,0
Träger und Eigenthümer von Transportmitteln	105,0
Handelsstand, Fabrikanten, Ingenieure	113,0
Tagelöhner	234,2
Rentiers	19,1
Bettler	33,1.

Von Interesse ist eine Scheidung der Bettler nach Kasten. Unter den Hindus Bombays haben die Brahminen oder die erste Kaste 31 Procent Bettler; sie halten sohin fest an dem traditionellen Rechte, vom Fleiße der Uebrigen zu leben; die übrigen Hindukasten hatten etwas über 1 Procent, die „Outkasts" oder die wegen Vergehen gegen die Kastenordnung Ausgestoßenen 4 Procent. Die Muselmänner weisen $5^1/_2$ Procent Bettler auf, dagegen findet sich kein Bettler bei den Juden und Parsis. Als Tagelöhner und in niederen Dienstleistungen suchen unter den Hindus $^1/_3$ ihren Erwerb, unter den Muselmännern nur $^1/_8$; der Schiffsdienst ist von Muselmännern gesucht; als Bediente, besonders als Butlers oder Kammerdiener und Chef des Hausgesindes, suchen Parsis Verwendung; der Kaufmannsstand weist Mitglieder aller Kasten auf. Bekannt ist das bedeutende Vermögen einzelner Parsi-Häuser.

Madras, die zweitgrößte Stadt Indiens, zählte Ende 1863 427,771 Einwohner, darunter 16,338 Europäer und Mischlinge. Schlechtes Trinkwasser, dichte Bevölkerung in der Black Town, häufiges Auftreten der Cholera und Neigung zu Unterleibsbeschwerden sind den Gesundheitsverhältnissen sehr nachtheilig; unter den Eingeborenen sind die schwarzen Blattern sehr häufig; die Schutzpockenimpfung will man nicht für alle Classen gleich wirksam gefunden haben.

Die Bevölkerung von Calcutta ist nach der Aufnahme vom 8. Januar 1866 zu 377,924 erhoben. Europäer wurden 11,224 gezählt, dazu 11,036 Mischlinge; 30 Procent der Männer sind zwischen 26 bis 40 Jahren, stehen sohin im Alter kräftigster Mannesreife, der älteste Europäer zählte 87 Jahre; die Sterblichkeit unter den Europäern war 2,7 Procent gegen 5,4 Procent unter den Eingeborenen. Wohnhäuser sind 58,892, darunter 42,917 nur von Erdgeschoß, über je 7000 mit 1 und 2 Stockwerken, 1000 mit 3 Stockwerken und darüber; auf 1 Person treffen 25,75 Quadratyards. Die Raumverhältnisse sind zwar hier günstiger als in Bombay, die Sterblichkeit aber viel größer als in Bombay. Es trägt hierzu wesentlich die Unsitte der Bekenner der Hindu-Religionen bei, ihre Todten in das heilige Wasser des Ganges zu werfen; zu Tausenden schwimmen die Leichen Calcutta zu, so daß der Hugly, wie hier der Ganges heißt, stellenweise ganz davon bedeckt ist; die Regierung beabsichtigt strenge Gesetze dagegen zu erlassen.

Polizeiverwaltung. Es gehört zu den ältesten Einrichtungen der indischen Dorfverfassung, daß die Gemeinde einen Wächter aufstellt und ihn durch Ueberlassung eines Grundstückes und durch Ackerzehnten besoldet. Das Amt ist, wie in Indien fast stets, erblich und zum Beruf einer Kaste geworden; die Kastenmitglieder unterstützen den Wächter, den Träger ihres Rechtes und Amtes, bereitwilligst. Unter der Muselmännerherrschaft verfiel diese zweckmäßige Einrichtung; die Ortsvorstandschaft und damit die Pflicht der Sorge für den Sicherheitsdienst fiel den Grundrenteneinnehmern, den Zemindars, zu, die durch ihre bevorzugte, wenig überwachte Stellung bald die Grundherren des Ortes wurden.

Die Engländer begannen gleich nach der Eroberung zu reformiren, und zunächst in den Städten und längs der Heerstraßen Sicherheit zu schaffen. Die neuen Einrichtungen waren aber ungenügend; der Dienst der Mannschaft bestand wesentlich nur in Wachdiensten; dabei Mißbrauch mancher Art, wie Postenstehen vor den Häusern höherer Offiziere, Verwendung zu Botendiensten. Die Ortswächter sollten durch Patrouillen controlirt werden; die Ueberwachung war aber mangelhaft, unrichtige Behandlung bewirkte vielfach Auflösung der ältern Dorfeinrichtung, so daß sich die Zustände auf dem platten Lande eher verschlechterten. Nach mehrfachen Aenderungen geringerer Bedeutung wurde endlich seit 1860 eine neue Organisation durchgeführt, welche den militärischen Charakter im Aeußern beseitigt. Die Mannschaft theilt sich in ein Sicherheits- und in ein Wachdienstcorps; die letzteren tragen Gewehr und Säbel, die Sicherheitspolizei ist mit einem eisernen Stocke bewaffnet und militärisch gedrillt. Ein Mißstand, auf dessen Beseitigung augenblicklich hingearbeitet wird, ist der Mangel einer Einwirkung von der Civilbehörde auf den Dienst, da die Mannschaft zur Zeit ihren eigenen Beamten unterstellt ist. — Die Stärke der Mannschaft und ihre Leistungen mögen aus folgenden Daten entnommen werden.

Die Ortswächter sind ausschließlich Organ der örtlichen Polizei geworden, die Gouvernementalpolizei übt die Controle und sammelt die Anzeigen. An dem Kastenrechte wird nicht gerüttelt, unwürdige Mitglieder werden ausgeschlossen, die Dotation ist sichergestellt. Die Zahl dieser Wächter ist ungemein groß; in den Küsten- und Gangesdistricten Bengalens mit ihrer dichten Bevölkerung wurden im Juni 1864 164,000 Dorfwächter gezählt. Im Pendschab nimmt ein Gesetz die Gemeinde in Strafe, wenn bei einem im Innern des Dorfes verübten Verbrechen der Thäter nicht zur Haft gebracht wird. Dieses Gesetz leistet aber keineswegs den ge-

hofften Nutzen, im Gegentheil, die Thätigkeit der Polizei erschlafft durch die geringere Verantwortlichkeit.

Das Staatspolizeicorps betrug am 1. April 1865 154,435 Mann. Europäer werden selbst als Constabler selten verwendet; die Mehrzahl der Leute sind im Süden Muselmänner (in Madras z. B. 60 Procent der Mannschaft gegen 16 Procent der Bevölkerung), im Nordwesten niedere Hindukasten und örtliche Kriegerkasten; die Kaste der Brahminen ist auffallend gering vertreten. Der Dienst im Polizeicorps ist sehr gesucht, in Laknau meldeten sich über 2000 zu wenigen Stellen; die Besoldung ist ausreichend. Zur Unterweisung der Mannschaft sind Schulen eingerichtet, insbesondere wird erstrebt, einen Berufsstand heranzuziehen, indem auch Kinder aufgenommen werden.

Die Vertheilung der Mannschaft ist in den einzelnen Provinzen sehr verschieden; 1865 traf 1 Mann auf:

Provinz, Stadt.	Einwohner.
Bengalen	1573
Madras, auf dem Lande	1080
„ in Städten	548
Delhi, Stadt	305
Lahor, Stadt	262
Amritsar, Stadt	261
England, auf dem Lande	870
„ in Städten	463.

Die Kosten absorbirten 1865 in Madras 5 Procent, in Bengalen 2,8 Procent des Provinzialbudgets; auf den Kopf trafen 3 Sgr. (2½ Anas) in Madras, 2 Sgr. in Bengalen; die durchschnittlichen Kosten für 1 Mann betrugen 137 Rupien.

Für die Leistungen der Polizei sprechen folgende Zahlen von 1865. In Benares (Land- und Stadtdistrict) trafen auf 100 Anzeigen 48, Azymgarh (Nordwestprovinzen) 60,8 Ueberführungen. In Audh finden Strafen statt, so oft größere Verbrechen sich in einer Gegend mehren; unter 100 Anzeigen endeten 1861 63,88, 1862 67,51, 1863 68,20, 1864 71,78, 1865 77,47 mit Verurtheilung; im Durchschnitt war binnen 3 Tagen der Thäter ermittelt. In Centralindien wurde unter 100 Fällen 81 Mal der Thäter zur Anzeige gebracht und 85 Procent der Angeschuldigten verurtheilt; in Bengalen gelang die Ueberführung in 51,6 Fällen unter 100 Anzeigen; in Madras wurden 60,2 Procent verurtheilt, 18,8 Procent des gestohlenen Geldes konnten zurückerstattet werden. In England treffen 1862 durchschnittlich 24 und in Irland 43 Freisprechungen auf 100 Verhandlungen. Diese Resultate müssen um so befriedigender sein, wenn man bedenkt, daß 1864 in Madras 63,1 Procent der Polizisten weder lesen noch schreiben konnten. Verschwiegen darf jedoch nicht werden, daß die Verhafteten häufig schlecht behandelt werden. Die Lust zu glänzen ist bei den Eingeborenen eben so stark als ihr Mitgefühl gegen Leiden gering.

Das Criminalverfahren ist dem englischen Gerichtsverfahren nachgebildet. Oeffentlichkeit in allen Sitzungen, Geschworenengerichte; für geringe Uebertretungen ist mit Erfolg ein honorary Magistrate aus Eingeborenen unter dem Vorsitze eines rechtskundigen Richters berufen. Der Proceß ist rasch, die Förmlichkeiten sind auf das Wesentlichste beschränkt; die Vorerhebungen für die Hauptverhandlung nehmen durchschnittlich 12 bis 17 Tage je nach den Vergehen und einzelnen Provinzen in Anspruch. Die Acte Nr. 6 von 1864 führt die Strafe körperlicher Züchtigung ein für Diebstahl, Bedrohung und einzelne Arten von Eigenthumsbeschädigungen, es kann jedoch statt derselben auf Freiheitsstrafe erkannt werden. Die Urtheile über den Erfolg sind sehr verschieden; für jugendliche Verbrecher und unter den rohen Aboriginerstämmen wird sie noch am meisten gebilligt; es will gefunden werden, daß die Gerichtshöfe nur zu gern darauf erkennen. Es wirkt hier die echt semitische Auffassung mit, welche durch den Islam in das Land gebracht wurde, daß dem Menschenleben kein unverhältnißmäßig höherer Werth zukommt als jenem eines Thieres. — In den weniger dicht bevölkerten Districten wird über zu große Gerichtssprengel geklagt, bei kleineren Beschädigungen entsteht durch die Anzeige und Zeugenvernehmung so großer Zeitverlust, daß vielfach unterlassen wird, auf Bestrafung anzutragen; schädliche Selbsthülfe tritt an Stelle der Verurtheilung.

Die Fahrstraße von La Guayra nach Caracas.

Von **Franz Engel.**

Von La Guayra, dem Hafen oder besser: der offenen Rhede von Caracas, der Hauptstadt der Republik Venezuela, führen seit neuester Zeit drei verschiedene Wege über die steile Küstengebirgsmauer zu der fruchtbaren und schönen Hochebene von Caracas hinan. Zwei dieser neueren Wege sind nur Maulthier- und Fußgängerpfade; der Achsenverkehr wird nur allein auf der längern, in vielen Windungen die Cordillere hinanklimmenden, von den ehemaligen Beherrschern des Landes, den Spaniern, breit, dauerhaft und bequem angelegten alten Heerstraße vermittelt. Auf diesem sogenannten alten Wege fährt täglich zweimal eine Diligence und eine große Anzahl zweiräderiger Frachtkarren hin und her; außerdem aber werden auch alle Lastthiere über diese Straße getrieben, und nur ein geringer Theil der leicht gesattelten Reisenden und der Fußgänger wählt einen der kürzeren, aber steil ansteigenden und beschwerlichen Gebirgspfade.

Der alte Weg läßt alsbald das große Dorf Maiquetia, das sich fast an La Guayra anlehnt, mit seinen Kokospflanzungen unter sich und erreicht sodann mit allmäliger Ansteigung den Torre quemada; die Benennung: „gebrannter Thurm“ ist bezeichnend für die Hitze, die von den kahlen Felsen und dem Sande hier aufgefangen und zurückgestrahlt wird. Oberhalb des Torre quemada geht die heiße Zone allmälig in die kühle Zone über; die zunehmende Frische theilt sich bald dem ganzen Organismus durch ein wachsendes Wohlgefühl mit. Die Vegetationsphysiognomie nimmt ein anderes Gepräge an; der nackte, glühende Boden schwindet und ist von Gebüsch und Stauden bedeckt; Gehölze wechseln ab mit cultivirten Ländereien; gesellig zieht die Flor de tara — Verbesina helianthoides —, ein strauchartiger Baum mit zahlreichen gelben Blumen, über Hügel und Berge hin und bildet den hervorragenden Hauptschmuck der Anhöhen um La Guayra. Schaaren von Papageien fliegen lärmend über den Weg, über Schluchten und Felsen hin

von einem Fruchtfelde zum andern, unermüdlich in ihren räuberischen, verwüstenden Einfällen, die den Landmann zu unausgesetzter Wachsamkeit nöthigen und dennoch einen Theil seiner Ernten vernichten. Während des hohen Sonnenstandes ziehen sie sich zurück in die Wälder, aber bei Aufgang und Untergang der Sonne versammeln sie sich herdenweise und wählen zu ihren Vereinigungsorten die Nähe reifender Mais- und Reisfelder.

Schwalbennestartig hängen die kleinen, mit Palmenstroh gedeckten Lehm- und Rohrhütten und Häuser der Landleute und ihre cultivirten Feldstücke an den Bergabhängen, oder sie keilen sich in die schmalen Thalsenkungen ein, die in anmuthiger Frische und Fruchtbarkeit bei einer schroffen Wegebiegung plötzlich vor den überraschten Blicken aus der geschlossenen Gebirgsmasse auftauchen. Gleich freundlichen Wandgemälden an der großen, einfarbigen Naturtapeterie ziehen sie das Auge auf ihre unerwartete und unterhaltende Erscheinung. Viele dieser kleinen Menschensitze liegen aber in völliger Abgeschiedenheit von allem Weltverkehre, nur dem bekannt, der die Schlupfwinkel der Cordilleren durchstreift, — eine kleine Welt für sich, die weiter keine Noth und Sorge berührt, als was das Wachsen und Gedeihen ihrer Fruchtfelder betrifft.

Um das Wegschwemmen und den Absturz der Dammerde von dem abhängigen Gesteine zu verhüten, wird dieselbe stufenförmig durch Baumstämme, gleichsam wie durch eine Holztreppe, gestützt; ohne solchen Widerstand würden die Regengüsse, die sich auf den Gebirgskuppen entladen, gewaltige Wassermengen ansammeln und von den Abhängen niederrollen, das Gestein von der fruchtbaren Erdschicht entblößen, oder dieselbe doch zerreißen und umstürzen. Ganze Stücke Waldes werden in dieser Weise entwurzelt und fortgeschwemmt, bis die losgelösten Bäume in ihrem Sturze einen Stützpunkt gewinnen und nun selbst den Lauf der überfluthenden Gewässer abdämmen und sie nöthigen, einen andern Durchbruch und ein neues Bett zu suchen, oft zum Schrecken und Verderben einzelner Ansiedler und ganzer Gemeinden.

In der Provinz Trujillo hatte es sich ereignet, daß ein kleiner, unansehnlicher Waldbach plötzlich versiechte. Der Fall gab den Landleuten, die sein Wasser zu trinken gewohnt waren, viel zu denken und zu sprechen, führte sie auch wohl auf die richtige Vermuthung der Ursache, nicht aber auf das Gefährliche der Wirkungen, deren ungeahntes Verderben für sie stündlich wuchs und näher zog. Denn plötzlich öffnete sich eines Abends, eine Stunde vor Sonnenuntergang, eine Felsenmauer, und aus ihr, der nie zuvor ein Tropfen Wassers entsprungen war, drängte sich ein reißender Strom heraus; schäumend stürzte er in die Tiefe, blitzschnell, kaum vorher bemerkt, schlugen unten seine Wellen zusammen, rissen Alles mit sich, was in ihrem Sturze lag, — und als sie verlaufen war, und nur die gewohnte Wassermenge wieder harmlos, aber durch ein neues Bett hinabrieselte, waren mehr als zehn Häuser mit ihren Anpflanzungen weggerissen, mehrere Menschen ums Leben gekommen, Thiere weggespült, und ringsumher auf dem umgewühlten Boden lagen entwurzelte Bäume, Feldgewächse, Felsentrümmer und Hausruinen durch einander geschüttet. — Die Untersuchung ergab, daß die Oeffnung, durch welche der alte Bach sich aus einer kleinen Hochebene in das Thal hinabgezwängt hatte, durch entwurzelte Bäume, Gestrüppe, Schlamm und Erdmassen gänzlich verkittet worden war, so daß sich das zufließende Wasser seeartig aufgestaut und endlich durch seinen Druck die Eindämmung gesprengt, aber einen andern als den bisherigen Ausgang gefunden hatte.

Für die Gebirgsbewohner ist die Beachtung der geringsten Abweichungen von den täglichen Erscheinungen unerläßlich, da dieselben ohne Ursache sich niemals verändern und ihren Unregelmäßigkeiten meist verderbliche Störungen zu Grunde liegen. Aber sie verstehen deren Zeichen auch wunderbar genau; man möchte es instinctartig nennen, wie sie mit denselben verkehren; jedoch die Scheu vor einer Arbeit oder Bemühung ungewöhnlicher Art, oder die Furcht vor außerordentlichen Ausgaben hält sie meistens zurück, die Naturkräfte zu ihrem eigenen Nutzen auszubeuten oder abzuhalten. —

Die Folgen der Ruchlosigkeit, oder gelinde gesagt: der Unbedachtsamkeit, mit welcher die ersten Eroberer und Ansiedler die Ausrodung der Wälder betrieben, stellen sich bereits in der Versiechung der Gewässer und der daraus folgenden Unfruchtbarkeit ganzer Gebirgsketten heraus; der Holzmangel, bis dahin noch nicht fühlbar, wird sich mit der Zeit einst neben dem Wassermangel in den entwaldeten Gebieten empfindlich bemerkbar machen. Eine Wiederansamung der verödeten Gebirgszüge ist größtentheils unausführbar, da die Dammerde und Boden- wie Atmosphärenfeuchtigkeit daselbst verschwunden und die ersten Bedingungen des Feldbaues verloren sind. — Eine andere Rückwirkung der Waldausrottungen macht sich in plötzlichen und gewaltsamen Ueberschwemmungen geltend, von denen die Gebirgsbewohner beständig in dem ruhigen Besitze ihrer Häuser, Felder und Ernten bedroht sind. Die Regenniederschläge auf den Kuppen der Gebirge stürzen, durch keinen Widerstand aufgehalten und von keinem Waldgrunde aufgesogen, in wilden Wasserströmen von dem nackten Gesteine nieder und überfüllen das Netz der kleinen Berggewässer, die ihre angeschwollenen Fluthen durch neu gebrochene Bahnen weiterwälzen. Die bewaldete Erddecke aber verhütet solche verderblichen Erscheinungen. Ihr Laubdach ist vermöge der beständigen und mächtigen Ein- und Ausathmung des Wasserdunstes der beste Vermittler und Erhalter des Feuchtigkeitsgleichgewichtes zwischen Erde und Atmosphäre; sein Schatten erhält die Feuchtigkeit des Bodens und verhindert deren Verdunstung durch die aufsaugenden Sonnenstrahlen; durch den unausgesetzten Erzeugungs- und Verwesungsproceß der angehäuften Vegetation verdickt sich die Dammerdeschicht auf dem unfruchtbaren Gestein; diese wieder saugt die atmosphärischen Niederschläge und Verdunstungen der Laubmassen auf und bildet ein großes Wasserreservoir, aus welchem sie ein geregeltes Netz von fließenden Wasserfäden durch das ganze Land leitet. Mag auch die Atmosphäre durch die Wasserdunstmengen, die der bewaldete Boden an sich bindet, verdichtet und verdunkelt werden und an Trockenheit Einbuße erleiden, mögen die Niederschläge auch in beständiger Wiederkehr und in großen Mengen erfolgen, so werden doch die Gefahren der Ueberschwemmungen und der Entfruchtung des Bodens nicht hervorgerufen. Die Dammerdeschicht mit ihrem Wurzelgeflechte, ihren Moosen und Verwesungsstoffen, welche die Niederschläge ansammelt und absorbirt, verhindert den schnellen, zu Strömen anschwellenden und abschwemmenden Sturz der Gewässer. Anders aber, wo die Atmosphäre ihre Dünste auf kahle Felsmassen niederschlägt, wo der Niederschlag keinen Widerstand findet, in ungehemmtem Laufe abfließt, sich in den Niederungen zerstörend ansammelt, die geringe Erdkruste, welche die Zeit langsam gebildet, schnell wieder abspült und, nachdem sein Wasser verlaufen, wieder Wasserarmuth und Dürre hinter sich läßt.

Die üblen Folgen der unbedachten Entwaldungen treffen nicht nur die Cordilleren oder die Bodenflächen, wo die ehemaligen Wälder gestanden, sondern auch die fruchtbaren Thäler, welche die Cordilleren durchfurchen, und die benachbarten Landflächen, wo auch noch gegenwärtig der Ackerbau besonders blüht. Die Atmosphäre ermangelt der hinreichenden Feuchtigkeitsmengen, mit denen sie sonst aus den Wäldern

gesättigt wurde und wiederum das ganze Ländergebiet tränkte; nun aber müssen die fließenden Gewässer die zur Fruchtgewinnung erforderliche Wassermenge hergeben. Es fragt sich, ob Zufluß und Verbrauch des Wassergehaltes der Flußbecken sich ausgleichen, — wenn nicht, so wird die Wasseroberfläche sich immer mehr verringern, die Bewässerung spärlicher, der Ackerbau in den gegenwärtigen Fruchtgärten mehr und mehr eingeschränkt und endlich ganz verhindert werden. Und in der That ist seit vielen Jahren eine beträchtliche Abnahme des großen Sees von Valencia wie eine Austrocknung des benachbarten fruchtbaren Thales von Aragua beobachtet worden, die zum ernsten Nachdenken eine wohlbegründete Veranlassung geben.

Die in Cultur genommene Erdscholle ernährt ihren Colonen eine kurze Reihe von Jahren, 6 bis 8 oder 10 Jahre, je nach der Beschaffenheit des Bodens und ohne alle Unterstützung durch Düngung; nach dieser Zeit bleibt der ausgesogene Acker liegen, und neben ihm wird eine andere Scholle unbebauten Landes urbar gemacht. Zuweilen läßt der Colone seine Hütte, die ihm so lange Obdach gewährt, zugleich mit dem Acker liegen, zieht mit seinem geringen Haushalte, mit Weib und Kind, mit seinen Hunden, Schweinen und Hühnern nach einem andern Berge oder Thale, schlägt dort in wenigen Tagen eine andere Hütte auf, und bleibt oder geht, so wie es ihm gerade gefällt; überall ist mit Leichtigkeit und ohne schwere Erkaufung des Niederlassungsrechtes die alte Stätte verlassen und die neue Stätte wohnlich — je nach den Bedürfnissen — hergerichtet. Neben der Banane, die etwa bis zu 3000 Fuß Höhe gut gedeihet, dem Mais, der etwa 6000 bis 6500 Fuß hinansteigt, wird auf dem Gebirge der Apió (Appium montanum), ein Verwandter unseres Gartensellerie und der Petersilie, ein sehr wohlschmeckendes, gelbes Wurzelgemüse, innerhalb eines Höhengürtels von 4500 bis 9000 Fuß aufwärts, in einer Durchschnittstemperatur, die nicht über 20° C. steigt und nicht unter 12° C. sinkt, in ausgedehnter Weise angebaut; die Wurzel bedarf acht Monate zu ihrer vollen Ausbildung; jede Pflanze trägt einen Wurzelbüschel von 20 bis 30 dicken, knollenartigen Wurzeln, die, der Erde entnommen, sich an kühlen Lagerplätzen mehrere Wochen frisch erhalten. Zur Aussaat schneidet man nur den obern Theil der Wurzel ab, an welchem eine Menge schlummernder Triebe (Augen) vorhanden sind. —

Mit vorrückender Morgenstunde belebt sich die Straße mehr und mehr durch Züge von Karren, Saumthieren und Reitern; das Schellengeläute und die lauten, bald munter jubelnden, bald zornigen Ausrufe der Arrieros, womit sie den gleichförmigen Gang der Lastthiere zu beleben suchen, melden schon aus der Ferne und Höhe die Annäherung der einzelnen Lastzüge an. Höflich grüßend eilt der halbnackte, muskelfeste, kräftig gebaute und von Lebenslust gehobene Arriero an dem Reiter vorüber, stets mit prüfendem, scharfem Blicke über seine Herde schweifend, um hier und dort dem schmerzenden, verwundenden Drucke einer verschobenen Last abzuhelfen, diesen Gurt zu lockern, jenen anzustraffen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, einen Zusammenstoß mit entgegenkommenden Zügen zu vermeiden, kurz, überall mit Auge und Hand bereit zu sein, die nie ruhen dürfen, um Thiere und Frachten in gut erhaltenem Zustande an den Ort der Bestimmung zu bringen.

Man gewahrt auf der Heerstraße außerordentlich kräftige, schön gebaute, elastische Männergestalten, die, größtentheils entblößt, den vollen Eindruck der Schönheit menschlicher Körperform und ungeschwächter Gesundheit hinterlassen. Mit geflügelten Merkursfersen eilte die Fußpost in der Person eines dunklen Mulatten von Caracas nach La Guayra hinab, dessen langausgeholter, schwellender und mächtiger Schritt lebhaft an das Märchen der Siebenmeilenstiefel erinnerte; ich hatte noch niemals einen Menschen so ausschreiten und, ohne zu traben, vorwärts eilen sehen. Oft prägen sich dem Gedächtnisse die allergewöhnlichsten Dinge, die kaum einer Erwähnung verdienen, aber eine besonders charakteristische Gestaltung gewinnen, tiefer ein, als ungewöhnliche Erscheinungen, die in Schrift und Wort hervorgehoben werden. So mir jener Postbote; der fast nackte, muskelstraffe, schwellende, elastische Körper; vollkommenes Ebenmaß und gesunde Kraft und Rundung in allen Formen; die dunkle, im Firniß des Schweißes glänzende, straffe Haut; der wohl berechnete und beherrschte und doch gewaltig ausholende Schritt; der lange Stab mit der Lanze in der nervigen Faust, der den rhythmischen Schwung des Ganges unterstützt; das hochgerichtete Gesicht mit dem Ausdrucke des Selbstgefühles, der Sicherheit und Kraft; der listige, kein Vertrauen erweckende, aber keck herausfordernde Blick des dunklen, blitzenden Auges, — ein Bild, das mir noch heute klar vor Augen steht.

Mit Absicht zeichnete ich dieses Bild, um das mit Vorliebe gepflegte, irrige Vorurtheil von einer im Durchschnitt geschwächten, entnervten und Siechthum athmenden Leibesconstitution der südamerikanischen Creolen am treffendsten zu widerlegen. Zutreffender ist jene Siechthumsvorstellung in Bezug auf die europäischen Abkömmlinge in jenen Ländern, auf die Mischlinge von Weißen und Mestizen, auf die Tri-, Quadro- und Quintogenitos; diese verrathen im Durchschnitte Schwäche, Schlaffheit und Siechthum des Geistes und Körpers und Zweideutigkeit des Charakters. —

Nach kurzem Aufenthalte in der Venta grande, noch 900 Fuß unter der Cumbre*) de Caracas, wo die von La Guayra aufsteigenden und die von Caracas absteigenden Reisenden eine kurze Weile zu rasten pflegen, um die Maulthiere und Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen, wurde der Ritt wieder fortgesetzt, um die letzten 900 Fuß bis zur Cumbre aufwärts, und sodann wieder 2000 Fuß in das Thal von Caracas hinabzusteigen. Die Region der Saftfülle und der großen Blattdimensionen ist bereits überschritten; der Baumwuchs wird geringer und dünner; es hebt die Region der Gesträuche, der Stauden, der baumartigen Farrn und der Orchideen und Bromelien feucht-kühlen Klimas an. An Stelle der Banane cultivirt der Landmann den Apio, die Kartoffel, den Dominiko und andere Gemüse der gemäßigten Zone (tierra templada). Die Vegetationsübergänge sind auf der Küstencordillere schroffer abgegrenzt, als auf dem Andesgebirge im Binnenlande von Venezuela und Neugranada. Hier ist der Waldreichthum, mithin die Feuchtigkeitsmenge und die Dammerdeschicht größer und sich gleich geblieben, wie ihn die Urzeit der Gegenwart überliefert hat; der Pflanzenwuchs ist daher ein kräftigerer geblieben, der Uebergang der Höhenzonen durch die gleichmäßigen Wasserdunstmengen auf dem Gebirge mehr ausgeglichen, und mithin ihre Einwirkung auf das Pflanzenleben weniger schroff. Ein Höhengürtel, der den Baumwuchs auf der Küstenkette von Caracas schon abschließt, ist auf dem Gebirge von Merida und Pamplona noch mit hohen Waldungen bedeckt.

Von der Venta grande bis zur Cumbre wird der Weg einförmiger als bisher; — auch die Sonne stieg höher und brannte empfindlich, trotz der abgekühlten Luftschicht; in dem lockern Gestrüppe und Bergsavanengrase schwankt im Luftzuge die Flor de Margarite (Epidendrum floribundum) in allen Farben auf ihrem langen, dünnen Stiele, dessen

*) Cumbre — die Spitze oder der Gipfel eines jeden einzelnen Berges wie ganzer Gebirgszüge.

Wurzeln die Erde mehr berühren als darin haften; ihre grellen, leuchtenden und verschiedenen Farben machen sie zu einer wahren Zierde der Gebirgssavanen.

Auf der Cumbre führt der Weg über eine schmale Hochebene; seiner vielen Biegungen halber las Vueltas genannt. Im Verlaufe der Vueltas taucht plötzlich aus einem ebenen, weiten Gebirgskessel, eingefaßt von lichtgrünen Pflanzungen und dunkel bewaldeten Hügelketten, Caracas — die Geliebte des Avila *) — vor den freudig-überraschten Blicken auf; die Schönheit der Lage wirkt um so ergreifender, als das weite, malerische Panorama unerwartet aus der ermüdenden, kahlen Eintönigkeit der nächsten Umgebung hervortritt. Die Bauart der Stadt bildet ein längliches Viereck mit langem Schweife; ununterbrochen bergab senkt sich der Weg bis dicht zu ihrem Eingange an dem langen, vorgeschobenen Häuserschweife, wo man, nach Entrichtung eines Wegegeldes von einem Real am Thore, in das Bereich der Stadt eintritt.

Das Thor ist weit vor die ersten Häuser der Stadt hinausgerückt; von dort schreitet die Senkung des Bodens noch immer fort bis in die Stadt hinein. Die ersten, schlecht gepflasterten und unbelebten Straßen führen an ärmlichen, schmutzigen, nur von der untern Volksschicht bewohnten Häusern vorbei; bald aber gewinnt die Stadt ein freundliches und bewegtes Ansehen. Sie ist auf einem unebenen, abschüssigen Boden erbaut, obwohl in nächster Nähe das Thal von Chacao eine ausgedehnte, vollkommen ebene Bodenfläche zur Grundlage eines Stadtbaues darbietet. Die früheren Städteerbauer haben aber dem unebenen Boden vor dem ebenen den Vorzug gegeben; denn die meisten Städte Venezuelas und Neugranadas stehen auf solchem Grunde, während in unmittelbarer Nähe sich vollkommene Ebenen ausdehnen. Der erste und hauptsächliche Grund zu solcher Bodenwahl ist gewiß darin zu suchen, daß die ersten Städtegründer ihre Bauten bereits vorhandenen Ortschaften oder Häusergruppen anschlossen, sodann lenkten sie zunächst, wie Alle, die sich allein oder zusammen anbauen, ihre Fürsorge auf das fließende Wasser, das erste von allen Lebensbedürfnissen; der hügelige Boden ist aber von Quellen und Bergwassern reichlicher durchrieselt als die Ebenen; das Graben von Brunnen und Leitungscanälen überbot die anfänglichen Kräfte, die durch die Befestigung und Hütung des erworbenen Besitzes aufgezehrt wurden, um sich inmitten aller noch unüberwältigten feindseligen Elemente behaupten und festen Fuß fassen zu können; auch Gesundheitsrücksichten werden zur Ortswahl bei der Städtegründung maßgebend gewesen sein.

*) Caracas — am Fuße der Silla de Caracas oder des Avila — wird in den venezuelanischen Poesien die Geliebte des Avila genannt.

Missionärwirren in China.

Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß es dort überall mit Ruhe, Frieden und Ordnung vorbei ist, wohin Missionäre kommen. Wir können diesen Zank und Streit über den ganzen Erdball verfolgen. Selbst im hohen Norden Amerikas, bis an die Küsten des Eismeeres, hetzen protestantische und katholische Sendboten einander wie Jagdhunde das Wild und bringen Verwirrung in die Köpfe der Indianer. Auf den Inseln der Südsee, wo sie den Mädchen und Frauen verbieten, Blumen ins Haar zu flechten, weil das „heidnischer Greuel“ sei, und wo sie den Männern das Tabackrauchen verbieten, weil „Gott daran ein Aergerniß nehme“, — dort machen sie einander Concurrenz in der gehässigsten Weise. Ueber die „unbefleckte Empfängniß“, über Dreieinigkeit, Sündenfall und dergleichen Phantasmen mehr haben braune Polynesier, die als Protestanten und Katholiken einander gegenüberstanden, blutige Kämpfe gehabt. Als ob jene Insulaner von solchen metaphysischen Abstractionen etwas verstehen könnten, und als ob dergleichen überhaupt zu irgend etwas nütze sei!

In Südafrika bei den Hottentoten und Herero schleppen die Missionäre Waffen ein und treiben Handel; sie tragen keinen geringen Theil der Schuld an dem Racenkriege, der neulich in diesen Blättern geschildert worden ist. Die Fehde im Osten der Capregion zwischen den holländischen Bauern und den Basutos ist durch die Missionäre verbittert worden. In einer andern Region Afrikas, im Lande Yoruba, wo „der Sonnenaufgang im Mohrenlande“ angeblich so glänzend strahlte, sind sie im Herbst 1867 aus Abeokuta vertrieben worden; die schwarzen Leute wollten sie nicht mehr unter sich haben, weil durch die Missionäre nur Unfrieden ins Land gekommen sei. Unbefangene Beobachter sagen gerade heraus, daß alle Missionsbestrebungen an der afrikanischen Küste zwar große Summen Geldes verschlingen, aber absolut keine gesunden Früchte bringen. Der Neger bete zwar und singe, es sei aber, und das hebt Richard Burton scharf hervor, ein sogenannter christlicher Neger allemal schlechter als ein nichtchristlicher; Sierra Leone liefere dafür Beweise so viel man nur haben wolle. Es ist für uns nicht auffallend, daß in Abeokuta es gerade „Musterchristen“ aus Sierra Leone waren, welche bei Austreibung der Missionäre eine Hauptrolle spielten.

In Asien haben die Missionäre zu mehr als einem Kriege Veranlassung gegeben; z. B. in Annam und Korea. Der König des erstern Landes ist Souverän; er hat das unbestreitbare Recht, zu bestimmen, wie es in seinem Lande zu halten sei. Er kann von Jedermann verlangen, daß die Landesgesetze beobachtet werden. Diese sind bekannt; wer dagegen verfehlt, weiß genau, welche Strafe ihn trifft. In Annam hatte man aus früheren Zeiten hinlängliche Erfahrungen gesammelt, und verbot ausdrücklich den Missionären das Ueberschreiten der Grenzen und das Bekehren, das allemal gleichbedeutend ist mit Erregung von Haß und Verachtung gegen die Landesreligion und den Volksglauben. Trotzdem schlichen die Missionäre sich ein, sie verachteten das Landesgesetz und als sie dann dafür nach Vorschrift des Gesetzes bestraft wurden, schrie man in Europa über „Barbarei“. Der Mann des Decembergemetzels in Paris, der sich zum „Schirmherrn der katholischen Kirche in ganz Asien“ aufgeworfen hat, rüstete einen Flottenzug „im Interesse der Religion und Civilisation“ gegen Annam aus und ließ durch seinen „Moniteur“ laut vor der Welt feierlich verkünden, daß er lediglich die Würde der Religion im Auge habe und an Gebietserwerbungen nicht denke. Wir kennen die Folgen. Der König von Annam hat, weil Missionäre, die sich heimlich und unter Verletzung der Gesetze ins Land schlichen, nach landesüblichen Gesetzen bestraft wurden, nicht weniger als sechs Provinzen — das ganze sogenannte Cochinchina — an den Vertheidiger der Religion und Civilisation abtreten müssen.

Ganz ähnlich war die Veranlassung zu dem berüchtigten Flottenzuge, welchen die Franzosen gegen Korea unternahmen und wo sie eine Stadt in Asche legten, weil Missionäre für Gesetzübertretungen die gebührende Strafe erlitten hatten. Wer in Europa Gesetze übertritt, dem geschieht dasselbe, und es ist geradezu widersinnig, asiatischen Fürsten einen Vorwurf aus dem zu machen, was auch in europäischen Ländern stattfindet.

Mit Waffengewalt erzwingt man Verträge, in denen allemal festgestellt wird, daß die Missionäre freien Zugang haben und ihre Lehre verkündigen dürfen. Gerade damit ist der Keim zu unablässigen Zerwürfnissen und Streitigkeiten gelegt. Diese Missionäre verfahren allemal aggressiv gegen eine Religion, welche mit dem Volke verwachsen ist, und damit reizen sie implicite das Volk auf. Man nehme einmal an, daß ein Brahmine oder ein Buddhist oder ein Protestant etwa in Rom öffentlich aufträte, den Papst als einen Irrlehrer, den Katholicismus als ein Greuel, die Priester als unnütze Faulenzer oder gefährliche Fanatiker schelten wollte. Was würde solch einem Manne im christlichen Rom geschehen? Was aber dem einen recht, ist dem andern billig, und die europäischen Missionäre sind platterdings nicht befugt, ein Privilegium für sich in Anspruch zu nehmen.

In Japan und China sind gerade sie es, welche auch den europäischen Regierungen Verlegenheit bereiten. Das Volk in beiden Reichen reagirt begreiflicherweise gegen die aufgezwungenen Verträge. Würde in Europa jedes beliebige Volk nicht etwa dasselbe thun? Mit dem Maße, damit ihr messet, wird euch gleichfalls gemessen werden.

In Europa und Nordamerika wird für Missionszwecke alljährlich eine Summe von mehr als 12,000,000 Thalern eingesammelt. Daß die Erfolge mit diesem mächtigen Kostenaufwande nicht entfernt im Verhältniß stehen, ist bekannt. Man tröstet das gläubige Publicum, welches zu zahlen hat, für und für mit — Hoffnungen, deren Erfüllung freilich stets auf sich warten läßt. Missionärwerden ist in England zu einer Art von Handwerk geworden, das seinen Mann trefflich nährt. Berichte aus Indien und China (z. B. die zu Hongkong erscheinende „Overland Mail“ sehr oft) schildern das Wohlleben namentlich der hochkirchlichen Missionäre und ihrer Familien. Wir wollen hier auf die mancherlei Vorwürfe nicht eingehen, sondern vielmehr gern hervorheben, daß manche protestantische Sendboten der Wissenschaft nützen und daß unter den katholischen namentlich die Lazaristen von Eifer und Hingebung durchdrungen sind. Viel ausrichten werden aber auch sie nicht. Veranlassung zu den vorstehenden Bemerkungen giebt uns ein Vorfall, der zu Yang tschen (Yanchow) sich ereignet hat und der englischen Regierung Verlegenheit bereitet. Er ist in jeder Beziehung charakteristisch.

Yang tschen liegt am großen Kaisercanale, etwa 3 deutsche Meilen nördlich vom Yangtsekiang und etwas weiter entfernt von Nanking und Tschinkiang. Vor etwa 600 Jahren war dort der berühmte venetianische Reisende Marco Polo Statthalter des mächtigen Mongolenherrschers Kublaï Chan. Hier nun hatten sich Sendboten von der „Chinesen Inland Society“ angesiedelt, und an ihrer Spitze stand ein gewisser J. Hudson Taylor. Männer und Frauen der Mission hatten chinesische Tracht angenommen.

Diese Inland-Missionäre wollten anfangs in Tschinkiang ein Haus miethen, das Volk mochte sie aber nicht haben und die Ortsbehörde gab ihnen abschlägigen Bescheid. In Yang tschen dagegen gelang es ihnen, eine Wohnung zu bekommen. Sie fingen an zu „arbeiten“, wie der Kunstausdruck lautet. Bald nachher wurden Maueranschläge gefunden, welche das Volk aufreizten. Der Inhalt derselben war geradezu albern. Sie stehlen, hieß es, Kinder, kochen dieselben und bereiten aus dem Fett Arzeneien; sie schneiden den Leichen Herz und Leber aus, um sie zu verzehren; sie flößen den Chinesen Zaubertränke ein, um sie dadurch in Europäer zu verwandeln. Da die Missionäre die Religion der Chinesen für eine irrthümliche und verdammenswerthe erklärt hatten, so wurde, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in den Maueranschlägen gefragt: „Wer ist denn das Vieh Jesus, welchen sie predigen?“

Die Folgen blieben nicht aus. Das Volk verhöhnte die Missionäre, schlug ihnen die Fenster ein und verübte allerlei Rohheiten. Dagegen wurde dem Fu, d. h. Präfecten, zu Gemüthe geführt, daß die Missionäre vertragsmäßig berechtigt seien, im Innern zu wohnen und ihre Lehre zu predigen; der Beamte schritt jedoch nicht ein. Am 22. August stürmte ein zahlreicher Volkshaufe das Haus, legte im untern Stocke Feuer an und mißhandelte die Insassen; die Frauen warfen in Angst ihre Kinder aus den Fenstern und sprangen dann hinterher; dem Missionär Reid wurde ein Auge ausgeschlagen. Endlich gelang es, die solchergestalt Mißhandelten und Verfolgten nach Tschinkiang zu retten. Der Chinese, welcher in Yang tschen den Missionären sein Haus vermiethet hatte, wurde eingesperrt und gemartert.

Nun begab sich Consul Medhurst aus Schanghai nach Tschinkiang und ließ den Kriegsdampfer „Rinaldo“ dorthin kommen. Die Aufregung hatte sich auch nach dieser Stadt verbreitet, die Mandschubesatzung meuterte; man drohete die Wohnungen der Fremden zu zerstören und das Consulatsgebäude niederzubrennen. Wahrscheinlich sind die Behörden an dieser Sache schuld; das Volk verhielt sich ruhig. Medhurst ging am 8. September nach Yang tschen, um mit dem dortigen Präfecten zu verhandeln. Da er seinen Zweck nicht erreichte, forderte er denselben auf, mit ihm nach Nanking zu kommen, wo man die Angelegenheit mit dem Vicekönige verhandeln wolle. Der Präfect folgte in seinem Boote bis Tsingkiang, machte sich aber dort aus dem Staube. Die Chinesen mußten 4000 Thaler Entschädigung zahlen, den eingesperrten Hausvermiether freilassen und einen großen Stein setzen, dessen Inschrift besagt, daß die Fremden ein Recht darauf hätten, in Yang tschen unbelästigt zu wohnen. Als aber der Dampfer „Rinaldo“ nach Schanghai zurückgefahren war, widerrief der Vicekönig seine Zugeständnisse, wurde hartnäckig und hochmüthig, wollte nur 2000 Thaler Entschädigungsgelder bewilligen und den eben erwähnten Stein nicht aufrichten lassen. Medhurst ging also unverrichteter Dinge nach Schanghai zurück und übergab die ganze Angelegenheit dem britischen Gesandten Rutherford Alcock.

Der Vicekönig ließ übrigens in Tschinkiang eine Proclamation anschlagen, welche besagte, daß die Missionäre ein Recht hätten, im Innern zu wohnen, und daß es Pflicht der Beamten sei, ihnen zu einem Obdache zu verhelfen. Das Volk seinerseits heftete eine Gegenproclamation an, in der es heißt, solche Wohnungen werde man nicht nur niederbrennen, sondern auch den Vermiether und die Insassen in die Flammen werfen. Jedem Beamten, welcher zur Vermiethung eines Hauses an die Missionäre behülflich sei, werde man seine Wohnung über dem Kopfe anzünden. In Schanghai fand man Maueranschläge mit wilden Drohungen gegen die katholischen Missionäre, gegen welche dann der Taotai, Statthalter, eine Proclamation der Mißbilligung veröffentlichte. Das geschah auf Andringen des französischen Generalconsuls.

Alle diese Demonstrationen sind lediglich gegen die Missionäre gerichtet, nicht etwa gegen die Ausländer im Allgemeinen. Wahrscheinlich ist das eigentliche Volk dabei nicht betheiligt und die Opposition geht von den wissenschaftlich gebildeten Classen aus; von Leuten, welche die

Staatsprüfungen bestanden haben und entweder Mandarinen (Beamte) sind oder werden wollen. Diese sind insbesondere den Missionären feindlich; sie fürchten den Einfluß der letzteren auf die Bekehrten. „Es erregt auch großes Aergerniß, daß diese in so heftiger Weise ausfallen gegen die Verehrung der Vorfahren, welche allen Chinesen theuer ist und eine Hauptgrundlage ihres ganzen gesellschaftlichen Lebens bildet. Die Missionäre eifern dagegen, weil sie „Götzendienerei" sei, und laufen damit Sturm gegen jene Grundlage. Das will nun der Chinese nicht dulden. Die Missionäre gehen höchst unverständig zu Werke; sie versöhnen nicht, sie erbittern nur."

Die „Times" (4. December) nimmt Veranlassung, den Engländern einmal nackte Wahrheiten zu Gemüthe zu führen. Das Missionärwesen, welches sich über die ganze Welt ausbreite, sei zu einer Quelle großer politischer Verlegenheiten geworden. Es kann, sagt das Weltblatt, jeden Tag vorkommen, daß die Vertreter der englischen Regierung in fremden Ländern oder Häfen aufgefordert werden, ihre Unterstützung Leuten angedeihen zu lassen, die sich auf eigene Faust und ohne vorher den Staat um Rath gefragt zu haben, in allerlei Unternehmungen einlassen. „Wir sind schon mehrmals in große Ungelegenheiten durch Personen gekommen, welche Schleichhandel trieben und fremde Staaten um die Zollgebühren betrogen; wir möchten aber nicht außerdem in unangenehme Verwickelungen gerathen durch Menschen, welche es darauf abgesehen haben, den uralten Glauben eines Volkes zu untergraben und die eigenthümlichen Einrichtungen eines Reiches zu zerstören. Das Evangelium des Friedens darf keine Veranlassung zum Kriege geben; auch steht nicht geschrieben, daß die Apostel Heere und Flotten verlangt hätten, um ihren Glauben zu verbreiten. Sie gaben keinen Anlaß zu blutigen Kriegen und riefen nicht das Feuer vom Himmel herab zur Vernichtung derer, welche ihnen nicht glaubten. Wenn wir dagegen lesen, daß heut zu Tage Leute, deren Beruf es ist, zu beten und zu predigen, Kanonen verlangen, um Städte zu bombardiren, so finden wir das in hohem Grade anstößig und sagen uns, daß hier nicht Alles in Ordnung sei."

Diese Missionäre versuchen mit Gewalt bald in die eine, bald in die andere Stadt einzudringen. Man weist sie zurück; endlich finden sie in Yang tschen ein Unterkommen und fangen ihr Bekehrungswerk an. Was sie gepredigt haben, erfahren wir nicht, wohl aber tritt der Antagonismus zwischen dem einheimischen und dem fremden Systeme sofort scharf zu Tage. Die Chinesen mögen es nicht leiden, daß von Eindringlingen gegen ihren Glauben und gegen ihre gesellschaftlichen Einrichtungen Sturm gelaufen werde. Im Handel und im Kriegswesen ist ihnen der Ausländer überlegen, — was soll werden, wenn er auch Glauben, Sitte, die Grundlagen der Gesellschaft und der Etikette, unterwühlt? Man ruft die Vertreter der britischen Regierung zum Einschreiten in die Händel auf und ein Dampfer mit Kanonen erzwingt Zugeständnisse; die Kirche triumphirt, aber die abgezwungenen Zugeständnisse werden hinterher wiederrufen. So viel ist klar, daß in Yang tschen, der Stadt Marco Polo's, das Evangelium der Liebe nur mit Hülfe von Kanonen Eingang finden könnte.

In China wie in Japan haben die Missionäre unseres Glaubens allezeit in weitem Umfange selber dazu beigetragen, daß sie nichts ausrichten. Es steht die Thatsache fest, daß sie selber daran Schuld sind durch ihr höchst unkluges Benehmen und durch ganz extravagante Forderungen. Es möge auch wieder daran erinnert werden, daß der Krieg gegen Abyssinien aus der politischen Indiscretion mancher Missionäre entsprang. Es nützt nichts, daß wir das System der Nichtintervention proclamiren und das Recht einer jeden Nation, ihre eigenen Angelegenheiten nach Belieben zu ordnen, anerkennen, wenn wir zu jeder beliebigen Zeit veranlaßt werden können oder sollen, in Händel uns einzumischen, welche die Missionäre haben, also Leute, über deren Charakter, Auswahl, Disciplin und Verfahrungsweise die britische Regierung keine Controle hat und von denen sie überhaupt nichts weiß. Die Regierung kann wohl ihre Diener und Beamten dazu anhalten, daß sie internationale Höflichkeit, angemessenes Benehmen und gesunden Menschenverstand beobachten; sie dürfen im fremden Lande nichts thun, was in der eigenen Heimath verboten ist. Wenn ein Anhänger der Lehre des Confucius hier in London aufträte, öffentlich Schmähungen gegen unsern Glauben ausstieße, das Buch verdammte, welches diesen Glauben enthält und sich in Ausfällen erginge gegen die Männer, welche denselben predigen, — würde er dabei nicht etwa übel fahren? Mit harten und herben Worten setzt man schwerlich einen Glauben an die Stelle des andern, und harte Worte fallen oft empfindlicher als harte Schläge. Die englischen Missionäre verspotten und beleidigen das Gefühl, welches in der Seele des Chinesen am tiefsten eingewurzelt ist und welches die Grundlage ihres Religions- und Moralsystems bildet.

Es ließe sich, so schließt die „Times", nicht verantworten, wenn das britische Volk in einen Zwist verwickelt werden sollte, dessen Veranlassung eine so widerwärtige ist und der kostspielig genug werden könnte.

Die neuesten Ansichten über die Höhe der Erdatmosphäre und über den Himmelsäther.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

III.

Die Fortsetzung unserer Untersuchung bezieht sich auf die sogenannte Spectralanalyse, eine Entdeckung der neuesten Zeit, welche besonders im Gebiete der Erforschung der Natur der Himmelskörper schon jetzt vortreffliche Dienste geleistet hat, aber auch Hoffnung giebt zu einer noch viel größern Zukunft. Es ist daher nöthig, ein leicht faßliches Wort darüber zur Mittheilung zu bringen.

Wenn das Sonnenlicht durch ein Prisma gebrochen wird, so zerlegt es sich in das den Alten schon bekannte schöne Farbenspectrum, welches aber erst von Newton genau

untersucht wurde, und dann die Grundlage zu seiner berühmten Farbenlehre bildete. Die weitere Entwickelung dieser Lehre führte im achtzehnten Jahrhundert zur Construction und immer höher gesteigerten Verbesserung der achromatischen Fernröhre und Mikroskope. Aber erst 1802 machte man am Farbenspectrum selbst eine ganz neue Entdeckung. Der uns schon bekannte Naturforscher Wollaston sah nämlich darin zwei schwarze Sonderungslinien. Erregte nun diese erste Wahrnehmung unter den Männern von Fach schon viel Interesse, so wurde dasselbe aber noch gewaltig höher gesteigert durch Frauenhofer's feinere Untersuchung. Er beobachtete das Spectrum mit Hülfe eines guten Fernrohrs und sah nun sogleich, daß die beiden Wollaston'schen schwarzen Sonderungslinien sich in mehr als hundert einzelne auflösten, wozu bald noch mehrere neue hinzukamen; bei allmälig gesteigerter Vergrößerung unterschied er zuletzt an 600 solcher Linien. Er gab davon ein sorgfältig beschriebenes und ausgemessenes Bild. Diese Frauenhofer'schen Linien haben nun die Gelehrten sehr gefesselt, man brachte ihre Zahl zuletzt bis zu 3000, strengte sich aber vergebens an, die veranlassende Ursache befriedigend angeben zu können. Durch Wheatstone, Brewster und Andere war zugleich in Erfahrung gebracht, daß nicht bloß verschiedene Lichtquellen verschiedene Spectra zeigten, sondern auch eine merkliche Aenderung in den schwarzen Sonderungslinien veranlaßten, ja einige Farbenbilder die schwarzen Linien gar nicht blicken ließen. Ein Versuch von ihnen fiel aber ganz besonders auf. Sie hatten einst mit Hülfe der Spiritusflamme ein sehr schwaches Farbenspectrum ohne wahrnehmbare Sonderungslinien zum Vorschein gebracht und rieben nun den Docht der Lampe etwas mit Kochsalz ein, um ein kräftigeres Spirituslicht zu erzeugen; da ereignete sich das wunderbare Schauspiel, daß das ganze vorhergesehene Spectrum wie ausgelöscht erschien und davon nichts weiter übrig geblieben war als ein einziger gelber Farbenstreif. Die gelbe Farbe der Spiritusflamme schien so überwiegend vorzuherrschen, daß im Spectrum nur diese Farbe noch geblieben war, alle anderen hatten sich dagegen in ein farbloses Schwarz zurückgezogen.

Diese und einige andere damit verwandten Wahrnehmungen waren gemacht, als Bunsen und Kirchhof in Heidelberg sich vereinigten, den Gegenstand noch genauer zu erforschen. Sie experimentirten mit Glück und wurden sehr rasch zu einer ganz neuen Welt von Entdeckungen geführt, welche die Grundlage zu der jetzt allgemein angestaunten Spectralanalyse abgegeben hat. Die erste Mittheilung darüber trat 1861 an die Oeffentlichkeit. Sie überzeugten sich zunächst davon, daß ein bloß glühender einfacher Körper, wie z. B. der Platindraht, welcher den Schluß einer Voltaischen Säule bildet, immer nur ein Farbenspectrum ohne die schwarzen Sonderungslinien zum Vorschein brächte. Sobald aber ein solcher Draht nicht ganz rein, sondern nur die geringste Spur von Salzwasser oder eine andere Natriumverbindung an sich trug, so bildete sich eine charakteristische Frauenhofer'sche Linie in dem Gelb des Spectrums. Diese schwarze Linie in dem Gelb fehlte wieder, wenn der Draht ganz sorgfältig gereinigt war, aber sie stellte sich jedesmal ein, wie unendlich wenig von der Natriumverbindung auch hinzugebracht wurde. Sie überzeugten sich also vollkommen davon, daß das gelbe Licht des Natriums in dem Farbenspectrum des glühenden Platindrahtes genau immer seine eigene Farbe auslösche. An diese erste Entdeckung reihete sich nun rasch eine sehr große Anzahl anderer, wovon die eine immer noch wunderbarer war als die andere. Man kam dann sehr bald zu der Ueberzeugung, daß alle im Feuer flüchtigen Stoffe im Platinspectrum eine charakteristische schwarze Sonderungslinie in einer bestimmten ihnen entsprechenden Farbe erzeuge und zwar so regelfest, daß man umgekehrt aus den charakteristischen Sonderungslinien mit Sicherheit wieder auf die Stoffe selbst zurückschließen konnte. So konnte also dadurch in unzählig vielen Fällen die qualitative Analyse vertreten werden, woher denn auch der Name Spectralanalyse kam. Man kann sich leicht denken, mit wie lebhaftem Eifer die Chemiker und Physiker diese neue Entdeckung verfolgten und wie der Gegenstand rasch weiter und weiter entwickelt wurde. Auf einmal hatte man nun ein klares Licht über die Ursache der Frauenhofer'schen Linien im Sonnenspectrum. Der glühende einfache Sonnenkörper trat an den Platz des glühenden Platindrahtes und die charakteristischen schwarzen Linien deuteten auf die in der Sonnenatmosphäre flüchtig gewordenen Stoffe: Kalium, Natrium, Calcium, Strontium, Eisen u. s. w. Uebrigens stellte das Drummondslicht, wobei ein Kreidecylinder in der Hydro-Oxygen-Gasflamme so intensiv glühet, daß ein dem Sonnenlichte ähnliches entsteht, ebenfalls wie der glühende Platindraht ein Farbenspectrum ohne Frauenhofer'sche Linien dar, und es ließen sich damit ganz dieselben Versuche durchführen. Dasselbe galt auch von dem elektrischen Kohlenlichte, von dem mit Hülfe des Bunsen'schen Brenners vollkommen verbrennenden Leuchtgase und mehreren anderen Stoffen; es war stets nur nöthig, daß dabei ein nicht flüchtiger Stoff glühend leuchte, oder daß dabei das Leuchten rein nur auf dem Acte einer chemischen Verbindung zu einem einzigen Stoffe beruhete, wie bei Wasserstoff und Sauerstoff u. s. w.

Kehren wir nun wieder zu der Wollaston'schen Einrede gegen Laplace's Atmosphärentheorie zurück. Er hatte nicht bloß bei der Sonne, sondern auch bei dem Jupiter keine Spur einer Atmosphäre durch die Wirkung der Strahlenbrechung wahrnehmen können, und leugnete daher die Gegenwart der Atmosphäre bei diesen Himmelskörpern. Man hat nun aber das Licht des Jupiter mit Hülfe der Spectralanalyse untersucht und aus dem Farbenspectrum ohne Frauenhofer'sche Linien geschlossen, daß dieser Himmelskörper sich noch in einem glühenden Zustande befinde. Zu diesem Resultate war unter Anderen Zöllner gekommen und sprach es in seiner 1865 erschienenen Schrift — „Photometrische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper“ — ganz entschieden aus. Wird nun hierauf Rücksicht genommen, so heben sich die Wollaston'schen Zweifel ganz auf dieselbe Weise wie die bei der Sonnenatmosphäre. Auch dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß schon Wilhelm Herschel, der Vater, an dem Jupiter sowie an dem Saturn Veränderungen beobachtete, welche unverkennbar auf das Vorhandensein der Atmosphäre dieser Planeten schließen ließen. Daß Venus und Mercur Atmosphären besitzen, ist durch den emsigen Himmelsforscher Schröter schon vor 50 bis 60 Jahren außer Zweifel gestellt. Der Mars, welcher in vielfacher Hinsicht mit unserer Erde genau übereinstimmende Eigenschaften hat, besitzt auch gerade wie diese eine Atmosphäre, worüber besonders Mädler fleißig geforscht hat. Von dem Uranus und Neptun können wir in dieser Hinsicht durch unmittelbare Beobachtung nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen, da ihre große Entfernung von der Sonne ihnen nur eine gar zu geringe Lichtstärke zu Theil werden läßt. Die neu entdeckten hundert kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter sowie die sämmtlichen Nebenplaneten des Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun sind alle zu klein, als daß man dabei auf eine wahrnehmbare Spur ihrer Atmosphäre rechnen könnte. Doch haben wir schon bei unserm Monde gesehen, daß wir eigentlich gar kein Recht haben, seine

Atmosphäre bloß deßwegen zu leugnen, weil dieselbe auch mit dem best bewaffneten Auge nicht wahrgenommen werden kann, und ganz dasselbe wiederholt sich bei sämmtlichen Planetoiden und Satelliten. Fassen wir nun das Ganze noch einmal in Eins zusammen, so haben wir vollen Grund, bei allen Himmelskörpern eine Atmosphäre als wirklich vorhanden annehmen zu können, so daß die Laplace'sche Anschauung in dieser Hinsicht nicht in Zweifel zu ziehen ist. Aber dennoch besteht der Kampf noch fort, denn die Anhänger der Gegenpartei sind auch nicht müßig gewesen; sie können sich von dem Glauben an den Himmelsäther nicht trennen und haben es nicht an Versuchen fehlen lassen, welche beweisen sollen, daß die Atmosphäre unserer Erde für sich allein bestehe und ihre obere Grenze besitze, welche wenig mehr als zehn Meilen Höhe habe.

Aus unserer obigen Begründung ist offenbar die Laplace'sche obere Grenze der Erdatmosphäre eine ganz andere als die Gegner darunter verstehen wollen. Denn dort hört die atmosphärische Luft als solche noch nicht auf, sondern nur die specielle Beziehung zur Erde; während hier ein wirkliches Aufhören der Erdenluft und das Anfangen des luftleeren Weltenraumes angenommen wird. Dort ist die Hypothese des Himmelsäthers eine bloße Phantasiedichtung, während er hier für eine der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechende Nothwendigkeit gehalten wird. Die beiden Parteien stehen also noch auf schroff gesonderten Standpunkten, und es ist vor der Hand gar wenig Aussicht zur Einigung oder auch nur zur Vermittelung. Bei der Umschau nach anderen Ansichten, die in dies Gebiet fallen, kommen wir auf eine, welche der scharfsinnige Genfer Naturforscher de la Rive ausgesonnen hat und wohl verdient, beachtet zu werden. „Wenn unsere atmosphärische Luft," sagt er, „eine obere Grenze hätte, so müßte sie daselbst eine expansive Flüssigkeit ohne Expansion bilden, denn mit einer solchen Spannkraft müßte dieselbe sich ganz ohne Grenze ausdehnen und in den unendlichen Weltenraum zerstreuen." — Zu der ersten Annahme kann er sich nun gar nicht gut verstehen, weil dafür durchaus keine Erfahrung passen will; denn wie weit man die Verdünnung der atmosphärischen Luft auch getrieben habe, so sei man doch nie an eine wirkliche Grenze der Expansion gelangt. Das ist vortrefflich. Aber nun kommt die andere Seite seiner Betrachtung, wonach es ihm unmöglich fällt, anzunehmen, daß die atmosphärische Luft eine grenzenlose Ausdehnung und Verbreitung durch den unendlichen Weltenraum besitzen solle. Er hat eine wahre Scheu diesen Gedanken zum Abschluß zu bringen. Das ist nun sehr zu beklagen und um so mehr, als derselbe so allgemein geschätzte klare Denker sich wieder gar keine Gewissensscrupel daraus macht, die Existenz des Aethers für wahr zu halten. — Doch giebt es auch noch andere Gelehrte von Fach, welche die Sache weniger gewissenhaft abwägen, welche sie geradezu als ihr Glaubensbekenntniß hinstellen, und sagen, daß die Expansion der atmosphärischen Luft ebenso ihre Grenze haben müsse, wie die Dämpfe und nichtpermanenten Gase. Das ist eine Behauptung, welche der exacten Erfahrungsnaturlehre viel weniger als dem plumpen Durchhauen des Gordischen Knotens angehört, und zugleich sehr an die wunderliche Logik des Simplicius in den Dialogen des Galilei erinnert; es sieht aus, als wenn die andere Ansicht ein Verrath an ihrem alten Glauben wäre, der doch bei Lichte besehen gar nicht viel mehr als ein Aberglauben ist, denn er stützt sich auf das Fürwahrhalten des Aethers, einer Materie ohne Schwere, ohne Adhäsion und Cohäsion. Um aber nicht mißverstanden zu werden möchte es wohl nöthig sein, etwas näher in die Sache einzugehen; wir wollen daher noch ein kurzes Wort der Erfahrung über die Grenzen der Expansion der Dämpfe zur Mittheilung bringen.

Faraday, der große selbständige Denker und eifrige Förderer aller Zweige der exacten Naturwissenschaften, hat diesen Gegenstand zuerst zur Sprache gebracht und zwar mit so einfachen Versuchen, daß jeder Gebildete sie mit Leichtigkeit sogleich begreifen kann. Er nahm eine langhalsige Glasflasche, auf deren Boden im Innern sich einige Tropfen Quecksilber befanden und wobei der festverschließende Kork ein Goldschaumblättchen trug, welches einige Linien tief im Halse der Flasche frei hinabhing. Da zeigte sich nun, daß im Sommer die Quecksilberdämpfe bis zu dem mehr als fußhoch über dem Boden der Flasche befindlichen Goldschaumblättchen hinaufragten und dasselbe angriffen, daß sie dagegen im Winter nicht so hoch emporstiegen und das Blättchen ganz unversehrt ließen. Die Quecksilberdämpfe besitzen also eine begrenzte Expansion, welche bei Abnahme der Temperatur sich ebenso stark zusammenzieht wie sie bei gesteigerter Temperatur sich mehr ausdehnt. — Ganz ähnliche Resultate erlangte er auch, wenn er statt Quecksilber concentrirte Schwefelsäure und dann statt Goldschaum Zinkfolie nahm. Er ersann Apparate, welche weit besser zu genauem Ausmessen paßten, und kam dann zuletzt zu der Ueberzeugung, daß alle dampfförmigen Stoffe und nicht permanenten Gase eine begrenzte Ausdehnung haben und daß diese ganz vorzugsweise von dem Grade der Temperatur bedingt ist. Das ist ein durch Erfahrung bewahrheiteter Satz. Wie man denselben jedoch so ohne Weiteres auch mit auf die permanenten Gase und besonders mit auf unsere atmosphärische Luft hat ausdehnen wollen, ist kaum zu begreifen, da alle und jede Erfahrung dafür fehlt, und die berühmten Versuche von Arago und Anderen ganz entschieden dafür sprechen, daß an ein Begrenztsein oder richtiger an ein Nullwerden der Expansion unserer Atmosphäre gar nicht zu denken sei. Das Streben unserer Luft, sich auszudehnen, das ist die Expansion derselben, steigert sich bei gesteigerter Zusammenpressung und erhöheter Temperatur bis ins Unendliche, so wie dieselbe ganz ohne Aufhören kleiner und kleiner wird bei vermindertem Drucke und erniedrigter Temperatur; es ist also weder dort noch hier je an eine Grenze zu denken. Aber auch selbst Faraday hat nicht entfernt daran gedacht; er spricht es ganz entschieden aus, daß sein Erfahrungssatz nur für Dämpfe und dampfartige Gase passe, aber nicht für die permanenten Gase. Dies ist die Anschauung, welche mit ihm auch Berzelius, Biot, Gay-Lussac, Arago und Andere haben.

Allerdings vermuthete man wohl, daß das Mariotte'sche Gesetz, wonach die Luft in eben dem Verhältnisse verdichtet werde als sie mit Atmosphären gedrückt wird, seine Begrenzung haben müsse, es war aber doch nicht möglich, dieser Vermuthung irgend eine Erfahrungsgrundlage zu geben. Auch hatte man für diese Vermuthung keinen andern Grund, als die Scheu vor großen Zahlen, und daß ohne diese Grenzen die Luft zuletzt eine größere Dichte annehmen müsse als selbst Platina, der dichteste aller festen Stoffe. So müßte z. B. nach diesem Mariotte'schen Gesetze die atmosphärische Luft 10 Meilen tief unter der Oberfläche der Erde schon 15 Mal so dicht als Wasser sein, also größere Dichtigkeit wie das Quecksilber haben. Allerdings wäre dies ein Resultat, das man nicht gut ohne Bedenken für wahr halten könnte, aber was berechtigt oder nöthigt uns denn dazu, so tief im Innern der Erde noch atmosphärische Luft unter dem freien Einflusse des atmosphärischen Druckes anzunehmen? — Offenbar hat auch diese Art der Untersuchung wenig oder gar nichts zu thun mit der, die uns interessirt, nämlich mit der Verdünnung der atmosphärischen Luft bis ins Unendliche, wobei wir uns

auf einem stets denkbaren und ausführbaren Gebiete befinden. Wir bleiben bei größeren und größeren Höhen immer im Luftkreise, worauf dann nichts Anderes als eine noch höher hinaufragende Atmosphäre drückt; das ist eine Betrachtung, an welche wir uns durch den Begriff der Unendlichkeit des Welteraumes schon längst gewöhnt haben. Wenn nach dem Mariotte'schen Gesetze in 10 Meilen Höhe die Dichte der Luft nur noch $0,_{000156}$ von der an der Oberfläche der Erde besitzt, oder in 30 Meilen Höhe die Luft schon $^1/_4$ Billion Mal dünner ist als die wir gewöhnlich athmen, so kann man sehr natürlich die außerordentliche Kleinheit der Zahlen anstaunen, ist aber durchaus nicht berechtigt, das Gesetz dieses Staunens wegen schon in Zweifel zu ziehen. Man überschreitet dabei in keinem Punkte das Reich der Wirklichkeit und Möglichkeit, und besitzt in der Welt der Fixsterne und der daraus gebildeten Nebelregionen ein schon längst nicht mehr bezweifeltes Seitenstück der Unendlichkeit.

Dagegen ist es eine gar nicht zu rechtfertigende Willkür, daß man zu der Annahme des Aethers schritt, dessen Existenz durch nichts bewiesen ist, und demselben Eigenschaften andichtete und absprach, rein nur zu dem Zweck, um eine handgreifliche Erklärung der Lichtphänomene geben zu können. Das war ein Verfahren, wogegen sich schon vor zwei Jahrhunderten Newton erklärte, weil es dem rationalen Sinne eines Naturforschers direct entgegenlaufe, denn dieser dürfe bei dem Erklären eines Phänomens keine anderen Ursachen zu Hülfe nehmen als solche, deren Vorhandensein Niemand bezweifele. Und Zöllner spricht dies in seiner Physik der Himmelskörper noch entschiedener so aus: „Bei den Untersuchungen über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper dürfen zur Erklärung der beobachteten Phänomene nur solche Kräfte und Erscheinungen vorausgesetzt werden, deren Analogien man auch auf der Erde zu erforschen und zu beobachten Gelegenheit hat. Man muß bei allen Untersuchungen über die physische Beschaffenheit der Himmelskörper von der Ansicht ausgehen, daß die allgemeinen und wesentlichen Eigenschaften der Materie im unendlichen Raume überall dieselben sind." — Genau auf denselben Standpunkt muß sich jeder Naturforscher stellen, dem die Wahrheit und Wirklichkeit höher steht als aller Glanz in der Auffindung und Aufstellung sublimer Hypothesen, und wir loben in dieser Hinsicht auch ganz besonders den Herrn Meibauer, der in seiner soeben erschienenen Schrift — „Ueber die physische Beschaffenheit der Sonne I, und über die Novemberschwärme der Sternschnuppen II" — das Zöllner'sche Princip ganz zu dem seinigen macht. Diese Männer und ihre Anhänger, deren Zahl schon jetzt sehr bedeutend ist, werfen natürlich den Himmelsäther über Bord, weil sie in ihm keine Wahrheit, sondern nur Dichtung erkennen, welche nicht für die Wirklichkeit paßt. Sie sind es aber auch, welche dafür unserer atmosphärischen Luft mit ganzer Entschiedenheit das Wort reden. Darüber sollte man sich auch nun recht aufrichtig freuen und eifrigst zugreifen, um zu beweisen, daß unsere ehrwürdige, allgemein gekannte atmosphärische Erdenluft in ihren höchsten Stufen der Verdünnung auch vollkommen im Stande sei, die Phänomene von Licht und Wärme, von Magnetismus, Elektricität und Galvanismus befriedigend zu erklären.

Die türkische Verwaltung und die sittlichen Zustände in der Provinz Bagdad.

Die durch und durch verdorbenen Paschas und Effendis, welche die hohe Pforte und das Ministerium ausmachen, wissen wenig, was in den Provinzen Noth thut und kümmern sich auch gar nicht darum. Indem sie lediglich ihre persönlichen Interessen verfolgen und nur dafür sorgen, daß sie bis an ihr Lebensende üppig und in Freuden schwelgen können, behandeln sie die Staatsangelegenheiten nur nebenbei als Mittel zu ihrem Zwecke; was nicht direct mit ihrem theuern Ich verbunden ist, lassen sie gewissenlos verderben. Höchstens suchen sie den Sultan und die europäischen Gesandten in Konstantinopel selbst durch einen Anschein von Ordnung und gutem Willen zu täuschen; was aber jenseits der Berge vorgeht, beschäftigt sie nur insofern, daß sie immer neue Gewaltsmaßregeln ersinnen, um die Geldsendungen von dorther alljährlich etwas zu vermehren. Der Rest ist ihnen gleichgültig. Keine Straße, keine Brücke, keine gemeinnützige Anstalt wird gebaut, kein Canal gegraben, kein Wald geschont, kein die Gewerbe, den Handel und den Ackerbau beschützendes Gesetz erlassen und vollzogen. „Stehle wer kann, doch lasse sich Niemand auf der That ertappen," so lautet die allgemeine Losung. In Hinblick auf diese Thatsachen muß man wohl wünschen, daß jeder Provinz, wie sie sich durch ihre geographische Lage abgrenzt, eine gewisse Autonomie unter einem lebenslänglichen oder womöglich erblichen Statthalter gegeben werde. Hiernach sollte man z. B. die jetzige asiatische Türkei in die Provinzen Irak, Kurdistan, Armenien, Karamanien, Anatolien, Syrien und Arabien eintheilen. Der jeweilige Gouverneur, wenn er auch für sich allein Reichthümer sammeln möchte, brauchte es von anderen unter ihn gestellten Beamten nicht zu dulden und würde, wie es in der menschlichen Natur und in seinem Interesse liegt, das seiner Obhut anvertraute Land wenigstens in gewissen Beziehungen mit Vorsorge und Ordnung verwalten. Daran ist jedoch nicht zu denken. Das wissen die Engländer und speculiren daher, von der Unzufriedenheit der Einwohner gegen die Pforte überzeugt, seit Jahren auf den Besitz der Euphratländer. Ist einmal die projectirte Eisenbahn fertig, so werden sie auch ganz sicher dahin gelangen.

Dem Gouverneur zur Seite steht ein großer Regierungsrath, dem er zu Zeiten selbst präsidirt, den Vorsitz aber gewöhnlich dem Defterdar überläßt. Der Defterdar, wörtlich Buchführer, ist der Generalcontroleur der Finanzen einer Provinz, mischt sich aber oft auch in Dinge, die in ein ganz anderes Ressort als seine Rechnungen gehören. Ueberhaupt herrscht in allen Verhältnissen der türkischen Verwaltungsmaschine ein Wirrwarr ohne Ende. Ein Hochgestellter maßt sich gewöhnlich alle Functionen aus Eifersucht an und überläßt nur Kleinigkeiten, die er nicht bewältigen kann oder will, der dazu eigentlich bestimmten Behörde. Der große Rath (bojuk medschliss) z. B., den von rechtswegen nur die administrativen und executiven Angelegenheiten beschäftigen sollten, verhandelt mit weit mehr Vorliebe Rechtsfälle, sowohl criminale als civile. Auch der Defterdar ist wandelbar und steigt und fällt gewöhnlich mit dem Gouverneur, doch die Mitglieder des Rathes selbst, meist Paschas, die man sonst nicht zu verwenden weiß, und mohammedanische Notabilitäten

der Stadt sind permanent und bleiben oft zwanzig Jahre an ihrer Stelle. Sie sind an dem Orte, wo sie angestellt sind, ansässig und haben sämmtlich bedeutenden Besitz. Fast durchgängig bilden sie eine Clique, die in allen Fragen über „Mein und Dein“ unter einander einig ist, fest zusammenhält und den Gouverneur zwingt, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Diese permanenten Commissionen, die beim Militär und Civil überall anzutreffen sind, müssen als einer der großen Krebsschäden der Türkei betrachtet werden. Beim ersten Anschein könnte man zwar sich der Meinung hinneigen, daß sie, wie es wahrscheinlich ursprünglich in der Absicht lag, ein vortreffliches Mittel seien, die Willkürherrschaft eines Statthalters zu zügeln und zu beaufsichtigen, indem dieser keinen Befehl zur Ausführung bringen darf, der nicht vorher durch das Medschliß gutgeheißen worden wäre. Nun aber verständigt sich der Gouverneur nur allzu bereitwillig mit dem Defterdar und der Clique, und diese drei coordinirten Gewalten operiren dann Arm in Arm gegen den Beutel der Bevölkerung, die sie zu regieren haben. Sehr wichtige Beschlüsse müssen allerdings erst von der hohen Pforte selbst sanctionirt werden, indeß bleibt doch noch immer viel für den Provinzialrath übrig. Geschehen hier nun auch wirklich Dinge, die auf dem einen oder andern Wege an das Tageslicht kommen und in Stambul übel vermerkt werden, so will keiner die Verantwortlichkeit übernehmen; sie theilen sich alle brüderlich in die Schuld und da muß dann wohl die Centralregierung schon der öffentlichen Meinung willen annehmen, daß eine so hochweise und erlauchte Versammlung höchstens sich geirrt, aber nicht gefehlt haben könne.

In Bagdad bietet sich diesen würdigen Vätern der Provinz weit mehr Gelegenheit als anderswo, friedlich auf Staatsunkosten Reichthümer zu sammeln. In erster Reihe stehen die Finanzverpachtungen; dann kommen die Rivalitäten der arabischen und kurdischen Scheichs des weiten Gebietes; dann der Wucher mit Lebensmitteln in Gemeinschaft mit reichen Juden; das Verleihen der Cassenbestände zu hohen Procenten und endlich Privataffairen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Details, wie dabei verfahren wird, näher einzugehen; genug, in jedem der oben angegebenen Fälle verkauft man einestheils das Recht als eine Begünstigung für den Meistbietenden, oder verbindet sich direct mit Speculanten, um durch den Mißbrauch der Gesetze und der amtlichen Position die Bevölkerung auszubeuten, ja zu schinden. Die Bauern werden principiell in Tod und Verzweiflung gejagt; die arabischen Stämme zum Bruderkampfe, damit man für den Protegé interveniren könne, gereizt; die Einwohnerschaft wird ausgehungert, die Zahlung vorenthalten und der Kläger, der mit leeren Händen kommt, hingezogen und verspottet. Es ist kaum glaublich, wie unverschämt der Gouverneur, der Defterdar und der große Rath ihre lucrative amtliche Thätigkeit zu treiben wagen! Nehmen jene auch des Löwen Antheil, so dauert es dagegen mit ihnen nicht lange.

Mit der **Justiz** ist es ungefähr ebenso bestellt. Der Kadi, der alle Jahr durch einen andern ersetzt wird, ist immer auch Mitglied des großen Raths, präsidirt aber auch dem aus Mollas und Naïbs zusammengesetzten theokratischen Gerichtshof, der **Makameh**. Hier werden Civilprocesse von untergeordneter Bedeutung oder solche, die zwischen Mohammedanern allein entstanden sind, geführt; doch erweitert dies Tribunal, wo immer thunlich, seine Autorität, urtheilt über Christen und Juden ab und verhängt Strafen nach den religiösen Gesetzbüchern. Natürlich ist diese beturbante fromme Gesellschaft eben so feil, bestechlich und parteiisch, wie der große Rath, und der Kadi oder Mufti ist nach Ablauf seines Jahres stets ein gemachter Mann.

Ein Handelsgericht existirt auch. Es ist aus kaufmännischen Notabilitäten, worunter Christen und Juden, zusammengesetzt, die über Handelsfragen, Wechselschulden, Insolvenzen und Bankerotte entscheiden.

Nichts ist elender als das Gerichtsverfahren der gedachten Behörden. Es wird kein Thatbestand aufgenommen, kein Protocoll geführt, überhaupt, wenn man nicht nach Konstantinopel referiren muß, kein Buchstabe geschrieben, keine Aussage verglichen, kein Factum durch das Zusammentreffen von Umständen festgestellt. Alles beruht, als einzig gültiger Beweis, auf rechtskräftig untersiegelten Documenten, und der Aussage zweier mohammedanischer Zeugen. Christen und Juden werden als solche nur unter sich anerkannt. Das Naivste ist, daß ein Verbrecher, gegen den der schwerste Verdacht vorliegt, sich in Ermangelung von zwei Belastungszeugen durch einen Schwur bei Gott und dem Propheten selbst entlasten kann. In dieser Beziehung herrscht eine grenliche Unordnung, Fahrlässigkeit und Ignoranz — und mit gutem Grunde, da man ja doch einmal statt des Gesetzes und Rechtes das Geld und das persönliche Interesse als Norm aufgestellt hat.

Die **Polizei** ist nun gar ein Spott auf den Namen. Jeder neue Gouverneur setzt auch einen neuen Polizeiaga, Tüfakdschi-Baschi, ein und knüpft diesen dadurch an sein ephemerisches Glück. Er muß also nach denselben Grundsätzen verfahren, wie sein biederer Chef. Er treibt das Handwerk nur etwas gröber und im kleinern Maßstabe. Er greift z. B. ihm bekannte Diebe, oder am liebsten lüderliche Frauenzimmer auf, auch im Falle sie nichts Nachweisbares verschuldet haben sollten, sperrt sie aus eigener Machtvollkommenheit ein und zwingt sie, sich durch einen Tribut von 50 bis 100 Piaster wieder auszulösen. Hier ist er unbeschränkter Gebieter und macht sich ein kleines Vermögen. An Verbrechern fehlt es in Bagdad leider nicht. Die gefährlichsten sind die **Räuber**, die genau so verfahren, wie wir es in „Tausend und eine Nacht“ lesen. Es bilden sich Banden von 10 bis 30 Köpfen, die schwer bewaffnet Nachts in die Häuser dringen, Alles ausplündern und bei dem geringsten Widerstande oder Lärm morden. Vorzugsweise statten sie den Israeliten ihre gefürchteten Besuche ab. Merkwürdig ist die Art, wie sie in die Häuser gelangen. Im Sommer treiben sie ihr Handwerk nicht. Im Winter aber, wo man in den Zimmern schläft, erklettern sie das Gebäude, indem sie Holzpflöcke zwischen die Fugen der Ziegel schlagen und über das flache Dach hineinsteigen; dann klettern sie auch wohl über mehrere Terrassen fort, bis sie an das vorher erkorene Angriffsobject gelangen. Vor wenigen Jahren erschreckten diese Uebelthäter tagtäglich die Stadt durch überaus freche Raubmorde und brachten ihre Beute immer sicher jenseits des Tigris in ihren Verstecken unter. Die gemeinschaftlichen Schritte der Generalconsuln zwangen endlich den Gouverneur und seine Satelliten, die von der halben Stadt gekannte Bande, worunter einige Soldaten der Garnison, aufzugreifen und zu zersprengen. Der alte fanatische Satrap Mustafa Nury Pascha, weit entfernt, dem Unfug zu steuern, klatschte heimlich Beifall und freute sich über den Schrecken der Ungläubigen. Ja unter seinem Nachfolger stellte es sich heraus, daß der Polizeimeister sammt vielen seiner Häscher mit den Räubern einverstanden waren und sogar thätlich mitgewirkt hatten. Wegelagerer, die dem Wanderer in einer dunkeln Gasse die Börse oder das Leben abfordern, oder ihn auch ohne Weiteres niederstechen und berauben, sind zu gewissen Zeiten nichts Seltenes, dagegen mangelt es an geschickten Dieben, die mit dem Dietrich zu arbeiten wissen. Gelegentliche Diebe sind überaus zahlreich, wozu namentlich hausirende Juden und Weiber gerechnet werden müssen. Falschmünzer

betreiben ihr schädliches Handwerk mit ungestörter Sicherheit, und die Mehrzahl der Bevölkerung dürfte in die weite Classe der Betrüger zu rechnen sein.

Ueber die sonstigen sittlichen Zustände glaube ich mich schon früher hinlänglich ausgesprochen zu haben. Die Strafen werden, wie man es von einer Justiz, wie die türkische, nicht anders erwarten kann, höchst inconsequent und parteiisch applicirt. Während oft der größte Verbrecher nicht nur frei ausgeht, sondern oft noch einen Gnadensold von der Regierung empfängt, häuft man auf einzelne arme Schelme den ganzen Zorn der Gerechtigkeit. Selten verfällt ein sunnitischer Muselmann einer Ahndung. Gegen Ketzer, Christen und Juden, verfährt man aber minder glimpflich. Wucherer, Betrüger, Hehler und Rebellen stellt man gewöhnlich zuerst an den Pranger, indem man sie mit Theer bestrichen auf einen Esel setzt und in den Bazars zum Gespött des Pöbels einige Stunden herumführt oder sie auf einem freien Platze an einen Pfahl gebunden ausstellt und hier von den Gassenjungen malträtiren läßt. Körperliche Züchtigungen folgen auf Widersetzlichkeiten gegen die Anordnungen der Obrigkeit und treffen manchmal auch kleine Schuldner der Regierung, gewiß aber allzu stürmische Gläubiger, die in ihrem Eifer, sich bezahlt zu machen, den Respect verletzen. Auf Diebstähle, Schulden, Verdacht u. s. w. steht zuerst Gefängniß, sodann Kettenstrafe. Die Kerker für gemeine Leute sind wahrhaft schauerlich. Sie gleichen ganz und gar dem berühmten schwarzen Loche in Calcutta, wo einige Hundert Engländer ersticken mußten, weil man den Nabob von Bengalen nicht im Schlafe stören wollte. Durcheinander werden hier Verdächtige, Schuldgefangene und bereits Ueberführte eingesperrt und leiden nun von einer fürchterlichen Hitze, zahllosem Ungeziefer und Hunger. Freunde und Verwandte müssen den Gefangenen ernähren oder er kommt um. Die in Ketten an der freien Luft zu Zwangsfrohnden verwendet werden, sind unstreitig die Glücklicheren, aber eine Sommernacht ist auch für sie eine entsetzliche Qual.

Hinrichtungen fallen sehr selten vor und werden nur vollzogen, wenn die Anverwandten des Ermordeten Blut als Vergeltung fordern. Nun aber wird es ein Christ oder ein Jude nie wagen, auf den Tod eines Muselmanns zu dringen, weshalb denn auch Raubmörder, die sich ausschließlich an Bekenner der beiden nur geduldeten Religionen vergreifen, nichts als höchstens einige Jahre Kettenstrafe zu fürchten haben. Mit diabolischer Ironie befolgt hinwider die Justiz das Gesetz der Blutrache, wenn es sich um Fälle handelt, die vor dem Forum eines europäischen Gerichtshofes als von mildernden Umständen begleitet beurtheilt worden wären. So hatte ein Knabe von 17 Jahren einen andern seines Alters im Streite über einen gefangenen Vogel, vom Jähzorn erfaßt, erstochen, was um so erklärlicher war, als er bei dem Beginn der Controverse bereits das blanke Messer zu einem andern Zwecke in der Hand hatte. Der Proceß wurde instruirt und der unglückliche junge Mensch zum Tode verurtheilt. Da die Mutter des Getödteten ihren Haß nicht mäßigen und von keinem Vergleiche hören wollte, fand die Execution wirklich statt. Das Verfahren dabei war eben so einfach wie empörend. Der Delinquent wurde von einem Haufen Saptié eines Morgens aus dem Gefängnisse geholt und, da er nicht gehen konnte, von zweien derselben unter den Armen gefaßt und so nach dem Meidan, dem öffentlichen Platze vor der Tscharschi (Bazar), geschleppt. Hier hielt die Gruppe an. Nun versammelte sich sogleich ein dichtgeschaarter Kreis Neugieriger aller Stände, Männer und Weiber, um die Scene, und der Polizeimeister hatte die größte Mühe, sich den Raum für sein blutiges Werk zu bewahren. Sobald ihm dies gelungen, packten seine Leute den Verurtheilten und zwangen ihn auf die Knie. So hielten ihn einige, während ein anderer ihn bei dem Haarschopf seines sonst nach Art der Moslim geschorenen Scheitels festhielt. Ein dritter zog nun sein Hiebmesser und hackte ungeschickt in den Nacken des Aermsten. Er wand sich in Schmerz und Verzweiflung, aber der tölpelhafte Henker säbelte und sägte ungenirt weiter, als verstände sich das von selbst, bis es ihm endlich gelang, den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Das hervorstürzende Blut besprengte die Kawassen und einige Zuschauer. Dies geschehen, steckte man den Hinrichtungsbefehl in die grobe Tunika, welche den Rumpf bedeckte, und entfernte sich dann, indem man die entstellten Ueberreste der Betrachtung der Menge überließ. Sie wurden erst gegen Abend entfernt.

An Bettlern und Vagabunden ist ein großer Ueberfluß in Bagdad, doch tragen die letzteren durchgängig einen religiösen Charakter. Hospitäler und sonstige gemeinnützige Anstalten zur Unterbringung der Kranken, Armen und Arbeitsscheuen fehlen. Der sterbende Bettler kriecht in irgend ein verlassenes Gewölbe und giebt den Geist auf; versehen dann nicht die Hunde und die Ratten das Todtengräberamt, so bestellen die Nachbaren einen Lastträger, der den Leichnam in einen Sack steckt und ihn entweder gleich in den Fluß wirft oder in der Wüste verscharrt. Die Reinlichkeit der Straßen wird dadurch unterhalten, daß Jeder die Verpflichtung hat, vor seiner Thür zu fegen und den angesammelten Kehricht von Eseln aus der Stadt bringen zu lassen. Diese wohlthätige Einrichtung verdankt Bagdad nur der von Europäern geleiteten Quarantäne.

Die Garnison der Stadt beträgt mit Ausschluß der Baschibosuks gewöhnlich 2000 bis 3000 Mann an Jägern, Musketieren, Cavallerie und Artillerie. Diese Truppen müssen sehr häufig kleine Campagnen gegen die Araberstämme der Provinz unternehmen, und daher kommt es, daß ihre Zahl sich bald sehr verringert, bald wieder vermehrt. Ein besonderer Rath, aus Stabsoffizieren und Paschas zusammengesetzt, steht den Militärgeschäften vor. Er ist das getreue Abbild des großen der Regierung. Seine Mitglieder bereichern sich, indem sie bei den verschiedenen Lieferungen gewinnen und den Sold der Truppen, den sie ihnen vorenthalten, an Juden auf Zinsen ausleihen. Bei einem Zinsfuß von 2 Procent monatlich und darüber kann man sich denken, was für Geschäfte diese Herren machen müssen, wenn heute z. B. die Truppen gerade für 28 Monate Löhnung zu fordern haben. Das ist aber eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was täglich an verkürzten Rationen, nicht gelieferten Kleidungsstücken, verfälschten Rechnungen u. s. w. für sie abfällt. Da befinden sich angeblich den Erben verstorbener Militärs zugehörige Summen in den Cassen deponirt, die in Wirklichkeit längst unter die ehrenwerthen Mitglieder der permanenten Commission vertheilt sind und nun von ihnen gemeinsam gegen fremde Ansprüche vertheidigt werden. Mancher Todte wird auch wohl in den Listen im Einverständniß mit dem betreffenden Regimentscommandenr fortgeführt und bezieht seine Emolumente zum Besten seiner ehemaligen Vorgesetzten fort.

Die Truppen bilden ein eigenes Armeecorps, das jedoch lange nicht vollzählig ist, sondern mit Einbegriff der in den Hedschas garnisonirenden Bataillone kaum mehr als 7000 Mann beträgt. Die Recrutirung hat man unter den Arabern noch nicht einzuführen gewagt, weshalb die meisten Soldaten Türken und Kurden sind. Mit Ausnahme einiger Jägerbataillone taugt die Truppe nicht viel, genügt aber, um die schlecht bewaffneten Stämme Ismaels im Zaume zu halten; ja sie wäre allenfalls im Stande, einem ersten Angriff der Perser die Spitze zu bieten. Nahe an 40 bespannte Feldgeschütze können die Vertheidigung unterstützen. Kämpfe mit

den Beduinen kommen aus Mangel an einer guten Reiterei von Seiten der Türken zu keinem Ende. Der flüchtige, sich auf kühne Streifereien verlegende Feind ist nicht zu erreichen, und daher wird er meist nur durch Intriguen, die man in seinem Schooße einzufädeln weiß, besiegt. Man besticht einen Häuptling durch Geld und Versprechungen und er ergreift gegen seinen Rivalen die Waffen, bis beide des Streites überdrüssig ihre Unterwerfung antragen. Ackerbauende, wenngleich in Sümpfen und Marschen hausende Stämme, lassen sich leichter beikommen, vertheidigen sich aber oft sehr hartnäckig hinter Gräben und Schanzen, die erstürmt werden müssen und immer viel Blut kosten. Ehe es so weit kommt, veranlassen jedoch einige gut geworfene Granaten und wohlgezielte Spitzkugeln aus den neuen Jägerbüchsen die mit elenden oder schwerfälligen Gewehren bewaffneten Vertheidiger zum Rückzuge. Der Araber besitzt zwar, wenn er zu Fuß hinter Deckungen kämpft, einigen Muth, aber keine Organisation und keine Disciplin. Weit mehr als das Gefecht selbst greifen im Sommer die Märsche die Truppen an. Ein Arzt versicherte mir, daß um Mittag unter seinem Zelte das Thermometer bis auf 50° R. gestiegen sei. Dann sterben viele Soldaten im Lager wie auf dem Marsche, und gewöhnlich ersticken die vollsaftigsten, anscheinend gesundesten Leute zuerst. Unmittelbar nach dem Tode läuft der Körper ganz schwarz an, schwillt auf und platzt gar, wenn er nicht auf der Stelle begraben wird. Im Durchschnitt darf man wohl behaupten, daß jährlich ein Viertheil der Besatzung durch Strapazen und Krankheiten umkommt. Dafür jedoch macht die türkische Herrschaft, zumal seit das gezogene Gewehr Eingang gefunden, in Irak Fortschritte. Während sie früher kaum hinter den Mauern von Bagdad sicher war, schwingt sie jetzt ihren Scepter von Mossul bis Basrah und von Suleimanieh bis Nedschef. Der Vortheil für die Bevölkerung ist dadurch nicht größer, sondern eher geringer geworden, denn unter den Füßen der Osmanen verdorrt buchstäblich das Land und die Einwohner flüchten sich oder verhungern. Daß es je besser werden wird, läßt sich leider nicht voraussetzen. Die großen Capitalien sind seit dem Mittelalter nach dem christlichen Westen gezogen, und ehe sie nicht, durch eine rechtliche Regierung und gute Gesetze angelockt, wieder nach dem Orient zurückkehren, werden jene in der alten Zeit wegen ihrer üppigen Fruchtbarkeit berühmten Länder Vorderasiens die Wüsten bleiben, die sie durch Indolenz und Verheerung geworden sind.

Von Europäern halten sich in Bagdad einige Engländer und ein paar Leute anderer Nationalität auf. An der Spitze der Colonie steht ein britischer und ein französischer Generalconsul. Andere Mächte sind nicht vertreten. Jener hat ziemlich viel zu thun, da es im Lande immer Indier giebt, welche seines Schutzes bedürfen. Auch eigentlich türkische Unterthanen beschützen die Engländer gern. Früher war der Generalconsul ein Resident der ostindischen Compagnie und besaß mehr Macht und Ansehen als heutzutage; ja er gerirte sich dem Pascha gegenüber oft wie ein Commissär, der einem scheinbar selbständigen indischen Radscha zur Aufsicht beigegeben ist. Streitigkeiten brachen mitunter aus und es kam zum offenen Kampfe, an dem die Bevölkerung Theil nahm. Die Schias hielten es meist mit dem Residenten und der Pascha wurde zum Nachgeben gezwungen. Damit ist es nunmehr vorbei. Die Briten sind bescheidener geworden und räumen ihren Freunden, den Türken, gewisse staatliche Rechte ein. Dennoch ist es bei der jetzigen Großmächtlichkeit der Pforte zu verwundern, daß ein britisches Kriegsschiff, ein bewaffneter Dampfer, mitten im Binnenlande Station nehmen kann! Dieses Boot verletzte sogar alle Neutralität, indem es bei Gelegenheit des letzten persischen Krieges die sich von Mohammerah zurückziehende Armee des Schah den Karunfluß hinauf bis Schuster und Dißful verfolgte und dann nach Bagdad zurückkehrte. Insgeheim gaben die Türken ihren religionsverwandten Nachbaren allen möglichen guten Rath, wagten es aber nicht, ihre Mißbilligung über das Gebahren der Engländer offen auszusprechen. Auch eine Abtheilung Sipahis hält in Bagdad Garnison und dient dem Consulatsgebäude als Wache. Die Offiziere des Dampfers sind durchgängig ansässig und manche von ihnen leben dort schon über zwanzig Jahre. Auch die Matrosen sind meist mit eingeborenen Christinnen verheirathet; sie betragen sich schlecht, gelten aber nichtsdestoweniger als Muster, wonach man also ziemlich den sittlichen Zustand in der englischen Marine beurtheilen kann. Wer es gar zu arg treibt, wird nach Bombay zurückgeschickt. Zwei Handelshäuser aus London sind vertreten. Die Engländer spielen gern in jenem Theile Asiens die höhere Kaste und nehmen den Eingeborenen gegenüber den indischen Ton an; den Umgang mit anderen Europäern beschränken sie daher, um ihres Prestiges willen, auf ein Minimum. Sie leben der festen Ueberzeugung, daß das Cabinet von St. James es eines Tages für passend erachten werde, die Euphratländer seinem asiatischen Reiche zu annectiren und bereiten sich mit großem nationalen Selbstgefühl, jeder für sich, auf diese Herrschaft vor. — Für die Christen ist die britische Protection eine außerordentliche Wohlthat, und ihr allein verdanken sie ihr Gedeihen und ihr Leben. Nur durch die Vermittelung des Generalconsuls kann ein Raja zu seinem Rechte kommen. Freilich erlauben sich die Unterbeamten oft Uebergriffe, die den türkischen wenig nachgeben, allein das ist der Mangel des ganzen consularischen Systems, der bei Frankreich und Oesterreich genau sich ebenso zeigt. Nicht mit Unrecht gehörten die Dolmetscher bei den alten Aegyptern zu der untersten Kaste. Ihr Hauptgewinn besteht darin, daß sie schlechte Schuldforderungen von Christen an Türken um ein Spottgeld aufkaufen und nun ihren Einfluß oder, besser gesagt, den ihres Gebieters, bei dem Pascha benutzen, um den Schuldner zur Zahlung zu zwingen. Gewöhnlich erhält der Pascha einen Theil des Gewinnes; aber heimlich, denn er darf sich nicht verdächtig oder unbeliebt machen. Dem Volke gegenüber klagt er dann mit heuchlerischem Bedauern, wie unverschämt die Autorität der Giaurs in Stambul gewachsen sei, daß er nun selbst gezwungen werde, das Werkzeug zu sein, welches einen Muselmann, eventualiter mit Gefängniß und Stockstreichen, bewegen müsse, seine Schulden zu tilgen. Der Dragoman bereichert sich allerdings, doch der Raja kann zufrieden sein, weil er ohne seine Hülfe ganz leer ausgegangen wäre. Am Ende kosten unsere Processe in Europa auch Geld und oft mehr als der Gegenstand, um den es sich handelt, werth ist.

Mit dem englischen Consulat ist auch eine Post verbunden, welche alle vierzehn Tage die Verbindung mit Damaskus und Beirut unterhält. Früher konnten keine Briefe direct durch den persischen Golf nach Indien befördert werden; doch glaube ich, daß dies nunmehr in Folge der neu errichteten Dampfschifffahrtslinie von Basra nach Bombay der Fall ist.

Das französische Generalconsulat hat wenig oder gar nichts zu thun, und besteht eigentlich nur, um den Leuten zu zeigen, daß England auf der Welt nicht die einzige Großmacht sei. Französische Handelsinteressen sind am Tigris nicht zu vertreten, und die Protection eines Franzosen und einiger Algierer verlohnt kaum die Gegenwart eines Agenten, geschweige denn eines Generalconsuls. Frankreich hat also andere Interessen im Auge. Die Franzosen sind nicht sehr beliebt im Orient; ihr herausforderndes, die Bewunderung der Menschheit als selbstverständlichen Tribut voraussetzendes: je suis

Français klingt mißtönend in den Ohren derjenigen Erdbürger, die nicht in der belle France geboren sind. Ein französischer Quarantänearzt und ein comte sans aveu ist die außeramtliche Gesellschaft, welche Gallien dem Tigris geliefert hat. Drei belgische Arbeiter, ein Schneider aus Berlin, ein anderer aus Rußland bilden den Handwerkerstand. Die Schweiz ist durch eine von jungen Leuten geführte Commandite der Exportgesellschaft von Zürich vertreten. Ihre Geschäfte sind gut, doch die Concurrenz ist bedeutend und der Markt oft überfüllt, so daß zuletzt keine glänzende Resultate erzielt werden. Auch eine griechische Firma hat sich dort angesiedelt. Die meisten eingeborenen Kaufleute sind weiter nichts als Agenten größerer Handelshäuser in Konstantinopel, Aleppo und Bombay und leben nur von dem Commissionsgewinn. Die Europäer haben aber vor diesen, obschon sie persönlich mehr verausgaben, den Vortheil voraus, daß sie von den Consuln wirksamer unterstützt werden und deshalb nicht leicht Verluste durch Räuber und Bankerottmacher erleiden. Herr Swoboda, ein ehemaliger Glashändler aus Böhmen, hält sich schon über dreißig Jahre im Lande auf, und von Herrn Demarki, einem italienischen Mechaniker, läßt sich dasselbe sagen. Beide haben sich dort, trotz vieler Mühe, keine Reichthümer erworben, und es dürfte wahrscheinlich anderen Leuten dabei nicht besser gehen. Der Rest der europäischen Colonie besteht aus einigen polnischen, italienischen und griechischen Aerzten, die sich sämmtlich in türkischen Diensten befinden. Ein Heilkünstler kann im Innern der Türkei nur in den seltensten Fällen — wenn er ein scrupelloser Charlatan ist — von seiner Praxis leben. Der Quarantäne-Inspector Herr Padovani zeichnet sich besonders durch einen ehrenwerthen Charakter und eine genaue Kenntniß des Landes aus. Er besitzt viele seltene Antiken, die nur in der Umgegend von Bagdad gefunden werden, weshalb es rathsam ist, daß der Sammler, der entweder das Land selbst bereist oder mit demselben in Verbindung zu treten wünscht, sich an den genannten Herrn wendet.

Die Unterhaltungen, welchen sich die Europäer im Innern der Türkei hingeben können, sind wenige. Wer sich nicht in seiner Häuslichkeit zu beschäftigen weiß, ist ein verlorener Mann, den der Spleen über kurz oder lang heimsucht. Im Winter, wo man ausgehen, Jagd- und Gartenpartien machen und gesellig zusammenkommen kann, vertreibt man sich am Ende an einzelnen Tagen genügend die Zeit, aber während des Sommers, wenn Luft und Erde Tag und Nacht wie die Hölle glühen, bleibt nichts übrig, als in dem Serdâb (Wohnkeller) geduldig zu transpiriren. Leute, die lange in Bagdad wohnen, ergeben sich, wie ich leider wahrgenommen habe, dem Trunk. Auch scheint es, daß der Dattelarrak in einem vorgerücktern Alter der Constitution nicht nur nicht schädlich, sondern selbst zuträglich sei. Er enthält keinen Fusel und sein Alkohol präservirt offenbar das Blut gegen die klimatischen Einflüsse, denen so mancher durchaus nüchterne Mann erliegt. Wer etwas anderes als Schnaps und Weiber in abstractem Begriff in Irak zu finden hofft, wird sich getäuscht finden. Das sind die beiden Angelpunkte, um die sich die ganze Sehnsucht des verfeinerten Orientalen dreht. Doch es giebt auch eine fromme Partei, die den Weingeist als eine unheilige Reform verdammt und auch von den Weibern wenig hält; dagegen verschlucken und rauchen diese zelotischen Orthodoxen Haschhasch und fröhnen der Sinnlichkeit in einer Weise, die man füglich nicht wohl niederschreiben kann.

Der Neugierde halber ist es wahrlich Niemandem zu rathen, die ferne Stadt der Chalifen aufzusuchen. Wer sich jedoch aus einer Temperatur von 40° R. im Schatten, Blutgeschwüren, Dysenterien, Diarrhöen, Staub, Ungeziefer, Unbequemlichkeit und unendlicher Langweile nichts macht, kann es immerhin wagen; er wird dafür als Compensation, wenn er im August bleibt, frische Datteln essen! Die leidigen Datteln hält der Araber für die Frucht des Paradieses, deren Genuß alle irdischen Leiden aufzuwiegen vermag! — Auch bei den Türken steht Bagdad in hohem Ruf, und in Siwaß und Aleppo wird es von Leuten, die niemals dort gewesen sind, als die zweite Stadt des türkischen Reiches nur einzig deshalb gepriesen, weil man dort die schönsten frischen Datteln finde. Einen andern Irrthum begehen die Anatolier, daß sie Bagdad für einen wohlfeilen Platz halten. In Wahrheit sind die Preise dort im Durchschnitt eben so hoch, wie in Konstantinopel, und nur die Ausgaben geringer.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Fahrt auf dem Suez-Canal.

In der letzten Woche des November ist ein französisches nach Mayotte bei Madagaskar bestimmtes Kriegsschiff, die „Levrette", auf dem Canale von Port Saïd bis Suez und weiter ins Rothe Meer gefahren. Es wird ein kleines Fahrzeug gewesen sein, wie der „Primo" aus Triest, der zu Anfang des vorigen Jahres dieselbe Fahrt machte; er hatte nur 80 Tonnen Tragfähigkeit.

Der Canalunternehmer, Herr Ferdinand v. Lesseps, versprach der Welt, den ganzen Canal in seiner vollen Länge, Breite und Tiefe schon im Jahre 1861 zu eröffnen; es lag aber auf der flachen Hand, daß er platterdings nicht im Stande sein könne, dieses Versprechen zu halten. Nachher sagte man, die Arbeiten würden 1862 vollendet sein; auch das traf eben so wenig zu wie die späteren Verheißungen, welche auf 1866 und dann auf den 1. Juli 1868 vertrösteten. Dann hieß es, Anno 1869 werde die große Eröffnung beginnen können. Lesseps veranschlagte die Kosten auf 150,000,000 Francs; sie betragen schon jetzt, obwohl der Canal noch sehr weit von seiner Vollendung entfernt ist, das Doppelte, und was weiter erforderlich sein wird, um die Häfen und das Canalbett in gutem Zustande zu halten, läßt sich heute noch gar nicht berechnen.

Der Suezcanal wird dem Handelsverkehr manche Vortheile bringen, obwohl es für uns außer aller Frage steht, daß die phantastischen Versprechungen des Hrn. v. Lesseps unerfüllt bleiben. Es ist bei dieser ganzen Angelegenheit überhaupt viel Schwindel mit Worten und Prophezeiungen getrieben worden. Der Erfolg wird zeigen, wie die Dinge sich gestalten.

Mit Interesse haben wir (in der „Times-Mail" vom 1. December) den Bericht eines Engländers gelesen, welcher mit seinem eigenen Boote während der zweiten Novemberwoche eine Canalfahrt unternommen hat. Er schildert den gegenwärtigen Stand des großartigen Unternehmens und wir wollen seiner Mittheilung das Nachstehende entlehnen.

„Seit vierzehn Jahren läßt die Canalcompagnie an diesem gigantischen Werke arbeiten. Die Länge beträgt etwa 100 Miles, die Breite des Wasserspiegels 100 Yards, die Tiefe mindestens 25 Fuß. Die Richtung ist fast gerade von Norden nach Süden, der Krümmungen sind nur wenige, Brücken und Schleu-

sen kommen nicht vor. Man rechnet auf eine schwache Ebbe- und Fluthströmung, über welche sich noch nichts Genaueres sagen läßt. Gegenwärtig ist etwa die Hälfte der ausgegrabenen Strecke mit Salzwasser gefüllt und auf demselben fahren täglich viele kleine Fahrzeuge und einige Dampfer. Dazu kommen unzählige Kohlenboote, Barken und Bagger, welche letztere Tag und Nacht arbeiten.

Manche Strecken auf diesen 50 Miles sind noch nicht breit genug für größere Fahrzeuge und nur erst ein kleiner Theil hat die normale Tiefe. Die übrige Canalstrecke ist mehr oder weniger ausgegraben. Einige Theile liegen noch ganz trocken, in andere bringt man das Wasser, um den Sand anzufeuchten. An manchen Stellen sprengt man Felsen und eine lange Abtheilung von 20 Miles wartet darauf, daß das Meer in ein großes, noch trocken liegendes Becken, welches einen See bilden soll, geleitet werde.

Die Arbeiten sind in der That großartig und man kann sich der Bewunderung nicht erwehren, wenn man auf einem breiten Wasser hinfährt, an dessen Ufern Dörfer und viele Feuerschlote sich erheben. Die hydraulischen Maschinen sind von ungeheurer Größe; jede einzelne hebt eine gewaltige Menge von Schlamm und Sand aus. Dieser wird zum Theil in Barken ins Meer hinaus abgeführt, oder vermittelst einer 220 Fuß langen Röhre oder geneigter Ebenen zur Seite des Canals bis zu einer Höhe von 50 Fuß aufgeworfen. Bei dieser Arbeit sind nicht weniger als 40 Maschinen in Thätigkeit und jede derselben hat 280,000 Thaler gekostet. Gegenwärtig betragen die Ausgaben in jedem Monate 200,000 Pf. St.

Am nördlichen Anfange des Canals liegt die kleine Stadt Port Saïd. Sie ist aus Holz aufgeführt, hat breite, gerade Straßen und die Häuser sehen aus, als ob sie aus braunem Papier gemacht worden wären. An Hotels, Kaffeehäusern, Läden und Bazaren für die etwa 6000 Menschen fehlt es nicht; eine große Anzahl derselben sind Griechen und Levantiner. Die beiden Hafendämme laufen weit in die See hinein, schließen aber doch erst eine geringe Fläche ein und sind den Nordwinden völlig ausgesetzt. (— Der englische Ingenieur Spratt schrieb 1862: „Diese Bucht des Mittelmeeres, in welche der Canal mündet, wird so unablässig und so regelmäßig mit Schlamm gefüllt, daß gegen ein so mächtiges Localgesetz der Natur auch ein fortwährendes Baggern nichts nützen kann; es ist unmöglich, dort einen permanenten guten Hafen zu bilden. Der Flugsand, welcher von Westen nach Osten getrieben wird, beeinträchtigt den Canal. Man wird unaufhörlich gegen eine gewaltige Menge von Hindernissen ankämpfen müssen, die in der Natur selber liegen." — Admiral Tegethoff, welcher gegen Ende des Jahres 1865 den Canal prüfte, bemerkt, daß an der Ostseite der Hafendämme fortwährend Sandablagerungen vorkommen und daß dergleichen auch an der Westseite nicht fehlten. Er sagt: „Zudem ist die Rhede von Port Saïd schlecht; sie hat gegen den Nordwind gar keinen Schutz, und der Platz hat kein Wasser; dasselbe kommt aus Ismailiah am Süßwassercanal vermittelst einer Röhrenleitung." Vergleiche Karl Andree: Geographie des Welthandels II, S. 148 bis 152. —)

Halbwegs liegt Ismailiah, ein hübsches Städtchen, am Canale, der dort in den Tsimsah- (Krokodil-) See tritt. Hier ziehen die Araber mit ihren Kameelen und heulen die Schakale der Wüste dicht neben Dampfern, Telegraphen, Schmiedewerkstätten und den Eisenbahnschienen. Bis dorthin kommt vom Nil her der Süßwassercanal, welcher sich dann weiter den Canal entlang nach Süden und Norden hin verzweigt.

Dieser Süßwassercanal ist für jenen Theil Aegyptens eine wahre Wohlthat. Er hat eine Breite von 30 bis 40 Fuß und auf ihm werden beladene Boote theils von Menschen gezogen, theils benutzt man Segel. Mein Boot wurde von Jedermann angestaunt; ich erfreuete mich in demselben des besten Schlafes; ich will aber erwähnen, daß am Ufer des Timsahsees mir ein Schakal zu einer unwillkommenen Zeit bei Mondenlicht in meinem Schlafzimmer einen Besuch abgestattet hat.

Eines Tages fuhr ein gewaltiger Sturm über den Canal dahin. Die Luft war weit und breit mit gelbem Sand angefüllt. Durch solche Winde wird so viel Sand in den Canal getrieben, daß es eine sehr schwierige Sache sein wird, denselben in Ordnung zu erhalten. Eine Unze Sand auf die Quadratyard, welche in den Canal fällt, macht für die ganze Strecke derselben 500 Tons je zu 2000 Pfund, und der Sandwind hält manchmal einen ganzen Monat an.

In Schaluf (— unweit von Suez —) waren nicht weniger als 14,000 Menschen an der Arbeit, die sehr mühsam ist; man schafft den Sand in Körben, die auf dem Kopfe getragen werden, auf den Hügel, und etwa 1000 Esel schleppen auch Erde fort, welche durch Dampfbagger ausgehoben wird. Man bringt die Arbeiter aus allen Theilen Aegyptens herbei; sie müssen kommen, werden aber mit 2 bis 3 Francs per Tag gut bezahlt. Arbeitslöhne und Nahrungsmittel sind durch den Canalbau beträchtlich gestiegen, aber an Fischen ist Ueberfluß in beiden Canälen.

Von Schaluf ab sind die Canalarbeiten noch sehr zurück. Bei Suez hat der Eingangshafen alle Nachtheile einer seichten Mündung, weichen Sand, der sich unablässig verschiebt, und eine höchst unregelmäßig laufende Ebbe und Fluth.

Wenn einmal die Passage vom Mittelländischen bis zum Rothen Meere offen sein wird, dann will man die Schiffe vermittelst Remorqueure in der Weise befördern, daß sie an einer Kette gezogen werden. Diese soll auf dem Grunde des Canals liegen.

Dampfer sollen ihre eigenen Räder und Maschinen nicht gebrauchen dürfen, weil sonst die weichen Uferwände beschädigt würden.

Nun wird es aber keine leichte Sache sein, ein großes Schiff von 2000 Tons und mehr Tragfähigkeit in solcher Weise zu schleppen, namentlich wenn der Wind stark von der einen Seite herweht. Ich erwähne das, weil ich mich Hunderte von Miles in meiner Jölle habe schleppen lassen und einen ganzen Tag lang mit eigenen Händen dieselbe gezogen habe. Ueber die Ertragsfähigkeit des Canals maße ich mir jetzt keine Meinung an.

Ich will zum Schlusse noch bemerken, daß auch fleißige Chinesen beim Canalbau beschäftigt sind."

Die Polarexpedition der Schweden. Ueber dieselbe hat einer der Theilnehmer, Professor Nordenskjöld, einen Bericht an die Royal Society in London geschickt; der Inhalt ist folgender. Diese arktische Expedition überwintert nicht im Polareise, sondern ist nach Tromsö in Norwegen zurückgegangen. Der Dampfer war von Norden her nach der Insel Amsterdam zurückgefahren, um dort Kohlen zu fassen, und war dann in der Mitte Septembers wieder nach Norden gegangen. Das erscheint im Hinblick auf die späte Jahreszeit als ein gewagtes und etwas abenteuerliches Unternehmen. Der Dampfer bemühete sich, die Sieben Inseln zu erreichen, konnte ihnen aber des Eises wegen nicht nahe kommen und mußte bei ungemein stürmischem Wetter die See halten. Am 19. September erreichte er auf $17\frac{1}{2}$ Gr. östl. L. die Breite von 81^0 42′ N. Weiter nach Norden hin konnte er nicht vordringen, weil so weit das Auge reichte eine ununterbrochene Eisschranke vor ihm lag. Diese wurde photographisch aufgenommen. Der Dampfer fuhr mehrere Tage lang an jenem Eise hin; man bemerkte an manchen Stellen, daß dasselbe mit Erde gleichsam besprenkelt war, und daraus schloß man auf das Vorhandensein von Land weiter nach Norden hin.

Das Schiff ging nun wieder nach dem Kohlendepot und versuchte noch einmal ins Eis einzudringen, es wurde aber gegen einen Eisklumpen gedrängt, bekam einen Leck, wurde nur mit Mühe flott erhalten und ans Land gebracht, wo man eine nothdürftige Ausbesserung vornahm. Als das geschehen war, untersuchte man die Gewässer südlich von Spitzbergen, wo sich aber schon allerwärts Eis bildete, namentlich auch vermittelst der Spritzwellen auf dem Schiffe selbst. Es blieb weiter nichts übrig als umzukehren, und am 19. October lief das Schiff in den Hafen von Tromsö ein.

Professor Nordenskjöld schreibt, daß die Expedition wichtige Beobachtungen über die Strömungen, die Tiefe und die Temperatur des Oceans angestellt habe und die darauf bezüglichen Karten veröffentlichen werde. Auch den Naturwissenschaften, insbesondere den geologischen Verhältnissen habe man Sorgfalt zugewandt. Uebrigens sei die Expedition gemäß der von ihr gemachten Wahrnehmungen zu der Ueberzeugung gekommen, „daß die Annahme eines offenen und verhältnißmäßig mildern Polarbeckens lediglich ein Wahngebilde, eine Chimäre sei."

Da aber dieses vermeintliche offene Polarmeer seit einiger Zeit wieder in den Köpfen vieler Leute rumort, so werden trotz aller mißlungenen Versuche die Suchexpeditionen ihren Fortgang nehmen. Das deutsche Schiff „Grönland" oder wie man es getauft hat, „Germania", ist mit seinem muthigen Schiffsvolke unter Capitän Koldewey's Führung bis 81° 5′ N. gekommen. Es hat viel Eis, aber kein offenes Polarmeer gefunden und nicht einmal an die Ostküste Grönlands gelangen können.

Das „Athenäum" hat in derselben Nummer (5. December), in welcher Nordenskjöld's Bericht steht, eine Notiz über Hayes, der mit großer Dreistigkeit das Dasein des Polarmeeres behauptet. Die Westseite des Smithsundes ziehe sich auf eine bedeutende Strecke nach Norden hin, und daraus sei zu folgern, daß Land in der Richtung nach dem Pol hin vorhanden sei. Hayes behauptet weiter, daß jenseit des Cap Constitution der grönländische „Continent" aufhöre und von dort an bis zum Pol offenes Wasser sei.

Das ist eine in der Luft stehende Behauptung, für welche jeder Beweis fehlt, eine pure Hypothese. Aus derselben will man nun folgern, daß solchergestalt der Smithsund einen der besten, wenn nicht den allerbesten Ausgangspunkt für eine Entdeckung des Nordpols abgebe. Das „Athenäum" besorgt, daß die Nordamerikaner eine Expedition ausrüsten werden. Es sei zu wünschen, daß die englische Regierung ihnen zuvorkomme und ihrerseits eine Expedition aussende. Schon 1527 habe Thorne dem Könige Heinrich dem Achten eine solche angerathen. Wir werden mehrfach Gelegenheit haben, auf die Polarexpeditionen zurückzukommen.

Gerhard Rohlfs in Nordafrika. Der unermüdliche Reisende hat diesmal seine Schritte nach Nordafrika gelenkt, um, wie er uns in der Mitte Novembers schrieb, die alte Cyrenaica, das Plateau von Barka, zu erforschen. Dort ist allerdings auf eine reiche antiquarische Ausbeute zu hoffen. Jetzt lesen wir in der „Allgemeinen Zeitung", daß Herr Rohlfs zu Ende des genannten Monats in Tunis eingetroffen war; er fuhr von dort nach Tripolis. Von da aus will er die Geschenke, welche der König von Preußen dem Sultan von Bornu zugedacht hat, nach Kuka absenden; Ueberbringer wird ein Dolmetscher sein, dessen Treue und Zuverlässigkeit früher schon durch Heinrich Barth und später durch Herrn Rohlfs selber erprobt worden ist. Von der Cyrenaica wird der letztere zu Lande nach Aegypten gehen, auf diesem Wege wohl die Oase des Jupiter Ammon (Siwah) berühren und dann sich nach Jerusalem begeben. Er ist zum Consul Norddeutschlands für Palästina ernannt worden.

Dr. Alfons Stübel's Reise in den Llanos von Neu-Granada. Wir haben briefliche Mittheilungen dieses Reisenden aus Bogota vom 15. October. Er war von seinem Ausfluge nach den Llanos de San Martin in den letzten Tagen des Septembers zurückgekehrt; am 23. August war er aufgebrochen. Nach wenigen Stunden erreichte er von Bogota aus den Gebirgskamm, welcher die Wasserscheide zwischen dem Magdalena und dem Orinoco bildet. Er gebrauchte sechs Tage, um von da durch das fast unbewohnte Thal des Rio Negro nach Villavicencio hinabzusteigen. Dieses elende Dorf liegt am Eingange der Llanos. Die in jener Jahreszeit sehr angeschwollenen Flüsse, häufige Regengüsse und die abscheulichen, kaum zu passirenden Wege machten dem Reisenden viel zu schaffen.

„Die Llanos, diese unabsehbaren Ebenen, durch welche der Orinoco und seine zahlreichen Nebenflüsse langsam dahinströmen, erblickt man zuerst kurz vor Villavicencio von einem hohen Berge aus, dem Alto de Buenavista. So weit das Auge reicht, sieht man bloß Urwald; er wird hin und wieder von grünen Grasflächen unterbrochen, aus denen das Wasser von Flüssen hervorglitzert. Die Fernsicht wird von keinem Berge begrenzt. An verschiedenen Punkten stiegen Rauchsäulen von brennenden Grasflächen empor; diese werden angezündet, um den Graswuchs zu befördern und das Ungeziefer zu vernichten. Gewitterwolken warfen tiefe Schatten auf diesen grünen Laub- und Grasocean, der an anderen Stellen von der Sonne grell beleuchtet wurde.

„Von Villavicencio aus hätte ich gern ein großes Steinsalzlager besucht und dann die Reise nach der Ortschaft San Martin fortgesetzt, das aber wurde durch die hoch angeschwollenen Flüsse vereitelt. Nachdem ich sechs Tage in Villavicencio verweilt, machte ich den Versuch, den Rio Guataquia zu passiren, aber vergeblich, weil die Maulthiere der Gewalt des Stromes nicht widerstehen konnten. Nun mußte ich meinen Reiseplan abändern, und statt die vom Gebirge kommenden Flüsse in der Richtung nach San Martin zu verfolgen, zwei Tage lang durch eine ebene Gegend reiten, die Apiai genannt wird, um die Ortschaft Pachaquiaro zu erreichen. Ich begegnete auf dieser Strecke einem Indianer, der mit Bogen und Pfeil auf die „Venado", Jagd eines kleinen Hirsches, ging; im Uebrigen trifft man nur selten auf Menschen und deren Spuren. Der eine Indianer, welcher die ganze Bevölkerung der Ortschaft Pachaquiaro ausmacht, war im Besitz eines Kahns, des einzigen weit und breit vorhandenen Fahrzeuges.

„In diesem ausgehöhlten Baumstamme fuhren wir den Rio Negro hinab, bogen in den Neheta ein und gelangten am zweiten Tage gegen Abend an das kleine Dorf Cabugaro. Die Ufer jener Flüsse sind auf den Strecken, welche ich befuhr, durchaus unbewohnt, und es vergehen Jahre, ohne daß ein Kahn über diese Wasserflächen hingleitet. Die Natur ist sich hier völlig selber überlassen und ist ungemein großartig. Der Ueppigkeit der Vegetation entspricht das Thierleben; die Wälder sind belebt von Affen, Papageien, vielen anderen Vögeln und Schmetterlingen, im Wasser wimmelt es von Fischen und Caymans. Ich sah mehrmals, daß große Schlangen eilig durch den Fluß schwammen, und ein großer Tiger, der eben trank, schien sich sehr zu verwundern, als er unsern Kahn sah, gewiß den ersten, welchen er jemals erblickt hat. Alle diese Thiere sind nicht lästig, desto mehr aber die blutsaugenden Insecten, welche durch Zahl ersetzen, was ihnen an Größe abgeht. Während einer Nacht, welche wir auf einer Sandbank im Flusse zubrachten, sind wir trotz der Moskitonetze von den „Sangudos" fast aufgefressen worden.

„Bei Cabugaro hat der Rio Meta schon eine Breite, welche jener des Rheins bei Mainz mindestens gleichkommt. In dem genannten Orte blieb ich zwei Tage und ritt dann wieder nach dem Gebirge zu, hinter welchem Bogota liegt. Nach vier Tagen erreichte ich bei Medina den Fuß desselben und fand meine Maulthiere, welche ich von Villavicencio dorthin vorausgeschickt hatte. Auf dem Ritte dorthin kam ich oft stundenlang über Ebenen, die fußhoch unter Wasser standen, und dann und wann ein so tiefes Cañon, daß abgesattelt werden mußte. An solchen Stellen schwimmen die Maulesel ganz vergnügt hindurch; Sattelzeug und Gepäck wird von den Indianern auf dem Kopfe getragen und manchmal in den Aesten zweier gegenüberstehender Bäume eine Brücke improvisirt. In den Flüssen betrug die Temperatur Mittags bis 30 und in ruhigstehenden Wasseransammlungen bis 34° C. In Cabugaro stieg das Quecksilber im vollen Schatten bis 36° C. und in der Sonne auf 52° C., — eine ganz respectable Temperatur!

„Von Medina aus, wo ich ein paar Tage verweilte, trat ich die Reise ins Gebirge an und war acht Tage später in Bogota. Medina liegt in einem prachtvollen Thalkessel, das Dorf selber besteht aber nur aus wenigen armseligen Häusern. Trotzdem ist es Hauptpunkt für den Viehhandel zwischen der Savana von

Bogota und den Llanos. Diese letzten, die weiten, ebenen Grasfluren, produciren bis jetzt nur Rindvieh, das in großer Menge nicht nur nach Bogota, sondern auch bis nach dem Magdalenathale verhandelt wird. Ein großer, fetter Ochs kostet in den Llanos 10 bis höchstens 12 Thaler. Die Llanos von San Martin und Casanare haben in Betreff des Handels eine große Zukunft, und insbesondere wird Bogota durch eine Verbindung mit dem Rio Meta viel gewinnen, denn dieser ist für die Schifffahrt viel günstiger als der Magdalena. Die Regierung begreift das und will eine Straße nach dem Meta bauen lassen, aber vorläufig fehlen die Mittel dazu! Mit Rücksicht auf dieses Project ersuchte mich der Präsident der Republik brieflich, ihm mündlich meine Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen. Es brach aber in Bogota wieder einmal eine Revolution aus und so blieb bis jetzt die Sache auf sich beruhen.

„In Medina und Villavicencio, wo einige Bogotaner Kaffeepflanzungen angelegt haben, wurde ich sehr zuvorkommend empfangen und gebeten, bei der Regierung zu Gunsten des Straßenbaues zu sprechen. Die von Villavicencio gönnen jenen von Medina den Weg nicht. Unglaublich ist die Unkenntniß der Bogotaner über das nach dem Orinoco zu gelegene, reiche und ungeheuer ausgedehnte Terrain, welches doch auch die klimatischen Verhältnisse der Hauptstadt bedingt. Außer einigen Viehhändlern giebt es wohl nur wenige Personen, die es gewagt haben, bis Medina oder Villavicencio zu gehen. Man hat eine lächerliche Furcht vor den schädlichen Einflüssen des Klimas, die gar nicht so arg sind, wie die Leute es sich vorstellen. Ich bin ganz glatt durchgekommen, habe aber wohl kein Haus passirt, in dem nicht wenigstens ein Kind fieberkrank gewesen wäre. Das ist jedoch zu nicht geringem Theile der ungesunden Lebensweise und den schlechten Nahrungsmitteln zuzuschreiben."

Dr. Stübel's Schilderung der Revolution in Bogota übergehen wir; auch er betont die Art und Weise, wie man die patriotischen Armeen recrutirt. „Man reiht täglich viele Freiwillige ein, d. h. Soldatenabtheilungen durchziehen die Straßen und fangen Jeden ein, der ihnen brauchbar erscheint. Wer nicht gutwillig mitgeht, bekommt einen Strick um den Hals. Die Truppen bestehen zumeist aus Indianern, von denen jeder zerlumpt nach Belieben geht. Bei feierlichen Gelegenheiten wird eine Uniform nach französischem Muster getragen."

Es war Dr. Stübel's Absicht, gegen Ende Octobers zunächst nach Ibague am Fuße des Tolima zu gehen und von dort die Reise über Neiva, La Plata und den Paramo de Guanacas in das Cauca-Thal fortzusetzen.

Das Todte Meer Californiens: der Owens-See. Im Jahre 1866 wurde aus Gebietstheilen der Counties Tulare und Mono das County Inyo gebildet. Dasselbe umfaßt am Ostabhange der Sierra Nevada eine ausgedehnte Landstrecke, die erst nach und nach näher bekannt wird. Das Gebirge ist hoch, öde und an vielen Stellen unzugänglich. Der Mount Whitney soll sich bis zu 15,000 Fuß erheben. Die ganze Gebirgslandschaft ist ungemein wild und großartig. Wer von Vesalia nach Lake City geht und den Gebirgspaß überschreitet, bemerkt sofort den schroffen Gegensatz zwischen dem West- und dem Ostabhange der Sierra; auf dem letztern fehlt der Baumwuchs und der Wachholderstrauch tritt auf. Man gelangt an den Owens-See, ein ausgedehntes Wasserbecken, aus welchem Schwefeldämpfe aufsteigen. Weit und breit kann kein Thier leben. Die Pa-Yuta-Indianer sagen, das Wasser fresse Alles auf, was hineingerathe. Einst wurden etwa 80 dieser Indianer von den Weißen verfolgt, wollten sich nicht gefangen nehmen lassen, sprangen in den See „und der hat sie zerschmolzen, als wären sie Salz gewesen". Ob der Owens, wie behauptet wird, das Ueberbleibsel von einem Meeresarme sei, der einst etliche 100 Miles weit nördlich vom heutigen Ende des californischen Golfes landein gereicht habe, das lassen wir unsererseits dahingestellt sein. Die Schwefeldämpfe sprechen nicht für diese Annahme. Der Owens-Fluß, welcher in den See fällt, kommt aus der Sierra Nevada im County Mono und fließt durch ein Thal, das auf der einen Seite von den Weißen Bergen, auf der andern von der Sierra Nevada begrenzt wird. Lediglich an seinen Ufern und seinen kleinen Zuflüssen liegen etwa 60,000 Acres anbaufähigen Bodens, und dort haben sich auch schon Farmer angesiedelt, um den Gold- und Silbergräbern Getreide und Gemüse zu liefern. Denn der Owens-Bezirk ist reich an edeln Metallen. Die Kearsage-Grube wurde 1864 durch Zufall von zwei Abenteurern entdeckt, einem Amerikaner und einem Norweger, welche Quarz fanden, der 2743 Dollars Gold und Silber auf die Ton gestampften Gesteins ausgab; späterhin steigerte sich die Ausbeute auf 4973 Dollars auf die Ton. Dann fand von Virginia City her ein großer Andrang von „Miners" statt, die Kearsage-Grube kam in die Hände einer Gesellschaft, welche den Betrieb mit großen Mitteln führt, und seitdem sind sehr viele Adern, z. B. die Silver Sprout Mines, in einer Höhe von 11,000 Fuß und andere in 13,000 Fuß Höhe entdeckt worden. Die Goldausbeute ist gegenüber jener des Silbers gering; z. B. 2000 Pfund gestampften Quarzes oder auch Erzes geben 876 Dollars Silber und 70 Dollars Gold, oder 507 Dollars Silber und 64 Dollars Gold.

Die Colonisation von Palästina. Ein Magnetiseur, Dr. Kuhlmann, hat jüngst eine Schrift über „Palästina, als Ziel und Boden germanischer Auswanderung und Colonisation" erscheinen lassen. Wir erfahren davon aus einem Berichte der „Allgemeinen Zeitung", in welcher ein Correspondent in Jerusalem den Gegenstand bespricht. Wir unsererseits wollen von vornherein bemerken, daß es auf baren Unverstand hinausläuft, an eine Besiedelung jenes Landes und Syriens überhaupt durch germanische Menschen auch nur zu denken. Fromme Gemüther oder religiöse Fanatiker mögen sich wohl dem Wahn hingeben, daß im „heiligen Land" eine solche möglich sei, wer aber auch nur das A-B-C der Geographie und der Völkerkunde inne hat, wird ganz anderer Ansicht sein. Wir Deutschen haben, vom Handel abgesehen, im semitisch-osmanischen Morgenlande nichts zu suchen. Das weiß man seit den Kreuzzügen. Was ist von den Kreuzfahrern, welche zwei Jahrhunderte lang den Orient heimsuchten, übrig geblieben? Nicht die Spur. Es ist in Nordafrika dasselbe. Vorzugsweise reibt aber Vorderasien, insbesondere Syrien und die mittlere und untere Euphratregion Alles auf, was aus anderen Klimaten dorthin kommt. Enthält denn die Geschichte gar keine warnenden Lehren? Für religiöse Schwärmer allerdings nicht, aber für Leute mit gesundem Menschenverstand allerdings. Was ist z. B. in Syrien und Palästina von Phöniciern, Assyrern, Aegyptern, Medern, Persern, Macedoniern und Griechen, Römern, Chalifen und Kreuzfahrern übrig geblieben? Sie alle sind in Syrien und Palästina bald erschlafft und gleichsam abgestanden. Nie war dort eine compacte, einheitliche oder nur gleichartige Volksthümlichkeit; alle Eroberer und Nationalitäten haben sich dort zu Grunde gerichtet, und jetzt leben hier ein Dutzend verschiedener Volkstrümmer und Secten neben und durch einander, sich gegenseitig entfremdet oder in unauslöschlicher Erbfehde. Syrien und Palästina waren immer ein Chaos. Und in dieses Chaos hinein und in ein Land mit solchem Klima und in die Nachbarschaft der buntscheckig durch einander gewürfelten Orientalen soll und darf man keine deutschen Leute bringen. Auch sie würden dort zu Grunde gehen, während sie mit dem Aufwande von Geld, Arbeit und Entbehrungen, welcher in Palästina hinweggeworfen wäre, sich in Amerika oder Australien eine zusagende Heimath schaffen könnten.

Das ist unsere Ansicht. Alle Colonisationsversuche von Ausländern sind gescheitert. In der „Allgemeinen Zeitung" wird auf den kläglichen Ausgang hingewiesen, welchen die Niederlassung puritanischer Yankees, aus dem Staate Maine, bei Bethlehem genommen hat; Deutsche, welche zuerst bei Smyrna sich niedergelassen hatten, scheiterten dort kläglich und noch kläglicher, als sie eine Ansiedelung bei Jaffa gründen wollten. Auch die vor zwei Jahren bei Jaffa gegründete Niederlassung „Adam's City" war bald nach der Gründung völlig gesprengt und die

Niederlassung der „Tempelfreunde“ in Galiläa ist in kläglichen Umständen. — Was in Palästina an fruchtbaren Strecken vorhanden ist, möge man ruhig den Asiaten überlassen; die deutschen Ansiedelungen, falls dergleichen überhaupt gedeihen könnten, würden doch nur vereinzelt und von einander entfernt liegen, und es versteht sich außerdem von selber, daß sie von den Asiaten mit Widerwillen betrachtet werden würden. Die Fremden würde man als Eindringlinge hassen. Es ist, man verzeihe den Ausdruck, eine Verrücktheit, wenn der Magnetiseur Kuhlmann das brennend heiße Jordanthal als „trefflich für Deutsche“ bezeichnet! Selbst die Eingeborenen ziehen auf vier Monate von dort weg, weil sogar für sie die Hitze unerträglich und das Klima zu ungesund ist. Wenn „den Christen der Name Palästinas theuer ist“, so haben wir dagegen nichts einzuwenden, wir finden es aber von den Juden sehr verständig, daß sie nicht in ein der Anarchie verfallenes Land gehen, sondern lieber in geordneten Staaten und in Ländern mit gesundem Klima wohnen. Die deutsche Auswanderung ist ohnehin genug nach aller Weltgegend hin verzettelt; und nun will man gar unsere Landsleute zwischen Drusen, Maroniten, Beduinen, Türken ꝛc. ꝛc. hineinwerfen!

Wir lesen auch, daß der bekannte Missionär Ludwig Krapf seinerseits die abyssinischen Hochebenen der Provinz Amhara als „für deutsche Colonisation trefflich geeignet“ hingestellt habe. Gesundes Klima haben dieselben allerdings. Aber wir wissen, was abyssinische Anarchie ist und daß es tausend eben so gesunde Zielpunkte für deutsche Niederlassungen giebt. Und nun ins Innere Abyssiniens! Man denke sich den schwäbischen oder Pfälzer Bauer zwischen die Abyssinier und die Mohammedaner, zwischen Amharaleute und Gallas versetzt, abgeschieden vom Oceane und den Landeseingeborenen verhaßt! Wie lange wird die Quacksalberei des Unverstandes noch ihr bornirtes oder gewissenloses Treiben fortsetzen?

Die Secte der Nichtbeter in Rußland. Im Reiche des Czars tauchen fast in jedem Jahre neue Secten auf, welche der heiligen orthodoxen Kirche den Rücken kehren und nach ihrer eigenen, nicht selten wunderlichen Façon selig werden wollen. Damit sind aber „Kirche und Staat“ nicht einverstanden; sie wenden gegen die „Irrgläubigen“ specifische Mittel an, wie sich aus folgenden Berichten der „Moskwa“ ergiebt.

„In der Mostowinskischen Wolost des Kreises Ssarapul (Gouvernement Wjatka) hat sich unter den Bauern eine sonderbare Ketzerei eingefunden, welche in der officiellen Mittheilung als „Abfall von der Kirche“ bezeichnet wird. Die Leute gehen nicht in die Kirche, beten nicht, haben alle Heiligenbilder zerstört und auf die Ermahnungen der Behörden und der Geistlichkeit geantwortet: „Wir erkennen Niemand an, als den himmlischen Vater; wir glauben Niemandem, als ihm; wir erwarten von Niemand etwas, als von ihm. Er allein beschützt uns ꝛc.“ Die Sectirer nennen sich „Nichtbeter“ und es haben sich ihnen bereits viele Dörfer angeschlossen. Die Behörde entschloß sich endlich, zu dem stärksten Ueberzeugungsmittel Zuflucht zu nehmen: sie begann die Hauptanstifter ins Gefängniß zu setzen. Für dieselben traten alle Uebrigen ein; sie verlangten in Masse, gleichfalls ins Gefängniß gesetzt zu werden. Der Abtrünnigen waren so viele, daß zu Ende Octobers vorigen Jahres bereits 170 Personen im Gefängnisse saßen und viele wegen Mangels an Raum abgewiesen werden mußten. Eine aus Geistlichen gebildete Commission sollte die Verirrten zurechtweisen, konnte aber nichts ausrichten. Inzwischen starben die Menschen in Folge der Enge des Gefängnißlocals hinweg. Man ließ die Ueberlebenden endlich hinaus und versuchte, sie nun einzeln in ihren Häusern zu überzeugen. Dies gelang auch. Alle aus dem Gefängniß Entlassenen haben Buße gethan und sind in den Schooß der Kirche zurückgekehrt. Nur die eigentlichen Rädelsführer (etwa 50 an der Zahl) sitzen noch im Gefängniß, sind auf keine Weise zu überzeugen und erwarten die Entscheidung ihres Schicksals.“

Neue Landkarten.

Es gereicht uns immer zu einer wahren Freude, wenn uns neue Karten von Heinrich Kiepert oder August Petermann zu Gesichte kommen. Der große Handatlas des erstern, eine wahre Musterarbeit, geht in der zweiten Auflage (bei Dietrich Reimer in Berlin) dem Abschlusse entgegen, und wir empfehlen dieses prächtige Werk den Lesern des „Globus“ hier zu wiederholten Malen. Nicht minder vortrefflich sind die neuen Karten, welche Hr. Petermann für den trefflichen Stieler'schen Handatlas (Gotha, Justus Perthes) neu bearbeitet hat. Uns sind jüngst die Blätter 51 und 52 zugekommen; sie stellen den Großen Ocean, dessen Küsten und die gesammte polynesische Inselwelt dar. Die Südsee hat in unseren Tagen ganz ungeheuer an Bedeutung gewonnen; das Handelsleben in ihr entfaltet sich immer reicher; sie wird nach Vollendung der großen Bahn durch Amerika in gesteigertem Maße eine Fahrbahn nach Europa bilden. In ihr liegen der Continent Australien und die unzähligen Inselgruppen; an ihr auf der Westseite China, Japan und das Amurland; auf der Ostseite Alaska, Britisch Columbia, Washington, Oregon, Californien, Mexico, Centralamerika, Neugranada, Ecuador, Peru und Chile. Der Verkehr in dem gewaltigen Wasserbecken selber, das nun gleichsam zu einem asiatisch-amerikanischen Golfe, zu einem intercontinentalen Mittelmeere geworden ist, wird auch durch regelmäßige Dampferlinien vermittelt, welche auf Petermann's trefflicher Karte eingetragen worden sind. Sie ist die vollständigste und sie ist kritisch bearbeitet; sie wird Keinen, der auf ihr etwas sucht, im Stiche lassen.

Beiläufig mag bemerkt werden, daß wir bedauern, auf dieser schönen Karte die durchaus irrige Schreibart Sidney für die Hauptstadt von Neusüdwales zu finden. Als wir unsern Freund Herrn Karl v. Scherzer darauf aufmerksam machten, daß in seinem großen Werke über die commerciellen Ergebnisse der Novara-Expedition die falsche Schreibart Sidney zu finden sei, erhielten wir zur Antwort, daß dieselbe in der Brockhausischen Buchdruckerei zu Leipzig einmal eingeführt worden, daß er seinerseits jedoch an diesem Fehler unschuldig sei. Wir hoffen, daß in den bei Brockhaus erscheinenden Werken künftig dieser Fehler nicht mehr vorkomme. Die Bewohner einer Stadt müssen am besten wissen, wie der Name derselben geschrieben wird, und wir haben kein Recht, das richtige Sydney in das unrichtige Sidney zu verfälschen. An sich selber ist die Sache eine Kleinigkeit, auf einer kritisch bearbeiteten Karte soll aber ein solcher Fehler vermieden werden.

Auf Kiepert's kleinem Handatlas steht richtig Sydney. Dieser „kleine Handatlas der neuern Geographie für Schule und Haus,“ zweite vermehrte und verbesserte Auflage, Berlin 1868 (bei Dietrich Reimer), enthält 16 Karten in handlichem Format und kostet nur 2 Thaler. Wir können nur wünschen, daß jeder Leser des „Globus“ denselben zum Nachschlagen bei der Hand habe. Die Karten empfehlen sich insbesondere auch dadurch, daß sie nicht überladen sind und nur das Nöthigste in sehr sauberer Ausführung geben. So gewinnt der Beschauer leicht eine Uebersicht.

Wir nehmen die Gelegenheit wahr, um uns in schärffter Weise über die Sünden auszusprechen, welche neuerdings allzuhäufig von ignoranten Subjecten verübt werden. Bei der großen Theilnahme, welche die Länder- und Völkerkunde auch im großen Publicum findet, wird von Krethi und Plethi auf die Ausbeutung derselben speculirt und es kommen als „Landkarten“ unrichtige, erbärmliche Machwerke zum Vorschein, deren Fabrikanten nicht einmal die guten und richtigen Vorbilder wiedergeben, sondern ins Blaue hinein, mit stupender Unwissenheit und eben so stupender Dreistigkeit, allerlei Schund in die Welt schicken; „wohlfeil und billig“, das versteht sich von selber, aber das Fabrikat ist auch danach! Durch solche Machwerke wird der Käufer, dem man gute Waare anpreist, hinter das Licht geführt; das ist schlimm, noch schlimmer ist aber die Liederlichkeit, mit welcher solche Landkarten fabricirt werden, und die Versündigung an der Wissenschaft. Man wird unsere etwas starke Ausdrucks-

weise gerechtfertigt finden, wenn wir unser Urtheil mit einem abschreckenden Beispiele belegen, das für heute genügen möge; wir werden gelegentlich noch Andere, welche sich gegen Wissenschaft, Kartographie und das kaufende oder lernende Publicum versündigten, auf die Anklagebank führen.

Das abschreckende Beispiel wird dargeboten von folgendem Fabrikate:

Vollständiger Schulatlas. Herausgegeben und mit Profilen versehen von Louis Thomas, ordentlichem Lehrer (!) an der dritten Bürgerschule zu Leipzig. Entwurf und Zeichnung von H. Kunsch. Dritte, nach den neuesten politischen Veränderungen verbesserte Auflage. Preis $^3/_4$ Thlr. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt (1868).

Wir rechnen die Herausgabe dieses Atlas unter die Sünden wider die Geographie und wider die Schule; uns ist noch kein Atlas zu Gesicht gekommen, der, so leichtfertig gearbeitet, auf jeder Karte die totale Unfähigkeit des Herausgebers documentirte. Warum einen Atlas für die Schule veröffentlichen, der nichts Eigenartiges hat als schlechten Druck und haarsträubende Fehler? Manche Karten versetzen uns um mindestens zwanzig Jahre zurück und dabei tritt das Machwerk mit der Prätension auf, ein vollständiger Schulatlas zu sein!

Betrachten wir die Blätter näher.

Das erste enthält neben den Planigloben die einzige Karte von Australien; also ein ganzer Erdtheil wird mit einer Nebenkarte abgefunden, welche weder die Colonien Queensland und Victoria kennt, noch den seit mehr als zehn Jahren eingeführten Namen Tasmania enthält!!

Auf der Karte von Europa, die doch wesentlich eine politische Karte ist und wie der Titel zu erwarten berechtigt, nach den neuesten politischen Veränderungen verbessert sein sollte, suchen wir vergebens die Umrisse der Großmächte: Preußen, Oesterreich und den Norddeutschen Bund.

Nicht einmal der Name Oesterreich ist zu finden.

Die Provinzen Preußen und Posen stehen außerhalb Deutschlands und Schleswig gehört noch zu Dänemark!

Daß dagegen der Kirchenstaat bereits verschwunden ist, dürfte vielleicht auf Rechnung politischer Divinationen der beiden Leipziger Verfertiger zu setzen sein.

In Asien ist die auf der Karte angegebene Grenze des russischen Reiches gänzlich veraltet; die mehr als 1000 Quadratmeilen große französische Besitzung in Hinterindien suchen wir vergebens. Dagegen erscheinen die Nikobaren noch als dänischer Besitz!

Doch weiter. Wenn an der Ostküste Asiens unter 50 für die Schule zum Theil indifferenten Benennungen die Städte Yokohama, Nagasaki, Schanghai, Canton und Manila fehlen, wenn Macao als englische Besitzung angegeben ist und Ceylon jedes Hafenplatzes entbehrt, wenn in Vorderindien Benares und Karratschi, in Persien Tebris, in Turkestan Samarkand, in Arabien Er-Riad, in Vorderasien Beirut vergebens gesucht werden, so fragen wir erstaunt nach der Berechtigung der Existenz einer solchen Karte für Schulzwecke.

In den Bergprofilen fehlt hier wie in Afrika der höchste Gipfel.

Die Karte von Afrika vollends ist ein wahres Monstrum. Es sollte uns nicht wundern, wenn auf Grund dieser Karte nächstens die Sahara mit Dampfern befahren würde; denn ein wundervoller, fabelhafter Strom durchschneidet die Wüste in südlicher Richtung von Rhat (hier Chat geschrieben) bis über Kano hinaus und trägt im untern Laufe den bekannten Namen Tschadda!!!

Livingstone's angebliche Entdeckungen in Südafrika werden durch die Zeichnung des Zambe (soll heißen Zambesi) durch die Verfertiger glänzend widerlegt; denn wo wir nach den Angaben des englischen Reisenden uns den Mittellauf des Stromes dachten, finden wir ein großes unbekanntes Gebiet mit der Bezeichnung Kalagari. Die Verfertiger haben wohl einmal von der Kalaharisteppe gehört.

Wir müssen bekennen, wir haben zu viel von diesen Gegenden zu wissen gemeint, aber — die Wissenschaft, wir sehen es hier, muß umkehren! Was Burton, Speke, Baker, Heuglin und Andere geleistet, das zu merken ist, nach diesem Atlas zu urtheilen, für die Jugend unnützer Ballast. Die Bauernrepubliken in Südafrika und die Besitzungen der Portugiesen in Guinea sind natürlich nicht minder unnöthig; dagegen prägen wir uns die correcte Schreibweise: Sorotra, Lagoa Bai, Algova Bai und Conge ein!! Und daß Lagos und Port Elisabeth fehlen, rechtfertigt sich wohl durch den pädagogischen Zweck des Atlas; denn mit Recht sagt ja Alexander v. Humboldt: „Nur leer scheinende Karten prägen sich dem Gedächtnisse ein."

Wozu soll auch die Jugend das Neueste und das Wichtige erfahren? Das ändert sich vielleicht bald. Rühmen und preisen wir also, daß auf dem Atlas der Verfertiger Thomas und Kunsch in Nordamerika die Territorien Montana, Idaho, Wyoming nicht stehen, und freuen wir uns mit Soulouque, daß Haiti noch ein Kaiserthum ist!

Aber wozu in die Ferne schweifen, das Vaterland ist wichtiger. Da können wir es doch gewiß nur loben, daß der Herausgeber dem stürmischen Fortschritte der Zeit gegenüber und bei dem rastlosen Bau neuer Eisenbahnen sich conservativ verhält und nicht gleich alle Bahnlinien einzeichnet, ehe sie etwa durch wiederholte Unglücksfälle historisch merkwürdig geworden sind. Zu viele Eisenbahnen würden die Reiselust der Jugend zu mächtig anstacheln. In der Ferne, in Rußland, kann man schon einige mehr zeichnen als existiren; dort reist schon unsere Jugend auf der Karte von Moskau nach Odessa auf der Thomas-Atlasbahn in der Phantasie.

Auch die politischen Grenzen haben ihre Wichtigkeit verloren, seitdem die Paßschereien aufgehört. Darum sind auf den Karten auch die beiden Theile des Fürstenthums Lübeck-Eutin noch nicht mit einander verbunden; darum hat Baden noch vier statt elf Kreise. Und in sehr geschickter Weise wird die Urtheilskraft der Kinder geschärft, indem neckisch die Farben der Kreise und Länder vertauscht sind. So sind in dem uns vorliegenden Exemplare der Schwarzwald- und Donaukreis vertauscht und Holland ist in die Farbenscala Belgien getaucht, wie Belgien als Holland bezeichnet ist. Dasselbe pädagogische Verfahren wird ja auch in manchen Schulgrammatiken angewendet, wo dem Schüler falsch gebildete Sätze vorgelegt werden, die er zu verbessern hat.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß der Meerbusen von Lyon (statt du Lion oder Leon) uns lebhaft an die berühmte „Seestadt Leipzig" erinnert, wo dieser Atlas unverdienterweise das Licht der Welt erblickte. Er ist eine durch und durch liederliche Arbeit, herausgegeben von dem „ordentlichen Lehrer" Louis Thomas!

* * *

— Wie rücksichtslos das Ultramoskowiterthum gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen zu Werke geht, ergiebt sich auch daraus, daß die amtliche Zeitung für Livland ihren bisherigen deutschen Titel: „Livländische Gouvernementszeitung" vom September an hat russisch drucken müssen. Der Text ist bis jetzt deutsch geblieben.

— Die jüdischen Gebetbücher werden jetzt ins Russische übersetzt. Die Kinder Abrahams sollen vermoskowitert werden.

— Die Wittwe des Violinspielers Ernst besuchte während ihrer Reise im mittlern Frankreich eine Dorfkirche in der Auvergne. Zwei Heiligenbilder schmückten den Altar: — Statuen Voltaire's und Rousseau's! Frau Ernst bemerkte dem Geistlichen, daß diese beiden Philosophen doch wohl nicht als Kirchenheilige betrachtet werden könnten. Der Pfarrer, welcher nicht gewußt hatte, daß so arge „Heiden" in seiner Kirche ständen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieselben zu entfer-

nen. Aber am Tage nachher wurde die Dorfgemeinde von einem Hagelwetter heimgesucht, das auf den Feldern entsetzliche Verwüstungen anrichtete. Es verstand sich nach Ansicht der Bauern von selber, daß die beiden depossedirten Heiligen sich gerächt hatten für die ihnen angethane Schmach. Der Pfarrer mußte die Statuen von Rousseau und Voltaire wieder als Altarheilige einsetzen. So geschehen in dem Lande, welches an der Spitze der Civilisation marschirt, Anno 1868.

— Wir haben eine Anzahl Nummern des deutschen „Huntingburgh Demokrat" erhalten. Dieses Huntingburgh liegt in Dubois County, Staat Indiana; die deutschen Bewohner dieser Stadt sind in weit überwiegender Mehrzahl „stramme Demokraten und eifrige Freunde der von den Radicalen zu Grunde gerichteten Bundesverfassung." Die genannte Zeitung polemisirt mächtig gegen General Grant und dessen Partei. Wir geben eine Probe, überlassen es jedoch dem Leser selber zu prüfen, ob das hier folgende Rechenexempel Stich hält:

„Die Bundesschuld von 2600,000,000 oder von 2523,534,480 Dollars ist das Monument der elenden radicalen Gewaltherrschaft, Unerfahrenheit und Schurkerei, welches auf den Ruinen der Constitution zwischen den gebrochenen Säulen der amerikanischen Republik errichtet ist, und es stellt unsere nationale Zurücksetzung und unsern Ruin dar; zur selben Zeit ist es ein sprechender Zeuge des nationalen Bankerotts, der unerträglichen und ewigen Besteuerung und der kriechenden Unterwürfigkeit der Armen gegen die Reichen.

Die Steuereinnehmer sind jetzt in jeder Gasse und Straße des Landes thätig, und der Wohlfahrt des Landes ebenso nachtheilig, als es die sieben Plagen Aegyptens waren, welche Pharao demüthigten. Diese Steuereinnehmer verlangen Taxen für: den Hut auf deinem Kopfe; — die Schuhe an deinen Füßen; — die Kleider an deinem Leibe; — die Speisen, welche du issest; — den Thee und Kaffee, welchen du trinkst; — den Topf, in welchem du ihn kochst; — die Tasse, aus der du ihn trinkst; — die Ackergeräthe in deiner Wirthschaft; — die Werkzeuge, mit welchen du arbeitest; — das Papier, auf welchem du schreibst; — die Feder und Tinte, womit du schreibst; — die Zeitungen und Bücher, welche du liesest; — die Einrichtung in deinem Hause; — das Gas oder Oel, welches dir leuchtet; — die Kohle, welche du gebrauchst; — den Ofen, worin du sie brennst; — das Zündholz, womit du sie anzündest; — die Medizinen, welche du einnimmst; — den Taback, welchen du rauchst; — die Pfeife, worin du ihn rauchst; — die Teller auf deinem Tische und alle Speisen, die du hiervon issest.

Nachfolgende Darstellungen aus dem „Frankfurter Yeoman" dürften unseren Lesern angenehm sein: Der höchste Berg auf Erden ist in dem Himalayagebirge in Ostindien, selber erreicht eine Höhe von 28,178 Fuß oder etwas weniger als fünf und eine halbe Meile. Die Schuld der Vereinigten Staaten betrug nach officiellen Berichten des Schatzmeisters am 1. August d. J. 2,523,534,480 Dollars. Setzen wir nun voraus, daß diese Schuld in Ein-Dollar-Noten vor uns liege und häufen selbe eine über die andere auf. Glaubt Ihr, daß dieser Haufen die Höhe eines Berges erreichen würde? Laßt uns sehen: Sagen wir, daß ein hundert einzelne Noten aufeinander liegend einen Zoll hoch sind, so haben wir folgende Höhe:

Es sind 25,235,344 Zoll!
oder 2,101,945 Fuß!
oder 700,981 Yards!
oder $398^1/_2$ Meilen!

oder wenn diese Noten anstatt Ein-Dollar-, Einhundert-Dollar-Noten wären, so würde diese Pyramide beinahe vier Meilen hoch werden, daher höher als der höchste Berg in Nordamerika; der Berg St. Elias in Russisch-Amerika, welcher bloß 17,900 Fuß oder weniger als $3^1/_2$ Meilen hoch ist. Gehen wir weiter und setzen voraus, die Staatsschuld wäre in Silber statt in Greenbacks und rechnen wir 16 Dollars aufs Pfund, so beträgt das Gewicht unserer Schuld gerade 157,720,905 Pfund!! oder 9857 Eisenbahnwagenladungen (zu 16,000 Pfund den Wagen), welches einen 56 Meilen langen Train bilden würde, wenn wir bloß 30 Fuß Wagenlänge annehmen!!! — Wollen wir es weiter betrachten und setzen voraus, daß diese Silber-Dollars durch Menschen aus der Münze fortgeschafft werden sollten; wir miethen Lastträger zu diesem Zwecke und lassen jeden Mann 40 Pfund tragen. In diesem Falle brauchen wir 4,000,000 Träger, welche, wenn sie drei Fuß voneinander ständen, eine Linie von 3000 Meilen Länge bilden würden, und wenn selbe mit der Geschwindigkeit von drei Meilen per Stunde marschiren würden, so würde diese mit der Staatsschuld beladene Armee beinahe 40 Tage gebrauchen, um einen gegebenen Punkt zu passiren. Die Arbeit, diese Schuld in Silber-Dollars zu zählen, wäre beinahe von endloser Dauer. Z. B.: Ein Mann fing am 1. August 1868 diese Arbeit an, arbeitet täglich 10 Stunden und zählt jede Minute sechzig Dollars. Im Jahre des Herrn 4368 würde er mit dieser Arbeit fertig sein. — Es giebt aber auch noch andere Anschauungen von der Größe dieses großen „Landessegen", welche sicher die Aufmerksamkeit der Farmer in Anspruch nehmen werden: Zu 2 Dollars der Bushel, die Staatsschuld würde 1,261,767,245 Bushel oder 37,853,017 Tonnen Weizen darstellen. Um diese Menge in zweispännigen Wagen fortzuschaffen, würde man, jeden Wagen mit einer Tonne beladen, 37,853,017 Wagen und 75,706,034 Pferde nöthig haben. Geben wir jedem Fuhrwerke 30 Fuß Raum, und wir haben eine Cavalcade, welche die Erde umgürtelt!

Wir sind dieser Vergleiche ebenso müde, als wir alles dessen müde sind, was von der radicalen Gewaltherrschaft kommt, welche in einer kurzen Zeit das Wohl des Landes vernichtete und ihre Arbeit mit der unsterblichen Infamie krönte, uns ein Monument von Schulden zu errichten, welches wie die Pyramiden, der öden Umgebung wegen, mehr ins Auge fällt."

— Wie sehr die wirthschaftlichen Verhältnisse in einzelnen Südstaaten der amerikanischen Union zerrüttet sind, ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß Mitte November im Staate Mississippi der siebente Theil des gesammten Grundbesitzes subhastirt und zum Zwangsverkauf ausgeboten worden ist.

— Zur Charakteristik des russischen Beamtenwesens giebt die russische „St. Petersburger Zeitung" einen interessanten Beitrag aus dem Gouvernement Ssimbirsk, das an der Wolga liegt. Das nachstehende Schreiben des Kreisrichters (Isprawnik) ist an eine im Kreise Kurmysch wohnende Dame von Stande gerichtet und durchaus kennzeichnend.

„Geehrte Frau Olga Ssergejewna! Ich habe bemerkt, daß Sie seit Ihrer Rückkehr aus Moskau auf der Brust über Ihrem Kleide ein großes schwarzes Kreuz an einem langen Bande von gleicher Farbe tragen. Da nach dem Modenjournal ein solcher Schmuck nicht ein Bestandtheil der Damentoilette ist und ich außerdem noch bei Niemandem eine ähnliche Decoration gesehen habe, so fordere ich Sie auf, mir die Bedeutung dieses Emblems zu erklären. — Unter Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung habe ich die Ehre, mich als Ihr ergebener Diener zu unterzeichnen. Rudnew, Isprawnik des Kreises Kurmysch."

— Nützliche Verwendung gebrauchter Briefmarken. Pastor Maurach in Oberpahlen in Livland bittet in der „Kurl. Gouv.-Ztg.", ihm die alten abgestempelten Briefmarken einzusenden. Die Chinesen, dieses eigenartige, sonderbare Volk, haben nämlich eine besondere Leidenschaft dafür gefaßt, Schirme, ja sogar ganze Zimmer mit solchen Briefmarken zu bekleben und kaufen dieselben zu Tausenden und Millionen. Die rheinische Mission, die ihren Vertreter in China hat, sammelt nun die Marken, verkauft sie zu 1 Thaler das Tausend und läßt für das daraus gelöste Geld die Kinder erziehen, welche die Chinesen ausgesetzt oder als Sklaven verkauft haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Aus dem Volksleben der Japaner.

II.

Criminalprocesse. — Todesstrafe und Hinrichtungen. — Straßenleben in Yeddo. — Blick in ein Familienzimmer. — Mittagessen. — Krankheiten; die Aerzte und ihre Heilmethoden. — Verdienste des holländischen Doctors van Meerdervoort. — Die Universität zu Yeddo und die Lehre des Confucius. — Das Collegium der Dolmetscher. — Preßbureau und Literatur. — Der amtliche Stil. — Neuere Vorgänge im Reiche.

Im vorigen Artikel wurde gesagt, daß jeder Missethäter, der wegen Diebstahls vierundzwanzig Mal ein „Märk“ erhalten hat und dann noch einmal rückfällig wird, die Todesstrafe erleidet. Dieselbe trifft auch jeden, welcher einem Andern Sachen im Werthe von mehr als 40 Itzibus entfremdet. Gewöhnlich wartet das Gericht mit der Hinrichtung, bis drei oder vier Verurtheilte die Execution zu erleiden haben, und dann wird sie allemal im Hofe des Gerichtsgebäudes vorgenommen. Die Japaner befolgen also ein Verfahren, auf das man in Europa erst während unsern Menschenalters gefallen ist; die scandalöse Art von Hinrichtungen, bei denen Pöbelmassen sich versammeln, sich an einem blutigen Vorgange weiden und hinterher Branntweinorgien feiern, wie das in unseren christlichen Ländern Jahrhunderte lang herkömmlich war und in manchen Ländern noch ist, — diese haben sie dafür nicht. Nur die Criminalrichter und überhaupt Gerichtspersonen sind Zeugen. Man verbindet dem Verurtheilten die Augen und wirft ihm seinen Kirimon (weiten Rock mit langen, weiten Aermeln) nach rückwärts über die Schultern. So muß er niederknien; zwei oder vier Henkersknechte halten ihm Hände und Füße und dann säbelt ihm der in seinem Handwerk wohlerfahrene Scharfrichter den Kopf vom Rumpfe. Dieser wird in einen Korb geworfen, abgewaschen und dann vierundzwanzig Stunden lang auf einem Marktplatz ausgestellt. Der Körper wird in einen Strohsack verpackt und findet eine echt japanische Verwendung. Man überläßt ihn nämlich den Edellenten, welche sich schon im Voraus gemeldet haben, um die Schärfe ihrer Säbel an der Leiche zu probiren.

Oeffentlichen Hinrichtungen unterliegen nur Brandstifter und Meuchelmörder; die ersteren werden verbrannt, und zwar in der Art, daß man ihre Fesseln mit einer Lage nassen Thons überzieht, denn bislang haben die Japaner keine eisernen Ketten gekannt oder angewandt und ihre Strohseile würden ohne jenen Ueberzug bald verbrennen. Vor einiger Zeit wurde auf solche Weise in Yokohama ein Mensch hingerichtet, der geschworen hatte, das europäische Quartier in Asche zu legen; er war auf frischer That ergriffen worden. Der Diener des Schweizers Humbert schilderte demselben die Hinrichtung zweier Vatermörder in Yeddo und brachte ihm darüber ein fliegendes Blatt mit Illustrationen in Holzschnitt, welchem unsere Illustration nachgebildet worden ist. Also werden die „grausigen Morithaten“ im Inselreiche des Sonnenaufgangs zur Erbauung eines sensationslustigen Pöbels ganz in derselben Weise ausgebeutet, wie im „civilisirten“ Europa, „comme on sait que cela se pratique encore en pleine civilisation chrétienne.“

Dem Mörder wird der Hals abgeschlagen und man huldigt, wie das so lange in Europa und auf den Kathedern bis in unser Jahrhundert hinein vorkam, der Abschreckungstheorie. Man setzt den Verurtheilten auf einen hohen Holzsattel, hängt ihm einen Rosenkranz um den Hals und so wird er zu Pferde durch die Straßen geführt. Vor ihm her tragen Gerichtsdiener ein großes Placat, auf welchem seine Missethat geschildert wird.

* * *

Die freie Beweglichkeit des Bürgerstandes war bisher, wenigstens in Yeddo, vielfach gehemmt, doch sind schon manche Schranken durchbrochen worden, seitdem der Verkehr mit den Ausländern eine immer größere Ausdehnung erhalten hat. Innerhalb des Kreises aber, welcher ihm vorgezeichnet war, bewegt er sich vollkommen ungehindert und in zwangloser Heiterkeit. Namentlich führen Gelehrte und Dichter, Aerzte, Studenten, Maler und Comödianten ein lustiges Leben.

Das Leben auf den Straßen in Yeddo ist ungemein regsam und bunt, aber in den Sommermonaten wird es gegen die Mittagsstunden sehr still in der Hauptstadt. Die Barken und Boote auf den Canälen liegen ruhig am Ufer, denn die Schiffsleute schlafen. Man hört kein Geräusch. Dann und wann sieht man Wanderer, welche sich beeilen, eine Mittagsherberge zu erreichen; der Bürger und Arbeitsmann ist zu Hause gegangen; manche Leute liegen in irgend einem kühlen Winkel oder unter den schattenspendenden Bäumen und ruhen.

Wer um diese Zeit durch die Straßen schlendert, kann sich ganz gemächlich einen Einblick in das Hauswesen der Japaner verschaffen und mit Muße zusehen, wie die Leute ihr bescheidenes Mittagsmahl einnehmen. Die aus feinem Stroh geflochtene Matte wird auf die Erde gelegt und dient als Tischtuch. In der Mitte steht ein Napf aus lackirtem Holz; er ist mit Reis gefüllt, welcher so zu sagen das tägliche Brot aller Stände bildet. Die Japaner verstehen sich

Eine Bürgerfamilie beim Mittagsessen.

vortrefflich auf die Zubereitung desselben. Jeder am Tische füllt sich aus dem Napf eine Tasse voll und verzehrt den Inhalt, ohne sich der bekannten Stäbchen zu bedienen, welche unsere Gabel ersetzen. Nur wenn er Fisch, Krabben, Fleisch oder eine dergleichen Zuspeise genießt, nimmt er die Stäbchen. Die Speisen werden mit Seesalz, Piment und Soya gewürzt. Die letztere wird bekanntlich aus einer schwarzen Bohne bereitet, die man gähren läßt. Von Gemüsen hat man weiße Rüben, Möhren und süße Kartoffeln; ein sehr wohlschmeckendes Gericht ist ein Salat aus jungen Bambussprossen mit Zwiebeln vom Lotus. Bei keiner Mahlzeit fehlt Thee oder heißer Reisbranntwein (Saki); beide Getränke werden ohne Zucker oder irgend eine andere Zuthat genossen.

Das Tafelgeschirr ist sehr mannichfaltig und besteht aus allerlei Bowlen und Schalen, Untersätzen, Büchsen und Schüsseln, Alles von lackirtem Holze; dazu kommen Vasen, Tassen und Flaschen aus Porcellan, Theetöpfe aus poröser Töpfererde, die mit einem Firniß überzogen sind. Die Bewegungen der Leute bei Tische sind graciös.

Saki wird, wie bei den Europäern Wein oder Branntwein, von manchen Leuten in Ueberfülle genossen und hat dann auch wohl Säuferwahnsinn zur Folge. Dysenterie und Cholera haben einige Mal große Verheerungen angerichtet, und das ist auch kein Wunder, weil Kinder und Leute aus dem Volke zu Anfang des Herbstes allerlei Früchte, die noch nicht völlig reif sind, und namentlich Wassermelonen in Menge genießen. Seltsam ist auch, daß bei einem sonst so praktischen Volke keine Brunnen vorkommen; man behilft sich mit Cisternenwasser selbst in Yeddo, wo doch wahrhaftig an Quellen kein Mangel ist und wo man ohne Mühe oder Aufwand Springbrunnen in Menge herstellen könnte. Die schädlichen Folgen des Cisternenwassers sind indessen nicht so schlimm, weil die Japaner zu allen Jahreszeiten das Wasser abgekocht und warm trinken.

Der Japaner nimmt, wenn es irgend angeht, täglich ein warmes Bad. Er liebt überhaupt die Reinlichkeit, seine Nahrung ist ihm zuträglich, das Klima gesund, und demgemäß sollte eigentlich das Volk nicht viel von Krankheiten zu leiden haben. Aber Hautkrankheiten und andere von schlechtem Ursprung sind doch keineswegs selten und die Aerzte haben vollauf zu thun. Die Zahl der Heilkünstler ist groß, namentlich in Yeddo. Die am Hofe des Taïkun angestellten gehören zur Classe der Hattamotos, dürfen zwei Schwerter tragen, scheeren das Kopfhaar ab und haben, je nach der Kategorie, welcher sie zugetheilt worden sind, einen höhern oder geringern Rang. Den höchsten nehmen jene Doctoren ein, welche speciell zum Hofhalte des Taïkun gehören, und diese dürfen außerhalb des Palastes nicht prakticiren. Jeder von ihnen erhält theils in Naturproducten (Reis rc.), theils in Geld ein Jahreshonorar, das nach unserm Gelde etwa 5000 Thaler beträgt. Die zweite Classe besteht aus solchen Doctoren, welche zugleich Militärärzte sind und mit den Truppen ins Feld rücken. Die am besten bezahlten haben etwa 2500 Thaler Einkünfte, andere beziehen weniger, alle aber dürfen auch in der Stadt Praxis haben.

Alle übrigen Aerzte gehen aus dem Bürgerstande hervor. Durchschnittlich haben sie einige Jahre auf der Universität zu Kioto oder auf jener in Yeddo studirt; manche sind jedoch auch Söhne von Aerzten, welche die Praxis als Gehülfen ihrer Väter gelernt haben. Staatsprüfungen giebt es nicht und Jeder kann nach seiner eigenen Methode den Kranken behandeln. Der eine ist Empiriker nach altem Herkommen, ein anderer befolgt die Methode der chinesischen Aerzte, ein dritter nimmt sich die Holländer zum Muster; eine wissenschaftliche Durchdringung ist nicht vorhanden und die Studien sind nur oberflächlich. Das erklärt sich leicht, wenn man erwägt, daß die nothwendigen Vorkenntnisse fehlen. In der neuesten Zeit haben indeß die Dinge, in Folge häufigen Verkehrs mit den Europäern, angefangen, eine günstigere Wendung zu nehmen und man bahnt Reformen an.

Der japanische Doctor beobachtet eine gravitätische Haltung, er schreitet mit methodisch berechneter Würde einher. Manche Aerzte lassen sich, gleich den Bonzen oder den kaiserlichen Heilkünstlern, das ganze Kopfhaar abscheeren, obwohl sie nur der dritten Classe angehören. Andere lassen das Haar lang wachsen und es bildet dann am Hinterkopf einen dicken Chignon; noch andere tragen einen Bart. Zwei Säbel dürfen sie nicht tragen, weil sie von bürgerlicher Abkunft sind, aber sie verzichten doch nicht darauf, wenigstens einen zu tragen, der jedoch nur ganz klein ist und mit Seide oder Sammt umhüllt im Gürtel getragen wird. Wer aber ganz was Rechtes aus sich machen will, erscheint auf der Straße nur von einem oder zwei Bedienten begleitet, welche den Arzneikasten hinter ihm hertragen. Uebrigens hat das Volk Vertrauen zu den Aerzten, deren Einnahmen indeß im Allgemeinen spärlich genug sind; manche haben alle Mühe und Noth, die Kosten eines leidlich anständigen Haushaltes zu bestreiten. Es muß zum Lobe dieser Männer gesagt werden, daß sie sich dabei mit philosophischer Würde benehmen und daneben gar nicht selten uneigennützig zu Werke gehen. Viele zeigen auch wissenschaftliche Beflissenheit, liegen eifrig allerlei Untersuchungen ob, und stellen Naturbeobachtungen an, die gewiß guten Erfolg hätten, wenn zuvor eine solide Grundlage gelegt worden wäre.

Die Genossenschaft der Aerzte bildet in Japan einen wichtigen Hebel für den Fortschritt der Civilisation. Sie hat gleich anderen Gewerbsgenossenschaften amtlich anerkannte Satzungen und gewisse Privilegien, und ist durch eine Verfügung des Mikado unter den Schutz des heiligen Patrons Yakusi gestellt worden. Wir wissen aus den kaiserlichen Jahrbüchern von Kioto, daß dort die erste Apotheke schon im Jahre 730 unserer Zeitrechnung gegründet wurde. Im Jahre 808 veröffentlichte der Doctor Tiro Sada eine Sammlung von Recepten in einhundert Bänden, und im Jahre 825 wurde das erste Hospital angelegt. Lange Zeit war Japan auch in Betreff der Arzneiwissenschaft von chinesischen Doctoren abhängig. Sie lieferten Werke über Anatomie und Botanik, Receptbücher, Professoren, praktische Aerzte und vollständig zubereitete Arzneien. Wir erfahren aus den Annalen, daß im elften Jahrhundert der chinesische Kaufmann Wang man in Japan durch seinen Handel mit Arzneien und — Papageien viel Geld verdient hat.

Manche Heilkünstler haben sich auch mit Magie befaßt, und noch heute ziehen in den Städten und in den Dörfern Leute umher, welche Kirimons verkaufen, die mit kabbalistischen Zeichen versehen sind. Diese Gewänder müssen den Kranken sorgfältig nach Vorschrift und zu einer gewissen günstigen Stunde auf den Leib gelegt werden. Die Bonzen machen es genau so, wie die Kapuziner und manche andere Mönche in Europa bis in unser Jahrhundert hinein zu thun pflegten; sie haben gewisse Gebete und Besprechungen, durch welche sie Blutflüsse aufhalten und Wunden heilen; ja sie exorcisiren ganz in derselben Weise, wie es im Mittelalter mit päpstlicher Genehmigung geschah, z. B. am Bodensee, die Insekten; sie werfen auch Loose über die Seelen von Menschen und Thieren.

Das abergläubische Treiben der buddhistischen Mönche war auch in Japan ein großes Hemmniß für die Wissenschaften, namentlich auch für die Arzneikunde. Sie hätten ohne Zweifel noch viel mehr Unfug und Unheil angerichtet,

wenn nicht die Holländer ins Land gekommen wären. Diesen wurde 1609 erlaubt, eine Factorei in Firando zu errichten. Ein glücklicher Umstand war auch die Stiftung der Universität zu Yeddo zu Engelbert Kämpfer's Zeit, unter dem Sjogun Tsuna Yosi, im Jahre 1690. Thunberg, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Arzt in der holländischen Factorei Decima angestellt war, erhielt vom Kaiser in Yeddo selbst die Erlaubniß, dort mit fünf Leibmedicis und zwei Hofastronomen zu verkehren. Bei den Unterhaltungen, welche er mit ihnen pflog, überzeugte er sich, daß die ersteren eine Menge naturwissenschaftlicher Kenntnisse besaßen und in Physik, Medicin und Chirurgie vielerlei wußten. Sie hatten das theils aus chinesischen, theils aus holländischen Quellen. Den Aerzten der chinesischen Factorei wurde gestattet, Zöglinge anzunehmen, die denn auch mit großem Eifer den Studien oblagen. Franz von Siebold hatte in seinem Landhause, das in dem lieblichen Thale von Narutaki liegt, stets eine Anzahl junger Japaner bei sich, denen er Unterricht in Naturwissenschaften und Arzneikunde ertheilte. Er hat dort auch einen botanischen Garten angelegt, der von japanischen Studenten in Ordnung gehalten wurde. Ein anderer Deutscher, Dr. Mohnicke, hat, allerdings nicht ohne Widerstand zu finden, die Blatternimpfung eingeführt. Als Dr. Baudin bei den medicinischen Facultäten zu Kioto und Yeddo Leichen seciren lassen und Kliniken einrichten wollte, legte man ihm anfangs viele Schwierigkeiten in den Weg. Aber zuletzt triumphirte er doch. Sein Vorgänger, Dr. Pompe van Meerdervoort, hatte schon mancherlei Reformen angebahnt. Nachdem der Taïkun ihm ausdrücklich eine Ermächtigung gegeben, versammelte er am 9. September 1859 auf einem Vorgebirge an der Bai von Nangasaki 45 japanische Aerzte und zog auch eine Hebamme hinzu. Diese waren seine Schüler in dem Hospitale, welches auf seine Veranlassung der Taïkun bei Nangasaki hatte bauen lassen und das auf Staatskosten unterhalten wurde. Dort finden Kranke ohne Unterschied der Nationalität und des Standes Aufnahme; nachdem es am 20. September 1861 eröffnet worden war, fanden im Laufe der nächsten zwölf Monate 930 Kranke beiderlei Geschlechts eine sorgfältige Behandlung, und durchschnittlich wurde die Klinik von etwa 50 Studenten besucht, denen Dr. Pompe, als Dirigent des Hospitals, Vorträge hielt.

Typus eines Bürgers in Yeddo.

Dieser holländische Arzt wird von Herrn Humbert als ein „wahrhafter Sendbote der Menschenfreundlichkeit“ gerühmt. Er wirkte in Nangasaki von 1857 bis 1863. In diese Zeit fallen zwei Choleraepidemien, und Pompe selber erlitt einen bedenklichen Anfall. Während der ebengenannten Jahre behandelte er 13,600 Personen neben jenen, die im Hospital Aufnahme gefunden hatten. Fortwährend kamen aus allen Theilen Japans Studenten, um von ihm unterrichtet zu werden*).

Die Universität zu Yeddo ist unter das Schutzpatronat des Confucius gestellt und es ist eine ihrer Aufgaben, die Lehren des chinesischen Moralphilosophen unter der wissen-

*) Der „Globus“ hat schon in früheren Aufsätzen über Japan Mittheilungen aus Dr. Pompe's Werke: Vyf jaren in Japan etc. Leiden 1868, gegeben. Im zweiten Bande schildert der treffliche Mann, Hoofdstuk VII. S. 159 bis 247, auch seine eigene Wirksamkeit („myn eigen werkkring“) und in der That man muß Respect vor ihm haben. A.

schaftlich gebildeten Classe zu verbreiten. Sie verfährt dabei nicht etwa so, wie die christlichen Missionäre zu thun pflegen: sie bildet und treibt keine aggressive Propaganda und tritt nicht etwa offen gegen die anerkannten Culte auf. Sie verfährt im Gegentheile mit großer Schonung; sie verkündet ganz einfach die Lehren des Confucius. Wer dieselben annimmt, kehrt natürlich allen buddhistischen Superstitionen den Rücken, weil mit dessen Phantasmen der gesunde Menschenverstand platterdings nicht zu vereinbaren ist.

Die japanische Geistlichkeit ihrerseits benimmt sich recht verständig. Sie weiß, daß sie in ihrer äußern Stellung durch die philosophisch gebildeten Männer der Wissenschaft nicht gefährdet wird und beobachtet ihnen gegenüber eine wohlberechnete Bescheidenheit. Auch weiß sie, daß sie nicht im Stande wäre, den Philosophen Eintrag zu thun, weil das Andenken des Confucius in Japan sehr populär ist. Unter dem Namen Koo-ci widmet man ihm allgemeine Verehrung; er ist aber erst um das Jahr 285 nach Christus in Japan bekannt geworden. Damals betrübte es Osin, den sechszehnten Mikado, sehr tief, daß die wohlwollenden Absichten seiner Regierung in Folge der Unwissenheit seines Volkes auf so vielfache Hindernisse trafen. Er fragte dann beim Könige von Petsi (Païk-tse) in Korea an, wie er es zu machen habe, daß die Japaner gebildeter würden. Jener König schickte ihm darauf den Literaten Wang Dschin, und dieser las am Hofe des Mikado die Bücher des großen Weltweisen vor, welchem China seit Jahrhunderten so viele und große Wohlthaten verdankte. Die Dienste, welche Wang Dschin solchergestalt dem Reiche der Mikados leistete, wurden so hoch geschätzt, daß man ihn unter die National-Kamis, d. h. die

Ein berühmter Arzt geht auf Krankenbesuch.

verehrungswürdigen Heroen, versetzte, ihn also auf gleiche Linie stellte mit den Gründern des Staates und den früheren Wohlthätern des Volkes.

In der That haben die Schriften des Confucius auf die japanische Gesellschaft und deren Entwickelung einen tiefgreifenden Einfluß geübt; das Land verdankt ihnen zu nicht geringem Theil seine Civilisation und seine feinen Umgangsformen. In der großen Masse des Volkes hat freilich der später ins Land gekommene Buddhismus Wurzeln geschlagen, aber alle gebildeten Leute ziehen eine Moralphilosophie vor, welche die gesunde Vernunft, nicht phantastische Glaubensvorstellungen zur Unterlage hat.

* * *

Schon im Jahre 1844 suchte König Wilhelm der Zweite von Holland die japanische Regierung dahin zu vermögen, daß sie ihr bisheriges System der Absperrung fallen lasse. In der Voraussicht, daß dasselbe doch nicht ferner aufrecht zu erhalten sei, schrieb er an den Taïkun und rieth ihm, das Land für alle Nationen zu eröffnen. Zwar erfolgte eine ablehnende Antwort; es war aber doch eine Folge dieses königlichen Schreibens, daß fortan zwischen den holländischen Agenten und den japanischen Behörden der Verkehr zwangloser und vertraulicher wurde. Die Regierung des Taïkun überzeugte sich schon nach Ablauf weniger Jahre, wie richtig die Voraussetzungen des europäischen Königs gewesen waren. Der holländische Commissär Donker Curtius, der ein Jahr vor dem Flottenzuge des amerikanischen Commodore Perry in Japan anlangte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf die Behörden. Ihm verdanken z. B. die Portugiesen

Eine Buchhandlung in Yeddo.

die Zurücknahme des vor zweihundert Jahren speciell gegen sie erlassenen Edictes, und die Mächte, welche in unseren Tagen mit Japan Verträge geschlossen, haben dem holländischen Bevollmächtigten manche ersprießliche Rathschläge und Winke zu verdanken.

Den Japanern hat Holland wichtige Dienste geleistet; durch sie ist das Reich des Taïkun von dem, was sich in der Außenwelt begab, in Kenntniß gesetzt worden. An der Universität zu Yeddo bildet das Collegium der Dolmetscher eine besondere Abtheilung, eine Art von Facultät. Die zahlreichen, derselben angehörenden Studenten haben Offiziersrang und tragen zwei Schwerter. Alle erlernen das Holländische, die Sprache des diplomatischen Verkehrs; viele daneben auch entweder Russisch oder Deutsch, Englisch oder Portugiesisch und Französisch, einige auch Dänisch und Italienisch. Somit sind die Sprachen aller Staaten, welche mit Japan Verträge abgeschlossen haben, durch eine größere oder geringere Anzahl von Dolmetschern vertreten. Diese stehen jeden Augenblick zur Verfügung der Regierung und sind in Rangclassen getheilt, denen gemäß man ihnen wichtigere oder unwichtigere Mandate giebt. Man wählt natürlich zu Dolmetschern nur die besten Köpfe und manche sind schon zu hohen Staatswürden befördert worden. Eine Anzahl derselben bildet eine Art von Preßbureau. Sie haben im Auftrage des Geheimen Rathes (Gorogio) die ausländischen Zeitungen zu lesen und aus denselben Auszüge zu machen. Andere haben wissenschaftliche und literarische Zeitschriften zu excerpiren und über die Bücher ꝛc., welche die verschiedenen Gesandtschaften der Regierung mittheilen, Berichte abzufassen.

Das Alles wird in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt, wo wieder andere Gelehrte sich damit beschäftigen, aus dem schätzbaren Material Werke zu bearbeiten, welche sowohl für die Civil- wie für die Militärbeamten nützliche Dinge enthalten. Auch belehrende Bücher für das Volk werden auf der kaiserlichen Bibliothek verfaßt. Auf solche Weise kamen unter Anderm ins Publicum: Abschnitte aus Humboldt's Kosmos, eine kurzgefaßte Bearbeitung von Hufeland's Makrobiotik, der kleine Stieler'sche Atlas und Maury's Abhandlung über die Meeresströmungen.

Ein japanischer Gouverneur richtete eines Tages an ein Mitglied der preußischen ostasiatischen Expedition, Herrn von Brandt, die Frage: ob er Sohn des Generals von Brandt sei, der ein treffliches Lehrbuch der Taktik verfaßt habe? Als eine bejahende Antwort erfolgte, schickte der Gouverneur am andern Tage Herrn von Brandt eine schon vor Jahren gedruckte Uebersetzung jenes Lehrbuchs. Während des großen amerikanischen Krieges wurden in Yeddo regelmäßig Berichte über den Fortgang desselben und zwar allemal mit Illustrationen veröffentlicht. Gar nicht selten sind auch holländische Handschriften in vielen Händen. Als das französische Schiff „Semiramis“ eine Festung des Fürsten von Nagato am Eingange der Straße von Simonoseki bombardirte und eine Redoute eingenommen worden war, fand der Schiffscapitän Lecuriault de Quilio neben einer demontirten Kanone ein aufgeschlagenes holländisches Buch über das Zielen mit schwerem Geschütz. Der japanische Befehlshaber hatte sich nach demselben gerichtet, um nach den Vorschriften desselben seine Kanonen zu stellen.

Mit dem Conservatorium der Künste und Gewerbe in Yeddo ist eine Ingenieurschule verbunden. Die meisten Professoren derselben sind von holländischen Marineoffizieren gebildet worden, welche die niederländische Regierung auf den Wunsch des Taïkun nach Japan geschickt hat. Zu diesen gehörte auch der Fregattencapitän van Kattendyke, der nachher in Haag Marineminister wurde. Nach seinen Angaben und unter seiner Aufsicht bauete der Ingenieur Hardes die Maschinenwerkstätte zu Akkanura bei Nangasaki, die erste ihrer Art in Japan. Um dieselbe Zeit, 1857, wurde in der eben genannten Stadt auch die Navigationsschule gegründet. Die in derselben gebildeten Offiziere waren bald im Stande, Dampfschiffe zu führen.

Bekanntlich haben in den letzten Jahren sowohl der Taïkun wie die mächtigen Daïmios darin gewetteifert, sich Dampferflotten zu verschaffen. Die Regierung des erstern hat bei Yokoska, einem am Golfe von Yeddo liegenden, sehr geeigneten Punkte, ein großes Seearsenal mit ausgedehnten Werften herstellen lassen. Eine Kriegsflotte muß nothwendig eine Handelsmarine zur Unterlage haben, denn diese muß jener die Matrosen liefern. —

An wissenschaftlichen Anlagen und Befähigungen fehlt es den von der Natur nichts weniger als stiefmütterlich bedachten Japanern keineswegs, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie durch die unablässigen Berührungen mit den Europäern immer weiter gelangen werden. Der japanische Gelehrte muß sehr fleißig sein, um vorwärts zu kommen. Zunächst hat er seine eigene Sprache und deren Mundarten aus dem Grunde zu studiren, und daneben hat er das Chinesische zu lernen, damit er die Werke des Confucius und des Mencius in der Ursprache lesen könne; dazu kommen dann seine Fachstudien. Nachdem er das Alles absolvirt hat, muß er sich mit allen Geboten der amtlichen Etikette und den Höflichkeits- und Umgangsformen bekannt machen. Wie in Deutschland Jeder, der zum Hofgesinde gehört, von einem „allerhöchsten“ Hofe und von einer „allerhöchstseligen“ Majestät sprechen muß, so hat auch der japanische Hofmann oder Beamte Sprache und Schrift mit derartigen Floskeln zu emailliren, nur kommt er nicht mit so wenigen widersinnigen Ausdrücken ab, weil das Ceremoniell verwickelter und verflochtener ist. Das Ceremoniell hat manche Ausdrücke und Redewendungen, einen besondern Stil, die nur angewandt werden, wenn man mit einem Höhergestellten verkehrt. Je nach Umständen und Erforderniß werden sogar verschiedene Schriftarten angewandt, wie früher bei uns die sogenannte Kanzleischrift neben der gewöhnlichen.

In früheren Zeiten bildete Kioto den wissenschaftlichen Mittelpunkt des Reiches; gegenwärtig hat sich diese alte Priesterstadt der Mikados noch einige Specialitäten bewahrt. Sie producirt Miniaturalbums, Hofkalender, Andachtsbücher, Romane und Poesien, die auf mit Goldblättchen verziertem Velinpapier gedruckt werden. Aber die Pressen in Yeddo sind viel thätiger und die dortigen Buchhandlungen liefern allerlei Werke in ungeheurer Menge. Die meisten Bücher sind belehrenden Inhalts und für den Gebrauch im praktischen Leben berechnet. Regelmäßig erscheint ein wissenschaftliches Jahrbuch; dasselbe enthält Berichte über neue Erfindungen und Entdeckungen, statistische Angaben über die Staaten Europas und über Nordamerika; Angaben über die neueste Geschichte. Die Hand- und Lehrbücher sind über die meisten Zweige der Wissenschaften vorhanden. „Real-Encyclopädien“ oder „Conversations-Lexica“, die bei uns Europäern von so neuem Datum sind, hatte Japan, und zwar mit Holzschnitten illustrirt, schon seit Jahrhunderten, und manche derselben bestehen aus 100 und mehr Bänden. Neuerdings hat man sie durch kleinere Conversationslexica ersetzt, zu welchen jedes Jahr ein Ergänzungsband geliefert wird. Die verschiedenen Völker werden in diesen Werken ganz objectiv geschildert; nur die Portugiesen und Spanier kommen nicht gut weg. Der Text sagt: sie hätten eine sehr schlechte Religion.

Auf religiöse Zänkereien läßt sich gottlob die japanische Literatur nicht ein, und von einer philosophischen Polemik

ist keine Rede, weil die Lehre des Confucius eine solche ausschließt.

* * *

Wir schließen hier einige Notizen über die Verwirrung an, durch welche Japan gegenwärtig zerrüttet wird. Die Nachrichten sind aus der ersten Woche des Octobers und über San Francisco zu uns gelangt; es ist aber kein rechter Zusammenhang darin.

Die Regierung des Taïkun hatte völlig aufgehört; man wollte wissen, Stotsbaschi sei Priester geworden und habe sein ganzes Haupt kahl geschoren; es sei von seiner Seite zugestanden worden, daß seine Taïkun-Gewalt lediglich eine usurpirte gewesen sei; daß er nur als Sjogun, Generalissimus des Heeres unter Duldung des legitimen Herrschers, des Mikado, zu betrachten sei. Die Dienstleute und Gefolgschaften des Taïkuns sind alle entlassen und in ihre Heimath gewiesen worden. Die meisten sind ohne Privatvermögen, also nun, da keine Besoldung mehr erfolgte, ohne alle Mittel. Diese Mißvergnügten zerstreueten sich über das Land; sie sind Yakunins, Männer von Adel mit zwei Schwertern und werden sicherlich nicht ruhig bleiben.

Alle Gesandten hatten Yeddo verlassen und waren nach Yokohama gegangen, wo sie ihre Marinesoldaten zur Verfügung haben.

Der Hafen von Niagata, welcher im Jahre 1868 dem auswärtigen Verkehr eröffnet wurde, war von mehreren europäischen Schiffen besucht worden, welche dort Seidenwürmer kaufen wollten. Der Hafen ist im Besitz des Fürsten von Aïdzin; dieser ist unter den nördlichen Daïmios der mächtigste und war Anhänger des abgesetzten Taïkun. Am 16. September ist aber Niagata von einer Dampferflotte der südlichen Daïmios bombardirt und theilweise zerstört worden. Die ganze Besatzung wurde gefangen genommen, namentlich auch ein Deutscher, Schnell, der in Aïdzin's Armee als Feldmarschall diente; er war früher Kaufmann in Yokohama.

Um die Verwirrung noch zu steigern, haben die nördlichen Daïmios einen zweiten Mikado aufgestellt, und nur diesen erkennen sie an. So stehen zwei geistliche Kaiser einander gegenüber. Der südliche hat seine Residenz nach Yeddo verlegt, das fortan diesen Namen nicht mehr führen soll; es wird von nun an amtlich als Higahi no Kioto, die östliche Hauptstadt, bezeichnet werden. Unter den beiden einander bekämpfenden großen Parteien sind Spaltungen ausgebrochen. Die Daïmios Choisin und Toza sind von den Südlichen abgefallen; die Nördlichen (die Tokawagas) sind gleichfalls unter sich uneinig. Der große Clan der Mitos (zu welchem Stotsbaschi gehört) ist derart zerrüttet, daß ein Theil sich den Südlichen angeschlossen hat, während der andere zu Aïdzin's Fahne hält.

Seit 1853 ist das alte Japan völlig aus seinem alten Gleichgewichte gedrängt worden. Es war mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß ihm die Jahre schwerer Prüfung nicht erspart werden würden. Nun hat es längst den innern Krieg und alle Verhältnisse sind ins Schwanken gerathen. Das Ende ist nicht abzusehen.

Die neuesten Ansichten über die Höhe der Erdatmosphäre und über den Himmelsäther.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

IV.

Von den gelehrten Fachmännern, welche in unseren Tagen es unverholen als ihre entschiedene Ansicht ausgesprochen haben, daß sie an den Aether nicht mehr glauben wollen, sondern das ganze Weltall mit verdünnter irdischer Luft angefüllt betrachten, ist ganz vorzugsweise Grove in England zu nennen, und unter den Astronomen, welche diesen Standpunkt einnehmen, glänzt vor Allen der weltberühmte Airy vor. Auch unser Dove, der große Meteorologe, ist in seinen Forschungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Bildung von Ton, Wärme, Licht gar nicht wesentlich von einander unterschieden sei, daß ein elastischer Stab in der untersten Stufe seiner Schwingungen töne, daß derselbe in einer erhöheten Stufe der Schwingungen warm werde, und daß derselbe in seiner höchsten Stufe der Schwingungen anfange zu leuchten. Der ganze Unterschied beruht also lediglich in dem Grade der Schwingungsgeschwindigkeit. Erachten wir es also für ausreichend, daß für die erste Stufe, der Tonbildung, unsere atmosphärische Luft als Trägerin und Vermittlerin ausreiche, so muß es für jeden unbefangenen Denker sehr befremden, daß man für die beiden anderen Stufen, da sie eigentlich nichts weiter als Steigerungen der ersten sind, nicht bei derselben Luft bleiben will, sondern den hypothetischen Aether zu Hülfe ruft. Darin liegt eine kaum zu begreifende Inconsequenz, ein befangenes Vorurtheil vor unserer alltäglichen Luft. Es sieht gerade so aus, als wenn man die Untersuchung, ob unsere atmosphärische Luft wohl ausreiche die Wärme und Lichtphänomene zu erklären, gescheut habe, und daß man dabei lieber zu dem Aether gegriffen habe, dem ohne Weiteres alle die Eigenschaften angedichtet waren, welche eine leichte Erklärung möglich machten.

Wie ist man denn eigentlich zu der Annahme des Aethers gekommen? — Die Geschichte der Naturwissenschaften giebt darüber eine sehr zerstreut umherliegende Antwort, welche aber nirgends offen und klar ist, sondern dunkel und haltlos wie der Gegenstand selbst. Soviel scheint indeß gewiß zu sein, daß man ihm erst da entschieden das Wort geredet hat, wo man es für nöthig hielt, Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus ... als Materien, als Flüssigkeiten zu betrachten, worauf die Schwerkraft keinen Einfluß ausübe, — wo man die Stoffe der Natur in Ponderabilien und Imponderabilien theilte. Auch muß man Cartesius — in seiner jetzt längst wieder vergessenen Wirbeltheorie der Schöpfung und in seiner ebenso vergänglichen Philosophie der Bezweifelung alles menschlichen Wissens — als den ersten bezeichnen, der den Aether zu einem Begriff erhoben und in die wissenschaftlichen Untersuchungen eingeführt hat. So ausgezeichnete, ja sogar unsterbliche Verdienste dieser große Denker nun auch als Mathematiker besitzt, so sind doch alle

seine übrigen Forschungen schon längst wieder aufgegeben und leben höchstens nur noch als historische Wunderlichkeiten zur Belustigung der Gegenwart fort. Aber gerade darum ist es sehr schwer begreiflich, warum man so zähe an seinem Aether festgehalten hat, warum man, wenn alle anderen Imponderabilien für Unsinn erklärt worden sind, immer noch diesen Aether, das einzig übrig gebliebene Imponderabile, beibehalten will. Ein solches Festhalten kann wohl nur als Eigensinn bezeichnet werden.

Schon Newton erklärte ganz unverholen, daß er sich nie entschließen könne, an den Aether zu glauben oder ihn in seine Untersuchungen einzuführen, da die Luft in den verdünnten Zuständen vollkommen ausreiche, die Phänomene zu erklären. Da diese schon vor beinahe zwei Jahrhunderten ausgesprochene Ansicht ganz genau mit der sich eben jetzt wieder Bahn brechenden übereinstimmt, so dürfen wir es nicht unterlassen, ein näheres Wort darüber zur Mittheilung zu bringen. In der 10. Proposition des 3. Buchs der unsterblichen „mathematischen Principien der Naturphilosophie“ zeigt er den Grund, warum die Himmelskörper in dem mit irdischer Luft erfüllten Weltenraume keinen wahrnehmbaren Widerstand erleiden, und es daher gerade so wäre, als bewegten sie sich in einem luftleeren Raume. Er geht dabei von der durch wiederholte Versuche festgestellten Erfahrung aus, daß wenn das Quecksilber im Barometer unten auf der Erde 30 englische Zoll hoch steht und man ersteigt damit eine Höhe von 2280 Fuß, so ist der Barometerstand nur noch 28 Zoll. Dann bezieht er sich auf die von Halley zuerst aufgefundene und im Wesentlichen noch jetzt für recht gehaltene Formel zur Berechnung der Abnahme der Dichtigkeit der Luft in größeren Regionen, und wählt beispielsweise eine Höhe von 200 englischen Meilen oder 1 056 000 Fuß. In einer solchen Lufthöhe würde das Barometer nur noch 0,0000000000003998 Zoll ausmachen. Da sich nun die Dichtigkeit der Luft unter übrigens gleichen Umständen gerade wie der Barometerstand verhält, so würde sich die Dichtigkeit der untern Luft zu der in 200 englischen Meilen Höhe wie 30 zu 0,0000000000003998 verhalten, oder wie 75000000000000 zu 1. Daraus folgt also, daß die Luft in 200 englischen Meilen Höhe nur noch den 75millionsten Theil von der Dichtigkeit der untern Luft besitzt. Denkt man sich nun, fügt Newton dann hinzu, daß in einer so stark verdünnten Luft sich der Jupiter bewege, so könnte derselbe erst eine ganze Million Jahre seine Umläufe machen, bis der Widerstand der Luft seine Umlaufszeit um ein einziges Millionstel abgekürzt hätte. Da nun der Jupiter nach dem heutigen Stande der Wissenschaft seinen Umlauf in 4332,5848 Erdetagen macht, so betrüge der millionste Theil davon 0,0043325848 Tag, oder etwa 6 Minuten; es würde also nach einem Zeitraume von einer ganzen Million Jahren die etwa 4½ Tausend Tage dauernde Umlaufszeit des Jupiter erst 6 Minuten Unterschied geben. Ist nun dies schon eine kaum in Rechnung zu bringende kleine Größe des Widerstandes der Luft, so begeht man sicher keinen Fehler, wenn man dieselbe für Null ansieht in einer mehrere tausendmal größern Höhe, wo die Verdünnung der Luft noch mehrere Millionen mal gesteigert worden ist. Damit hat nun Newton für jeden verständigen Beurtheiler den Beweis geliefert, daß man in den Regionen der Himmelskörper die Luft für so verdünnt ansehen kann, daß ihr Widerstand für Null zu achten ist; oder was auf dasselbe hinausläuft, daß man ohne einen wahrnehmbaren Fehler für alle Rechnung die Räume, in denen sich die Planeten bewegen, für luftleer ansehen kann. Wer nur diese einfache Schlußfolge unbefangen zu seinem Bewußtsein bringt, wird sicher nicht zu der dem großen Denker so leichtfertig zum Vorwurf gemachten Ansicht kommen können, daß er den Weltenraum wirklich für luftleer halte. Im Gegentheile geht aus der gegebenen Darstellung klar hervor, daß er wirklich den ganzen Weltenraum mit derselben Luft erfüllt ansieht, die wir hier auf der Erde athmen.

Alles hat uns nun zu der Ueberzeugung geführt, daß eigentlich gar nicht von einer obern Grenze unsers Luftkreises die Rede sein sollte, und daß also die Frage nach der Bestimmung ihrer Höhe ganz zur Seite geschoben werden muß, weil sie etwas als wirklich vorhanden voraussetzt, das gar nicht existirt. So wie der ganze Weltenraum unendlich, so ist auch die ihn erfüllende Luft in sich selbst ohne alle Grenzen. Sie umschließt alle Himmelskörper, wie das Weltmeer die Inseln und Continente, und wenn dadurch Grenzen auftreten, so gehören diese weniger dem Luftmeere des Weltalls an als den betreffenden Himmelskörpern. Ueberall besitzt diese Weltluft die allgemeinen und charakteristischen Eigenschaften der Materie. Es fehlt ihr ganz besonders nirgends die Schwere und ist daher dem Newton'schen Princip der allgemeinen Gravitation unterworfen, so daß Laplace's Hypothese, wonach jeder Weltkörper sich aus diesem unendlichen Luftraume eine Atmosphäre bilde, welche nach seinem Attractionsverhältniß zu bemessen sei, und um so dichter werde, je näher sie seiner Oberfläche komme, ihre volle Berechtigung erhält. Und nur in diesem Laplace'schen Sinne kann denn auch von einer obern Grenze der Erdatmosphäre die Rede sein, so daß damit eigentlich das mechanische Gebiet im Luftmeere bezeichnet wird, wo die Achsendrehung der Erde noch wirken kann.

Mit einer solchen Anschauung fällt daher die Hypothese des Aethers in ein Nichts zusammen. Dieses von allen vorurtheilsfreien großen Denkern aller Zeiten stets angezweifelte wesenlose Etwas wird auch ganz überflüssig, weil dafür die von Niemand bezweifelte atmosphärische Luft in allen Graden der Verdünnung an den Platz tritt. Auch haben die in dieser Hinsicht bereits begonnenen Untersuchungen schon zu der Ueberzeugung geführt, daß unsere Erdenluft nicht bloß einer solchen bis ins Unendliche getriebenen Verdünnung fähig ist, sondern auch zur Erzeugung der Vibrationen für Licht, Wärme u. s. w. die erforderlichen Eigenschaften besitzt, oder doch begründete Hoffnung zum baldigen Nachweisen vorliegt. Für den Chemiker hat der Aether nie existirt, nach seiner Anschauung war dies bloß eine Phantasiematerie, welcher alle Eigenschaften oder doch wenigstens die der Wirklichkeit fehlten, worauf sich seine Untersuchung stützen muß, wenn er Thatsachen und die darauf gebauten Wahrheiten erlangen will. Jetzt, wo dafür die von ihm schon vielfach erforschte atmosphärische Luft an den Platz tritt, kann man sicher auf seinen Beistand rechnen, und dies um so mehr, als er mit Hülfe der Spectralanalyse sich nun auch in das astronomische Gebiet der Welten versteigen kann. Er wird diese Gelegenheit sicher nicht ungenutzt vorübergehen lassen, und vor Allem dahin streben, die Existenz der atmosphärischen Luft im ganzen Weltenraume außer Zweifel zu stellen. Das ist ein Wunsch, eine wissenschaftliche Erwartung, zu deren Befriedigung schon jetzt die Hand geboten wird.

Mit diesen Ansichten stellen wir uns nun wieder auf denselben Standpunkt, welchen unsere großen Vorfahren Halley, Newton, Laplace schon eingenommen hatten. Die Männer des neuesten Fortschrittes der Naturkunde, welche die von uns vertretene Anschauung zu der ihrigen machen, sind also keine leichtfertigen Neuerer, sondern Anhänger des bewährten guten Alten. Sie finden in diesem Zurückkehren den eigentlichen Fortschritt der Wissenschaft. Das ist eine von den gerechtfertigten Ausnahmen, der übrigens und besonders in der Gelehrtenwelt so bewährten goldenen Regel

— „Nunquam retrorsum!“ —, die eigentlich nur für die Kriegshelden erfunden war, aber dann überall eine passende Anwendung fand, wo wissenschaftliche Kämpfe mit Muth und Ausdauer auszufechten waren. Und genau betrachtet, weichen wir auch hier nicht davon ab, denn sie ist eine gediegene reife Frucht der neuesten Fortschritte in unserm Wissen, ein kühn erfochtener Sieg über einen veralteten Zopf, über eine Gewohnheitshypothese, die sich nicht mehr halten lassen will. Die Sache ist allerdings noch nicht ganz abgethan; es fehlt nicht an allerlei möglichen Anknüpfungspunkten zu neuem Kampfe; sie hat aber doch schon eine sehr solide erste Grundlage gewonnen und wird, wenn nicht alle guten Vorbedeutungen trügen, eine sehr ehrenvolle Zukunft haben. Diese verjüngte alte Anschauung unseres Luftkreises paßt ganz für den heutigen Stand der Wissenschaft, sie wird sicher mit zu den schönsten Verherrlichungen unseres schon so ausgezeichneten neunzehnten Jahrhunderts zählen. Aber gerade aus diesem Grunde war es dringend nöthig, den Gegenstand leichtfaßlich in das volle Verständniß des denkenden großen Publicums zu bringen. Man muß hier genau wissen, um was es sich handele, welchen Fortschritt die freimüthigen Männer der heutigen Wissenschaft zu erringen trachten, man muß wissen, daß man auch hier auf ihre verständige Hülfe rechne, wenn es gilt, Aberglauben mit der Wurzel auszurotten. Wir meinen damit den Glauben an den der Natur angedichteten Aether, von dem weder das Dasein noch das Nichtsein bewiesen werden kann. „Er ist ein sehr bequemes Mittel,“ sagt Meibauer, „das sich wunderbar für Hypothesen schickt, und man kann ihn nach Belieben elastischer oder dichter machen, je nachdem es die Erklärung einer gegebenen Erscheinung erheischt. Um die Erscheinungen zu erklären, greift man zum Aether; um das Dasein des Aethers zu beweisen, stützt man sich wieder auf die Erscheinungen!“ — Das ist ein Cirkel in der Beweisführung, welcher sich dem verständigen Nachdenken sehr schwer anpassen will. — Wie es überhaupt möglich gewesen ist, einer solchen unlogischen Phantasiematerie den Glauben zu schenken und so hartnäckig das Wort zu reden, läßt sich in der That gar schwer begreifen!

Die Wirren in Afghanistan.

Das afghanische Reich mit seinen paar Millionen Einwohnern hat in unseren Tagen, gegenüber der Umwandlung in den Verhältnissen Centralasiens, eine große Bedeutung gewonnen. Es wird begrenzt von Persien, Turkestan und dem britischen Nordindien und liegt mitten inne zwischen den Besitzungen der Engländer und dem Gebiete der Russen. Seitdem die letzteren thatsächlich Herren von Turkestan sind und dem Emir von Buchara ihre Uebermacht so gründlich fühlbar gemacht haben, bildet nur noch Afghanistan die trennende Schranke zwischen den beiden europäisch-asiatischen Großmächten. Es ist wegen seiner geographischen Lage, wegen seiner streitbaren Bevölkerung und wegen der Anarchie, welche fast ununterbrochen herrscht, ein wichtiger politischer Factor geworden, mit welchem die Engländer zu rechnen haben und der ihnen viele Sorge macht. Vor etwa 30 Jahren unternahmen sie einen großen Kriegszug gegen Afghanistan, in welchem sie schwere Niederlagen erlitten und den sie schmerzlich bereut haben. Dann lebten sie lange Zeit mit Dost Mohammed Chan, welchem es gelungen war, ganz Afghanistan unter seine Herrschaft zu bringen und die südlichen Chanate Turkestans, namentlich Balch, dauernd zu unterwerfen, in gutem Einvernehmen und konnten sich ihm gegenüber sicher glauben.

Der Dost starb vor mehreren Jahren in hohem Alter, nachdem er lange Zeit Subsidien vom Generalstatthalter Indiens bezogen hatte. Nach seinem Tode entbrannte ein wilder Kampf um die Nachfolge, der eigentlich bis auf den heutigen Tag fortdauert. Afghanistan ist wieder einmal eine Beute der Anarchie und Alles schiebt sich dort hin und her. Ueber die eigentlichen Sachverhältnisse und die gegenseitige Stellung der einander Bekämpfenden fehlte uns bisher eingehende Kunde; die Telegramme und Berichte, welche aus Indien in unseren europäischen Zeitungen erschienen, waren zumeist ohne Zusammenhang und oft unklar. Erst ganz neuerdings wurde uns ein Einblick in diese verwirrten Zustände möglich, welche, eben in Hinsicht auf die Rivalität der beiden Großmächte, von nicht unerheblichem Interesse sind.

Unter den verschiedenen Thronbewerbern, den feindlichen Brüdern, ist es einem derselben, Schir Ali Chan, gelungen, sich bis auf Weiteres in der Kernprovinz Kabul zu behaupten, aber er hat doch im October 1868 nicht wagen dürfen, dieselbe zu verlassen. Wir erfahren aus einer indischen Correspondenz in der „Times Mail“ (Calcutta 9. November), daß der Generalstatthalter Sir John Lawrence ihn zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft nach Peschawer eingeladen hatte, offenbar zu dem Zweck, ihn völlig für die englische Politik zu gewinnen. Es war ihm aber unmöglich, von dort abzukommen.

Im Jahr 1856, zu der Zeit, als die persische Regierung, wie man heute noch glaubt auf Rußlands Antrieb, sich der afghanischen Provinz Herat, des „Schlüssels zu Indien“, bemächtigen wollte, schickte die indische Regierung den jetzigen General Lumsden und dessen Bruder als Agenten nach Kandahar und diese vermittelten, daß der Dost eine Subsidie erhielt. Lumsden erstattete einen Bericht, den Lord Canning geheim hielt; er wurde nur in 100 Abzügen gedruckt und nicht einmal dem Parlamente mitgetheilt. Jetzt erst wird der Inhalt bekannt.

Lumsden schätzt die Einwohnerzahl von Afghanistan auf nur 1,456,000 Köpfe und jene der unterworfenen turkestanischen Chanate auf etwa eine Million. Die Afghanen sind in eine Anzahl von Stämmen zerklüftet, die nicht selten einander befehden und um die Herrschaft streiten. Diese ist jetzt beim Stamme der Barukseïs, deren Haupt Dost Mohammed war. Derselbe hatte eine Streitmacht von 16 Infanterie- und 3 Cavallerieregimentern, 1 Mörser, 5 Stück schwerem Geschütz, 76 Feldkanonen und 1 Batterie Berggeschütze. Das Fußvolk ist ausgezeichnet, hat aber den Fehler, daß ihm langanhaltende Ausdauer mangelt. Die Leute werden nicht etwa angeworben oder conscribirt, sondern man nimmt jeden tauglich scheinenden Mann und reihet ihn ohne Weiteres ein. Der Mann sollte für 10 Monate im Jahre je 10 Schilling Sold bekommen; der Betrag der beiden übrigen Monate wurde ihm für Montirung abgezogen, aber schon unter dem Dost erfolgte dieser geringe Sold unregelmäßig und die Soldaten entschädigten sich durch Diebstahl und Raub. Während der Bürgerkriege unter seinen Söhnen hatte das Land von diesen Soldatenräubern viel zu erdulden, weil der

Sold immer rückständig war, und wenn ein Theil zur Zahlung angewiesen wurde, zumeist in den Händen der Serdars (Generäle) blieb. Lumsden hebt hervor, daß schon unter dem alten Chan das Volk entsetzlich ausgepreßt wurde; nach seinem Ableben haben sich jedoch die Dinge noch schlimmer gestaltet.

Die Einnahmen bestehen in einer Grund- und einer Personalsteuer. Auf jeden Scheffel Aussaat bekommt die Regierung einen Scheffel Getreide; dazu kommen noch Geldabgaben, die aber durch Naturallieferungen ersetzt werden müssen, weil Niemand Geld hat. Das Land ist verarmt und verheert, es ist, als ob ein Fluch auf ihm laste. Jenseits des Chaïber-Passes (der aus Indien nach Afghanistan führt) sieht man kein Silbergeld mehr, außer bei den rivalisirenden Häuptlingen, welche ihre Schätze verstecken, und bei den Karawanenkaufleuten.

Der gegenwärtige Herrscher von Kabul, Schir Ali, war 1857 ein jüngerer Bruder des damaligen Thronerben. Lumsden schildert ihn als einen Mann von heftiger, grausamer Gemüthsart; er war ehemals den Engländern sehr abgeneigt. Er hatte drei Söhne. Der älteste, Mohammed Ali Chan, starb in einem Zweikampfe, welchen er in der Schlacht bei Kandahar mit seinem eigenen Oheim ausfocht; der zweite, Ibrahim Chan, leiblicher Bruder, d. h. von derselben Mutter, jenes Mohammed, war ein Feigling. Der dritte Bruder, Yakul Chan, Gouverneur von Herat, ist aus Hermann Vambery's meisterhafter Schilderung näher bekannt geworden. Von Herat schickte er seinem Vater Schir Ali, der bei Schekabad eine Schlacht verloren hatte, Hülfstruppen nach Kandahar; er wird von Lumsden als ganz tüchtig geschildert.

Nach jener Schlacht von Schekabad wurde Afzul Chan, Schir Ali's ältester Bruder, aus dem Gefängnisse befreit und zum Emir erhoben; die wirkliche Gewalt war jedoch in den Händen eines dritten Bruders, Azim Chan. Der Sieg in jener Schlacht war aber eigentlich durch Abd ul Rahman, Afzul Chan's Sohn, gewonnen worden. Zu diesen Personen kommt nun noch Scherif Chan (der einzige noch vorhandene leibliche Bruder Schir Ali's), welcher so oft in den Bruderfehden die Partei gewechselt hat, daß Niemand ihm traut. Afzul Chan starb bald nachdem er zur Würde des Emirs erhoben worden war, und ihm folgte Azim Chan, während Abd ul Rahman, der gegen seinen Oheim, von welchem er sich benachtheiligt glaubte, nach Balch im afghanischen Turkestan ging; dort ist er jetzt Gouverneur. Azim Chan wollte Herrscher sein, wurde aber nach langen Kämpfen durch Schir Ali aus der Stadt Kabul vertrieben und suchte Hülfe bei Abd ul Rahman. Dieser war dann von Balch her nach Süden bis Bamian vorgerückt und wollte über den Hindukoh nach Kabul ziehen, als in seinem Rücken ein Aufstand ausbrach.

Man sieht, wie verwirrt die Verhältnisse sind und daß es sich um Streit in einer und derselben Herrscherfamilie handelt, der noch lange währen kann. Dem Namen nach wird er zwischen dem gesetzmäßigen Emir, Schir Ali, und dessen Halbbruder Azim Chan geführt, in der That aber sind die Hauptpersonen Yakul Chan (Schir Ali's Sohn, Gouverneur von Herat) und dessen Vetter Abd ul Rahman. Wahrscheinlich wird sich am Ende jeder von beiden mit dem begnügen, was er im Besitz hat, also Schir Ali und sein Sohn Yakul mit dem eigentlichen Afghanistan und Abd ul Rahman mit Balch und dem übrigen, den Afghanen unterworfenen südlichen Turkestan *).

Die Engländer haben bisher keine feste Politik in Betreff Afghanistans befolgt; sie ließen die vollendeten Thatsachen gelten und erkannten während des Bürgerkrieges jeden beliebigen Häuptling an, welcher zeitweilig die Macht in Händen hatte. Dieses System hat sich als verfehlt erwiesen, und deshalb wollen sie sich jetzt gern mit dem rechtmäßigen Nachfolger des Dost, eben jenem Schir Ali, einlassen, der endlich, nach einer sechsjährigen Anarchie, in den Besitz von Kabul gelangt ist. Aber er hat kein Geld und seine Streitmacht beträgt nur etwa 7000 Köpfe; er wird von Azim Chan und Abd ul Rahman bedroht, und dem Häuptling oder General, welchem er die Einnahme seiner Hauptstadt vorzugsweise verdankt, dem Ismaïl Chan, darf er nicht trauen.

Unter diesen Umständen fragen sich die Engländer: „Ist nicht für uns die Zeit gekommen, ihm Beistand zu leisten, damit er ganz Afghanistan, mit Einschluß von Balch, als unabhängiges Gebiet gegenüber Rußland behaupten könne? Wir haben ja doch seinen Vater Dost Mohammed zu demselben Zwecke gegen Persien unterstützt!“ Es werde angemessen sein, ihm eine kleine Subsidie zu zahlen und diplomatische Agenten bei ihm zu beglaubigen. Es werde sich ferner empfehlen, den afghanischen Stämmen, welche das Land von der englisch-indischen Grenze am rechten Ufer des Indus bis nach Dschellalabad inne haben, ein Jahrgeld zu zahlen und sie dadurch für England zu gewinnen. Schir Ali ist noch nicht Herr über seine Feinde, welche Alles aufbieten, ihm Ungelegenheiten zu bereiten, Abd ul Rahman von Balch her und Azim Chan, der jetzt kein Landgebiet hat, vom Oxus her; er hat sich nach Turkestan geflüchtet. Sollen die Engländer dem Schir Ali überhaupt Hülfe leisten gegen jene Rivalen oder sich darauf beschränken, ihm nur das eigentliche Afghanistan, also das Land im Süden des Hindukoh, zu sichern? Darüber muß in der nächsten Zeit ein fester Beschluß gefaßt werden und der neue Generalstatthalter, Lord Mayo, findet schwierige Aufgaben vor sich.

In Indien wird allgemein behauptet, daß sowohl Schir Ali wie dessen Nebenbuhler Geld von Rußland bekämen; es liegt aber dafür nicht der geringste Beweis vor. Der erstere hat über gar keine Summen zu verfügen; er rechnete 1867 auf Beistand von Seiten des persischen Schahs, der sich aber nicht zu weit einlassen wollte, und hat mehrmals versichert, daß er Freund und Bundesgenosse Englands sein und bleiben wolle. Er schickte zwei Bevollmächtigte nach Karratschi und bat um den Beistand der Engländer. Man entgegnete ihm, daß diese (der oben erwähnten Maxime zufolge) den Afzul Chan, welcher sich damals im Besitze von Kabul befand, als Emir anerkannt hätten. Darauf erklärten jene Bevollmächtigten, dann müßten sie nach Mekka gehen; Schir Ali sei in Verzweiflung und wenn die Engländer ihm keine Hülfe gewähren wollten, dann müsse er sich an Persien oder Rußland wenden. Inzwischen bekam er etwas Geld von seinem Sohn aus Herat, dann auch aus Kandahar und von einem Häuptling Fyz Mohammed, welcher für ihn in Balch Krieg führte und dort in einem Treffen fiel. Die Wittwe des letztern gab ihm im October 1867 abermals eine beträchtliche Summe, so daß er 17,000 Mann ins Feld stellen und 18 Kanonen bespannen konnte. Dann überließ er bis auf Weiteres Balch-Turkestan seinem Feind Abd ul Rahman, der von Kabul aus über den Hindukoh dorthin gezogen war, verstärkte sein Heer mit den Truppen, welche sein Sohn Yakul aus Herat ihm schickte, nahm am 1. April 1868 Kandahar ein, wo er reiche Beute fand, und bezahlte aus derselben den rückständigen Sold an seine

*) Ein Telegramm aus Indien meldete in der Mitte Decembers, daß Abd ul Rahman in einer Schlacht bei Bamian von Schir Ali aufs Haupt geschlagen worden sei und sich nach Balch zurückgezogen habe.

Truppen. So war er neu gekräftigt und konnte erst Gasna (Ghizni) und dann auch die Hauptstadt Kabul erobern. In dieser hatte inzwischen Azim Chan so viel Geld als möglich erpreßt, um sich eintretenden Falles damit aus dem Staube zu machen. General Lumsden schreibt: „Er versuchte die Russen gegen uns ins Spiel zu ziehen. Wir unsererseits gaben unserm Munschi (d. h. einem Hindu, welcher als Agent Englands wirksam war) einen Bericht über die Erfolge der Russen in Buchara; es sei Absicht derselben, über den Oxus zu gehen und durch Balch nach Afghanistan vorzudringen. Schir Ali seinerseits erklärte, die Engländer ihrerseits würden dem mit Dost Mohammed abgeschlossenen Vertrage treu bleiben und ihm behülflich sein, den auswärtigen Feind (Rußland) von Afghanistan abzuhalten."

Noch ein anderes Element spielt in diese Händel und Wirren hinein. Die Engländer haben an ihrer Grenze, in den Gebirgen auf dem rechten Ufer des Indus, erbitterte Feinde an einigen mohammedanischen Völkern, die von wechabitischem Fanatismus in wahrhaft grimmiger Weise durchdrungen sind. Diese haben ihnen schon manche Ungelegenheit bereitet, namentlich die Swats oder Suats, deren religiöses Oberhaupt, der Akhond, die afghanischen Bergbewohner zu mehr als einer blutigen Fehde aufgereizt hat. Diesen Akhond hatte Azim Chan 1865 besucht; der heilige Fanatiker hatte ihn gesegnet, und diesem Umstande schrieb jener es zu, daß seine Waffen damals guten Erfolg hatten. Beide verabredeten Krieg gegen die Engländer. Am 18. Juli 1866 erschien ein geheimer Abgesandter des Akhond zu Kabul (wo damals Azim Chan sich befand) im offenen Derbar (Rathsversammlung der Würdenträger) und verlangte, daß der heilige Krieg gegen die Engländer begonnen werde. Azim Chan unterstützte den Vorschlag, doch erklärte sich Afzul Chan, der dem Namen nach herrschende Emir, dagegen. Die indische Regierung begriff vollkommen, wie kritisch die Lage war und schickte „einen competenten Agenten" nach Kabul, den Atta Mohammed Chan, welcher am 20. Januar 1868 am Hofe des Emirs sich vorstellte. Inzwischen war Azim Chan Emir geworden; er empfing den Agenten sehr freundlich und machte schon Anstalt, ihn zu umarmen, als ein einflußreicher Höfling, Namens Hafisdschi, ihn daran verhinderte. Azim Chan fühlte, daß es mit seiner Macht zu Ende gehe und wußte dem Agenten viel von den großen Erfolgen Rußlands in Turkestan zu erzählen. Er wisse, daß England dieser Macht Gegenvorstellungen gemacht habe; die Russen wollten aber nicht zurückweichen. Er, Azim Chan, habe indeß die Ueberzeugung, daß England nun wohl dafür sorgen werde, Afghanistan gegen jenen Feind zu kräftigen.

Aber die Ränke nahmen ununterbrochen ihren Fortgang. Um dieselbe Zeit empfing Azim Chan einen Mann aus Konstantinopel, Hadschi Syud Rumi, welcher angeblich Vorschläge von Seiten Rußlands und auch Geld mitgebracht habe. Er war über Tiflis, Buchara und Herat gekommen und hatte einen Eingeborenen aus Tiflis, Namens Abutrab, bei sich. In Kabul trat er als Todfeind Englands auf, rühmte in übertriebener Weise die Größe und Macht Rußlands, das 18 Lacks Soldaten (1,800,000 Mann) ins Feld stelle und seinen Verbündeten Treu und Glauben halte, während auf England sich Niemand verlassen könne. Rußland sei ein gewaltiges Reich schon seit den Tagen Alexander's des Großen; England dagegen werde nur von einem Parlamente regiert. Nena Sahib, welcher während der großen indischen Meuterei eine so große Rolle gespielt, sei bei den Russen. Der Mann aus Konstantinopel betrieb das Aufwiegeln mit Methode.

„Wenn die Russen einen Vorwand zum Ueberschreiten des obern Oxus haben und Herat, Kandahar und Kabul bedrohen wollen, so wird ihnen Azim Chan, der jetzt Flüchtling ist, einen solchen geben. Wenn wir unsererseits nicht eine ähnliche Politik befolgen wie Rußland, so müssen wir darauf gefaßt sein, daß Abd ul Rahman in Balch, die Emire von Andidschan und Badachschan und der Kusch Begi in Ostturkestan thatsächlich Vasallen Rußlands werden, wie es schon jetzt die Chanate Chiwa, Chokand und Buchara geworden sind."

In Obigem hat der Leser einen Faden, an welchem er sich in diesem Gewirr zurechtfinden kann. Das Ganze trägt einen echt asiatisch-mohammedanischen Charakter und hat in der Geschichte manche Nebenstücke. Aber es ist von nicht geringem Belang auch für die europäische Politik und die Stellung der beiden Weltmächte in Asien, die als natürliche Nebenbuhler einander, namentlich seit 1849, seitdem England das Pendschab eroberte, immer mehr auf den Leib rücken. Die afghanischen Emire sind für den einen wie für den andern Theil lediglich Figuren auf dem Schachbrette. Vambery hat uns in umfassender Weise die innerasiatischen Verhältnisse geschildert und klar entwickelt, welche Interessen dabei in Betracht kommen. Durch ihn hat Europa die große Bedeutung der halbbarbarischen Völker und Staaten in der Region zwischen dem Indus und der sibirischen Grenze kennen gelernt. Die Verhältnisse in dem Zwischenland Afghanistan muß man kennen, um die Bewegungen in Innerasien genauer würdigen zu können, und wir haben sie hier besonders deshalb geschildert, weil wir gelegentlich bei einer Darstellung der innerasiatischen Wirren dann und wann auch auf die Zustände in Afghanistan Rücksicht nehmen müssen.

Die christlichen Wunderbauten zu Lalibala in Abyssinien.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Obgleich in einer reizenden Gegend, welche nicht des Baumschmuckes entbehrt, gelegen, was im von hohen Bergen und tiefen Klüften durchschnittenen Abyssinien so selten vorkommt, — obgleich mit den größten Wunderbauten geschmückt, welche je von Christen in Afrika errichtet wurden, ist Lalibala doch nur von wenigen Europäern besucht worden. Bloß Francesco Alvāres, welcher der Gesandtschaft des Don Rodrigo im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts als Gelehrter beigegeben war, besuchte die damals wohl noch viel glänzendere Stadt; in der Neuzeit ist nur Abbadie in den vierziger Jahren dort gewesen. Während Alvāres eine genaue Beschreibung von den dortigen Kirchen, sogar mit Planzeichnungen, hinterlassen hat, ist von Abbadie bis jetzt leider noch nichts veröffentlicht worden.

Wie die Bewunderung Alvāres' wach gerufen wurde beim Anblick dieser Kirchen-Monolithen ersehen wir Cap. 24, S. 176 aus folgenden Worten:

„Ein Tagreyss von dieser Kirchen*) sihet man solche gebew, dergleichen meines erachtens in der gantzen Welt nit zu finden, Dann es hat Kirchen in lebendigen fels, in einen zarten Taubenstein sehr artig und künstlich gebawen etc.“

Und nachdem er dann eine gute Beschreibung jeder einzelnen Kirche gegeben hat, glaubt er zum Schlusse, um nicht der Uebertreibung und Unwahrheit beschuldigt zu werden, sagen zu müssen:

„Ich muss auffhören von diesen gewaltigen gebewen zuschreiben, dann es bey mir kein zweiffel, Es werde bey vielen vnglaublich seyn, die vermeinen werden, ich habe ime einen zusatz geben, Nu wil ich bei Gott schweren, in dessen gewalt ich vor und vor stehen muss, das alles das jenige so ich davon geschrieben die lauter wahrheit ist on einigen zusatz etc. etc.“

Und ich muß gestehen, daß Alvāres vor circa 350 Jahren, als er dies geschrieben, nicht im Geringsten übertrieben hat. Trotz der Weichheit des Steines, aus dem die Kirchen gemeißelt sind, haben sich dieselben im Ganzen gut erhalten, nur einzelne Partien sind vom Zahne der Zeit angegriffen worden, desto mehr aber lassen die noch jetzt stehenden Bauten auf die ursprüngliche Pracht schließen. Die Hauptmasse des Gesteins besteht nach einer oberflächlichen Untersuchung des Dr. Schimper aus Dolorit; in vielen Kirchen sah ich in den Wänden breite Gänge reinen Salpeters. — Lalibala selbst, derzeit ein Ort von einigen Tausend Einwohnern, liegt auf dem nordwestlichen Abhange des mächtigen Ascheten-Berges, welcher hinwieder von anderen gleich hohen Bergriesen umgeben ist. Ungefähr 7000 Fuß über dem Meere ist der Gipfel des Ascheten noch einige Tausend Fuß höher, aber bis auf die Spitze hinauf bewaldet, und ebenfalls von einer in Einem Steine ausgehauenen Kirche gekrönt. Etwas nördlich vom 12. nördlichen Breitengrade gelegen, kann man sich denken, daß Lalibala das ganze Jahr hindurch bei seiner hohen Lage das entzückendste Klima hat. Alle Obstsorten gedeihen hier, alle Bäche haben zu jeder Jahreszeit Wasser, weil die Bergrücken bewaldet sind; der Boden besteht aus fettem, dunklem Humus, die Aussicht auf das nach Westen hin sich ausbreitende Takaze-Thal ist entzückend schön, und nichts hemmt das Auge bis nach dem fernliegenden Hochlande von Begemmder hinüberzuschweifen, welches einladend und verlockend immer im blauen Schleierdufte des Tropenhimmels sich ausbreitet.

Ein solcher Ort mußte frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und so finden wir denn auch, daß mehrere der berühmtesten abyssinischen Kaiser hier regiert haben, und daß nach einem derselben, Lalibala, der Ort benannt worden ist. Höchst wahrscheinlich war der Ort schon vor der Zeit dieses Herrschers bewohnt, indeß ist dieser Kaiser als der Gründer der Stadt anzusehen; die hauptsächlichsten Prachtbauten werden von den jetzigen Bewohnern ihm zugeschrieben.

Obgleich nach den abyssinischen Chroniken Lalibala nicht direct von David und Salomon abstammt, wird er mit seinem Vorgänger und seinen zwei Nachfolgern dennoch zu den größten Heiligen des Landes gezählt. Als nach dem Tode Sbinahami's im Jahre 933 n. Chr.*) dessen Tochter Tredda-Gabez gekrönt wurde, vermählte sich diese mit einem einheimischen Fürsten, der nicht aus dem Geschlechte der salomonischen Familie stammte. Den abyssinischen Gesetzen zuwider wurde ihr Sohn Nachfolger, der Regel nach hätte ein männlicher Nachkomme Menelek's**), des Gründers der Dynastie, auf den Thron kommen müssen. Lalibala nun, der Enkel der Königin Tredda-Gabez, kam ums Jahr 1100 an die Regierung und herrschte 60 Jahre. Nach ihm folgten aus dieser Dynastie noch zwei, nämlich Jmra u. Nahakulotab, dann kamen wieder die rechtmäßigen Fürsten an die Reihe. Jmra soll indeß auch so heilig gewesen sein, daß ihm die Engel vom Himmel Brot und Wein brachten, um die Messe abzuhalten, ja durch sein Gebet konnte er den Strom des Nils zum Stillstande bringen.

Von den Wunderthaten des Kaisers Lalibala wissen die heutigen Bewohner noch viel zu erzählen, um so mehr als um jene Zeit für Abyssinien noch kein geistliches Oberhaupt oder Abuna aus Aegypten geholt wurde, sondern der Kaiser selbst zugleich oberster Bischof des Landes war. Hier zeigt man noch den hohen von einer Mimose überschatteten Hügel, von dem herab Lalibala alle Tage seinen Unterthanen pre-

a. Umgebender Fels.
b. Freier Raum.
c. Eingang durch die Felswand.
d. Eingang zur Kirche.
e. Platz des Altars.
f. Fenster.

N — c. 8′

Grundriß der St.-Georg's-Kirche.

*) Er kam von Abugana, wo auch ähnliche aber nicht so prächtige Kirchen sich befinden. Alvāres, von Joachim Heller. Eisleben 1566.

*) Dapper's Afrika. Amsterdam 1670.

**) Dieser soll ein Sohn der Königin Saba und Salomon's gewesen sein.

digte und lehrte, dort stehen die sieben Oelbäume, jetzt nach 700 Jahren mächtige Riesen, welche einst dieser fromme Kaiser als kleine Schößlinge vom Oelberge bei Jerusalem hierher verpflanzen ließ. Das Volk spricht von Lalibala, als ob er erst gestern dahin geschieden wäre. Haben sie doch auch immer jene wunderbaren Bauten vor Auge, aus welchen Alterthumsforscher allein eine ganze Geschichte würden herauslesen können!

Emanuels-Kirche, Monolith (circa 40 Fuß hoch, 24 Schritt lang, 16 Schritt breit).

Besehen wir jetzt die Kirchen, wie wir sie heutzutage noch vorfinden, ohne uns an eine bestimmte Reihe, wie sie dem Alter nach rangirt werden müßten, zu kehren, denn offenbar sind nicht alle aus der Zeitperiode Lalibala's, noch weniger alle von ihm selbst gebaut. Im Gegentheil, einige mögen bedeutend früher, andere später errichtet worden sein.

Am weitesten nach unten in der Stadt liegt die St.-Georg's-Kirche. Es ist dies vielleicht die neueste und in

Die Marien-Kirche (ist circa 25 Fuß hoch, die Ostwand des Hofes führt in den Hof der Medanheallenkirche, 20 Fuß breit, auf 30 Fuß Länge[1]).

1. Marienkirche. 2. Großer Wasserbehälter. 3. Eingang zur Kirche. 4. Zellen in der Felswand für Mönche. 5. Begräbnißgruft. 6. Zugemauerte Thür. 7. Zugemauerte Thür. 8. Wasserbehälter. 9. Zugemauerte Thür. 10. Thür zum Kloster.

ihren Formen die vollendeteste. Von außen ist hier gar nichts von der Kirche zu bemerken; der Führer zeigt einem einen von Olivenbäumen und Juniperen gekrönten Hügel von circa 30 bis 35 Fuß Höhe und sagt: da drin liegt die Kirche. Aber wenn man näher kommt, ist man bald vor einem Felsgange, und einige Schritte durch diesen künstlich ausgehauenen

Die Aba-Libanos-Kirche.

Weg bringen uns in eine weite, runde Oeffnung im Felsen, in welche von oben der Himmel hineinscheint, und in dieser Oeffnung hat man in der Mitte einen Block stehen lassen, aus dem die St.-Georg's-Kirche in Form eines Kreuzes ausgehauen ist. Das platte Dach der Kirche, mit dem Ganzen Ein Stein, hat mit der Höhe des Berges gleiches Ni-

veau, und zeigt oben in erhabener Arbeit ein Kreuz. Vom Berge aus brauchte man bloß Balken über den Umgang zu legen, um aufs Dach der Kirche zu gelangen. Die Kirche hat einen Haupteingang, und der viereckige Raum, der von den vier Flügeln, welche die Kirche bilden, umschlossen, und der von gleicher Größe wie jeder der Flügel ist, dient als Platz für den Altar. Die Kirche ist nicht gewölbt, die steinerne Decke bildet, wie angeführt, Ein Ganzes mit den Wänden. Als Hauptmerkwürdigkeit bewahrt man hier den Mantel des heiligen Georg auf, welcher vornehmen Besuchern umgethan wird, damit auch sie von der Heiligkeit profitiren. Die Seiten der Flügel haben kleine viereckige Fenster, die im Baustil an den Obelisk von Axum erinnern; über dem Eingangsthore befindet sich noch ein Fenster in venetianisch-maurischem Stile. Der Grundriß der Kirche präsentirt sich uns, wie Seite 365 veranschaulicht.

Wenden wir uns jetzt zur obern Stadt, so kommen wir gleichfalls durch einen Tunnel zuerst in die St.-Emanuel's-Kirche; es ist diese, was Bau und Stil anbetrifft, eine ebenso vollendete, und in den Proportionen vielleicht noch harmonischer als die St.-Georg's-Kirche. Ebenfalls aus einem einzigen Blocke, aus einem sie umgebenden Fels herausgelöst, hat sie auf circa 48 Fuß Länge eine Breite von 32 Fuß und Höhe von 40 Fuß. Der Haupteingang, nach Westen, hat zur Seite zwei viereckige Fenster, dann darüber noch zwei Reihen von je drei Fenstern, von denen die mittelsten flach gewölbt sind. Die östliche oder hintere Wand ist ebenso, mit Ausnahme daß die Thür fehlt. Beide Längsseiten haben auch drei Reihen Fenster, in jeder Reihe indeß vier Fach. Im Innern ist die Kirche in ein Hauptschiff und zwei Seitenschiffe getheilt durch zwei Reihen von je vier Säulen, welche die Decke tragen, die im Innern ganz flach ist. Die beiden Seitenschiffe haben indeß nicht ganz die Höhe des Hauptschiffes, da oben kleine Stübchen, welche früher als Zellen für Mönche dienten, eine dritte Etage bilden, und durch die dritte Reihe Fenster Licht bekommen. Die St.-Emanuel's-Kirche ist noch vollkommen gut erhalten und besitzt auch viele Reliquien, z. B. Stücke Holz vom wahren Kreuz, ein Hemd von St. Emanuel, ein Dorn von der Dornenkrone, woran noch Blut klebt, und dergleichen mehr.

Mittelst eines Ganges durch den Felsen kann man von hier in die Salvator- oder Medanheallen-Kirche kommen, welche die großartigste von allen ist. In ähnlicher Weise wie die vorige gebaut, nur in größeren Dimensionen, hat sie indeß namentlich äußerlich sehr gelitten. So ist ein ganzer Säulengang, welcher alle Seiten der Kirche umgab, und mit derselben aus Einem Blocke gehauen war, bis auf drei Pfeiler weggestürzt; der Schutt davon umgiebt die Kirche fußhoch, ohne daß Jemand daran denkt, ihn wegzuräumen. Im Hofe der Kirche sind Wasserbehälter mit lebendigem Wasser, in den Wandungen Zellen und Säle für Mönche. Das Innere der Kirche hat dieselbe Einrichtung wie die vorhergenannte.

Wiederum führt uns ein Gang durch den Fels in einen andern ausgehauenen Platz, in welchem die Marienkirche steht. Der Cultus für die „Mutter Gottes“ wird bei den abyssinischen Christen ebenso gepflegt, wie bei den Katholiken, und obschon die Marienkirche an und für sich weit hinter der Emanuel's-, Georg's- und Salvator-Kirche zurücksteht, so beweist andererseits der ausgedehnte Hof mit seinen großartigen Einrichtungen, die vielen Mönchszellen, die Menge der Begräbnisse in den Felswänden genugsam, wie empfänglich von Anbeginn des Christenthums her der Abyssinier für den Cultus der Maria gewesen und noch ist. Ueberdies ist diese Kirche die von allen am reichsten dotirte; im kleinen Nebengebäude befinden sich sogar zwei kupferne Glocken, während alle anderen Kirchen harte, längliche Steine, welche als solche dienen, im Gebrauch haben. Meist hängen diese Steine an Bastseilen in den Zweigen von Bäumen, welche sich bei allen Kirchen finden, und durch Anschlagen mit einem andern Steine entlockt man ihnen einen Klang. Auch sonst ist die Kirche sehr reich; täglich werden im Hofe Hunderte von Pilgern, armen Leuten und Bettlern gespeist, welches aus dem Ertrage des nicht unbedeutenden Grundbesitzes bestritten wird, zum Theil auch von den reichen Gaben, die durch begüterte Pilger geopfert werden.

Im Westen der Marienkirche sind unterirdisch die Golgotha- und Lalibala-Kirche, welche respective auch die Namen Debra Sina und Gebra Selasse führen, weil Heilige dieses Namens von gleichfalls großem Rufe hier begraben liegen. Von einem Altan, der durch die westliche Felswand, welche den Hof der Marienkirche einschließt, gebrochen ist, kann man auf den Hof der Lalibala-Kirche hinabsehen. An beiden Seiten dieses Altans befinden sich offene Todtengewölbe, und ich fand die Gebeine dieser Todten auf dieselbe Art und mit eben den Kattunstreifen umwickelt, mit denen die ägyptischen Mumien eingewickelt sind. Hier waren es jedoch keine Mumien, sondern bloß die Knochen der Leichen waren noch vorhanden.

Der Kaiser Lalibala liegt nicht in der Kirche, die besonders seinen Namen trägt, begraben, sondern in der Golgatha-Kirche. Es ist aber sicher, daß erstere von ihm selbst erbaut ist, vielleicht auch die letztere. Die Gruft darin ist durch einen einfachen Stein bezeichnet; auf demselben lag eine silberne Krone wie eine Bischofskrone, welche er bei feierlichen Gelegenheiten getragen haben soll. In dieser Kirche liegt auch Gebra Selasse begraben.

Die Lalibala-Kirche zeichnet sich besonders durch viele Bildsäulen aus, die wenn auch roh gearbeitet, dennoch einen gewissen Kunstsinn nicht verkennen lassen; Mathäus, St. Peter und St. Paul, der heilige Georg, Johannes der Täufer sind in Lebensgröße in Stein ausgehauen. Auch findet man noch andere speciell abyssinische Heilige. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß, so viele Heilige die Abyssinier haben, sie außer der Mutter Gottes keine einzige weibliche Heilige, namentlich keine einheimische verehren, während es fast für jeden Tag im Jahre einen männlichen einheimischen Heiligen giebt, außer denen, welche die alleinseligmachende Kirche außerdem hat.

Man kann durch einen geheimen Gang, der von der Marien-Kirche ausgeht, in die Lalibala-Kirche kommen, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Außerdem communiciren die Kirchen noch mittelst eines Ganges durch die Felswand. Der unterirdische Gang soll früher dazu gedient haben, damit Mönche und Nonnen sich, ohne vom Publicum gesehen zu werden, ungestört zusammen den heiligen Uebungen der Kirche hingeben konnten. Ein späterer Kaiser ließ indeß den Eingang mit einem so gewichtigen Steine verschließen, daß Niemand im Stande war, denselben aufzuheben. Alvares schreibt davon:

„auf dem pflaster dauor ist ein geuirt loch, dardurch man in die vnter Kirchen oder Krufft komen kan; dasselbe ist mit einem breitten stein, gleich als ob es ein grab stein were bedeckt vñ gantz geheb eingefüget, aber wie ich mich bedüncken lies, so komet niemand hinab, avs vrsachen das man den stein nicht leichtlich auffheben kan etc.“

Wahrscheinlich hat sich irgend ein Heiliger, oder gar die gnadenreiche und ewig liebreizende Jungfrau ins Mittel gelegt; heutzutage ist das Loch bloß mit einem hölzernen Deckel verschlossen, und mit einer kleinen Wachskerze in der Hand stiegen wir selbst durch dasselbe in die untere Kirche hinab.

Die ältesten Kirchen und ganz von den vorigen getrennt, unter sich jedoch verbunden, sind die Mercurius- und Aba-Libanos-Kirche. Erstere hat die kolossalsten Dimensionen und ist doch in den Fels hineingehauen; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß auch diese von Christen angelegt worden sind. Die Aba-Libanos-Kirche ebenfalls stellt sich nur von außen als eine natürlich glatte Felswand dar, derart, daß man einen Gang um einen Felsblock herum gehauen hat, der jedoch nach oben noch mit dem Berge im Zusammenhange ist. Dieser stehengebliebene Felsblock ist dann innerlich zu einer Kirche ausgemeißelt worden.

In allen diesen Kirchen wird noch heute Gottesdienst gehalten, und sicher schlage ich nicht zu hoch an, wenn ich sage, daß die Zahl der kirchlichen Mitglieder, seien es nun ordinirte Priester, Mönche oder Nonnen, sich auf etwa 500 Personen belaufe. Lalibala ist der größte und berühmteste Wallfahrtsort Abyssiniens und bei großen Festen strömen Tausende von Menschen dort zusammen. Unerwähnt will ich übrigens nicht lassen, daß wenn allerorts in Abyssinien die Pfaffen sich als fanatisch und intolerant erwiesen, wir doch hier die liebenswürdigste und zuvorkommendste Ausnahme fanden; weder verlangte man, daß die Schuhe ausgezogen werden sollten, noch war man irgend ängstlich, vor uns etwas zu verbergen, und was sehr bemerkenswerth ist, in keiner dieser Kirchen, die ohne Zweifel zu den ältesten in Abyssinien gehören, fand ich ein sogenanntes Allerheiligstes oder einen abgeschlossenen Raum. In allen übrigen abyssinischen Gotteshäusern findet sich diese jüdische Einrichtung, und nur ein ordinirter Priester darf in den genannten Ort dringen, keineswegs ein Laie.

Die Secten des Islam.

Von **Julius Braun** in München.

III.

Die Ismaelier und Nasairier.

Wir haben uns bemüht nachzuweisen, wie der in so manchen Theilen der mohammedanischen Welt mit Sehnsucht erwartete göttliche Mahdi („Führer“) nichts Anderes sei, als ein Wiederauftauchen der Vorstellung von einer dereinstigen Wiederkehr Saturns. Saturn, der sterbliche Urkönig, der sich gewaltsam des Throns im goldenen Alter bemächtigt hatte, nachdem er zuerst das Weib seines Vorgängers zum Abfall gebracht, — er wurde zuletzt durch den gemeinsamen Aufstand der guten Götter überwältigt und von seinem eigenen Sohne Typhon (damals noch Vorkämpfer der guten Götter), wie es scheint auf hinterlistige Weise, getödtet*). Bei der Tödtung aber konnte es nicht bleiben, als man anfing, in diesem sagengeschichtlichen Urkönig die innenweltliche Intelligenz, den schöpferischen Zeitgott sich verkörpern zu lassen, sowie man seinen gestürzten und verstümmelten, zuletzt aber doch wieder siegreichen Vorgänger zum Uranos, Helios 2c. erhob. Man begnügte sich nun, den Götterfeind Saturn (den gefallenen Gott, den gefallenen Engel) in mehr oder minder strenger Haft zu denken: in unterirdischem Bergverließ, wie Zohak-Saturn (Zohak ist Urkönig und Gründer von Babylon, also eins und dasselbe mit Bel-Saturn), im Berge Demavend auf dem Südufer des Kaspischen Meeres, wo die Erde zittert, wenn er sich regt — oder selig wie der Kronos „westlicher Barbaren“ zwischen den goldenen Felsen seiner von Wohlgeruch quellenden Grotte auf einer Insel des Okeanos, wo der Schlaf die einzige Fessel des Gefangenen ist**). Von all diesen im Berge gefangenen Göttern (vergl. den in den Abgrund verstoßenen Prometheus, der wie Bel-Saturn zugleich sagengeschichtlicher Empörer und innenweltliche Intelligenz, Menschenschöpfer ist; den apokalyptischen Satan 2c.) weiß man, daß sie dereinst wieder losbrechen werden, und je nach der Parteinahme der Völker wird dieses Losbrechen mit Angst oder Hoffnung erwartet. Im bayerischen Walde, in Tirol thut man Sonnabend Abends noch einige Schläge auf den leeren Amboß, um die Ketten des höllischen Ungeheuers wieder zu festigen; die Jesiden in Kurdistan, wie wir gesehen, haben keinen höhern Wunsch, als daß der Satan wieder erscheine, um seine Dankbarkeit für die von ihnen niemals versäumte andachtsvolle Rücksichtsnahme zu beweisen. Da nun Secten wie die Ali Ilahi, die den Satan als Weltschöpfer verehren, ihn geradezu „Ali“ nennen; da der erwartete Führer und Erlöser (Mahdi) der Ultra-Schiiten (der fanatischen Anhänger von Ali's Geschlecht) angerufen wurde als „Herr der Jahre“, „Herr der Zeit“ — also mit dem alten Saturnnamen (Bel-Itan, Melek-Olam, Baal-Chewan 2c. — alles derselbe Begriff), können wir nicht zweifeln, an wessen Stelle Ali und die Imame seines Geschlechts getreten sind. Im Stumpf der Belusgrabpyramide, heute noch „Babel“ genannt (linkes Euphratufer), sind die Engel Harut und Marut wegen Verführung

---

*) Die ägyptische Ursage liegt durch griechische Ueberlieferung (Diodor, Plutarch 2c.) in großen Stücken noch vor und ergänzt sich aus dem Spiegelbild unzähliger Wiederholungen auf fremdem Boden und unter fremdem Namen. Wer sich ihre Grundzüge nicht gemerkt hat, mag darauf verzichten, von der übrigen Religionswelt auch nur das Mindeste zu verstehen.

**) Ein solcher gefangener Gott saß auch in germanischen Bergen (dem Unterberg bei Salzburg, dem Kyffhäuser in Thüringen) und wurde nachmals „Karl der Große“ oder „Friedrich der Rothbart“ genannt. Sonderbarerweise will man darin immer einen einstigen Wodan erkennen, weil die Raben Wodan's um den Berg fliegen. Aber diese Raben sind ja feindliche Mächte, die für Wodan die Welt überwachen, und so lange sie fliegen, d. h. so lange Wodan an der Regierung ist, kann der Gefangene nicht heraus. Erst am Ende der jetzigen Weltperiode, wenn der Baum auf dem Walserfeld (dem Teufelsfeld, denn „Wals“ ist Teufel), d. h. der Weltbaum, wieder sproßt, ist mit dem Ende von Wodan-Agathodämon's Regierung auch die Haft des empörten, gefallenen Gottes zu Ende. Dieser ist also Saturn, oder ein in den Saturnsohn Typhon (den Götterfeind und Empörer im zweiten Götterkrieg), wie es so unzählige Mal geschieht, herabgerückter Saturn. Den Typhongehalt (zur Hälfte Urfeuergott und unterirdische Triebkraft der Natur; zur Hälfte sagengeschichtlicher Bösewicht) finden wir wenigstens im nordischen Loki, der gefesselt in der Bergkluft sitzt und, wenn er sich regt, die Erde zittern macht, wie Zohak im Demavend.

eines schönen Weibes an den Füßen aufgehängt*); im benachbarten Hillah am Euphrat erwartete man die Wiederkehr des verschwundenen letzten Imams aus einer Moschee; zu Samarra (nördlich davon am Tigris) aus einer Höhle ꝛc. Nichts ist im Volksglauben (und auch sonst noch da und dort) schwieriger einzuführen, als neue Ideen, und nichts schwieriger auszurotten, als alte.

Ein solcher Volksglauben, der das Haus Ali's mit der Göttlichkeit der alten Saturndynastie umkleidete, und anstatt der Wiederkehr eines Gottes die Wiederkehr des siebenten Imams (Vertreter von Ali's Nachkommenschaft im siebenten Geschlecht) erwartete, konnte natürlich Niemandem angenehmer sein, als den Nachkommen Ali's selbst. Bereits nannte sich eine Secte, die an jenen siebenten Imam (Mohammed ibn Ismael) glaubte, „Ismaelier". Ihren Glauben in System zu bringen, Missionäre zur Gründung eines furchtbaren Geheimbundes heranzubilden, dazu fühlte sich Abdallah ibn Ahmed berufen (mit Beinamen El Kaddah, der Augenarzt), vierter Nachkomme oder Nachfolger jenes Mohammed ibn Ismael — ein Mann, der (nach Makrizi) „von allen Religionen und Secten vollkommene Kenntniß hatte". Aus Basra flüchtig, eröffnete er zu Salamia in der syrischen Wüste eine Schule für den Glauben ans Imamat des Mohammed ibn Ismael und für den Glauben an die Imame, die (wie Abdallah selbst) bis zur Wiederkehr jenes Mahdi ihn auf Erden zu vertreten haben**). Durch sinnverwirrende Fragen, heißt es, und durch tiefsinnig scheinende Perspectiven in eine allegorische Ausdeutung aller Koransätze wurde der Proselyt unmerklich vom orthodoxen Islamboden abgebracht, bis er bereit war, sich mit Leib und Seele zu unbedingtem Gehorsam gegen das gotterleuchtete Oberhaupt der Schule (natürlich unter dem Schwur ewigen Geheimhaltens) zu verpflichten. Dann weihte man ihn von Grad zu Grad, je nachdem die Fassungskräfte, das Talent zur Unterwürfigkeit ꝛc. es rathsam erscheinen ließen, weiter in die Geheimlehre ein. Erst auf siebenter und achter Stufe erhielt der bis dahin Zugelassene anvertraut, daß es nicht ein, sondern zwei göttliche Wesen gebe und geben müsse, welche die Weltordnung aufrecht halten. Das eine war früher und ist erhabener; das zweite ist von ihm geschaffen, aber aus der eigenen Substanz; das erste hat primitive Dinge hervorgebracht, das zweite giebt ihnen die Gestalt und bildet Zusammengesetztes; das erste (oder „Vorangegangene") ist das Licht des Schöpfers, aber ein Licht, das mit menschlicher Gedankenkraft nicht erfaßt werden kann; das zweite (oder „Nachfolgende") ist Quell der Wärme und Bewegung ꝛc. Aber auch jenes Erste ist eigentlich das Erste nicht, sondern selber wieder bedingt von einem noch Höhern; nur hat dieses Allerhöchste weder Namen noch Attribute, und darf Niemand weder von ihm sprechen, noch ihm irgend eine Anbetung erweisen***).

Daß mit dieser ismaelischen Lehre von einer in drei Stufen entwickelten Schöpferkraft weit abgewichen werde vom Boden des monotheistischen Islam, wird nicht zu bezweifeln sein. Aber wohin? Das ist bisher unverständlich geblieben, weil man die heidnischen, auf demselben Boden vorausgegangenen Systeme nicht zur Vergleichung hatte. Ziehen wir diese aber zu Rath, dann wird unser Satz: „Die Ismaelier und die von ihnen abhängigen Systeme der Drusen, Nasairier ꝛc. seien nur eine Form des durch die moslimische Hülle wieder zu Tage gebrochenen chaldäischen Heidenthums" — genugsam erwiesen sein.

Jene in drei Stufen entwickelte Schöpferkraft erscheint nämlich von Aegypten an in allen Weltschöpfungslehren. Man wußte 1) von einem außerweltlichen Urgeist; 2) von einer innenweltlichen Intelligenz, dem Lichtgott, Ordner im Chaos; 3) von dem Urfeuergott, der die Einzeldinge kunstreich vollendet hat*). Der außerweltliche Urgeist wird bereits in babylonischer Kosmogonie (nach Eudemos) „mit Stillschweigen übergangen". Um so bedeutsamer ist der erste innenweltliche Schöpfergeist: Moymis, Memra, das Wort, der Logos, daselbst geworden. Es war der Zeitgott, den die chaldäische Lehre mit dieser Aufgabe betraute (Bel-Itan, der Herr der Ewigkeit, als Weltordner), und darum sehen auch die phönikischen Systeme (Mochos, Sanchuniathon) in Ulomos (Zeit, Ewigkeit) und Aeon Protogonos die innenweltliche Intelligenz, aus welcher der Urfeuergott (Chusoros, Hephästos) erst hervorging. Wenn also den Ismaeliern mitgetheilt wurde, es gebe ein unnennbares höchstes Wesen, das man nicht zu verehren brauche; sodann in der Binnenwelt ein „Vorangegangenes" (das geistige Weltlicht) und ein „Nachfolgendes", das der Quell der Wärme (d. h. Feuergott) sei und das als Götterschmied die Einzeldinge zur Vollendung bringe, so haben wir nichts als eine Wiederholung jenes ägyptisch-babylonischen Systems, das für die ganze gebildete Welt maßgebend geworden**).

Wenn die Wiedererweckung dieses Systems für passend erachtet wurde, um den Glauben an den mohammedanischen Allah zu beseitigen, so war sie doch nichts weniger als maßgebend für die Eingeweihten auf höchster (neunter) Stufe, denn dort reichte es (nach Abdallah's Anweisung) aus, anstatt an einen persönlichen Gott an die Ewigkeit des Weltalls zu glauben und vorauszusetzen, es habe niemals Engel und Propheten, aber schon vor Adam viele Menschen gege-

*) „Harut" hieß nach moslimscher Ueberlieferung (wie bei den Drusen) Iblis (der Satan) vor seinem Fall. Das Weib, um dessenwillen jener große Engel fiel, war nach rabbinischer Angabe Estehar (Astarte); nach moslimscher Sahrah (Venus, Astarte, Rhea) — also jene Gemahlin von Saturn's Vorgänger Agathodämon (Helios ꝛc.), die selber zu dessen Sturz die Hand bot (vergl. Eva und die Schlange, d. h. den schlangengestaltigen Saturn ꝛc.).

**) Salamia (das alte Salaminias) ist eine griechisch-sarazenische Ruinenstadt zwischen Hama und Palmyra, einst in reichen Gärten, Dank den jetzt noch meilenweit zu verfolgenden Wasserleitungen. Auch diesen Ort, wie so manchen andern, wollte Ibrahim Pascha wieder beleben und besetzte ihn mit arabischen Colonisten. Mit der Rückkehr der Türken aber war hier, wie anderwärts, Alles wieder aus.

***) Die meisten Quellen finden sich in De Sacy's Werk über die Drusen; sehr zweckmäßige deutsche Bearbeitung von Ph. Wolff.

*) Zum Nachweis aus ägyptischen Quellen ist hier nicht der Raum. Wir wollen nur erinnern, daß die sogenannten „hermetischen Schriften" in ihrer echt- und altägyptischen Theologie den innenweltlichen Schöpfergeist als das „Wort", den Logos, kennen (das Wort des Urgeistes), und daß sie von diesem mit weltbildender Kraft begabten, in die wogende Welt herabsteigenden Wort — diesem sichtbaren Gott, den der Urgeist liebt als Theil von sich selbst, als eigenen Sohn — zunächst den Feuergott schaffen lassen.

**) Bei den Parsen entspricht Ormuzd dem Urgeist; Bahman, der von Ormuzd geschaffene erste Erzengel (der selber aber die übrigen Erzengel oder Amschaspands ins Dasein zu rufen hatte), dem ersten innenweltlichen Schöpfergeist oder Logos; und dritte Kraft ist, wie zu erwarten, der Genius des Feuers: Ardibehist, der den Menschen heitern Sinn und Lebensmuth verleiht. Im Norden heißt dieselbe Reihe: Odin, Wili, We, oder: Odin, Hönir, Lodr — abermals nur eine in drei Stufen entwickelte Schöpferkraft. Wo diese drei gemeinsam zur Belebung der hinfälligen Menschenpflanze schreiten, giebt Odin, als Urhauch, die Seele; Hönir, als innenweltliche Intelligenz, den Verstand, Lodr (Loki), als Feuer, Blut und blühende Farbe (wie Ardibehist). Menschenschöpfer bei den Griechen sind Zeus, Prometheus, Hephästos. Zeus enthält den Urgeist (Amun-Zeus); Prometheus ist innenweltliche Intelligenz, aber, weil er auch die sagengeschichtliche Hälfte des Logos-Saturn in sich aufgenommen, ein gefallener Gott und Empörer, der in den Abgrund verstoßen wurde und erst am Ende der jetzigen Weltperiode wieder hervorgehen wird (wie Zohak, der Satan ꝛc.); den Hephästos kennen wir als Urfeuergott und kunstreichen Weltausbildner. Sind alle diese Uebereinstimmungen Zufall? Oder Naturnothwendigkeit? Oder hat sogar, selbst über die bekannten Klüfte herüber, welche alles Semitische vom Indogermanischen trennen, vielleicht ganz im Verstohlenen, ein klein wenig Zusammenhang stattgefunden?

ben. Ganz ähnlich lehrte das orphische Gedicht (Pythagoras) eine Schöpfung der Welt aus derselben Folge von göttlichen Kräften: erst Urgottheit, dann Phanes oder Metis (der Gott „Einsicht“), der leuchtende Erstgeborene rc., um schließlich Alles, und zwar gleichfalls schon nach ägyptischem Vorbild, in den einen Zeus (Sarapis) aufzulösen — einen Gott, dessen Haupt der Himmel, dessen Leib die Erde, dessen Füße das Meer rc., d. h. einen Gott, der eigentlich keiner mehr ist. Ein bezeichnender Unterschied von den Ismaeliern ist nur die untadelhafte Sittenstrenge der Pythagoräer, während bereits Abdallah auch jedes bürgerliche Gesetz für die Wissenden in Allegorie auflöste, „denn bei Erkenntniß des Herrn der Wahrheit hat man nichts mehr zu fürchten, weder Sünde noch Strafe.“ Der Ismaelier Hamdan al Karmat, der durch einen von Salamia (von Ahmed, dem Sohn und Nachfolger Abdallah's) kommenden Glaubensboten sich hatte gewinnen lassen und selber in der Gegend von Kufa (südlich von Babylon) einen Hauptherd ismaelischer Ideen gründete — er führte bereits außer der Gütergemeinschaft auch die Weibergemeinschaft als „die Vollkommenheit und den letzten Grad der Freundschaft und brüderlichen Vereinigung“ ein. Auch diese Lebensform war schon im Heidenthum (mit der Lehre des Mazdak unter dem Sassanidenkönig Kobad) einmal Staatsgesetz geworden, und daß man sie niemals vergessen hat, beweist heutigen Tags noch die weit verbreitete und viel verfolgte Secte der Babis. Es ist auffallend, wie häufig die Gemüthserhebung (auch christlicherseits hat man Erfahrungen gemacht) gerade dann, wenn die pietistische Secte sich Gott am nächsten fühlt, in gemeinster Sinnlichkeit endet. Aber nicht nur die eigenen Güter pflegt der von Glauben und Sinnlichkeit trunkene Geheimbund zu theilen, sondern er glaubt auch gerechte Ansprüche auf die Güter der Ungeweihten, der „Todten“, machen zu dürfen. So thaten neuerdings die Babis; so thaten einst die Ruschemier (die „Erleuchteten“) in Afghanistan, und so thaten bereits die Karmaten (Ismaelier aus der Schule Karmat's) im dritten und vierten Jahrhundert der Hedschra. Die großen Mekka-Karawanen wurden angegriffen, Tausende von Pilgern niedergemetzelt, und von Bahrein (der nordostarabischen Landschaft am persischen Golf) aus, wo die Karmaten sich ganz und gar der Herrschaft bemächtigt hatten, endlich Mekka selber genommen, der schwarze Stein (dieses von den Moslimen so innig verehrte und geküßte alte Saturnbild) aus der Kaaba gebrochen und der heilige Brunnen Zemzem mit Leichen gefüllt. In jener Landschaft Bahrein soll (nach Palgrave) der altkarmatische Haß gegen allen Islam heute noch offen zu Tage treten.

Ein anderer Rest des endlich durch die Truppen der Bagdader Chalifen zertrümmerten Karmatenbundes sind die Ansairier (Nasairier) in dem langgestreckten, vom Nordende des Libanon durch eine kleine Ebene getrennten, nordsyrischen Küstengebirge. Dort im Gebirge sollen sie etwa 64,000 Seelen stark sein, erstrecken sich aber weit darüber hinaus. Den alten Schwur, ihre Lehre geheim halten zu wollen, erneuern und halten sie mit unwandelbarer Treue. Bei ihrem Fest der Namensgebung weist man sie an: „Bist Du unter dem Schwert, unter dem Strick, auf der Folter — lächle und stirb, dann wirst Du selig.“ Selbst solche, die ihr Leben lang bei europäischen Familien gedient haben, sind wie versiegelt, wenn von Religion die Rede. „Schneide mein Herz aus dem Leib und sieh, ob Du etwas findest,“ ist die einzige Antwort. Doch weiß man, daß ihre Gebetformeln lauten: „Ich erkläre es, ich verehre Ali, Sohn der Abu Talib; er ist über Alles ein allmächtiger Gott,“ oder: „Es ist kein Gott als Ali, und Mohammed, der Geliebte, ist der Prophet von Gott.“ Fleißig und redlich, von den Türken hart gedrückt und nur durch die Verzweiflung zuweilen ins Räuberleben getrieben, bewohnen sie als Ackerbauer die Thäler ihres Waldgebirges und verehren als unfehlbar ein geistliches Oberhaupt. Aber von Alters her weiß man auch, daß ihre religiöse Feier im Dunkel unzüchtiger Gelage endet und die Verehelichung keine gesetzliche Schranke für die Glaubensbrüder ist *).

Wenn diese Nasairier in ihren jetzigen Wohnsitzen schon seit dem zehnten Jahrhundert nachzuweisen, so sind ihre Mitwohner im südlichen Theil desselben Gebirges, die „Ismaelier“ (wie sie jetzt noch heißen), erst später eingewandert oder durch die Sendboten des im Osten zu neuem Aufschwung gediehenen Ismaeliertums gewonnen worden. In Persien hatte ein alidischer Wühler, Hassan ibn Sabbah, sich der Burg Alamut (in hoher und rauher Lage, nordwestlich von Teheran) zu bemächtigen und sich selber mit dem Nimbus des erwarteten Mahdi zu umkleiden gewußt (1090). Auch dort übte man die allegorische Erklärung und Auflösung des Koran und erzog eine fanatische Jugend zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unbedingten Gehorsams gegenüber dem verkörperten Gott, der in derselben Burg wohnte, sich selber aber wohlweislich fast niemals sehen ließ. Es ist bekannt, wie opferfreudig seine Blutbefehle von den „Assassinen“ an rechtgläubigen Emiren, Sultanen, Chalifen vollzogen wurden, bis die Mongolen unter Hulagu (1260) dieser Amamdynastie und ihrer Nation von Meuchelmördern ein blutiges Ende machten. Aber Burgen desselben Ordens standen bereits in Syrien (die gewaltigste das von Saladin vergebens belagerte Masyiad, heute noch finster auf steilem Fels über weitem Moorland am südöstlichen Fuß jenen Küstengebirges), und auch dort gab es eine Schule von Meuchlern (in bester Freundschaft mit dem heiligen Ludwig und den Templern) und blieb es, selbst nachdem der ägyptische Sultan Beibars diese Burgen gebrochen hatte (1269). Was jetzt noch unter dem Namen Ismaelier in jenem Gebirge lebt (ihr Häuptling in der Burg Cadmus), ist in ewigem Blutrachekrieg mit den im Bekenntniß doch so nahe mit ihnen verwandten Nasairiern begriffen. Zu erfahren giebt es auch von ihnen nichts, da die Schweigsamkeit die gleiche ist. Doch weiß man, daß auch die heutigen Ismaelier den Ali, den Schwiegersohn des Propheten, als Gott anerkennen, den Propheten selbst sammt seinem Koran, seinem Paradies rc. verwerfen. Rückhaltlose Sinnlichkeit, wie die Mystik sie großzieht und erfinderisch mit den frömmsten Phrasen heiligt, war und ist charakterbezeichnend auch für die Feste der Ismaelier (Niebuhr, Burckhardt, Thomson rc.). Sie sollen jetzt noch etwa 10,000 stark sein (Rey, 1864).

Nicht minder folgenreich war die Uebertragung der ismaelischen Lehre nach Afrika. Dort gelang es dem Obeidallah aus Salamia, einem Urenkel des Gründers der Schule (des Abdallah el Kaddah), sich als Mahdi anerkennen zu lassen. Seine Nachkommen (die „Fatimiden“) wählten Kairo zur Residenz und unterhielten dort ein „Haus der Wissenschaft“, d. h. eine Schule des Ismaelierthums, wo nachgewiesen wurde, wie Ali's göttliche Natur in seiner (wirklichen oder vermeintlichen) Familie, den Fatimiden, ewig sich neu verkörpere. Hakim, der fünfte Nachfolger des Mahdi Obeidallah, machte Ernst mit dem Anspruch, ein Gott zu sein, und fand Propheten, denen es wenigstens in Syrien gelang, ein ganzes Volk zur Anerkennung dieser Gottheit zu bringen. Es sind die Drusen, die heute noch an die Gottheit Hakim's mit Innigkeit glauben. Von ihrem System ein andermal.

*) Ein Rest alten Heidenthums bei den Ansairiern, aber nicht mit Nothwendigkeit zum ismaelischen System gehörig, ist ihre Verehrung von Sonne und Mond, die Heilighaltung hoher Berge, wo sie im Waldesdickicht ihre Betplätze haben und wo das Gebet guter Greise die Sterne (jeder Stern ist die Seele eines Auserwählten) herabzurufen vermag (vergl. Thomson, Walpole, Lyde, Rey rc.).

Die Landes.

Ihr Boden, ihre Cultur und ihre Producte. — Die Einwohner und ihre Sitten.

Die Landes der Gascogne nehmen die weite und einsame Gegend ein, welche sich im Südwesten Frankreichs ausdehnt, von der Garonne bis zum Adour und von der Gelise bis an die Dünen des Oceans. Es ist der westliche Theil des alten Aquitaniens, welches unter den Römern den Namen Novem populanum erhielt, später jedoch unter dem fränkischen Kaiserreich Vasconien oder Gascogne genannt wurde. Man theilt diese Haiden ein:

1) in Große Landes; dieses sind die unfruchtbarsten;

2) in Kleine Landes; sie sind angebaut und bilden den westlichen Theil der Hochebene, zwischen einem kiesigen Thale und den Großen Landes;

3) in die Landes von Medoc.

Diese letzteren befinden sich einbegriffen zwischen der Straße von Bordeaux nach Teste, dem Wasserbecken von Arcachon, den Dünen und der Straße von Lesparre nach Bordeaux.

Die gesammten Haideflächen nehmen eine Strecke von 12,750,480 Quadratruthen ein, auf welchen die zu Gemeinden gehörigen 8,178,980 Quadratruthen betragen.

Die Landes bestehen aus mehreren Hochebenen. Die größte von allen dehnt sich gegen Osten auf dem Wege von Bayonne nach Bordeaux aus, geht durch Labouleyre und ist von einer Seite begrenzt vom Adour, Midou, der Douze und dem Estampon; auf der andern vom Ciron und der Garonne. Sie hat die Form eines Dreiecks und liegt ungefähr 300 Fuß über der Meeresfläche. Die durchgängig horizontale Lage aller dieser Plateaus ist nur scheinbar. Schon Bremontier hatte diese bemerkenswerthe Thatsache vermuthet, welche durch Messungen eines der geschicktesten neueren Ingenieure bestätigt wurde. Es ist in der That erwiesen, daß von Osten nach Westen, wenn man sich eine senkrechte Linie zum Meere denkt, eine Neigung von mindestens 0001 auf den Meter stattfindet, und diese Abdachung ist so schwach, daß der geringste Zufall oder vielmehr die geringste Unregelmäßigkeit des Bodens, z. B. Fußtritte einer Herde oder eine Haidekrautwurzel, die Neigung unterbricht und das Wasser verhindert, ihr zu folgen. Von Westen nach Osten ist das Gefäll vielleicht noch schwächer, aber es genügt doch, um das Abfließen des Wassers zu gestatten. Aus diesem glücklichen Umstande, sagt mit Recht M. C. v. Saulnier, geht hervor, daß, wenn man gleichviel an welchem Ende der Landes eine Grube von höchstens 0,30 bis 0,40 Meter Tiefe unterhalb der mittlern Terrainhöhe graben und den Grund der Grube ganz parallel mit der allgemeinen und regelmäßigen Abdachung richten würde, diese Grube nie tiefer als 0,60 bis 0,70 Meter ausgegraben zu werden braucht. Sie könnte sehr leicht und mit wenig Kosten hergestellt werden und durch die gleichmäßige Senkung alle Wasser des durchschnittenen Erdreichs zum Abfließen bringen.

Der Thon, welcher zum Ackerbau und den Wiesen in gewisser Masse mit Sand vermischt nöthig ist, fehlt hier überall und findet sich nur in den inneren Schichten. Dammerde giebt es nur in geringer Quantität an sehr abgelegenen Stellen. Diese Beschaffenheit des Bodens ist dem Ackerbau ungünstig und deshalb sind viele Versuche zur Cultivirung der Landes gescheitert. Den Wassern, welche, wie schon gesagt, in den Ocean fließen könnten, fehlt gegenwärtig der Abfluß, deshalb findet man so oft kleine Lachen, deren verderbliche Ausdünstungen den Menschen fern halten. Am Meeresgestade bildet der durch den Wind aufgehäufte Sand eine Zone von Dünen, deren Breite zwischen circa 2 bis 8 Kilometer wechselt und die sich oft mehr als 50 Meter über den Boden erheben.

Diese Dünen sind das entschiedene Hinderniß, warum das Wasser nicht in das Meer abfließen kann. Daraus entstehen die Teiche, welchen man unaufhörlich längs der Dünenkette begegnet, und bei welchen gegenwärtig alles Mögliche aufgeboten wird, um sie festzuhalten. Die eigentlichen Landes, welche weiter zurückliegen, ruhen auf Tuffstein von 30 Centimeter zu 1 Meter Dicke; sie werden in jenem Landstriche mit dem Namen Alios bezeichnet. Dieses Tuffsteinlager ist durchaus undurchdringlich, und weil die Oberfläche des Erdbodens aus den vom Belieben der Winde auf das Allioslager gewehten Sandmassen entsteht, so sind die weiten Spiegel überfäet mit Sandbänken, deren hoher Rand trichterförmige Löcher von mehreren Meter Tiefe bildet. Im Innern dieser trichterförmigen Löcher liegt Torf, der vermischt mit eisenhaltigen Stoffen ist, auch findet man eine beträchtliche Menge Düngererde, vermittelst welcher man die Landes zu einer reichen, ackerbautreibenden Gegend umwandeln könnte, wenn nicht die Schärfe des Urstoffs die Fruchtbarkeit unmöglich machte.

Gleichsam als ob die Natur nicht schon Schwierigkeiten genug böte, befleißigt sich auch noch der Mensch, Verwüstungen anzurichten. Die zur Gemeinde gehörigen Steppen also, ungesund und verlassen, sind ausschließlich dennoch für die Nahrung magern Viehes bestimmt, und in der Hoffnung, neues Gras wachsen zu sehen, haben die Schäfer das gefährliche System Feuer anzulegen, welches die ganze Vegetation vernichtet und manchmal erschreckliche Verheerungen anrichtet. Die Jahre 1755, 1803 und 1822 haben jenes unglückliche Land durch ihre Feuersbrünste leider berühmt gemacht.

Wenn die heiße Jahreszeit herannaht, verbreitet sich der Ansteckungsstoff, den dieses schmutzige Lager einschließt. Daraus entstehen Sumpffieber und alle möglichen Krankheiten — unter einem blauen Himmel und in einer milden Temperatur, welche zwei Ernten im Jahre gestatten würde, wenn diese erbärmlichen Zustände geändert werden könnten. Schon im Monat Juni wird die Hitze so heftig, daß die Pflanzen verdorren. Ueberschwemmung im Winter, Trockenheit im Sommer, das ist die unangenehme Folge der geologischen Beschaffenheit der Landes.

Die Steppe ist nur stellenweise etwas fruchtbar, oder richtiger, der Boden ist weniger schlecht, trägt aber nur Kiefern, Eichen und Acacien. Von Agricultur kann hier keine Rede sein, davon haben sich einige Gesellschaften der Teste, der Landes von Arcachon rc. überzeugt, nachdem sie enorme Summen nutzlos verwandt hatten.

Aber ein Segen ist dieser Haideregion gewährt in der Seefichte, welche man mit gutem Recht als einen der kostbarsten Bäume unter den Nadelholzarten bezeichnen kann. Er ist im Süden Frankreichs sehr selten, und Linné selbst kannte ihn nicht. Dieser Baum entsteht ohne jedes Dazuthun des Menschen. Wenn man seinen Samen flüchtig auf den Erdboden wirft und nur während der ersten Zeit die besäete Stelle vor den Fußtritten der Thiere hütet, so braucht man sich um sein Wachsthum nicht mehr zu kümmern, selbst auf Stellen, die für alles Andere untauglich sind. Die Na=

tur thut Alles allein. Im zehnten Jahre beginnt man diese Bäume zu lichten, und dadurch wird schon eine Einnahme erzielt. In kurzen Unterbrechungen setzt man das fort, denn der Baum wächst rasch und ist im funfzigsten oder sechzigsten Jahre vollkommen. Die Ernte des Harzes fängt im zwanzigsten Jahre an und sie wird fortgesetzt bis zur vollen Entwickelung des Baumes, der, gefällt, noch Theer und Kohle giebt. Von dem Harz erhält man Terpentin und Ofenruß. Das Holz der Seefichte liefert Pfähle für die Weinreben, Pflöcke zu Einzäunungen, Telegraphenstangen, Querstangen und Langschwellen für die Eisenbahnstraßen, Balken und Bretter und endlich Brennholz. Etwa 200 Quadratruthen, welche mit dieser Fichte bepflanzt sind, tragen ungefähr 25 Francs jährlich ein.

Nächst der Seefichte ist die Korkeiche hervorzuheben, die auf der kiesigen Steppenerde dieser südlichen Gegenden ebenfalls gedeiht. Dieser kostbare Baum bedarf zum Wachsen etwas längerer Zeit als die harzigen Bäume, denn man beginnt die Korkernte frühestens im funfzigsten oder sechzigsten Jahre der Eichen, je nachdem sie gut gediehen sind, oder auf einem mehr oder minder günstigen Boden stehen. Von jener Zeit an kann man die Korkrinde alle sieben oder acht Jahre abschälen, und diese bequeme Einnahme, welche keine andere Mühe als die des Erntens verursacht, dauert etwa zweihundert Jahre. Die Korkeiche gewährt noch eine andere Ernte, welche nicht zu verachten ist, nämlich jene der Eichel, welche eine für die Schafe und Schweine vortreffliche Nahrung giebt. Will man die Erde schneller mit Korkbäumen bepflanzen, so mischt man unter ihren Samen Seefichten, welche man dann schon nach 20 bis 25 Jahren verwenden kann, und wodurch zugleich bewirkt wird, daß die Korkbäume gerade emporwachsen und mehr in die Höhe schießen. Noch ist zu bemerken, daß der Kork, den man in den Landes der Gascogne erzielt, für den allerbesten gilt. Die Stöpselfabrikanten ziehen ihn allen anderen Sorten vor. Er hat eine bemerkenswerthe Elasticität, ist feint gekörnt und es fällt wenig davon ab.

Zu Weinpfählen, Einzäunungen und Wagenhölzern liefert die Acacie Holz. Ihr genügt ebenfalls der leichte Erdboden der Landes. Auf den fruchtbaren Stellen hat man die virginische Pappel, die weiße holländische Pappel, die Weide, die Birke und die Erle angepflanzt.

Seit langer Zeit ist das Problem, wie diese unglückliche Gegend zu cultiviren sei, von verschiedenen auf einander folgenden Regierungen in Erwägung gezogen worden. Bis in die jüngste Zeit waren die Haupthindernisse, welche sich der Verbesserung entgegenstellten, die Gleichgültigkeit, das Elend, die Unwissenheit und die Vorurtheile der Bauern, die übel berechneten Speculationen der Besitzer und Communen oder deren absoluter Mangel an Hülfsquellen. Neuerdings scheint man ernsthaft an Verbesserungen gehen zu wollen. Die Gesammtarbeiten würden ungefähr 27,150,000 Francs kosten. — Hier folgt die Berechnung:

300,000 Hectaren Fichtensamen, à 50 Fr., würden kosten	15,000,000 Fr.
25,000 Hectaren Eichensamen, à 70 Fr. .	1,750,000 „
20,000 „ Korkeichensamen, à 70 Fr.	1,400,000 „
30,000 „ Urbarmachung für verschiedene Culturen, à 300 Fr.	9,000,000 „
Summa:	27,125,000 Fr.
	25,000 „

Nach den Berichten der Baumeister ist in diesen Preisen die Urbarmachung des Erdbodens und die Garantie des Samens und der Pflanzen bis zum dreimaligen Wachsthum inbegriffen. Die Wegearbeiten würden von der Gemeinde unternommen werden. Nach diesem Project, welches ausgeführt werden soll, ist der größere Raum zu Herstellung von Seefichtenwäldern bestimmt, und man sieht in der That, wie diese Wälder bestimmt zu sein scheinen, zwischen dem gegenwärtigen Zustande der Entvölkerung der Steppen und ihrer Colonisirung zu vermitteln.

Wenn auch angenommen zu werden pflegt, daß Wald und Einsamkeit gleichbedeutende Dinge sind, so trifft dies doch nicht bei den Fichtenpflanzungen zu, da ihre Entwickelung die beständige Gegenwart der Menschen erfordert, und ein jeder Baum mindestens wöchentlich einmal besehen, beschnitten und vom Harze befreit werden muß. Bis ein junges, dichtes Gehölz das Alter erreicht, um Harz zu liefern, muß eine Familie sich in seiner Nähe aufhalten, welches wieder eine Urbarmachung für die neuen Wohnplätze, die da zu schaffen sind, nach sich zieht. 300,000 Hectaren Seefichten geben ungefähr 5000 neue feste Wohnsitze, die eine Bevölkerung von etwa 30,000 Seelen repräsentiren. Das ist das rationellste System, welches man sich denken kann, eine Colonie zu gründen, welche künftig einmal den wirklichen Ackerbau in den Landes befördert.

Die Bewohner der Landes bilden drei verschiedene Classen: Eigenthümer, selbständige Ansiedler und Meier oder Pächter. Der Eigenthümer ist so, wie er überall ist, was man einen braven, guten Mann nennt, bequemen Handel treibend, manchmal erwerbsam, Gemeinderath, Wahlmann, guter Ehemann, guter Vater u. s. w., und dabei gastfrei und freigebig. — Der Ansiedler ist eben so, hat aber weniger Schliff. Seine Erziehung ist mangelhaft und er geht vorzugsweise nur mit den Bewohnern der Meierhöfe um, von welchen er auch Tracht und Sprache angenommen hat. Uebrigens führen ihn auch Interessen und Geschmacksrichtung dorthin. Von dem Pächter zieht er Nutzen, von ihm erhält er in kleinen Raten seine Einkünfte, die, beständig zusammengescharrt, ein großes Vermögen ausmachen würden, wenn Gott nicht vermittelst einer ganz patriarchalischen Fruchtbarkeit dagegen Vorkehrung träfe.

Die dritte Classe ist der Meier, der Bauer, der Proletarier des Orts. An ihm sind Revolutionen spurlos vorübergegangen. Wenn seine Rechte auf Freiheit und Gleichheit anerkannt worden sind, so denkt er sich kaum etwas dabei und glaubt sich noch in der guten alten Zeit. Herr über ihn ist der Eigenthümer der Pachtung, die er bebaut. Diese moralische Knechtschaft ist theilweise Folge seiner mangelhaften Erziehung. Der dortige Bauer hat ein Bewußtsein, untergeordnet zu sein. Er wagt es nicht, seine Augen zu einer besser situirten Classe der Gesellschaft zu erheben, und lebt für sich allein, sorglos und mißtrauisch. Der Eigenthümer fühlt übrigens die moralische Verpflichtung, seinem Meier zu helfen, wo es nöthig ist, und in den Jahren des Mangels kann dieser sich glücklich schätzen, einen Herrn zu haben.

Der Bauer der Landes lebt ausschließlich in der Familie und zeigt im Umgang mit der Genossenschaft eine merkwürdige Entsagung. Die Leitung ist gewöhnlich dem Aeltesten in der Familie und der Frau anvertraut, ihre Rathschläge werden gehört und ihre Befehle mit passivem Gehorsam vollzogen. Kurz, es ist eine patriarchalische Familie mit dem einzigen Unterschied, daß der Patriarch ein König war und dieses hier eine Art von Republik ist, wo, wie bei den Bienen, unter der Leitung Eines Jeder für die Gesammtheit arbeitet. Die Nahrung der Bauern ist sehr einfach: Geflügel, selbstgezogene Schweine, Thiere, die er aus seiner Herde nimmt, Producte aus seinem Garten, Brot von ziemlich grobem Korn und eine ganz besondere Speise, die sie Escauton oder Eruchade nennen. Diese Speise ist keines-

wegs die lacedämonische Kraftsuppe, wie einige wunderliche Reisende wissen wollten. Sie ist aus Mehl, Wasser und Salz zusammengesetzt; die Zubereitung ist jener der Polenta ähnlich oder dem Kuskuffu der Araber. Der Geschmack ist nicht unangenehm, wenn man erst daran gewöhnt ist, und Ludwig der Achtzehnte geruhte sogar ihn „deliciös“ zu finden! Unglücklicherweise hat aber der Bauer des Landes nicht den Koch dieses Monarchen zu seiner Disposition.

Die Tracht ist im Allgemeinen jene der Leute, die zwischen den Pyrenäen und der Garonne wohnen. Einige Greise haben noch Kniehosen und Gamaschen beibehalten, die Anderen tragen „Pantalons“, „Gilet“, Kamisol und Baretts. Die bevorzugten Farben sind blau und kastanienbraun. Im Winter tragen die Schäfer einen Ueberwurf ohne Aermel, von Schafhaut, die wirklich undurchdringlich ist. Die Frauentrachten sind viel verschiedenartiger. Jede Ortschaft hat ihre Unterscheidung. Als Kopfputz ist die „Capulette“ sehr verbreitet. Im Innern des Landes tragen sie Strohhüte oder Hüte von schwarzem Filz à la Catalane. Dies ist der einzige Kopfputz der Frauen an der Küste.

Die Wohnungen sind nichts weniger als luxuriös, aber es sind doch weder Strohhütten noch Zelte. Im Ganzen sind sie weniger erbärmlich, als die in einem großen Theile Frankreichs befindlichen Bauernhütten. Trauriger Trost!

Der größte Theil dieser Bauern führt ein wahres Nomadenleben; z. B. die Schäfer, die Ochsenhirten und die Harzsammler, welche drei verschiedene Classen unter den Meiern und Ackerbauern bilden.

Der Schäfer, in welchem man irrthümlicherweise die Personification des Landes finden wollte, wandert fast beständig mit seiner Herde. Er campirt jede Nacht in einer jener Hütten, die man Parcs nennt, und mit denen die Landes besäet sind, und kehrt, wenigstens in den Sommermonaten, nur zu seiner Familie zurück, um seine Nahrungsmittel zu erneuern. Auf dem Wege von Bordeaux nach Bayonne, von der Eisenbahn aus, sieht man allemal eine große Menge dieser Schäfer. Sie kommen von weither dem Zuge entgegen, denn es ist dies ihre einzige Zerstreuung in dieser Wüste, und setzen sich dann auf die festen Barrieren, die den Weg einzäunen, um den Eisenbahnzug vorüberfahren zu sehen. Die Meisten gehen auf Stelzen, die sie Chanques nennen und mit denen sie sich ungefähr 6 Fuß über den Boden erheben.

Die Harzsammler führen sogar noch höhere. Sie bestehen aus einem Hauptstück, pale de la chanque geheißen, aus einer Art Untersatz, About genannt, auf welchem der Fuß ruht; endlich aus einem ledernen Band, Roumère, welches am About befestigt ist und dazu dient, den Fuß festzuhalten, den es gleichzeitig mit Pelitroun (dortiger Name eines Stückes Schafhaut, woran die Wolle nach außen bleibt) bedeckt. Das unterste Ende der Stelze, das die Erde berührt, ist mit einem Wulst von Holz, Horn oder von Knochen versehen und heißt „Cret“ oder „Pedis“. Ein messingenes Knieband mit einer Schnalle, Baouc genannt, schließt die Stelze leicht an den Stiefel, von dem eine messingene Platte, Palegre geheißen, sie trennt. Das oberste Ende der Stelze reicht nicht über das Knie.

Die Höhe des Haidekrautes, die weite Ausdehnung und Tiefe der Sümpfe, die große Zahl der Thiere und die Nothwendigkeit, sich gegen die Angriffe der Wölfe zu sichern, nöthigt die Leute, dieser Art der Fortbewegung sich zu bedienen. Sie gewöhnen sich von frühester Jugend daran und erlangen eine so große Geschicklichkeit, daß sie fast immer in gerader Richtung gehen, wie unregelmäßig auch der Erdboden sei. Sie laufen so schnell, wie manches Pferd im Trab, und tanzen und walzen nach den Tönen ihres Dudelsacks. Der lange Stock, den sie in der Hand tragen, dient ihnen als Balancirstange, wenn sie gehen, und als Stütze, falls sie sich ausruhen wollen. Wenn sie stillstehen oder auch selbst im Gehen stricken sie Fußbekleidungen von naturfarbener Wolle, die sie selbst gesponnen haben. Dies und das Hüten ihrer Herde ist ihre einzige Beschäftigung. Ungeachtet der Stille und der Einförmigkeit, zu welcher ihre Existenz sie verdammt, haben diese Leute der Haide einen ziemlich heitern Charakter. Die wenigen Reisenden, welche ihre Einöde durchziehen, finden sie immer gastfreundlich und gefällig. Die Race der Schafe ist klein, ihre grobe Scheerwolle hat wenig Gewicht; ihr Fleisch ist durchaus nicht von guter Qualität, deshalb ist auch der Gewinn an den Schafen beinahe gleich Null und beschränkt sich hauptsächlich auf den Dünger. Schreckliche Krankheiten verwüsten oft ganze Herden, weil man nicht daran gedacht hat, die Gegend von den sumpfigen Gewässern zu befreien, und weil man aus den Schafställen den Mist nicht entfernt.

Der Ochsenhirt führt beinahe ein gleiches Nomadenleben wie der Schäfer. Er schläft ebenfalls in seinem zweiräderigen Wagen oder auf bloßer Erde unter freiem Himmel und sieht nur zuweilen seine Familie. Er wird beauftragt, auf schweren Karren, die man „Cros“ nennt, von fern her Lebensbedürfnisse herbeizuholen oder überflüssige Producte der eigenen Ernte zu verkaufen. Dieses Leben macht aus ihm etwas Apartes. Die Einsamkeit flößt ihm eine starke Neigung zu seinen Ochsen ein, er isset erst, nachdem sie satt, schläft, wenn sie eingeschlafen sind. Des Abends, wenn die Familie bei ihrem gemeinschaftlichen Abendessen versammelt sitzt, fehlt immer ein einziges Mitglied derselben, und das ist der Ochsenhirt. Er sitzt vor dem „Bayalé“, einer Luke, durch welche die Ochsen ihre dicken Köpfe stecken und gravitätisch das Futter erwarten, das er ihnen mit vollen Händen in das Maul stopft. Diese Dienste werden auch dankbar anerkannt, denn gewöhnlich nehmen die Ochsen nur aus der Hand des Ochsenhirten oder seiner Kinder das Futter. — Wir brechen hier ab, um gelegentlich eine kurze Schilderung anderer Haidebewohner zu geben.

Die Verwaltung Britisch-Indiens.

Von Emil Schlagintweit.

II.

Grundsteuer. Die Regulirung der Grundsteuer ist eine der schwierigsten Fragen indischer Administration. Die Herrschaft der Muselmänner hatte eine völlige Umwälzung in der frühern Vertheilung von Eigenthum und Grunddienstbarkeiten hervorgerufen; die Verwaltung ist bei allen semitischen Völkern wesentlich eine fiscalische geblieben, stets wurde

wenig regiert und dieses Wenige schlecht. Bei den Engländern war einer der größten Fehler, daß sie die hohen Renten der gut gedüngten und mit Wässerungsanlagen versehenen Grundstücke in den Umgebungen der Städte zum Maßstab nahmen; es wurde ferner die hier so wichtige Theilung des Ertrages zwischen Eigenthümer und Bebauer übersehen, dabei ist der Inder viel indolenter, setzt sich selbst der Gefahr des Hungertodes aus, ehe er den Gewohnheiten entsagt. Fehler in der Anlage dieser so wichtigen Steuer mußten deswegen um so mehr gefühlt werden.

In den letzten Jahrzehnten sind die Arbeiten der Katastrirung für einen großen Theil des Landes vollendet worden, so daß hierauf ein anderes Steuersystem basirt werden konnte. Die Vermessung ist die weniger schwierige Aufgabe der Katastercommission; viel zeitraubender ist die Feststellung der Reichnisse und der Nutzungsrechte an jedem Grundstücke; es fehlt dazu meist an allen Anhaltspunkten. Die Beamten beginnen mit Vermarkung der Dorffluren; schon hier geht es meist stürmisch zu, weil dem außenliegenden Weidelande wegen des gemeinschaftlichen Weideganges große Bedeutung zukommt. Während der Detailvermessung der Privatgrundstücke werden die sämmtlichen Ansprüche als Eigenthümer, Nutznießer und die Reichnisse hierfür genau verzeichnet; bei der Vermessung werden schiefe Winkel vermieden. Die Steuerkarten, welche auf Grund dieser Vermessung angelegt werden, sind in dem großen Maßstab von 16 englischen Zoll auf 1 englische Meile, selbst die Zahl der Bäume kann markirt werden; die schönen Karten der Revenue Survey basiren auf diesen Karten.

Die Ermittelung des Rohertrages, die Bonitirung, erfolgt zunächst auf Grund eigener Schätzung der Betheiligten; bei der amtlichen Prüfung wird besonders beachtet, ob das Land bewässert oder nicht bewässert sei; in der Provinz Madras waren 1865 nur 2,9 Mill. Acres bewässert gegen 13,1 Mill. nicht bewässert. Nur zu häufig wird auf die Entscheidung durch arge Täuschung einzuwirken versucht; es kam vor, daß absichtlich Jahre hindurch Quellen überdeckt werden, um das Land als unbewässertes erscheinen zu lassen. Zur Feststellung des Reinertrages wird auf die Zahl der Pflüge — sie betrugen im Durchschnitt $^1/_9$ der Einwohner — und des Viehes Rücksicht genommen (5 Ziegen werden = 1 Rind, 1 Kameel oder Büffel = $1^1/_2$ Rind genommen). Als Maßstab der Bewirthschaftungskosten hat sich die Kaste als richtig erwiesen; Genügsamkeit und Trägheit zeigt sich gewissen Classen so eigenthümlich, daß weniger die Bodengüte als der traditionelle Aufwand an Arbeit den Ertrag regelt.

Auf die Bonitirung folgt die Prüfung der Berechtigungsansprüche auf Land und Ertrag und Ausscheidung der Steuereinheit auf die Mehreren am Ertrage Theilnehmenden. In der Rechtsfrage half man sich damit, daß zwölfjährigem Besitzstande „einiger Anspruch" auf Fortdauer beigelegt wurde, die Größeren gaben meistens nach, da ihre Rente nicht ungünstig normirt wurde; sie beträgt in den zweifelhaftesten Fällen bis 50 Procent der Grundsteuer an den Staat, sonst zwischen 12 bis 25 Procent. Sind alle Erhebungen gepflogen, so wird der Kataster für die ganze Gemeinde geschlossen und den Besitzern werden Copien ausgefertigt; mit ihrer Aushändigung tritt die neue Steuer in Kraft. Diese Kataster sind Muster in der Anordnung, nur die Umschreibung der indischen Worte läßt zu wünschen übrig, da sie oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind.

Die Bedeutung dieser neuen Grundsteuer kann nicht hoch genug angeschlagen werden; von der billigen Lösung der streitigen Eigenthums- und Nutzungsansprüche ist allein zu hoffen, das jetzt so drückende Verhältniß zwischen Eigenthümer (Zemindar) und Bebauer (Reiot) zu bessern, ohne die eine Partei zu Gunsten der andern zu bevorzugen.

Bewässerungswerke. In Indien ist der Ackerbau an solchen Stellen begünstigt, denen aus Wasserreservoirs während der heißen Jahreszeit Feuchtigkeit zugeführt werden kann. Canäle, um Flüsse zu verzweigen, oder Dämme, welche den Ueberfluß von Quellen oder kleinen Bächen während der nassen Jahreszeit in künstlichen Teichen für die Zukunft aufspeichern, gehen in die älteste Zeit indischen Culturlebens zurück. Jede Regierung hat der Vermehrung dieser Einrichtungen ihre Sorge zugewendet; in der Zeit der englischen Herrschaft sind dann jene umfassenden Arbeiten ausgeführt worden, welche das Wasser der Hauptflüsse durch großartige Canäle verbreiten.

Im Nordwesten sind der Ganges- und der Dschamna-Canal die bedeutendsten Werke; auf ihre erste Anlage wurden an 4 Millionen Pfund Sterling verwendet, die weitere Verzweigung schreitet Jahr für Jahr fort. Der Ganges-Canal, an dessen Anlage Sir Proby Cauthy das wesentlichste Verdienst gebührt, hatte 1864 eine Länge von 3480 englischen Meilen an Haupt- und Nebencanälen. Der Wasserzins ertrug 1865 98,641 Pf. St., um 28 Procent mehr als im Vorjahr; für eine Eintheilung der Zweigcanäle und Erweiterung wurde für 1866 die bedeutende Summe von $^1/_2$ Million Pfund Sterling in das Budget eingestellt. Der Dschamna-Canal hat eine Länge von 740 englischen Meilen; die Einnahme dafür hat zwischen 6 und 27 Procent zugenommen.

In Bengalen hat die Regierung umfassende Arbeiten vornehmen lassen, um die Mahanaddy, deren Schifffahrt durch Stromschnellen sehr gehindert ist, zu corrigiren; es ist ein Canal projectirt von 152 Meilen Länge mit einem Kostenaufwande von 2789 Pf. St. per Meile, durch welchen ein Areal, das bald zu 50,000, bald zu 100,000 Acres geschätzt wird, bewässert werden soll. Dieses Werk käme der in den letzten Jahren von Hungersnoth so schwer betroffenen Provinz Orissa zu Gute.

Großartige Werke sind in der Madras-Präsidentschaft unternommen. Das Delta der Kistna wird regulirt und durch Canäle verzweigt, 210,000 Pf. St. sind bereits dafür verausgabt. Das Godavery-Delta ist zu gleichem Zwecke in Angriff genommen; an der Schiffbarmachung des obern Flusses wird unter großen Schwierigkeiten gearbeitet; es soll dadurch in trockener Zeit Schiffen von 2 Fuß, sonst von 3 bis 5 Fuß Tiefgang bis in das Innere von Indien hinein auf eine Länge von 250 englischen Meilen Fahrtraum verschafft werden; jetzt hindern drei große Barrieren und ungleiche Tiefe selbst örtlichen Verkehr. Die vorbereitenden Aufnahmen begannen 1854 und kosteten allein fast 100,000 Pf. St.; die Ausführung ist zu 750,000 Pf. St. veranschlagt und soll in drei Jahren vollendet sein.

Im Pendschab sind die Verzweigungs-Rinnsale des wichtigen Bari-Duab-Canals bedeutend vermehrt worden; das Land zwischen Tschenab und Ravi soll jetzt mit Wasser versehen werden. In Maissur und im Innern des Dekhan sind die früheren Teichanlagen, in welche die kleineren Gewässer während der Regenzeit geleitet werden, entsprechend vermehrt und erweitert worden; hier ist aber Verbesserung der Verkehrswege das Dringendste, um die Waaren auf die Handelsmittelpunkte zu verbringen.

Eine Menge kleinerer Bewässerungsanstalten werden von Vereinen ausgeführt.

Producte. Das Verhältniß zwischen Ausbau von Körnerfrüchten und Handelsgewächsen hat sich in den letzten zehn Jahren durch den stets größern Bedarf an Handelsfrüchten für die Weltmärkte ungemein verändert. Im Ganzen ist der Ausbau der Handelsfrüchte vorzüglich unter Beeinträchtigung des Waldbodens geschehen. Bauholz brachte zu ört-

lichen Zwecken und als Gegenstand des Begehrs für die Seehäfen viel Gewinn, aus allen Gegenden wird über Verwüstung der Waldungen längs der Flüsse oder Verkehrsstraßen geklagt. Die Regierung hat die Ausbeute nun beschränkt und unbedingt den Waldboden in Controle gelegt, zum Theil an sich gezogen. In Centralindien gab es 1865 nur 11,000 nichtreservirte auf 79,000 reservirte Acres Wald; Teakbäume, und in Maissur und Kurg Sandelholz sind die wichtigsten Holzarten der Anpflanzung und Nachzucht.

Die Nahrung der Inder ist vorwiegend eine vegetabilische aus Reis und Hülsenfrüchten; der Norden von Indien, insbesondere Bengalen, und die westlichen Theile Centralindiens sind die Kornkammern des Landes; Bengalen liefert den Ueberfluß meist an den Seeexport ab; in Deinadschpur wurde 1864 die Hälfte der Ernte nach Calcutta verführt; Centralindien versorgt das südliche Indien.

Genaue Erhebungen haben hier zu demselben Ergebnisse geführt wie in europäischen Staaten, daß der Ausbau an Körnerfrüchten etwas niedriger sich hält als die Zunahme an Bevölkerung, daher die stets zunehmende Preissteigerung. In Europa wirkt die gleichzeitige Entwickelung der Viehzucht wieder ausgleichend, in Indien ist dagegen für Veredelung der Viehrace noch nichts geschehen, viele Kasten zeigen sogar religiöses Vorurtheil gegen Fleischgenuß und legen dies selbst bei Mißernte nicht ab. Der Preis der Lebensmittel ist seit 25 Jahren stark gestiegen (verglichen mit Deutschland sind die Preise allerdings noch sehr niedrig); im District Deinadschpur in Bengalen erhielt man für 1 Rupie (= 20 Sgr.):

	1840.	1865.
Gereinigten Reis	2 Maunds *)	1 M.
Hülsenreis	6 1/2 „	2 3/4 „
Hülsenfrüchte	1 1/2 „	4/10 „
Salz	3/10 „	2/10 „
Oel	25/100 „	14/100 „
Zucker	1/6 „	1/14 „
Hühner	10 Stück	3—4 Stück
Eier	120 „	64 „
Heu	1600 Bündel	600 Bündel
Ein Zugochse kostete	7—8 Rs.	16—20 Rs.

Der Tagelohn war aber von 3 Annas (à 1 Sgr. 2 Pf.) nur auf 5 Annas gestiegen, der Gesindelohn von 12 auf 18 bis 20 Rupien.

Die Bodenpreise sind großen Schwankungen unterworfen; in sehr hohem Grade ist dies bei Feldern für Handelsgewächse der Fall; nach Beendigung des nordamerikanischen Bürgerkrieges fielen Baumwollenfelder im Pendschab von 1000 auf 300 Rupien.

Die Baumwollencultur hat große Strecken an sich gezogen. Der Ausbau betrug in englischen Acres in den Provinzen:

Madras.		Pendschab.		Centralindien.	
1854	689,314	1860	467,513	1864	628,021
1861	1,060,558	1865	891,082		Zunahme
1864	1,821,573.				

In Bengalen betrug in Acres der Ausbau von:

	Reis.	Baumwolle.	Indigo.	Thee.
1863	27,177,196	160,916	540,725	74,860
1865	27,303,853	222,110	602,310	100,403

Baumwolle wurde in Indien von jeher gezogen; die Versuche mit Neuorleans- und ägyptischen Samen an Stelle der einheimischen Samen sind nicht überall geglückt. Von den 138 Proben, die auf der Londoner Ausstellung 1862 untersucht wurden, erhielten 30 das Prädicat „vollkommen, gleich gut wie Neuorleans-Waare, etwas kürzer wie Neuorleans-Wolle, vortreffliche Wolle“; 50 wurden als mittlere Waare bezeichnet, 30 als unrein, schlecht behandelt, 28 wurden als nicht des Baueus werth qualificirt.

Für Kaffee eignet sich hauptsächlich der Süden Indiens. In Maissur und Kurg hemmt noch der örtliche Aufschlag die Ausbreitung; in Madras hat in den 10 Jahren 1853 bis 1863 Kaffee an Quantität dreifach, an Werth siebenfach zugenommen. Der Zuckerrohranbau hat in Madras und Pendschab etwas abgenommen, Palmzucker ist für den Export nicht des Nennens werth. Indigo-Anbau wird in Bengalen den Bauern (Reiots) zur Pflicht gemacht; nur hier hat er stark zugenommen. Taback gedeiht gut in Birma.

Von besonderem Interesse ist die Cultur von Thee; sein Gebiet ist der Nordrand von Indien und die Südabhänge des Himalaya. Die erste Theecompagnie bildete sich 1839 in Assam; der Anbau blieb jedoch nicht nur auf Kurg und Assam beschränkt, wir finden Theecultur jetzt auch auf dem westlichen Ende von Indien, am Indus. Assam ist jedoch noch das Hauptland; der Ertrag war 1865 2,5 Millionen Pfund, um 10 Procent mehr als im Vorjahre; die Nordwestprovinzen lieferten 66,352 Pfund. Der Theecultur wird mit Recht für die Zukunft eine sehr große Bedeutung beigelegt. Die Berechnung, daß Nordindien Theeboden genug habe, um in 30 bis 40 Jahren so viel wie jetzt China zu erzeugen, mag ganz richtig sein, bedenklich scheint aber, daß bei diesem Anschlage auch Districte mit hohem Ertrage angesetzt sind, welchen es durch ihre hohe Lage im Himalaya nicht möglich ist, die Lebensmittel für die große Arbeiterbevölkerung hervorzubringen, welcher die Theecultur bedarf; selbst die Beifuhr würde große Schwierigkeiten machen.

Handelsverkehr. Die Zunahme ersieht man am besten aus folgender vergleichender Tabelle der Hauptgegenstände und des Werthes der Ausfuhr für 1865 verglichen mit 1860:

	1865. Pf. St.		1860. Pf. St.
Totalwerth	69,471,791	—	30,583,073
Darunter:			
Rohe Baumwolle	37,573,637	—	7,339,862
Opium	9,911,804	—	10,184,713
Reis	5,573,537	—	2,673,340
Dschute (Faser von Corchorus olitorius und Corchorus capsularis)	1,307,844	—	409,371
Indigo	1,860,141	—	1,886,376
Samen aller Art (meist Lein)	1,912,433	—	1,255,779
Rohe Seide	1,165,901	—	1,036,728
Schafwolle	1,151,092	—	478,144
Thierhäute	725,236	—	656,629
Zucker	765,110	—	1,032,416
Thee	301,022	—	127,771
Kaffee	801,908	—	337,436
Lack	297,394	—	171,646
Baumwollengespinnste und -Gewebe	1,043,960	—	779,115
Seidenwaaren	106,612	—	112,785
Edelmetall	929,007	—	1,144,775

Die Vergleichung mit 1860 ergiebt eine ungemeine Zunahme in Baumwolle, Reis, Kaffee, Thee und Schafwolle, dagegen Rückgang in Opium, Zucker und Seidenwaaren. Baumwolle wird durch den wieder gesicherten Bezug aus Nordamerika zurückgehen; dagegen hat Thee Aussicht, im Verhältniß zu den übrigen Waaren am meisten zuzunehmen.

Die Ein- und Ausfuhr wurde durch 12,666 Schiffe mit 6,3 Mill. Tonnenraum vermittelt. Davon waren Schiffe im Eigenthum und befehligt von Engländern 5385 mit 2,7 Mill. Tonnengehalt; französische 299 mit 0,14 Mill. Tonnengehalt; deutsche (mit Ausschluß der preußischen und öster-

*) 1 Maund = 80 Zollpfund.

reichischen Schiffe) 203 mit 84,800, preußische 14 mit 6427, österreichische 11 mit 5257, amerikanische 137 mit 123,704 Tonnenraum. Ausgeladen wurden englische Schiffe 5526 mit 2,7 Mill. Tonnengehalt, französische 337 mit 158,848, deutsche 188 mit 89,897, preußische 14 mit 7570, österreichische 12 mit 5318, amerikanische Schiffe 142 mit 119,709 Tonnengehalt. Die Deutschen erscheinen sohin in dritter Reihe hinsichtlich der Schiffszahl, in vierter Reihe im Tonnengehalte. Von besonderem Interesse ist, daß von 228 deutschen Schiffen nur 37 in die Häfen von Bengalen, Madras und Bombay, dagegen 191 in die Häfen von Birma einliefen. Birma, 1862 als selbständige Provinz constituirt, ist schon seit länger Zeit gesucht wegen seines vortrefflichen Schiffbauholzes; die Ausfuhr an Reis, Thee und Tabacl ist jetzt ebenfalls bedeutend, die Menge der urbar gemachten Gründe ist überraschend: 1852 wurden 568 Acres in Cultur genommen, 1862 kamen hinzu 83,673, im Jahre 1865 zählte die Steuerverwaltung, welche für jedes neuangebaute Land fünfjährige Steuerfreiheit gewährt, 1,77 Mill. Acres. Die Städtebevölkerung ist bedeutend; die Hauptstadt Rangun hat 63,256 Einwohner, Mulmên 69,386, außerdem giebt es noch 15 Städte zwischen 30,000 und 35,000 Einwohnern. In Rangun, seit 1864 mit Calcutta durch einen Telegraphen verbunden, erscheinen 3 englische Zeitungen, 1 Zeitung monatlich in Bermese, 1 in Karensprache. Mit Ländern von so großartiger Entwickelung ist der Handel immer am lohnendsten; es zeigt von großer Einsicht unserer deutschen Handelsherren, den Verkehr mit Birma zu pflegen.

Die mitgetheilten Zahlen sprechen schon durch ihre Größe deutlich für die Wichtigkeit Indiens für England und zeigen wesentliche Verbesserungen in den Grundlagen eines gut organisirten Staates. Dem Schulwesen wird eine stets steigende Summe zugewiesen; im Postwesen wurde die wichtige Einrichtung eines gleichmäßigen niedrigen Portosatzes von 1 Anna (1 Sgr. 2 Pf.) durchgeführt, die Postexpeditionen und die Postcourse sind vermehrt; an der Vervollständigung des Eisenbahnnetzes — alles Privatbahnen — wird mit größter Rührigkeit gearbeitet. Für öffentliche Ruhe ist durch die Militärmacht gesorgt; hier ist seit 1858 die wichtige Aenderung vollzogen, daß das Verhältniß der europäischen Truppen zu den aus Eingeborenen gebildeten Sipahi-Regimentern sich völlig änderte. Es gab an Truppen:

	Europäer.	Inder.	Im Ganzen.
1840	35,604	199,839	235,445
1865	71,880	118,315	190,195.

Die Gesammtstärke hat sohin abgenommen, die Zahl der Europäer ist aber bedeutend vermehrt; die Kosten sind nicht verringert. Das Budget schloß in den 25 Jahren 1840 bis 1865 nur sechsmal mit einem Ueberschuß ab, die Verzinsung der indischen Schuld erfordert 10 Procent der Bruttoeinnahme — in England dagegen 36,4 Procent.

Deutschland hat allen Grund, sich über die Befestigung und Erweiterung englischer Herrschaft in Asien zu freuen; unsere Handelsmarine unterhält einen regen Verkehr mit den asiatischen Besitzungen und verdankt ihnen einen nicht geringen Theil ihrer Erfolge.

Aus allen Erdtheilen.

Die russischen Eisenbahnen.

Mit einer ganz erstaunlichen Rührigkeit sucht Rußland neuerdings die jahrelangen Versäumnisse in der Förderung seiner inneren Verkehrsmittel in kürzester Frist wieder gut zu machen. Ein bedeutendes Verdienst darum ist dem gegenwärtigen Finanzminister wohl nicht abzusprechen; Herr von Reutern hat erkannt und bekannt, daß nur durch, wenngleich mit augenblicklichen Opfern erkaufte Vermehrung des Volkswohlstandes und Erhöhung der Steuerkraft durch Eröffnung zahlreicher billiger Absatzwege für die productenreichen weiten Länderstrecken der inneren Gouvernements der herrschenden Finanzcalamität erfolgreich und dauernd abgeholfen und gesteuert werden könne. Daher diese kolossale Eilfertigkeit in dem Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes. Keine Woche vergeht, ohne daß die Zeitungen von Concessionirungen, Einweihungen, Eröffnungen neuer Bahnen zu berichten hätten. Bei diesem Drängen und Ueberstürzen ist es in der That schwierig, den Ueberblick nicht zu verwirren, indeß wollen wir versuchen, nach dem Vorgange der „Rigaschen Zeitung", welche ihrerseits dabei der „Wiestj" gefolgt ist, ein möglich genaues Bild über den gegenwärtigen Stand des russischen Eisenbahnnetzes zu geben, indem wir die vollendeten, die im Bau begriffenen und diejenigen projectirten Linien aufführen, deren Realisirung einigermaßen gesichert erscheint.

1) Vollendet sind folgende Strecken:

Riga-Mitau und Witebsk-Orel im Anschlusse an die schon ältere Bahn Riga-Dünaburg-Witebsk.

Petersburg-Moskau (Nikolai-Bahn), Moskau-Tula-Orel-Kursk und Moskau-Wladimir-Nischni-Nowgorod.

Moskau-Rjäsan-Koslow mit Abzweigung nach Morschonsk-Koslow-Woronesch und Jelez-Griasy.

Petersburg-Warschau nebst Wilna-Kowno-Eydtkuhnen und den von Warschau nach Wien (mit Zweigbahn nach dem Fabrikorte Lodzj) und nach Bromberg führenden Bahnen.

Ferner die Bahnen von der Hauptstadt nach den benachbarten kaiserlichen Residenzorten Peterhof und Zarskoje-Sselo.

Außer diesen ein zusammenhängendes Schienennetz bildenden Strecken sind folgende mit demselben noch nicht verknüpfte Linien bereits im Verkehr: Wolga-Don, Gruschewka-Rostow, Odessa-Balta mit Abzweigung nach Tiraspol, Balta-Krementschug, von der nur noch eine kleine Strecke in Arbeit steht, und endlich in Finnland Helsingfors-Tawastehus.

Die Gesammtausdehnung aller dieser Linien beläuft sich auf 6029½ Werst, also mehr als 860 deutsche Meilen.

Nicht minder zahlreich sind:

2) Die im Bau begriffenen Eisenbahnen, mit deren baldiger Vollendung das europäische Rußland bis auf die an Flächenraum freilich ein Drittheil davon ausmachende nordöstliche Ecke von einem ziemlich dichten Schienennetz überzogen sein wird. Zum Theil bereits fertig und über das Städtchen Sergiew-Possad hinaus im Verkehr ist die Bahn Moskau-Jaroslaw; ferner werden gebaut: Rybinsk-Ossietschensk; Schuja-Iwanowo; Jelez-Orel; Griäsy-Borissoglebsk; Koslow-Tambow-Saratow; Kursk-Asow, von der eine Abzweigung die Gruschewka-Rostower Bahn berühren wird; Kursk-Kiew; Kiew-Balta mit Abzweigung nach Berdytschew und Wolotschinsk an der galizischen Grenze; Krementschug-Charkow; Tiraspol-Kischenew; Poti-Tiflis und die finnische Bahn Helsingfors-St. Petersburg, welche zusammen eine Länge von 4527 Werst, gegen 649 Meilen, repräsentiren.

3) Ueber die projectirten Linien sind die Angaben natürlich schwankend und unsicher, indeß giebt die „Wiestj" folgende Zusammenstellung:

Dwina-Wjatka; von Wologda nach Rybinsk oder Jaroslaw; Nischni-Nowgorod-Kasan; von Kasan nach Tjumen a) über Perm und Irbit (Sibirien), b) über Sarapul und Jekotarinburg; Nischni-Nowgorod-Simbirsk-Orenburg nebst Fortsetzung ins turkestanische Gebiet; Morschansk-Pensa-Orenburg rc.; ferner Kamischin-Borissoglebsk-Zaryzin; Woronesch-Gruchewka. Nach der Krim a) eine Zweigbahn von der Kursk-Asower Bahn und b) aus Krementschug über Berislaw und Perekop nach Sebastopol mit Abzweigungen nach Cherson und Nikolajew. Brest-Litewsk-Bjalystok im Anschlusse an die Königsberger Linie; ferner Brest-Smolensk; Berdytschew-Brest; Witebsk-Mohilew; Roslawl-Bachmatsch; Serpuchow-Brjansk; Rjaschsk-Wjasma; Neschin-Tschernigow-Bobruisk- (oder Rogatschew) Witebsk-Wilna; Libau-Kowno-Landwarowo-Minsk; Mitau-Windau und Mitau-Libau; Baltischport-Reval-St. Petersburg; Tiflis-Baku und mehrere andere Linien.

Am wichtigsten von diesen projectirten Bahnen sind jene, welche die Verbindung des Schwarzen Meeres mit der Ostsee und die Zugängigmachung der inneren Stromgebiete (Wolga, Don, Djnepr, Düna) und reichen Kornkammern anstreben. Zunächst sollen die Strecken Moskau-Smolensk und Kowno-Libau zur Ausführung gelangen, letztere mit der Fortsetzung über Minsk und Bobruisk nach Odessa, Nikolajew und Sewastopol auch namentlich für Norddeutschland von hervorragendem Interesse, weil durch eine directe Verbindung des vorzüglichen Seehafens Libau, welcher binnen zehn Jahren nur neun Tage zugefroren war, mit den westlichen Gouvernements die reichen Producte derselben ihren Ausweg nicht mehr über Memel und Pillau, die ihren Aufschwung zum großen Theile dem russischen Exporthandel verdanken, sondern über den einheimischen Hafenort nehmen würden. Andererseits werden die kurischen Bahnen für die Monate, wo die Düna und der Rigasche Meerbusen unpassirbar sind, dem Handel Rigas den ununterbrochenen Absatz über Windau und Libau, deren Häfen äußerst selten zufrieren, vermitteln; Windau soll zugleich zum russischen Kriegshafen auserseben sein, um die Flotte der Grenze näher und außerhalb des Eisgebietes halten zu können.

Schließlich wollen wir noch des großartigen Projects einer sibirischen Eisenbahn gedenken, welche Oberst Bogdanowitsch vom Ural ab führen will, um durch Verbindung des großen nordasiatischen Wasserbassins mit dem russischen Wassersystem die Reichthümer Sibiriens erfolgreicher ausbeuten zu können. Dann werden nicht bloß solche Producte, welche fernen theuern Transport vertragen, wie Gold, Silber, Blei, Kupfer, Wachs, Honig, Pelze rc., sondern auch die reichen Vorräthe an Fleisch, Fischen, Steinkohlen, Marmor rc. für Europa zugängig gemacht werden.

Bei der enormen Ausdehnung und der dünnen Bevölkerung der zu überschienenden Landstrecken erscheint dieses riesenhafte Unternehmen allerdings kaum ausführbar. Den Einfluß der übrigen vorerwähnten Eisenbahnen auf Rußlands materielle und intellectuelle Entwickelung dürften wir dagegen in wenigen Jahren zu verspüren Gelegenheit finden. C. S.

Die Eisenbahn von Poti am Schwarzen Meere nach Tiflis in Georgien ist auf der Strecke bis Kutais mit Schienen belegt und die Strecke von dort bis Tiflis dermaßen in Angriff genommen worden, daß die Erdarbeiten bis Ende des laufenden Jahres vollendet sein müssen. Dieser Schienenweg, dessen Eröffnung im Jahr 1869 stattfinden soll, wird von großer Wichtigkeit sein; er vermittelt den Handel vom Schwarzen Meere nach Persien und wird die schlechte Karawanenstraße zwischen Trapezunt und Tebris entschieden lahm legen. Dann hat Rußland alle Handelswege zwischen dem mittlern und dem nördlichen Asien ohne Ausnahme unter seiner Controle.

Neue Eintheilung des Kosackengebietes. Einem Edicte des russischen Kaisers vom 21. November zufolge sind aus dem bisherigen Gebiete Semipalatinsk, aus jenem der orenburgischen und sibirischen Kirgisen und den Ländern der uralischen und sibirischen Kosacken die folgenden Gebiete gebildet worden: 1) Uralsk; dasselbe besteht aus dem Lande des uralischen Kosackenheeres und dem westlichen und zum Theil mittlern Stücke des Gebietes der orenburgischen Kirgisen; Hauptort Uralsk. 2) Turgaï; es besteht aus dem übrigen Theile des eben genannten Gebietes mit einem noch zu bestimmenden Hauptort im Innern der Steppe; bis auf Weiteres ist Orenburg Sitz der Verwaltung. 3) Akmolinsk; dasselbe umfaßt die Bezirke Koktschetaw, Atbassar und Akmolinsk im Lande der sibirischen Kirgisen und die Ländereien von etwa sechs Regimentsbezirken des sibirischen Kosackenheeres, sodann die Städte Omsk und Petropawlowsk mit dem Hauptort Akmolinsk und Semipalatinsk; ferner die Bezirke Semipalatinsk und Kokbetinsk; einen Theil des Saisan-Landes, die Bezirke Bajan Aul und Karkaralinsk und den siebenten und achten, theilweise auch dem sechsten Regimentsbezirk des sibirischen Kosackenheeres; Hauptort Semipalatinsk. — Das uralische Heer bleibt unter der Verwaltung seines Hetmans, das sibirische unter jener des Generalgouverneurs von Westsibirien, welcher den Titel eines Hetman locum tenens dieses Heeres erhält. Im Hinblick auf die Ereignisse in Turkestan und die dortigen Operationen der Russen ist diese neue Eintheilung des Kosackenheeres nicht ohne Belang.

Ueber die Goldindustrie in Sibirien bringt die „Irkutsker Gouvernements-Zeitung" einige Nachrichten, aus welchen sich ergiebt, daß diese Industrie im Allgemeinen fortschreitet. Denn wenn auch 60 unbearbeitet gebliebene Wäschen wieder an den Staat zurückgefallen sind, so sind doch ungefähr 100 andere neu eröffnet und angemeldet worden. Man hofft, daß mit der Verbesserung der Lage Sibiriens in ökonomischer und administrativer Hinsicht die Goldindustrie dem Lande noch für eine lange Zeit eine sichere und gewinnreiche Beschäftigung gewähren werde. In weniger als einem halben Jahrhundert hat sie sich über einen ungeheuren Raum Sibiriens, von den nördlichsten Gegenden des Jenissei und der Lena bis zu den südlichsten Kirgisensteppen, zur Altaigegend, nach Transbaikalien und zum Amur ausgedehnt. Welche Gegend der Bearbeitung die meisten Vortheile verspricht, ist schwer zu bestimmen, da gelegentliche Entdeckungen beständig die Bedingungen ändern. So ist früher die reichste Ausbeute an der Lena gewesen. In diesem Jahre versprechen einige chinesische Goldwäschen guten Gewinn, und in Transbaikalien sind seit Gestattung der Privatindustrie einige reiche Lager in solchen Gegenden aufgefunden worden, die man für vollständig erforscht durch die Leiter der Staatsarbeiten gehalten hatte.

Die Goldlager am Amur scheinen fortwährend eine gute Ausbeute zu geben. Aus einer Nertschinsker Correspondenz der Petersburger „Börsen-Zeitung" vom 19. Juli geht hervor, daß allein die Goldwäsche des Herrn Benardaki bei Albasin gegen 700 Arbeiter beschäftigt und so viel Gold gefunden wird, daß man im nächsten Jahre 1000 Arbeiter zu verwenden gedenkt. In vier Privatwäschen hat man mehr als 52 Pud Gold gewonnen. Besonders reich ist die Ausbeute auf dem rechten Ufer des Flusses Unda, 7 Werst von der Niederlassung. Holz und Wasser ist in Menge da und Getreide kann aus der Nähe bezogen werden.

Ein Gesandter aus Kaschgar in Ostturkestan beim Czar in St. Petersburg. Wir werden in einer der nächsten Nummern des „Globus" die Umwandelungen erörtern, welchen in unseren Tagen die Verhältnisse in Centralasien, namentlich auch in Ostturkestan, der sogenannten kleinen Bucharei, unterliegen. Der Anstoß zu denselben ist durch die Siege der russischen Waffen und durch den erfolgreichen Aufstand der Mohammedaner gegen die chinesische Oberherrschaft gegeben worden.

In jenen fernen Gegenden prallen die Interessen dreier Weltmächte: Rußlands, Großbritanniens und Chinas, gegen einander. Tamerlan's Grab in Samarkand ist im Besitze des weißen Czars, der Beherrscher der wichtigen Handelsstadt Kaschgar hat einen Gesandten zu dem Kaiser an der Newa geschickt. Wir geben darüber vorläufig nachstehenden Bericht aus der „Moskauer Zeitung", gleichsam als einen Vorläufer für das, was wir später über diese Verhältnisse zu sagen haben.

„Es weilt in Petersburg ein Neffe des Herrschers von Kaschgar, Jakub-Bek, Namens Schadi-Mirsa, um mit unserer Regierung als Bevollmächtigter seines Onkels einen Traktat abzuschließen. Wir geben folgende interessante Details über den Herrscher Kaschgars oder Altischars (das Land der sechs Städte, wie es die Eingeborenen nennen) und über dies Land selbst. Nach der Vertreibung der Chinesen aus dem westlichen Turkestan befand sich Kaschgar in vollkommener Anarchie. Jakub-Bek, ein Chokander von Geburt, war Commandant der Festung Akmetschet, die er erfolgreich gegen eine russische Belagerung im Jahre 1853 vertheidigte. Er wurde jedoch von Alimkul, bekannt durch seine kühnen Streifzüge gegen die russischen Truppen in den Jahren 1864 und 1865, angegriffen, besiegt und vertrieben. In dem Kampfe bei Taschkent gegen General Tschernajew fiel Alimkul. In Folge der Intriguen am Hofe von Chokand mußte aber auch Jakub-Bek mit einem kleinen Gefolge seiner Anhänger das Land verlassen und begab sich nach Kaschgar, um in diesem Lande ohne Herrn sein Glück zu machen. Er machte sich bald zum Besitzer der Stadt Kaschgar und eroberte auch die übrigen Städte Altischars. Nach Walichanow's Mittheilungen zählt Kaschgar ungefähr 30 Millionen Einwohner. (— Was eine widersinnige Behauptung ist; ganz Ostturkestan hat nicht drei Millionen. —) Es sind bisher keine europäische und nur sehr wenige chinesische Manufacturartikel auf den dortigen Markt gelangt. Die Wege sind im höchsten Grade beschwerlich und gefährlich; der Thee wird nach Kaschgar über Chokand oder Semiretschinsk eingeführt. Für Rußland würde sich dort bei geordneteren Zuständen dieses Landes eine neue und sehr ergiebige Absatzquelle von Industrieartikeln eröffnen. In diesem Jahre ist die erste russische Karawane unter Führung des Kaufmanns Perwuschin von Taschkent aus über Chokand nach Kaschgar geschickt worden. Die ganze Ladung dieser Karawane hat nun Jakub-Bek aufgekauft und nach ihrer Abschätzung durch eine Commission Sachverständiger in baarem Gelde ausgezahlt, ebenso wurde der Chludow'sche über Semiretschinsk eingetroffene Waarentransport von dem Herrscher selbst zu sehr vortheilhaften Preisen erworben. Die Erfolge der russischen Waffen in Buchara, besonders aber die Eroberung Samarkands, haben auf Jakub-Bek einen gewaltigen Eindruck gemacht und ihn bewogen, in freundschaftliche Verhältnisse mit Rußland zu treten. Zu diesem Zwecke hat er seinen Neffen Schadi-Mirsa abgesandt. Die Zukunft des Handels Rußlands nach Kaschgar hängt von dem Resultate dieser Verhandlungen ab."

Die neue Secte der Schelaputen in Kleinrußland. In den Gouvernements, welche das sogenannte Kleinrußland bilden, wohnt ein slavischer Volksschlag, welcher sich in mancher Beziehung von dem großrussischen unterscheidet. Er stand früher unter polnischer Herrschaft, bekennt sich aber zur orientalischen Kirche. Bisher ist die Anzahl der „Sectirer" dort gering gewesen; sie betrug z. B. im Gouvernement Charkow nur etwa 4500 unter einer Gesammtbevölkerung von 1,681,000 Köpfen. Da die Kleinrussen überhaupt weniger zur „Sectirerei" geneigt sind als die Großrussen, so erscheint das Auftauchen der Schelaputen bemerkenswerth. Die „St. Petersburger Zeitung" vom 29. November meint, daß sie diesen Namen nach ihrem Stifter führen. Sie traten zuerst in den Kreisen Kupjansk und Woltschansk auf und gelten für durchaus unschädlich: „Dem Anscheine nach haben ihre Gebräuche Aehnlichkeit mit der Secte der Molokanen, im Uebrigen scheinen sie sich der Chlystowschtschina zu nähern, doch sind ihre Lehren noch wenig bekannt." So viel weiß man, daß die Anhänger der Secte kein Fleisch essen, ebenso wenig Krebse. Sie genießen Fische und verschmähen nur den Wels. Sehr löblich ist, daß sie platterdings keinen Branntwein trinken. Die Schelaputen meiden jeden Umgang mit Leuten, die nicht zu ihnen gehören. Viele Jünglinge legen das Gelübde ab, sich nicht zu verheirathen, geben aber dafür keinen besondern Grund an. Die jungen Mädchen vermeiden allen Putz, tragen weder Ohrringe und Fingerringe noch Halsbänder; sie tragen beständig den Kopf mit einem großen Tuche verhüllt, so daß nur ein kleiner Theil des Gesichtes unbedeckt bleibt. Auch das große silberne Kreuz, welches von den Kleinrussinnen allgemein getragen wird, ist abgeschafft worden.

Der Welthandel Neuyorks. Der jährliche Umsatz von Waaren in den Vereinigten Staaten wird auf 12,000 Millionen Dollars angegeben. Jedenfalls beträgt er in Wirklichkeit bedeutend mehr, da die Schätzung zum großen Theil auf der Höhe der ausgeschriebenen Steuerbeträge begründet ist und bekanntlich die Steuerdefraudationen dort zu Lande einen sehr bedeutenden Ausfall ergeben. Dieser Umsatz von 12,000 Millionen wird von fast 40 Millionen Menschen, die in 46 Staaten und Territorien leben und auf ein Areal von drei Millionen Quadratmeilen zerstreut sind, in dem Zeitraum von 12 Monaten erzielt.

Der Staat Neuyork trägt zu diesem Umsatz jährlich allein 4000 von den 12,000 Millionen bei, also ein Drittel des Gesammtumsatzes der ganzen Union, und von diesen 4000 Millionen kommen auf die Stadt Neuyork 3300 Millionen, also über ein Viertel des Gesammtumsatzes in der Union. Dabei ist zu bemerken, daß in dieser Schätzung das persönliche und Grundeigenthum nicht mit einbegriffen ist, sondern daß sich dieselbe nur auf Waarenverkäufe bezieht.

Die Stadt Neuyork ist somit jeder anderen Stadt der Union soweit voraus, daß es offenbar für jede andere Stadt unmöglich ist, uns zu überholen. Lassen wir Zahlen sprechen.

Die Gesammtverkäufe in der Stadt Neuyork im vorigen Jahre betrugen 3,313,618,058 Dlls., in Boston 928,173,020 Dlls., in Philadelphia 662,097,890 Dlls., in Neuorleans 536,795,400 Dlls., in Chicago 342,182,708 Dlls., in Baltimore 324,966,303 Dlls., in Cincinnati 213,253,051 Dlls., in St. Louis 213,034,368 Dlls., in San Francisco 151,367,720 Dlls., in Louisville 116,216,642 Dlls., in Milwaukie 110,675,054 Dlls. Keine der anderen Städte erreicht die Höhe von 100 Millionen Dollars. Diese Ziffern zeigen den Unterschied klarer, als ein langer Commentar.

Von den verschiedenen Geschäftsclassen verkauften Engroshändler für 6250 Millionen und Detailhändler nahezu für 2500 Millionen, Auctionäre für 240 Millionen, Makler für 830 Millionen. Engrosverkäufer von Spirituosen machten einen Umsatz von 609 Millionen, Detailverkäufer von Spirituosen einen solchen von 1500 Millionen Dollars.

In der Stadt Neuyork allein verkauften die ersten für über 128, die letzteren für über $246\frac{1}{2}$ Millionen Dollars. In dem kleinen „moralischen" Massachusetts betrug der Umsatz der Engroshändler in Spirituosen 34 Millionen gegen nur $27\frac{1}{2}$ Millionen Dollars in dem großen Pennsylvanien; dagegen stellte sich der Detailverkauf auf bezüglich 28 gegen 153 Millionen Dollars. Dies ist aus der Thatsache zu erklären, daß in Massachusetts dem Kleinverkauf von Spirituosen durch puritanische Gesetze große Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, während der Großverkauf ungehindert betrieben werden darf. Die Schätzung des Gesammtumsatzes auf 12,000 Millionen Dollars beruht, wie bereits im Eingange erwähnt, auf den Steuerberichten, und diese geben aus den oben angeführten Gründen nicht den wirklichen Betrag des Gesammtumsatzes an, können nur zum Maßstabe für die Feststellung der letzteren dienen. Man kann als gewiß annehmen, daß der Gesammtumsatz in den Vereinigten Staaten im vergangenen Jahr 18,000 Millionen betrug. Erreicht er diese enorme Höhe trotz der ungünstigen Zeiten und dem fast gänzlichen Darniederliegen der Geschäfte, so ist in der That nicht abzusehen, wie hoch er steigen wird, wenn erst das

Atlantische mit dem Stillen Meer durch die Pacific-Eisenbahn verbunden ist.

Eine zweite Eisenbahn durch Nordamerika zum Stillen Weltmeere. Die große „Pacific-Bahn", welche von Omaha in Nebraska nach San Francisco in Californien geht, wird ohne Zweifel im Laufe des Jahres 1869 vollendet sein. Während mit einem bewunderswürdigen Kraftaufwand an derselben gearbeitet wird, hat man schon eine zweite Pacific-Bahn in Angriff. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine Verlängerung der sogenannten „östlichen Abtheilung der Union-Pacific-Bahn" nach dem Großen Ocean. (Dieser von Kansas City nach Denver in Colorado führende Schienenstrang ist nicht zu verwechseln mit der von Omaha nach Fort Bridger führenden und sich dort an die Central-Pacific anschließenden Union-Pacific-Bahn.) Die Verlängerung dieser Bahn reichte Ende Novembers schon bis Denver City. Auf Antrieb der Handelskammer wurde eine Bahn von Memphis in Tennessee nach Los Angeles im südlichen Californien speciell ins Auge gefaßt. Ein Blick auf eine Karte wird zeigen, von welcher Bedeutung eine solche Straße werden muß. Die Bahn zieht vom Mississippi ab ins Innere, dem Canadian River im Indian Territory, westlich bis Albuquerque am Rio Grande in Neumexico, 40 Miles von Santa Fe, dann den 35. Grad nördlicher Breite entlang bis an den Coloradostrom. Sie wird denselben an dem Punkte schneiden, an welchem derselbe für Dampfer schiffbar wird (— er mündet in den californischen Meerbusen —). Von dort führt man sie weiter bis Los Angeles, das ihren westlichen Endpunkt bildet. Von diesem aus sollen Zweiglinien nach San Francisco im Norden, nach dem californischen Meerbusen im Süden gehen; dabei wird der Hafenplatz San Diego berührt werden. Den östlichen Endpunkt bildet eigentlich St. Louis, welches durch die Missouri-Süd-Pacific-Bahn mit Memphis und Vicksburg, durch die Arkansasbahnen mit Texas bis zum Hafen Galveston in Verbindung gebracht wird.

Man sieht, daß es sich um Herstellung einer Linie handelt, welche die großen Handelsplätze im Süden und Südwesten mit der Küste des Stillen Weltmeeres in ähnlicher Weise verbinden soll, wie der Westen und Nordwesten durch die Union-Pacific- und die Central-Pacific-Bahn erhält. Sie wird um etwa 500 Miles kürzer sein, als die über Omaha führende Pacific-Bahn. Den Technikern zufolge wird der Bau mit nur wenigen Bodenschwierigkeiten zu kämpfen haben; ein großer Theil der Strecke ist fruchtbares Land, die klimatischen Verhältnisse sind günstiger als im Norden.

St. Louis würde durch die südliche Bahn ähnliche Vortheile erreichen, wie Chicago durch die nördliche. Nebenher ist aber noch eine dritte Pacificlinie von Seiten der Handelskammer zu St. Louis aufs Tapet gebracht worden: vom Westende des Obern Sees bis an den Pugetsund im Gebiete Washington. Doch ist das wohl für lange Zeit lediglich ein Project, dagegen ist, amerikanischen Blättern zufolge, für die Memphis-Los-Angeles-Bahn Aussicht auf Verwirklichung vorhanden.

Eine Revolution in Costa Rica. In den spanischen Republiken hat man es im Fabriciren von Revolutionen zu einer beneidenswerthen Fertigkeit gebracht. Das abgelaufene Jahr 1868 ist allerdings nicht sehr ergiebig ausgefallen, denn es hat nur etwa ein Dutzend aufzuweisen, deren einige indeß munter fortdauern. Im argentinischen Staate Santa Fé verjagten die Pfaffen mit ihrem Anhang einen freisinnigen Gouverneur, welcher die Civilehe einführen wollte. In Corrientes erhoben sich Bandenführer und machten eine Revolution. In Montevideo wurde der Präsident auf offener Straße ermordet. — In Bolivia wird eben jetzt eine Revolution in Scene gesetzt. — In Peru wurde der Präsident Prado von zwei Soldaten, Canseco und Balta, verjagt, und der letztere ist nun Präsident. — Ecuador hat seine übliche Revolution schon 1867 abgemacht. — In Venezuela wurde der Präsident verjagt. — In Neugranada oder, wie der amtliche Titel lautet, in den Vereinigten Staaten von Columbia brach im October die zweite Revolution binnen Jahresfrist aus, und in dem zu diesem Staatenbunde gehörenden Staate Panama zählen wir seit dem 5. Juni 1868 nur drei Revolutionen. Wie viele Pronunciamientos Mexico gehabt hat, das möge ein Anderer zusammenzählen; im November war dort Revolution in landesüblichem Stile nur im Staate Tamaulipas. — Auf Haiti dauert die Revolution gegen den Präsidenten Salnave nun schon seit Geffrard's Vertreibung ins zweite Jahr; und in der dominicanischen Republik auf derselben Insel wird der gleichfalls durch eine Revolution ans Ruder gelangte Präsident Baëz seinerseits durch eine Revolution beunruhigt, welche sich durch das ganze Jahr hindurchzieht.

Das schlechteste Gesindel auf Gottes weiter Erde treibt sein Unwesen im Staate Istmo, d. h. Panama. Die Mehrzahl besteht aus halbverwilderten Jamaica-Negern, aus Zambos, d. h. Mischlingen von Negern und Indianern, aus Indianern und Mestizen in allen möglichen Farbenabstufungen. Natürlich erfreuet sich dieses glückliche Land der „Wohlthat" des allgemeinen Stimmrechtes; jeder braune Lotterbube, jeder schwarze Bandit übt sein „unveräußerliches Menschen- und Bürgerrecht" aus; aber dabei macht er sich auch das Vergnügen, nach Herzenslust zu revolutioniren. Je nachdem ein Häuptling ihn bezahlt, ist er conservativ oder liberal. Im Anfange Novembers rückte der Präsident der „Liberalen", Correoso, gegen den Präsidenten der „Conservativen", Obaldia, der sich zu Santiago in der Provinz Veraguas verschanzt hatte. Der letztere wurde in einem Gefechte verwundet und von den liberalen Soldaten Correoso's gefangen genommen. „Sie schlugen ihn mit den Gewehrkolben ganz entsetzlich, durchbohrten ihn mit Bayonnetten, banden ihn dann an den Schweif eines Pferdes und schleiften ihn zu Tode. Correoso mißbilligte das freilich und ließ ihn anständig begraben."

Auch das sonst so friedliche Costa Rica muß doch dann und wann ein bischen mitmachen und eine Revolution haben. Da es aber nicht so geübt ist, wie die Schwesterrepubliken, so nimmt dort die Sache einen andern Verlauf, nicht mit Blut und Eisen, sondern so zu sagen mit Lavendelwasser und ganz ergötzlich, wahrscheinlich weil in der Regel keine Säbelraßler die Hand im Spiele haben. Man geht fein bürgerlich zu Werke. Präsident Castro war ein rechtschaffener Kaffeehändler. Die Republik zählt etwa so viele Einwohner wie das Großherzogthum Weimar. Ein paar „gute" Familien bilden eine Art von Oligarchie; sie sind eifersüchtig auf einander, weil jede einen der ihrigen auf dem Präsidentenstuhle und in den wichtigsten Staatsämtern haben will. Nun ist Castro ein ganz ordentlicher Mann, gegen welchen keine Klage laut geworden ist. Sein Amtstermin läuft nach sieben Monaten zu Ende; diese Zeit wollte er benutzen, um einen Verwandten Namens Volto zum Präsidenten wählen zu lassen. Das gefiel aber den anderen „guten" Familien nicht; sie griffen den Herrn Volto in der Presse ganz grimmig an und verleiteten zwei „Generäle", Salazar und Blanco, zum Verrath. Als Präsident Castro am ersten Sonntag im November mit diesen beiden die Miliz gemustert hatte, begleiteten sie ihn höflich nach Hause. Dann aber ritt Salazar zur Miliz zurück und führte ihr zu Gemüthe, daß unter Castro „das Vaterland in Gefahr" sei und daß es sich empfehle, den Vicepräsidenten und Licentiaten Jesus Jimenez zum Präsidenten zu machen. Kein Beifall, aber auch kein Widerspruch von Seiten der Menge. Man schickt Boten ins Land, um den neuen Präsidenten zu proclamiren, giebt dem abgesetzten eine Wache vor sein Haus, „zum Schutze", und das biedere republikanische Volk gab eine öffentliche Erklärung ab, in welcher gesagt wird: „es ist uns einerlei, wer herrscht, wenn man uns nur in Ruhe läßt." Damit erklärte sich auch der Kaffeehändler und Expräsident wohlweislich einverstanden. Jimenez ist schon einmal Präsident gewesen und man war mit ihm zufrieden. Nun herrscht er unumschränkt, hat aber erklärt, daß Bevollmächtigte des Landes einberufen werden

sollen, um eine neue Verfassung zu entwerfen. Eine solche darf nicht fehlen, denn es ist in Central- und Südamerika einmal hergebracht, daß man nach jeder Revolution eine neue anfertigt, welcher dann wieder eine neue folgt.

Die Lingua geral in Brasilien. Der jüngst in München verstorbene große Naturforscher R. F. Philipp von Martius giebt darüber in seinem vortrefflichen, ungemein inhaltreichen Werke: „Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens" (Leipzig 1867. S. 364) einige Mittheilungen, die von allgemeinem Interesse sind. Durch die „Lingua geral brazilica" welche sich wie ein geistiges Band durch die vielzungige Urbevölkerung hinschlingt, wird der Verkehr der Weißen mit den Indianern vermittelt. Selbst im Verkehre mit freien Indianern, die ganz abweichende Idiome sprechen, gewähren einzelne ihrer Wörter die erste Handhabe des Verständnisses. Wo aber der rothe Mensch dem europäischen Einwohner dienstbar geworden, und überhaupt in allen Classen und Abstufungen der niedrigern ackerbautreibenden und bürgerlichen Gesellschaft ist sie die herrschende Sprache. In der That möchten in Para und Alto Amazonas die Häuser selten sein, in welchen sich nicht wenigstens einige Bewohner dieser Sprache bedienen. Sie ist das Vehikel für das Verständniß des Herrn mit dem Diener indianischer und gemischter Abkunft. Auch der in den nördlichsten Provinzen Brasiliens minder häufige Neger nimmt sie ohne Schwierigkeit auf oder versetzt mit ihr das eigenthümliche Patois, welches er entweder aus Afrika herübergebracht oder sich in Amerika angeeignet hat. In Para namentlich, wo im Arsenal, im Heere und in der Marine viele Indianer dienen, ist man auf den Gebrauch der Lingua geral fortwährend angewiesen. Wenn auch die Befehlenden ihrer nur selten vollständig mächtig sind, um sie als ausschließliches Organ zu gebrauchen, so mischen sie doch zu leichterm und raschern Verständniß einzelne Worte ein.

Je mehr man sich aber nach Westen wendet, um so häufiger tritt sie in einzelnen Bruchstücken hervor und um so öfter hört man sie; im Munde des gemeinen Volkes wird durch sie das Portugiesische vollkommen ersetzt. Das zeigt sich schon westlich von Santarem (am Amazonas) und immer stärker in den menschenarmen oberen Districten der Provinz Alto Amazonas, wo sich der Brasilianer oft ausschließlich von Indianern umgeben sieht. Auf die portugiesische Rede erfolgt hier oft die Antwort in der „Tupi", denn der Indianer und alle Mischlinge, dergleichen die meisten den geringeren Classen der Gesellschaft angehören, verstehen zwar Portugiesisch, finden es aber bequemer, in einer Sprache zu antworten, die weder Declination noch Conjugation im Sinne der ausgebildeten europäischen Idiome hat, und die nöthigen Begriffe, um welche es sich handelt, in energischer Kürze ohne grammatische Abwandlung der Wörter an einander reiht. Allerdings mangeln hier, wie in allen agglutinirenden oder polysynthetischen Sprachen, über welche sich die amerikanische Urbevölkerung gleich anderen culturlosen Völkern nicht erhoben hat, die feinen Nuancirungen in der Satzbildung. Solche Idiome vermögen nicht, eine Reihe von Begriffen zu einem organischen Ganzen zu gliedern, so daß sie als eine Verkörperung des logischen Denkprocesses selber zu einer dem Schönheitsgefühl entsprechenden Darstellung gelangten.

Gleichwie das Leben des Wilden sich in materiellen Beziehungen erschöpft, so ist auch seine Sprache einfach, ungelenk und vom Idealen abgewendet. Aber den praktischen Bedürfnissen und dem Verhältnisse zwischen einer höher gebildeten herrschenden und einer niedrigern gehorchenden Race kann diese Lingua geral vollkommen genügen, und ihre Grundelemente empfehlen sich überdies durch die Leichtigkeit, mit welcher sie ausgesprochen werden. Sie ist nämlich reich an Vocalen, die meisten Silben bestehen nur aus zwei Buchstaben; ihre Diphthongen lassen den Laut beider Vocale deutlich anklingen und die Consonanten, niemals gehäuft, folgen sich in den zusammengesetzten Wörtern oft nach dem Gesetz einer Apposition, welche der Rede Weichheit und Wohllaut verleiht.

Diese Vorzüge lassen sich übrigens nicht in gleichem Maße von der ursprünglichen Tupi rühmen, aus welcher die Lingua geral brazilica entwickelt worden und letztere trägt die Spuren mehrfacher europäischer Einwirkungen an sich. Sowohl der Dialekt der eigentlichen Guarani in Paraguay und in Südbrasilien, als die Spuren der Sprache, welcher die alten Tupinambas sich bedienten, weisen eine Häufung von Consonanten, eine unlautere Vocalisation auf, denen die verfeinerte und weichere Lingua geral im Munde der europäischen Ansiedler entkleidet worden ist. Wir müssen sie uns daher als einen nicht bloß aus dem innern indianischen Volksleben umgebildeten Dialekt denken; sie ist vielmehr eine wahre Lingua franca, aus den alten Tupi-Elementen unter der Herrschaft einer ihr ursprünglich fremden Reflexion aufgebaut und namentlich für das Werk der Bekehrung und Civilisation festgestellt, welches die Jesuiten und neben diesen auch andere geistliche Körperschaften und zwar ohne Zuthun der Regierungsgewalt in ihre Hand genommen hatten. Sie glaubten ihre Zwecke mit den Indianern am besten zu erreichen, wenn sie den Verkehr mit der portugiesischen Bevölkerung möglichst beschränkten. Deshalb bemüheten sie sich, in den Niederlassungen ihre Neophyten ausschließlich mit der Lingua franca bekannt zu machen, dagegen die portugiesische Sprache zu verdrängen. Allerdings verbot eine königliche Verfügung vom 12. October 1727 den Gebrauch der Lingua geral in den Ortschaften mit gemischter Bevölkerung, aber trotzdem war bis zur Aufhebung des Jesuitenordens und der Abführung von 112 Jesuiten aus Maranhao und Para im Jahr 1759 nach Portugal jene Lingua geral das ausschließliche Mittel der Verständigung mit den Indianern geblieben, im Leben, in der Schule und von der Kanzel. Während dieses Zeitraumes war sie von jenen thatkräftigen Geistlichen, den Carmelitern und Anderen, in der einmal fixirten Redeweise eifrig festgehalten worden. Sie blieb, obgleich sich viele Indianer, die andere „Girias" sprachen, sich derselben bedienen mußten, in einer gewissen Reinheit und Gleichförmigkeit bestehen, denn die Geistlichkeit bewahrte sie hierin mit Sorgfalt wenigstens innerhalb des Ordens.

Es ist der Lingua geral — und im Vergleich mit den Civilisationsversuchen unter den Wilden Nordamerikas und Oceaniens wohl nicht mit Unrecht — vorgeworfen worden, daß sie den Unterricht nicht bis zum Lesen von Büchern gebracht hat. Die Folge war, daß die Sprache, lediglich von einer uncultivirten, stets wechselnden Bevölkerung gebraucht, einer schrankenlosen Abwandlung und Verderbniß preisgegeben wurde. In diesem Stadium befindet sie sich in den Amazonasländern noch jetzt, und da sie, als das allgemeinste Mittel des Gedankenaustausches, in den nächsten Menschenaltern keineswegs gänzlich verlöschen wird, so erscheint es im Interesse der Verwaltung, sie vor weiterm Verfalle zu schützen und ihre Reinheit durch den Schulunterricht und durch literarische Bearbeitung herzustellen.

Wenn früher der Zeitgeist die Vereinigung der Indianer zu „christlich-organisirten" Gemeinschaften verlangte, so will die Gegenwart sie in die „bürgerliche Gesellschaft" aufnehmen, um auch von ihnen die Früchte der Industrie und des Handels zu ernten. Diese aber reifen beim Indianer, der nur für die Bevormundung durch eine höher entwickelte Race empfänglich ist, sehr langsam. Von diesem Gesichtspunkt aus empfiehlt sich die Cultur der brasilianischen Lingua franca als ein sicheres Mittel, den Indianer an die Kreise europäischer Gesittung heranzuziehen (— so weit das bei ihm überhaupt möglich ist —). Viele Brasilianer reden der Entwickelung dieser Tupisprache auch deshalb das Wort, weil die Aufnahme des Portugiesischen in den Gedankenkreis des Indianers ihnen unmöglich zu sein scheint. Für ethnographische Forschungen gewährt die Lingua geral mehrfachen Nutzen. Ja, ein tieferes Eindringen in die schwierigsten, aber auch erfolgreichsten ihrer Fragen dürfte ohne gründliche Kenntniß derselben unmöglich sein. Sie kann daher künftigen Reisenden nicht genug empfohlen werden.

Schwurringe in Mecklenburg. Herr C. W. Stuhlmann in Schwaan schreibt uns: Im Antiquarium zu Schwerin befinden sich mehrere ausgezeichnet schöne, goldene Eid- oder Schwurringe, die sämmtlich hier zu Lande während der letzten Decennien gefunden worden sind. Einer derselben, welcher in der Mitte der funfziger Jahre zu Wohlenhagen bei Wismar ausgegraben wurde, hat ovale Gestalt, ist in der Mitte dicker als an beiden Enden, an denen zwei hohle Halbkugeln sitzen; er ist mit Linien und Bändern verziert und wiegt fast neun Loth. Er kam unter einem großen Granitblocke zum Vorschein, in dessen Nähe sich keine alte Grabstätte befindet. Schon früher wurde zu Woosten bei Goldberg ein ganz ähnlicher, nur kleinerer und dünnerer Ring gefunden, der nur 5¼ Loth wiegt.

Erinnerung an Wodan in Mecklenburg. Demselben Briefe des Herrn Stuhlmann entlehnen wir auch das Nachstehende: Seltsamer Weise erzählt von Swantewit (— dem Hauptgotte der slavischen Obotriten —) die Volkssage bei uns fast gar nichts mehr, — nur sehr spärlich auf dem Fischlande. Dagegen ist Wode, auch de Ohle (der Alte) genannt, mit seiner Jagd, seinem Schimmel und den Wölfen in den meisten Gegenden noch wohl bekannt, nur nicht in dem sogenannten stuerschen Winkel, zwischem dem Müritz- und dem Plauersee, und in der großen süstwestlichen Haidegegend, wo nachweislich die Wenden sich als eigenes Volk hielten. Es möge bemerkt werden, daß man im stuerschen Winkel ganz eigenthümliche abergläubische Bräuche, namentlich bei der Leichenbestattung, findet, die noch jetzt so geheim gehalten werden, daß ich selbst bei älteren Landpredigern völlige Unkenntniß derselben gefunden habe.

* * *

— Das Asyl für Trunkenbolde im Staate Neuyork zählte, der deutschen Neuyorker „Abendzeitung" zufolge, in der Mitte des Jahres 1868 2153 „Angemeldete". Davon waren:

Geistliche	39
Richter	8
Kaufleute	340
Aerzte	226
„Gentlemen"	240
Töchter reicher Leute . .	1300.

Das genannte Blatt bemerkt: „Es ist sehr leicht möglich, daß das Neuyorker Institut nicht alle Classen von Säufern und Säuferinnen repräsentirt. Es geht aber unwiderlegbar aus jenen Zahlen hervor, daß die Unmäßigkeit viel mehr unter den vornehmen Classen grassirt als unter den niederen Volksclassen; — weit mehr bei denen, welche zu Hause poculiren, als bei denjenigen Classen, welche im Wirthshause geistige Getränke zu sich nehmen. Am auffallendsten ist die Zunahme des Saufens bei den vornehmen Damen. Man denke an jene dreizehnhundert Töchter reicher Leute, welche dasselbe so weit treiben, daß ihre Versetzung in eine Heilanstalt für Trunkenbolde unvermeidlich wird! Mit verächtlichem Naserümpfen gehen solche Yankeeinnen an einem deutschen Bierhause vorüber, aber zu Hause trinken sie in einem versteckten Prunkgemache sich toll und voll, oder sie gehen mit ihren Freundinnen in eine elegante, gemiethete Trinkstube, um sich dort habituell durch den Genuß der stärksten Getränke zu berauschen und zu Grunde zu richten. Auch die „Gentlemen", Richter, Geistlichen ꝛc. holen sich ihren Säuferwahnsinn weit öfter zu Hause oder in geheimen Clubs als in offenen Wirthschaften. Es sind unter ihnen viele — Wasserprediger."

— Amerikanische Kinder. „Wenn die Klage, daß es heutzutage keine Kinder mehr gebe, irgendwo gerechtfertigt erscheint, so ist dies in Amerika der Fall. Ein heiteres, unverdorbenes, kindlich fühlendes und denkendes Kind gehört hier wirklich zu den großen Seltenheiten; es giebt junge „Gentlemen" und „Ladies", junge Bengel und junge weibliche Affen in Unzahl — leider aber nur sehr wenige Kinder. Natürlich liegt die Schuld nicht an der Jugend, sondern am Alter; die eigenthümlichen politischen und socialen Verhältnisse des Landes, die Erziehungsmethode, die Sitten und Lebensgewohnheiten sind es, denen wir den Mangel an einem ächten und rechten jugendlichen Geschlechte zuzuschreiben haben. Allen nach Amerika kommenden Europäern fällt das eigenthümliche Wesen der amerikanischen Kinder auf, die von denen der alten Welt so außerordentlich verschieden sind."

Die obigen Worte äußert die „Newyorker Staatszeitung". Sie druckt dann aus dem „Scotsman" die Beobachtungen ab, welche ein Schotte im Yankeeland angestellt hat. Wir wollen bemerken, daß die Unkindlichkeit der Kinder vorzugsweise nur bei den Anglo-Amerikanern der Städte, im Osten, in den mittleren Staaten und im Westen dort auftritt, wo das Yankeeelement vorwiegt. In den südlichen Staaten und bei den Deutschen durchschnittlich ist die gegenseitige Stellung von Eltern und Kindern viel besser und hat einen europäischen Zuschnitt; am meisten ausgeartet ist das Verhältniß in den puritanischen Neuenglandstaaten. Der Schotte bemerkt unter Anderm:

Amerikanische Kinder zeichnen sich durch ganz erstaunliche Frühreife aus; manche werden vielleicht sagen, daß sie daran leiden und haben damit sicher ebenso recht. Diese Eigenthümlichkeit hat wohl ihren Hauptgrund in der amerikanischen Gewohnheit, die Kinder schon von früher Jugend am Familientisch theilnehmen zu lassen. Eine Dame in Neuengland, die Mutter von elf Kindern — dort eine große Seltenheit — rühmte mir von einem ihrer Sprossen, daß das Kind schon mit 7 Monaten am Tisch mitgegessen und mit 13 Monaten Löffel, Messer und Gabel so sicher wie ein Erwachsener gehandhabt habe. In so zartem Alter in den Familienkreis eingeführt, an den Mahlzeiten der Erwachsenen theilnehmend und alle ihre Unterhaltungen — auch die für Kinder schlechterdings nicht geeigneten — mit anhörend, ist es wohl ein Wunder, wenn die von Natur meist gut begabten Kinder bald ein Interesse an allgemeinen Dingen zeigen, die Ideen, die Sprache und Manieren Erwachsener annehmen? Ein bejahrter canadischer Geistlicher erzählt, daß er einst in der Wohnung eines Freundes vorsprach, wo man ein kleines Mädchen von vier Jahren zu seiner Unterhaltung in das Sprechzimmer schickte, bis die Dame des Hauses sich für den Empfang des Besuches vorbereitet. Das Kind knüpfte sofort mit dem Fremden ein für sein Alter ungewöhnlich ernstes Gespräch an und erzählte ihm unter Anderm, daß es eine Parodie auf Kingsley's Lied von den „drei Fischern" gedichtet, dann aber das Manuscript unvorsichtigerweise habe ins Feuer fallen lassen, vor welches es zum Trocknen hingehalten worden. „Wie schade!" rief der Geistliche. „Wäre ich das Feuer gewesen, ich würde so lange zu brennen aufgehört haben, bis Du das Papier wieder herausgeholt hättest." „Ach nein, Herr Pastor," versetzte das Kind sehr ernst, „das hätten Sie nicht thun können. Die Natur, wissen Sie, bleibt immer Natur und ihre Gesetze sind unabänderlich." Der Geistliche war wie auf den Mund geschlagen und wußte kein Wort weiter vorzubringen. — Am meisten staunte ich über die Leichtigkeit, mit der sich Kinder über politische Gegenstände unterhalten, da diese Erscheinung für einen Europäer gänzlich neu und ungewohnt ist. In der Unterhaltung mit einem kleinen achtjährigen Jungen mag es Einem leicht begegnen, daß man sich plötzlich durch die Frage überrascht sieht: „Was denken Sie wohl, Herr, über den Zustand des Landes?" Nicht wenig Spaß machte mir einst ein kleiner zehnjähriger Junge in Brooklyn. Ich war bei seinen Aeltern zu Tische geladen und die Unterhaltung drehte sich um den damals gerade im Gange befindlichen Anklageprozeß. „Papa, wie kannst Du nur noch ein Johnsonmann sein?" hob unser kleiner Politiker plötzlich an. „Der Johnson ist doch ein Verräther und in allen Zeitungen steht, er müßte abgesetzt werden."

In einem Neuyorker Boardinghause waren am frühen Morgen des Tages, an dem die Nachricht von der Ermordung Abraham Lincoln's eingetroffen, die Gäste beim Frühstück versammelt. Eine gedrückte Stimmung hatte sich Aller bemächtigt; statt der sonstigen muntern Unterhaltung herrschte düsteres Schwei-

gen. Jeder schien sich seinen eigenen Gedanken über die schreckliche Calamität zu überlassen. Ein kleines Mädchen saß an der Seite seiner Mutter, und nachdem es das drückende Schweigen geraume Weile ertragen hatte, brach es plötzlich mit komischem Pathos in die Worte aus: „Hat man je so etwas in Griechenland oder in Rom erlebt!“

In einer canadischen Gesellschaft, wo über politische Gegenstände verhandelt wurde, trat ein kleines Mädchen, das den Erwachsenen aufmerksam zugehört, plötzlich mit der Ansicht hervor, der Staat Maine und die Hälfte New-Hampshires sollten von Rechtswegen zu Canada gehören. Etwas Aehnliches begegnete mir einst in Boston, wo ich im Hause eines Freundes mit einem siebenjährigen Töchterchen auf dem Teppich umherspielte, als mich das Kind plötzlich fragte, was man wohl in England zu der Erwerbung von Russisch-Amerika sagen werde? Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, die Kleine aber blickte mir so ernsthaft in die Augen, daß ich mich doch wohl zu einer Antwort bequemen mußte. So sagte ich ihr denn, die Sache sei bedenklich und würde wahrscheinlich zu einem tüchtigen Schneeballenkrieg zwischen England und Amerika führen. Doch mein kleiner Politikus im Unterröckchen machte mir ein böses Gesicht; vermuthlich fand es die Kleine durchaus nicht passend, über so ernste Dinge im Scherz zu reden.

Diese Frühreife amerikanischer Kinder hat eine sehr unangenehme Beigabe: sie führt nicht selten zur Frechheit, zum gänzlichen Mangel an Ehrerbietung gegen die Eltern. „Papa, mache Dich doch nicht lächerlich!“ hörte ich einst ein kleines Mädchen sagen, dessen Vater die Rede eines Franzosen nachahmte, die dieser in einer öffentlichen Versammlung gehalten. Nicht selten hört man von Kindern gegen ihre Eltern Aeußerungen wie: „Geh Deiner Wege,“ „Bekümmere Dich um Deine Sachen,“ „Laß mich jetzt in Ruhe“ und ähnliche Redensarten. Und merkwürdigerweise — die Eltern scheinen das Unschickliche solcher Worte nur sehr selten zu empfinden.

Ich erinnere mich eines kleinen vierjährigen Burschen, der einst bei Tisch in meiner Nähe auf seinem hohen Kinderstühlchen saß. Nachdem der erste Gang vorüber war, wischte er sich ganz behaglich mit der Serviette den Mund ab und sagte zu seiner neben ihm sitzenden Mutter: „Gieb mir etwas von dem Kuchen, Mama, und klingele Emma, sie soll mir ein Glas frisches Wasser bringen.“

Dies ist nur eines der Beispiele, die uns erklären mögen, was eigentlich jene Dame aus den Neuenglandstaaten meinte, wenn sie sagte: „Ich werde nachgerade eine sehr folgsame Mutter.“ „Eltern, gehorcht in allen Dingen euren Kindern,“ das ist der neue amerikanische Grundsatz. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sich eines Tages irgendwo eine amerikanische Firma etablirte: „John Smith und Vater.“

Alle diese Erscheinungen treten im Süden weit weniger zu Tage. Dort besteht die elterliche Zucht noch zu Recht, und das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist so ziemlich dasselbe wie in europäischen Ländern. Der Norden hält an seinen Grundsätzen der Unabhängigkeit und Gegenseitigkeit fest, er läßt alte, wohl begründete und natürliche Unterschiede in der demokratischen Gleichheit aufgehen. Behandle mich so, wie du verlangst, daß ich dich behandele, ist eine Maxime, die sogar im Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrern und Zöglingen aufrecht erhalten wird.

Damit soll nun durchaus nicht gesagt sein, daß amerikanische Kinder absolut roh oder ungezogen seien. Im Gegentheil, ich fand sie oft höflicher, gesitteter, ordnungsliebender als unsere europäischen; aber sie verlangen eine ganz andere Behandlung als die letzteren. Am besten wird man mit ihnen fahren, wenn man sie als zurechnungsfähige Wesen behandelt, die ihren eigenen Willen und das Recht, ihn zu üben haben. Man muß an ihre Vernunft und an ihren Sinn für das Rechte appelliren. Beruft man sich lediglich auf die eigene Autorität, so wird man stets eine naseweise Antwort erhalten.

„Weißt Du, mit wem Du sprichst?“ sagte ein aufgebrachter Vater zu seinem halsstarrigen Jungen. „Es ist Dein Vater, den Du vor Dir hast.“ „Ja, und wessen Schuld ist das?“ versetzte der unbändige Range; „die meinige wahrhaftig nicht.“

— Die Volksmenge in nachbenannten französischen Städten beträgt nach der neuesten Zählung: Paris 1,825,274; — Lyon 329,954; — Marseille 300,031; — Bordeaux 194,241; — Lille 154,799; — Toulouse 126,936: — Nantes 111,956; — Rouen 100,671; — St. Etienne 96,620; — Straßburg 84,167.

— Die besseren englischen Zeitschriften klagen dann und wann darüber, daß im Stil eine wahre Barbarei überhand nehme; das sei um so widerwärtiger, wenn diese Barbarei obendrein geziert sei oder sich ein gelehrtes Ansehen gebe. Wir finden nun in der „Westminster Review“ folgende Probe „erhabenen Stils“. Der Reviewer will sagen: Wer allzustreng arbeitet, nutzt frühzeitig seine Kräfte ab. Das drückt er mit folgendem Gesalbader aus: „Eine wohl zu beachtende und merkwürdige Wahrnehmung in Bezug auf philosophische Thätigkeit besteht darin, daß die Coordination aller Verrichtungen, aus welcher die gesammte intellectuelle Energie philosophischer Geister besteht, in ihrer Gesammtfülle nur für einen kurzen Theil ihrer Lebensdauer vorhält. Gewöhnlich tritt schon zu einem frühen Punkt im mittlern Lebensalter eine Epoche ein, in welcher die Assimilation des wissenschaftlichen Materials und dessen weitere Ausarbeitung mit einer kräftigern und anhaltendern Synergie wirksamer ist, als das in einer spätern Zeit für denselben Geist möglich ist. Auf diese Phase philosophischer Ueberanstrengung folgt dann allemal eine geistige Phase, welche sich dadurch charakterisirt, daß sie an simultanen Kräften weit weniger zu verausgaben hat, als während der vorigen Epoche.“

— Ein Deutscher, der zu Newberry in Südcarolina wohnt, theilt als „trauriges Curiosum“ folgende Thatsache mit. „Ein Neger, welcher in dem deutschen Gasthofe jener Stadt als Hausknecht diente, wurde von seinen Stammgenossen zum Mitgliede der Staatslegislatur von Südcarolina erwählt. Als der nunmehrige Gesetzgeber von seinem bisherigen Dienstherrn Abschied nahm, empfahl er seinen Sohn, der dann auch als Hausknecht eintrat, aber zu Anfang Novembers wegen Unbrauchbarkeit entlassen wurde. Jedenfalls brauchen die beiden Hausknechte nicht zu hungern, da der Papa als Gesetzgeber täglich 7 Dollars Diäten bezieht.“

— Auf Hawaii, Sandwichsinseln, wo die Missionen seit einem halben Jahrhundert thätig sind, brach im September ein Aufstand aus. Ein Scheriff wollte einen eingebornen Mann Namens Kaoni verhaften, der sich für einen Propheten erklärt hatte und den Untergang der Welt verkündete. Die zahlreichen Anhänger des Propheten leisteten Widerstand, tödteten den Scheriff, schnitten ihm den Kopf ab und spießten denselben auf einen Pfahl. Ein anderer Scheriff wurde lebensgefährlich verwundet; mehrere Polizeileute, welche einschritten, blieben todt auf dem Platze. Die neue Secte wird natürlich mit Gewalt unterdrückt werden. In den aus Europa oder Nordamerika gekommenen religiösen Dogmen kann der Sandwichsinsulaner sich nicht zurecht finden; wenn er aber grübelt, verfällt er in Extravaganzen, gleich seinem Stammverwandten, dem Neuseeländer, der zum Hauhau geworden ist, nachdem man ihn für einen guten Christen gehalten hatte.

— Es ist für den Betrieb der großen pacifischen Eisenbahn ein sehr günstiger Umstand, daß in dem großen Binnenbecken Kohlenlager von großer Mächtigkeit aufgefunden worden sind, nicht nur an den Quellgewässern des Humboldtflusses, sondern auch am Wahsatschgebirge, gerade in der Gegend, wo die westliche und die östliche Abtheilung der beiden großen Schienenstränge sich mit einander vereinigen.

— Spanien hat 117 Seehäfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.